
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Verhandlungen

der

neunten Versammlung

deutscher Philologen, Schulmänner

und

Orientalisten

zu Jena

am 29. 30. September, 1 und 2. October

1846.

Jena, 1847.
Crökersche Buchhandlung.

Vorwort.

Im Auftrage der beiden Herren Präsidenten der Versammlung übernahm der Unterzeichnete die Redaction dieser Verhandlungen. Sein Bestreben ging vor Allem dahin, ein möglichst vollständiges und treues Bild des Gesprochenen zu geben; zu diesem Zwecke versuchte er nach seinen Aufzeichnungen, mit denen er die der beiden andern Secretaire verglich, eine Reproduction der zum größeren Theile frei gehaltenen Vorträge und der daran geknüpften ausführlicheren Discussionen, und sandte die einzelnen Blätter den Rednern zur Durchsicht und Vervollständigung zu (siehe die Mittheilung des zweiten Präsidenten S. 67). Sobald die Antwortschreiben derselben eingegangen waren, konnte der Druck beginnen. Die Herren Proff. Fortlage und Piper theilten die von ihnen aufgezeichneten Vorträge mit, sowie sie gehalten worden waren; Herr Prof. Lindner behielt sich die Bekanntmachung seines Vortrags in einer besondern Schrift vor, mit welcher er sich an dem in Sachsen angeregten Streite über Gymnasialwesen zu betheiligen gedenkt, und sandte daher seinen Vortrag nicht ein. Am Schlusse ist auch eine Uebersicht der Verhandlungen des Orientalistenvereins beigegeben, welche der erste Secretair desselben Prof. Stickel entworfen hat. Noch möge erinnert werden, daß in den ersten beiden Sitzungen der erste Präsident, Geh. Hofr. Hand, in den beiden letzten (von S. 46 an) der zweite, Geh. Hofr. Göttling, den Vorsitz führten, daher überall, wo der Präsident genannt ist, der jedesmal den Vorsitz führende zu verstehen ist. Und so mögen diese Blätter eine gute Aufnahme finden und den Anwesenden eine freundliche Erinnerung an die Tage frohen Zusammenseins, denen aber, die nicht erscheinen konnten, einigen Ersatz gewähren!

Jena, den 17. Februar 1847.

Hermann Weißenborn.

Inhalts-Verzeichniß.

Statuten

des

Vereins deutscher Philologen und Schulmänner*).

---

§. 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, daß es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfaßt;

b) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, so wie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit ausgleichen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) größere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer größern Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

*) Seit der 7ten (Dresdner) Versammlung haben sich auch die deutschen Orientalisten dem Vereine als besondere Section angeschlossen.

b) in einem schon bestehenden oder neu zu begründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfassendern Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten;

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§. 3.

In jenen Versammlungen finden Statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat*);

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollen**).

§. 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch giebt, daß er an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

*) Nach dem Beschlusse der sechsten Versammlung ist die erste Hälfte einer jeden öffentlichen Sitzung zur Anhörung von Vorträgen, die zweite aber zur freien Discussion theils über diese Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben bestimmt. S. die Verhandlungen der zweiten öffentlichen Sitzung der 6ten Versammlung. S. 48; doch wurde in der ersten Sitzung der 9ten (Jenaer) Versammlung gleich nach dem ersten Vortrage beschlossen, die Discussion unmittelbar auf denselben folgen zu lassen und dabei geltend gemacht, daß keiner Versammlung die Befugniß zustehe, einer der nächstfolgenden Versammlungen Vorschriften für die innere Oekonomie derselben zu machen, sondern daß jede in dieser Beziehung autonom sei.

**) Nach einem Beschlusse der sechsten Versammlung soll sich das Präsidium mit einem Comité über den nächsten Versammlungsort des Vereins berathen und das Resultat der Berathung in einer der öffentlichen Sitzungen zur Beschlußnahme vorlegen. S. die Verhandlungen der vorbereitenden Sitzung der 6ten Versammlung S. 7.



Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschließen.

§. 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts, noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§. 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande*) liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

§. 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.

Göttingen, den 20. September 1837.

Dr. F. Thiersch, Mitglied des obersten Schul- und Kirchenraths des Königreichs Bayern. — F. Kohlrausch, Königlich Hannöverscher Ober-Schulrath. — C. O. Müller, Hofrath und Professor in Göttingen. — C. Lachmann, ordentlicher Professor der Philologie in Berlin. — Jakob Grimm, Hofrath und ord. Professor der Philologie in Göttingen. — M. H. E. Meier, ordentlicher Professor der Philologie in Halle. — Ernst von Leutsch, außerordentlicher Professor zu Göttingen. — Aug. Friedr. Pott, außerordentlicher Professor zu Halle. — Theodor Bergk zu Halle. — Professor Emperius zu Braunschweig. — F. Ranke, Gymnasial-Direktor zu Göttingen. — F. G. Welcker, Professor in Bonn. — F. W. Schneidewin, Professor in Göttingen. — Dr. Julius Cäsar, Privatdocent zu Marburg. — Dr. Ahrens zu Ilfeld. — Conrektor Dr. Geffers zu Göttingen. — Dr. Aug. Bernh. Krische, Privatdocent in Göttingen. — Dr. Karl Grotefend zu Hannover. — Dr. Theodor Benfey, Privatdocent zu Göttingen. — Dr. Bode, Privatdocent in Göttingen. — H. Dahlmann in Göttingen. — W. Grimm in Göttingen. — H. Ewald in Göttingen. — Prof. Dr. Ritschl zu Breslau. — Hofrath Göttling zu Jena. — Prof. Dr. Rost zu Gotha. — Direktor Dr. Grotefend zu Hannover.

*) welcher aus einem Präses und einem Vice-Präses besteht. S. die Verhandlungen der dritten Versammlung. S. 45.

Verzeichniß
der Mitglieder der neunten Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten,
welche sich in Jena am 28. September 1846 eingezeichnet haben.

---

1. Ferdinand Hand, Professor in Jena.
2. Goettling, Prof. in Jena.
3. D. A. G. Hoffmann, Prof. d. Theol. in Jena.
4. D. Stickel, Prof. in Jena.
5. Dr. Hermann Weißenborn, Prof. in Jena.
6. L. Preller, Prof. in Jena.
7. Schulrath Dr. Eggert in Neustrelitz.
8. Richter, Lehrer in Jena.
9. D. Neumann, Prof. aus München.
10. R. Rost, Cand. theol. aus Eisenberg.
11. Dr. G. Bippart, Privatdocent in Jena.
12. Prof. Bertheau aus Göttingen.
13. C. Fiedler aus Dessau.
14. Dr. Kritz, Prof. aus Erfurt.
15. Dr. Elze aus Neubrandenburg i. Mecklenburg.
16. Franz Kindscher, Cand. philol. aus Dessau.
17. J. F. Bulle, Oberpfarrer in Pößneck.
18. Prof. Dr. Calmberg aus Hamburg.
19. Prof. Dr. Stähelin aus Basel.
20. Lindig, Cantor in Jena.
21. Peucer, Präsident des Oberconsistoriums in Weimar.
22. Dr. A. Hoefer, Prof. in Greifswald.
23. Collaborator A. Beinitz aus Jena.
24. Prof. Dr. Dietsch aus Grimma.
25. Prof. Dr. Fr. W. Schneidewin aus Göttingen.
26. Oberlehrer H. Uhlworm aus Arnstadt.
27. Dr. H. Düntzer aus Cöln.
28. Conrector Bretschneider aus Gera.
29. Dr. J. Gildemeister, Prof. in Marburg.
30. Dr. v. Heßling in Jena.
31. Dr. Chr. Klopffleisch, Archidiaconus in Jena.
32. Dr. O. L. B. Wolff, Prof. in Jena.
33. Stadelmann, Gymnasialdirector in Dessau.
34. Dr. Schellenberg, Prof. in Eisenberg.
35. Hermann Rentsch, Cand. theol. zu Jena.
36. Dr. Domrich in Jena.
37. Ed. Kirchberg, Cand. theol. aus Wienrode.
38. Dr. B. Stark in Jena.
39. Dr. Carl Otto, Privatdocent d. Theol. in Jena.
40. D. A. Schmidt, Prof. in Jena.
41. Dr. Stieren, Privatdocent in Jena.
42. Dr. E. Schmid, Prof. in Jena.
43. Dr. Fr. Bran in Jena.
44. Dr. Brandis, Geh. Justizrath aus Meiningen.
45. Dr. Schauer, Pfarrer in Wenigenjena.
46. Dr. Renner in Jena.
47. Dr. jur. C. F. Müller in Jena.
48. E. Kopp aus Jena.
49. Dr. Ernst Klußmann aus Rudolstadt.
50. Gustav Schumacher, Cand. theol. in Jena.
51. Dr. C. Guyet, Geh. Justizrath u. Prof. in Jena.
52. Prof. Dr. Haase aus Breslau.
53. Prof. Dr. Stenzler aus Breslau.
54. D. Wilibald Grimm, Prof. d. Theol. in Jena.
55. Prof. Hermann Brockhaus aus Leipzig.
56. Dr. Hermann Kellgren aus Helsingfors in Finnland.
57. Dr. Schöler, Director d. Gymnasiums in Erfurt.
58. Karl Trebitz, Cand. in Jena.
59. Dr. Fr. S. Voigt, Geh. Hofrath u. Prof. in Jena.
60. Fr. Joh. Frommann in Jena.

61. Dr. J. C. E. Schwarz in Jena.
62. Fr. Schläger, Diakonus in Jena.
63. Ob. App. Ger. Secretär Dr. Gille in Jena.
64. Dr. Schlömilch, Prof. in Jena.
65. H. Mauke jun. in Jena.
66. Dr. J. Günther in Jena.
67. Piper, Prof. aus Berlin.
68. Geh. Hofrath Bachmann in Jena,
69. Brüggemann, Geheimerath von Berlin.
70. Lachmann, Prof. von Berlin.
71. Dr. jur. von Groß in Jena.
72. Dr. Bayer in Jena.
73. Major von Knebel in Jena.
74. Prof. Fortlage zu Jena.
75. Heinr. Deinhardt, Cand. phil. von Weimar.
76. D. E. Meier aus Tübingen.
77. Rector Dr Fr. Aug. Eckstein aus Halle.
78. Dr. Tittmann in Jena.
79. Dr. Ludw. Koch aus Ohrdruff.
80. Conrector Höpfner aus Jena.
81. Dr. E. Weller aus Jena.
82. Cand. philol. A. Schubart aus Weimar.
83. Lehrer Lobe aus Jena.
84. Hermann Sauppe D., Director des Gymnas. in Weimar.
85. Dr. J. Horkel aus Berlin.
86. Prof. A. W. Winkelmann aus Leipzig.
87. Prof. D. Ernst Lieberkühn aus Weimar.
88. Prof. D. Scharff aus Weimar.
89. Prof. Dr. Obbarius aus Rudolstadt.
90. Dr. L. F. Hesse, Hofr. und geh. Archivar aus Rudolstadt.
91. Dr. Th. Obbarius aus Rudolstadt.
92. Geh. Rath Dr. Schmid von Jena.
93. Dr. E. S. Mirbt in Jena.
94. Dr. Tröbst in Jena.
95. Prof. Schmidt aus Naumburg.
96. Ed. Schmid, Pfarrer zu Pfiffelbach.
97. Dr. Elle, Gymnasialcollaborator in Weimar.
98. Ed. Billig, Collaborator in Jena.
99. Dr. Bormann, Adjunct im Kloster Roßleben.
100. C. Hotzel in Jena.
101. Dr. Webel in Jena.
102. Director Dr. Krueger aus Braunschweig.
103. Dr. Raph. Kuehner aus Hannover.
104. Dr. C. L. Grotefend aus Hannover.
105. Oberappellationsrath D. Heimbach von hier.
106. Dr. B. Matthiae von hier.
107. O.A.G.Rath Dr. Schüler von hier.
108. Prof. D. Weber von Weimar.
109. Prof. Dr. Bent von Weimar.
110. Prof. Dr. Franke, Rector d. königl. Landesschule in Meißen.
111. Prof. Dr. Martin in Jena.
112. Prof. Dr. Ameis aus Mühlhausen.
113. Prof. D. Habich aus Gotha.
114. Dr. O. Schneider, Gymnasiallehrer aus Gotha.
115. Dr. F. Berger aus Gotha.
116. E. Beiß, Schulrector in Jena.
117. Dr. C. Boettcher, Gymnasiallehrer aus Rudolstadt.
118. Dr. Carl Friedr. Gruner aus Jena.
119. Dr. Hermann Koechly von Dresden.
120. Dr. Sintenis, Prof. aus Zerbst.
121. Kirchenrath Dr. Klein von Eisenberg.
122. Director Dr. Pabst aus Arnstadt.
123. Dr. Benker, Director eines Knaben-Instituts zu Jena.
124. Mösta aus Eschwege, Gymnasiallehrer.
125. L. Welcker, Candidat der Theolog.
126. Dr. Schaub, Regierungsrath in Magdeburg.
127. Dr. Förtsch, Gymnasialdirector aus Naumburg.
128. Dr. Müller, Prof. aus Naumburg.
129. Dr. C. W. Rauck, Prorector des Gymnasiums zu Cottbus.
130. Dr. K. A. Credner, Prof. aus Gießen.
131. Dr. H. Wackenroder, Prof. aus Jena.
132. Prof. Welcker aus Gotha.
133. Bergk, Prof. aus Marburg.
134. Dr. Carl Hase, Prof. von hier.
135. Dr. Doederlein, Prof. in Erlangen.
136. Dr. Blank, Prof. aus Halle.
137. Dr. Ranke, Director aus Berlin.
138. Dr. Koner aus Berlin.

139. Dr. Eckardt, Lehrer am königl. Pädagogium zu Halle.
140. Dr. Niemeyer, Lehrer an der lat. Schule zu Halle.
141. Dr. Böhme, Lehrer an der lat. Schule zu Halle.
142. Dr. Scheibe, Gymnasiallehrer in Neustrelitz.
143. Dr. Sintenis, Regierungs- und Consistorialrath aus Dessau.
144. Dr. Henneberger, Gymnasiallehrer aus Hildburghausen.
145. Dr. Daniel aus Halle.
146. Dr. Splieth aus Halle.
147. Prorector Göll aus Schleiz.
148. Hofdiaconus Weißker aus Schleiz.
149. Dr. Wilhelm Corte, Gymnasiallehrer aus Zerbst.
150. Dr. Bergmann aus Berlin.
151. Dr. Fürstenau aus Marburg.
152. Rödiger, Prof. aus Halle.
153. Fleischer, Prof. aus Leipzig.
154. Dr. Haltaus, Gymnasiallehrer aus Leipzig.
155. Dr. H. Wuttke aus Leipzig.
156. Ludewig, Rector des Lyceum in Eisenberg.
157. C. F. Horlbeck, Schul-Inspector in Greiz.
158. M. Herzog, Schulrath und Director aus Gera.
159. D. Behr, Geheimer Kirchenrath aus Gera.
160. Dr. Mayer, Professor aus Gera.
161. Sauppe, Subconrector aus Gera.
162. Consistorialrath und Superintendent Bach aus Ohrdruf.
163. A. Bach, Cand. philol. aus Ohrdruf.
164. Prof. Dr. Schrön von Jena.
165. Studienlehrer Hoffmann aus Nürnberg.
166. Prof. G. Seyffarth aus Leipzig.
167. Dr. C. E. Putsche, Prof. am Gymnasium zu Weimar.
168. Dr. W. Weißenborn, Prof. am Gymnasium zu Eisenach.
169. Karl Halm, Prof. aus Speyer.
170. Oberschulrath D. Rost aus Gotha.
171. Prof. Dr. Walz aus Tübingen.
172. E. F. Wüstemann, Prof. aus Gotha.
173. F. Wüstenfeld, Prof. aus Göttingen.
174. Jul. Caesar, Prof. aus Marburg.
175. Wilh. Vischer, Prof. u. d. Z. Rector der Universität zu Basel.
176. Fr. Dor. Gerlach, Prof. u. Bibliothekar zu Basel.

Am 29. September haben sich in Jena eingezeichnet.

177. Dr. Larsow, Prof. aus Berlin.
178. Dr. Seyffert, Prof. aus Berlin.
179. Heydemann, Prof. aus Berlin.
180. Dr. E. Curtius, Privatdocent aus Berlin.
181. Dr. A. W. Zumpt aus Berlin.
182. Dr. Gust. Wolff aus Berlin.
183. Gymnasiallehrer Täuber aus Berlin.
184. Dr. L. Wiese, Prof. aus Berlin.
185. Fr. Franke, Oberappellationsger.-Secretär in Jena.
186. Dr. Kannegießer, Tit. u. Prof. a. D. aus Berlin.
187. Dr. Queck, Collab. am Gymn. zu Sondershausen.
188. Dr. Karl Wilh. Müller aus Apolda, Prof. d. Univ. u. d. Gymn. in Bern.
189. Dr. Hermann Schaarschuch, Lehrer am Gymnasium zu Gera.
190. Reichard, Pfarrer aus Magdala.
191. Dr. Luden aus Weimar.
192. Bonnell, Gymnasialdirector aus Berlin.
193. Wehner, Cand. in Jena.
194. C. W. Walz, Universitätsbuchhändler in Jena.
195. Fr. Soßmann, Lehrer am Stoyschen Institut.
196. M. Haupt aus Leipzig.
197. Friedr. Mauke in Jena.
198. Mor. Theod. Frommelt, Pastor zu Eydorf.
199. Christ. Burkhardt, Pfarrer zu Jenaprießnitz.
200. A. W. Krische, Prof. aus Göttingen.
201. C. E. Küttner, Pf. und Adj. und Vorsteher eines Erziehungsinstituts aus Berlstedt.
202. Dr. Kießling, Gymnasialdirector aus Posen.
203. C. G. Wunder, Prof. aus Meißen.
204. Dr. Kraner, Prof. aus Meißen.
205. Dr. Reinhold Schmid, Prof. aus Bern.
206. Prof. Dr. Sauppe, Gymnasialrector aus Torgau.
207. Oberlehrer G. Rothmann, Subrector aus Torgau.

208. Dr. K. W. Scheidler, Prof. in Jena.
209. Prof. D. Petermann aus Berlin.
210. Dr. H. Fischer, Director des Gymnasiums zu Meiningen.
211. Dr. Stürenburg, Director des Gymnasiums zu Hildburghausen.
212. Prof. Meier aus Halle.
213. Prof. Gerhard aus Berlin.
214. Cand. Lindemann aus Gotha.
215. Prof. Dr. Snell in Jena.
216. F. Stark aus Jena.
217. K. A. Weidemann aus Saalfeld.
218. Geh. Hofrath Schulze in Jena.
219. Dr. utr. jur. Hermann Schulze in Jena.
220. G. Lotholz, Cand. philol. in Jena.
221. Bartholomaei, Cand. zu Jena.
222. Retz, Lehrer an der Bürgerschule zu Jena.
223. Dr. Peter, Consistorial- und Schulrath in Hildburghausen.
224. Dr. Arnold, Gymnasiallehrer und Privatdocent in Halle.
225. R. Hickethier, Regierungs-Accessist in Jena.
226. Gymnasiallehrer Dr. Doberenz aus Hildburghausen.
227. Prof. Dr. Stoy aus Jena.
228. Pastor Hoffmann aus Kospeda.
229. Dr. A. Danz, Oberappellationsrath u. Prof. in Jena.
230. K. Koch Prof. in Jena.
231. Dr. Ortloff, Oberappellationsgerichtspräsident zu Jena.
232. Dr. Bernstein, Prof. aus Breslau.
233. Pfarrer Weichardt aus Nermsdorf bei Weimar.
234. Prof. Dr. Theile aus Bern.
235. Hofr. D. Huschke, in Jena.
236. Prof. Dr. G. Suckow, in Jena.
237. F. Müller, Adjunct in Pforta.
238. Dr. Steinhart, Prof. in Pforta.
239. K. Keil, Prof. in Pforta.
240. Dr. Jacob, Prof. in Pforta.
241. Wolff, Prof. in Pforta.
242. Jacobi I., Prof. in Pforta.
243. Jacobi II., Prof. in Pforta.
244. Dr. Corssen, Adjunct in Pforta.
245. Dr. Lorenz in Jena.
246. Carl Reinhold in Jena.
247. F. W. Eckhardt in Jena.
248. Dr. Heinrich Doering in Jena.
249. Dr. Wilibald Artus, Prof. in Jena.
250. Dr. Gustav Schueler, Bergrath u. Prof. in Jena.
251. K. Becker, Lehrer im Benkerschen Institut in Jena.
252. J. C. A. Burkhart, Oberpfarrer und Adjunctus in Lobeda.
253. W. E. E. Heimbach, Stadtgerichtsrath aus Leipzig.
254. Heinrich Kühn, Regierungsrevisor in Weimar.
255. Emil Herbst, Dr. jur. in Jena.
256. Geh. Reg. Rath Prof. Böckh in Berlin.
357. Wilh. Carl Fr. Suckow, Med. P. P. O. zu Jena.
258. Eduard Wesselhöft, Pastor zu Hottelstädt.
259. Otto Gumprecht, Dr. jur. aus Berlin.
260. Bernh. Giseke, Cand. aus Kamburg.
261. Schweitzer, Staats-Minister aus Weimar.
262. Prof. Dr. Gottfried Hermann aus Leipzig.
263. Dr. Carl Koch, Amtscommissär in Jena.
264. F. Peter, Oberlehrer am Gymnasium zu Zeitz.
265. G. Kahnt, Prorector am Gymnasium zu Zeitz.
266. Dr. Rinne, Oberlehrer am Gymnasium zu Zeitz.
267. Pfarrer Kirmst aus Ballstedt.
268. Oberst von Paschwitz in Jena.
269. A. Thierbach aus Weimar.
270. Dr. Eugen Pencer, Pfarrer zu Groß-Löbichau.
271. Acc. O. Hotzel aus Jena.
272. Dr. Genßler, Generalsuperintendent zu Coburg.
273. Dollfuß aus Havre bei Paris.
274. Dr. Krehl aus Leipzig.
275. Dr. Dieterici aus Berlin.
276. Prof. Dr. Lindner aus Leipzig.
277. Prof. Dr. Küchler aus Leipzig.
278. Dr. Fritzsche aus Gießen.
279. O. A. Rath Dr. Paulssen in Jena.
280. Dr. Prutz aus Halle.

Am 30. September 1846 haben sich in Jena eingezeichnet.

281. Dr. Fritsche, Prof. aus Zürich.
282. Dr. Liebmann aus Halle.
283. Härtel, Cand. d. Theol. aus Weimar.
284. Dr. P. E. Svedbom, Gymnasiallehrer aus Stockholm.
285. W. Kronfeld, Lehrer an der Realschule zu Jena.
286. Haberland, Conrector am Lyceum zu Eisenberg.
287. Klötzner, Chr. W., Superintendent und Oberpfarrer zu Eisenberg.
288. Karl Hercher, Lehrer in Dornburg.
289. Brüger, Pfarrer zu Maua.
290. Knote, Cand. d. Theol. aus Maua.
291. Dr. Vermehren, OAGRath zu Jena.
292. Meinecke, Advocat u. Notar aus Braunschweig.
293. Dr. Heumann, Regierungsassessor aus Weimar.
294. Pfarrer D. Schottin aus Köstritz.
295. Dr. August Straubel aus Gotha.
296. Karl Meyer aus Gotha.
297. K. Kalbitz in Jena.
298 Dr. Foß aus Altenburg.
299. Dr. Voigtmann in Jena.
300. Wilh. Rein, Prof. in Eisenach.
301. Dr. A. Rein aus Crefeld.
302. C. G. Zimmermann aus Jena.
303. Georg Gerstung in Jena.
304. Joh. Georg Eichler aus Vacha, Cand. d. Theol.
305. Walch von Jena.
306. Justitiar Löber aus Kahla.
307. Subdiaconus Dr. Nitzelnadel aus Kahla.
308. Superint. N. Buhler aus Dornburg.
309. Adolph Blokka, kön. Pr. Porte d'épée-Fähnrich.
310. Karl Traut, Lehrer in Erfurt.
311. J. F. Lossius, Pfarrer und Adj. in Dorndorf bei Dornburg.
312. A. Schumann, Cand. jur. aus Weimar.
313. C. Hagen, Adj. und Pfarrer in Rothenstein.
314. Gustav Jacobs, Major a. D. in Kahla.
315. D. J. H. Rausche, Diak. in Lobeda.
316. Dr. Schömann, Prof. Med. in Jena.
317. Dr. Wachsmuth, Prof. in Leipzig.
318. Dr. Gustav Hase, Anwalt aus Weimar.
319. Dr. Friedr. Alph. Peucer aus Weimar.
320. K. G. Graf, Licent. Theol. aus Kleinzschocher bei Leipzig.
321. Theobald Steinert, Rechtscandidat aus Niederroßla.
322. Pfarrer Steinert aus Niederroßla.
323. Hülfslehrer Sonnekalb aus Dornburg.
324. Dr. Emil Mahr, Prof. am Gymnasium zu Eisenach.
325. Adolf Schöll aus Weimar.
326. Geh. Medicinalrath Dr. Froriep aus Weimar.
327. Dr. Heinrich Kiepert aus Weimar.
328. Alb. Aulhorn aus Thalbürgel, Amtsregistrator.
329. Aug. Reisig, Amtscommissär in Roßla.
330. Albr. Weber, Dr. phil. in Berlin.
331. Joh. Gottfr. Gabler, Dr. phil. Pastor zu Oßmannstedt.
332. Carl Christ. L. Lindig, Großh. Stadtrichter und Justizamtmann zu Jena.
333. Ernst Müller, Großh. wirklicher Kanzleirath aus Weimar.
334. Bernh. Schmidt, Großh. Rentcommissär in Jena.
335. Lindemann, Cand. theol. aus Burgau.
336. Robert Felsberg, Cand. theol. aus Gotha.
337. Robert Hiecke, Prof. am Gymnasium in Merseburg.
338. Gottfr. Freyer, Collaborator ebendaselbst.
339. Dr. Ziegler aus Weimar.
340. Dr. H. Niemeyer, Direktor der Franckeschen Stiftungen aus Halle.
341. J. Fr. Otto Rasemann, Lehrer am Pädagogium in Halle.
342. Theodor Martin, Regierungsaccessist aus Weimar.

Am 1. October 1846 haben sich in Jena eingezeichnet.

343. W. Elster, Direktor am Gymnasium zu Clausthal.
344. W. Stade, Musikdirector in Jena.
345. Dr. Minckwitz aus Leipzig.
346. A. W. Kohn, Cand. d. Theol. aus Jena.
347. Hermann Wilhelm Münderloh, Regier. Accessist aus Weimar.
348. v. Wüstemann aus Kahla.
349. Prof. Rückert von hier.
350. Wirkl. Geheimerath, Kanzler Dr. von Müller aus Weimar.
351. Ober-Appellations-Rath Hettling aus Wolfenbüttel.
352. Stadtdirektor Bode aus Braunschweig.
353. Advocat M. Gabler aus Apolda.
354. Prof. Pott aus Halle.
355. Th. Galusky, Advocat aus Paris.
356. Dr. Emil Kuhn aus Dresden.

Am 2: October 1846 haben sich in Jena eingezeichnet.

357. Dr. Schwarz, freiwilliger Jäger.
358. Woldemar Matthiae, Lehrer zu Keilhau bei Rudolstadt.
359. H. F. Maßmann, Dr. Prof. von Berlin.
360. Stadtrichter Hering hier, bisher Justizamtmann in Buttstadt.
361. Dr. A. Voigt, Oberlehrer am Pädagogium in Halle.

Alphabetisches Verzeichniß

der auswärtigen Mitglieder.

Verzeichniß
der Wohnörter der auswärtigen Mitglieder.

I.

Protokoll

der

vorbereitenden Sitzung.

Jena, am 29. September 1846.

Die Sitzung wurde durch den ersten Präsidenten, Geh. Hofrath Hand mit folgender Rede eröffnet:

Die vorjährige Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten zu Darmstadt hat Jena zu dem Versammlungsort dieses Jahres bestimmt. Als nach einem früher ausgesprochenen Wunsche, man möge nur Orte wählen, bei denen die Voraussetzung höherer Erlaubniß schon erledigt sei, mir Veranlassung gegeben wurde bei unsrer Staatsregierung die erforderliche Anfrage zu stellen, und darauf, wie zu erwarten stand, ich die Zusicherung höchster Genehmigung erhielt, erlaubte ich mir diese Nachricht dem erwählten Vorstande der Darmstädter Versammlung mitzutheilen, wodurch nur die Versicherung ausgesprochen werden sollte, daß die Versammlung auch in Jena willkommen sein würde. Dieser Erklärung aber ging mancher Zweifel voraus; denn bisher wurden Städte gefunden, welche durch ihre Größe, durch ihre Institute und Kunstschätze den Mitgliedern des Vereins einen reichen Genuß darbieten, die Wohlhabenheit der Bewohner eine gastliche Pflege vermitteln konnte. Dies Alles ist in Jena, einer kleinen, weder durch Kunstschätze, noch durch Kunstinstitute ausgezeichneten Stadt nicht zu erwarten. Die aus solcher Lage hervorgehenden Bedenken, ob hier eine Befriedigung zu erzielen sein möchte, beseitigte eine Lebenserfahrung, die wol Keinem ganz fremd sein wird. Ist man nemlich im Leben eine Zeitlang dem Genusse nachgegangen, welchen Kunst, Industrie und Volksleben durch ihre mannichfaltigen Productionen gewähren, so verlangt man einmal mit seinen Freunden und Genossen allein zu verkehren, sie selbst zu genießen und für sie zu leben, ohne von außenher in Anspruch genommen zu werden oder Ansprüche zu machen. Dies zu vermitteln vermag für unsere Versammlung ein Ort, welcher, einer freien Bewegung günstig, die Theilnehmer nicht zerstreut und nicht durch äußere Ergötzlichkeit von dem Hauptinteresse ablenkt. Durch diese Betrachtung beruhigt, benachrichtigte ich den Vorstand der Darmstädtischen Versammlung von der ertheilten landesherrlichen Genehmigung. Und dieses stille trauliche Zusammensein können Sie, hochverehrte Herrn, hier erreichen, dieses sich selbst Genießen kann Jena in seinem friedlichen Thale vermitteln. Indem ich nun

vorauszusetzen wage, die ausgesprochene Ansicht werde der Zustimmung nicht ermangeln und es seien Ihre Erwartungen für diese Tage nicht darauf gerichtet Schauenswerthes zu finden, sondern Freunde wiederzusehen, Genossen der gleichen Bestrebung kennen zu lernen, sich mit ihnen für die Aufgabe der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Berufs näher zu verbinden, kann ich unbesorgt um Ihre Befriedigung, Sie hier herzlich willkommen heißen.

Ich thue dies aber in doppelter Person. Sie hatten die Güte mich und meinen verehrten Freund zu Geschäftsführern der Versammlung zu wählen und haben uns durch die Ehre dieser Wahl zu dem verbindlichsten Dank verpflichtet. Vermögen wir auch nicht, wie Anderen vor uns möglich war, Ihnen eine Reihe von Gelegenheiten aufzuzählen, durch welche Ihr Aufenthalt hier angenehm gemacht würde, so haben wir doch uns bemüht das vorzubereiten, was die Versammlungen in einer zweckmäßigen Weise halten lassen und das freundschaftliche Zusammenfinden und Wiederfinden erleichtern möchte. Gilt es also hier nicht der Zerstreuung, sondern vielmehr der Sammlung und durchaus einem freundlichen Verkehr, so wird uns leicht Sie mit einem warmen Händedruck zu begrüßen, und der Bitte um Nachsicht gegen uns die Geschäftsführer wird Ihre Güte und Freundschaft vorausgeeilt sein.

Doch habe ich Sie auch in einer andern Person als derzeitiger Vorstand unsrer Universität willkommen zu heißen, und nicht geringer ist da mein Dank, nicht minder lebendig das Gefühl sich durch Ihre Gegenwart geehrt zu sehen.

Mir kann nicht beikommen von Jena als Hochschule und deren wissenschaftlicher Wirksamkeit vor Ihnen zu sprechen, die ja die Geschichte der Literatur mit umfassendem Blicke überschauen; auch werden unter Ihnen nicht fehlen, welche hier ihre frühesten Studien betrieben, achtungswerthe, nun dahin geschiedene Lehrer gefunden hatten. Zu besonderer Betrachtung aber möchte die Frage gezogen werden, ob wohl Jena auch als eine würdige Stätte betrachtet werden könne, die Vertreter der philologischen Wissenschaft aufzunehmen, inwiefern unsere Universität seit Jahren zu der Anbildung der Alterthumswissenschaft mitgewirkt habe. Auf diese Frage hat schon vor längerer Zeit der Senior der Universität in einer gedruckten Rede Antwort gegeben, indem er de caussis neglecti aliquamdiu in academia Ienensi studii philologiae handelte. Er suchte die Ursachen einer vorausgesetzten Vernachlässigung in der vorherrschenden Tendenz zum Anbau der speculativen Philosophie, in dem Mangel ausgezeichneter Lehrer und in dem Bedürfnisse einer für philologische Studien ausgestatteten Bibliothek und eines philologischen Seminarium. Der Redner schloß damals schon mit dem erfreulichen Nachweis, daß der alte Zustand ein besserer geworden, daß eine der in Klarheit des Denkens waltenden Philologie nachtheilige Philosophie verbannt und die literarischen Apparate reichlicher ausgestattet worden seien. An diese Rede schließt sich eine zweite, die derselbe Verfasser, wie scheint, in Hinblick auf unsere heutige Versammlung, neustens geschrieben und weil sie nicht gehalten werden konnte, als Programm hat erscheinen lassen: Memorabilia academiae Ienensis ex historia doctorum philologorum. Da liegt uns ein anderes Bild mit lebendiger Farbengebung vor, und es wird das Andenken an verdiente Förderer unserer Wissenschaft, an Stigel, Justus Lipsius, Rhodomann, Immanuel Walch, Schütz in kunstvoller Darstellung erneuert, sowie über die Stiftung der einst berühmten societas latina berichtet.

Ueberschauen wir in chronologischer Folge die Geschichte der Philologie in Deutschland, so kann die Belebung dieser Studien und deren ächt wissenschaftlicher Betrieb überhaupt nicht über hundert Jahre zurückdatirt werden, und wenn die Universität Leipzig ihre Repräsentanten in Ernesti, Morus und Reiz,

Göttingen in Gesner und Heyne benennen, so darf nicht übersehen werden, daß der feinsinnige und Vieles umfassende Schütz, der gründlich gelehrte Ilgen, Hermanns verehrter Lehrer, der um die Literatur so hoch verdiente Eichhorn hier gelehrt haben, und Jena darin vorzüglich wirksam war, schon von früher Zeit her durch kritische Institute den gesammten Fortschritt der Literatur zu regeln, ja zu beherrschen Auch hier ward der Geist des Alterthums verehrt und gepflegt, auch hier fand manche Stimme für die Grundlegung und Entwickelung unsrer Wissenschaft ein freies Organ. Darum aber dürfte unsere Hochschule nicht unwerth Ihrer Gegenwart sein. Sie aber findet in derselben eine ehrenvolle Würdigung, und ich fühle mich verpflichtet im Namen der Akademie den schuldigen Dank auszusprechen. Empfängt Sie auch nicht der Jubel der Verehrung einer hier hausenden jugendlichen Schaar, welche die Ferienzeit nach der Heimath ziehen lies, so begrüßt Sie doch auf freundlichste Weise der Kreis der hier lehrenden Männer mit dem Wunsche, daß der kurze Aufenthalt Ihnen einigen Stoff zu längerer Erinnerung gewähren möge.

Dem gegenüber, was Sie sich selbst durch wissenschaftliche Vorträge und geistreichen Umgang bereiten werden, haben wir Ihnen allerdings nicht eben Großes darzubieten. Was unsere Universität an literarischen und anderen Sammlungen besitzt, steht zur freien Ansicht und Benutzung bereit. Die von Kurfürst Friedrich dem Weisen gegründete und durch Geschenke und Vermächtnisse vermehrte Bibliothek der Universität enthält manche anerkannte Seltenheit in Handschriften, alten Drucken und autographischen Denkmälern, unter denen ich der Handschriften einiger Classiker, der Vulgata, des Minnesängercodex, der von Lucas Kranach gemalten Bibel, der Handschrift von Luther, denkwürdiger Missalien, gedenke; das in demselben Local aufgestellte orientalische Münzcabinet, neustens aus der Munificenz des Großherzogs von Weimar hervorgegangen, ist als die Anlage einer in erfreulichem Fortschritt begriffenen Sammlung zu betrachten, und es wird der Herr Director des Cabinets darüber eine genauere gedruckte Mittheilung einhändigen. Die naturhistorischen, namentlich mineralogischen Sammlungen dürften auch des Philologen Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Ueber das aus reiner Begeisterung für das alterthümliche Kunstschöne hervorgegangene und in der ersten Einrichtung begriffene archäologische Museum hat der Herr Director derselben einen besonderen Bericht Ihnen vorgelegt. Die Sammlungen des Herrn Bergraths Dr. Schüler enthalten namentlich in den griechischen Münzen, in den Gemmen und ethnographischen Documenten einen den Sammler ehrenden und für den Alterthumsforscher gehaltvollen Schatz.

Auf die uns gewordene Aufforderung, den Empfang hier vorzubereiten, haben wir nach den uns von höchster Behörde wohlwollend dargebotenen Mitteln zu sorgen nicht versäumt. Ausgehend von dem Grundsatze, den Theilnehmern der Versammlung durch Zurückhaltung jedes weiteren Anspruchs die vollkommene Freiheit zu erhalten, haben wir, ohne der Gastfreundlichkeit entgegen zu treten, die Einrichtung vorgezogen, nach welcher die Angelangten ein wohnliches Unterkommen für einen mäßigen Preis nach eigener Wahl finden. Für die gesellschaftlichen Zusammenkünfte sind, wir wünschen, der nachsichtigen Beurtheilung entsprechende Locale bereitet. Auch hat der Bürgerverein, eine Gesellschaft, welche Mitglieder aus der gesammten Bewohnerschaft befaßt, ein Schreiben an uns erlassen, in welchem er seine Räume zu freier Benutzung darbietet.

In Allem glaubten wir uns streng an die bestehenden Statuten halten zu müssen, und werden dieselben in Beziehung auf Zweck und Form der Versammlung nicht außer Augen verlieren.

Ein Schreiben des Präsidiums der Darmstädter Versammlung zeigte uns an, daß an dem letzten Tage der Versammlung der Antrag einer Section für Pädagogik genehmigt worden sei, es möchten die Präsidenten der nächsten Versammlung ermächtigt oder eigentlich nur veranlaßt werden, in der Einladung zu

dieser Versammlung der wissenschaftlich gebildeten Lehrer an den Realschulen als Miteingeladener ausdrücklich zu gedenken. Wir entnahmen dieser Mittheilung, daß eine Aenderung in den Statuten nicht beschlossen worden war, daß ein Anschluß der Realschullehrer an den bis daher bestehenden Verein gleich dem der Orientalisten nicht angekündigt und bestätigt worden war, da vielmehr eine getrennte Versammlung zu Meißen stattgefunden hatte, und daß uns zu einer besonderen Benennung der Realschulmänner nur die Veranlassung gegeben wurde. Zu der Ausführung dieses Antrags hielten wir uns für nicht berechtigt, dagegen für verpflichtet, einzig nur nach dem Statut zu verfahren. Ohne irgend uns ein Urtheil darüber anzumaßen, ob überhaupt ein Beschluß einer einzelnen Versammlung, ohne zugleich eine statutarische Gültigkeit, welche die Gesammtheit durch besondere Bestimmung der Aufnahme ins Statut ertheilt, eine fortwirkend regulirende Kraft haben könne, glaubten wir in der ganzen Verhandlung über die Frage, welche den Antheil der Realschulmänner betrifft, mehr ein bloßes Misverständniß als eine Differenz des Urtheils zu erkennen. Warum auch Spaltung in eine schon bestehende Einheit bringen? warum eine Ausschließung voraussetzen, wo die Aufnahme schon festgestellt ist? Die Statuten besagen: „Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höheren öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen an den Versammlungen Theil zu nehmen.“ Damit sind, dies liegt außer Zweifel, wissenschaftlich gebildete Lehrer an Realschulen zugleich benannt. Warum sollten da noch besonders Gymnasien, Lyceen, Realschulen erwähnt werden? Auch hat sich ja nie eine Stimme vernehmen lassen, als seien die wissenschaftlich gebildeten Realschulmänner nicht ebenbürtige Glieder der Versammlung, nie eine Klage, als sei einer dieser Männer, ich will nicht sagen ausgeschlossen, sondern nicht freundlich aufgenommen worden. Wäre es nicht Beeinträchtigung eines ursprünglichen Rechts, ja vielleicht selbst eine Kränkung, wenn hier eine besondere Bezeichnung nach vorauszusetzendem Zweifel einträte? Darum war nur den Statuten zu folgen und Jeder einzuladen, der für die wissenschaftlichen Zwecke der Versammlung Interesse hege. So aber möge es auch ferner bestehen. Wir erscheinen alle unter der Losung der Wissenschaft und sind alle ebenbürtig in dem Streben für wissenschaftliche Bildung. Ist dies allgemein anerkannt, so wird der Wunsch auch nahe liegen, daß diese Frage, als erledigt betrachtet, nicht zu neuer Discussion gezogen werde.

In gleicher Weise ist die Frage, ob Sectionen gebildet werden können, als beantwortet zu erachten. Unter Sectionen aber werden nicht Zusammenkünfte zufälliger Art begriffen, in welchen sich einige Mitglieder zu besonderen Mittheilungen vereinigen, sondern bestimmte Zweige der Wissenschaft. Da aber steht zu wünschen, daß keine Spaltung der einzelnen Theile zum Nachtheil des Ganzen eintrete, wohl aber kann nach dem Grundgesetz unsers Vereins eine zweifache Tendenz unterschieden werden, die als theoretische und praktische zu bezeichnen ist, indem die Letztere das didaktisch-pädagogische Element verarbeitet. Deshalb schien zweckmäßig für den praktischen Theil unsrer Bestrebung einen eigenen Raum zu bestimmen und neben den allgemeinen Versammlungen, wie für die orientalische Sprache und Alterthumsforschung, so auch für Vorträge und Besprechungen über didaktische und pädagogische Gegenstände eine solche Anordnung zu treffen, daß dadurch der Antheil an den allgemeinen Versammlungen nicht gehindert werde. In Voraussetzung der Genehmigung dieser Ordnung sind, wie für die Orientalisten, so auch für die Praktiker besondere Locale eingerichtet werden, wobei zum Vortheil gereicht, daß sie insgesammt Eine Behausung verbindet und so die Theilnahme erleichtert ist. Die Anfrage, ob wol eine Section für neuere Sprachen sich bilden werde, erwartet ihre Erledigung durch die Erklärung der Theilnehmenden. Zwar haben wir in der Ankündigung die Nachmittagsstunden für die Sitzungen der Sectionen benannt, allein unbenommen bleibt, die Zeit hierzu entweder vor den allgemeinen Versammlungen oder unmittelbar nach denselben anzuordnen.

Hierauf wurden auf den Vorschlag des Präsidii Prof. Dr. Weißenborn und Privatdocent Dr. Bippart von Jena und Oberlehrer Dr. Queck von Sondershausen zu Secretairen ernannt und nahmen ihre Plätze am Secretariatstische ein; Prof. Weißenborn verlas die Statuten des Vereins, und Dr. Queck die Liste der eingezeichneten Mitglieder der dießjährigen Versammlung, wobei, auf eine Aufforderung des Präsidenten, Jeder bei Nennung seines Namens sich erhob.

Der Präsident bemerkt, daß ungeachtet der großen Zahl der Angemeldeten doch einige werthe Namen vermißt werden: Hofrath Thiersch, der schon auf seinen Besuch Hoffnung gemacht hatte, sei durch Krankheit davon abgehalten worden; der greise, durch Krankheit tief gebeugte Jacobs habe nicht unterlassen, seine Theilnahme an dem Vereine zu bekunden und ein mit zitternder Hand geschriebenes Schreiben durch Oberschulrath Rost übersendet:

Viris doctissimis
illustrissimis
qui ad conventum Philologorum
Jenae convenerunt
salutem dicit per Rostium
die XXVII Septembris 1846.
Frider. Jacobsius.

Der Präsident theilte hierauf die Titel der angemeldeten Vorträge mit:

Dr. Köchly über die Einheit der Handlung in Euripides' Hekuba;

Prof. Preller über das Zwölfgöttersystem bei den Griechen und Römern;

Prof. Döderlein über die Beschreibung des Thersites bei Homer;

Prof. Fortlage über das System der altgriechischen Musik.

Er sprach die Erwartung aus, daß Anmeldungen von anderen Vorträgen nicht ausbleiben würden und erklärte, dabei solle die von der Casseler Versammlung (1843) festgestellte Tagesordnung beobachtet werden, daß die erste Hälfte der um 9 Uhr beginnenden Sitzungen den Vorträgen, die zweite den Discussionen gewidmet sein solle. Wegen der nöthigen Sorge für die Zukunft schlug er die Ernennung einer Commission vor, welche der Versammlung Vorschläge über die Wahl des nächsten Versammlnngsorts machen sollte, und bezeichnete als deren Mitglieder außer den Präsidenten und Vicepräsidenten der gegenwärtigen und der früheren Versammlungen (von denen Prof. Walz und Oberschulrath Rost namhaft gemacht wurden) die Professoren Gerlach und Wüstemann und zwei von der orientalischen Section*) zu wählende Mitglieder; was die Versammlung genehmigte.

Das Präsidium brachte demnächst die schon mehrfach ausgesprochene Klage zur Sprache, daß durch die Einrichtung, nach welcher die Versammlung auf den Michaelistag falle, Viele, besonders Schulmänner, gehindert seien, an derselben Theil zu nehmen; es wurde der Brief eines preußischen Schulmannes mitgetheilt, der es sehr beklagte, daß er nebst seinen Collegen nicht bloß für dieses Jahr, sondern auch in früheren Jahren von dem Besuche des Philologenvereins abgehalten worden sei durch eine Bestimmung der Schulferien, die auch für die Zukunft unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legeu drohe. Darauf begründete er den in dem Schreiben gestellten Antrag:

*) Dieselbe hat ihren Präsidenten, Geh. Kirchenrath Hoffmann, und den Dir. Eckstein gewählt.

„Ob der Philologenverein nicht bei den Regierungen, respect. hohen Schulbehörden eine Peti-
„tion um gleichmäßige Fixirung der Michaelisferien in allen Staaten Deutschlands
„einzureichen gesonnen wäre, damit in Zukunft für Alle, die für den Verein ein Interesse hegen,
„die Theilnahme möglich werde?"

Ueber diesen Antrag, dem einleitende Bemerkungen vorausgingen, die der Verein auf Antrag des Prof. Meier und Director Eckstein als ungeeignet bezeichnete und ihre Weglassung aus dem Protokolle und den zu druckenden Verhandlungen beschloß, wurde eine Discussion eröffnet, nachdem vorher der Präsident bei der Versammlung angefragt hatte, ob der ganze Vorschlag ad acta zu nehmen sei, da ein Erfolg sich nicht absehen lasse?

Dr. Köchly. Das gerechte Mißfallen, das den ersten Theil des Briefes getroffen, werde hoffentlich nicht das berühren, was der zweite anrege. Er (der Redner) gehöre einer Schule an, deren Mitglieder, nicht durch die Schuld der Behörden, nicht durch die Laune Einzelner, sondern durch die bestehenden Verhältnisse gehindert seien, zu diesen Versammlungen regelmäßig sich einzufinden. Er selbst sei jetzt erst zum zweiten Male bei einer solchen Versammlung gegenwärtig; wenn die Verhältnisse so fort beständen, müsse er fürchten, daß er in langen Jahren auf das Vergnügen und den Vortheil werde verzichten müssen, den künftigen Versammlungen beizuwohnen.— Es sei eingewendet worden, wir seien nicht hier, um zu petitioniren, es entspräche dieß nicht dem Charakter dieser Verhandlung; allein zu petitioniren, eine Bitte Behörden und Staatsregierungen an's Herz zu legen, das stehe Jedermann frei, warum also nicht auch dieser Versammlung? Dennoch wolle auch er einer Petition selbst nicht das Wort geredet haben, weil eben die Verhältnisse nicht überall gleich seien, um einen so allgemeinen Schritt zu rechtfertigen, sondern er trage nur darauf an, der Verein möge den dringenden Wunsch aussprechen, daß die Behörden für die Zeit, in welcher die Versammlungen gehalten werden, dafür Sorge tragen mögen, daß alle Lehrer an denselben Theil nehmen könnten. Gerade die Schulmänner bedürften am meisten dieser Anregung und Erfrischung, bei weitem mehr, als die Universitätslehrer, welche viel längere Ferien hätten und überhaupt viel freier daständen. Wie schlimm wäre es nun, wenn durch die Einrichtung der Schule den Lehrern diese nöthige, in ihren Folgen der Schule und den Schülern selbst zu Gute kommende Erholung ganz entzogen, nur für Einzelne ermöglicht, dabei aber von dem guten Willen der Andern abhängig gemacht werde? Es werde also Pflicht sein, jenen Wunsch auszusprechen nnd zu Protocoll zu nehmen.

Der Präsident. Es frage sich nun, wie dieser Wunsch vernehmbar gemacht werden solle; ob er vielleicht bei der Einladung den Behörden auszusprechen sei?

Schulrath Schaub. In Preußen finde durchaus keine gesetzliche Beschränkung in Bezug auf die Anordnung der Ferien Statt; es sei einzig den Lehrercollegien mit Rücksicht auf die Localität überlassen, dieselben festzusetzen.

Dr. Köchly. Auf den sächs. Gymnasien hätte man, so viel er wisse, 3 Wochen Hundstags-, zu Michaelis aber keine Ferien; so sei es wenigstens auf der Dresdner Kreuzschule. Er verdanke es daher nur der Gefälligkeit seiner Collegen, die er hier öffentlich anzuerkennen sich gedrungen fühle, daß er in diesen Tagen hier sein könne. Diese hätten die Güte, ihn bei dem Examen zu vertreten.

Dir. Sauppe. Der Gegenstand eigne sich allerdings zu einer Discussion; es seien große Schwierigkeiten vorhanden, die Ferien, wie sie jetzt liegen, zu ändern.

Prof. Lachmann. Wie weit herum mögen in Deutschland die Schwierigkeiten reichen? Er erinnere sich recht wohl, daß in Göttingen bei der Stiftung des Vereins über die Bestimmung der Zeit, in welcher die allgemeinen Versammlungen gehalten werden sollten, ausführlich verhandelt worden sei; es sei Ende August und Ende September in Vorschlag gewesen, endlich habe man sich aber, eben mit Rücksicht auf die Schulferien, für das Letztere entschieden und eine Aenderung dieser Bestimmung sei daher wohl nicht recht thunlich.

Oberschulrath Rost: In der Regel haben die deutschen Gymnasien jährlich 8—10 Wochen Ferien, welche durch die öffentlichen Examina und durch die Abiturientenprüfungen zum Theil auf den Zeitpunct von Ostern und Michaelis fixirt, zum Theil der Zeit der Hundstage zugewiesen sind. Der beaufsichtigenden Schulbehörde liegt nur daran, daß die Ferienzeit nicht erweitert werde; in Vertheilung derselben auf gewisse Zeiten des Jahres läßt sie dem Director, wenn er verständige Einrichtungen trifft, gern freie Hand, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. So fielen bei uns sonst die längsten Ferien um die Zeit von Ostern, während im August nur 14 Tage Ferien waren nnd zu Michaelis die Schulen schon drei Tage nach Beendigung der öffentlichen Examina wieder ihren Anfang nahmen. Jetzt ist auf meinen Antrag die Sache so geordnet, daß wir drei Wochen Hundstagsferien und 14 Tage Michaelisferien haben.

Prof. Göttling: Ich sehe, obgleich ich selbst sieben Jahre Schulmann gewesen, die Nothwendigkeit der Hundstagsferien nicht ein; wir Universitätslehrer müssen doch auch während dieser Zeit Vorträge halten.

O. S. R. Rost: Die Herren Universitätslehrer lesen in der Regel nur 1 oder 2 Stunden des Tages, ein Schulmann aber hat täglich oft 5 und 6 Stunden zu geben; und der Unterricht am Nachmittag von 2—4 Uhr ist im hohen Sommer besonders angreifend für die Lehrer und wenig fruchtreich für die Schüler.

Prof. Döderlein: Der bairische Schulplan von 1829 bestimmte, daß in der Hundstagszeit zwei Wochen lang die Nachmittage schulfrei sein sollten; das wäre eine Vermittlung.

Köchly: Er glaube, man sei dahin gekommen, einen Schluß machen zu können. Kein Mensch trage darauf an, daß die Versammlung selbst eine solche Petition oder einen solchen Wunsch an die Behörden gelangen lasse, sondern man überlasse es den einzelnen Schulen, die unter derartigen Einrichtungen litten, die geeigneten Mittel zu ergreifen. Doch werde das Aussprechen dieses Wunsches von Seiten der ganzen Versammlung denjenigen Lehrern Vorschub leisten, welche einen Antrag bei ihren vorgesetzten Behörden auf Hebung der Schwierigkeiten stellen wollten; es werde bei den Behörden dahin wirken, dieselben solchen Anträgen geneigter zu machen, wenn man ihnen schwarz auf weiß den gemeinschaftlichen Wunsch der Versammlung vorlegen könne.

Prof. Lieberkühn bemerkte, schon bei der ersten Versammlung des Vereins in Nürnberg sei derselbe Gedanke ausgesprochen worden, man möge auf den Schulen dahin wirken, daß die Ferien gleichmäßig zur Zeit der Versammlungen des Vereins angesetzt würden.

Der Präsident bemerkt, ihm scheine Alles in die Hand des Directors gelegt; sei da kein guter Wille vorhanden, so trete ein Hinderniß ein; so wenig Jemand die Form jenes Briefs billigen werde,

so gehe doch aus demselben hervor, daß eine Begünstigung des Besuchs der Philologenversammlung bey dem Vorgesetzten nicht Statt gefunden habe. Im einzelnen Falle werde es eintreten, daß wir keine Kraft haben, es zu hindern. Ob es vielleicht in der Einladung auszusprechen sei, oder ob es genüge, die Ansicht der Versammlung in dem Protokolle niederzulegen?

Prof. Göttling: Wenn das letztere beschlossen werden sollte, so sehe ich wenigstens nicht ein, welche Verpflichtungen die Regierungen hätten, unsere Protokolle und Verhandlungen zu lesen.

Köchly: Er erlaube sich noch einmal auf das Obengesagte aufmerksam zu machen. Weder den Regierungen, noch den Schulbehörden werde zugemuthet, unsere Protokolle zu lesen, sondern die Lehrer sollten durch den in ihnen ausgesprochenen Wunsch eine bessere materielle Unterlage erhalten, auf deren Grund sie im einzelnen Falle auch gegen die etwaige Gleichgültigkeit oder Böswilligkeit eines Directors, die doch wenigstens in die Möglichkeiten gehöre, sich stützen könnten.

Die Versammlnng trat diesem Vorschlage bei.

Der Präsident berichtete hierauf über ein von Dr. Hautz in Heidelberg eingegangenes Geschenk an den Verein: Lycei Heidelbergensis origines et progressus, Heidelb. 1846. Das dem Buche beigelegte Schreiben, welches die Bitte an die Mitglieder der Versammlung aussprach, man möge den Verfasser bei seinem Vorhaben, das Leben von Xylander und Leunclavius zu beschreiben, unterstützen, wurde von Dr. Bippart vorgelesen *).

In Bezug auf den Druck der Verhandlungen brachte der Präsident in Antrag:

1) daß die einzelnen Redner die Materialien zu denselben dem Secretariate frühzeitig genug überlassen möchten;

2) daß das Protokoll jeder Sitzung in der nächstfolgenden vorgelesen werden solle;

3) daß die Subscription auf die Verhandlungen baldigst eröffnet werden solle;
was die Versammlung genehmigte.

Auf die Frage des Präsidenten, ob Jemand noch etwas zu bemerken habe, erhebt sich

Dr. Köchly: Was er vorzutragen habe, werde sehr bald erledigt sein. Mit einiger Schüchternheit erlaube er sich, einen Punct zur Sprache zu bringen, über welchen das geehrte Präsidium selbst gewünscht habe, daß eine Discussion vermieden werde. Nicht seine persönliche Betheiligung bei den vorjährigen Verhandlungen der pädagogischen Section und der allgemeinen Versammlung in Darmstadt veranlasse ihn dazu, sondern seine feste und warme Ueberzeugung, daß hier ein Mißverständniß herrsche, welches zu heben eben so leicht als wünschenswerth sei. Das Präsidium habe im Eingange gesagt, daß es die beschlossene ausdrückliche Einladung der Reallehrer deßhalb unterlassen habe, weil ihm eine solche nach den klaren Worten des Statuts unnöthig und daher bedenklich geschienen habe. Er wolle die formelle Frage, in Bezug auf die Verpflichtung des dießjährigen Präsidiums, den fast einstimmigen Beschluß der vorjährigen Versammlung zu erfüllen, vorläufig und bis man von anderer Seite her diesen Punkt anregen sollte, fallen lassen. Er wolle sich jetzt nur an die materielle Seite halten.

*) Siehe Beilage 1).

Das Präsidium habe richtig darauf aufmerksam gemacht, daß bisher die Realschullehrer nach den Statuten nicht ausgeschlossen gewesen seien; von demselben Gesichtspuncte aus habe auch die pädagogische Section in Darmstadt keine Statutenveränderung beantragt, sondern nur eine besondere Erwähnung bei der Einladung, daß durch dieselbe auch die Reallehrer gemeint seien. Wenn aber das Präsidium warne, man möge nicht durch eine derartige besondere Erinnerung erst eine Spaltung hervorrufen, so könne er mit dieser Aeußerung nicht einverstanden sein. Denn die Spaltung werde und könne nicht erst gebildet werden, sie sei schon da, sie sei eine Thatsache; voriges Jahr seien die Reallehrer in Meißen gewesen, dieses Jahr wären sie in Mainz. Es frage sich nur, ob eine Ausgleichung nothwendig oder zweckmäßig sei, und darüber sei doch wohl kein Zweifel? Dieß könne nur durch eine authentische Interpretation des zweiten Abschnitts von §. 4. der Statuten geschehen. Die Versammlung erkläre, „daß die betreffende Stelle von §. 4. der Statuten *) auf alle Lehrer an Realschulen Bezug habe, gehabt habe und haben werde; daß sie hoffe, es werden hiernach die Sonderversammlungen aufhören und auch die Realschullehrer bei der nächsten Versammlung des Vereins recht zahlreich sich einfinden." Kommen dann die Herren, wohl; wo nicht, so haben wir das Unsrige gethan, und die Schuld ist nicht unser. Daß eine solche Erklärung gewünscht werde, gehe auch aus den „Verhandlungen der Reallehrer in Meißen" S. 11. hervor.

Er stelle daher den Antrag, die Versammlung beschließe „sich damit einverstanden zu erklären, daß das Präsidium eine besondere Einladung der Realschullehrer unterlassen habe, weil es dieselbe nach §. 4. der Statuten nicht für nöthig gehalten habe; denn es seien alle Realschullehrer allerdings in den betreffenden Worten von §. 4. nach authentischer Interpretation mit gemeint."

Prof. Göttling: Er glaube nicht, daß dieß angemessen sei. Die Realschullehrer seien bis zur Casseler Versammlung mit den Philologen vereinigt gewesen; seitdem hätten sie für ihre gesonderten Versammlungen eigene Tage in verschiedene Städte ausgeschrieben und in ihren Einladungen dazu der Philologen nicht gedacht; sie hätten sich also von der allgemeinen Versammlung selbst getrennt, sie hätten sich, um das beliebte Wort zu gebrauchen, emancipirt, wie eine Colonie von ihrer Metropole; es würde sich nun wenig schicken, wenn die Metropole die selbstständig gewordene Colonie wieder aufsuchte und zur Rückkehr auffordere, sondern der letzteren komme es zu, wenn sie es für thunlich halte, auf Wiedervereinigung anzutragen.

Die Versammlung erklärt sich durch Acclamation mit dieser Erklärung einverstanden.

Dir. Eckstein fügt hinzu, daß die Realschullehrer in den gedruckten Verhandlungen ihrer Versammlung fast gar keine Notiz von dem Beschlusse der Darmstädter Philologenversammlung genommen, sondern nur obenhin und vornehm dessen gedacht haben; daß sie trotz dieses Beschlusses eine besondere Versammlung nach Hanau ausgeschrieben haben, ehe nur die Einladung zu der Versammlung in Jena in den Zeitungen erschienen war; es gehe daraus hervor, daß sie eine solche Vereinigung nicht wünschen.

Der Präsident bemerkt, es sei kein Antrag gestellt.

Dr. Köchly: Nur noch einmal wolle er sprechen; dann werde er das Wort nicht wieder nehmen. Keine besondere Einladung solle an die Herren ergehen, die jetzt in Mainz sich befänden; überhaupt

*) Siehe oben S. 2 und 16.

keine persönliche Aufforderung irgend einer Art, sondern nur von unsrer Seite durch eine authentische Interpretation von §. 4. eine bestimmte und offene, aber allgemein gehaltene Erklärung ausgesprochen werden, wie wir es meinen, ob wir die Realschullehrer zu den Unsrigen zählen oder nicht.

Prof. Haupt: Um eine authentische Interpretation zu verlangen, müsse eine Thatsache vorliegen; Niemand habe bis jetzt eine solche Interpretation verlangt. —

Dir. Eckstein: Die Realschullehrer seien auch noch in der Versammlung zu Darmstadt mit zugegen gewesen.

Prof. Haupt: Ueberdieß seien die Verhandlungen über diesen Punct in Darmstadt auf eine so tumultuarische und für die Philologen so verletzende Weise vorgenommen worden, daß schon darum jenem Beschlusse weiter keine Folge zu geben sei.

Oberschulrath Rost: Die Realschulmänner haben nicht den mindesten Grund, ihr Erscheinen auf den Philologenversammlungen entweder als ein unberechtigtes, oder als ein unwillkommenes zu betrachten. Der Paragraph 4 Abschn. 2 unserer Statuten gestattet ihnen den Zutritt, und daß derselbe von ihnen richtig gedeutet wurde, beweist der Umstand, daß schon in Nürnberg eine Anzahl derselben von dem damals noch kleinen Häuflein sich eingefunden hatte, daß in Mannheim die Vertreter dieser Richtung einen bedeutenden Theil des Vereins bildeten und daß in Gotha 11 derselben anwesend waren. Und nirgends widerfuhr denselben eine Mißachtung oder Zurücksetzung. Man ließ sie theilnehmen an den Debatten, ging auf Fragen derselben ein, welche in den Bereich der Verhandlungen gehörten und nicht in das Gebiet der Regierungsbefugnisse hinüberstreiften, wie in Mannheim vorkam; und als bei der Versammlung in Gotha eine Aeußerung fiel, die für die Realschulmänner etwas Verletzendes hatte, wurde dieß von dem Präsidium scharf gerügt und es wurde ausdrücklich darauf hingewiesen, daß das Realschulwesen in unserem Kreise gleichberechtigt sei mit dem Gelehrtenschulwesen. Es läßt sich daher mit Sicherheit annehmen, daß bei keiner unserer Versammlungen ein Reallehrer aus dem Grunde weggeblieben ist, weil er sich für ausgeschlossen erachtete, sondern es haben sich dieselben von uns gesondert willkührlich, aus dem durch nichts begründeten Wahne, daß wir dieselben nicht als ebenbürtig betrachteten, mit eifersüchtiger und feindlicher Gesinnung, die sich in dem über die Meißner Versammlung veröffentlichten Berichte auf eine Weise ausspricht, die um so unerklärlicher und unerwarteter ist, als der gleichzeitig mit der Meißner Versammlung in Darmstadt zusammengetretene Philologenverein den unzweideutigsten Beweis lieferte, daß von unserer Seite jeder Spaltung vorgebeugt werden sollte. Nach solchen Vorgängen noch einen Versuch zu Herbeiziehung der Realisten zu machen, würde eben so zwecklos als erniedrigend für uns sein, und wir müssen es darum dem verehrlichen Präsidium sehr Dank wissen, das es durch Nichtbeachtung des Darmstädter Beschlusses bei Erlassung der öffentlichen Einladung die Würde unsers Vereines geschützt hat.

Schulinspector Horlbeck bemerkt, daß vielleicht Manche der an Realschulen Lehrenden, die nicht auf Universitäten gewesen, sich durch die Bezeichnung wissenschaftlich gebildete Realschullehrer ausgeschlossen erachteten; er fragt deßhalb an, ob dieser Begriff alle diejenigen, die nicht auf Universitäten gebildet worden, ausschließe?

Dir. Eckstein bemerkt, in den Verhandlungen der pädagogischen Section zu Darmstadt seien, besonders mit Rücksicht auf süddeutsche Realschulen, unter Realschullehrern nur die auf Universitäten gebildeten verstanden worden.

Prof. Göttling: Da der Zerwürfnisse zwischen Realisten und Philologen einmal gedacht worden sei, so wolle er noch mittheilen, daß er vor wenig Tagen einen Brief von einem Freunde der Realschulen, der selbst Realschullehrer sey, erhalten habe, worin derselbe ihm starke Vorwürfe gemacht, daß die Realschullehrer nicht von den Philologen mit eingeladen worden seien; mit der Bemerkung, „die Versammlung würde wohl gethan haben, wenn sie die Trockenheit der Philologie durch die wissenschaftliche Lebendigkeit der Realisten einigermaßen gewürzt hätte.“ Man fühle sich nun, (fügte der Briefempfänger hinzu), durch diese „Trockenheit“ nicht allzu verletzt; denn der Schreiber des Briefes sei uneingedenk jenes weisen Spruches des alten Heraklit, daß gerade die trockenste Seele die beßte sei.

Hierauf beschloß die Versammlung, auf den gestellten Antrag nicht weiter einzugehen, sondern Alles zu Protokoll zu nehmen und der von Oberschulrath Rost ausgesprochenen Erklärung beizutreten:

Der Verein findet Sinn und Ausdruck des zweiten Abschnittes in §. 4 der Statuten so klar und einleuchtend, daß ein ernstlich gemeinter Zweifel über dessen Deutung nicht möglich ist; und hält demgemäß eine authentische Interpretation desselben für überflüssig;

worauf die Sitzung durch den ersten Präsidenten geschlossen wurde.

An Geschenken waren eingegangen:

a) zur Vertheilung an sämmtliche Mitglieder der Versammlung:

Verzeichniß der Gegenstände des im Jahr 1846 gegründeten archäologischen Museums der Universität Jena; verfaßt von C. Göttling.

Die großherzogliche morgenländische Münzsammlung in Jena; eine Uebersicht von Dr. G. Stickel. Jena 1846.

Prospectus: Zeitschrift für die Archive Deutschlands, in halbjährigen Heften besorgt von Friedr. Traug. Friedemann; Gotha, Verlag von Fr. und Andr. Perthes (mit einem Exemplar des ersten Heftes).

Philologos Germaniae, qui Jenam convenerunt, Paedagogii Stoiani auctoritate et nomine venerabundus salutat Dr. Guil. Tittmann: (siehe Beilage 2); außerdem wurden bei dem ersten Mittagsessen mitgetheilt zwei lateinische Gedichte von Prof. Welker aus Gotha und Prof. Weißenborn aus Jena, und ein deutsches zum Absingen von Wilhelm Treunert (s. Beilage 3 — 5).

b) In einer kleineren Anzahl von Exemplaren:

C. Kärcher, Prosodisches zu Plautus und Terentius; als zweite Lieferung der Beiträge zur lateinischen Etymologie und Lexicographie. Carlsruhe, 1846. 8; hierzu Programm des Großh. Lyceums zu Carlsruhe 1846. 8.

c) In einzelnen Exemplaren:

Joa. Friedericus Hautz, Lycei Heidelbergensis origines et progressus; disseritur etiam de schola Nicrina et contuberniis Heidelbergae olim constitutis; commentatio historico-literaria, Heidelberg, 1846. 8. (siehe oben S. 20 und Beilage 1). —

Leibnitzens Ermahnung an die Teutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu üben, samt beigefügtem Vorschlag einer Teutschgesinnten Gesellschaft. Aus den Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Hannover herausgeg. von Dr. C. L. Grotefend. Hannover, 1846. 8. —

Aug. Meineke, Philologicorum Exercitationum in Athenaei Deipnosophistas specimen secundum. (Programm des Joachimsthalschen Gymnasiums). Berol. 1846. 4.

K. Halm, Beiträge zur Kritik und Erklärung der Annalen des Tacitus. Als Programm der K. Studienanstalt zu Speyer mitgetheilt. Speyer 1846. 8. —

Jahresbericht der Deutschen morgenländischen Gesellschaft für 1845 — 1846. Leipzig, 1846. 8. — (siehe Beilage).

Archiv für den Unterricht in den neueren Sprachen. Eine Vierteljahrsschrift, herausgegeb. von Ludw. Herrig und Heinr. Viehoff. Elberfeld, bei Bädecker 1846. (Prospectus).

Nach dem Schlusse der Versammlung ging noch folgende Schrift ein (den begleitenden Brief siehe Beilage 8).

Ueber die Wichtigkeit und Erklärung der Ortsnamen, von Franz Stetter Lyceumslehrer in Constanz. Constanz 1845.

II.

Verhandlungen

in der

ersten öffentlichen Sitzung

den 30ten September.

Die Sitzung wurde durch den ersten Präsidenten Geh. Hofrath Hand mit folgender Rede eröffnet:

Als im Jahr 1837 in Göttingen eine Zahl einsichtsvoller und für das Gedeihen der Wissenschaft begeisterter Männer zusammentrat und eine philologische Gesellschaft gründete, welche sich alljährlich zu Mittheilungen vereine, so lag diesen Männern der Zweck einer solchen Verbindung klar vor Augen, und wenn sie auch sich von der unläugbaren Nützlichkeit derselben überzeugt hielten, so konnten sie doch kaum eine Vorahnung der Nothwendigkeit hegen, welche der Bestand unserer Gesellschaft jetzt mit sich führt.

Den Zweck benannte das Statut als einen doppelten; einmal das Studium der Philologie im ganzen Umfange als Alterthumskunde zu fördern, und diese Wissenschaft unter dem unabwendbaren und selbst wünschenswerthen Streite der von verschiedenen Standpuncten aus für das eine Wahre Kämpfenden zu consolidiren, in der gerechten Voraussetzung, es sei in der philologischen Wissenschaft ein Gegenstand gegeben, welcher als Sache der Menschheit, als Erbtheil der Vernunft einer Consolidirung werth und fähig sei. Mit diesem Zweck war der Blick auf das Alterthum festgestellt, auf das gesammte Alterthum als eine Quelle der fortschreitenden Wissenschaft, der nach Idealen strebenden Kunst, des in seiner Freiheit frisch zu erhaltenden geistigen Lebens.

Ein anderer Zweck war methodischer Art, insofern die Wissenschaft gelehrt werden soll, und wissenschaftlich Gebildete als Lehrer sich verbanden, um sich über die in sich zu begründende und erprobte Methode gegenseitig zu verständigen. Daß dabei an die höheren Lehranstalten gedacht und die namentlich genannt wurden, in welchen das Studium der Wissenschaft beginnt und durchgeführt wird, lag schon in dem vorausgestellten Begriff eines Vereins für die Wissenschaft.

In diesen Grenzen hat der Verein sich acht Jahre erhalten und, dessen sind die Theilnehmenden sich bewußt, vieles Tüchtige und Gute gewirkt. Dieses Gute aber ward, nach meiner Ansicht, nicht allein durch Vorträge über einzelne Gegenstände, wenn auch da vielfache Anregung zu weiterer Forschung geboten werden konnte, gewonnen, sondern durch den Verkehr, in welchem Männer verschiedener Richtung die Ansichten gegenseitig austauschten und prüften, in der Persönlichkeit, welche in allen Erdendingen ihre vollgültige Macht behauptet, und auch hier zu näherer Verbindung, zur Anerkenntniß und Achtung führte, vorzüglich aber in der Ueberzeugung, daß die Vereinten sich als gleiche Sinnes- und Glaubensgenossen zu betrachten haben, und bei dem Bewußtsein einer gültigen Stellung auf dem Gebiete der Wissenschaft diese zu behaupten und als eng Verbündete, sei es im Kampfe, zu vertheidigen berufen sind.

Darum aber glaube ich bei dem Hinblick auf die Gegenwart nicht zu irren, wenn ich behaupte, diese unsere Versammlungen seien für die Erhaltung und Fortbildung der Wissenschaft nicht blos nutzreich, sondern nothwendig, und es habe den Anschein, daß sie dies mit jedem Jahre mehr werden, ja daß ein Aufgeben derselben uns nicht allein um eine Lebensfreude bringen, sondern auch der späteren Zeit den freien Betrieb des Geistes und denen, die uns nachfolgen, die Sicherheit ihres Standes, das ist die Vollbürtigkeit der Philologen unter den Bearbeitern und Vertretern der Wissenschaft, schmälern würde.

Diese Vereine mit aller Kraft aufrecht zu erhalten, in innerer Einheit fest zu begründen, durch Begeisterung der Freundschaft zu beleben, selbst mit Aufopferung das Heimathsrecht zu wahren, liegt uns in mehrfacher Hinsicht und in einer Zeit ob, die ihre eigenen Anforderungen entgegenstellt.

Die Geschichte lehrt, daß die Wissenschaft, wenn sie in jugendlicher Frische ersteht und zu einer blüthenreichen Lebendigkeit herangereift ist, sich einzig selbst bedenkt und auf ihre innere Bildung und Erweiterung allein hinstrebt. Sie steht mit der schaffenden Kunst auf einer Linie, in sich selbst genug. Spät erst, wenn ein gewisses Ziel erreicht ist, frägt man nach den Früchten, nach dem Nutzen und der Beziehung auf's Leben. Dies ist die praktische Seite des wissenschaftlichen Berufs, die da hervortritt, wo eine vollständige Uebersicht und ein Abschluß gewonnen worden war. Sind wir nun auf dieser Stufe ausgewirkter Wissenschaft angelangt oder eilt unsere Zeit mit ihrer Nachfrage nach dem Nutzen fürs Leben zum Nachtheil der Blüthenzeit voraus? Ist bei aller Anerkennung des hohen Werthes der praktischen Thätigkeit die Wissenschaft zu verpflichten, ihr allein zu dienen? Ich will es nicht in Frage stellen; allein kaum möchte ein Gebiet nachgewiesen werden, welches jetzt von außenher mehr bedroht würde, in seinem ruhig fortzusetzenden Anbau gehemmt zu werden, als die Philologie. Bald ist's die Meinung, es sei das Alterthum in seinem Reichthum geistiger Schöpfung nun hinlänglich ausgebeutet und es gelte für einen bedeutungslosen Beruf, in Ruinen zu forschen; bald ist's die oft mit Spott ausgesprochene Frage, welchen praktischen Vortheil grammatische Untersuchungen oder kritische Forschungen dem Leben bringen; bald ist's die Anklage, als maße sich der Bund der Philologen eine Oberherrschaft an, und ihnen sei eine Lossagung von den aus alter Zeit zuständigen Forderungen und eine Beschränkung füglich zuzumuthen; alles dies hat sich während einer Reihe von Jahren in Schriften und Schriftchen ausgesprochen, bis endlich sogar der Vorwurf auftauchte, die Betrachtung des sogenannten heidnischen Alterthums sei der christlichen Frömmigkeit nachtheilig, und man habe zu sorgen, daß unsere Jugend nicht auf classischem Wege ins ewige Verderben irre.

In Zeiten der Ruhe kann Jeder seine Werkstatt sorglos betreiben; in Zeiten des Angriffs aber gilt es, sich seines Rechts sicher zu werden und gewappnet zusammenzustehen, damit, was dem Einzelnen nicht möglich wird, von Verbündeten das rechtliche Besitzthum in Vertheidigung genommen werde. Darum haben wir Philologen und Schulmänner Hand in Hand zu legen und im festen Bunde der Wissenschaft, die wir bekennen und welcher wir ein Leben gewidmet haben, den dauernden Bestand und die Würde zu wahren.

Wol ist der Ausspruch Fontenelle's bis auf unsere Tage wahr geblieben: die Unwissenheit behandelt gern als etwas Unnützes, was sie nicht kennt und rächt sich auf diese Weise; wahr aber auch die Behauptung, daß unsere erleuchtete Zeit begonnen hat, ungerecht zu verfahren, wenn sie in die Wagschale der Beurtheilung das Gewicht der Nützlichkeit legt. Hat ein Grammatiker eine specielle Untersuchung verfolgt und über einen mit dem Denken organisch entwickelten Sprachgebrauch, über das Wesen einer Partikel

geschrieben, oder die rhythmischen Gesetze der Sprache erkundet, so bezeichnet man dies als ein nichtiges, auf Kleinlichkeit gerichtetes Bemühen, während man dem Botaniker die Zerlegung eines Pflanzenorgans, dem Zoologen die Untersuchung der Fischgräte und der Embryonenbildung der Infusorien als ein bewunderungswerthes Verdienst anrechnet. Und doch hat der Naturforscher es nur mit Auffindung eines Gesetzlichen in der freiheitlosen Natur, der Grammatiker mit der Erforschung des Gesetzes eines geistigen Organismus zu thun.

Die Zeiten sollen sich geändert haben. Wohl haben sie sich geändert, doch steht zu wünschen, es möge zur Besserung geschehen sein, worauf das Bekenntniß des Unbefriedigtseins in der Gegenwart, das Verlangen nach Umänderung nicht eben hindeutet. Noch scheint der Triumph über errungene Siege der Gegenwart und eine Ueberflügelung des Alterthums zu vorschnell eingeleitet.

Die Zeit ist vorbei, ruft man uns entgegen, in welcher classische Bildung aus dem Alterthum geschöpft, die Ideale des Wahren und Schönen dort aufgesucht wurden, in welcher man der Philologie eine geistbelebende Wirksamkeit zuschrieb. Wir können uns trösten; denn dieser Ruf erschallt auch auf andern Gebieten in gleicher Weise. Wer hörte nicht schon sagen, die Zeit sei vorbei, in der man das Studium des römischen Rechts als eine Grundlegung der Rechtswissenschaft betrachtete, vorbei die Zeit, in welcher man, nicht beruhigt mit bloßer Auffassung der sinnlichen Erfahrung, zur Gewinnung einer auf die Resultate der Beobachtung gestützten Naturphilosophie hinstrebte.

Sind diese Zeiten vorbei und lag in ihnen das redliche Bemühen, die Aufgabe der Wissenschaft auf eine gründliche und umfassende Weise zu lösen, so werden sie, und sei es als eine neue Morgenröthe nach der Nacht, auch wiederkommen. Rühme nur Keiner sich höher zu stehen, wenn er auf die Schultern eines Andern sich gestellt hat; wirft dieser seinen Emporkömmling ab, so möchte die Erhabenheit in eine jämmerliche Kleinheit zerfallen.

Es wäre Thorheit, in dieser Versammlung irgend von dem Werthe der Studien des Alterthums, von der Grundlage allgemeiner aus den Werken der Vorzeit zu gewinnender Humanität, von der Vollgültigkeit der orientalischen, griechischen und römischen Literatur und Kunst zu sprechen, indem in der Anwesenheit der Verkündiger dieser Wahrheit das entscheidende Bekenntniß zu Tage liegt. Nur darauf wollte ich in diesem Einleitungsworte hindeuten, daß uns noch ein gerechter Stolz geziemt, mit welchem wir in den Reihen der Vertreter der Wissenschaft zu erscheinen und da unsere Stelle zu behaupten befugt sind, daß in unsern Tagen ein näheres Zusammenstehen der Genossen nöthig wird, und wo Widersacher entgegentreten, auch ein Kampf nicht gescheut werden darf.

Der Philolog will nicht mehr sein, als wozu ihm sein wissenschaftlicher Beruf das Recht gibt, er will forschen und lehren, wie das Alterthum in jugendlicher Kraft gestrebt hat, die höchsten Ideen der Menschheit zu realisiren, wie in Sprache, Kunst, im Denken und Handeln der alten Welt der Geist des Menschen sein Wesen und sein Gesetz hat kund werden lassen, daß es der Mühe lohne, den Quellen der Erkenntniß nachzugraben und in den Organismus des Geistes bis zu den feinsten Elementen zu dringen.

Der deutsche Schulmann bleibt dem alten Glauben treu, daß nur auf dem Wege der Wissenschaftlichkeit zu einer gründlichen Lehre zu gelangen ist, daß, woraus Weisheit und Bekräftigung des Geistes zu schöpfen, ein tiefer voller Strom aus alter Zeit in die unsere herüberfluthet, daß die Heranbildung fürs

Leben nur auf dem sonnenhellen Wege der Klarheit gelingt, für welche das Alterthum die sichersten Muster darbietet und unter Abwehr modriger Sumpfluft, die zu einer scheinheiligen Erstarrung benebelt, und der dabei aufleuchtenden Irrlichter, welche man die Manifestation des Zeitgeistes nennt, die Freiheit der gesunden, kräftigen Vernunft zu gewinnen steht.

Es ist an uns, die hier versammelten Philologen, ein offener Brief erschienen. Offene Briefe haben in unsern Tagen kein glückliches Schicksal gehabt und nur den Wunsch angeregt, sie möchten nicht geschrieben sein. Ob der an uns gerichtete Brief eine ausführliche Antwort erheischt, überlasse ich dem Urtheile Anderer. Allein er ist bestimmt, uns gute Lehren zu geben; da liegt jedem vorwärts Strebenden ob, davon Kenntniß zu nehmen, und es scheint auf mich die Verpflichtung zu fallen, die Benutzung dieser Zuschrift zu erleichtern.

Der Verfasser geht von dem Satze aus, der Philolog als solcher und als Schulmann müsse die Forderung der Zeit erfüllen und diese sei Emancipation. Zu beklagen ist hierbei, daß der Deutsche für die Bezeichnung solcher Forderung seiner Zeit nicht einmal ein eigenes Wort in seiner Sprache besitzt, und ein alterthümliches wählen muß, und es erhellt daraus, daß er nur mittelst eines aus dem römischen Alterthume entnommenen, philologisch festzustellenden Begriffs zum Bewußtsein seiner Zeit gelangen kann. Schon habe, sagt der Verfasser, die Natur sich selbst emancipirt, der Staat und die Kirche thue es auch, darum sei nächste Aufgabe der Philologen, sich zu emancipiren. Kann nun an eine Selbstemancipation der Natur kaum gedacht werden, da sie von den sie streng bindenden Gesetzen um keines Haares Breite abgewichen ist und Jahrtausende hindurch unbesorgt um einen über die Erde wandernden Zeitgeist ruhig waltet und schafft, so kann, wie Staat und Kirche sich emancipirt, hier weiter nicht in Frage kommen. Aber auch die Philologie soll sich emancipiren. Sie soll die übrigen, namentlich die Naturwissenschaften neben sich gelten lassen, auch eine orientalische und eine altdeutsche Philologie anerkennen und als historische Wissenschaft und zwar als Sprachkunde und Alterthumskunde, als Literaturgeschichte, Hermeneutik und Kritik wirksam sein. Wenn so der Zeitgeist zu uns spricht, so ists der Geist der guten alten Zeit; denn damit sind die Regionen des uns von den Vätern überkommenen Gebietes benannt; nur der treuen fleißigen Bearbeiter bedarf es. Die Philologen als solche werden also zu einer Emancipation weder Verlangen noch äußeren Antrieb finden können.

Anders in Hinsicht der Philologen als Schulmänner. Da verweilt der offene Brief in einem denkwürdigen Dilemma. Er möchte die Philologen als Schulmänner aus den Bildungsanstalten wenn nicht ganz verweisen, doch in den Hintergrund stellen, und muß doch eingestehen, sie seien ein integrirender Theil des Erziehungswesens; er muß einräumen, daß das Alterthum classische Werke darbietet, an denen der jugendliche Geist geläutert und bekräftigt werde, daß die alten Sprachen reine und vollendete Schemata des menschlichen Denkens enthalten, und will Beides bei Seite gelegt wissen, weil unser Volk aus eigenem Blut und Saft Classiker groß gezogen habe und wir eine eigene Sprache besitzen; er läugnet den philologischen Schulmännern die pädagogische Befähigung ab, und erkennt doch an, daß unsere Zeit ein Zögling solcher Lehrer sei.

In der darauf folgenden Rede, in welcher dargelegt wird, daß es Volksschulen, Realschulen, Gymnasien und Universitäten gebe, daß diese sich in aufsteigender Linie der Bildung an einander reihen, wird endlich als Anforderung der Zeit die Reform der gelehrten Schulen also bezeichnet: eintreten müsse eine Emancipation der Schule von der Philologie oder den Philologen, und der Gymnasiallehrer dürfe nicht über dem Volks- und Realschullehrer stehen, sondern neben beiden.

Hier erwiedert wol Jeder fragend: haben sie jemals anders gestanden? Werden nicht für die früheste Erziehung die tüchtigsten Talente erfordert? Und kann da an eine Ueberhebung gedacht werden, wo eine naturgemäße Stufenfolge zu einer Höhe hinaufführt? Für uns bleibt die eine Frage gültig: wo beginnt die Bildung für Wissenschaft, nicht: wo beginnt die Bildung fürs Leben, sonst rangiren auch die Mütter und Ammen in gleicher Reihe mit den Philologen; denn auch sie lehren Sprache und oft sehr gründlich.

Wo aber ist ein Gymnasium in Deutschland, in welchem nicht Mathematik, Geschichte, Naturkunde auf eine meist genügende Weise vertreten wird? Dem nebenstehenden Philologen, wenn er nicht in einseitiger Unwissenschaftlichkeit befangen ist, fällt nicht bei, aus den Schülern künftige Philologen zu schaffen, und kein Schulmann wird darin einen Ruhm suchen, nur Philolog zu sein.

Was aber die Entgegnung seit geraumer Zeit anregt, beruht nicht in einem von der einen Seite vorenthaltenen oder von der andern begehrten Anspruch der an einem und demselben Werke thätigen Lehrer, sondern vielmehr in der überlauten Stimme unsrer Jugend, welche eine Art von Zeitgeist zu repräsentiren strebt.

Die Krankheit unsrer Zeit ist die Sucht des Nutzens, die Epidemie der Frühreife. Unsere Jünglinge wollen nicht mehr lernen, nicht mehr am Grunde bauen und wünschen auf dem Gymnasium fertig zu werden, ja würden sich glücklich preisen, wenn ihnen der Besuch der Universitäten erspart würde und sie auf eine technische Weise zum Staatsdienst gelangen könnten. Diesem Hineilen in's Leben wird Alles verächtlich, was nicht den Stempel seiner unmittelbaren Anwendbarkeit trägt; dieser Quelle aller Ungründlichkeit wird Vorschub geleistet, wenn man zu frühzeitig zu Vieles lehrt. Der Jüngling von 16 bis 17 Jahren will und soll neben der Kenntniß der alten und neueren Sprachen auch die Lehren der höhern Mathematik erfassen, mit den Forschungen der Physik und Chemie vertraut sein und an der Geschichte ein politisches Urtheil gewonnen haben. So erheischt es der sogenannte Zeitgeist, welcher, wenn er die Wissenschaft zur Sclavin bewältigt, dieser das Leben und die Würde raubt.

So lange des Menschen und so auch des wissenschaftlichen Menschen Heranbildung an eine fortschreitende Entwickelung gebunden sein wird, so lange wird der zu bemessende Weg eine Stufenfolge bleiben, es werden Grenzen der besonderen Gebiete gezogen werden müssen, deren Ueberschreitung immer eine Zerstörung der nachbarlichen Region mit sich führt. Darum sind alle Grenzstreitigkeiten zu entfernen und die einzige Losung, welche uns alle ebenbürtig neben einander stellt, die Wissenschaft.

Erfordert unsere Zeit einen Kampf gegen die herandrängende Macht der Unwissenschaftlichkeit, die in aller Vielwisserei liegt, und kann da der Einzelne nur mitwirken, die Gesammtheit siegen, so ist unser Verein ein nothwendiger geworden.

Nöthig ist ein festes treues Zusammenhalten, um den materiellen Interessen der Zeit ein geistiges Gegengewicht zu bieten; es ist Einheit der Principien zu erringen, wozu der Austausch der besonderen Beobachtungen und Ansichten dient; reine Begeisterung für ein Lebenswerk, und innige Freundschaft muß jede Verkennung, jedes Mißverständniß fern halten.

Ueberschauen wir unsere durch den Druck bekannt gewordenen Verhandlungen, so liegt uns eine nicht geringe Masse gediegener Aussaat vor, die auch schon erfreuliche Frucht gebracht haben wird.

Möge denn auch die jetzige Versammlung das Zeugniß einer Deutschland ehrenden Genossenschaft aufstellen, uns alle einander näher bringen und so der Wissenschaft, die wir bekennen, ein Freudenfest gehalten werden! —

Hierauf wurde von Prof. Weißenborn das Protokoll der vorbereitenden Sitzung verlesen und eine Berichtigung von Prof. Stickel hinzugefügt. Dr. Queck las das Verzeichniß der seit gestern eingezeichneten Mitglieder vor (bis Nr. 280).

Der Präsident sprach im Namen der Versammlung den Dank für das ihr von Dr. Tittmann*) gewidmete lateinische Gedicht aus und forderte **Dr. Köchly** auf, seinen Vortrag über

die Einheit der Handlung in Euripides Hekabe

zu halten.

Hochverehrte Anwesende!

Es könnte als eine üble Vorbedeutung erscheinen, wenn gleich der erste Vortrag mit der Bemerkung eingeleitet werden muß, daß er, wenn gleich der Sache nach längst durchdacht, doch der Form nach ein rein improvisirter sein wird. Aber ich denke: es ist besser, daß dieß bei dem ersten der Fall ist, dessen Eindruck durch die folgenden leichter verwischt werden kann, als bei dem letzten, den Jeder frisch im Gedächtniß mit sich nach Hause nimmt.

Es ist nicht meine Absicht gewesen, so unvorbereitet vor Ihnen zu sprechen: vielmehr war ich früher Willens, einen andern nur zu lange vorbereiteten Gegenstand zu behandeln, nämlich einen Versuch zur Beantwortung der Frage zu machen: „Welche Stellung nimmt Quintus von Smyrna in der Entwickelungsgeschichte des griechischen Epos ein?" Mit der Ausgabe dieses Dichters über das horazische neunte Jahr hinaus beschäftigt durfte ich hoffen, einigermaßen im Besitz der für die Beantwortung jener Frage nöthigen Detailkenntnisse zu sein; aber es ging mir mit dem Vortrage, wie mit der Ausgabe: ich fand bei meinen mannigfaltigen Geschäften nicht die nöthige Zeit, ihn gehörig vorzubereiten, eine Arbeit, welche um so schwieriger ist, je unbekannter im Allgemeinen der Dichter, je ausgebreiteter der Umfang des zu übersehenden Feldes, je erdrückender die Masse der zu sichtenden und zu beherrschenden Einzelheiten ist.

Da ich nun aber die dem hochgeehrten Präsidium gemachte Zusage um so weniger zurücknehmen möchte, als nicht gerade zahlreiche Vorträge angemeldet sind, so habe ich einen andern Gegenstand gewählt, von welchem ich ganz besonders hoffe, daß er andere scharfsinnigere Männer veranlassen wird, was ich versehen sollte oder vermissen ließe, zu verbessern oder zu ergänzen. Ich will es nämlich versuchen, die Hekabe des Euripides in ihrer dramatischen Einheit zu rechtfertigen, bekanntlich eine alte Controverse, welche schon vor langen Jahren allerdings nicht zu Gunsten des Dichters von dem ehrwürdigen Veteranen unserer Wissenschaft beantwortet worden ist, welchen wir heute mit Verehrung und Freude in unserer Mitte sehen.

Es sei mir erlaubt, einige einleitende Bemerkungen über Euripides selbst vorauszuschicken. Wie bekannt, sind die Urtheile über ihn in alter und neuer Zeit in den verschiedensten, ja entgegengesetztesten

*) Siehe Beilage 2.

Richtungen aus einander gegangen. Um ihn gerecht zu beurtheilen, muß man seine Zeit genauer in's Auge fassen, als deren treuester Spiegel und Repräsentant er zu betrachten ist. Während Aeschylos Anfangs durch und durch in, zuletzt außer seiner Zeit steht, während Sophokles sich über dieselbe zu erheben strebt, ohne sich ihr zu entziehen, giebt es fast keine Richtung in den religiösen, politischen, socialen Bewegungen und Schwankungen Athens, die nicht in einer oder der andern Tragödie des Euripides bald schärfer, bald schwächer hervortrete. Vergleichen wir hier zunächst die drei großen Dramatiker in Bezug auf Mythenbehandlung. Aeschylos pflegt die Mythen in ihrer alten überlieferten Form mit frommen naiven Glauben darzustellen, ohne an ihnen zu deuteln und zu grübeln, ohne ihren Gehalt anzuzweifeln oder zu vertheidigen: mit vollem Anspruch auf Gültigkeit treten sie bei ihm unmittelbar in die Erscheinung. Bei Sophokles dagegen zeigt sich das Bestreben, die alten Mythen ethisch zu rechtfertigen, und namentlich dasjenige, was nach den gebildeteren Begriffen einer fortgeschrittenen Zeit roh, anstößig, unsittlich beim ersten Anblick erschien, durch eine tief angelegte Charakteristik der handelnden Personen, durch eine feine Enthüllung innerlicher sie bestimmender Motive als gerecht und wohlbegründet zu vindiciren. Wäre uns von Aeschylos die Tragödie erhalten, in welcher er die Schicksale des Oedipus darstellte, so würde jedenfalls eine Vergleichung derselben mit dem Oedipus König des Sophokles am meisten geeignet sein, unser allgemeines Urtheil zu rechtfertigen. Während bei Aeschylos jedenfalls die finstre furchtbare Gewalt eines unentfliehbaren Verhängnisses in den Vordergrund trat, läuft bei Sophokles Alles darauf hinaus, bei aller Großheit und Herrlichkeit den Oedipus dennoch als schuldig erscheinen zu lassen, da er in seinem freilich durch seine Thaten hervorgerufenen übermäßigen Vertrauen auf Menschenwitz und Menschenweisheit sein Schicksal selbst erfüllt und eben dadurch gewissermaßen verdient. Euripides dagegen geht darauf aus, die Mythen pathetisch zu begründen. Freilich will ich mit diesem Satze nicht alle seine Tragödien gleichmäßig charakterisirt haben: im Gegentheil, es sind verschiedene Classen derselben zu unterscheiden, und in manchen derselben sind die mythischen Personen in ihren einmal überlieferten, aber vom Dichter vielfältig modificirten Verhältnissen nur die Hüllen, hinter denen wirkliche Wesen, wirkliche Situationen der Gegenwart, selbst uns erkennbar, sich verbergen. Die Hekabe dagegen ist eine von jenen Tragödien, um derentwillen der Dichter τραγικώτατος, der am meisten tragische unter den Tragikern, genannt worden ist, eine Tragödie, in welcher das Pathos, die volle ungezügelte Leidenschaft, die mit gleicher Kraft dem Leide wie der Freude sich hingiebt, vorzugsweise vorherrschend ist.

Man hat bekanntlich gegen die Handlung der Hekabe den Vorwurf erhoben, daß sie in zwei getrennte, durch kein innerliches Band zusammenhängende Begebenheiten, die Opferung der Polyrena und die Bestrafung des Polymestor, aus einander falle; man hat diesen Vorwurf vergebens dadurch zu entkräften gesucht, daß man beide Begebenheiten als zum Unglücke der Hekabe gehörig durch diese äußerliche Zufälligkeit für hinlänglich verbunden erklärt hat.

Ich werde mich auf eine Polemik gegen diese Ansichten nicht einlassen, sondern nur ganz einfach den Gang des Stückes zu zeichnen und aus dessen Verlauf darzuthun versuchen, daß die Handlung doch nur Eine ist. Gelingt es mir dieß zu beweisen, so fallen die Einwürfe von selbst.

Das Stück spielt auf der thrakischen Chersones; Troja gegenüber liegt in Asche; die Griechen sind über den Hellespont gesetzt und wollen heim nach dem schönen Griechenland. Da tritt ungünstiger Fahrwind ein; der Schatten des Achilleus erscheint zürnend auf seinem Grabmal und fordert als Sühnopfer das Blut der Polyrena. So werden die Griechen mit ihren Gefangenen an der thrakischen Küste zurückgehalten.

Den Prolog hält der Schatten des Polydoros. Er berichtet in der Weise der Euripideischen Prologe sein Geschick: wie ihn als Knaben Priamos nebst reichen Schätzen dem Schutze seines Gastfreundes des Thrakerkönigs Polymestor anvertraut, wie dieser nach Trojas Fall aus schnöder Geldgier ihn getödtet und in's Meer geworfen habe, von dessen Wellen er unbestattet umher geworfen werde. Unterdessen würden die Griechen durch den Schatten des Achilleus zurückgehalten, der die Polyxena zum Todtenopfer begehre und auch an diesem Tage — so laute des Schicksals Schluß — erhalten werde. Ihm aber hätten auf sein Flehen die unterirdischen Götter gestattet, von der Mutter Hand begraben zu werden. Daher ist er ihr denn schon in verwichener Nacht als Traumgesicht erschienen, und die Dienerin, welche wegen der Bestattung der Polyxena an's Meer kommt, wird seinen Leichnam zu ihren Füßen von den Fluthen ausgeworfen finden.

Ehe ich weiter gehe, ein Wort über die vielgetadelten Prologe des Euripides. Sie sind nicht sowohl eine künstlerisch zu rechtfertigende Einrichtung, als eine durch die Entwickelung der Tragödie gebotene Nothwendigkeit. Die schon vielfach behandelten Mythen, die nun einmal der Stoff der Tragödie blieben, wurden aus den oben angedeuteten Gründen namentlich von Euripides sehr frei und willkürlich gestaltet, auf das Mannigfachste modificirt, auf das Abweichendste motivirt. Da bedurfte es nun gewissermaßen einer Einleitung, in welcher der Standpunkt, den der Dichter zu der gewöhnlichen Tradition einnahm, den Hörern klar gemacht, von dem Ueberlieferten das Fremdartige stillschweigend zurückgewiesen, das Beibehaltene ausdrücklich festgestellt, das neu Erfundene ausführlich mitgetheilt wurde. Nur so konnte den Hörern, ohne daß sie von den gewöhnlichen Vorstellungen verwirrt worden wären, der Zusammenhang, wie der Dichter ihn angenommen hatte, verständlich werden.

So giebt uns auch hier der Prolog den Schlüssel zur richtigen Beurtheilung der Tragödie, indem er uns das Band enthüllt, das die beiden Handlungen zusammenhält. Polydor hat von den Göttern erlangt, daß ihm Bestattung von der Mutter Hand zu Theil werde. Welchen überaus hohen Werth aber das Alterthum darauf legte, überhaupt bestattet, namentlich aber von den nächsten weiblichen Verwandten feierlich bestattet zu werden, ist allbekannt, und ich brauche hier nur an die Antigone zu erinnern. Daher wird Polydor der Dienerin erscheinen, welche am Meere Wasser holt zu Polyxena's Bestattung. So führt Polyxena's Tod, den Achilleus' Schatten verlangt hat, für die Hekabe die Auffindung und Bestattung des Polydoros, damit zugleich die Bestätigung von des Sohnes Schicksal und endlich die Rache an dessen Mörder mit Nothwendigkeit herbei. Diese letztere, als aus dem freien Entschlusse der Hekabe hervorgehend, wird in dem Prologe nicht erwähnt, während dagegen die Schuld des Mörders vollständig enthüllt wird, da für den nicht im Voraus unterrichteten Hörer dieselbe später als nicht hinlänglich erwiesen oder wenigstens nicht in ihrer vollen Gräßlichkeit erscheinen würde.

Nach dem Prologe also verbindet ein nach den Ansichten des Alterthums heiliges, rein religiöses Band beide scheinbar getrennten Handlungen mit innerer Nothwendigkeit. Sehen wir nun weiter, wie diese zu untergeordneten Theilen Einer Handlung verschmelzen.

Der Schatten des Polydoros, der nahenden Hekabe aus dem Wege gehend, hebt noch am Schlusse mit eindringlichen Worten hervor, wie sie von einer Königin zu einer Sclavin herabgestürzt in vollstem Maße den Wechsel des Glücks erfahren habe. Jetzt ertönen die Klagen der Hekabe. Es ist oft getadelt worden, daß die lyrischen Partieen des Euripides ziemlich weitschweifig sind, mit vielen nichtssagenden

Worten den Inhalt verwässern; daß ferner die Chorgesänge oft in gar keinem Zusammenhange mit der Handlung stehen. Dieser Tadel trifft namentlich, wie wir sehen werden, mehrere Theile der Hekabe mit Recht. Ich möchte, nicht zur Rechtfertigung oder Entschuldigung, sondern zur Erklärung hier die Vermuthung gelegentlich äußern, daß wohl bei dergleichen Stücken, wie in unsern Opern, die Composition und der musikalische Vortrag bei weitem die Hauptsache war und den Text ganz oder bei weitem überwucherte. Und wer weiß, ob nicht manche dieser ganz abgerissenen Chorgesänge in verschiedene Tragödien nach Befinden eingelegt wurden? Einen merkwürdigen Fingerzeig giebt wenigstens der bekannte in 5 Tragödien des Euripides wiederkehrende Schluß: πολλαὶ μορφαὶ τῶν δαιμονίων u. s. w.

Doch zurück zur Hekabe. Auf Dienerinnen gestützt wankt sie jammernd heraus; ihre Klagen betreffen namentlich zwei Hauptpunkte: die Vergegenwärtigung des furchtbaren Glückswechsels („jetzt Sclavin, einst Königin"), und das doppelte Traumgesicht, was ihr des Sohnes Tod und der Tochter Opferung verkündet hat. Dieß Letztere bestätigt der herannahende Chor trojanischer Frauen; er berichtet, daß die Achäer in der Volksversammlung trotz Agamemnons Widerstreben auf Odysseus' Betrieb beschlossen haben, die Polyxena an Achilleus' Grabe zu opfern, um seinen Schatten zu versöhnen. Schon hier wird angedeutet, was später noch schärfer hervorgehoben wird, daß von diesem Todtenopfer die Heimkehr der Griechen abhängt. Hekabe erhebt neue, etwas wortreiche Klagen; das Resultat ist, daß sie in solches Unglück versunken sich den Tod wünscht: „nicht mehr gefällt mir das Leben im Sonnenlicht."

Darauf ruft sie die Polyxena selbst heraus, und theilt ihr mit, was über sie verhängt ist; aber diese nicht erschreckt von dem drohenden Tode klagt nur um die Mutter: „Welches Leid hat wiederum eine Gottheit über dich gebracht? Nicht mehr werde ich mit dir in deinem Alter die Sclaverei ertragen. Du wirst mich von Deiner Hand gerissen und zum Tode geschleppt sehen." Sie selbst aber beklagt den Verlust ihres schmachvollen Lebens nicht; der Tod erscheint ihr als ein Glück.

Da erscheint Odysseus, hier wie in andern Tragödien als das Muster eines schlauen, vielgewandten Volksredners aufgefaßt. Mit ruhigen, kalten, gemessenen Worten fordert er die gebeugte Mutter auf, sich ohne Umstände in das Unvermeidliche zu fügen. Hekabe will noch einmal das Letzte versuchen; sie beginnt mit der Einleitung, daß sie nicht zur rechten Zeit gestorben zu sein bedauert, sondern noch fortlebt, jetzt, wo sich immer größeres Unglück häuft. Dann wendet sie sich an den Odysseus; sie erinnert ihn, wie sie ihn einst in Troja erkannt und auf sein demüthiges Flehen gerettet hat; sie appellirt an seine Dankbarkeit, nicht ohne handgreifliche Anspielung auf das herzlose, ehrgeizige Geschlecht der Volksredner; sie kritisirt — und das ist bezeichnend für Euripides — vom rationalistischen Standpunkte aus überhaupt die Sitte der Menschenopfer, sie sucht nachzuweisen, daß man eher jede Andere opfern müsse als die Polyxena, die der Mutter nach solchen Verlusten Alles ist:

„Sie ist für Vieles Trost mir; ist mir Vaterstadt,
Mir Pflegerin und Stab und Führerin des Wegs."

Aber nachdrücklich erinnert sie auch an den Wechsel des Glücks, und die furchtbare Lehre, welche sie selbst den Glücklichen und Mächtigen gebe. Odysseus dagegen setzt ihr ruhig und gründlich auseinander, daß es eben so gerecht als klug sei, selbst nach dem Tode verdienstvolle Bürger zu ehren — es dürften auch hier Anspielungen auf Zeitereignisse erkennbar sein. — In dem Charakter dieses Dialogs zeigt sich das rhetorisch-sophistische Element der eristischen Wechselreden, welche, eine pikante Zugabe für die

proceßsüchtigen Athener, fast ein stehendes Ingrediens der Euripideischen Tragödien sind. Nun wendet sich Hekabe an die Polyxena und fordert sie auf zu versuchen, ob sie den Odysseus zu rühren vermöge, indem sie ihr gleichsam Unterricht in der Rhetorik giebt. Aber diese heißt den Odysseus ruhig sein, von ihr habe er keine Bitten zu befürchten; sie begehre zu sterben, ehe sie, die geborene Königstochter und Herrin, als Sclavin lebe und noch unwürdigerem Loose entgegensehe; frei dagegen sterbe sie; Hoffnung im Leben sei nicht mehr vorhanden; so möge denn auch die Mutter sie nicht länger zurückhalten, denn der Tod sei ein Glück für sie. Da senkt sich durch die hochherzige Gesinnung der Tochter der erste Strahl des Trostes in das Herz der unglücklichen Mutter:

„Wie sprachst du edel, Tochter, doch das edle Wort
Begleitet Schmerz."

Und so hält sie denn zwar die Tochter nicht mehr zurück, will aber mit ihr sterben, und trotz der Mahnungen des Odysseus nicht von ihr lassen. Und wieder ist es Polyxena, welche sie zur Ergebung in hr Schicksal umstimmt; fruchtloser Widerstand sei ihrer nicht würdig. Dann folgt der Abschied: noch einmal bricht bei Polyxena die jugendliche Lust zum Leben durch, indem sie sich an Alles das erinnert, was sie verlassen muß, was sie noch nicht genossen hat. Hekabe fühlt ihr Loos, das Leben in Sclaverei, als noch schlimmer: die Tochter soll dem Priamos melden, daß sie von allen die Unglückseligste sei; und als endlich jene sich losreißt, sinkt sie im Uebermaß des Schmerzes bewußtlos nieder. Auf diese ergreifende Scene, die zu dem Herrlichsten gehört, was Euripides gedichtet hat, folgt ein ganz ungehöriger Chorgesang: Der Chor stellt Betrachtungen darüber an, in welches Land er abgeführt werden wird, wobei für uns die Erwähnung Athens und des großen panathenäischen Festzuges kein Ersatz für die sonstige Leerheit sein kann. Hierauf folgt die Botenerzählung des Herolds Talthybios über den Tod der Polyxena. Er leitet sie mit dem Zweifel ein, ob wohl Zeus noch auf die Menschen herabblicke, und ob nicht vielmehr der ganze Glaube an die Götter eitel sei; dazu veranlaßt ihn das Elend der ehemaligen Königin: er selbst will lieber sterben, ehe er so schmählichem Geschick verfällt. Dann fordert er die Hekabe auf, sich zu erheben und die Bestattung der Tochter zu besorgen. Von ihr befragt erzählt er dann ausführlich die Opferung der Polyxena, welche ihrer Hochherzigkeit getreu, von den Griechen bedauert und bewundert, muthvoll gestorben ist. Bedeutsam für den Zusammenhang der Handlung ist noch das Gebet des Neoptolemos, der den Vater anfleht, er möge nun versöhnt die Schiffe zu glücklicher Heimkehr entlassen. Nachdem dann der Eifer der Feinde, der Geopferten die letzte Ehre zu erweisen, geschildert worden, schließt der Bote mit den Worten:

„Ich sehe, daß von allen Frau'n
Das höchste Glück an Kindern Du und Leid erfährst."

Denn der hochherzige Sinn der Tochter ist es, an welchem aus ihrem tiefen Leid sich Hekabe erhebt. Daher gedenkt sie zwar nochmals ihres Unglücks, sagt aber ausdrücklich, daß die Nachricht von dem Heldenmuthe der Tochter ihr den ärgsten Schmerz genommen habe. Dann entsendet sie gefaßt die Dienerin zum Meere, um für das letzte Bad der Todten das Wasser zu holen, während sie selbst die fernern Anstalten zur Bestattung treffen will. Dabei wird sie nochmals auf den Gedanken an die Unzuverlässigkeit des Glückes geführt, den sie energisch ausspricht mit den Worten schließend:

„Der nur ist der Glücklichste,
Dem für den Augenblick nichts Böses widerfährt."

Den Chorgesang, welcher vom Raube der Helena handelt, können wir füglich übergehen. Dann kommt die Dienerin mit dem Leichnam des Polydoros zurück, den sie am Meeresufer gefunden hat. Sie sieht in Hekabe die unglückseligste Sterbliche, die je gelebt hat, und diese, von dem neuen Schlage unterrichtet, spricht sich in demselben Sinne von Neuem aus. Sie erinnert sich an ihren Traum, durch den sie aus göttlicher Offenbarung weiß, daß Polymestor es ist, der den Sohn getödtet hat.

Als daher Agamemnon auftritt, um sie aufzufordern die Tochter zu bestatten, so entschließt sich Hekabe nach einiger Ueberlegung seinen Beistand anzuflehn. Sie beschwört ihn unter Andern „bei seiner glücklichen Rechten," und als dieser verwundert vermeint, sie begehre ihre Freiheit, so spricht sie im Widerspruche mit ihrer frühern Sehnsucht nach dem Tode:

„Das nicht: nein, hab' ich an den Bösen mich gerächt,
So will ich Sclavin sein mein ganzes Leben lang."

Hier tritt also die schon vorbereitete Peripetie des Stückes ein: die Rache an Polymestor soll die durch den edeln Tod der Polyrena eingeleitete Beruhigung der Hekabe vollbringen. Daß diese Euripides so angelegt hat, zeigt hinlänglich das Folgende. Nachdem Hekabe zuerst das Verbrechen des Polymestor angegeben und in seiner ganzen Verworfenheit aufgezeigt hat, erschöpft sie nicht ohne theilweise abgeschmackte Sophistik alle Gründe der Religion, Politik, des Rechtes und der Privatrücksichten, um den Agamemnon zu bewegen, ihr zu helfen. Dieser, obwohl Mitleid und Gerechtigkeit ihn dazu bringen, scheuet sich doch in fast feiger Vorsicht unmittelbar einzugreifen, was der Hekabe Veranlassung giebt, wiederum nicht ohne innere Genugthuung die Reflexion zu machen, daß überhaupt Niemand frei und selbstständig sei, und zu dem Entschlusse eigenhändiger Rache zu kommen, nach deren Vollbringung beide Kinder mit einander bestattet werden sollen. Agamemnon aufgefordert, zu diesem Behufe die Dienerin ungehindert passiren zu lassen, gestattet dieß, was er aber nicht thun könnte, wenn das Heer schon günstigen Fahrwind hätte, den die Götter noch immer nicht senden wollen. Und doch ist Polyrena geopfert und Achilleus versöhnt? Und doch geht seine Verheißung nicht gleich in Erfüllung? Weil eben die Götter auch erst die Rache der Hekabe vollendet sehen wollen, wie sie schon die Auffindung und Bestattung des Polydoros herbeigeführt haben.

Der Chorgesang steht wieder in keinem Zusammenhange mit der Handlung.

Polymestor erscheint: falsch und glattzüngig beklagt er das Loos der Hekabe, entschuldigt er, daß er nicht früher gekommen und von ihr mit zweideutig verstellter Rede getäuscht, steigert er durch seinen lügenhaften Bericht über das Befinden des Polydoros den Abscheu über die grause That. Dann kirrt sie ihn durch Mittheilung über einen zu Troja vergrabenen Schatz und lockt ihn unter dem Vorwande, ihm noch mehr Gold heimlich anzuvertrauen, mit seinen beiden Söhnen in das Zelt. Polymestor geht in die Schlinge von der Habgier, die ihn zum Verbrechen verleitete, geblendet und den Achäern jetzt eben so treulos wie einst den Troern. Während draußen der Chor das Rachelied anstimmt, werden drinnen von den Frauen der Hekabe seine Söhne gemordet, er selbst geblendet. Nun folgt eine gräßliche Scene, in welcher allerdings Euripides von der alten tragischen Würde abgefallen ist. Der triumphirenden Hekabe stürzt der geblendete Polymestor, außer sich vor Schmerz und Wuth, nach; in wilder ohnmächtiger Raserei tobt er als ächter Barbar — das ist nicht unberücksichtigt zu lassen — umher; er möchte sich wie ein wildes Thier an dem Fleisch und Gebein der Weiber sättigen, sie mit den Händen in Stücken zerreißen.

Da erscheint Agamemnon und fordert beide Theile auf, sich vor ihm zu verantworten. Es folgt wieder eine von jenen Gerichtsscenen voll sophistischer Beredsamkeit. Polymestor weiß noch Lügen: er habe den Polydoros nur aus Politik, nur aus Sorge für die Griechen und sein eigen Land getödtet; er schließt die Erzählung mit einer jener allgemeinen Verwünschungen gegen das weibliche Geschlecht, welche dem Euripides den Namen eines Weiberhassers zugezogen haben. Hekabe widerlegt ihn schlagend und beweist, daß er eben nur aus Habgier das Verbrechen verübt hat, und hält ihm triumphirend vor, wie furchtbar er dafür gestraft sei. Agamemnon fällt seinen Spruch, daß ihm Recht geschehen sei, und auf die Klagen des Polymestor äußert sich Hekabe frohlockend in befriedigter Rache:

„Wie soll ich mich nicht freuen, da ich dich gestraft?"

Hier könnte die Tragödie schließen; es folgt aber noch ein Theil, der vorzugsweise angegriffen worden ist. Polymestor erinnert sich — wie Polyphemos nach seiner Blendung — alter Weissagungen: er prophezeit der Hekabe ihr Schicksal, daß sie in einen Hund, das verachtetste Thier, werde verwandelt werden. Aber alles das rührt die Hekabe nicht:

„Nicht kümmert das mich, da Du nur mir hast gebüßt!" ist ihre Antwort; und selbst die Verkündigung von Kassandra's Tod läßt sie kalt. Als er aber auch dem Agamemnon seine Ermordung voraussagt, da läßt ihn dieser ergreifen, fortführen, und auf einer wüsten Insel aussetzen. Dann wendet er sich an die Hekabe und fordert sie auf ihre beiden Kinder zu bestatten: denn die Abfahrt soll vor sich gehen, da eben jetzt sich günstiger Fahrwind erhebt. Den haben also die Götter nicht eher eintreten lassen, als bis die Rache an Polymestor vollstreckt ist.

Nach dieser Analyse ist es klar, daß Euripides die Idee des Stückes sich so angelegt hat:

Die vom höchsten Glanze in das tiefste Elend versenkte, ihres Gatten und aller ihrer Kinder beraubte Hekabe findet, gerade als der Tod ihrer letzten Kinder sie gänzlich niederzuschmettern scheint und in ihr den heißen Wunsch zu sterben erweckt, in steigendem Maße Trost, Beruhigung, ja Freude, zuerst in dem muthigen Benehmen und dem edeln Tode der Polyrena, dann darin, daß eben durch jenen Tod nach Götterschluß ihr den Sohn zu finden und zu bestatten, so wie an dem verruchten Mörder sich zu rächen möglich gemacht wird. So befriedigt und erhoben ergiebt sie sich in ihr Geschick als Sclavin zu leben, und selbst die Prophezeihungen des Polymestor können in dem Hinblicke auf eine noch schmählichere Zukunft sie nicht in ihrem Gleichmuthe mehr stören.

So entrollt Euripides vor unsern Augen ein erschütterndes Gemälde von dem schnellen Wechsel und der Veränderlichkeit des Glückes, und in demselben Sinne weist Polymestors Vorhersagung von dem Tode Agamemnons noch über das Stück hinaus.

Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, die Einheit der Handlung darzuthun und das innere Band zwischen Polyrena's Opfertod und Polymestor's Bestrafung aufzufinden. So will ich denn Ihre Geduld nicht länger ermüden, und erwarte, wie schon angedeutet, Belehrung, im Fall ich mich geirrt haben sollte. — —

Nach Beendigung dieses Vortrags entfernten sich die Orientalisten zu ihrer Sectionssitzung. Der Präsident richtete die Frage an die Versammlung, ob es für thunlicher gehalten werde, die Discussion unmittelbar nach den Vorträgen eintreten zn lassen? Die meisten Stimmen erklären sich beistimmend.

Prof. Göttling erklärt, dieser Beschluß binde aber doch nur die gegenwärtige Versammlung.

Oberschulrath Rost: Keiner Versammlung des Vereins stehe das Recht zu, die innere Oeconomie der nächstfolgenden Versammlung festzusetzen; es stehe daher jeder folgenden wieder frei, von der Regel abzugehen.

Hierauf fordert der Präsident zur Discussion über den so eben gehaltenen Vortrag auf.

Prof. Hieron. Müller (von Naumburg): Der so eben gehörte Redner unterschied die drei tragischen Dichter so: Aeschylos ließ Volksglauben und Mythen mit frommen naiven Glauben in die Erscheinung treten, ohne an ihnen zu deuteln und zu grübeln; Sophokles rechtfertigte sie vom ethischen Standpunkte aus; Euripides ließ den pathetischen vorwalten und suchte Rührung und Theilnahme durch sie zu erregen.

Euripides, der in vieler Hinsicht dem Modernen sich nähert, hat auch darin mit manchem neueren Dichter Aehnlichkeit, daß er das Positive des Volksglaubens angreift und verwirft. So in dem vom Redner angeführten Zweifel des Talthybios: Ob Götter seien ꝛc. . . . . .

Ein anderer von Sophokles selbst *) ausgesprochener Unterschied zwischen ihm und seinem Nachfolger: Er stelle die Menschen dar, wie sie sein sollten, Euripides aber wie sie wirklich seien.

Euripides ist der Vertreter einer ohnmächtigen im Verfalle begriffnen Zeit; darauf laufen die meisten ihm von Aristophanes gemachten Vorwürfe hinaus, der häufig seine verweichlichte Zeit der der Heldenkämpfer bei Marathon und Salamis entgegenstellt. Aeschylos hat in seinen Sieben vor Theben ein *δρᾶμα Ἄρεος μεστόν* geliefert, wie Aristophanes sich ausdrückt; Euripides dagegen stellt die schlaffen entnervten Sitten seiner Zeit dar. Er führte den Namen des Weiberhassers, weil er die verworfensten Frauen auf die Bühne brachte.

Der frühere Redner behauptete, Euripides sei in seiner Behandlung der Mythen in Manchem von seinen Vorgängern und der am meisten verbreiteten Volkssage abgewichen; darauf hinzuweisen, habe er der Prologe bedurft. Es handelt sich aber bei dem Tadel, den sie erfahren haben, um die unkünstlerische Weise seiner größtentheils monologischen Prologe, eine der nachherigen Handlung bisweilen ganz fremde Person auftreten und ex abrupto die vorhergehenden Ereignisse erzählen zu lassen. Wie kunstvoll erscheint der sophokleische Dialog im Eingange des Stückes, zum Beispiel der zwischen Antigone und Ismene gegen die Monologe des Euripides!

Aristophanes hat die euripideischen Prologe auf eine doppelte Weise angegriffen; theils durch das Affenschwänzchen, die Narrenschelle *ληκύθιον ἀπώλεσεν*, das er bald dem ersten, bald dem zweiten oder dritten Verse desselben anhängt; theils in den Ekklesiazusen, wo Praxagora ihre Lampe apostrophirt und deren Herkunft berichtet; wie die Helden und Heldinnen des Euripides in den Prologen es mit der ihrigen thun.

Man denke endlich an das Horazische

Nec Deus intersit, nisi dignus vindice nodus;

nur zur Lösung eines ohne sie nicht zu lösenden Knotens trete eine Gottheit auf. Aber der Gottheit unwürdig ist es, wenn sie bei Euripides, gleich von vorn herein, gleichsam im Auftrage des Dichters auftritt.

Der Redner konnte sich nur auf das Allgemeine bei den Einwendungen, die er sich erlaubte, beschränken. Er hatte seit einem Vierteljahrhundert die Hekabe nicht gelesen und schloß mit einer Klage über das mit fortschreitenden Jahren abnehmende Gedächtniß.

*) Bei Aristoteles Poet. c. 25. (Späterer Zusatz.)

Dr. Köchly: Ueber die zur Sprache gebrachte theologische Richtung des Euripides nur eine Bemerkung. Er verhält sich allerdings zweifelnd, ja sogar negativ gegen den gewöhnlichen Volksglauben; aber daß er ein höheres göttliches Walten überhaupt läugne, kann nicht so im Allgemeinen behauptet werden. Allerdings kritisirt er die Volksgottheiten und löst ihre Existenz auf; aber er verfährt dabei in verschiedenen Dramen auf sehr verschiedene Weise. Man darf daher einzelne Aeußerungen, die er vielleicht ganz mit Recht Personen nach ihrem Charakter und ihrer Situation in den Mund legt, nicht aus dem Zusammenhange reißen; man darf nicht einmal in dieser Hinsicht ganze Tragödien für sich allein betrachten; sondern die allerdings schwierige Aufgabe wäre, die Entwickelung und Gestaltung seiner theologischen Ansichten mit Hülfe der wenigen sicher beglaubigten Zeitbestimmungen einzelner Dramen möglichst chronologisch zu verfolgen. Die Bakchen, bekanntlich eines der letzten, wenn nicht das letzte Stück des Dichters, möchte man für eine Palinodie des frühern Atheismus — um dieß Wort zu brauchen — ansehen: Pentheus wird bestraft, weil er sich der Gottheit des Bakchos widersetzt.

Hierauf ersuchte der erste Präsident den Professor **Bergk**, den von ihm angemeldeten Vortrag über

die Geschwornengerichte zu Athen

zu halten.

Prof. Bergk: Ich muß zunächst die Nachsicht der hoch ansehnlichen Versammlung in Anspruch nehmen, indem ich erst durch die gestern ausgesprochene Bitte der Herrn Präsidenten veranlaßt worden bin, einen Vortrag zu halten; zu einer genaueren Vorbereitung fehlte es daher ebenso an Zeit wie an Hülfsmitteln. Ich befinde mich übrigens in dem ganz entgegengesetzten Falle, wie der Redner vor mir: dieser hat versucht, eine vielfach behandelte Streitfrage beizulegen, ich möchte eine Controverse anregen.

Die Einrichtung der Geschwornengerichte Athens ist bekannt. Alljährlich wurden 5000 oder vielmehr 6000 Bürger zu diesem Zweck erwählt, welche in 10 Abtheilungen oder Decurien (*δικαστήρια*) zerfielen: das letzte Tausend diente zum Ersatz. Nur in wichtigen Fällen trat die Gesammtzahl zusammen, sonst sitzen stets nur kleinere Abtheilungen zu Gericht.

Hier drängt sich nun aber die Frage auf, in welcher Zeit diese Einrichtung eigentlich entstanden ist. Gewöhnlich hat man diesen Punkt ganz mit Stillschweigen übergangen; nach Anderen, namentlich auch nach Wachsmuth, sollen die Geschworengerichte in dieser Form schon von Solon herrühren; diese Annahme aber erscheint mir bedenklich.

Es giebt zwei hierauf bezügliche Stellen der Alten, die eine bei Aristoteles (Polit. II c. 9), die zweite bei Plutarch (vit. Sol. c. 18), aber keine bezeugt jene Annahme. Denn Aristoteles sucht die Ansicht, als ob Solon der eigentliche Gründer der attischen Verfassung sei, die auf einer schönen Mischung des aristokratischen, oligarchischen und demokratischen Elements bestehe, dahin zu beschränken, daß Solon die schon vorhandenen Institute beibehalten, und nur das demokratische Element durch Zusammensetzung der Gerichtshöfe aus dem gesammten Volke begründet habe (*τὸν δὲ δῆμον καταστῆσαι, τὰ δικαστήρια ποιήσας ἐκ πάντων*). Solon habe aber nicht etwa, wie Einige ihm vorwürfen, die Staatsgewalt dadurch vernichtet, sondern er habe nur dem Volke den unumgänglich nothwendigen Antheil am Regiment, das Minimum von Freiheit, gestattet, nämlich *τὸ τὰς ἀρχὰς αἱρεῖσθαι καὶ εὐθύνειν*. Den

besten Commentar zu dieser allerdings noch etwas unklaren Stelle liefert Plut. vit. Sol. c. 18. wo er die neue durch Solon eingeführte Gliederung des attischen Volkes nach dem Census schildert, und nun eben mit Bezug auf die letzte Classe sagt: *οἱ δὲ λοιποὶ πάντες ἐκαλοῦντο Θῆτες, οἷς οὐδεμίαν ἀρχὴν ἔδωκεν ἄρχειν, ἀλλὰ τῷ συνεκκλησιάζειν καὶ δικάζειν* (was nach einer gewöhnlichen Breviloquenz für *συνδικάζειν* steht) *μόνον μετεῖχον τῆς πολιτείας.* Daß nun aber gerade dieser Antheil an der richterlichen Gewalt, der allen Bürgern ohne Unterschied zukam, in jener Zeit nicht viel zu bedeuten hatte, bemerkt Plutarch ausdrücklich: *ὃ κατ' ἀρχὰς μὲν οὐδέν, ὕστερον δὲ παμμέγεθες ἐφάνη· τὰ γὰρ πλεῖστα τῶν διαφόρων ἐνέπιπτεν εἰς τοὺς δικαστάς.* Worauf aber eigentlich nach Solons Bestimmung sich die Thätigkeit jener Volksgerichte erstreckte, dieß sagt Plutarch mit klaren Worten: *καὶ γὰρ ὅσα ταῖς ἀρχαῖς ἔταξε κρίνειν, ὁμοίως καὶ περὶ ἐκείνων εἰς τὸ δικαστήριον ἐφέσεις ἔδωκε τοῖς βουλομένοις;* also nur die Appellation von dem Urtheilsspruche der Beamten an das Volksgericht wird durch Solon eingeführt, die regelmäßige Ausübung der Rechtspflege ist nach wie vor den Archonten anvertraut, diese waren also auch noch in der Zeit unmittelbar nach Solon *κύριοι ὥστε τὰς δίκας αὐτοτελεῖς ποιεῖσθαι*, wie Suidas sagt, nur daß dieser im Widerspruch mit den klaren Worten Plutarchs ihnen eben Solon diese Macht entziehen läßt. Nichts also liegt in den äußeren Zeugnissen vor, was uns berechtigte, den Volksgerichten in so früher Zeit eine solche Ausdehnung zuzugestehen.

Aber ebenso sprechen auch innere Gründe gegen jene Ansicht. Betrachten wir den ganzen Entwickelungsgang der attischen Verfassung, so sehen wir, daß derselbe nicht sprung- oder stoßweise vor sich ging, sondern ein durchaus gemessener und organischer war. Solon hat den Druck der Eupatridenherrschaft, der so lange auf dem Lande gelastet hatte, entfernt, aber durchaus nicht eine eigentliche Demokratie gegründet, er hat eigentlich dem Volke nur wieder gewährt, was es ursprünglich besessen hatte, wie er ja selbst sagt:

Δήμῳ μὲν γὰρ ἔδωκα τόσον κράτος, ὅσσον ἐπαρκεῖν
τιμῆς οὔτ' ἀφελὼν οὔτ' ἐπορεξάμενος,
οἳ δ' εἶχον δύναμιν καὶ χρήμασιν ἦσαν ἀγητοί,
καὶ τοῖς ἐφρασάμην οὐδὲν ἀεικὲς ἔχειν.
ἔστην δ' ἀμφιβαλὼν κρατερὸν σάκος ἀμφοτέροισιν,
νικᾶν δ' οὐκ εἴασ' οὐδετέρους ἀδίκως.

Dann liegt aber auch in den damaligen Verhältnissen Athens, wo das ganze politische, gewerbliche und commercielle Leben noch ziemlich unentwickelt war, durchaus keine Nöthigung, so viele Richtercollegien einzusetzen, deren Thätigkeit so fast gar nicht in Anspruch genommen worden wäre.

Ja ich gehe noch weiter, indem ich behaupte, das ganze Institut in der Ausdehnung, wie wir es später erblicken, war in der Solonischen Zeit geradezu unausführbar.

Die Zahl der eigentlichen Bürger ist in den griechischen Staaten nie sehr groß gewesen: nicht auf die Zahl, auf die Tüchtigkeit legt man Werth. Dies gilt auch von Athen. So treffen wir in der Schlacht bei Marathon etwa 8—9000 waffenfähige Bürger; bei einer Schatzung unter Pericles zählt man 13000; unter Demetrius von Phalerus beläuft sich die Gesammtzahl auf 20000, hier sucht man aber auch dem sinkenden Staate durch allerlei Mittel, z. B. Aufnahme von Fremden, aufzuhelfen. Zu Solons Zeit stellt sich das Verhältniß noch viel ungünstiger. Der Druck der Eupatridenherrschaft hat viele der Freiheit beraubt, andere vertrieben. Solons Thätigkeit vermag nicht sofort die tiefen Wunden zu heilen.

Als Maximum der Bevölkerung Attikas dürfen wir etwa 8000 bis 9000 Bürger annehmen. Nun konnte aber nicht jeder mündig gewordene sofort das Richteramt übernehmen, sondern erst wer das 30te Jahr zurückgelegt hatte. Aus diesem Grunde sind also von der Gesammtzahl der Bürger mindestens ¼ in Abzug zu bringen, und in Solons Zeit hätte die Zahl der Wahlfähigen im glücklichsten Falle 6000 betragen; eine Wahl wäre folglich ganz illusorisch gewesen.

Hierzu kommt, daß die Bevölkerung der Stadt selbst gewiß nicht allzugroß war. Eine gewisse Vorliebe für Landleben und ländliche Beschäftigungen charakterisirt das attische Volk; erst die steigende Handels- und Gewerbsthätigkeit, die größere Theilnahme am politischen Leben, bringt allmählich eine Veränderung hervor, bis zuletzt der peloponnesische Krieg die Verödung des flachen Landes hervorruft und die Masse der Bevölkerung in die Stadt zusammendrängt. Das Richteramt konnten aber nur solche übernehmen, die entweder in der Stadt selbst oder in den benachbarten Demen ansässig waren. Für Solons Zeit war daher das Institut der Volksgerichte in jener Ausdehnung unausführbar.

Erst mit der höheren Ausbildung des politischen Lebens, erst seitdem die commerciellen und gewerblichen Verhältnisse eine breitere Grundlage gewinnen und sich complicirter gestalten, erst nachdem die freie Bevölkerung des Landes überhaupt und der Stadt insbesondere gewachsen ist, und in Folge davon auch die Processe sich mehren, erst da war jenes Institut der 6000 Geschwornen sowohl ausführbar, als auch durch das Bedürfniß der Zeit geboten. Dieser Zeitpunkt dürfte aber nicht vor der perikleischen Periode eingetreten sein, und so fallen denn wohl, was sehr wichtig ist, die Vermehrung der Richter und weitere Ausdehnung ihrer Gewalt zusammen mit der Einführung des Richtersoldes, wie ja der innere Zusammenhang, in welchem diese Punkte zu einander stehen, sofort einleuchtet.

Vielleicht wirft noch ein anderer, bisher übersehener Umstand Licht auf diese Verhältnisse, nemlich der Name selbst der Geschwornengerichte, *ἡλιαία, ἡλιασταί*. Gewöhnlich leitet man den Namen von *ἥλιος* ab, allein Herodian bei Arcadius bemerkt ausdrücklich, daß bei dem Worte die Psilosis statt finde, was durch das Aristophanische *ἀπηλιαστής* bestätigt wird; *ἡλιαία* ist von *ἁλής* abzuleiten und paragogische Form von *ἁλία*, dorisch *ἁλιαία*, und bezeichnete gewiß auch in Athen, wie anderwärts, die Volksversammlung und den Ort, wo das Volk zusammen kam.

Wir finden freilich die attische Ekklesia auf dem Pnyxberge: nun hat aber Hr. Göttling in seinem Aufsatze über das alte Pelasgikon (Rhein. Mus.) gezeigt, daß der Pnyxberg erst nach dem Sturze der Pisistratiden für die Volksversammlung eingerichtet ward. Wo fand nun in der früheren Zeit, namentlich seit Solon, der ja die Theilnahme an diesen Versammlungen allen Bürgern ohne Unterschied garantirte, die Ekklesia statt? Ich denke eben in der Heliäa neben der Agora, an derselben Stelle, wo später die Geschwornen ihre Sitzungen hielten, die eben davon den Namen trug, weil sie ursprünglich für Volksversammlungen bestimmt war. So gehört also auch der Name *ἡλιαία, ἡλιασταί* für die Geschwornengerichte einer späteren Zeit an, kann nicht von Solon herrühren.

Ferner kommt eine interessante, aber nicht beachtete Stelle des Stephanus Byz. in Betracht: *Ἡλιαία, δικαστήριον Ἀθηναίων· παρὰ τὸ ἅλις, δεύτερον παράγωγον Ἁλία καὶ Ἡλιαία· ἔστι δὲ τὸ μέγα δικαστήριον, τὸ ἐκ τῶν τεττάρων ἡλισμένον δικαστηρίων, ἐκ πεντακοσίων καὶ πεντήκοντα καὶ διακοσίων καὶ ἑκατόν.* u. s. w. Dies ist eine Notiz, die wie Vieles aus Herodians *προ-*

σφδία καθολική entlehnt ist, und uns über das Historische Aufschluß giebt, wenn auch die Erklärung des Namens nicht richtig ist. Auf die Einrichtung der heliastischen Gerichte in der Zeit des Pericles paßt dies gar nicht, ebenso wenig aber kann von der Solonischen Institution die Rede sein, wo der Name ἡλιαία diesen Gerichten noch gar nicht zukam. Wir werden also auf die mittlere Zeit zwischen Solon und Pericles, nemlich auf Clisthenes hingewiesen, einen Mann, der in der attischen Verfassungsgeschichte einen nicht unwichtigen Platz einnimmt. Clisthenes, wie er überhaupt bemüht ist, die Institutionen des Solon in volksthümlichem Sinne fortzubilden, wird gewiß auch die Functionen der Geschwornengerichte erweitert haben. Durch Clisthenes ward sicher der autonomen Jurisdiction der Archonten ein Ende gemacht, die Solon hatte bestehen lassen; dem ἐπώνυμος, dem βασιλεύς, dem πολέμαρχος und ebenso den sechs θεσμοθέται ward ein Collegium von Richtern zur Seite gegeben, den Archonten verblieb nur die Instruction des Processes. Dieß sind offenbar τὰ τέσσαρα δικαστήρια (man beachte außerdem den Artikel) bei Stephanus; diese mochten in besonders wichtigen Fällen vereint zu Gericht sitzen, und so ward ihnen zu diesem Zwecke das ehemalige Lokal der Volksversammlung, was vacant war, von Clisthenes angewiesen; daher von jetzt an erst die Namen ἡλιαία und ἡλιασταί für diese Gerichte in Gebrauch kommen. Der Grammatiker irrt nur darin, daß er eben von dieser Vereinigung der vier Gerichtshöfe den Namen ἡλιαία ableitet, der einfach auf Uebertragung beruht, allein das Factum selbst ist gewiß richtig.

So erkennen wir also auch einen vollkommen organischen Entwickelungsgang der attischen Geschwornengerichte.

Zu Solons Zeit stand dem Volke nur die Entscheidung in Fällen der Appellation zu; dadurch waren vorläufig die Rechte des Volkes gewahrt, ein Schutz gegen die Willkühr der Beamten, welche noch immer die richterliche Gewalt ausüben, gewonnen. Wie diese Gerichte beschaffen waren, wissen wir nicht; vielleicht wurde in jedem einzelnen Falle ein Ausschuß aus der Volksgemeinde gewählt.

Clisthenes hebt die Autonomie der Beamten in Rechtsfällen auf, die Entscheidung liegt jetzt in den Händen der durchs Loos erwählten Richter, deren Gesammtzahl sich auf 850 beläuft. Welcher Archon an der Spitze dieses oder jenes der vier Richtercollegien stand, wage ich nicht zu entscheiden; es sind verschiedene Combinationen möglich.

Pericles endlich bringt die Zahl der Richter auf 5000, resp. auf 6000, und in nothwendiger Verbindung mit dieser großen Anzahl steht auch die Einführung des Richtersoldes.

Göttling: Gegen die Ansicht des geehrten Redners, als sei Solon nicht für den Gründer der attischen Rechtsverfassung zu halten, will ich nur folgendes einwenden: Nicht die Richterzahl ist die Hauptsache in derselben, sondern die vollständige Scheidung der Personen der Instruenten von den Personen der Rechtsprechenden; vor dieser Verfassung sind die Magistrate allein αὐτογνώμονες gewesen, d. h. Instruction und Entscheidung der Processe haben in ihrer Hand gelegen. Der großartige Gedanke einer Trennung der Personen der Instruenten und der Personen der Richter ist eine Frucht langes und reifes Nachdenkens, und ich kann dieses Gedankens wenigstens den Clisthenes nicht für fähig halten, auf welchen denn zunächst die Sache zurückzuführen seyn würde. Clisthenes ist ursprünglich Aristokrat gewesen, nachher weil er mit seiner Parthei zu unterliegen fürchtete, umgeschlagen und Demokrat geworden. Als solchem gebührt ihm das Verdienst der Vernichtung der Adelsherrschaft, auf welche es bei seiner Verfassung vor-

zugsweise abgesehen war, hier hat er sich tüchtig bewiesen; aber jenem Gedanken war allein Solon gewachsen, den das Alterthum als Urheber der Gesetzgebung und der Rechtsverfassung den Weisen nennt.

Prof. Bergk: Es wäre wohl zunächst darzuthun, daß seit Solon die Archonten nicht mehr autonom die richterliche Gewalt ausübten. Clisthenes Thätigkeit ist von dem Redner zu gering angeschlagen; denn er war ein nothwendiges Mittelglied in der Entwicklung der Verfassung zwischen Solon und Pericles.

Solon's Prädicat als Weiser gründet sich nur zum Theil auf den Ruhm als Gesetzgeber, größtentheils auf seine Poesie und seine Gnomen; wie ja jene Zeit, welche von sieben Weisen sprach, ziemlich freigebig mit diesem Prädicate war. Staatsmännische Einsicht, politischer Takt ist dem Clisthenes nicht abzusprechen; auch Aristoteles betrachtet ihn als einen bedeutenden Staatsmann, mag man auch über die Motive, die ihn leiteten, verschieden urtheilen.

Dir. Sauppe (von Weimar): Ich habe mich zwar mit dem Gegenstand des eben gehörten Vortrags lange beschäftigt, bin aber jetzt nicht vorbereitet, und will daher nur einige Bemerkungen machen, um zu beweisen, daß wir nicht berechtigt sind, aus den angeführten Gründen der Solonischen Zeit diese Einrichtung abzusprechen.

1) Die Nachrichten über die Bewohnerzahl von Attika sind ziemlich unsicher. Unter den 8 oder 9000 M. bei Marathon sind bloß die waffenfähigen Männer begriffen; die Aelteren waren nicht betheiligt; und doch waren diese gerade die Besten und Tauglichsten zu Richtern.

In der Pericleischen Zeit werden 14000, unter Demetrius 21000 Bürger gezählt; aus diesen Angaben läßt sich aber nichts gegen die Zahl von 6000 Heliasten entnehmen; denn beide Zählungen fallen in Zeiten, wo lange Kriegszeiten vorausgegangen waren. Die Zahl 6000 spielt eine große Rolle in der Attischen Verfassung. In der Ekklesia war sie zu gewissen Beschlüssen nöthig, so beim Ostracismus und bei Ertheilung von Privilegien. Also mußte eine viel größere Zahl von Bürgern vorhanden sein; es war nothwendig, daß die Zahl 6000 nicht allzu groß war im Verhältniß zu der Zahl Aller, die erscheinen konnten.

2) Ist die Einwohnerzahl Athens selbst angeführt worden. Die Nachrichten über sie sind zwar noch unsicherer, aber jedenfalls ist sie kein Grund, daß nicht so viele an den Gerichtssitzungen hätten Theil nehmen können. Die Vornehmen wohnten auf dem Lande, hatten aber auch einen Sitz in der Stadt. In den griechischen Staaten mußte jeder Bürger erscheinen, wenn die öffentliche Pflicht ihn rief. Auch waren für den vorliegenden Fall die Entfernungen in Attika sehr gering; von Marathon waren 6 Stunden Wegs nach Athen, von Sunium 8, von Eleusis 4: also konnte man in sehr kurzer Zeit von den äußersten Puncten des Landes nach der Stadt kommen. Ueberdieß brauchten auch nicht alle Heliasten zu gleicher Zeit zu erscheinen; es wurde aus der Gesammtheit derselben nur eine kleine Zahl ausgeschieden.

Der Sold der Richter war in Pericles' Zeit ein außerordentlich geringer, und wurde von der Mehrzahl kaum angenommen; er war nur eine Entschädigung für die geringeren Bürger. Bedenkt man die veränderten Zeiten und die Umgestaltung der bürgerlichen Verhältnisse, so läßt gerade dieser geringe Sold es als ganz natürlich erscheinen, daß in älteren Zeiten die Bürger für ihre Mühe nichts forderten.

Alle religiösen Angelegenheiten, so wie die der Volksversammlung, der Phylen, die Diätetengerichte

wurden in der Stadt verhandelt; also war ein steter Verkehr zwischen dieser und dem Lande. Die Stadt war der Schauplatz alles öffentlichen Lebens.

3) Der Redner hat schöne Erinnerungen über den Namen Heliaea gegeben; aber daraus ist kein Grund gegen die Solonische Zeit zu entnehmen. Eine Stelle bei Antiphon de choreuta (§. 21.) scheint gegen eine Versammlung der Heliasten auf der Agora zu sprechen: *ἀνέβη εἰς τὴν Ἡλιαιαν*. Die Agora war aber kein erhabener Ort; also lag die Heliake auf der Höhe *).

Andere Gründe: Die Einrichtung ist zu wichtig, als daß man annehmen dürfte, Aristoteles habe sie unter den Einrichtungen des Clisthenes übergehen können. Vielmehr scheint in den Worten des Aristoteles und Plutarch über Solon eine sehr einflußreiche Maßregel über die Gerichte bezeichnet zu sein.

Ich hatte erwartet, daß die bekannte Stelle im Lexic. Cantabrig. [vielmehr im Harpocr. und Photius] über Herabbringung der Gesetzestafeln von der Akropolis für eine bedeutende Umgestaltung des Gerichtswesens unter Pericles angeführt werden würde; aber gerade sie, wie die häufigen Angaben über den Richtersold, zeigen, daß man von einer so bedeutenden Vermehrung der Richter und ihrer Thätigkeit durch Pericles nichts wußte.

Hiernach war also die Wirksamkeit der Archonten schon durch Solon beschränkt, obgleich sehr wohl zuzugeben ist, daß die Begrenzung der richterlichen Thätigkeit der Archonten auf bloße Instruction nur allmälig vorgegangen sei. Die Stelle des Stephanus läßt sich ganz anders erklären.

Was Prof. Bergk über Clisthenes vorgebracht, ist mir aus der Seele gesprochen; nur gegen die Bemerkung des zweiten Herrn Präsidenten, als sei Clisthenes früher Aristokrat gewesen und dann zu den Demokraten übergegangen, muß ich seine Ehre retten. Clisthenes gehörte zu den Alcmäoniden, einer Familie, die nie auf der Seite der Aristocraten war, nie zu den Eupatriden gehört hatte. Das beweist eine Stelle bei Isocrates *π. ζεύγους*, wo es von Alcibiades heißt, er stamme väterlicher Seite von Eupatriden, mütterlicher Seite aber von den Alcmäoniden; also gehörten diese nicht zu den Eupatriden. Nach der Vertreibung der Pisistratiden machte die Adelspartei Anstrengungen, die ganze Verfassung Solon's umzustürzen; sie galt es zu retten, dieß ist Clisthenes' Verdienst.

Prof. Bergk: Mit den allgemeinen Bemerkungen über Attische Verfassung und Staatsleben bin ich einverstanden; doch damit ist die Frage nicht entschieden. Ich habe die Thätigkeit Solon's in Betreff der Gerichtsverfassung als eine sehr bedeutende bezeichnet, aber deßhalb hat er sie nicht in der späteren

*) (Späterer Zusatz des Redners.) Ich hole hier eine Bemerkung nach, die ich machen wollte, aber dann während des Sprechens vergessen habe. *Ἡλιαία*, bei den Tarentinern *ἁλιαία*, ist Nebenform zu *ἁλία*, dies aber das alte Wort für die Volksversammlung bei allen Griechen. Ferner wissen wir, daß in ältesten Zeiten das gesammte Volk bei dem Rechtssprechen in gewisser Weise betheiligt war. So scheint sich die Vermuthung zu begründen, daß Solon an die alte, im Laufe der Zeiten durch den Adel verkümmerte Berechtigung der Gesammtheit beim Richten seine Einrichtung anknüpfte, nach welcher Repräsentanten der Gesammtheit das Richteramt bekleiden sollten, und schon durch den Namen an das uralte Anrecht seiner Gestaltung erinnern wollte. Dann erklärt sich die große Zahl der Richter und zeigt sich auch, daß der Name nicht von dem den Gerichten eingeräumten Orte der früheren Volksversammlung herkommen kann. Auch glaub' ich nicht, daß das Wort *ἁλία*, *ἁλιαία* sich irgendwie als Name eines Raumes nachweisen lasse.

Ausdehnung constituirt; seine Neuerung ist schon eine wichtige Garantie für den Schutz des Volks gegen Willkühr der Eupatriden. Die Appellation kommt in der späteren Zeit, als die Heliäa bestand, fast gar nicht mehr vor; erst lange nachher finden wir gewissermaßen die Heliäa selbst diese Function ausübend, seitdem das Schiedsgericht der Diäteten als eine erste Instanz galt.

Was die Localität anlangt, so bin ich zu wenig mit derselben bekannt, als daß ich mir ein entschiedenes Urtheil zutrauen möchte; aber *ἀναβαίνειν* ist der technische Ausdruck für Jeden, der vor Gericht erscheint —

Prof. Göttling: Wenn hier bloß die Localität der Agora in Betracht kommen soll, so ist zu bemerken, daß man, um auf die Agora von der Stadt Athen zu gelangen, hinaufsteigen muß; denn sie liegt zwischen Areopag und Pnyx zu Füßen der Akropolis.

Prof. Bergk: Der Sold (Anfangs eine Obole, dann zwei, später drei) ist für einen Attischen Bürger gar nicht zu gering. Nach unsern Begriffen wäre es allerdings sonderbar, wenn respectable Leute hingingen und eine so geringe Vergütung annähmen; nach der republicanischen Ansicht der Staaten des Alterthums ist es nicht so. — Was das Verhältniß zwischen Stadt und Land anlangt, so ist die Bedeutung der einzelnen Städte in Attica nicht so gering anzuschlagen, ich erinnere z. B. an Acharnä. — Den Patriotismus der Athener erkenne ich im Allgemeinen an, allein bei einer Masse von 6000 Bürgern muß man doch die menschliche Schwachheit mit in Anschlag bringen; umsonst dürften nicht allzuviele einen weiten Weg nach der Stadt gemacht haben mit Vernachlässigung ihres Erwerbes. Die Ausübung der richterlichen Function blieb fortwährend vorzugsweise in den Händen der städtischen Bevölkerung. Anders ist es bei der Volksversammlung, wo es sich um allgemeinere Interessen handelt.

Auch die Bedeutung der Zahl 6000 ist nicht zu verkennen; aber Nichts spricht dafür, daß sie schon der Solonischen Zeit angehört. Der Ostracismus z. B. ist eben erst seit Clisthenes eingeführt. Das Minimum aber ist gewiß ein schwankendes gewesen im Verhältnisse zur Gesammtzahl der Bürger. Die waffenfähige Mannschaft bei Marathon war allerdings wohl nicht die gesammte Bürgerschaft, indem natürlich die Greise und Altersschwachen auszunehmen sind, die recht gut noch richterliche Functionen verrichten konnten; aber dagegen ist nun auch die Blüthe der kriegsfähigen Mannschaft, d. h. Alle unter dreißig Jahren von dem Richteramte ausgeschlossen, und so gleicht Alles sich mindestens aus.

Prof. Vischer: Erlauben Sie mir auch noch einige Worte zu bemerken, zunächst über die Bevölkerung. Diese ist kein hinlänglicher Grund für die Behauptung des Herrn Bergk, indem er sie wohl zu gering angeschlagen hat. Einen Beweis liefert uns die Angabe der Athenischen Streitkräfte im Anfange des peloponnesischen Kriegs bei Thucydides. Er nennt 13000 Bürger, welche regelmäßigen Hoplitendienst thaten; zu diesen noch 16000 zum Dienst in der Stadt und den Festungen von Attika bestimmte, welche die Jüngern, Aelteren und die als Hopliten dienenden Metöken in sich begriffen. Dazu kommen noch die Reiter und die auf den Schiffen, unter denen zwar viele Nichtbürger, aber doch wohl auch eine bedeutende Anzahl von Theten waren. Diese Angaben führen uns offenbar zu einer größern Bürgerzahl, als Herr B. angenommen hat, und damit stimmt wohl zusammen, was wir bei der Verfassungsänderung nach dem sicilischen Kriege vernehmen. Damals sollte die Souverainetät einem Ausschuß von 5000 Bürgern übergeben werden, welche durch Vermögen und persönliche Tüchtigkeit sich auszeichneten. Es erschien

das als eine sehr oligarchische Aenderung; also mußte die Gesammtzahl des Volks viel größer sein. Auf die Angabe von 30000 Bürgern im Axiochus will ich kein Gewicht legen, da wir den Verfasser des Dialogs und seine Zeit nicht kennen.

Zu beachten ist ferner, daß die Zunahme der bürgerlichen Bevölkerung in Athen nicht in gleichem Verhältniß steht, wie die der Gesammtbevölkerung; daß wir also die Zahl der Bürger in Solon's und Clisthenes' Zeit uns nicht gar zu gering denken dürfen. Der Zuwachs der Bevölkerung, welcher durch Handel und Gewerbe bewirkt wurde, bestand nämlich zum großen Theil aus Fremden, die meist nur als Metöken in Athen lebten; die Aufnahme ins Bürgerrecht hielt damit nicht gleichen Schritt.

Was nun die Veränderung der Zahl der Richter durch Clisthenes betrifft, so schien es auch mir nie wahrscheinlich, daß schon Solon die 5 oder 6000 Heliasten eingesetzt habe. Bei Solon finden wir die Zehnzahl und Fünfzahl, 500 und 5000 und dergleichen noch nicht, sondern Alles nach den vier Ionischen Phylen auf die Vierzahl zurückgeführt. Die Zahl 5000 führt nur auf die zehn Clisthenischen Phylen und wird daher wohl von ihm festgesetzt sein. Zu Solon's Zeit waren vielleicht 4000 oder 2000 Heliasten.

Sodann noch eine Bemerkung gegen Herrn Director Sauppe's Behauptung, daß die Alcmäoniden nicht zu den aristokratischen Familien gehört hätten. Ich habe die Stelle im Isocrates bisher immer umgekehrt verstanden. Das väterliche Geschlecht des Alcibiades war nicht so berühmt, daß es gut mit seinem besondern Namen bezeichnet werden konnte, daher heißt es allgemein: von väterlicher Seite stammt er von Eupatriden; von mütterlicher Seite aber stammt er nicht bloß von Eupatriden im Allgemeinen, sondern von einem der ersten und berühmtesten Adelsgeschlechter, von den Alcmäoniden. So hat es offenbar auch Aristophanes in den Wolken angesehen, wenn er zur Bezeichnung der vornehmen Abstammung der Frau des Strepsiades sagt: *ἔγημα Μεγακλέους τοῦ Μεγακλέους ἀδελφιδῆν;* man mag die beiden Genitive verstehen wie man will.

Prof. Bergk: Wegen des Verhältnisses der Zahl unter Clisthenes zu der unter Solon hatte ich früher dieselbe Ansicht (daß Clisthenes 5000 Mann eingesetzt und Pericles nur 1000 Mann zum Ersatz hinzugefügt habe), ehe ich die Stelle bei Stephanus gefunden, durch die ich schwankend gemacht worden bin; ich wollte überhaupt mehr diese Untersuchung anregen, als daß ich glaubte, sie schon entschieden zum Abschluß gebracht zu haben.

Dir. Sauppe: Nur über die Alcmäoniden noch ein Wort. Eine einfache Betrachtung der Stelle des Isocrates läßt nur meine Erklärung zu. Man müßte sich allenfalls die des Herrn Prof. Vischer gefallen lassen, wenn die Stelle sich mit sonstiger Ueberlieferung nicht anders vereinigen ließe. Wenn aber gerade durch eine einfache Hinnahme des Wortlautes die sonst nicht aufzuklärende Stellung der Alcmäoniden gegenüber den Aristokraten dadurch in ihr rechtes Licht gestellt wird, so darf man das nicht wegdeuten wollen. Die Stelle des Aristophanes beweist nichts; denn daß die Alkmäoniden, wenn auch nicht durch alten Adel, doch durch großen Reichthum, glanzvolle Thätigkeit und Geschichte, hervorragende Persönlichkeiten sich in Athen eine hohe Stellung errungen hatten, leugnet Niemand; weiter liegt auch in Aristophanes' Worten nichts, in dessen Zeit überhaupt die Bedeutung des Adels schon anderen Potenzen gewichen war. — Die Bemerkung des Herrn Prof. Bergk über die bekannte technische Bedeutung des Ausdrucks *ἀναβαίνειν εἰς δικαστήριον* beweist für die Stelle des Antiphon nichts, in welcher der Aus-

druck wirklich auf eine Beschaffenheit des Lokals hinzuweisen scheint. Ueberhaupt aber rührt ja doch jener Gebrauch von *ἀναβαίνειν* nur davon her, daß die Wahlstätten meist in der Höhe lagen.

Prof. Weißenborn stellt an den Redner die Frage: ob nicht, wenn die gemeinsame Zulassung der Bürger zu der Theilnahme an den Gerichten erster Instanz der Pericleischen Zeit zugeschrieben werden sollte, dieß mit größerem Rechte schon auf Aristides zurückzuführen sei, durch welchen ja auch die ausschließliche Berechtigung der ersten Schatzungsclasse zum Archontat aufgehoben und allen Bürgern der Zutritt zu diesem Amte eröffnet worden sei?

Prof. Bergk bemerkt dagegen, daß dieser Annahme die ausdrückliche Erklärung des Aristoteles widerspreche, nach welcher schon Solon allen Bürgern das Recht der Theilnahme an den Ephetencollegien ertheilt habe.

Der Präsident spricht den Dank der Versammlung an den Redner aus, welcher diese interessante Debatte veranlaßt habe, und schließt die Sitzung.

III.

Verhandlungen

in der

zweiten öffentlichen Sitzung

den 1sten October.

Die Sitzung wurde eröffnet durch den zweiten Präsidenten, geh. Hofrath Göttling, mit der Aufforderung an den dritten Secretair, Dr. Queck, das Protokoll der gestrigen Sitzung zu verlesen; hierauf ward die Liste der seit gestern eingezeichneten Mitglieder vorgelesen, und von Oberschulrath Rost Bericht über die Vorschläge des zur Wahl des nächsten Versammlungsortes ernannten Comité's erstattet.

Oberschulrath Rost: Das Comité, welches der verehrliche Verein zum Behuf der Vorberathung über den Ort unserer nächsten Zusammenkunft ernannt hatte, richtete sein Hauptbestreben dahin, alle Stimmen und Wünsche einzelner Vereinsmitglieder vollständig zu vernehmen und möglichst zu berücksichtigen, bei Prüfung derselben aber auch die Gesichtspunkte festzuhalten, welche gleich bei der Gründung des Vereins für seine Wanderung durch Deutschland aufgestellt worden waren.

In ersterer Hinsicht wurde vor Allem in Erwägung gezogen, daß es wünschenswerth und billig sei, der Germanistenversammlung, welche die Tage ihrer Zusammenkunft so bestimmt hat, daß ihren Mitgliedern die Theilnahme an unserem Vereine möglich gemacht wird, dadurch freundlich entgegenzukommen, daß der Ort unserer Zusammenkunft von dem Orte der ihrigen aus bequem erreicht werden könne, was auf die Art zu bewerkstelligen sei, daß der Philologenverein für das nächste Jahr, wo die Herren Germanisten Lübeck zu ihrem Sitze erwählt hätten, sich etwa in Braunschweig versammele. — Demnächst kam der Vorschlag mehrerer verehrlicher Vereinsglieder aus der preussischen Monarchie zur Berathung, die theils Berlin oder, wenn diese Königsstadt für unseren Empfang als zu groß befunden würde, Potsdam, theils Breslau als passende Orte für unsere nächste Versammlung, zum Theil unter Zusicherung freundlicher Aufnahme, bezeichnet hatten. — Ferner wurde die Aufmerksamkeit des Comite's auf Dessau gelenkt in Folge einer an das Präsidium gelangten Eingabe, welche die freundlichste und zuvorkommendste Aufnahme in dieser blühenden und schön gelegenen Stadt verhieß. — Endlich gedachte man lebendig und dankbar der Einladungen, die in früherer Zeit von dem altehrwürdigen Augsburg theils mündlich, theils schriftlich an den Philologenverein ergangen waren und denen freudig zu folgen sich noch keine Füglichkeit gezeigt hatte.

Als Grundsätze für das Wandersystem des Vereins stellte man gleich anfänglich fest, daß der Verein sich möglichst nah an das Herz von Deutschland halten solle mit Vermeidung jegliches Vordringens nach dem äußersten Norden und Osten, während im Süden und im Westen auch die äußersten Gränzpunkte nicht zu scheuen seien. Diese aus Erwägung obwaltender Umstände, in denen sich bis heute noch nichts geändert hat, entsprungene Norm ist bisher treulich beobachtet worden. Der Verein belästigte oder erfreute mit seinem Besuche in Mitteldeutschland die Städte Nürnberg, Gotha, Kassel, ging südlich bis Mannheim und Ulm, westlich bis Bonn und Darmstadt, östlich bis Dresden und Jena. Billig und wünschenswerth ist, daß wir nun wieder die südwestliche Richtung einschlagen. Dort haben wir uns Basel ausersehen und glauben nach reiflicher Erwägung alles dessen, was dafür und dawider spricht, diese Stadt als unsern nächsten Versammlungsort in Vorschlag bringen zu müssen. Vielleicht fährt bei diesem Vorschlage Manchem der Gedanke durch den Sinn: ist Basel auch eine deutsche Stadt? Aber Jeder wird uns, so hoffen wir, darin beistimmen, daß überall, wo deutsche Gesinnung und deutsche Sprache herrscht, Deutschland ist und daß gerade in unseren Tagen ein Verzicht auf deutsche Rechte als höchst unpatriotisch und unpopulär erscheinen würde. In Basel sind wir einer freundlichen Aufnahme versichert: die Regierung ist auf vertraulichem Wege davon in Kenntniß gesetzt, daß es wohl der dießjährigen Philologenversammlung einfallen könne, für das nächste Jahr ihren Sitz nach Basel zu verlegen, und die Stimmung, die sich dabei kund gab, war eine sehr günstige. Ich stelle daher die Frage, ob der Verein geneigt ist, diesen Vorschlag zu genehmigen?

Auf die Aufforderung des Präsidenten, wer gegen Basel etwas einzuwenden habe, möge aufstehen, erhebt sich Niemand.

Rost: Wir würden eine verlassene Heerde sein, wenn wir keinen Hirten hätten; das Comité hat daher auch auf die Wahl eines Präsidenten seine Fürsorge erstreckt. Es bedurfte für diesen Zweck keines langen Umhersinnens: der rechte Mann war von uns, wie gewiß auch von allen Vereinsgliedern jetzt, leicht gefunden, unser wackerer Gerlach, der sein lebendiges Interesse für die Sache des Vereins durch fast unausgesetztes Erscheinen bei demselben, das nicht ohne Opfer bewerkstelligt werden konnte, und durch eine

Reihe der gehaltreichsten Vorträge bethätigt hat. Ihn schlagen wir zum Präses der nächsten Versammlung vor.

Die Versammlung erklärt in gleicher Weise ihre Zustimmung.

Prof. Gerlach dankt im Namen der Stadt Basel für die Wahl und nimmt die Wahl zum Präsidenten an.

Rost: Der neue Präsident hat starke Schultern; er würde aber dennoch die Last des Präsidiums und aller mit der Habilitirung des Vereins verbundenen Geschäfte nicht füglich allein tragen können. Wir müssen ihm eine Stütze zugesellen. Auch hier ist die Wahl nicht zweifelhaft: wir bringen den Herrn Prof. Vischer zum Vicepräsidenten in Vorschlag.

Der Präsident dankt, als auch diese Wahl von der Versammlung in gleicher Weise genehmigt worden, dem Berichterstatter für die schöne Auseinandersetzung der vom Comité erwogenen Umstände.

Prof. Vischer nimmt die Wahl zum Vicepräsidenten der nächsten Versammlung mit Dank an; doch müsse er sich eine kleine Berichtigung erlauben, da von dem Berichterstatter eine Wendung gebraucht worden sei, welche zu Mißverständnissen führen könnte. Nicht der Rath unsrer kleinen Republik hat uns die Zusicherung einer freundlichen Aufnahme gegeben, sondern wir haben uns nur mit einer Anzahl befreundeter Männer, worunter auch einige Mitglieder der Regierung waren, besprochen. Diese glaubten, daß wir auf eine freundliche Aufnahme zählen dürften.

Er bittet daher, übereinstimmend mit Prof. Stähelin, in's Protocoll bloß aufzunehmen, daß in Folge einer Besprechung unter einer Anzahl freundschaftlich zusammengetretener Baseler man sich eine freundliche und zuvorkommende Aufnahme versprechen dürfe. —

Der Präsident verlas hierauf ein Schreiben des Präsidenten der orientalischen Section Geh. Kirchenrath Hoffmann *), welchem der Jahresbericht der deutschen morgenländischen Gesellschaft für 1845/46 als Geschenk beigefügt war, und forderte den **Professor Preller** auf, seinen Vortrag über

das Zwölfgöttersystem der Griechen

zu halten.

Der Gegenstand, über den ich das Wort ergreife, ist so umfassend und bietet der wissenschaftlichen Betrachtung so viele Seiten dar, daß ich im voraus darauf verzichte, ihn vollständig zu besprechen. Und ich darf dieses um so eher, da dasselbe Thema vor Kurzem von Prof. Gerhard mit gewohnter Umsicht und Gründlichkeit behandelt ist, und zwar vorzüglich in archäologischer Hinsicht **). Ich werde also in diesem Vortrage darauf ausgehen, nur die allgemeiner anregenden Seiten der Frage hervorzuheben, um wo möglich eine Discussion darüber anzuregen.

---

*) Siehe Beilage 7.

**) Ueber die zwölf Götter Griechenlands, eine in der k. Akad. der Wissenschaften vorgelesene Abhandlung v. Ed. Gerhard, Berlin 1842. 4.

Zunächst erlaube ich mir einige einleitende Bemerkungen theologischer Art. Die Religionen des Alterthums sind Naturreligionen d. h. die Gottheit ist in ihnen nicht als etwas über der Natur Erhabenes und von ihr specifisch Verschiedenes gesetzt, sondern als etwas der Natur Immanentes, bei allen ihren Wandlungen und in's Unendliche mannichfaltigen Gestaltungen Betheiligtes, bald als mithandelnd bald als mitleidend. Eben deshalb sind diese Religionen nothwendig Polytheismus; sie sind fern von dem Streben, das Wesen der Gottheit theoretisch begreifen zu wollen, sondern sie sind der unmittelbare Genuß derselben, das sinnliche oder ästhetische Ergreifen des unsichtbaren Dämonischen, wie es in der Natur lebt und webt. Die Gottheit ist ihnen die allgemeine Weltseele, die Alles begeistigt, am deutlichsten aber da hervortritt, wo irgend eine eminente Kraft oder Wirkung sich bethätigt. Nicht die Wolke erzeugt den Blitz, sondern die Hand des Zeus in ihr; nicht der Baum treibt seine Blüthen und Früchte, sondern die Dryade in ihm; nicht der begabte Mensch handelt, sondern es ist der Genius in seiner Brust, welcher durch ihn denkt und handelt.

Aber der Gegensatz zwischen Monotheismus und Polytheismus ist kein absoluter. So gut die monotheistischen Religionen ihre polytheistischen Anwandlungen haben, eben so gut ist auf der andern Seite ein monotheistisches Bedürfniß und ein entsprechendes Streben bemerkbar. Und zwar offenbart sich dieses vornehmlich unter zwei Formen, unter der des zu möglichster Einheit gesteigerten Zeusbegriffs und unter der die Vielheit der Götter möglichst zur Einheit sammelnden Gruppenbildung.

Zeus ist den Alten der Gott schlechthin, der oberste und königliche Gott, das herrschende Princip im Natur- und Menschenleben, im Staats- wie im Privatleben, das allgemeine ἡγεμονικόν, wie sich etwa die Griechen ausdrücken würden. Schon bei Homer ist in seinem Begriffe und in seiner Stellung zu der übrigen Götter- Heroen- und Menschenwelt ein monotheistisches Streben deutlich angelegt, und die folgenden Dichter, Künstler und Philosophen haben dieses weiter fortgeführt, so weit es der Geist ihrer angestammten Religion nur irgend ertrug.

Aber zweitens wird Einheit durch Gruppenbildung der Götterwelt erzielt. Es wurden von den Alten, wie Welcker sich gelegentlich in einem geistreichen Worte ausgedrückt hat, nicht sowohl einzelne Götter angebetet als ganze Accorde von Göttern. Die Einheit eines göttlichen Begriffs wird gleichsam gespalten und über mehrere Personen, welche aber nothwendig zusammen gehören, vertheilt, z. B. der Begriff des Schicksals über die Mören, der der Dichtung über die Musen u. s. w. Und solcher Gruppen sind namentlich in der griechischen Religion unendlich viele; es ist eine der interessantesten Aufgaben, sie in allen ihren höchst verschiedenartigen Wendungen und Zusammensetzungen zu verfolgen, wie sie sich allen möglichen Beziehungen anschließen, physischen und ethischen, localen und nationalen. So angesehen verliert die griechische Götterwelt von selbst den Character der polytheistischen Zerstreutheit; sie wird ein großes, in sich sehr schön und harmonisch abgestuftes, in pyramidalen Schichtungen allmälich zu einem Gipfel emporstrebendes Pandämonium.

Eine der interessantesten von diesen Gruppen ist die Olympische Zwölfgöttergruppe. Sie läßt einen doppelten Gesichtspunkt zu, indem sie zunächst auf der Idee eines höchsten Göttersystems, des schon aus dem Epos bekannten Olympischen Götterrathes beruht, dann aber zweitens diese numerisch abgeschlossene, nach den Verhältnissen einer bestimmten Zahl gewissermaßen abgezirkelte Göttergruppe ist.

Der Olympische Götterrath ist durchaus den politischen Zuständen der heroischen Zeit griechischer Nation conform gedacht, so daß also diese Idee jedenfalls jener Zeit vindicirt werden muß. Zeus ist der βασιλεύς. Er ist umgeben von einer göttlichen γερουσία, dem aristokratischen Rathe jener Olympischen Obergötter, welche der Auswahl der Edlen im Rathe des heroischen Königs entsprechen, ein Rath, welcher damals nächst dem Könige die bei weitem bedeutendste Macht im Staate war. Endlich der δῆμος jener kleineren und untergeordneten Götter und Dämonen, welche nur bei außerordentlichen Veranlassungen versammelt werden. Schon bei Homer ist die Idee dieses Olympischen Götterstaates vollständig ausgebildet, und dieser Dichter ist ja in allen Stücken als der letzte Repräsentant einer vorausgegangenen langwierigen episch-poetischen, und dieser parallellaufenden staatlichen Entwickelung des griechischen Volkes anzusehn.

Schwieriger ist es über die Entstehung und das Alter der Zahl Zwölf auf's Reine zu kommen, aber zum Glück ist sie keineswegs die Hauptsache. Vielmehr ist sie nur die äußerliche Einrahmung, der numerische Abschluß jenes Götterrathes, dessen Einheit in der Idee des Rathes ohne Zweifel längst gegeben war. Andeutungen der Zwölfzahl finden sich schon bei Homer und Hesiod *), aber bei jenem in einem Zusammenhange, der jedenfalls zu den jüngsten Partieen seiner Gedichte gehört, und eine ganz ausdrückliche Erwähnung der zwölf Götter wüßte ich nicht eher als im Homerischen Hymnus auf Hermes V. 126 nachzuweisen.

Daß diese Zahl, wie gesagt, keineswegs die Hauptsache ist, zeigt sich auch darin, daß das Personal in dieser Zwölfgöttergruppe kein feststehendes ist, in welcher Hinsicht man sie mit der Gruppe der sieben Weisen vergleichen kann, wo auch nur die Zahl feststeht, die Personen aber wechseln. Wir kennen die Zusammensetzung jenes Systems genauer nur, wie es zu Olympia war †) und wie auf dem Altare oder den Altären an der Pontosmündung ††). An beiden Stätten aber werden verschiedene Gottheiten genannt. Dessen ungeachtet möchte ich die Wandelbarkeit des Personals nicht für so groß halten, wie neuerdings namentlich Gerhard sie gehalten hat. Dieselben Götter, welche bei jenem Pontischen Hieron verehrt wurden, wiederholen sich in dem Zwölfgöttersysteme, wie es in Rom zusammengesetzt war, ein System, welches uns theils aus Livius 22, 10, theils aus den beiden Monumenten der Ara Gabina und der Ara Borghese bekannt ist.

Von besonderem Interesse ist es, nach der Entstehung der Zahl Zwölf zu fragen. Man hat dieselbe neuerdings auf zwiefache Weise erklärt, indem man sie entweder aus politischen, oder aus kalendarischen Anlässen abgeleitet hat. Nach jener ersteren Methode werden zwölf Staaten oder Stämme in Griechenland oder in einer besondern Landschaft von Griechenland, z. B. in Attika angenommen, deren jeder seinen besondern Gott gehabt habe, und welche dann, in Folge eines besondern historischen Ereignisses zu einer politischen Einheit zusammengefaßt, zugleich ihre Götter vereinigt und somit jenen Zwölfgötter-Complex dargestellt hätten. So Gerhard und so namentlich Göttling Proleg. Hesiod. p. XLVII ed. 2, welcher

*) Homer Il. 20, 33 ff. in der Theomachie; Hesiod Theog. 131 ff., wo sechs männliche und sechs weibliche Titanen genannt werden. — Bei Homer fehlt überdies noch ganz die Hestia, die doch erst den nothwendigen Abschluß der Zwölf-Götterordnung bildet, s. Ritzsch zu Odyss. X. 62—66.

†) Pindar Ol. V, 10; XI, 59, Apollodor II, 7, 2, Herodor b. Schol. Pindar Ol. 4, V, 8, vgl. Paus. V, 14, 5 ff. und Krause Olympia S. 78 ff.

††) Apollon. Rhod. II, 532 mit den Scholien. Die zwölf Götter wurden bald auf einem Altare verehrt und an demselben abgebildet, bald auf mehreren Altären, die sie gruppenweise zusammenfaßten, oder endlich auf zwölf Altären.

letztere sich dabei auf die vier attischen Phylen mythischen Angedenkens beruft, die Διάς, Ἀθηναΐς, Ποσειδωνιάς und Ἡφαιστιάς. Man könnte sich diesen Hergang in zwiefacher Weise zurechtlegen, entweder so, daß die Mehrzahl der Götter bei einem solchen politischen Systeme durch das Zusammentreten der zwölf Stämme oder Staaten überhaupt erst zu Stande gekommen, früher nur ein Gott verehrt wäre, oder so daß diese Götter selbst alle schon früher national waren, daß sich also bei jener Vereinigung jener Stamm aus der gegebenen Vielheit der Götter seinen besondern Schutzgott erkoren hätte, durch ihr Zusammentreten also nur die Zwölfzahl des Systems begründet wäre. In dieser letzteren Auffassung könnte ich mir die Entstehung dieses Systems allerdings wohl aneignen, wie es z. B. in einer merkwürdigen Stelle bei Festus p. 158 ed. Müller heißt, die Mamertiner hätten bei ihrer Vereinigung diesen Namen angenommen, quod coniectis in sortem duodecim deorum nominibus Mamers forte exierat, qui lingua Oscorum Mars significatur. Nur ist es bei einer so örtlichen Entstehung dieses Systems z. B. in Attika schwer zu begreifen, wie dasselbe dennoch eine so weite Verbreitung gefunden habe, da es sich nicht allein in Griechenland an sehr verschiedenen Stellen, sondern auch in Italien bei den meisten Völkern findet, bei den Etruskern, Sabinern, Mamertinern und in Rom *).

Auch die kalendarische Erklärung zählt viele Anhänger **), wie denn auch ich mehr zu derselben hinneige. Sie combinirt das System der zwölf Götter mit dem Systeme der zwölf Monate; wobei es sich aber gleich fragt, ist dieses den zwölf Monaten angepaßte Göttersystem (wenn anders diese Erklärung die richtige ist) originell griechischen Ursprungs, oder ist es ausländischen Ursprungs? Wäre jenes der Fall, so müßte sich einmal der Ursprung der Jahreseintheilung in zwölf Monate in Griechenland nachweisen lassen, und es müßten zugleich die griechischen Monate in ihren Namen und nach ihrer religiösen Bedeutung auf zwölf verschiedene Gottheiten zurückgeführt werden können, was aber keinesweges zulässig ist. Dahingegen eine solche Gliederung des Jahres und seiner Monate im Oriente etwas sehr Gewöhnliches ist; und namentlich haben sich noch Herodot zuerst die Aegypter in diesem Schematismus gefallen, wo jeder Monat und jeder Tag seinen besondern göttlichen Vorstand hatte, die Zahl der zwölf Götter aber aufs engste mit der Zahl der zwölf Monate zusammenhing. Es wäre mithin vielleicht anzunehmen, daß die Griechen von dort mit einem geregelten Systeme der Jahreseintheilung auch zugleich die Zwölf-Götterordnung bekommen hätten, diese letztere dann aber ihren religiösen Vorstellungen und Bedürfnissen gemäß alsbald ganz anders aufgefaßt, von ihrer Zusammengehörigkeit mit den Monaten getrennt, und sie dafür jener bereits in ihrem Epos gegebenen, ohne allen Zweifel originell hellenischen Idee eines ethisch-politischen Götterrathes und Götterstaates angepaßt hätten.

Ich weiß, daß ich mit dieser Erklärung bei manchen Fachgenossen Anstoß erregen werde. Wir sind durch O. Müller gewöhnt worden, an die durchgängige Originalität, an eine so zu sagen schlechthin autochthone Ursprünglichkeit des griechischen Geistes in allen seinen Entwicklungsformen zu glauben. Vor Kurzem ist eine Reaction dagegen eingetreten; man will wieder Alles und Jedes aus Aegypten herleiten. Ich möchte einen mittleren Weg einschlagen. Es liegt in der Nothwendigkeit des Ganges, den die alte Geschichte genommen, daß die früher civilisirten Völker des Ostens den später in den geschichtlichen Proceß hineingezogenen Völkern des Westens manche Elemente der Bildung überantwortet haben, und die Originalität

*) Müller, Etrusker II. S. 64 und 81 ff.

**) Z. B. Böttiger, Ideen zur Kunstmythol. 2 S. 52. „Die Zwölfzahl der Olympischen Götter ist also gewiß eine Kalenderidee (vgl. Wagner's Mythologie S. 327), obgleich der Grieche diese Ableitung nicht kannte." Auch Böttiger geht deshalb auf Aegypten zurück. Vgl. Hartung Rel. d. Römer 2 S. 4 und 6.

des menschlichen Geistes zeigt sich, selbst bei einem so hoch begabten und genialen Volke wie die Griechen waren, nicht blos darin, daß etwas schlechthin Neues erzeugt wird, sondern eben so sehr darin, daß von außenher gewonnene Anregungen und Civilisationselemente mit frischer Eigenthümlichkeit durchdrungen und demgemäß umgebildet werden. In dieser Weise möchte ich auch das Zwölfgöttersystem in Griechenland eingebürgert glauben.

Die Eigenthümlichkeit der Auffassung dieses Systems besteht aber in Griechenland vornehmlich in der ethisch-politischen und durchaus nationalen Wendung, die man ihm durchweg gegeben. Ueberall wo wir die zwölf Götter verehrt finden, finden wir sie als die idealen Vorstände, als den religiösen Mittelpunkt alten nationalen Verkehrs, alter Staatenentwicklung. So soll Deukalion zuerst einen Altar der zwölf Götter in Thessalien gestiftet haben*); Deukalion aber ist der Repräsentant der ältesten Stammesverfassung und politischen Einigung der Hellenen in Thessalien, deren Mittelpunkt eben jener Cultus gewesen sein wird. So stiftet Herakles denselben Dienst in Olympia, zugleich mit dem Olympischen Kampfspiele, diesem starken Hebel allgemein hellenischer Stammeseinigung, deren ideale Begründer und dessen Vorstände eben jene Götter sind. So stand auf der Agora zu Athen, dem Mittelpunkte des öffentlichen Lebens, ein alter Altar der zwölf Götter aus der Pisistratidenzeit**); eine andre alte *ἀγορὰ θεῶν* gab es auf der Attischen Burg, als monumentale Vergegenwärtigung einer Sitzung des höchsten Götterrathes, durch welche der Streit zwischen Poseidon und Athena geschlichtet wurde***); eine andere Sitzung der Art hatte auf dem Areopag stattgefunden und zu der Entstehung dieses höchsten Rathes und Gerichtes von Athen Anlaß gegeben†). Die Argonauten errichten als die ältesten Pontosfahrer den Altar am thrakischen Bosporos, wieder eine Hindeutung auf die nationale Wichtigkeit dieses Passes, wo die griechischen Schiffer in beständig regem Verkehre in den Pontos hinein und wieder aus demselben herausliefen. Agamemnon gründet bei dem Zuge gegen Troja auf dem troischen Vorgebirge Lekton einen Altar der zwölf Götter und auch in dem Hafen der Achäer bei Gryneion in Aeolis gab es solche Altäre††). So wird es denn auch zu Rom nicht zufällig gewesen sein, daß die zwölf Götter grade am Forum verehrt wurden†††). Ueberall

---

*) Hellanikos b. Schol. Apollon. Rh. 3, 1085 und 1086.

**) Thukyd. 6, 54, Herod. 6, 108, Xenophon Hipparch. 3, 2, vgl. Philostrat Epp. 39 *ἐδέξαντο καὶ Ἀθηναῖοι Δήμητραν φεύγουσαν καὶ Διόνυσον μετοικοῦντα καὶ τοὺς Ἡρακλέους παῖδας ἀλωμένους, ὅτε καὶ τὸν Ἐλέου ἐστήσαντο βωμὸν ὡς τρισκαιδεκάτου θεοῦ.* Der Cultus war jedenfalls älter als der Altar der Pisistratiden.

***) Kratin b. Suidas v. *Διὸς ψῆφος;* vergl. Apollod. III, 14, 1; Meineke fragm. Com. II, 1, p. 12; O. Müller Praef. Ind. lectt. Gott. 18⁴⁄₈ p. 5. Der Ausdruck *ἀγορὰ θεῶν* scheint für solche Punkte der gewöhnliche gewesen zu sein, in demselben Sinne, in welchem Aeschylus von den thebanischen Burggöttern Sept. adv. Thebas v. 201 sagt: *μήποτ' ἐμὸν κατ αἰῶνα λίποι θεῶν ἅδε πανήγυρις.*

†) Apollodor III, 14, 2.

††) Strabo XIII, p. 605 und 622.

†††) Varro d. re rust. 1, 1. Sie standen am Aufgange zum clivus Capitolinus, s. Canina Foro Romano p. 207 ed. 2. und zur Archäologie der zwölf Götter viel Brauchbares bei Visconti Monumenti Gabini p. 157—166. — Außer diesen Orten lassen sich *οἱ δώδεκα*, wie die Gruppe schlechtweg z. B. bei Aristophanes Vögel v. 95 heißt, noch an vielen andern Punkten nachweisen, meist auf den Marktplätzen der Städte z. B. Paus. VIII, 19, 1 von Kynätha in Arkadien: *καὶ σφισιν ἐν ἀγορᾷ πεποίηνται θεῶν βωμοί,* VIII, 25, 3 von Thelpusa: *θεῶν ἱερὸν τῶν δώδεκα.* Auch IV, 32, 1 von Megalopolis: *τὸ δὲ ὀνομαζόμενον παρὰ Μεσσηνίων ἱεροθύσιον ἔχει μὲν θεῶν ἀγάλματα ὁπόσους νομίζουσιν Ἕλληνες,* wird an die Zwölf zu denken sein. Von besonderm Interesse ist endlich, daß sich dieser Dienst auch zu Xanthos in Lykien wiederfindet, gleichfalls auf dem Markte der Stadt (*ἀγορᾶς ἐν καθαρῷ τεμένει*), doch aus Griechenland übertragen nach der neuerdings bekannt gewordenen und von Franz behandelten Inschrift in Corp. Inscr. n. 4269.

liegt dieselbe Vorstellung zu Grunde, daß alle nationale und politische Einigung auf Erden, aller Rath und alle gemeinsame Bestimmung, ein Ausfluß jenes Olympischen Götterrathes ist, der in der Zwölfgöttergruppe seinen typischen Ausdruck gewonnen hatte. So sind diese Altäre und Götterversammlungen gleichsam ein Hineintragen des Olympos in die unmittelbare Gegenwart und Realität des menschlichen und volksthümlichen Lebens, wie der Cultus ja überall dasjenige, was die Mythologie in die unsichtbare Form des Götterberges oder des Himmels oder in die jenseitige Welt des Okeanos versetzt, durch seine practischen Satzungen mitten im Leben vergegenwärtigt und in sichtbaren und greifbaren Formen darstellt.

Aber auch eine speculative Anwendung hat das Zwölfgöttersystem gefunden, bei Plato im Phädrus p. 246, wo die ganze Schaar der Götter, Dämonen und Seelen, also die ganze ideale Geisterwelt, nach zwölf Gruppen gegliedert ist, jede geführt von einem der zwölf Hauptgötter, deren besondere Charactere und Bedeutungen Plato benutzt, um die eigenthümlichen Bestimmtheiten der unsichtbaren Geisterwelt überhaupt danach einzutheilen. Zeus zieht als Herzog voran auf seinem Flügelwagen; ihm folgt die übrige Schaar in zwölf großen Zügen, *πράττων ἕκαστος τὰ ἑαυτοῦ*; nur Hestia, die Repräsentantin des absolut Festen, der Erde im Systeme des Kosmos, des Heerdes im Systeme des Hauses und des Staates, bleibt auch dort zu Hause.

Die einzelnen Glieder der Gruppe sind paarweise verbunden, sechs männliche und sechs weibliche Gottheiten, deren Namen und Bedeutung ich als bekannt voraussetzen darf. Ueberhaupt sollte das Vorstehende nur eine Skizze sein. Aber vielleicht findet sich Einer oder der Andere unter den Anwesenden zu Entgegnungen angeregt, wodurch ich zugleich veranlaßt werden würde, Nachträgliches hinzu zu fügen.

Der Präsident fordert zur Discussion über den so eben gehörten Vortrag auf, und erbittet sich, da sich Niemand erhebt, die Erlaubniß, selbst einige Gegenbemerkungen machen zu dürfen, namentlich in Hinsicht auf seine eigene Ansicht, die von Herrn Preller bestritten werde. Jetzt meldet sich Prof. Gerhard, dem sogleich das Wort gegeben wird.

Prof. Gerhard. Der Redner hat bei Entwickelung seiner Ansicht über das Zwölfgöttersystem auf meine Abhandlung gleichen Gegenstands besonderen Bezug genommen und dadurch, daß er ihr im Ganzen sich anschließt, meine Aeußerung über etwanige Meinungsverschiedenheiten hervorgerufen. Was ich demnach zu sagen habe, knüpfe ich an zwei Hauptfragen, an das Verhältniß der Zwölfgötterzahl zu anderen griechischen Göttersystemen und an den vermeintlichen orientalischen Ursprung. Daß für das Verständniß griechischer Kultusformen von der Vereinigung mehrerer Gottheiten zu gemeinsamen Götterdienst auszugehen sei, wie ich seit längerer Zeit es erheischte, hat auch der Redner hervorgehoben; es dürfte aber von Wichtigkeit sein, die Verschiedenheit solcher Göttergruppen schärfer zu bestimmen, je nachdem sie, wie die eleusinischen und delphischen, auf der Idee des Kultus oder, wie die agonistischen Göttervereine; auf zufälligem Anlaß beruhen. Das Zwölfgöttersystem gehört meiner Nachweisung und Ueberzeugung nach Anläßen dieser letzteren Art, nämlich dem politischen Götteraustausch verschiedener Volksstämme an, welche durch solchen Austausch ihren Kultus zu nationaler Einheit sich verbündeten. Das schlagendste Zeugniß für einen solchen zufälligen, nach Ort und Zeit verschiedenen Ursprung ist in der Wandelbarkeit im Personal der Zwölfzahl gegeben, welches selbst auf den Kunstwerken mannigfach wechselt, so sehr in diesen der attische Einfluß vorherrscht, überdies aber aus Olympia (Schol. Pind.) und sonst so bedeutende, in meiner Abhandlung nachgewiesene, Varianten aufzeigen kann. Dem wichtigen Umstand dieses wechselnden Personals, welchen der Redner nicht hinlänglich anzuerkennen scheint, gesellt ferner der Mangel an größeren Tempeln der zwölf

Gottheiten und die verhältnißmäßig späten, eigentlich erst nachhomerischen, Spuren und Zeugnisse ihres Kultus bei, um das Ansehn und Alter des Zwölfgöttervereins anderen griechischen Göttersystemen nachzusetzen. Dieses vorausgesetzt, bedarf nun der zweite Punkt, in welchem ich von dem sehr geehrten Redner abweiche, nur einer kürzeren Erwähnung. Ich kann nämlich durchaus nicht glauben, daß ein in Griechenland selbst verhältnißmäßig junges Göttersystem aus den kalendarischen Kultusformen Aegyptens abzuleiten sei, selbst angenommen, daß aus Aegypten so alte Zeugnisse des Zwölfgötterdienstes vorhanden sein sollten, als ich bis jetzt vergeben sie dort suchte, und kann ich daher nur mit meinem steten Wunsch schließen, daß in eben dem Maß, in welchem die Kenntniß des Orients unsere Blicke erweitert und in ihrer selbstständigen Forschung uns reiche Belehrung verheißt, die Forschung des klassischen Alterthums ihre feste Bahn auf dem ihr bisher angewiesenen Gebiet ferner verfolgen möge, ohne durch frühreife Vergleichung mit dem kaum eröffneten ägyptischen Alterthum ihren eigensten wissenschaftlichen Standpunkt zu trüben.

Prof. Preller dankte für diese Bemerkungen, auf welche er Folgendes zu erwiedern habe. Die Wandelbarkeit des Götterpersonals innerhalb der Zwölf-Gruppe habe er selbst zugegeben und sie eben deshalb mit der Gruppe der sieben Weisen verglichen. Aber diese Wandelbarkeit könne doch nicht so groß gewesen sein, daß gar kein Halt in der Zusammensetzung der Gruppe gewesen sei, daß nicht wenigstens eine bestimmte Gruppirung die vorherrschende und gleichsam kanonischen Ansehns gewesen sei. Eine solche finde er in derjenigen, welche sich einerseits am Pontos, andererseits zu Rom wiederhole. Ueberdies sei auch nach Diod. IV, 39 eine Abgeschlossenheit der Gruppe vorauszusetzen, da Zeus in dieser Stelle den Herakles unter die Zwölf-Götter wählt, dieser aber nicht eintreten will: *ἀδύνατον γὰρ ἦν τοῦτον καταλεχθῆναι μὴ πρότερον ἑνὸς τῶν δώδεκα θεῶν ἐκβληθέντος.* Besonders wichtig würde eine genauere Kenntniß der Zwölfgötter zu Athen sein, an welcher es aber leider fehle. Die Anknüpfung an Aegypten habe allerdings ihr Verfängliches; es werde dabei wesentlich darauf ankommen, wie man über das Verhältniß Aegyptens zu Griechenland überhaupt denke. Ausgemacht sei, daß es dort sehr früh ein Zwölfgöttersystem und ein Zwölfmonatesystem gegeben habe und daß beide Systeme zusammenhingen, s. Herod. 2, 4: *πρώτους Αἰγυπτίους ἀνθρώπων ἁπάντων ἐξευρέειν τὸν ἐνιαυτὸν, δυώδεκα μέρεα δασαμένους τῶν ὡρέων ἐς αὐτόν.— Δυώδεκά τε θεῶν ἐπωνυμίας ἔλεγον πρώτους Αἰγυπτίους νομίσαι καὶ Ἕλληνας παρά σφέων ἀναλαβεῖν.* c. 82 *καὶ τάδε ἄλλα Αἰγυπτίοισί ἐστι ἐξευρημένα· μείς τε καὶ ἡμέρη ἑκάστη θεῶν ὅτευ ἐστί.* Halte man überhaupt die kalendarische Ableitung des fraglichen Göttersystemes, soweit es in Griechenland und Italien herrschte, für wahrscheinlich, so könne nach seinem Ermessen dasselbe genetisch nur auf zweierlei Weise begriffen werden. Entweder habe früher eine Coincidenz der zwölf Götter und der zwölf Monate in Griechenland stattgefunden, welche dann aber hernach gänzlich gestört worden wäre, denn in geschichtlicher Zeit sei ein solcher Zusammenhang nicht nachzuweisen. Oder dieser Zusammenhang müßte in ausländischen Götter- und Zeitrechnungssystemen begründet und aus diesen nach Griechenland übertragen sein, welches letztere bei weitem das Wahrscheinlichere sei.

Prof. Bergk: Das politisch-ethische Moment ist das wesentliche. Gegen die kalendarische Herleitung spricht Ein Umstand, daß nämlich kein Verhältniß zwischen dem Kalender der Griechen, den Monatsnamen und dem Systeme der zwölf Götter nachzuweisen ist. In den griechischen Staaten finden sich sehr bedeutende Varietäten zwischen den Monatsnamen. In der Auswahl der Monatsnamen ist das Element des Apollinischen Cultus vorwiegend; so in Athen der Boedromion, Metagitnion, Hekatombäon, der Munychion der Artemis geweiht u. s. w. Ferner ist zu beachten der Einfluß der nationalen Verhältnisse; bei den Joniern finden sich Monatsnamen, die Beziehung auf Poseidon haben, bei den Doriern nicht u. s. w.

Für das hohe Alter der Monatsnamen, was hinausreicht über die Zeit, in welcher das Zwölfgöttersystem und die späteren politisch-religiösen Verhältnisse der Staaten sich gestalteten, spricht auch der Umstand, daß in dem Attischen Kalender nicht ein einziger Monatsname auf Athene Bezug hat, ganz abgesehen von particulären Erscheinungen wie in dem Delphischen Kalender, wo drei Viertheil der Monatsnamen keinen Bezug auf Apollo haben, ein Viertheil derselben auf Dionysos sich bezieht.

Prof. Preller dankt für die ausgesprochenen Bemerkungen, welche er sich um so leichter aneignen könne, da sie in der That nur eine gründlichere Ausführung dessen seien, was er selbst bevorwortet habe. Eben deshalb, weil in Griechenland eine Correspondenz zwischen den zwölf Monaten und den zwölf Göttern nicht nachweisbar sei, eine solche aber im Oriente gewiß stattgefunden habe, glaube er den Ursprung des letzteren Systems dort suchen zu müssen; übrigens immer nur in der hypothetischen Voraussetzung, daß die kalendarische Erklärung dieses Systemes die richtige sei.

Prof. Walz. Die Ansicht über die ethisch-politische Bedeutung des Zwölfgöttersystems scheine ihm mit dem kalendarischen Ursprunge wohl vereinbar. Es komme hierbei auf die Ansicht von dem Alter des Zusammenhangs zwischen Aegypten und Griechenland an. Daß dieses sehr hoch hinaufreiche, darin stimmen diejenigen Männer, welche sich durch ihre autoptische Kenntniß beider Länder Ansprüche auf ein glaubwürdiges Urtheil erworben haben, mit dem ältesten nationalen Glauben überein. Lepsius habe schon vor seiner Reise nach Aegypten die Dorische Säule von der ägyptischen abgeleitet und Niemand habe ihn widerlegt; in derselben Richtung seien nun weitere Aufschlüsse nach seiner Reise zu erwarten. Roß habe schon vor Jahren darauf aufmerksam gemacht, wie die Sage von der Landung des Danaos in Argos dadurch glaubwürdig werde, daß in Argos mehrere Pyramiden nach den Berichten des Pausanias gewesen seien, von denen eine noch jetzt in ihren Trümmern erkennbar sei und der ganze Küstenstrich τὰ Πυράμια geheißen habe; und in dem beachtenswerthen Vorwort zu seinen neulich erschienenen Hellenika spreche er es als historische Ueberzeugung aus, daß die ägyptischen Colonisten den Dorischen Baustyl nach Griechenland gebracht haben. Plato spreche sich für die Identität der attischen Nationalgöttin Pallas mit der ägyptischen Neith aus, und so habe auch Prof. Preller ganz Recht, wenn er den ersten Ursprung des Zwölfgöttersystems aus Aegypten ableite, wo es notorisch anerkannt gewesen sei. Die Griechen haben sodann in den von außen überkommenen Rahmen Götter eingetragen, wie sie an verschiedenen Orten dem nationalen Cultus angemessen gewesen seien.

Prof. Preller dankt dem Redner für diesen bestimmten Ausdruck einer Ansicht, die ihm ganz aus der Seele gesprochen sei. Er habe seine Erklärung nur hypothetisch auszusprechen gewagt, weil ihm die kalendarische Erklärung überhaupt keineswegs so ausgemacht sei. Seine Schüchternheit, auf Aegypten zurückzugehn, beruhe nicht sowohl darauf, daß er sich überhaupt mit diesem Lande einzulassen fürchte, als darauf, daß man, sowie der Zug der Zeit zu sein scheine, bald wieder darin zu weit gehen dürfte. Uebrigens wäre in seinem Interesse zu wünschen, daß die Herrn Orientalisten sich bei dieser Debatte hätten betheiligen wollen, und besonders, daß Herr Prof. Roß, der diese Versammlung zu besuchen früher beabsichtigt, nicht ausgeblieben wäre.

Hierauf erhob sich Prof. Walz noch einmal und erklärte, diese Schüchternheit veranlasse ihn, sich noch bestimmter auszusprechen. Dieser Glaube an die Originalität der griechischen Kunst und Religion sei hauptsächlich durch die Autorität von Otfried Müller verbreitet worden. Damals als Müller auftrat, habe es Noth gethan, der synkretistischen Vermischung des Glaubens aller Zeiten und aller Völker, welche die Symboliker angerichtet haben, entgegen zu treten; da habe es sich um strenge Scheidung dee jeder Zeit

und jeder Nation Eigenthümlichen gehandelt, und wenn er auch zu weit gegangen sei, so habe das nichts geschadet. Aber schon im Jahre 1835 sei O. Müller durch die Anschauung verschiedener Monumente, namentlich der Vasen von Clusium, darauf geführt worden, Einflüsse von Aegypten, Phönicien und den Euphratländern auf griechische Künste anzuerkennen, aber er habe geglaubt, diese Einflüsse auf Beiwerke, Decorationen und dergl., welche durch den Handelseinfluß hereingebracht worden seien, beschränken, die eigentlichen Cultusbilder aber davon frei halten zu können. Die seitdem gemachten Entdeckungen haben aber auch diese Annahme als unhaltbar gezeigt. Damit geschehe aber der Herrlichkeit des griechischen Genius kein Abbruch; denn jedenfalls müsse diesem zuerkannt werden, daß er dem von außen Empfangenen den Stempel der Schönheit und Harmonie aufgedrückt habe. Man dürfe übrigens nicht vergessen, daß Müller *ἀτελευτήτῳ ἐπὶ ἔργῳ* liege und jetzt auch anders urtheilen würde, wenn er noch lebte. Darum solle sich aber Keiner der Lebenden beigehen lassen, sich größer als Müller zu denken; denn wenn wir im Einzelnen hinausgeschritten seien, so sei dieß nicht unser Verdienst, sondern das der Zeit. Schreiten wir fortan an der Hand der neuentdeckten Monumente weiter, so haben wir an diesen einen sichern Anker, der uns für die Zukunft vor dem Rückfall in den alten Synkretismus bewahre. Läugnen lasse sich der Zusammenhang Griechenlands mit dem Oriente nicht mehr: was noch vor 10 Jahren belacht worden wäre, dürfe man itzt getrost aussprechen. Die Gegner mögen nur mit ihren Monumenten auftreten, dann werde sich der Streit ausmachen lassen. —

Der Präsident erklärte es, da nun der Fehdehandschuh bereits von anderen aufgenommen worden sei, für passender jetzt seine vorher, wo es geschienen habe, als ob überhaupt Niemand etwas entgegnen wolle, verheißenen Bemerkungen bescheidentlich zurückzuhalten, da es dem Vorsitzenden weniger geziemen wolle, thätigen Antheil an der Debatte zu nehmen, als dieselbe zu leiten; und schließt somit dieselbe.

Hierauf begann Prof. **Schneidewin** seine Mittheilung über die italienische Uebersetzung

eines angeblichen Hymnus auf Poseidon

vorzutragen.

Kürzlich kamen mir die Studii filologici des Grafen Giacomo Leopardi zu Gesicht, von dessen umfassenden und eindringenden Studien des Alterthums wir zuerst durch Niebuhrs Vorrede zum Merobaudes Kunde erhielten. Das genannte Buch, von Pellegrini und Giordani zu Florenz 1846 herausgegeben, enthält außer einer Reihe von Uebersetzungen aus dem griechischen, welche für uns keine Bedeutung haben, ein durch seinen Titel lockendes Stück, welches wohl im Stande schien, allgemeineres Interesse zu erregen. Daher nahm ich das Buch auf die Reise mit, ob sich vielleicht ein tüchtiger Uebersetzer zu einer Uebersetzung verstände. Ich meine den Inno a Nettuno d'incerto autore, traduzione dal greco. Ein gewandter Uebersetzer fand sich in Gotha, Herr Dr. Regel, dessen Gefälligkeit mich in den Stand setzt, den Hymnus in fließender Uebersetzung mitzutheilen.

Hymnos an den Poseidon.

Den dunkellock'gen Erderschüttrer will ich singen! —
Zu Dir, o Meereskönig, schickt der bange Schiffer,
Der auf dem schnellen Schiff das weite Meer durcheilet,
Beflügelte Gebete, daß er vor den Fluthen

Den tosenden, sich schirme und dem Tod entweiche;
Weil Dir des Meeres Herrschaft zugefallen, seit Du
Ein Sohn des Kronos wardst geboren und ein Bruder
Des Donnergottes Zeus, wie auch des finstern Hades.
Dich hat die schöngelockte Rhea einst geboren,
Doch nicht im Himmel: denn des schlauen Kronos Blicke
Vermied sie scheu. Von herbem Schmerz die Brust belastet
Und Todesblässe auf den zarten Wangen stieg sie
Zur wald'gen Erde nieder: auf der Berge Gipfeln
Erglühte heiß der grüne Hain im Mittagsbrande;
Der Mattigkeit erliegend streckt auf heißem Boden
Der Landmann seine Glieder aus; denn nicht geboren
War noch von Semele aus segenschwerem Schoße
Der hohe Sohn und unbekannt war noch den Menschen
Bei ihrem Fleiß des süßen Weines holde Stärkung.
An schatt'ger Stelle sinkt sie hin, und als Du endlich
Hervorgegangen aus dem Mutterschoß, da legte
Sie Dich mit bangem Stöhnen auf ihr Knie und sandte
Zur Erde dies Gebet und auf zum Sternenhimmel:
„O heilge Mutter Erde! Vater Himmel! blicket
„Auf mich, wenn ich in Wahrheit Eure Tochter heiße!
„O schützet jetzt dies arme Kind vor Kronos' Wüthen,
„Und helft, daß ihn der schlaue Gott nicht flugs erspähe,
„Auf daß er wohl gedeihe und zum Mann erwachse!" —
So betet bang die schöngelockte Göttin Rhea,
Denn schwere Sorgen hegte sie um Dich im Herzen,
Den Neugebornen; zitternd schwebt und dumpf erdröhnend
Der Wiederhall zum tiefen Meer und durch die Schluchten
Der hohen Berge. Mutter Erd' und Vater Himmel
Erhörten sie: die schwarze Nacht durchzieht die Haine
Und lagert sich auf dem Gebirg; erschreckt verstummen
Des Waldes Sänger wie mit einem Schlag und flattern
Unstet am Boden hin mit ausgespreizten Schwingen.
Dich nahm nun schnell in ihre mächt'gen Liebesarme
Die Erdengöttin auf: verborgen blieb's dem Kronos,
Deß schwarze Nacht auf dem Gebirge war. Du aber
Erwuchsest schnell, o König mit dem goldnen Dreizack!
Und blühtest auf in Jugendkraft. Und als Ihr Söhne
Der holden Rhea und des Kronos friedlich theiltet
Das Weltall unter Euch und Zeus der Wolkensammler
Den Sternenhimmel nahm, das Unterird'sche Hades;
Da nahmst Du Dir das blaue Meer. Du hast sie Alle,

O Erderschütt'rer! schon besiegt, nur nicht die Pallas
Und nicht den Zeus. Wer möcht' auch ungestraft wohl streiten
Mit dem Olympschen Gott? — Einst gingst Du aus dem Himmel
Und mit der schönen Leto Sohn zur Erde stiegst Du
Hernieder und Laomedon dem stolzen König
Erbautest Du des weiten Ilion's heil'ge Mauern;
Indeß Apoll die schwarzen Rinder in den Thälern
Und in der Waldesnacht des wolkenreichen Ida
Zur Weide trieb; doch als Dein kühnes Werk vollendet,
Da hat Laomedon den Lohn Dir frech geweigert;
Der Thor! Du wälztest Deines Meeres schäum'ge Wogen
Gen Ilion, daß brausend sie mit mächt'gem Tosen
Die Mauern überstiegen und die Stadt erfüllten,
Mit Sand und Meerschlamm Feld und Wiesen überdeckend!
So nahmst Du Rache an Laomedon, dem Frevler!

Doch welcher Grund bewog mit Pallas Dich zum Streite,
Der Göttin mit den dunkelblauen Augen? Nennen
Nach Deinem Namen wolltest Du die Stadt des Cecrops
Und auch Athene wollt' ihr ihren Namen geben:
Sie hat gesiegt; mit mächt'gem Speer den Boden spaltend
Entlockt sie ihm den grünen dichtbezweigten Oelbaum.
Du theiltest mit dem goldnen Dreizack rasch die Erde,
Und flugs entsprang aus ihr das mähnenreiche Streitroß;
Drum ist es vom Geschicke Dir verliehn, die schnellen Rosse
Im Lauf zu bänd'gen. Phöbus liebt die Bogenschützen,
Die Hirten Pan, Hephästos Feuerkünstler, Ares
Die kampfesmuth'gen Helden, Artemis die Jäger.
Die Rossebänd'ger schützest Du, o Erderschüttrer!
Du hast zuerst das mähnumwallte Roß gezügelt!
Heil Dir, o Reitergott Poseidon! Deine Rosse,
Sie weiden auf den Auen Deines heilgen Argos;
Wo nie mit Spaten oder Pflug den heilgen Boden
Der emf'ge Landmann ritzt. Wie raschbeschwingte Vögel
Sind Deine Rosse: stolz erhebt sich Haupt und Nacken
Und keinen Menschen gibt's, der unter's Joch am Wagen
Zu beugen sie vermag und mit Gebiß und Geißel
Und mit der Stimme Schall zu lenken sie vermöchte!

Doch welche von den Nymphen, die Du liebtest, Herrscher
Des Meeres! soll ich preisen? Nereus' und der Doris
Erhabne Tochter Amphitrite? Melanippe
Die hochgeschürzte? Libya die schöngelockte?

Alope und Kallirrhoe mit ros'gen Wangen?
Halkyone die holde? oder Methonike?
Hippothoe? des Pittheus Tochter, schwarz von Augen,
Die schöne Aethra? oder Olbia? Chione?
Aus Aeolis Kanake? und mit schnellen Füßen
Thoosa? Halia von Telchin? und die zarte
Amymone? Melissa, Epidamnos Tochter?
Wer nennt sie all? wer zählte Deine Söhne?
Den wilden Kerkyon, Euphemos und Triopas
Den Thessaler, und Astakos und Rhodos, (dem wohl
Des Sonnengottes heil'ge Insel dankt den Namen)
Und Theseus, Halirrhothios, Eumolpos, Triton,
Dyrrhachios und Polyphemos, gleich an Würde.
Doch besser scheint's, ich breche ab; denn Deine Söhne
Sind Ursach Dir zu bittrem Kummer oft gewesen.
Odysseus hat voll Schlauheit auf Trinakria
Den Polyphemos seines Aug's beraubt; Eumolpos
Ist durch Erechtheus Hand in Attika gefallen;
Doch schwer, o Erderschütterer! hast Du Dich gerochen;
Denn unter Deines Dreizacks Wucht erlag der Mörder
Und auch sein Haus hast in den Boden Du geschmettert!
Nicht ungestraft hat Ares Dir den Sohn gemordet,
Den schönen Halirrhothios, denn alle Götter
Verdammten ihn vereint. — Sei mir gegrüßt, Poseidon!
Gewaltiger! des Isthmos Spiele sind Dir heilig,
Der Wagen Lauf, das Ringen und der herbe Faustkampf.
Dir bluten in Trözen, Geräst und vielen Städten
Von Hellas jedes Jahr zum Opfer schwarze Stiere;
Und auf dem Dor'schen Isthmos schleppen muntre Schaaren
Die Opferthiere haufenweis zu Deinem Tempel.
Sei mir gegrüßt, o dunkelblauer Erdumgürter!
Der Du so hoch ertönst im mächt'gen Meergebrause!
Die Wälder zittern auf den Bergesgipfeln, Tempel
Und Mauern volkumwogter Städte wanken bebend,
Wenn Du die arme Erde schüttelst mit dem Dreizack;
Ein dumpfes Tosen schallt vermengt mit lauten Klagen
Auf allen Wegen. Unerschüttert steht wohl Keiner;
Im wilden Schrecken schlottert jedes Knie und Alle
Umringen Deinen Altar, Angstgebete stammelnd,
Und reichlich bieten sich die vielwillkommnen Opfer.

Sei mir gegrüßt, o großer Sohn des Kronos! Schimmernd
Steht tief im lauten Meer in Aegä Dir der Wagen,

Hephästos baute ihn, ein hehres Götterkunstwerk.
Die Räder sind von Erz, von Silber ist die Deichsel,
Und ganz mit Golde ist der feste Sitz bezogen.
Sobald nur unter's Joch Du Deine Rosse beugest
Und diese durch das unbezwungne Meer hinfliegen,
Die weißen Schaumeswellen theilend, und im Nacken
Der Wind die goldne Mähne zaust, Du aber thronest
Und schwingst den großen Dreizack in den Götterhänden; —
Da kommen aus krystallenem Gemach in Eile
Des Nereus Töchter mit den Rosenwangen alle
Empor zum Meeresspiegel und die Wogen sinken
Vor Dir; es ebnet sich der Weg, die Winde schweigen,
Weil Dir durch's Loos des Meeres Herrschaft ward beschieden! —
Doch welchen Namen geb' ich Dir, o Dreizackschwinger?
Dich nennen viele Helikonios, und Andre
Den Sunischen; Genethlios bist Du in Sparta,
In Theben Hippodromios, Erechtheios
Nennt Dich Athen; Elatus heißest Du, doch Andre
Verleihen von Trözen und Isthmos Dir den Namen.
Petreios nennen Dich die Thessaler, und Viele
Onchestios, Argeios, Kynades, noch Andre
Phytalmios; ich aber nenn' Dich Asphaleios,
Weil Du den Schiffern Rettung bringst; Dir thut Gelübde
Der Steuermann, wenn sich die grauen Wellen thürmen
Und wenn in schwarzer Nacht die Fluth mit wildem Schäumen
Hochbrausend überschießt und an die festen Planken
Des Schiffes schlägt, und wenn das Sturmgewölk die Spitzen
Der Masten zu berühren scheint und von dem Sturme
Das Sparrenwerk erdröhnt, daß Grauen in die Herzen
Der Menschen dringt, und wenn vom Himmel Regenfluthen
Sich auf das unermeßlich weite Meer ergießen.
O mächt'ger Gott, der Tänaron, die heilgen Haine
Onchestos', und Trözen und Mykale, den Isthmos
An Fichten reich, und Aegä und Gerästos schützet,
O hilf den Schiffern! laß im Sturm den blauen Himmel
Durch die zerrißnen Wolken schaun und auf dem Schiffe
Laß einen Strahl der Sonne oder nur den Schimmer
Des Mondes und der Sterne leuchten, und gebiete
Dem Wehn des Sturm's und ebne die empörten Wogen,
Daß vor dem nahen Unheil sich der Schiffer berge!
Sei mir gegrüßt, o Gottheit! und mit gnäd'gem Sinne
Beschütze Du die Dichter, die Dir Hymnen singen!

Giac. Leopardi hat eine Ansprache an den Leser vorausgeschickt, worin er von dem Funde Auskunft giebt, und gelehrte Anmerkungen hinzugefügt, worin er die vielfachen mythologischen Beziehungen des Hymnus aufzuklären sucht. Er widmet seine Arbeit einem ungenannten K. K. Oesterreichischen Kammerherrn, der das griechische Original gefunden haben soll. Dieser glückliche Fund wird nach Leopardi einer kleinen Römischen Privatbibliothek verdankt, in welcher unter sehr wenigen Manuscripten ein ganz zerfetzter Codex, etwa des 13. Jahrhunderts, von nur wenigen Blättern unsern Hymnus in schwer zu entziffernder Schrift enthielt. Der glückliche Entdecker, welcher die Herausgabe des Originals sich vorbehielt, schickte eine Copie an Leopardi, mit der Bitte, eine metrische Uebersetzung davon zu besorgen. Dieser erklärt, der Hymnus sei antichissimo: freilich Pamphos sei wohl ein wenig zu alt, um ihn für den Verfasser halten zu dürfen. Doch lehren die meist auf Attika bezüglichen Mythen, daß Attika das Vaterland des Hymnographen gewesen sei.

Sollen wir der Versicherung, der Hymnus sei in einem alten Codex gefunden, Glauben schenken und ihn für ein Produkt des Alterthums halten? Aeußere und innere Gründe verbieten daran zu denken.

Auffallend schon, daß die Uebersetzung bereits 1817 im Spettatore di Milano erschien: der griechische Text ist seitdem weder von dem Entdecker noch vom Uebersetzer mitgetheilt worden. Bedenklich, daß der Entdecker seinen Namen durchaus verschwiegen wissen will, daß die Bibliothek nicht genauer bezeichnet wird u. s. w. Indeß theilt Leopardi den ersten und letzten Vers des angeblichen Originals mit. Sie lauten:

Ἐννοσίγαιον κυανοχαίτην ἄρχομ' ἀείδειν.
Ἀμφ' ἄρ' ἀοιδοῖς βαῖν'· ὕμνων γὰρ τοῖσι μέμηλεν.

Dergleichen Verse dürfen selbst einem griechischen Dichter späterer Zeit schwerlich zugemuthet werden, wenn man nicht auf Tzetzes herabgehen will. So schlecht sind sie gebaut und so ungeschickt ist *ἀμφ' ἄρ' ἀοιδοῖς βαῖνε* dem *ὃς Χρύσην ἀμφιβέβηκας* und dergl. nachgemacht. Nun kann aber hinwiederum ein Tzetzes den Hymnus nicht gedichtet haben, der trotz aller Ueberladung an Schmuck und Pracht eigentliche Albernheiten nicht blicken läßt. Ohne die giebt sich aber Tzetzes nicht. Wer verkennt die mannichfachen Anklänge unseres Hymnus an antike Muster? Die Nöthe der Mutter bei der Geburt erinnern lebhaft an Leto's Irren im Homeridenhymnus u. s. w.

Unzweifelhaft ist es demnach, daß wir ein neues Machwerk vor uns haben, dessen Verfasser Gewandtheit und Kenntniß genug verräth und den praktischen Beweis liefert, daß er die homerischen und kallimachischen Hymnen fleißig gelesen hat. Abgerechnet die übertriebene Malerei hat das Ganze glücklich genug antiken Ton getroffen. Indeß verräth sich der Verfasser doch auch durch manche Einzelheit im Gedichte und in den Noten. Er hat in den Alten selbst Studien für seinen Hymnus gemacht, daneben aber sich auch bei Natalis Comes Trostes erholt. Wie fleißig hat er auch den entlegensten Epithetis seines Gottes nachgespürt, seinen *Πετραῖος* hat er aus Pindars Pyth. 4; *Κυνάδης* ist bloß aus Hesychius bekannt; der *Ἱπποδρόμιος* nur aus Isthm. 1. abstrahirt u. s. w. Ist aber Leopardi selbst als Verfasser anzusehn? oder hat ihn ein Anderer getäuscht? Nach unserer Kenntniß des Charakters des früh verstorbenen edeln Mannes möchte ich Anstand nehmen, ihm den Betrug zuzumuthen. Vielleicht ergeben Nachforschungen in Italien bestimmte Auskunft. Herr Prof. Gerhard hat seine Bemühungen dafür freundlich zugesagt.

Ein Anhang zu dem Hymnus bringt zwei *ᾠδαὶ ἀδέσποτοι* im griechischen Originale, die erste auf Eros, die zweite auf Selene; nebst lateinischer Uebersetzung. Sollten diese beiden Dinger ächt sein, so

würden sie schon nach ihrer metrischen Gestalt in die späteste byzantinische Zeit verwiesen werden müssen. Und doch, so weit wir den Stand der klassischen Literatur in Italien zu beurtheilen vermögen, möchten einem Italiener dergleichen Nachbildungen der Anakreontika schwerlich zuzutrauen sein. Daher denke ich mir, diese Oden sind im griechischen Original, welches angeblich in demselben Codex gefunden worden, mitgetheilt als Lockvögel, um desto eher den Glauben an die Aechtheit des Hymnus zu erwecken.

Dr. Prutz. Er wolle sich nur eine literarische Mittheilung erlauben: vor etwa 1½ Jahren erschienen in dem „Magazin für die Literatur des Auslandes" eine Reihe von Aufsätzen über den Grafen Leopardi, in welchen auch die Geschichte dieses Hymnus erzählt und die Sache erörtert wurde, daß er nur ein Machwerk des Grafen Leopardi sei.

Prof. Schneidewin dankt für diese Nachweisung.

Prof. Walz erklärt, selbst ohne die von Dr. Prutz angeführte Notiz zu kennen, sei es ihm ganz außer Zweifel, daß der Hymnus ein Jugendversuch Leopardi's sei. Leopardi sei ein bedeutendes poetisches Talent, welches seinen Kummer über unglückliche Liebe und das Mißgeschick seines Vaterlandes in elegischen Tönen ausgeströmt habe. Er habe sich zum Studium der Alten geflüchtet und namentlich die spätern Schriftsteller mit der Feder in der Hand gelesen. Ein Specimen seiner Emendationen habe Herr von Sinner im Anfang der 1830er Jahre im Rheinischen Museum mitgetheilt und er selbst habe von ihm auch Emendationen zu den Rhetores graeci erhalten. Vermöge dieser Bekanntschaft mit griechischer Literatur vermuthete Prof. Walz, daß auch die zwei griechischen Epigramme παίγνια Leopardi's seien. Es gebe eine Sammlung seiner Gedichte, welche auch in's Deutsche übersetzt worden seien. —

Dir. Sauppe. Giac. Leopardi gehörte zu den edelsten Geistern Italiens. Im Rhein. Mus. theilte L. von Sinner von ihm Emendationen mit; Kannegießer übersetzte seine Canzonen und Lieder, welche von einer tiefen melancholischen Gluth zeugen. Ich danke Herrn von Sinner Mittheilungen über L., nach denen er eine glühende Liebe zum Griechischen hatte, und lange sich mit nichts Anderen als dem Lesen der griechischen Schriftsteller, gerade auch der späteren Zeiten, beschäftigte. In den Italienischen Gedichten kommen mehrere Anklänge an den mitgetheilten Hymnus vor.

Dr. Nauck erklärte den Hymnus — im Gegensatze gegen die Ansicht, daß er eine irgend wie selbstständige Production eines begabten Dichters sei — für einen bloßen Cento, ein reines Stoppelgedicht, und wies darauf hin, wie sich bei einer großen Anzahl von Versen sofort das griechische Prototypon darbiete.

Hierauf ersuchte der Präsident den Prof. **Döderlein**, seinen Vortrag über

die Beschreibung des Thersites bei Homer

zu halten.

Prof. Döderlein. Neben den großen Heroen der Ilias hat ein Mann andrer Art eine fast weltgeschichtliche Berühmtheit erhalten, Thersites. Die Beziehungen sind bekannt, in denen er zur Haupthandlung steht; ich darf daher nur kurz an den Zusammenhang erinnern.

Agamemnon versucht den Muth und die Ausdauer seiner Griechen, indem er selbst sie auffordert, ihre Schiffe zu besteigen und zur Heimath zurückzukehren; die Probe schlägt fehl; sie nehmen es als wahre

Meinung des Heerführers, sie eilen zu den Schiffen, wollen den Krieg gegen Troja aufgeben und heimfahren. Odysseus auf den Rath der Athene hält die Eilenden zurück; er bringt sie kaum zum Stehen. Aber als Alles endlich ruhig geworden, eifert noch ein im ganzen Heere unbeliebter Mann gegen Agamemnon, bis ihn Odysseus mit wörtlicher und thätlicher Züchtigung zur Ruhe bringt.

Die Stelle ist von Aesthetikern als eine ungehörige und bedeutungslose Episode bezeichnet worden, aber diesen Tadel hat längst schon Friedrich Jakobs beseitigt, indem er ihre Nothwendigkeit etwa folgendermaßen begründet:

Die Griechen, welche sich eben jetzt in einer leidenschaftlichen Aufregung des Gefühls befanden und an einem Ausbruch von Heimweh litten, hatten in diesem Augenblick für Vernunftgründe kein Ohr. Sie mußten erst durch einen Zwischenakt für verständigen Zuspruch empfänglich gemacht werden; Homer fand es für nöthig, ihr Gefühl zuvor durch ein anderes Gefühl zu paralysiren, ehe er den Odysseus zu Worte kommen und sie von der Nothwendigkeit zu bleiben überzeugen ließe. Es war dies das Gefühl der Scham, mit einem verächtlichen und verachteten Menschen zu sympathisiren. Das was Odysseus nicht ausrichten kann, richtet Thersites aus.

Homer schildert den Thersites in einzelnen kräftigen Zügen; nicht als einen schlechten Menschen, nicht als einen Feigling, sondern als eine gemeine Seele. Thersites ist ein Vorbild der gemeinen Demagogie, der älteste Demagog im schlechtesten Sinne, und findet eine Art Gegenbild in dem bekannten Schreiber Vansen in Göthe's Egmont. Er ist roher Lustigmacher und zugleich ein Lästermaul, qui captat risus hominum famamque dicacis. Alle Gemeinheit der Gesinnung erscheint den Griechen vor allem unter dem Bilde der Frechheit, der Unverschämtheit, der Unfähigkeit zur Ehrfurcht, und diese ist in den Augen des Griechen häßlicher und unsittlicher als selbst Feigheit, Lug und Trug. Diesen Charakter drückt auch der Name des Menschen aus: *Θερσίτης* ist der Freche, von *θάρσος*, sowie auch einer der ausgelassensten Freier Penelopes *Πολυθέρσης* heißt; denn die Unterscheidung von *θάρσος* der Muth und *θράσος* die Dreistigkeit ist erst nachhomerisch.

Homer schildert mit verhältnißmäßiger Ausführlichkeit seine äußere Persönlichkeit. Mein Vortrag soll nur in einer familiaris interpretatio dieser homerischen Stelle (Ilias II, 216.) bestehn:

> *αἴσχιστος ἀνὴρ ὑπὸ Ἴλιον ἦλθεν·*
> *φολκὸς ἔην, χωλὸς δ' ἕτερον πόδα· τὼ δέ οἱ ὤμω*
> *κυρτώ, ἐπὶ στῆθος συνοχωκότε· αὐτὰρ ὕπερθεν*
> *φοξὸς ἔην κεφαλήν, ψεδνὴ δ' ἐπενήνοθε λάχνη —*

oder nach der Vossischen Uebersetzung:

> Der häßlichste Mann vor Ilios war er gekommen;
> Schielend war er und lahm am anderen Fuß, und die Schultern
> Höckerig gegen die Brust ihm geengt, und oben erhub sich
> Spitz sein Haupt, auf der Scheitel mit dünnlicher Wolle besäet.

Es folge nun die Prüfung der einzelnen Worte. *Φολκὸς ἔην*, nach Voß schielend, was schon von Buttmann bestritten worden. Hätte *φολκόρ* diese Bedeutung, so wäre Homer ein confusionarius,

indem er erst von den Augen, dann von den Füßen, dann wieder vom Kopfe spräche. Es heißt nach Buttmann **krumm, gebogen**, und ist das Adjektivum zu falx, falcatus mit flectere verwandt und gleichbedeutend mit fulcipedius, bei Petronius, also **krummbeinig**, und zwar an **beiden** Füßen — denn aus dem folgenden *ἕτερον πόδα* ist *ἀμφοτέρους τοὺς πόδας* zu *φολκός* zu entlehnen — und an einem Fuß zugleich lahm.

Vers 219. *φοξός* kömmt nur zweimal vor, aber in beiden Fällen ist seine Bedeutung dunkel. Die gewöhnliche Erklärung ist **spitzig**, von *ὀξύς*, mit dem zu *φ* verstärkten Digamma; credat Judaeus Apella: da *ὀξύς* nicht einmal digammirt vorkommt. Aber angenommen, daß es einen **Spitzkopf** bedeuten könne, so habe ich ein historisches Bedenken. Pericles war ein *σχινοκέφαλος*, also gleichfalls ein Spitzkopf; aber es sollte mir leid thun, wenn er auch nur diese Aehnlichkeit mit Thersites gehabt hätte Das wäre eine Zerstörung der Phrenologie. Wenn der Spitzkopf auf den Griechen wirklich einen so häßlichen Eindruck machte, warum hob man dies bei Pericles nicht mehr hervor? Also müssen wir ganz die Grammatik verlassen und die Frage stellen: Wie muß ein gemeiner Mensch aussehen? Möglichst sinnlich. Da aber das Fleisch Symbol der Sinnlichkeit ist, so muß der Kopf des gemeinen Menschen viel Fleisch haben; ich glaube von vorne herein, Thersites war ein **Dickkopf**, was der Lateiner wahrscheinlich durch capito ausdrückt. Ist nun eine Möglichkeit, daß *φοξός* dies bedeute? Ich muß auf mein Steckenpferd steigen, die Etymologie, werde es aber hier leicht und geduldig hinnehmen, wenn mir dieser etymologische Versuch verworfen werden sollte. Voran eine oberflächliche Bemerkung:

Im Salzburgischen nennt man einen Cretin einen **Fex**; ein dicker Kopf ist aber bekanntlich ein Characteristicum des Cretinismus. Von dieser bloßen Lautähnlichkeit abgesehen, die bei etymologischen Fragen so oft irre führt, halte ich *φοξός* für eine andere Form von *παχύς*. Vermittelt werden beide Formen durch pexa toga, worin ich nicht ein Particip. Passiv. von pectere, sondern nur ein Homonymum zu pexus **gekämmt** sehe. Aehnlich verhält sich *λοξός* zu *λέχριος*, und selbst apexabo, die **Fettwurst**, zu *παχύς*. Athenäus erwähnt aus Simonides *φοξίχειλος Ἀργείη κύλιξ*, wie ich vermuthe, einerlei mit *παχυχειλής*, **dicklippig**; Becher, deren Rand zurückgebogen war, um von seiner Schärfe befreit bequemer am Munde zu liegen.

Schwierigkeit macht nur noch das *φ* statt *π*. Es ist eine verweichte Aussprache von *σποξός*, wie fungus von *σπόγγος* und wie das homerische *εἰλυφάζειν* als Nebenform des synonymen *εἰλυσπᾶν* anzusehn ist; diese Spracherscheinung, daß *σπ* und *σκ* oft in *φ* und *χ* übergeht, habe ich in der vorjährigen Versammlung besprochen. Ein Zutritt der so häufigen Prothese *s* zu dem Stamm *παχύς* ist auch in spectile, spectile zu erkennen.

Während ich dieß nur als bescheidene Vermuthung gebe, darf ich bei dem folgenden stärker und kecker auftreten. Vers 219: *ψεδνὴ ἐπενήνοθε λάχνη*; nach der gewöhnlichen Erklärung wäre Thersites ein **Kahlkopf** oder ein halber Kahlkopf.

Der Dichter nennt den Thersites den häßlichsten Mann. Jeder einzelne Zug, der dieß Urtheil erhärten soll, muß nothwendig etwas häßliches, absolut häßliches enthalten. Ist nun, frage ich, die Kahlheit etwas häßliches? Mit nichten. Sie ist zwar ein Mangel, ähnlich wie die Blindheit, aber ein Mangel, der am rechten Ort zur Schönheit wird: wie möchte sonst die redende, wie die bildende Kunst den ehr-

würdigen Greis und den gottbegeisterten Sänger mit solcher Vorliebe als kahl und blind darstellen? Nur die bösen Buben rufen dem Elisa nach: Kahlkopf, und werden gleich drauf von den Bären zerrissen; nur die gottlosen Freier spotten über die Glatze des Odysseus, in der sich das Kaminfeuer spiegelt. Horaz und A. W. Schlegel machen ihren Kahlkopf zum Gegenstand einer ergötzlichen Selbstironie, welche widerlich wäre, wenn sie eine wirkliche Häßlichkeit zur Schau stellte. Selbst dem jugendlicheren Gesicht verleiht der frühe Verlust des Haarschmucks einen Character von Feinheit und Ernst durch das gleichzeitige Wachsthum der Stirne. Es gewinnt an Würde, was es an Jugendreiz verliert.

Doppelt unverzeihlich würde es sein, wenn Homer gerade dem Thersites einen Kahlkopf verliehen hätte. Er hätte uns dadurch angewiesen, ihn uns als einen Greis oder wenigstens greisenähnlichen Mann vorzustellen. Ein Kahlkopf aber, der sich unter Stockschlägen krümmt, ist ein empörender Anblick. So würde der Dichter seinem eigenen Zweck entgegenarbeiten, das Gefühl zum Mitleid gegen Thersites, zum Unwillen gegen Odysseus stimmen.

Demnach kann, vom ästhetischen und poetischen Standpunkt aus beurtheilt, Homer den Thersites nicht als Kahlkopf dargestellt haben; was sagt aber die Grammatik dazu? Und wie sind die Worte *ψεδνὴ ἐπενήνοθε λάχνη* zu verstehen?

Ueber *ἐπενήνοθεν* weiß ich nichts besseres zu geben als Buttmann; obgleich ich die Acten darüber noch nicht für geschlossen halte. Er erklärt es durch daraufsitzen.

Allein *λάχνη* samt dem abgeleiteten lanugo wird mißverstanden, wenn es die Wörterbücher durch Milchhaar erklären. Die häufige Verbindung von prima lanugo hat dazu verleitet. Aber der Begriff der Weichheit kömmt hier erst durch prima hinzu. *Λάχνη* an sich bedeutet, wie lana, nur die Wolle oder ein wollähnliches Haar. Die Wolle hat aber eine doppelte Eigenschaft: sie ist weich und sie ist dicht; die erstere tritt in *μαλλός* hervor, einer Assimilation von *μαλακός*, die zweite, die Fülle des Haarwuchses, in *λάχνη*. Die *Φῆρες* sind *λαχνήεντες*, d. h. *δασεῖς*, *βαθύτριχες* nach dem Scholiasten. Und selbst an unserer Stelle wird *λάχνη* vom Schol. durch *πύκνωσις* erklärt, also ganz im Widerspruch mit der herrschenden Auffassung als dünnes Haar.

Endlich *ψεδνός* leitet man von *ψάω* ab, reiben, und gewinnt durch Vermittelung von zerrieben den gewünschten Begriff von vereinzelt, spärlich. Von dem Allen kann ich nichts als den etymologischen Zusammenhang mit *ψάω* gelten lassen. Von *ψάω* aber ließ sich unmittelbar nur *ψηνός* bilden, aber nicht *ψεδνός*. Dagegen *ψεδνός* setzt eine Intensivform *ψάζω* voraus, wie *ἀλαπαδνός*, *ἀλαπάζω*. Das *α* ist in ein *ε* getrübt, um das syncopirte *ι* zu ersetzen, denn die volle Grundform war *ψαδινός*. Eine Analogie bietet *κεδνός*, von *κάζω*, *κέκασμαι*, aber nicht von *καίνυμαι* gebildet. Dieses *ψεδνός* bedeutet aber nicht zerrieben, sondern zerreibbar und mithin trocken, wie die Paronyma *ψαθαρός*, *ψαθυρός*, *ψαφαρός*, welche Hesychius durch *εὔθλαστος*, *ξηρός* erklärt. Demnach bezeichnet *ψεδνὴ λάχνη* das directe Gegentheil und fast das andere Extrem des Kahlkopfs, nämlich einen Strobelkopf, einen dichten, rauhen, borstenartigen, struppigen Haarwuchs, im Gegensatz des *μαλακὸν τρίχωμα*, also mit der Neigung starr emporzustehn, anstatt sich geschmeidig in Locken zu ringeln oder weich und glatt herabzufallen; theils durch die Natur des Haars, theils durch Mangel an Pflege und Salbe. In diesem Sinne läßt sich *ψεδνός* mit squallidus zusammenstellen, welches mit *σκέλλειν* austrocknen, und *σκληρός* einerlei Stamm hat.

Mit dieser Deutung stehe ich aber zugleich auch auf festem historischen Boden. Denn wenn einerseits die ältesten, wie die neuesten Lexicographen einstimmig *ψεδνός* durch *μαδαρός, ψιλός, ἀραιόθριξ* erklären, so sind dagegen die spätern Schriftsteller selbst dem homerischen Gebrauch treu geblieben. **Epigr. Crinagor. 22 in Anth. Gr. T. II, p. 133 Jac.**

> *Χαῖται δ' οὐ μήλων ἅτε που μαλακοῖς ἐπὶ μαλλοῖς,*
> *ψεδναὶ δ', ἀγροτέρων τρηχύτεραι χιμάρων,*

eine Stelle, welche erst auf diesem Wege Licht bekömmt. Auch Aristides verbindet *χωρία ξηρότερα καὶ ψεδνότερα.*

Ein solcher struppiger Haarwuchs stimmt nun vollkommen zu dem Character des Thersites. Er ist ein Symbol der Rohheit. Auch die neuere Kunst liebt es, gemeine Bösewichter und sittlich rohe Menschen so zu zeichnen, wie den Judas oder die Schächer am Kreuz.

Schade daß wir ohne Kunde sind, wie die bildende Kunst der Alten die homerische Schilderung des Thersites aufgefaßt hat! Die gelehrtesten Archäologen, die ich befragt habe, gestehen mir, keine Darstellung des Thersites nachweisen zu können. Selbst auf der **tabula Iliaca** ist, da sie die zweite Rhapsodie ganz übergeht, nichts der Art zu finden; und die ambrosianischen Bilder springen im zweiten Buch von dem Opfer gleich auf die Musterung des Kriegsheers über. Die neueren Künstler folgen dem traditionellen Bilde, dessen Unrichtigkeit ich nachzuweisen versuchte. Peter von Cornelius auf den Wandgemälden der Münchner Glyptothek läßt den Thersites, wenn ich mich recht erinnere, bei dem Streit des Agamemnon und Achilles schadenfroh hinter einer Mauer lauschen, einen Funfziger mit Kahlkopf und Spitzkopf, halbverwachsen. Ich dagegen würde ihn darstellen als einen frechen Burschen von etwa drei und dreißig Jahren, also als **juvenis**, nicht als **adolescens**, noch als **senior**; nicht zu jung, weil er sich nach altgriechischen Begriffen doch eine Art Recht zutrauen muß, öffentlich das Wort zu nehmen, und weil seine Züchtigung als etwas Außerordentliches erscheinen muß; auch nicht zu alt, weil sonst seine Züchtigung Mitleid erregen würde; ferner mißgestaltet durch Säbelbeine und Lahmheit an Einem Fuß; die Schultern nach der Brust zusammengedrängt, contrastirend gegen die edle breitschultrige Heldengestalt eines Ajas; auf diesen schmalen Schultern einen um so größeren unförmlichen Kopf mit feistem, aufgedunsenem Gesicht und struppigem, rohen, ungepflegten Haar.

Der zweite Präsident fordert zur Discussion auf, fügt aber hinzu, daß der Redner ihm schon vorher die Bemerkung gemacht, wie er, wegen seiner Heiserkeit, nicht im Stande sein werde, ausführlich die etwa erfolgenden Einwürfe zu beantworten.

Da Niemand sich erhebt, schließt der Präsident die Sitzung.

IV.

Verhandlungen

in der

vierten öffentlichen Sitzung

den 2ten October.

Der zweite Präsident, Geh. Hofrath Göttling, eröffnete die Sitzung mit der Aufforderung an den zweiten Secretair, Dr. Bippart, das Protokoll der gestrigen Sitzung vorzulesen; nachdem dieß geschehen, wurde die Liste der in den beiden letzten Tagen eingezeichneten Mitglieder mitgetheilt. Zugleich zeigte der Präsident an, daß der erste Secretair, Prof. Weißenborn, die Redaction der Verhandlungen für den Druck übernommen habe und jedem der Herren, welche frei gesprochen hätten, eine Skizze ihrer Rede zur Durchsicht und Berichtigung zustellen werde.

Hierauf bestieg Prof. Lindner die Rednerbühne, um seinen gestern angemeldeten Vortrag über

die Leistungen des Vereins für Gymnasialpädagogik in seinen sechs ersten Sitzungen und die Grenzen des philologischen Unterrichts auf Schulen

zu halten*).

Der Redner bemerkte in der Einleitung, daß der Verein schon in seinen Statuten, indem er sich einen Verein von Philologen und Schulmännern nenne, mit Recht einen Unterschied zwischen den Männern, welche die Philologie als Wissenschaft auf Universitäten anbauen sollen und zwischen Schulmännern mache, d. h. Lehrern an Gymnasien, welche den Sprachunterricht als Mittel zur allgemeinen Bildung ertheilen; damit sei angedeutet, daß die Philologie für die Universität gehöre, der Gymnasiallehrer aber seine Schüler nicht mit Verbal- oder Realphilologie belasten dürfe, sondern sie denken und sprechen lehren und in den Sprachen üben solle, damit sie sich eine allseitige Geistesbildung aneigneten. Von Seiten der Schulmänner dürfe also bei ihrem Unterrichte kein Uebergriff in das eigentliche Gebiet der Philologie Statt finden; dagegen werde aber häufig gefehlt. Plato verlange, daß die Schüler εὐμαθεῖς gestimmt würden; aber statt Vorbildungsanstalten würden unsre Gymnasien zu philologischen Unterrichtsanstalten und durch die Ueberfüllung mit solchen Kenntnissen den Schülern Lust und Liebe zum Selbststudium und zu den übrigen Wissenschaften entzogen. Daher kommen die meisten, besonders in Folge der letzten Anstrengungen vor

*) Da der Redner im Begriffe stand, diesen Vortrag einer selbstständigen Schrift über den gegenwärtigen Streit um Gymnasialreform in Sachsen einzuverleiben, hat er ihn dem Secretariate nicht eingeschickt; es mögen darum nur einige Andeutungen aus den Aufzeichnungen der Secretäre als Ersatz dienen.

dem Abiturientenexamen abgetrieben auf die Universität und hören im ersten Halbjahre nur wenig, um sich zu erholen; das gefalle ihnen und werde dann in den folgenden so fortgesetzt. Darum werde der wahre Hunger und Durst nach Wissen jetzt sehr selten gefunden, und auf diese Weise sei die rechte Stellung unserer Gymnasien und Universitäten verrückt worden, indem mehr Polymathie erzielt werde.

Der Redner erinnerte hierauf daran, wie der Verein in seiner bisherigen Thätigkeit die Förderung beider in § 1 a) und b) seiner Statuten ausgesprochnen Zwecke, des theoretisch-wissenschaftlichen, wie des praktisch-methodischen, streng im Auge behalten habe; wie ihm jedoch in neuester Zeit der Vorwurf gemacht worden sei, daß er für den letzteren zu wenig gethan habe. Dagegen verhieß der Redner, nachzuweisen, daß auch für diesen Zweck in den sechs ersten Versammlungen des Vereins sehr viel geschehen sei, wenn man es gleich nicht in den Kreis der Schulpädagogik aufgenommen habe. Er besprach hierauf die hierher gehörigen Vorträge und die daran geknüpften Discussionen, zunächst den auf der Mannheimer Versammlung (1839) von Döll gemachten Vorschlag, den Unterricht in den fremden Sprachen erst mit dem 14ten Jahre zu beginnen; den Vortrag des Dir. Rother von Lingen auf der Gothaer Versammlung (1840) über seine Methode, die Sprachen nach einander zu lehren; die von Hofr. Thiersch auf derselben und auf der Bonner Versammlung (1841) ausgesprochenen Bemerkungen über die Ausführbarkeit einer Parallelgrammatik der deutschen, lateinischen und griechischen Sprachen u. s. w.

Damit noch Zeit für die auf der Tagesordnung angesetzten Vorträge übrig bliebe, ersuchte der Präsident den Redner, seinen Vortrag abzukürzen; worauf derselbe noch einige Bemerkungen über seine eigne Methode, die alten Sprachen nach einander zu lehren, hinzufügte.

Dir. Eckstein. Nur eine kurzweilige Bemerkung wolle er an den so eben gehörten Vortrag knüpfen. Die Schulen seien nun einmal die Sündenböcke; die Lehrer sollen Schuld sein, daß die Schüler gründlich faullenzen und zwar hauptsächlich durch die Maturitätsprüfungen. Er wolle nur an das historische Bewußtsein appelliren. Die ersten Anfänge der Maturitätsprüfungen reichten wohl nicht über die 1780er Jahre hinaus. Er wolle daher nur die Frage stellen, ob im Allgemeinen die Studirenden der Jetztzeit oder diejenigen, welche vor den 1780er Jahren auf unsern Hochschulen gewesen, der Vorwurf der größeren Faulheit treffe?

Hierauf forderte der Präsident den Prof. Fortlage auf, den von ihm angemeldeten Vortrag über seine Entdeckung in Betreff

der vorpythagoreischen Musik bei den Griechen

zu halten.

Hochzuverehrende Anwesende!

Ich erlaube mir, Ihnen im Folgenden einen Bericht abzustatten über einen neugefundenen Schatz aus dem Alterthum, welcher mir in Beziehung auf die alte Kunstgeschichte von Wichtigkeit zu seyn scheint. Die Schwierigkeit in der Kunstgeschichte, daß man dem Volke der alten Griechen, welches in allen übrigen Zweigen der Kunst den höchsten Rang behauptet, im Zweige der Musik einen höchst niedrigen Rang anweisen müsse, ist so oft besprochen und so anerkannt, daß nur die Gewißheit, neue Aufschlüsse in Händen

zu haben, den entschuldigen kann, welcher auf's neue die Rede auf diesen scheinbar unfruchtbaren Punkt der Geschichtsforschung zurücklenkt. Indem ich es wage, in Beziehung auf dieses schwierige und mühsame Thema auch meine Stimme laut werden zu lassen, befinde ich mich im gegenwärtigen Fall. Es ist mir nämlich gelungen, durch ein tieferes Eindringen in die von Alypius aufgezeichneten Tonregister der antiken Musiknotenschrift ein bisher ungeahnetes älteres Musiksystem aus dem Alterthum zu entdecken, welches ich druckschriftlich der Kunde des gelehrten Publikums vorzulegen eben im Begriffe bin (unter dem Titel: Das musikalische System der Griechen in seiner Urgestalt, aus den Tonregistern des Alypius zum ersten Mal entwickelt, Leipzig bei Breitkopf und Härtel). Ferne von mir liegt zwar der Hochmuth, diesen meinen Fund so hoch zu stellen, als ob vor mir in dieser Sache nur lediglich gestrebt und geirrt worden wäre, als ob die verdienstvollen, mühsamen und scharfsinnigen Arbeiten eines Meibomius, Forkel, Böckh und Bellermann nicht eben die Werkzeuge gewesen seyen, durch die ich allererst mich in die Möglichkeit versetzt sah, den neuen bisher so gut als ganz unbearbeiteten Boden, auf dem sich meine Forschung bewegt, urbar zu machen und auszubeuten, und als ob nicht auch wiederum die wichtigen Resultate, in deren Besitz ich mich nach Ueberwindung nicht geringer Schwierigkeiten gesetzt sah, ebenfalls nur bestimmt seyen, die Staffel zur Erklimmung noch größerer Höhen, weiterer Aussichten zu bilden in Beziehung auf das Verständniß des Geistes der antiken Welt. Aber das ist meine sichere und wohlbegründete Ueberzeugung, daß erst von jetzt an das Studium der alten Musiker mit sicherer Hoffnung auf Erfolg und wirkliches eindringendes Verständniß in die musikalische Theorie der Alten erneuert werden kann, daß daher auch erst von jetzt an eine neue und dem gegenwärtigen Standpunkt gemäß kritisch bearbeitete Gesammtausgabe der alten Musiker einen sicheren und bestimmt vorauszusehenden Nutzen verspricht, welches so lange nicht der Fall seyn konnte, als einerseits ein entsetzliches Mißverständniß aller reinen und unbefangenen Auffassung der alten Tonverhältnisse den Weg vertrat, und man andererseits noch keine Ahnung davon hatte, bis zu welcher erstaunungswürdigen Höhe das System der musikalischen Tonleitern und ihrer Färbungen oder Vorzeichnungen (nach moderner Art zu reden) schon emporgedrungen war zu einer Zeit, worin an die mathematische Messung der Töne, diese Erfindung des Pythagoras, noch nicht gedacht wurde.

Das Mißverständniß, welches aus dem Wege geräumt seyn will, um sich vom musikalischen Gehör der Alten nur irgend einen richtigen, ja auch nur irgend einen bestimmten Begriff machen zu können, sind die enharmonischen und chromatischen Tonleitern. Was soll man von einem musikalischen Ohre denken, welches auf das Intervall einer großen Terz jedesmal zwei Vierteltöne folgen läßt, und diesen wiederholten Wechsel eine melodisch klingende Tonleiter nennt? oder welches zwei auf einander folgende Halbtöne abwechselnd mit kleinen Terzen zu einer Tonleiter verflicht, die es zusammenhängend und melodisch nennt?

Entweder müssen wir denken, daß ein solches Ohr ganz anders konstruirt gewesen sey, als das unsrige, und daß uns der Maaßstab für die Beurtheilung seiner Produkte gänzlich fehlt. Dies ist der Standpunkt, auf welchem wir die Musiker von Profession seit Forkel mehrentheils antreffen. Ihnen sind enharmonische und chromatische Tonleitern im Sinn der Alten ein musikalischer Nonsens, und folglich ist für sie eine Griechische Musik überhaupt nicht vorhanden.

Oder man ergreift, wie neuerdings Bellermann mit großem Scharfsinn gethan, den Ausweg, die enharmonischen und chromatischen Tonleitern dem eigenen Gehör anzupassen, und beispielsweise mögliche Melodieen zu ihnen auszudenken, damit überhaupt nur erst eine Anknüpfung zwischen der alten Musik und unserm Gehör, d. h. überhaupt irgend eine Beschäftigung mit alter Musik von irgend einer Bedeutung,

möglich werde. Das Resultat ist dann immer trist genug, schneidet aber doch noch nicht sogleich alle Hoffnung ab, und verdient schon insofern eine respektvolle Beachtung, als ihm der gute Glaube der Menschheit, daß dem Geiste seine eigenen Producte aus einer gewissen Zeit zu einer andern nicht absolut undurchdringlich werden können, beifallgebend entgegenkommt. Nach einer solchen Annahme muß dann die Musik der Alten in ihrer ältesten sogenannten enharmonischen Periode in einem Zustande sich befunden haben, den man in Beziehung auf Armuth und Eintönigkeit mit dem Zustande vergleichen kann, worin wir sie noch etwa bei den nordamerikanischen Indianern und ähnlichen wilden Völkern antreffen.

Diese Annahme der bisher am tiefsten eingedrungenen Philologen ist daher schon um vieles erquicklicher und ergiebiger, als die absolut trostlose der Musiker von Profession. Sie zeigt uns einen zwar zum Erschrecken dürren und dürftigen Anfang, aus welchem aber ein Weiterschreiten zu dem möglich war, wovon uns die sonstigen Notizen aus dem Alterthum Nachricht geben. Aber der Wahrheit steht diese Annahme doch noch immer sehr ferne. Denn die von jetzt an klar am Tage liegende Wahrheit ist, daß zu der vorpythagoreischen Zeit, aus welcher die enharmonischen Tonleitern stammen, nicht allein das schon vollkommen bekannt und geübt war, was wir nach modernem Sprachgebrauch die diatonische Tonleiter nennen, sondern daß auch schon damals das System aller in der Oktave möglichen Tonleitern, welches die moderne Theorie den Quinteneirkel nennt, bereits umschrieben, und damit das ganze Gebiet melodischer Fortschreitungen, auf welchem sich unsere gegenwärtige Musik bewegt, ohne allen Vorbehalt bereits vollständig eröffnet war.

Das Ohr der Griechen, dies ergiebt sich aus meiner Untersuchung, empfand die melodischen Verhältnisse der Musik im Ganzen ebenso wie das unsrige, und besaß bereits in der vorpythagoreischen Zeit das vollständige System aller möglichen Tonleitern, wie wir es besitzen, nur mit dem Unterschied, daß das System der Alten das unsrige in Beziehung auf rationelle Anordnung der Tonleitern unter einander noch weit schon damals übertraf. So daß an unserem System der Tonleitern die Alten, anstatt an ihm etwas Neues in Beziehung auf Führung der Melodie lernen zu können, nur ihre Verwunderung haben würden über die schiefe und einseitige Anordnung seiner Theile unter einander. Daß dies sich so verhalte, kann fortan keinem Zweifel mehr unterliegen. Denn es zeigt sich bei genauerer Untersuchung, daß das ursprüngliche sogenannte enharmonische System der antiken Notenschrift, von welchem sich beweisen läßt, daß es ein vorpythagoreisches Produkt ist, auf den vollständigen Reichthum der Tonleitern des ganzen Quintencirkels berechnet war, und daß die enharmonischen Tonleitern der Alten in der Gestalt, wie sie uns Alypius aufbewahrt hat, nichts sind als Reminiscenzen dieses ältesten Zustandes der antiken Notenschrift, welcher sich auch aus der nähern Untersuchung der gemeinen oder diatonischen Notenschrift ergiebt, ohne daß man erst nöthig hat, zu seiner Bestätigung die enharmonischen Tonleitern zu Hülfe zu nehmen. Und so geht hier die Aufdeckung eines Mißverständnisses, das bisher allem wahren Verständniß der antiken Musik hemmend im Wege lag, mit der Aufdeckung eines Tonleitersystems voll Reichthum und überraschendem Scharfsinn Hand in Hand, eines bedingt das andere, eines führt das andere unausweichlich herbei.

Es gab im Alterthum, dies ergiebt sich ferner aus meiner Untersuchung, zwei verschiedene Methoden, das vollständige System der Tonleitern hervorzubringen. Die eine dieser Methoden ging der anderen an Alter voran. Die ältere Methode bestand darin, daß man an einem neunsaitigen Instrumente, dem alten dorischen Enneachord, zuerst durch das Höherstimmen einer einzigen Saite um einen Halbton die ursprüngliche Tonleiter modificirte oder färbte, und so bei zwei, drei und mehreren Saiten fortfuhr, bis

sämmtliche Saiten sich im Zustande der Erhöhung um einen Halbton befanden. Die jüngere Methode bestand darin, daß man einer und derselben Grundtonleiter, gemäß den zwölf Halbtonintervallen der Oktave, zwölf verschiedene Lagen gab. Die letztere Art, das System der Tonleitern zu konstruiren, ist uns dem Zustande unserer Musik gemäß so geläufig, daß sie uns aus Gewohnheit als die einzig mögliche zu erscheinen pflegt. Um desto auffallender und lehrreicher ist die aus der Untersuchung der antiken Notenschrift sich ergebende Thatsache, daß der Menschengeist zur Erzeugung des vollständigen Systems der Tonleitern gar nicht erst des künstlichen Standpunktes der Umlegung oder Verschiebung einer einzigen durch alle Lagen der Oktave bedurfte, sondern daß schon, ehe diese Erfindung gemacht wurde, das unbefangene musikalische Ohr, unterstützt von den Klängen eines kunstlosen Instruments, den ganzen Reichthum melodischer Fortschreitungen vollständig aus sich entwickelt hatte, welchen später die künstlichere Reflexion nur auf anderem Wege reproduciren, keinesweges aber bereichern oder vervollständigen konnte.

Nicht gering ist die Belehrung anzuschlagen, welche in dieser aus dem System der antiken Notenschrift sich ergebenden Thatsache enthalten liegt. Sie ist aber eine im Sinn des gegenwärtigen Musiksystems nicht ganz willkommene zu nennen. Das gegenwärtige Musiksystem kann nämlich seine Annahme von nur zwei Grundtonleitern, einer in Dur und einer in Moll, auf keine andere Weise rechtfertigen, als durch eine dem natürlichen Sinn widersprechende tiefe Zurücksetzung des melodischen Elements in der Musik gegen das harmonische. Weil es nur zwei volltönige Schlußakkorde giebt oder uns wenigstens zu geben scheint, einen in Dur, den andern in Moll, so zwängen wir danach den ganzen Reichthum der von der Natur in's menschliche Ohr gelegten sieben Grundtonleitern in den kümmerlichen Raum von zweien zur Noth und gewaltsam ein. Anders verfuhren die in diesem Punkte viel unbefangeneren Griechen, entweder weil die Harmonie bei ihnen noch gar nicht ausgebildet war, oder weil sie sich durch das, was sie von der Harmonie kannten, weniger als wir irre machen ließen. So lange nun das antike Tonleitersystem, wie bisher immer, als das abstrakte Produkt der Umlegung einer Molltonleiter in alle möglichen Stufen der Oktave erschien, konnte es gegen die Einseitigkeiten der modernen Theorie noch kein erhebliches Bedenken erregen. Jetzt hingegen, wo es sich herausgestellt hat, daß dieses vollständige Tonleitersystem, ehe es durch die Theorie der Umlegung einer Molltonleiter für die Reflexion reproducirt wurde, schon aus dem Gehör auf unmittelbare Weise konstruirt sich vorfand, jetzt gewinnt die Sache eine völlig andere Gestalt. Denn so bald mit historischer Sicherheit feststeht, daß das System der sieben Tonleitern das natürliche, unmittelbare und wildgewachsene Produkt des noch durch keine moderne Harmonielehre irregemachten musikalischen Gehörs ist, so zeigt sich hiergegen das moderne Zweitonleitersystem, welches aus dieser ganzen harmonischen und wohlgeordneten Fülle nach einer äußerlichen Rücksicht zwei Tonleitern, die lydische und hypodorische, einseitig auf Kosten der übrigen hervorhebt und dem Ohre ausschließlich einprägt, als beschränkt, engbrüstig und in unstatthaften Rücksichten befangen.

Zum armseligen Troste über solche Beschränktheit und Einsperrung in die monotonen Typen der zwei Tonleitern, in denen der Genius der modernen Musik seinen ersten Aufflug nahm, haben wir nur immer die Einrede auf der Zunge, daß wir eine Harmonie besitzen, welche die Griechen nicht besaßen. Armselig nenne ich diesen Trost, nicht aus Verachtung unserer Harmonik, welche auch ich für sehr weit vorgeschritten, obgleich noch lange nicht an ihrem Ziel angelangt halte, sondern darum, weil es überall das Zeichen einer armseligen Gesinnung ist, sich wegen Nichtannahme des Guten, das der Andere besitzt und das wir uns recht wohl aneignen könnten, mit dem Besitz eines Besseren von anderer Art, das dafür der Andere nicht besitze, zu entschuldigen. Armselig ist der Hochmuth, womit die moderne Musik auf die antike herabsieht,

darum, weil die antike Musik, hätte sie die harmonischen Hülfsmittel der modernen mit hinzugewinnen können, um viele Stufen höher würde gestanden haben, als gegenwärtig die moderne steht. Denn sie würde wegen des vollständigen allumfangenden Systems ihrer Tonleitern des Namens einer allgemeinen oder menschheitlichen Musik, Musik des Erdballs, würdig gewesen sein, wogegen unser modernes Tonleitersystem wegen des darin vorkommenden einseitigen Vorherrschens des lydischen und hypodorischen Elements den Charakter einer temporären Musik von nur volksthümlicher und noch nicht einmal völlig Europäischer Bedeutung nicht von sich ablehnen kann.

In dem Maaße, als man zeither geneigt war, der Musik der Alten einen hohen Grad von Vollkommenheit zu vindiciren, zeigte man noch immer die Neigung, ihnen den Gebrauch unserer harmonischen Hülfsmittel zuzutrauen, und mancher sonst vorsichtige und behutsame Interpret würde sich nicht mit so kühnem Uebervertrauen auf die kärglichen und zweideutigen Concessionen des Gaudentius in dieser Beziehung als auf felsenfeste Stützen gestemmt haben, hätte er nicht gefürchtet, mit der Preisgebung der harmonischen Praxis auch sogleich alle Ansprüche der antiken Musik auf einen ausgebildeten und vollendeten Zustand in ihrer Art aufgeben zu müssen. Und andererseits war denen, welche nicht von Vorliebe fürs klassische Alterthum durchdrungen waren, die Einsicht, welche sich einem unparteiischen Blick nicht leicht verhüllen kann, daß den alten Griechen eine Harmonie in unserem Sinne gänzlich fremd war, Grund genug, sich sofort mit vornehmer Miene von der antiken Musik verachtungsvoll hinweg zu wenden.

Ganz andere Maaßstäbe der Beurtheilung treten ein, sobald mit Klarheit eingesehen wird, daß das antike System der sieben Tonleitern nicht, wie man bisher geglaubt hat, das Produkt der bloßen Umlegung einer unveränderlichen Moll-Tonleiter, sondern die Erfindung des die möglichen melodischen Tonveränderungen aus sich selbst entwickelnden musikalischen Gehörs war. Denn nun fordert die höchst auffallende Eingeschränktheit und Einseitigkeit, zu welcher wir in Beziehung auf das System der Tonleitern gegen das musikalische Gehör der Alten das unsrige zurückgeschritten sehen, ihren zureichenden Grund, welcher auf die einfachste und natürlichste Art in dem Uebergewicht gefunden wird, welches in der neuen Musik das Element der Harmonie vor dem der Melodie behauptet. Wäre bei den Griechen das Element der Melodie oder des frei und unbefangen nach allen Richtungen sich ausbreitenden Tonleitersystems ebenfalls, wie bei uns, von der Schwerfälligkeit der harmonischen Akkordfolgen gedrückt gewesen, so würden ohne Zweifel schon damals bei gleichen Ursachen gleiche Wirkungen eingetreten sein. Statt dessen blieb bei einem Mangel an Ausbildung des harmonischen Elements die antike Musik vor den einseitigen Uebergangsstufen bewahrt, auf deren einer wir uns eben gegenwärtig befinden, indem wir ein partielles Weitergeschrittenseyn auf dem Felde der Harmonik eben jetzt damit büßen, daß uns das lydische und hypodorische Element in dem System der Tonleitern die übrigen ebenso wesentlichen Elemente und Charactere, das dorische, phrygische u. s. w. in ihnen einseitig verdeckt und verbirgt. Die Alten besaßen hier unsere einseitig errungenen Vollkommenheiten noch nicht. Aber so wie auch in Beziehung auf andere Lebensaufgaben ihnen das glückliche Loos fiel, ein allgemein menschheitliches Leben wie im schnell vorüber eilenden Bilde vor dem Blicke des weltgeschichtlichen Beschauers vorüberzuführen, so auch zeigt der Organismus ihrer Musik, getreu diesem ihrem allgemeineren Charakter, ein System, das durch das Allumfangende, Allgemeine und Allseitige seiner Anlage nicht sowohl einem einzelnen Volke, als der ganzen Menschheit anzugehören scheint, indem es mit gerechter Hand die sämmtlichen Laufbahnen ausmißt, in denen die einzelnen Tonleitern als Abbildungen entgegengesetzter Seelenstimmungen und Temperamente sich bewegen, und sich zur großen Universalstimmung des Humanismus zusammenfügen, welchem in gleichschwebender Freiheit der Weg in alle Einseitigkeiten

gleichmäßig offen steht. Höchst anschaulich und treffend hat das antike System diese seine Größe und Majestät darin gefühlt und an den Tag gelegt, daß es die fundamentalen Gefühlswege der Musik, die Tonleitern, mit Völkernamen bezeichnete. Die in der modernen Musik das Primat besitzende lydische Tonleiter und die in der antiken Musik das Primat besitzende dorische Tonleiter bilden die reinen Extreme dieses psychischen Völkerlebens, während die phrygische Tonleiter zwischen ihnen ein Feld der Ausgleichung und Versöhnung eröffnet.

Mit einem Wort: die Griechen besaßen schon vor Pythagoras ein System des Quintencirkels sämmtlicher Tonleitern, welches an Vollständigkeit dem unsrigen gleich kam, an Symmetrie der Anordnung das unsrige weit übertraf. Dieses allumfangende und die höchste symmetrische Schönheit entwickelnde System war nicht durch mathematische Berechnung, sondern durch das bloße Gehör mit Zuhülfenahme eines neunsaitigen Instruments konstruirt. Es liegt aber als ein vollendetes und unübertreffbares Muster musikalischer Architektonik für alle Zeiten da, und erweiset sich namentlich auch für den gegenwärtigen Zustand der Musik reich an Belehrung.

Der Weg, auf welchem zur Hebung dieses Schatzes gelangt wurde, war ziemlich verschieden von der gewöhnlichen Art, diese Gegenstände zu behandeln. Diese gewöhnliche Art bestand darin, die Aussprüche und Anleitungen der antiken Theoretiker von Aristoxenus an auf einfache Weise nach der Methode kritischer Beurtheilung zu einem möglichst vollständigen Systeme zu verknüpfen, wobei dann an den Stellen, wo man auf Ungereimtheiten stieß, wie bei der Lehre von den enharmonischen und chromatischen Tonleitern, die bloße Verwunderung übrig blieb. Wem hätte auch von vorn herein der Gedanke nahe liegen sollen, daß selbst des Aristoxenus, des Schülers von Aristoteles, mit behutsamster Kritik verstandene Worte sich hier als irre führend erweisen würden, weil Aristoxenus das, wovon er redete, selbst nicht mehr aus dem Grunde verstand? Die höhere Kritik hat in so unzähligen Fällen in Produkten, welche für älter gehalten wurden, jüngere Machwerke zu entdecken gehabt, daß eine Vermuthung des wirklichen hohen Alterthums vom ausgebildeten Musiksystem der Griechen immer mehr in die Ferne rücken, und damit das Vertrauen in die Wahrheit der Mittheilungen, welche uns die antiken Theoretiker, namentlich Aristoxenus als der älteste unter ihnen, über die früheren Zustände der alten Musik machen, in eben dem Grade wachsen mußte. Denn die Ueberlieferung eines Produkts, das kürzlich erst erfunden wurde, ist natürlich immer zuverlässiger, als die eines solchen, dessen Erfindung sich in die Nebel einer fernen Vergangenheit verbirgt.

Zwar fehlte es schon immer nicht an Veranlassung zu vermuthen, daß die musikalischen Schriftsteller der Griechen über die früheren Zustände ihrer Musik selbst sehr desorientirt gewesen seyen, weil in den Nachrichten über diesen Gegenstand sich die ärgsten Widersprüche häufen, indem z. B. Aristoxenus und der ihn abschreibende Plutarch fast in einem Athem hin behaupten, das enharmonische System sey älter, als das diatonische, und sodann wieder, das diatonische System sey das älteste im Menschengeschlecht gewesen. Dennoch hatten diese und ähnliche Widersprüche und Widersinnigkeiten noch nicht bei den Forschern diejenige heilsame Verzweiflung hervorgerufen, womit man einen mit Widersinn und Irrsinn geschwängerten Boden als zur wissenschaftlichen Forschung zunächst gänzlich untauglich verläßt, um sich auf dem schmalen Raume, welcher zur Erkundung des aus dem höchsten Alterthum noch wirklich übrig Gebliebenen ganz allein übrig gelassen war, mit der eigensinnigsten Concentration aller Untersuchungskräfte einzig und allein anzubauen.

Dieser Schritt, welcher zunächst nöthig war um zu irgend etwas zu kommen, bezeichnet genau das von mir in den Untersuchungen, die ich dem Publicum im Druck vorzulegen im Begriff bin, und auf

die ich hier die Aufmerksamkeit vorläufig lenken möchte, beobachtete Verfahren. Der überaus schmale und wortkarge, aber auch überaus sichere, felsenfeste und unzweideutige Boden, auf welchem das im Bisherigen angegebene Resultat gewonnen wurde, sind die musikalischen Notenregister des Alypius, welche sich eben so sehr durch eine bewunderungswürdige innere Gesetzmäßigkeit und Consequenz auszeichnen, als die Manuscripte, aus denen sie geschöpft sind, sowohl durch Correktheit, als genaue Uebereinstimmung mit einander, nach dem Zeugniß ihres Herausgebers Meibomius glänzen.

Die Notenregister des Alypius verzeichnen nach einander zuerst die 15 diatonischen und hernach die 15 chromatischen und enharmonischen Tonleitern der Alten. Die in ihnen gebrauchte und erklärte Notenschrift stimmt, ganz unerhebliche Abweichungen abgerechnet, vollkommen mit dem überein, was sich bei Gaudentius, Aristides Quintilianus und den übrigen alten Theoretikern von antiker Notenschrift und ihrem Verständniß aufbewahrt findet. Nirgends findet hier der geringste Widerspruch, nirgends die kleinste Abweichung von irgend einer Bedeutung statt, sondern was in dieser Beziehung der eine Schriftsteller sagt, findet beständig in den Aussprüchen des anderen seine vollkommenste Bestätigung. Dazu hat diese Sache noch eine doppelte Controle ihrer eignen Richtigkeit in sich selbst. Denn erstlich hat sich Alypius nicht begnügt, einen jeden Ton des Systems neben seinem technischen Ausdruck im System der Musik mit seinem Notenzeichen zu versehen, sondern er hat auch die Gestalt dieses Notenzeichens jedesmal nebenbei in Worten beschrieben, welches ihm um so leichter wurde, als die sämmtlichen Notenzeichen der Griechen aus den Buchstaben ihres Alphabets bestanden, welche sie theils in einfacher, theils in verstümmelter oder verdrehter, theils in sonst modificirter Gestalt hierbei zur Anwendung brachten. Und zweitens würde im ganzen Anblick des Systems, sobald man sich durch eine tabellarische Anordnung eine völlige Uebersicht desselben möglich gemacht hat, ein jedes von Alypius in der Schreibart begangene Versehen sich sogleich als eine Unordnung in der konsequenten Anwendung der verschiedenen Alphabete bemerklich machen. Von einer solchen Unordnung ist aber auch nicht das kleinste Beispiel aufzuweisen, sondern alles stimmt in vollendeter Konsequenz mit einander überein. Und alle Gesetze, welche sich in der Anordnung dieses höchst komplicirten und auf den ersten Anblick räthselhaften Ganzen ergeben, gelten ausnahmlos, so daß an den Oertern der größten Räthselhaftigkeiten wegen der ausnahmlosen Regularität, womit dieselben immer an ihren bestimmten Oertern gesetzmäßig wiederkehren, sich der Gedanke, als sey solche räthselhafte Verwirrung durch Corruption entstanden, sogleich und zu allernächst als unstatthaft und unmöglich ausschließt. Ohne allen Zweifel ist eine solche bis auf's äußerste getriebene und haarscharfe innere Konsequenz schon für sich allein ein ebenso großer Beweis von der Integrität eines symmetrisch angeordneten Systems, als ein solcher aus der Uebereinstimmung von Manuscripten und Zeugnissen verschiedener Schriftsteller geführt werden kann, und da hier beides, der Beweis nach äußeren und der Beweis nach inneren Zeugnissen so glücklich zusammentrifft, so dürfen wir dreist darauf rechnen, daß wir hier einen von den wenigen historischen Anhaltspunkten unter den Füßen haben, auf welche absoluter und rücksichtsloser Verlaß ist.

Wir besitzen in den Registern des Alypius die antike Notenschrift in der Gestalt, wie sie später als 300 vor Christus in Gebrauch war. Denn der Umstand, daß er 15 Tonleitern statt der 13 des Aristorenus annimmt, leidet es nicht, ihm einen früheren Platz in der Geschichte anzuweisen. Indem wir uns aber in das System seiner Notenschrift eingewöhnen, eignen wir uns damit nothwendig ebenso wenig ein bloßes Produkt seiner Zeit an, als derjenige, welcher unsere Notenschrift erlernt, darin ein bloßes Produkt der unsrigen gewinnt. Sondern der Erlerner einer Notenschrift lernt darin immer

nothwendig denjenigen Zustand der Musik zugleich mit kennen, welcher zur Zeit der Erfindung der Notenschrift der herrschende war. So z. B. leuchtet sogleich aus der Art unserer gegenwärtigen Notenschrift auf einem Gitter von Linien, deren jede einen bloß relativen und nach Maaßgabe des vorgesetzten Schlüssels veränderlichen Werth hat, vollkommen ein, daß der Erfinder dieser Schrift sich schon die verschiedenen Tonleitern als nur stufenförmige Erhöhungen oder Erniedrigungen einer einzigen transponirbaren Grundtonleiter dachte, und also sogleich von einer Grundvorstellung ausging, welche dem Alterthum zu der Zeit der Erfindung seiner Notenschrift noch ungeläufig war. Ganz nach derselben Weise giebt auch die Notenschrift der alten Griechen, so bald man sich genauer in sie hinein studirt, Eigenschaften zu erkennen, aus denen mit großer Klarheit hervorgeht, daß die musikalische Wissenschaft bei den Griechen in der Zeit, wo ihre Notenschrift erfunden wurde, sich in einem Zustande befand, welcher von dem, in welchem sie uns von den antiken Theoretikern überliefert wird, in mehreren Stücken bedeutend abweicht.

Der Weg, auf welchem man dahin gelangt, hinter dem ersten oberflächlichen Anblick der Alypischen Tonregister ein älteres und ursprünglicheres musikalisches System zu entdecken und gleichsam wie aus einer palimpsesten Handschrift herauszulesen, ist zwar an sich selbst höchst einfach und leicht, wird aber dadurch relativ schwierig, daß sein Verständniß eine geläufige Einübung in den Gebrauch der antiken Notenschrift erfordert, welche nur durch eine eben so große Mühe erworben wird, als sie z. B. zur Erlernung unserer gegenwärtigen Notenschrift mit ihren sämmtlichen Schlüsseln und Vorzeichnungen in Anspruch genommen wird. Bei einer bloßen, oberflächlichen Bekanntschaft mit der Gestalt und dem Umfange der antiken Notenschrift bleibt ihr Wesen fortwährend räthselhaft, und es erschließt sich uns erst dann, wenn wir anfangen, selbst in den Formen und Kategorieen dieser Notenschrift zu denken, uns selbst mit geläufiger Praxis in die Verhältnisse ihres Tonleitersystems, das von dem unsrigen so sehr verschieden ist, einzuüben. Denn so wenig derjenige irgend eine musikalische Deduktion in unserem Sinne verstehen würde, welcher z. B., so bald von As dur die Rede käme, das Bild dieser Tonleiter nicht sogleich in der Phantasie hätte, sondern erst in irgend einem Lehrbuch nachschlagen müßte, ebenso wenig können Deduktionen aus dem antiken Musiksystem demjenigen jemals geläufig und verständlich werden, welcher immer erst im Lehrbuch nachsuchen muß, was Lydisch, was Mixolydisch, was Hypophrygisch u. s. w. sey. Vielmehr wird nur der im Stande seyn, den hierher schlagenden Deduktionen zu folgen, welcher, sobald der Name von einer der sieben antiken Tonleitern ihm genannt wird, sich das Schema derselben mit völliger Geläufigkeit, und zwar in einer jeden von den zwölf Tonarten unseres gegenwärtigen Systems, zu reproduciren versteht.

Sobald diese Fertigkeit erworben, und zugleich eine genauere Bekanntschaft mit der Gestalt der antiken Notenzeichen gewonnen ist, ist man völlig gerüstet, eine Arbeit zu beginnen, deren reicher Lohn ein sicherer und klarer Blick in das tiefste musikalische Alterthum ist, vermöge einer Wiederherstellung des uralten enharmonischen Systems.

Der Anstoß zu dieser Wiederherstellung liegt in gewissen sonderbaren und räthselhaften Umständen, welche sich in der Anordnung des antiken Musiksystems nach Anleitung des Alypius ergeben. Diese Umstände sind von der Art, daß sie auch schon bisher von den Kennern dieser Sache immer als ein Anstoß und eine Art von Aergerniß empfunden wurden, welches man aber, weil man keine Auflösung desselben, und auch nicht einmal versuchsweise, bei der Hand hatte, lieber umging und verdeckte, als ans Tageslicht hervorzog. Es zeigt sich nämlich, so bald man die Alypischen Tonregister auf tabellarische Weise in ein zusammenhängendes Ganze ordnet, daß der Raum innerhalb einer Oktave jedesmal von je 21 Musiknoten

ausgefüllt wird, welche sich auf die 12 innerhalb der Oktave liegenden Halbtonintervalle nach einer konsequent wiederkehrenden Ordnung vertheilen. Die antike Oktave bestand gleich der unsrigen aus 12 Halbtönen, aber fünf unter diesen hatten doppelte, zwei hatten dreifache Zeichen, mit denen zu ihrer Benennung nach einer bestimmten Regel abgewechselt wurde. Natürlich wird sich Niemand des Verständnisses dieses Systems rühmen können, der sich über den Grund solcher sonderbaren Anordnung nur in vagen Muthmaaßungen ergeht. Vielmehr ziemt es der Wissenschaft, dort, wo sich so Auffallendes und Räthselhaftes in der konsequentesten und pünktlichsten Durchführung dem Blicke zeigt, sich nicht eher unbestimmten und zufälligen Muthmaaßungen hinzugeben, als bis sie auf analytischem Wege in die Konstruktion des räthselhaften Typus möglichst weit eingedrungen ist. Sobald sie aber dies mit Ernst versucht, liegt auch alsbald der Schlüssel zum alten und ächten enharmonischen System der Alten in ihrer Hand. Dieser Schlüssel besteht aus zwei hypolydischen Tonleitern, deren eine um einen Halbton höher läuft, als die andere, und welche beide ihre Bezeichnung in einer so regelmäßigen Eintheilung des Griechischen Alphabets finden, daß darüber hinaus nichts einfacheres gedacht werden kann. Ohne durch eine genaue Analyse der antiken Notenschrift sich in den Besitz dieses Schlüssels gesetzt zu haben, ist es nicht möglich, in das Gesetz einzudringen, wonach die antike Oktave, mit ihren fünf einfachen, fünf doppelten und zwei dreifachen Tönen eingetheilt ist. Wer aber im Besitz dieses Schlüssels ist, der besitzt in ihm zugleich das System der Enharmonik. Denn dieser Schlüssel ist in seiner Anwendung auf die beiden Alphabete, aus denen die antike Notenschrift besteht, dieses System der Enharmonik selbst, gleichsam in nuce und so daß jeder, der nur die gemeine Kenntniß der antiken Tonleitern hat, es mit der größten Leichtigkeit daraus entwickeln kann.

Dieses alte und ächte System der Enharmonik enthielt, wie schon oben angedeutet wurde, den ganzen Quintenzirkel sämmtlicher Tonleitern, entwickelt innerhalb des engen Raums einer einzigen Oktave. Diese Oktave bildet die Grundlage der antiken Notenschrift, deren Anordnung nur von ihr aus verstanden werden kann. Sie ist das ursprüngliche, veränderliche System (*σύστημα μετάβολον*) nach antiker Terminologie, von welchem das sogenannte unveränderliche System (*σύστημα ἀμετάβολον*), mit welchem die antiken Theoretiker immer sogleich ihre Darstellungen beginnen, und welches daher bisher fast nur allein bekannt war, ein späterer künstlicher Auswuchs ist, der sich nur durch Anwendung einer Vorstellungsweise bilden konnte, die mit dem ersten Entwurfe der Notenschrift und folglich mit dem ursprünglichen Zustande der griechischen Musik nicht mehr im völligen Einklang stand, und doch auch noch nicht ganz von ihm hinweg konnte. Hieraus fließt dann sogleich die überaus wichtige Einsicht, daß die Wissenschaft der antiken Theoretiker, welche sämmtlich schon auf dem Standpunkte des unveränderlichen Systems (*σύστημα ἀμετάβολον*) stehen, lange nicht bis in die ursprünglichen Zustände der griechischen Musik hinaufreicht.

Mit diesem Zeugnisse über die Inkompetenz der sämmtlichen antiken Theoretiker in Betreff des ursprünglichen bei ihnen schon in Künstelei ersäuften Musiksystems verbindet sich noch das zweite, daß sie die aus dem Alterthum aufbewahrten enharmonischen Tonleitern nicht mehr verstanden. Es zeigt sich nämlich, daß die von Alypius unter dem Namen der enharmonischen aufbewahrten Tonleitern genau die Tonleitern der wirklichen alten Enharmonik sind, nur in einer zum Behuf eines bestimmten Gebrauchs abgekürzten Gestalt, daß dieselben aber im Zusammenhange des Systems der alten Notenschrift, als deren integrirende Glieder sie sich ergeben, einen andern Sinn haben, als den, welcher ihnen von den antiken Theoretikern untergelegt wird.

Das ursprüngliche System der Enharmonik, auf welchem die Grundlage der Notenschrift beruhet, lag demnach hinter dem Zeitalter des Aristoxenus in einer solchen Vergangenheit, daß dieses Zeitalter seine musikalische Theorie bereits auf einer Basis errichtete, welche im System der antiken Notenschrift nicht den Kern, sondern die Umkleidung bildet, und dabei für die noch rein aus dem alten Kern herausgeschnittenen enharmonischen Tonleitern schon ganz den Sinn und das Verständniß verloren hatte. Zu diesen negativen Zeugnissen für das Alterthum des enharmonischen Quintencirkels gesellt sich noch ein positives Kennzeichen. Es geht nämlich aus der Anordnung der enharmonischen Notenschrift deutlich hervor, daß ihrem Erfinder der Unterschied zwischen einem ganzen Ton und einem Halbton noch nicht konnte zu irgend einer Deutlichkeit gekommen seyn, oder daß derselbe ganze Töne von Halbtönen noch nicht zu unterscheiden wußte. Ein solcher Zustand deutet auf eine Zeit, worin die pythagoreischen Versuche, Tonverhältnisse nach einem mathematischen Maaße zu bestimmen, noch gänzlich unbekannt waren. Denn wer es unternimmt, die Intervalle irgend einer Tonleiter nach der Methode der pythagoreischen Schule auf mathematische Art, zu bestimmen, dem kann es unmöglich länger verborgen bleiben, daß das Intervall eines ganzen Tons in der Tonleiter eine doppelt so große musikalische Distanz in sich faßt, als das Intervall des Halbtons in derselben. Und so bald eine solche so überaus leicht mittheilbare Entdeckung einmal gemacht war, mußte dieselbe sich auch alsbald über den engen Raum der Schule hinüber in's Allgemeine ausbreiten. So gewiß aber dieses ist, ebenso gewiß ist es, daß wir in dem System des enharmonischen Quintencirkels ein vorpythagoreisches Produkt, das Produkt einer vorpythagoreischen Anschauungsweise besitzen.

Auf diese Weise bilden die Fundamente der antiken Notenschrift gleichsam das Urgebirge, an welchem sich die Reformen einer späteren Zeit in der Reihenfolge ihres Alterthums als eben so viele Schichten und Flötze von neuer Anlagerung kund geben. Nach sorgfältiger Untersuchung und Ablösung der angeschwemmten Elemente ergeben sich drei Epochen der Entwickelung des musikalischen Systems im tiefen Alterthum, welche kurz und bündig auf folgende Weise signalisirt werden können:

Erste Epoche. Man konstruirt einen Quintencirkel von 13 Tonarten nach der Analogie der Umstimmung von Saiten eines neunsaitigen Instruments. Und weil von diesen enneachordischen Tonleitern eine jede die Oktave noch um einen Ton übertrifft, so läßt sich eine jede auf zweifache Art lesen und verstehen. Durch diese Zweideutigkeit des Verständnisses einer jeden wird hervorgebracht, daß eine jede innerhalb zweier Oktaven spielt, von denen die eine immer um einen Ton höher läuft als die andere, wodurch ein höchst zusammengesetztes Tonleiterspiel von einer wahrhaft wunderbaren Schönheit entspringt.

Zweite Epoche. Man entdeckt in dem veränderlichen System der 13 enneachordischen Doppelscalen eine unveränderliche dorische Grundoktave, durch deren einfache Verschiebung oder Transponirung sie alle konstruirbar sind, und zwar so, daß zu ihrer Hervorbringung die Grundoktave sowohl nach oben als nach unten hin nicht weiter braucht transponirt oder verschoben zu werden, als um eine Quarte. Die Quarte, welche durch das Hinaufrücken der Grundoktave entspringt, bekommt den Namen eines Tetrachords der Hyperbolaioi. Die Quarte, welche durch das Hinabrücken der Grundoktave entspringt, bekommt den Namen eines Tetrachords der Hypatoi. Die 13 enneachordischen Doppelscalen schrumpfen zu einem System von 11 Tonleitern zusammen.

Dritte Epoche. Man giebt die Schönheit der alten enharmonischen Schreibart um einer oberflächlichen Symmetrie willen Preis. Man ist beflissen, allen Theilen des Systems eine möglichste Vollstän-

digkeit zu geben, und überall, wo eine Lücke zu sein scheint, nach Analogie auszufüllen, wobei das Verständniß für den eigentlichen Kern des Systems mehr und mehr zu Grunde geht. Man nimmt zur Vervollständigung die entlassene 12. und 13. Tonleiter wieder in das System auf. Endlich verunstaltet man dasselbe durch Hinzufügung einer 14. und 15. Tonleiter.

Man sieht in diesen drei Epochen der Entwickelung der Musik bei den alten Griechen ein älteres und tieferes Musiksystem durch das Umsichgreifen eines oberflächlicheren allmählig erkranken und zu Grunde gehen. Das tiefere und ältere System konnte sich darum gegen das neuere nicht halten, weil in seine Darstellung aus mathematischer Unkunde sich ein Fehler eingeschlichen hatte, den das neue System entdeckte und korrigirte, und dadurch sich das unwiderstehliche Uebergewicht eines kritischen Censors über die inkorrekte Darstellung des älteren und tieferen Systems erwarb. Gegen das siegreiche mathematische Bewußtseyn des neuen Systems hatte das alte in sich selbst weit vollkommnere nur die Gewalt eines unbewaffneten Mannes gegen einen bewaffneten. Mag derselbe sich seines größeren Rechts noch so vollkommen bewußt seyn, dieses Bewußtsein hilft ihm nichts, und er muß sich glücklich schätzen, wenn der bewaffnete Ueberwinder ihm erlaubt, noch fortan dasselbe Leben als Diener und Knecht fortzusetzen, das er früher als sein eigner Herr geführt hatte. Dies ist ein durchaus getreues Bild vom Zustande des alten Musiksystems bei den Griechen, welches durch das neue System zwar schon in sehr früher Zeit unterjocht, dagegen niemals ganz zerstört und vertilgt wurde.

Die Epochen dieser Entwickelung zeigen sich darin besonders interessant und auffallend, daß in ihnen ein ganz anderes Gesetz wissenschaftlicher Entfaltung zu beobachten ist, als das eines bloßen einfachen Fortschreitens. Vielmehr sehen wir durch das hier herrschende weit komplicirtere Gesetz noch unsere eigene Zeit selbst tief in die Verwickelungen eines großen musikalischen Processes versenkt, welcher zu den Zeiten der Ausbreitung des pythagoreischen Bewußtseyns einer Meßbarkeit der Töne seinen Anfang nahm, und durch unser gegenwärtiges musikalisches Bewußtseyn noch so wenig als beendigt angesehen werden kann, daß im Gegentheil für die endliche Erlösung unseres Musiksystems aus der einseitigen und schiefen Stellung der Architektur seiner Tonleitern nichts Erwünschteres und Hülfreicheres kann gedacht werden, als die Wiederauffindung des ursprünglichen aus dem reinen Gehör heraus konstruirten und noch durch keine schiefe Reflexion getrübten Tonleitersystems aus dem vorpythagoreischen Alterthum.

Den Alten konnte dies System neben seiner nie aufhörenden Praxis noch als eine Schule der Kritik dienen, worin sie sich durch eine Verbesserung der in seiner Darstellung begangenen Schnitzer allmählich in eine mathematische Auffassung der Tonverhältnisse hineingewöhnten. Wir hingegen finden uns zu ihm in einem geradezu entgegengesetzten Verhältniß. Denn während wir die Mathematik der Töne, in welcher die Alten mit allen ihren Bemühungen doch am Ende nur gestümpert haben, in einem hohen Maaße der Ausbildung besitzen, haben wir dafür von der ästhetischen Grundsymmetrie des menschlichen Gehörs, in deren ungestörtem und altgeheiligtem Besitze jene waren, uns nach und nach entwöhnt. Und so erblicken wir auch wieder hier, wie in so vielen anderen Gebieten, uns als Meister der Reflexion und der einseitigen Berechnung, jene als Meister der Anschauung und der stets das Ganze durchgreifenden Genialität.

Der Präsident fordert zur Discussion über den so eben gehörten Vortrag auf. Da sich Niemand erhebt, dankt er dem Redner für die schöne Auseinandersetzung seiner Ansicht und fordert den Professor **Piper** auf, seinen Vortrag

über Dante's göttliche Komödie in ihrem Verhältniß zum classischen Alterthum

zu halten.

Hochverehrte Versammlung!

Es ist wohl kein Abschnitt der Geschichte, der ein größeres Interesse in Anspruch nimmt, als die Epochen, in denen für die gesammte menschliche Bildung neue Keime gepflanzt werden und fröhliches Gedeihen haben, — wenn es zumal vergönnt ist, diese Pflanzung zu beschauen und das Wachsthum stufenweise zu verfolgen. Ein solches Interesse gewährt das Zeitalter, in welchem das Christenthum in die Welt tritt, — wenn man auch nicht ohne Wehmuth die Herrlichkeit der alten Welt vollends dahin schwinden sieht. Und wiederum das Zeitalter, in welchem die mittelalterliche Menschheit, nachdem sie so lange ihren eigenen Weg gegangen, zu dem klassischen Alterthum sich zurückfindet. Erlauben Sie mir diese Epoche etwas näher zu bezeichnen.

Es ist die Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften, mit welcher in der That ein neues Weltalter anhebt. Man datirt es wohl vom Anfange des funfzehnten Jahrhunderts, — mit gutem Grund, sofern damals schon das unmittelbare Studium der griechischen Literatur, die Mutter der neuern Bildung, im Abendlande sich verbreitet. Wenn man aber auf die ersten Anfänge der Entwickelung sieht, so wird man mit mehr Recht und weniger parador, als wie ein geehrter Geschichtsforscher das Mittelalter mit Sokrates beginnen will, den Beginn der neuen Zeit in das zwölfte Jahrhundert setzen. Worin jenes geschichtliche Gesetz sich erfüllt, daß wenn eine Periode ihren Culminationspunkt erreicht hat, ja früher schon die Kräfte wirksam werden, welche endlich den Uebergang in ein neues Zeitalter herbeiführen.

Denn damals schon traten die neuen Bildungselemente ein, welche die abendländische Cultur befruchtet haben: sie kamen aus dem klassischen Alterthum; es erwachte das Interesse für Geschichte und Sage, für Leben und Religion der alten Völker, welches freilich lange Zeit auf Umwegen Nahrung suchte, ehe die klassische Literatur selbst in die mittelalterliche Bildung eindrang.

Vor allem führte zu den Werken und Anschauungen des Alterthums ein wissenschaftliches Interesse in der Theologie, der damals herrschenden Wissenschaft, die aber vor der Auctorität hellenischer Weltweisheit sich beugte: von welchem Einfluß dieser Theil der griechischen Literatur auf die mittelalterliche Theologie gewesen, giebt schon der Umstand zu erkennen, daß das Schicksal der aristotelischen Schriften epochemachend für die Systeme der Scholastik geworden ist. — Für die weltlichen Wissenschaften war man ohnehin gewohnt, auf das klassische Alterthum als Quelle der Bildung zurückzugehen; aber der systematische Geist des Mittelalters drang auch darauf, die Geschichte der heidnischen Zeit in ihrem universellen Zusammenhang mit der Geschichte der Offenbarung zu begreifen, dieselben in der Unterordnung unter Eine Idee aufzufassen. Für beides tritt gerade im zwölften Jahrhundert eine Epoche ein, in welchem die Encyclopädie der Wissenschaften einen neuen Weg einschlug und da sie reger Theilnahme sich zu erfreuen hatte, mannichfach Geschichte und Ideen des Alterthums in Umlauf brachte.

Nicht minder wirkte dahin die **Kunst**. — Schon gegen Ende des zwölften Jahrhunderts macht der Einfluß der Antike in den zeichnenden Künsten sich bemerklich und ihre Wiederherstellung ist geradezu durch diesen Einfluß bedingt. — Zu derselben Zeit bemächtigt sich die Poesie der Stoffe und Vorstellungen heidnischer Zeit. Die epische Poesie eignete die klassische Heldensage sich an, in Deutschland freilich zunächst nur durch Uebertragung französischer Bearbeitungen. Wie aber hier das Epos die Geschichten der griechischen Heroen nach mittelalterlichen Ideen umbildet, so geht umgekehrt die selbstständige, zumal die lyrische Poesie dieser Zeit antiken Ideen nach: der Minnegesang schließt einen wahren Cultus der Venus und des Amor ein. Und wie sehr solcher in's Leben eingedrungen, davon zeugt die Geschichte des Ulrich von Lichtenstein, der im Jahre 1227 seinen abentheuerlichen Zug von Venedig aus bis nach Böhmen im Namen und verkleidet als Königin Venus unternahm.

Jene Elemente wirken zusammen, bis im vierzehnten Jahrhundert ein neuer Impuls sich geltend macht: die Begeisterung, mit welcher die großen Dichter Italiens, Dante und Petrarka, der Poesie des klassischen Alterthums sich hingeben, und die großartige Vermischung antiker und christlicher Anschauungen, wodurch Dante's divina comedia epochemachend geworden ist.

Aber entferne ich mich nicht von den Grenzen, welche der hochverehrte Philologenverein seinen Verhandlungen gesetzt hat, wenn ich diesen Gegenstand weiter verfolge? Eine solche Abschweifung hätte ich wohl um so mehr zu vermeiden, da mein Lebenslauf nicht unmittelbar zu der Ehre mich berechtigt, diesem Verein als Mitglied anzugehören. Ich meine jedoch, daß dieser Gegenstand vollständig in den Bereich der klassischen Philologie fällt. Denn die Alterthumswissenschaft kann nicht da mit dem Alterthum abschließen, wo es scheinbar zu Ende geht, — in der Völkerwanderung. Es ist das sog. barbarische Zeitalter ja nur wie eine Winterdecke, welche schützend über die junge Saat sich ausbreitet, die des kommenden Frühlings harrt. Es entbehrten ja die Werke des Alterthums der Kraft nicht, neue Blüthen zu treiben, und das Studium derselben darf es sich nicht nehmen lassen, ihrer spätesten Erfolge sich zu versichern, zumal jene Begeisterung zu würdigen und an ihr sich zu erquicken, die das gereifte Mittelalter ihnen geweiht hat. — Diese Erwägung ermuthigt mich, Ihre geneigte Aufmerksamkeit mir zu erbitten für einige Bemerkungen über Dante's Göttliche Komödie, vornehmlich nach ihrem Verhältniß zum klassischen Alterthum*).

Das große, Himmel, Erde und Hölle umfassende Gedicht Dante's hat von jeher ein doppeltes Interesse erweckt vermöge seiner geschichtlich politischen Beziehungen und seines theoretischen Gehalts, der in vielen Schilderungen zumal der beiden ersten Theile überwiegend von ethischer Bedeutung ist, überall aber in's dogmatische Gebiet eingreift, aus welchem auch manche Lehren, vornehmlich im dritten Theil, direct erörtert werden. Ein besonderes Interesse aber nimmt es noch in Anspruch nach seiner Stellung zu dem heidnischen Weltalter, — einestheils weil es Zeugniß giebt von dem neuerwachten Studium des klassischen Alterthums, namentlich der lateinischen Dichter Virgil, Ovid, Lucanus, Statius, und für die Belebung dieses Studiums selbst kräftig gewirkt hat; sodann vorzüglich weil in die christliche Dichtung die heidnische Mythologie, die Götter- und Heroengeschichte durchgehends verflochten ist, — in einer Weise, die nicht bloß auf eine poetische Absicht zurückgeführt werden kann, sondern dogmatisch-theologischen Charakter hat.

*) Weiter ausgeführt wird diesen Gegenstand mit den Nachweisungen aus Dante des Verfassers Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst in dem nächstens erscheinenden ersten Bande enthalten.

1. Sehr bedeutend in dieser Hinsicht ist die Stellung, welche dem Virgil gegeben wird. Er erscheint einerseits als römischer Dichter und Repräsentant des klassischen Alterthums, den Dante als seinen Meister und als unsere größte Muse feiert. Noch höher wird er dadurch gestellt, daß er den christlichen Dichter, der ihm als seinem Hort die größte Pietät beweiset, durch die Hölle und das Fegefeuer führt. Denn Virgil hat in der Aeneide nicht allein den Gang des Aeneas durch die Unterwelt geschildert, sondern am Schluß desselben auch die Reinigung der Seelen, namentlich durch Feuer, verkündet und ihre Rückkehr auf die Oberwelt, nachdem sie aus dem Lethe getrunken. — Aber den wahren Gott hat er noch nicht erkannt; weshalb man auch in die Stadt Gottes durch ihn nicht gelangen kann. So nimmt denn auch Virgil auf dem Gipfel des Fegefeuerberges von Dante Abschied: er geht noch mit ihm bis an den Lethe, der sie noch vom irdischen Paradiese trennt, ist dann aber plötzlich verschwunden. Und die himmlische Frau Beatrice, die den Virgil zu Dante gesendet, ist fortan vom irdischen Paradiese durch alle Himmel seine Führerin.

Die Dichtung knüpft also allerdings geschichtlich an die Person und das Werk Virgil's an: es wird ihm eine göttliche Sendung beigemessen, er erscheint auf der Höhe des Heidenthums stehend als der Vorläufer des Christenthums. So gilt er denn für eine Auctorität, selbst im Bereich der christlichen Erkenntniß — gerade wie Aristoteles den Scholastikern. Dante sucht die Grundsätze Virgil's mit denen des Christenthums in Uebereinstimmung zu bringen, namentlich den Ausspruch (Aen. VI, 376):

Desine fata deum flecti sperare precando

mit der Lehre von der Erhörlichkeit des Gebets. Es ist aber eine Auctorität, die über ihren eigenen Standpunkt hinausweiset, gleichwie Johannes der Täufer, Virgil wird dafür angesehn, weiter als er selbst gekommen ist, andere geführt zu haben, insbesondere durch seine Weissagung, jene schon in der alten Kirche gefeierten Verse, welche Dante mit den Worten einleitet (Purg. XXII, 67 ff.):

Dem, der bei Nacht geht, warst du gleich zu stellen,
Dem seine Leuchte selbst kein Licht verleiht,
Um hinter ihm die Straße zu erhellen,
Indem du sprachst (Virg. Eclog. IV, 5 — 7):
Magnus ab integro saeclorum nascitur ordo,
Jam redit et Virgo, redeunt Saturnia regna,
Jam nova progenies coelo demittitur alto.

Denn Dante läßt den Statius, der im Fegefeuer mit ihnen zusammentrifft, das Bekenntniß ablegen, daß er durch diese Worte, da die Boten des Evangelium damit übereinstimmten, bekehrt worden sei. Weshalb auch, da Virgil als Heide diesseits des Paradieses zurückbleibt, Statius als Christ mit Dante in's irdische Paradies eingeht und mit ihm in den Himmel erhoben wird.

Der geschichtlichen Bedeutung geht aber die allegorische zur Seite, derzufolge in Virgil die menschliche Vernunft und ihr gegenüber in Beatrice die göttliche Lehre personificirt ist. Also wird in der Person des Virgil die Vernunft geschildert als Organ auf den Weg des Himmelreichs zu leiten, in ihrer Würde und Selbständigkeit, wie in ihrer Abhängigkeit und den ihr gesetzten Schranken, jenseits deren es der Führung durch das Evangelium bedarf.

Nun leitet aber die Allegorie, da beide Führer Virgil und Beatrice eine repräsentative Stellung haben, wieder auf eine umfassende geschichtliche Grundlage zurück: es wird durch diese Personification von Vernunft und Offenbarung das Verhältniß des heidnischen zum christlichen Weltalter zur Anschauung gebracht. Also einerseits der Gegensatz, daß man vom Heidenthum aus das verlorene Paradies nicht wieder finden, noch weniger darin eintreten konnte, daß erst durch das Christenthum der Zugang wieder geöffnet worden, — andererseits der Zusammenhang, daß auch das Heidenthum eine göttliche Sendung gehabt, da Gott die Heiden ihre Wege wandeln ließ, ob sie ihn fühlen und finden möchten.

Allerdings, daß man im heidnischen Alterthum den wahren Gott nicht erkannt habe, spricht Dante selbst dem Virgil gegenüber aus, wie auch dieser jene Zeit die der falschen und lügnerischen Götter nennt. Insbesondere rügt er der alten Völker alten Irrthum, daß sie der Venus göttliche Ehre erwiesen. Und weiset nicht minder wie hier in der sittlichen Sphäre den Einfluß der Göttin, so im Gebiet der Natur die mythologische Erklärung ab: nicht durch Typhoeus, sagt er, sondern durch Schwefel dampfe der Aetna. Dies versteht sich freilich von selbst; doch bei der ausgedehnten Anwendung, welche Dante von der heidnischen Mythologie gemacht hat, mag es nicht überflüssig sein, zuvor darauf hinzuweisen.

2. Was nun die Anwendung der Mythologie betrifft, so bringt Dante den Gehalt derselben dem Gegenstande des christlichen Glaubens auf zwiefache Weise nahe, indem er beides entweder identificirt oder parallelisirt. Im letztern Fall werden diese Gebiete in ihrer Selbstständigkeit anerkannt; aber es wird auf beiden Seiten eine Uebereinstimmung gefunden in Eigenschaften, Thaten und Schicksalen zwischen Personen der heiligen und Kirchengeschichte und Personen der Heroen — selbst der Götterfabel. Der ganze Pragmatismus der Göttlichen Komödie bringt es mit sich, daß es an zahlreichen Beispielen dieser Art nicht fehlt. Gleich zu Anfang seines Werk's, da Dante gegen den Virgil sich furchtsam bezeigt, die große Wanderung anzutreten, deren er nicht würdig sei, nennt er zwei Sterbliche, die würdig gewesen, in das Jenseits einzudringen, und stellt also zusammen den Aeneas, der in die Unterwelt hinabgestiegen, und den Paulus, der bis in den dritten Himmel entzückt worden. Im Paradiese werden zusammengestellt Scävola und Laurentius, welche, der eine für das weltliche Rom, der andere für die Kirche leidend, durch des Feuers Pein in ihrem Willen unerschüttert geblieben wären. Das sind indeß nur Einzelheiten; im Fegefeuer aber hat der Dichter diesen Parallelismus ganz durchgeführt. In jedem der sieben Kreise des Reinigungsberges nehmlich werden Beispiele der Tugend als eine Liebesgeißel, die zur Besserung treibt, — und des Lasters, als ein Zügel, der die Büßenden vom Bösen ablenkt, gegeben: sie stellen sich theils in Marmorbildern dar, theils werden sie durch Geisterstimmen kund gethan, theils erscheinen sie im Traumgesicht oder es wird auf andere Weise daran erinnert. Ueberall werden neben Ereignissen aus der biblischen und Kirchengeschichte solche aus der Profangeschichte und Mythologie aufgeführt, die letztern zum Theil aus Ovid's Metarmorphosen. So erscheinen als Bilder gestürzten Hochmuths Lucifer, Nimrod, Saul, Rehabeam, Sanherib und Holofernes so wie abwechselnd mit diesen die Giganten, Niobe, Arachne von der Pallas in eine Spinne verwandelt und das Haupt des Cyrus, von der Tomyris mit Blut gefüllt. Aber auch unter den Vorbildern der Tugenden erscheint jedesmal ein Beispiel aus dem heidnischen Alterthum, die freilich meist der Geschichte entnommen sind. Jedoch in dem Kreise der Reinigung von der Sünde des Neides erschallt zwischen der Hinweisung auf die Gastfreundlichkeit der Maria zu Kana und auf die Feindesliebe in dem Gebot des Herrn, der Name des Orestes als Zeugniß der Freundschaft. Und am Schluß im Kreise der Reinigung von der Wollust preisen die Geister, die durch's Feuer gehen, neben der Keuschheit der Maria, die Diana wegen ihrer Bestrafung der Callisto.

So kommen Gegenstände der christlichen und der heidnischen Religion mit einander in Parallele zu stehen. — Wenn hingegen beides identisch genommen wird; so wird damit das Christenthum zurückdatirt: es erscheint „so alt als die Welt," freilich nicht im Sinne englischer Deisten (die diesen Ausdruck gemißbraucht haben), sondern in der Voraussetzung, daß dem heidnischen Abfall die Wahrheit vorausgegangen ist, daß sie ihm also zum Grunde liegt. Es muß sich mithin auch aus heidnischen Ideen ein Uebergang zum Christenthum machen lassen. So knüpft in der That Dante zunächst auf der obersten und auf der untersten Stufe den Inhalt der Religionserkenntniß zusammen. Er geht von der Idee des Jupiter zu der des wahren Gottes über, indem er die Lästerung gegen den Jupiter von Kapaneus, einem der sieben Anführer gegen Theben, als eine Lästerung des lebendigen Gottes auffaßt*), — wie er umgekehrt Christus unter dem Namen des Jupiter anredet:

o höchster Zeus,
der Du für uns gekreuzigt wardst auf Erden.

Und er geht von Pluto oder Dis, dem Gott der Unterwelt, zu dem obersten gefallenen Engel, dem Lucifer über: denn Pluto ist ihm die Creatur, die einst so schön geschienen, die gegen ihren Schöpfer sich empörte und vom Himmel gefallen ist.

An diesem Punkt ist der Schlußstein der Hölle. Ueberhaupt aber ist dieselbe construirt mittelst Vorstellungen, die der heidnischen Mythologie angehören, — die aber auch im Fegefeuer, selbst dem himmlischen Paradiese benutzt sind. Jedoch nicht ohne wesentliche Umbildung. Und darauf ist bei dieser Identificirung besonders zu achten.

Die Construction der Hölle knüpft an ein Bild an, in welchem heidnische und biblische Vorstellungen, der Mythus von Kronos auf Creta und das Gesicht des Nebucadnezar (bei Daniel 2, 31), vermischt sind. Auf Creta, wo einst im goldenen Zeitalter Saturn herrschte, steht das Bild eines Greises, dessen Haupt von Gold ist: die übrigen Glieder absteigend sind von Silber, Kupfer, Eisen und Thon, sie alle haben Risse, aus denen Thränen träufeln, welche vereint in den Abgrund der Hölle sich ergießen. Das ist das Bild der Zeit und ihrer zunehmenden Verderbniß und das Wehe, das daraus sich sammelt. Von diesem Sündenstrom, der sich in die Hölle ergießt, werden da die Höllenflüsse gebildet: der Acheron, der als ein fahler Sumpf den obern Rand der Hölle umgiebt, sodann der Styx, der Phlegethon und im untersten Kreise der Cocyt. Auch der Dienst in der Hölle ist ganz heidnisch organisirt. Als Fährmann des Acheron, der zu der eigentlichen Hölle überführt, dient Charon. Gericht hält Minos im zweiten Kreise. Im dritten peinigt Cerberus die Schlemmer. Im achten Kreise, in welchem die Gewaltthätigen büßen, bewacht der Minotaurus den Zugang; Centauren sind die Zuchtmeister derer, welche gegen andere, Harpyien peinigen die, so gegen sich selbst Gewalt geübt haben. Als Königin des ewigen Jammers endlich wird Hekate genannt. — Bei Entlehnung dieser mythologischen Vorstellungen zeigt sich aber die Umwandlung, erstens, daß die Scene nicht die Unterwelt, sondern die Hölle ist und heidnische Gottheiten und Heroen

*) Denselben Uebergang, der hier an den Heroenmythus angeknüpft wird, macht Dante auch dogmatisch in Beziehung auf einen Vers des Lucanus, in seinem Briefe an Can Grande (c. 21. s. Dantis Epist. cum notis Car. Witte p. 92.): Dicit enim spiritus sanctus per *Hieremiam* (XXIII, 24): coelum et terram ego impleo. ... Quod etiam scriptura paganorum contestatur, nam *Lucanus* (Pharsal. IX, 580):

Juppiter est, quodcumque vides, quodcumque moveris.

11 *

als Dämonen oder vielmehr als Höllengeister aufgeführt werden. Zweitens daß diese Vorstellungen einen sittlichen Typus erhalten haben oder doch in einen sittlichen Zusammenhang gebracht sind: der Styx siedet wie der Zorn — der Cocyt ist eiskalt, wie der Verrath, der in ihm gebüßt wird; der Cerberus mit seinen drei Köpfen ist ein Bild der Gier — der Minotaurus ein Bild der Gewaltthat, die im Kreise desselben Strafe leidet.

Demnach sind auch die mythologischen Elemente vornehmlich bei Einrichtung und Verwaltung der Hölle angewandt. — Im Fegefeuer kommt nur der Lethe vor: und hier ist noch mehr nur die Scene antik gedacht, die Handlung aber christlich. Der Lethe fließt auf dem Gipfel des Berges der Reinigung und begrenzt das irdische Paradies. Allerdings wird aus ihm Vergessenheit getrunken, aber Vergessenheit der Sünden; dies kann jedoch nicht eher geschehen, bevor nicht die Sünden bereut sind, wie es in den Versen ausgesprochen ist (Purg. XXX, 142—145):

> Das hohe Schicksal Gottes wär' zertrümmert,
> Wenn Lethe überschritten würd' und Labung
> Der Art gekostet, sonder eine Zahlung
> Von Reue, welche Thränen niederströmet.

Und das Wort, das beim Eintauchen in diesen Fluß erklingt: entsündige mich (mit Ysop, daß ich rein werde," Ps. LI, 9.) enthält deutlich die Beziehung auf das Blut Christi, durch dessen Gemeinschaft alle Schuld getilgt ist. So steht der Durchgang durch den Lethe und sein Erfolg durchaus im Zusammenhange großer christlicher Gedanken. — Auch für die Schilderung des Weges durch das himmlische Paradies hat der Dichter Motive aus der Mythologie genommen, sofern er die Erscheinungen seligen Lebens auf den Planeten nach dem Charakter der Gottheiten bestimmt, welche den Planeten den Namen gegeben. Es ist jedoch nur eine gelegentliche Benutzung dieser Namen zur Charakterschilderung, ohne daß die Person der Gottheiten irgendwie zum Vorschein käme.

3. Sehr deutlich treten aber mythologische Personen in den Vordergrund, wie sie zumal in der Hölle zusammen mit geschichtlichen Personen aus der nächsten Vergangenheit des Dichters als Beispiele aufgestellt werden für die verschiedenen Arten der Sünde und der Strafe. Es kommt dabei zunächst nur auf die Handlung, den Charakter an: die Existenz der Person kann dahin gestellt bleiben. Es werden aber gern Personen der Heroengeschichte gewählt, da sie notorische Beispiele liefern. In der Vorhölle weilen mit den ungetauft verstorbenen Kindern die tugendhaften Heiden, auch die Heroen Hector, Aeneas, so wie die Heroinen Antigone, Ismene u. A. Besonders zahlreich erscheinen sie im achten Kreise der Hölle, z. B. Jason unter den Verführern, Ulysses und Diomedes als betrügerische Rathgeber. Im untersten Kreise unter den Verräthern gegen Gott leiden wegen ihrer Empörung gegen Jupiter die Giganten Strafe.

Im Fegefeuer aber wird zwar auch auf viele Personen der Mythengeschichte, als die ein böses, auf einige, die ein gutes Beispiel gaben, Bezug genommen, — jedoch nur in Bildern, Gesichten und Stimmen; persönlich erscheint dort aus dem Heidenthum nur Einer, eine geschichtliche Person, das ist Cato von Utica, der Hüter des Fegefeuers, „unter dessen Obhut die Geister sich läutern." So ist selbst in das Paradies, unter die seligen Geister auf dem Planeten Jupiter ein Heide eingegangen, das ist Kaiser Trajan, jedoch nur mit Rücksicht auf die Sage, daß er aus der Hölle, weil er seine lebendige Hoffnung auf Gott gesetzt

(auf Fürbitte des heil. Gregor) *) noch einmal in's Fleisch zurückgekehrt und zum Glauben gekommen sei. Sehr merkwürdig ist aber an demselben Ort die Erscheinung eines der Heroen, des Rhipeus, welchen Virgil den gerechtesten der Trojaner nennt **): aus Gnade, berichtet der Dichter, habe derselbe alle seine Liebe einst dem Rechte geweiht; darum sei ihm von Gott höhere Gnade gegeben und das Auge für die künftige Erlösung geöffnet, er habe an diese geglaubt, anstatt der Taufe hätten Glaube, Liebe, Hoffnung wohl tausend Jahre vor der Taufe ihm gedient. Den Bericht über die Aufnahme der beiden Heiden in das Paradies leitet Dante mit den schönen Worten ein (Par. XX, 94—96):

Das Reich der Himmel muß Gewalt erleiden,
Wenn Kraft der Lieb' und Hoffnung es bekriegt,
Denn Gottes Wille wird besiegt von beiden.

Und zum Schluß, indem er die Unerforschlichkeit der göttlichen Erwählung preiset, ermahnt er die Sterblichen im Richten an sich zu halten. — Hier aber erhellt, welches die letzte Absicht ist, in der der große Dichter Mythologie und Offenbarung zusammenbringt: indem er in dem Vater der Götter bei den Heiden den wahren Gott der Christen erkennt, erklärt er, daß dieser es gewesen, den auch die heidnischen Völker, wenn auch unter fremdem Namen verehrt haben, und verherrlicht wie seine Gerechtigkeit, die schon an den Geschlechtern der Giganten und Heroen jede Sünde bestraft, so auch seine Gnade, die auch damals wach gewesen und den Weg des Heils geführt habe.

4. Der mythologische Stoff, der so in das Gedicht hineingearbeitet ist, zieht nun noch andere heidnische Reminiscenzen nach sich, in denen die Ereignisse der Mythengeschichte als historische Voraussetzungen vorkommen. Es wird unter den Bildern des gestürzten Hochmuths, wo von den Giganten die Rede ist, die Scene geschildert (Purg. XII, 31—33):

Mars, Phöbus, Pallas, standen hoch und hehr,
Auf die zerstreuten Riesenglieder sehend,
Bewaffnet noch, um ihren Vater her.

*) Die Legende von Kaiser Trajan kommt zuerst vor in der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. bei Paulus Diaconus, Gregor. vit. c. 27. Opp. Gregor. ed. Bened. T. IV. p. 14., dann ein Jahrhundert später bei Johannes Diaconus, Gregor. vit. II, 44. Ibid. p. 59 sq., der sich auf eine Ueberlieferung in der englischen Kirche beruft (apud Saxones legitur). Zwar wird sie dem Anschein nach schon früher berichtet in einer griechischen Quelle, der Orat. de iis, qui in fide dormierunt (c. 16.) unter dem Namen des Joh. Damascenus. Opp. T. I. p. 591. ed. Lequien, worin es heißt: das wisse der ganze Orient und Occident; diese Rede ist aber wahrscheinlich unächt. Aus derselben ist die Geschichte aufgenommen von Jacobus de Voragine, Legenda aur. c. 46. eo. Graesse p. 196 sq. Wie sie offenbar in einem dogmatischen Interesse erfunden ist, so ist sie auch in dogmatischer Hinsicht (in der Frage, ob den Verdammten durch Fürbitte geholfen werden könne) von den Scholastikern benutzt. Thomas Aq. führt sie aus Joh. Diaconus und Joh. Damasc. an, in lib. I. Sentent. d. 43. q. 2. a. 5. 7. 9. und in lib. IV. Sentent. d. 45. q. 2. a. 2. q. 1. 5. Noch zu Anfang des 16. Jahrh. ist sie benutzt von Paulus Cortesius in quat. libr. sentent. (Par. 1513. f.) Lib. III. cap. de resurrect. p. 39. b. Im Laufe desselben Jahrhunderts aber ist sie unter den Katholiken streitig geworden, dann als fabelhaft aufgegeben: Baronius hat sie einer ausführlichen Widerlegung gewürdigt, Annal. a. 604. n. 50—53. ed. Mansi T. XI. p. 58—66. — Die Quellen, welche Dante am nächsten standen, sind also aus dem dreizehnten Jahrhundert Thomas von Aquino und Jacobus de Voragine.

**) Virg. Aen. II, 426 sq.:

— cadit et Rhipeus, justissimus unus
Qui fuit in Teucris et servantissimus aequi.

Und bei einer Hinweisung auf die Fahrt der Argonauten heißt es vom Neptun, daß er verwundert den Schatten des Schiffs erblickt habe. Dieses directe Eingehen auf Göttergeschichten kommt jedoch kaum weiter vor. Und aus der Heroengeschichte ist es nur die mythische Vorgeschichte Roms, auf welche einmal bei einer geschichtlichen Ueberschau von Kaiser Justinian zurückgegangen wird.

Desto häufiger wird die heidnische Fabel vergleichungsweise benutzt, indem der Dichter überallher aus der Natur und dem gemeinen Leben, wie aus der Geschichte seine Gleichnisse entlehnt und so auch auf den Mythus zurückgeht, — ohne denselben dadurch anzuerkennen, sein Inhalt wird als Sage vorausgesetzt, wofür die Dichter verantwortlich sind, wie Dante bei einer solchen Gelegenheit, da er der Erneuerung der Aegineten aus Ameisen gedenkt, hinzugefügt: wie die Dichter es für sicher halten. Entweder stellt er dem mythischen Ereigniß den Gegenstand, den er schildern will, gleich, oder noch häufiger läßt er jenes durch diesen überboten werden, — das letztere z. B. indem er ein Erzittern des Fegefeuerberges mit der Erschütterung von Delos vergleicht (Purg. XX, 130—132):

Gewiß so stark nicht schüttelte sich Delos,
Bevor Latona dort ihr Nest gebauet,
Die beiden Himmelsaugen zu gebären.

Vornehmlich werden Erscheinungen der Hölle durch solche Gleichnisse erläutert. Dort büßen die Selbstmörder in Bäume verwandelt, gleich dem Polydorus bei Virgil (Aen. III, 45.); im Kreise der Verräther benagt einer den Schädel eines andern, wie Tydeus, einer der Sieben vor Theben, das Haupt des Menalippus. — Auch die redend eingeführten Personen bedienen sich öfters mythologischer Gleichnisse. Insbesondere wendet sie der Dichter auf sich selbst und seine Begegnisse auf dem Wege durch die drei Reiche an. Auch sagt er von seinen Zuhörern beim Eingange zum Paradies: es werde sie mehr Staunen ergreifen, als die Argonauten, wie sie den Jason mit den flammenathmenden Stieren pflügen sahen.

3. Diesem Parallelismus gegenüber, in welchem der Mythus jenseits der Ereignisse der Göttlichen Komödie stehen bleibt, während vorhin sich gezeigt hat, wie er sowohl für die Construction von Hölle, Fegefeuer und Paradies benutzt ist, als auch für die Hölle zahlreiche Bewohner hergegeben hat, fordert endlich noch die Aufnahme mythologischer Motive in die Gegenwart um so mehr Beachtung, da hierin diese Vorstellungen einem praktischen Interesse sich zu nähern scheinen.

Dante hat mythologische Motive in die Gegenwart verflochten, indem er mythische Ereignisse in der Natur durchscheinen und daselbst so wie im menschlichen Leben heidnische Gottheiten wirksam sein läßt. Es werden erstens Naturerscheinungen aus der Fabellehre erklärt, namentlich die Entstehung der Milchstraße von dem Himmelsbrand bei Phaeton's Fahrt. Es ist die Rede vom Aeolus, wie er den Sirocco hervorläßt, und vom Boreas, wie er Luft aus jener Backe stößt, aus der gelinder seine Hauche wehen. Das Girren der Schwalbe wird gedeutet, daß sie vielleicht ihrer ersten Klage (als Procne) gedenkt.

Zweitens was das menschliche Leben und dessen göttliche Leitung betrifft, so ist es eben nur ein tropischer Ausdruck, wenn von den Schergen des Mars und dem Pfeil des Amor die Rede ist. — Dagegen wird allerdings eine christliche Idee, die der Vorsehung, in ein mythologisches Gewand gekleidet, wenn die Parzen als gegenwärtig wirksam auftreten; es wird dieselbe Idee geradezu mit einer heidnischen

vermischt, wenn Fortuna geschildert wird als Herrscherin neben andern Gottheiten, mit ihrer Sphäre, die sie rollt gleich den Engeln, welche die Himmelskörper bewegen, — und zugleich selbst als ein Engel, einer der erstgeborenen, von Gott zum Dienst über die irdischen Glücksgüter gesetzt. — Dazu kommen dann noch die Musen, die als Quelle der Begeisterung, als hülfreich seinem Werk, der Dichter so häufig anruft. Nicht allein im Eingang zur Hölle und zu Anfange des Fegefeuers, wobei er an ihren Sieg über die Pieriden erinnert; sondern auch am Schluß desselben, um mit ihrer Hülfe christliche Mysterien zu singen (Purg. XXIX, 37 ff.):

Hochheil'ge Jungfraun, wenn ich öfter schon
Frost, Hunger, Wachen treu für euch ertragen,
Jetzt treibt der Anlaß mich, jetzt ford'r ich Lohn:
Laßt auf mich her des Pindus Wellen schlagen,
Urania sei meine Helferin,
Was schwer zu denken ist im Lied zu sagen.

Wiederum zu Anfang des Paradieses ruft er Apollo den Musageten an (Par. I, 13 ff.):

Apollo, Güt'ger, leih' mir deine Töne
Zum letzten Werk — mach' ein Gefäß aus mir,
Werth, daß es dein geliebter Lorbeer kröne.
Mir gnügt' Ein Gipfel des Parnaß bis hier,
Doch soll der Rennbahn Ziel den Sieger grüßen,
So fleh' ich jetzt um beid' empor zu dir.
Den Odem hauch' in mich, den reinen, süßen,
Daß du hier stark, wie bei dem Wettkampf seist,
Den Marsyas kämpft', um frevlen Stolz zu büßen.

Und gleich darauf beruft er sich noch einmal auf Apollo und die Musen sämmtlich. — Diese Anrufungen dürfen schwerlich für eine bloße Form genommen werden: denn man kann einem solchen Dichter nicht zutrauen, daß er an so bedeutenden Stellen, wo er wahrhaft bewegt ist, in ceremoniellen Redensarten sich sollte ergangen haben. Sondern Apollo und die Musen sind ihm da wirklich der Inbegriff dessen, von dem sein Gedicht höhere Weihe zu empfangen hat.

Und so sind überhaupt die mythologischen Elemente der Danteschen Poesie keine bloße Einkleidung, sondern wesentliche Bestandtheile des großen Gedichts.

Der Sinn aber dieser Reminiscenzen aus dem heidnischen Alterthum mitten in der christlichen Dichtung ist, daß beide Gebiete mit einander in geschichtlichen und dogmatischen Zusammenhang gebracht werden sollen. — Und zwar ist die Herübernahme geschichtlicher Personen und mythologischer Ideen aus dem Heidenthum nicht auf Entstellung und Herabsetzung des Christlichen zu deuten, sondern als Erhebung des Antiken gemeint, welches werth sei, zum Träger christlicher Anschauungen gemacht zu werden.

Zwar zeigt sich auch mehr als ein Jahrtausend früher nicht selten eine merkwürdige Mischung des Antiken und Christlichen, im Leben, wie in der Kunst und Literatur: das waren aber heidnische Reminis-

cenzen, welche durch Herkommen und Macht der Gewohnheit der jungen Kirche sich aufdrängten. Ganz anders bei Dante, der selbständig den Werken des Alterthums sich zugewandt und wissentlich mit tiefen Zügen aus ihnen geschöpft hat. Und so steht er da, epochemachend, als eins der bedeutendsten Organe, welche den Uebergang in die neuere Zeit vermittelt haben. Denn das ist eben der Charakter dieser Zeit im Unterschied des Mittelalters, Wiedervereinigung des Getrennten, Gemeinschaft mit dem klassischen Alterthum. Das Alterthum erschien als ein abgeschlossenes Gebiet menschlichen Lebens und Wissens, das aber reiche Lebenskeime enthielt, welche, in die mittelalterliche Bildung verpflanzt, die Macht hatten, ein neues Zeitalter heraufzuführen. Nachdem christliche Wissenschaft und Kunst ebenfalls ein abgeschlossenes Gebiet selbständig sich ausgewirkt hatten, suchten sie nun frei ihren Gegensatz, um dadurch zu höherer Vollendung aufzusteigen.

Doch fanden sie nicht immer, was sie suchten oder suchten auch nicht recht. Im Gegentheil, während bei Dante die Macht der neuergriffenen Vorstellungen des Alterthums so stark ist, daß er in der Anwendung derselben nicht überall seiner selbst Herr geblieben zu sein scheint und nicht bloß einen Zusammenhang, sondern eine Vermischung beider Gebiete durchführt, — worin er dem großen Bildner Nicola Pisano gleichen mag, den auch, ein halbes Jahrhundert früher, das Studium der Antike so überwältigt hatte, daß er die Gesichtszüge der Götter unmittelbar auf biblische Personen übertrug; — so ist, nachdem später die Alterthumswissenschaft neben den kirchlichen Disciplinen eine selbständige Stellung sich errungen, das Verhältniß derselben nicht selten ein ausschließendes geworden.

Um das Verhältniß dieser beiden Gebiete handelt es sich noch diesen Tag. Und es scheint mir in der Gegenwart keine wichtigere und weitergreifende Frage für beide vorzuliegen, als wie Christenthum und klassisches Alterthum, demgemäß die christliche Theologie und die klassische Philologie zu einander stehen. Ich meine, sie sind darauf angewiesen, mit einander in Freundschaft zu stehen, im Großen und Kleinen einander zu dienen, — mit Vermeidung jener Klippen unfreier Vermischung und liebloser Trennung. Sie können einander nicht entbehren, wie schon ihr Ursprung zeigt, da die kirchliche Wissenschaft auf dem Boden des Alterthums, und die klassische Philologie aus der Kirche erwachsen ist. Sie haben aber auch eine gemeinsame Aufgabe: einerseits Geschichte zu erforschen (denn auch die Philologie als Sprachwissenschaft hat es mit dem Geschichtlichwerden des menschlichen Geistes zu thun); — andererseits Geschichte zu machen: denn das sind doch die beiden Factoren der neuern Geschichte, der Geist des klassischen Alterthums, welches nicht aufhören kann, Grundlage aller höhern Bildung zu sein, und der Geist des Christenthums, welches die Völker zum Erbe und die Verheißung der Unüberwindlichkeit hat.

Also Gemeinschaft zwischen Philologen und Theologen! Wenn gewiß nach diesen Tagen eines so schönen Beisammenseins niemand zu seinem Beruf heimkehrt, ohne in seinem besten Streben gestärkt zu sein durch das Bewußtsein freudigen Zusammenwirkens mit denen, welche die Träger der klassischen Bildung in unserm Vaterlande sind; so ist es gewiß nicht weniger erhebend, wenn die Meister und Jünger auch jener getrennten Wissenschaften inne werden, daß sie Mitarbeiter sind an demselben Werk.

Erlauben Sie mir zum Schluß dieses Bündniß zwischen Theologie und Philologie unter den Schutz der Erinnerungen an zwei deutsche protestantische Männer zu stellen, die wie sie in der Theologie eine grundlegende Stellung einnehmen, so auch jenen Bund in sich vollzogen hatten, — von denen auch der

Eine vor mehreren Jahren in diesem Verein, als ein theologischer Streit auszubrechen drohte, beschwichtigend als Vorbild genannt ist*), der Andere aber gewiß in diesem Kreise der Freunde und Verehrer viele zählt, Melanthon und Schleiermacher.

Als auch nach diesem Vortrage auf die Aufforderung des Präsidenten zur Discussion Niemand sich erhob, trat Consistorialrath **Peter** aus Hildburghausen auf, um im Auftrage der pädagogischen Section, deren Präsident er gewesen, einige Mittheilungen über die Verhandlungen der eben genannten Section zu machen**).

Er bemerkte zunächst: Die pädagogische Section beabsichtige nichts weniger als eine Trennung von der allgemeinen Versammlung. Sie habe immer ihre Zusammenkünfte in einer Weise angeordnet, daß Keiner dadurch behindert worden wäre, die allgemeine Versammlung zu besuchen, und er, der Redner, glaube behaupten zu können, daß ihre Mitglieder keinem Andern an Fleiß und Eifer im Besuch dieser letztern nachgestanden. Wenn also auch er den Ausdruck „pädagogische Section“ gebrauche, so geschehe es nur, weil derselbe einmal üblich geworden, nicht etwa, als ob er dem Sinne und der Absicht der Mitglieder derselben irgend wie als entsprechend angesehen werden könnte.

Nach dieser Vorbemerkung ging der Vortragende zu seinem eigentlichen Gegenstande über und fuhr etwa in folgender Weise fort:

In den drei Versammlungen, welche von der pädagogischen Section (am 30. Septbr. 1. u. 2. Octbr.) gehalten worden sind, hat man, des pädagogischen Grundsatzes Non multa sed multum eingedenk, von einigen beiläufigen Verhandlungen abgesehen, nur Einen Gegenstand erörtert, nämlich das Lateinischschreiben und Lateinischsprechen auf Gymnasien.

Dieser Gegenstand wurde von einem der Mitglieder***) durch einen ausführlichen Vortrag angeregt, in welchem die Behauptung aufgestellt wurde, daß das Lateinischschreiben und Lateinischsprechen jetzt nicht mehr wie früher auf Gymnasien zu treiben sei, weil es nicht mehr, wie ehedem, als Umgangssprache für diese oder jene Zwecke diene und daher zu nichts mehr nütze.

Um dieß zu beweisen, theilte der Redner eine Uebersicht über die Geschichte der lateinischen Sprache im Mittelalter und in der neuern Zeit mit, aus welcher sich hauptsächlich auch ergeben sollte, daß im Mittelalter das Lateinische noch den Charakter einer lebenden Sprache gehabt habe, daß dieser Charakter aber in der neuern Zeit völlig verloren gegangen sei, woraus denn um so mehr erhellen werde, daß es sich jetzt nicht mehr in dem Maße wie im Mittelalter zum Unterrichtsgegenstand auf gelehrten Schulen eigne.

---

*) Als in der Gothaer Versammlung (1840) in der Frage über den Religionsunterricht auf Gymnasien die Aeußerung gefallen war: „wir Philologen sind alle geborene Rationalisten,“ schlug Hofr. Thiersch vor die Discussion fallen zu lassen, mit der Erklärung: „wir Philologen wollen geborene Rationalisten sein, aber in dem Sinn, wie Reuchlin und Melanthon.“ S. Verhandl. der dritten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner S. 84. Vergl. Evang. Kirchenzeit. 1840. No. 89. S. 713.

**) Ausführlichere Mittheilungen über dieselben hat der erste Secretair der pädagogischen Section, Dir. Eckstein, in Schnitzer's Zeitschrift „die deutsche Mittelschule.“ Heft I. S. 138—151, und in der neu begonnenen Berliner „Zeitschrift für Gymnasialwissenschaft“ gegeben.

***) Dr. Köchly.

Es wurde hierauf entgegnet*), daß Gründe dieser Art wohl beweisen könnten, daß das Lateinischsprechen und Schreiben gegenwärtig nicht mehr als Selbstzweck angesehen werden dürfen, nicht aber, daß es nicht als Mittel zum Zwecke dienen könne, und da im Verlauf der Discussion der Proponent selbst sich dahin aussprach, daß er dieß bis auf einen gewissen Punct als richtig anerkenne und daher auch nicht das Lateinischschreiben überhaupt, sondern nur das Anfertigen freier lateinischer Aufsätze und die Uebungen im Lateinischsprechen beseitigt wünsche, so schien es eben so zulässig als rathsam, den Gegenstand der Erörterung schärfer zu fassen und zunächst nur (das Lateinischsprechen bei Seite lassend) die Frage zu discutiren, ob die bisher auf Gymnasien üblichen freien lateinischen Aufsätze beizubehalten seien oder nicht.

Bis hierher war man in der ersten Versammlung gediehen, und da die Thesis jetzt eine Gestalt angenommen hatte, in welcher die Gründe des Proponenten nur zum geringen Theile noch anwendbar waren, so mochte es eigentlich rathsam erscheinen, daß der Proponent noch einmal aufgetreten wäre und seine gegen Beibehaltung der freien lateinischen Aufsätze gerichteten besondern Gründe entwickelt hätte. Durch Zufall nahm indeß die Discussion eine andere Wendung. In der zweiten Versammlung nämlich ergriffen sofort mehrere Redner**) das Wort, um sich für die Beibehaltung auszusprechen und diese ihre Ansicht unabhängig von dem einleitenden Vortrag des Proponenten mit Gründen zu unterstützen.

Es wurde daher angeführt: Wenn die lateinischen Exercitien und Extemporalien auch nach des Proponenten Ansicht beibehalten werden sollen, so werde wenigstens von einer größeren Schwierigkeit der freien Aufsätze kein Einwand gegen diese hergeleitet werden dürfen. Vielmehr werde jeder erfahrene Schulmann mit ihm, dem Redner, übereinstimmen, wenn er behaupte, daß der Schüler bei Anfertigung eines freien Aufsatzes, wo ihm immer eine freie Anregung bleibe, mit viel geringeren Schwierigkeiten zu kämpfen habe, als bei der lateinischen Bearbeitung von Uebersetzungsstücken, wie sie in den besten und jetzt am meisten verbreiteten Uebungsbüchern von Nägelsbach, Seiffert u. A. geboten würden.

Nachdem diese von dem Redner vorausgesetzte Zustimmung wirklich erfolgt war, so wurde von einem Andern auf den formellen Nutzen hingewiesen, den das Anfertigen freier lateinischer Aufsätze gewähre, auf die Schärfung des Urtheils, die Weckung des Sprachbewußtseins u. s. w. Ein Dritter machte darauf aufmerksam, daß es bei allen Dingen, die der Schüler auf dem Gymnasium lerne, ein vorzügliches Augenmerk bilden müsse, daß ihm auch Gelegenheit zur eignen Production darin geboten werde, und eben diese Bemerkung wurde von einem Vierten weiter ausgeführt, der namentlich die Analogie zwischen freien lateinischen Aufsätzen und den Extemporalien und Exercitien hervorhob, um daraus die Folgerung zu ziehen: Wenn es für nöthig gehalten werde, die Regeln der Grammatik dem Schüler durch Extemporalien und Exercitien klar und eindringlich zu machen, und wenn bei der Lektüre der lateinischen Klassiker nicht allein die Formenlehre und Syntax, sondern auch die stilistische Composition eine aufmerksame Beachtung erfordere: so sei nicht abzusehen, warum es nicht auch für diese, die Stilistik, als nöthig gelten solle, sie ebenfalls durch Uebungen und Versuche in eigener Production, welche eben nur in freien lateinischen Aufsätzen bestehen könnten, klarer und verständlicher zu machen.

Nachdem man nun durch diese und andere Gründe die Nothwendigkeit der Beibehaltung der freien lateinischen Aufsätze darzuthun gesucht hatte, so ergriff der Proponent wieder das Wort. Er ging den

*) Von den Proff. Ameis und Kraner.

**) Dir. Krüger, Dir. Bonnell, Prof. Dietsch, Geheimerath Brüggemann, Dir. Eckstein.

angeführten Gründen Schritt für Schritt nach, um sie zu wiederlegen, wobei er besonders hervorhob, daß er zwar den Nutzen der lateinischen Aufsätze nicht in Abrede stellen wolle; wenn aber ihre Anfertigung nur als Mittel zu einem andern Zwecke dienen solle, warum man dann nicht lieber einen andern Uebungsgegenstand suche, der für sich selbst Werth habe und sonach Mittel und Zweck zugleich sein könne? Außerdem machte der Redner noch auf die Fehler aufmerksam, die nach seiner Ansicht bei Behandlung dieser Uebungen vorzukommen pflegten.

Dieß Letztere gab die Veranlassung, daß von einem andern Redner *) auf die Nothwendigkeit hingewiesen wurde, zunächst in Betracht zu ziehen, wie die lateinischen Aufsätze zu behandeln seien, indem es sehr wohl denkbar sei, daß die in Rede stehende Uebung mancherlei Ausstellungen zulasse, die nicht in der Sache selbst, sondern nur in der mangelhaften Art ihrer Behandlung ihren Grund hätten. Dabei wurde zugleich bemerkt, daß nach seiner, des Redners Ansicht, die lateinischen Aufsätze hauptsächlich in Reproductionen zu bestehen hätten, und daß wohl ziemlich alle Einwendungen gegen sie zu Boden fallen würden, wenn man sie in diesem Lichte betrachte und nun auch wirklich so behandle.

Bis hierher war die Discussion in der dritten Verhandlung gediehen, als die Zeit dringend mahnte, das Ende zu suchen, obwohl man in eben diesem Augenblick auf einen eben so wichtigen als interessanten Gegenstand, nämlich auf die Frage über die Methode der lateinischen freien Aufsätze, gestoßen war.

Man wünschte, daß die Versammlung mit einigen Abstimmungen geschlossen werden möchte, nicht als ob man gemeint hätte, einen mit irgend einiger äußern Kraft ausgestatteten Beschluß fassen zu können, sondern nur um die Stimmung der Versammlung über die zur Discussion gekommenen Fragen etwas genauer kennen zu lernen.

Es wurden daher zunächst die Fragen formulirt und gestellt:

1) Erkennt die Majorität an, daß die griechischen und lateinischen Klassiker auch ferner gründlich grammatisch zu betreiben sind?

2) Erkennt die Majorität an, daß überhaupt schriftliche Uebungen im Gebrauch der lateinischen Sprache zweckmäßig und nothwendig seien?

Beide Fragen wurden mit Ja beantwortet. Es blieb nun noch die dritte wichtigste Frage über die freien lateinischen Aufsätze übrig, für welche drei verschiedene Formulirungen zur Abstimmung vorgeschlagen wurden, nämlich:

a) Die Majorität erklärt, daß es eine Frage der Zeit sei, ob die freien lateinischen Aufsätze beizubehalten seien oder nicht **);

b) die Majorität erkennt es als zweckmäßig an, die freien lateinischen Aufsätze, sofern sie auf Reproductionen beschränkt werden, beizubehalten ***);

c) die Majorität erklärt, daß es nothwendig sei, ehe über die Beibehaltung der freien lateinischen Aufsätze zur Abstimmung geschritten werden könne, die Methode derselben in gründliche Erwägung zu ziehen †).

*) Dir. Eckstein.

**) Dr. Köchly's Antrag.

***) Director Ecksteins und Geheimerath Brüggemann's Antrag.

†) Antrag des Vorsitzenden und Berichterstatters, Consistorialrath Peter.

Für den ersten Satz sprachen sich bei der Abstimmung 29, für dem zweiten 46, für den dritten 36 Stimmen aus.

Der Vortragende schloß hiermit seine Mittheilung, indem er nur noch dem Präsidium der allgemeinen Versammlung den Dank der Section für die Bereitwilligkeit, mit der ihr das Lokal zu ihren Zusammenkünften eingeräumt worden war, darbrachte und endlich noch den Wunsch hinzufügte, daß die Theoretiker in der allgemeinen Versammlung fortfahren möchten, die „Praktiker" als eng verbundene Brüder anzusehen, so wie diese nie aufhören würden, sich als lebendige Glieder der allgemeinen Versammlung zu betrachten.

Hierauf traten die Orientalisten in den allgemeinen Versammlungssaal, und der zweite Präsident schloß die Versammlung mit folgenden Worten:

Verehrte Herrn!

Schon heut Morgen beim Anfange unserer Verhandlungen ergriff mich das Gefühl der nahen Trennung, die uns bevorsteht, als ich die Reihen unserer Freunde, welche uns die ersten Tage unserer Versammlung mit ihrer Gegenwart beehrt und erfreut hatten, bereits gelichtet sah — und dieß Gefühl wird jetzt fast zur Wehmuth gesteigert, indem ich den wirklichen Schluß unsers wissenschaftlichen Beisammenseins aussprechen soll. Sie werden mir das Bekenntniß einer solchen Stimmung nicht als Sentimentalität auslegen, die einem ächten Philologenherzen fremd seyn und bleiben muß; aber diese Stimmung, wie sie keine Schande bringt, ist auch ganz natürlich. Ein Bedürfniß freier gemeinschaftlich-wissenschaftlicher Thätigkeit hatte eine namhafte Zahl von Verehrern und Eingeweihten unserer Wissenschaft hier zusammengeführt, nicht, um sich niegehörte Ergebnisse der Forschung mitzutheilen — das geschieht weit besser und gründlicher schriftlich; sondern diese Zusammenkünfte sind einerseits dazu bestimmt, den Mann selbst, die Persönlichkeit, die Individualität, mit einem Worte die Methode zu zeigen, mit welcher die einzelnen Männer der Wissenschaft diese Wissenschaft behandeln; sie sind bestimmt, diese Männer aus dem Versteck des Schattens, wie die Alten sagten, aus der Umbra scholae hervor zu nöthigen, in die freie Sonne und den Staub des Lebens, wo jeder mit seiner Person bezahlen muß, und wo kein anderer für ihn eintritt. — Da bewährt sich entweder eine Methode oder sie ergiebt sich einer besseren, aber nicht dadurch, daß man etwa sich dem als besiegt ergiebt, der das letzte Wort in der Discussion behauptet — nicht der hat immer Recht, der dieses letzte Wort hat oder dem es gelassen wird, — sondern in der eigenthümlichen angemessenen Weise, irgend eine Meinung auszusprechen. — Aber auch andrer Seits, haben diese Versammlungen den Zweck, durch Privatbesprechung beim geselligen Zusammenseyn diese Persönlichkeit wirken zu machen, die durch nichts anderes ersetzt werden kann. Unsere Versammlung hat in dieser Beziehung gewiß ihrem Zwecke entsprochen und so dürfen wir mit Zufriedenheit auf die Zeit unseres Beisammenseyns zurückblicken. Aber eben weil wir dieß dürfen, ist der nun herbeigeführte Schluß unserer Verhandlungen für den Augenblick immer ein wehmüthiger. — Alte Freunde hatten sich wiedergefunden, neue Freundschaften haben sich angeknüpft und dieß kaum entstandene Verhältniß wird jetzt aufgelöst! — Nein, doch nicht aufgelöst, die Nachwirkung bleibt und der Verein tritt in Jahresfrist wieder zusammen in Süden. Also für Basel ein freudiges Wiedersehn und für Jena eine wohlwollende Erinnerung!

Nach diesem Schlußworte des zweiten Präsidenten erhob sich Prof. Comthur **G. Hermann** (von Leipzig) und sprach im Namen der Anwesenden in einigen herzlichen Worten den Dank der Versammlung gegen das Präsidium, gegen die Behörden und die Bewohner der Stadt für die freundschaftliche Aufnahme aus, welche sie hier gefunden hätten; worauf die Versammlung um 12 Uhr sich trennte.

Hiermit war die neunte Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner geschlossen. Die Mitglieder der orientalischen Section begaben sich wiederum in ihr besonderes Versammlungslocal, um ihre Schlußberathungen fortzusetzen, welche erst um 1½ Uhr beendigt wurden *).

*) Die ausführlichen Mittheilungen über die Verhandlungen der orientalischen Section wird der Jahresbericht der Deutschen morgenländischen Gesellschaft für 1846/47 enthalten; die nachfolgende kurze Uebersicht derselben verdanken wir einer Mittheilung des Präsidenten geh. Kirchenrath Hoffmann und des ersten Secretärs Prof. Stickel.

Auszug aus den Verhandlungen der dritten Versammlung des Orientalisten-Vereins am 29. 30. Sept. 1. und 2. Octobr. 1846.

Der Orientalisten-Verein, welcher sich seit der Philologen-Versammlung zu Dresden im Jahre 1844 dem der classischen Philologen angeschlossen hat, wohnte der Eröffnungsrede und den darauf folgenden Debatten in der ersten allgemeinen Sitzung bei, und begab sich dann in seinen nahebei gelegenen besondern Saal, wo nach Anhörung der Begrüßungsrede vom geh. Kirchenrath Ritter D. Hoffmann, erstem Präses, das Bureau gebildet wurde. Auf Vorschlag des Präses wurden der geh. Regierungs- und Kammerrath D. von der Gabelentz, dessen Ankunft man erwartete, zum Vicepräses, Prof. D. Stickel zum ersten Secretär, Prof. D. Schellenberg zum zweiten bestimmt. Hiernach beschloß die Versammlung eine Zuschrift an Prof. D. Flügel in Meißen als Ausdruck ihrer Theilnahme an seiner schweren Krankheit, und erwählte den Director D. Eckstein aus Halle nebst dem Präses zu Mitgliedern des Comité's für die Bestimmung des nächsten Versammlungsortes. — Am zweiten Tage, als Herr von der Gabelentz abgemeldet und statt seiner Prof. D. Bernstein zum Vicepräses erwählt, auch die Begrüßungen des Etatsrathes D. Olshausen in Kiel und des aus Amerika anwesenden Herrn Edwards, Prof. des Hebräischen zu Andover, entgegengenommen und mit Erwiederungen begleitet worden waren, begann Prof. D. Rödiger, als eines der geschäftsführenden Vorstandsmitglieder, den Vortrag über die Angelegenheiten der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, denen vorzugsweise die Thätigkeit der diesjährigen Orientalisten-Versammlung zugewendet war. Die Uebersicht über die Ausbreitung der neuen Gründung zeigte von einem fast unerwartet schnellen Aufblühen; denn nicht weniger als 220 Mitglieder waren beigetreten oder angemeldet, wodurch auch schon bedeutende Geldmittel zur Verfügung gewonnen wurden. Man ordnete die Weise, Ehrenmitglieder zu ernennen, empfing Mittheilungen über die Bestätigung des Vereines Seitens einiger deutscher Regierungen oder Behörden, über die eingegangenen Antwortschreiben der Ehren- und correspondirenden Mitglieder und auswärtiger gelehrter orientalischer Gesellschaften, und sah die vorgelegten, theils zur Prüfung künftiger Publicationen, theils als Geschenke an das Gesellschafts-Museum mitgetheilten litterarischen und andern Gaben durch, indem an eine jener Proben Prof. D. Wüstenfeld seine Bemerkungen über die ihm zu Gebote stehenden handschriftlichen Hülfsmittel für die unternommene Ausgabe des Kitab atsar el-bilad von Kaswini anschloß. — Hiernach re-

ferirte Prof. D. Brockhaus als Cassirer der Gesellschaft über den Cassenbestand und lieferte seine Documente zur Prüfung an eine zu dem Behufe ernannte, aus dem Präsidium, dem Secretariat und dem Prof. D. Calmberg bestehende Commission aus, mit dem Nachweis, daß die Einnahme des nächsten Rechnungsjahres die Summe von ungefähr 1100 Thalern betragen werde, die, bis auf geringe Abzüge, wissenschaftlichen Unternehmungen zu Gute kommen werden. Nachdem noch die Frage angeregt worden, wie der Cassirer, im Fall er behindert sey, persönlich bei einer jährlichen Versammlung zu erscheinen, Rechnung legen und entlastet werden solle, die Entscheidung aber, weil nicht sogleich zu geben, auf den folgenden Tag verschoben war, fand die Ausloosung der nach dem Statut aus dem Gesellschaftsvorstand ausscheidenden vier Mitglieder statt; das Loos traf die Herren Rödiger, Fleischer, Bertheau und Ewald. Die dritte Sitzung begann mit Unterzeichnung der Zuschrift an Prof. Flügel durch sämmtliche Anwesende. Hiernach wurden, als Basel als Versammlungsort für nächstes Jahr genannt worden, der Prof. D. de Wette zum ersten und Prof. D. Stähelin zum Vice-Präses des dort zusammenkommenden Orientalisten-Vereines erwählt. Für das Geschenk eines bekannten Unbekannten von 4 Napoleonsd'or an die Gesellschaftscasse dankte das Präsidium. In die erledigten Stellen des Vorstandes wurden die Herren Rödiger und Fleischer durch Acclamation, Hoffmann und Bernstein durch Stimmzettel gewählt. Nachdem sofort noch einige litterarische Geschenke überreicht, drei morgenländische Manuscripte aus der Sammlung des Bergraths D. Schueler vorgelegt und besprochen waren, trug Prof. D. Fleischer eine bibliographische und litterarhistorische Uebersicht über die Erscheinungen des orientalischen Wissenschaftsgebietes während des letztverflossenen Jahres vor, für deren Umfang die Sitzungszeit bis an ihre äußerste Grenze nur noch ausreichte. Im nächsten Jahresberichte der Gesellschaft wird selbiger Vortrag, wie die andern, später zu erwähnenden, vollständig abgedruckt werden. — In der vierten Sitzung geschahen die letzten Einzeichnungen in das Album der diesjährigen Versammlung; die Gesammtzahl der Theilnehmer betrug Einundvierzig. Prof. D. Höfer aus Greifswald hielt einen Vortrag über ein merkwürdiges, wahrscheinlich einziges Prakrit-Manuscript in Berlin. Hiernach wurden die Ergebnisse der Rechnungsprüfung ausführlich vom ersten Präses dargelegt und der Geschäftsgang festgesetzt, nach welchem künftig die Rechnungsabnahme und Justification erfolgen, und wie die Gelder der Gesellschaft angelegt werden sollen. Ein Antrag des D. Selberg, daß die Deutsche Morgenl. Gesellschaft über seinen Plan zu einem deutschen Colonial-Etablissement im ostindischen Archipel ein Gutachten gebe, ward an den Gesellschaftsvorstand überwiesen; worauf die von der Gesellschaft herauszugebende Zeitschrift, deren erstes Heft vorlag, bezüglich ihrer Einrichtung, des Umfanges, Honorars, der Redactionsgebühren, des Verlages, Gegenstand nach allen Seiten hin gerichteter Erwägungen und Erörterungen wurde. Sie wird auf Kosten der Gesellschaft alljährlich in 4 Heften, zusammen 20—24 Bogen, erscheinen, und theils wissenschaftliche Aufsätze, theils ein morgenländisches Journalisticum enthalten, welches schnell die Zeiterscheinungen des Ostens zur Kenntniß Deutschlands bringen soll. Als dann die Unterstützung der Herausgabe des oben genannten Werkes von Kaswini und dem zunächst des von Bernstein wieder zu edirenden Chronicon Syriacum von Bar Hebraeus aus Gesellschaftsmitteln beschlossen worden, gelangte ein Reglement für die Verwaltung der Gesellschaftsbibliothek zur Begutachtung, und endlich D. Kellgren zum Vortrag seiner Abhandlung über die Verwandtschaft des Finnischen mit dem Tartarischen. Andere angekündigte Vorträge der Herren Petermann, Hoffmann, Seyffarth, Stähelin und Rost konnten, da die Zeit der Versammlung abgelaufen war, nicht mehr gehört werden. — Außer den im Sitzungssaale zur Beschauung ausgelegten orientalischen Merkwürdigkeiten waren das Großherzogl. Orientalische Münzcabinet, worüber D. Stickel eine gedruckte Uebersicht vertheilt hatte, die Sammlung des D. Schueler und des Prof.

D. Koch Gegenstände der Aufmerksamkeit, der Untersuchung und Belehrung für die zahlreich dabei versammelten Herren Deutschen Morgenländer. Prof. Neumann aus München dankte dem Präsidium und Secretariat im Namen der Versammlung, und der Präses entließ die letztere mit besten Wünschen für ferneres Gedeihen der jährlichen Vereinigungen.

Beilagen.

1.

Schreiben des Prof. Hautz in Heidelberg (siehe oben S. 20 und 24).

Hochverehrliche Versammlung!

Indem ich Hochderselben ein Exemplar von meiner eben erschienenen kleinen Schrift über unser Lyceum zu übersenden die Ehre habe, bitte ich, dieselbe freundlich aufnehmen und nachsichtig beurtheilen zu wollen. Es ist die Frucht langwieriger und mühsamer Forschungen auf dem Gebiete unserer vaterländischen Geschichte. An Jahre langem unermündetem Fleiße, um wenigstens alle Actenstücke zusammen zu suchen, und so der Schrift die möglichste Vollständigkeit zu geben, hat es wenigstens nicht gefehlt.

Zugleich ergreife ich diese Gelegenheit eine weitere Bitte an die hochverehrliche Versammlung auszusprechen.

Seit längerer Zeit beschäftige ich mich mit der Bearbeitung der Biographien von Xylander und Löwenklau (Leunclavius), welcher letztere Lehrer an der hiesigen Schule war.

Von beiden finde ich nun hier sehr viel in den Acten aus der Zeit, in welcher sie hier in Heidelberg wirkten: aber über ihre Lebenverhältnisse vor, und bei Löwenklau auch nach seinem hiesigen Aufenthalte, fehlen mir, ganz besonders bei Löwenklau, die nöthigen Notizen, um eine wenigstens einiger Maßen vollständige Biographie zu liefern.

Vieles, was bisher über und von Xylander und Löwenklau noch nicht gedruckt worden, wie Briefe u. s. w., verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Streuber in Basel.

Da es nun leicht möglich ist, daß auch an andern Orten, wie es in Basel der Fall ist, bis jetzt noch unbekannte Notizen über Xylander und Löwenklau sich vorfinden, so erlaube ich mir die verehrlichen Mitglieder der hohen Versammlung zu bitten, mir, wenn sich irgendwo bis jetzt noch nicht Bekanntes über den Einen oder den Andern vorfinden sollte, davon, wo möglich auf dem Wege des Buchhandels, gefälligst Nachricht geben zu wollen. Dankbar und gewissenhaft werde ich alle Nachweisungen benutzen.

Die Bearbeitung selbst wird in der Weise geschehen, wie die von Micyllus.

Hochachtungsvollst hat die Ehre zu zeichnen

einer hochverehrlichen Versammlung

Heidelberg, den 1. September 1846.

ergebenster

Hautz, Professor.

2.

Philologos Germaniae qui Jenam convenerunt Paedagogii Stoiani auctoritate et nomine venerabundus salutat Dr. ph. *Guilielmus Tittmann*, theol. et philol. Cand. Jenae pridie Cal. Oct. MDCCCXLVI.

Quotquot pererrans dulcia fluctibus
Vineta Rhenus, rupium et arduas
Moles refringens misit Albis,
Litora quot maris aestuosi

Misere et arces aetheriae Alpium:
Quot una multo nomine patria
Coëgit huc, salvete! clamant
Cum senibus juvenum cohortes.

Conversa retro vestra acies vetus
Tuetur aevum, cum velut imbribus
Amnis super ripas adauctus,
Pindarus ore ruit profundo;

Cum quos canendo Maeonides deos
Formarat, auro et marmore Phidias
Exsculpit, aut rectis juventus
Auribus obstupuit Platonem;

Cum sancta ponit jura Quiritibus
Moresque praetor, vel manibus rapit
Post terga detortis tyrannos
Ad capitolia summa victor.

Musas fovetis, quae, velut aequore
Rigata tellus Deucalionio
Tandem reversi solis aestu
Percaluit, speciesque rerum

Et mira finxit monstra animalium:
Partu tumescens innumerabili
Aevum levavere, et tumescens
Perpetuo validae levabunt;

Quae molle fingunt os pueri, recens
Quae robur addunt ingenio, et novo
Decore chordas spirituque
Teutonicas tenui imbuere.

Non sunt pyropo, non ebore Indico
Quae Jena pandat clara palatia;
Non aureis cives culullis
Excipient croceove lecto.

Sed alta surgunt culmina montium,
Praecincta saxis pectus et arcibus
Furore fractis gentiumque
Caede gravi furiisque nota.

At laeta ridet cespite florido
Rivisque vallis, purpurea nemus
Coma decorum et praeter alnos
Quae nitido fluit amne Sala;

Ridet priorum splendida principum
Arx atque custos, et gremio parens
Quos fovit olim laeta natos,
Laeta iterum cupiens fovere.

Sacros sororum numinibus suo
Dî vos salutant indigenae solo:
Frugum gravi Pomona cornu, et
Qui Cypriis Rhodanique quondam

Rhenîque mutat collibus aemulis
Jenam Thyoneus, doctaque quae vetus
Hic Libero tectum et Camoenis
Contiguum posuit Minerva.

Nam non eodem certa manet loco
Nec voce, totoque orbe volubilis
Camoena ut Hispanos et Anglos,
Sic numeris alia atque vultu

Germana vidit mitia litora,
Et Jenae amavit prae reliquis solum;
Nec dulcius nostris priusve
Teutonici cecinere vates.

Sed nulla Musae carior arx fuit,
Quam densus umbra et germine Pythio
Parnassus insignis, liquorve
Castalio potior liquore;

Nec lingua divae gratior exstitit,
Quam qua ruentem turpiter Ilion,
Romamve nascentem et loquaces
Baudusiae latices canebat.

Tum prima laetis tempora vocibus
Agebat aevi, tum juvenilius
Fervebat insanasque Bacchas
Et Furias docilis videre;

Tum non minaci consilio graves
Exercet iras, sed facili joco
Ludens puellaresque Nymphis
Juncta citis celebrat choreas.

Fusisque circum splendida Gratiis
Regina vadit, non manibus modo aut
Talis nitens, sed tota comta,
Sed penitus numerosa virgo.

Illis vocari Calliope sonis
Laetatur, ut qui trans pelagus puer
A patriis abreptus agris
Aure bibit cupida paternas

Et mente voces vix memori senex;
Quo si sacerdos more voces, tuos
Clemens labores et benigno
Sacra sua auxilio juvabit;

Et sive certa sede habitaverit,
Litusve mutans litoribus: tibi
De Gratiis optans Camoena
Perpetuam comitem relinquet.

3.

Prof. Welcker's (von Gotha) Gruß an die Versammlung.

Philologis, qui Jenam convenerunt.

Quos exceperunt haec atria celsa, V i r o r u m
Doctorum n o m e n non elegia capit.
Syllaba prima, sequens et tertia corripiuntur.
Longam sola facit syllaba quarta moram.
Ergo, quum nequeam vos junctos dicere versu
Nomine disjunctos vos p h i l o dico l o g o s.

Non inimica viris haec tmesis hiat, sed amica:
Rite saluto pia vos p h i l o mente l o g i! —
Scindat vos carmen, modo vos sententia jungat
Et lex et, vigeat qua Schola, pacta salus!
Est sine fine l o g u s, nullus P h i l o si praeit auctor.
Verus quisque sibi sit P h i l o sitque l o g u s!

Jenae, d. XXIX Sept. MDCCCXLVI.

Welcker.

Derselbe vertheilte eine große Anzahl handschriftlicher Epigramme an der Mittagstafel des 29. September; eine Probe davon ist:

Ad lectorem:

Parvula dona sumus. Ne nos epigrammata dicas;
En tibi nil fellis nostra caterva feret,
Ausonias cernis nos transvectasque cicadas,
Quas iuvat haecce brevi tecta replere sono.
Nonne genus nostrum Romanis vatibus olim
Gratum erat? En Culicem vel canit ipse Maro.

Scilicet agmen apum tibi gratius esset, in ore
Quod Latii lectas mellis haberet opes.
At nobis, licet indoctis, est impetus ultro
Doctos hic coetus pervolitare virum.
Da veniam, si non cantemus dulce: Parentes
Sunt procul a nobis Ausoniique Lares.

4.

Prof. Weißenborn's (von Jena) Begrüßung
(an der Mittagstafel des 29sten Sept. vertheilt.)

Philologis ad conventum Ienae habendum congressis

III. Kalend. Octobres MDCCCXLVI.

Quaerit iam fugiente aestate ciconia terras
Australes, sedes et calidas repetit;
Excedit silvis stagnisque ficedula, vitans
Frigora acerba, plagas ad tepidas remeat.

Nostraque iam fessi studiis liquere tirones
Moenia prisca, Lares ad patrios reduces.
Ecce autem peregrina cohors stipata Virorum
Advolat; a nobis poscitur hospitium.

Quid tandem eximium nostra hac exspectat in urbe
Agmen, quidve phalanx docta requirit avens?
Num visura venit Ienae *miracula septem*,
Queis cunctas urbes finitumas superat?
Ecce *Draco*, *Ara*, *Caput*, *Fons*, *Pons*, *Vulpecula Turris*,
Septima et accedit *Weicheliana domus!*
An desiderio *vini Ienensis* aguntur,
Collibus e nostris pressa quod uva dedit?
Namque est sparsa *meri* fama et vulgata per orbem
Nostri, quo nullum dulcius ora rigat.
— Ad graviora vocati huc convenere severi
Doctores, dociles quos celebrant pueri;
*Rectores*que scholarum acres, *quicunque* et *alumnos*
Musarum ingenuis artibus instituunt.
Accedunt commissuri certamina; multi
Spectatum veniunt, tela gerunt alii.
Protractisque fames rixis imponit acerba
Finem; certantum conticuit sonitus;
Quique modo inter se iactarunt vulnera multa,
Concordes miscent pocula plena meri.
Sic Vos laudandi, maiorum exempla secuti,
Acres in bellis, inque epulis alacres.
Sic Vos alloquimur: *Cari salvete Sodales*,
Mitibus atque animis accipite hospitium!

5.

Tischlied.

(Dem Philologenverein ehrerbietigst gewidmet von Jena's Gelegenheitsdichter Wilh. Treunert.)

Mel. Mihi est propositum etc.

Hier zu Jena ward ein Brauch
Nimmer noch vergessen:
Daß man gern ein Liedchen singt,
Sonderlich beim Essen.
Also wer vielleicht noch nie
Hier zu Tisch gesessen,
Wolle diesen Jen'schen Brauch
Würdiglich ermessen.

Jena ist ja doch der Ort,
Wo seit alten Tagen
Sich die ernste Wissenschaft
Mit der Lust vertragen.
Mancher wohl in unserm Kreis
Wüßte mit Behagen,
Wenn er heut zurückgedenkt,
Viel davon zu sagen.

Darum folgt dem Doppelruf,
Der an uns ergangen:
Nicht will ernstes Forschen uns
Hier allein empfangen.
Wo Minervens Schild und Speer
Hoch im Tempel prangen,
Hat auch Freude Kranz und Stab
Lächelnd aufgehangen.

Aber hier herrscht sie allein
Bei den vollen Bechern,
Reichet ihren Rosenkranz
Selbst den ernsten Sprechern,
Streichelt glatt die krause Stirn
Alten Irrthums-Rächern,
Macht uns Alle insgesammt
Nur zu frohen Zechern.

Lebe drum die Freude hoch,
Die dem Ernst verbunden!
Jena lebe, wo wir sie
Heitern Blicks gefunden!
Und ist bald auch dieses Fest
Uns dahingeschwunden,
Lebe die Erinn'rung doch
An die schönen Stunden!

6.

Director Schöler's (von Erfurt) Aufruf (an der Mittagstafel des 1. Oct. vorgelesen).

Deutschland wachse, Deutschland blühe,
Deutschland blüh' durch Geistesmacht,
Heil'ges Vaterland erglühe,
Leuchte hell durch Jugendpracht.
Deines Leibes kräft'ge Glieder
Immer noch mit schwerem Bann
Fesseln Sprüche, Schlummerlieder,
Die des Feindes Witz ersann.

Nur zum Grübeln, nur zum Dichten,
Tönt ihr Sang, ist Deutschland gut;
Gilt es Handeln — zu verzichten,
Faßt es sich mit frommen Muth.

Hellas' Zögling, straf sie Lügen:
An der Vorwelt Mutterbrust
Trinke du in vollen Zügen
Jedes Schaffens Götterlust.

Nur wenn Geist und That sich einet,
Schönheit beide hold verwebt —
Mannheit sich durch Frommheit reinet,
Dann erst heißt es recht gelebt. —

So für's Alte, so für's Rechte
Deutsche Brüder, seid geeint:
Jeder forsche, bilde — fechte,
Bis der Siegestag erscheint.

Also sei's! — dem Grabesschoose
Heil'ger Vorzeit nun entsteigt,
Hohe Geister, menschlich große,
Nehmt die Spende frohgeneigt! —

7.

Schreiben des G. K. R. Hoffmann an das Präsidium (siehe oben S. 48).

Magnifice!

Dem verehrlichen Präsidium der diesjährigen Versammlung der Philologen und Schulmänner bin ich beauftragt, im Namen des Vorstandes der deutschen morgenländischen Gesellschaft ein Exemplar des

Jahresberichts der deutschen morgenländischen Gesellschaft für 1845—1846 (Leipz. 1846. 8.)

gehorsamst zu überreichen. Die geehrte Versammlung wird daraus, wie wir hoffen, nicht ohne Theilnahme sehen, welche Ausdehnung diese Gesellschaft in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon gewonnen hat. Genehmigen Sie die Versicherung der vollkommensten Hochachtung, in welcher beharret

Ew. Magnificenz

ganz ergebenster

D. A. G. Hoffmann,
Präsident der Orientalisten-Versammlung.

Jena, den 1. October
1846.

Herrn Geh. Hofrath D. Hand, Magnificenz,
als Vorstand der Philologenversammlung.

8.

Dr. Stetter's Brief an das Präsidium

(nach dem Schlusse der Versammlung eingegangen, siehe S. 24).

Verehrte Geschäftsführer des Philologenvereins!

Weil ich wegen verzögerter Prüfung selbst nicht kommen konnte, sende ich hiermit ein Schriftchen nebst der Versicherung, daß ich etwa 12000 Eigen- besonders Orts- und Flußnamen meist aus Deutschland, aber auch aus den andern 4 Welttheilen gesammelt, erklärt, und da alle das Nämliche bedeuten und einer und derselben Ursache ihre Entstehung verdanken, durch 12000 Beweise unwidersprechlich begründet und bewahrheitet habe. Ich bin überzeugt, daß die vielen 100,000 Ortsnamen auf Erden meist demselben Gesetze folgen, und daß sie folglich sehr leicht erklärbar sind. Daß die allgemeine vergleichende Sprachkunde ungemein dadurch gefördert wird, leuchtet ein. Aber ein einzelner Mensch ohne Karten, Oerterbücher und Wörterbücher von sehr vielen Mundarten und Sprachen kann diese unendliche Masse unmöglich bewältigen, erörtern und ins Reine bringen. Dazu ist ein Verein nöthig. Auch muß man sehr viele zweifelhafte Ortsnamen, die nicht leicht durch Induction und nach der Analogie einleuchten, durch Besich-

tigung der Lage herausbringen; man muß also reisen oder reisen lassen, wer für solche Forschungen ein eingeweihtes Auge und Natursinn hat. Denn die meisten Ortsnamen sowohl alte als neue verdanken einer natürlichen Ursache ihre Entstehung. Jena, Berlin, Dresden, Wittenberg, Athen, Theben, Weimar, Hamburg, Lüneburg, Prag u. s. w. und vielleicht die Hälfte aller deutschen Ortsnamen kann man bei mir 1000fältig beurkundet finden, wozu ich jeden Anwesenden bei dem Vereine sehnlichst einlade. Es durch den Druck zu veröffentlichen, dazu fehlt es mir an Zeit, auch möcht ich gern eine Masse von etwa 100,000 beisammen haben, um Alles noch tausendfältiger zu bewahrheiten. Aber so kopfbrechenden Anstrengungen erliegt vielleicht meine schwache Gesundheit, die durch so arge Beschäftigungen außer den Schulstunden sehr gelitten hat. Wäre es nicht möglich, daß, nachdem man meine Forschungen untersucht und sie als begründet gefunden, mir durch den Einfluß des Philologenvereins Hilfsmittel, besonders die genauesten Karten über alle Länder und eben solche Oerter- und Wörterbücher an die Hand gegeben würden, um wenigstens in etwa 1 Jahre die meisten Ortschaften Deutschlands völlig zu erörtern und auf alle Zeiten auch geographisch zu begründen? Nicht einmal aus den Bibliotheken der nächsten Umgegend wurden mir Hilfsmittel gereicht, und zum Hinreisen hab ich durch mein Amt gebunden keine Zeit. Ohne allgemeine Unterstützung kann ich, weil ich doch wenigstens 40—50,000 Ortserklärungen auf einmal liefern möchte, um durch die Hülle und Fülle unwidersprechlich Alles zu beweisen, nicht so bald etwas zu Tage fördern, weil mir auch meine Unterrichtsstunden viel zu schaffen machen. Wenn meine Bestrebungen, die auch die meisten Eigennamen der alten griechischen und römischen Welt, also Ganges, Indus, Nil, Theben, Athen, die auch 1000mal im westlichen Europa wieder vorkommen, Anklang und Unterstützung finden sollteu, so wär' es mir sehr lieb des gewiß erfreulichen, Sprachen- und Natur- und Länderkunde fördernden Ergebnisses wegen. Ich ersuche deßhalb das hochlöbliche Comitee (*Κομιδη*) die Versammlung sowohl mit diesem Schreiben, als auch mit dem Wesentlichsten aus dem Programm gefälligst bekannt machen zu wollen.

Voll Verehrung und Hochachtung

Ihr

Konstanz den 25. Sept. 1846.

ergebenster
Stetter.

Druckfehler.

S. 8, Nr. 294 statt D. Schottin lies D. Sch.
— 16, Z. 6 v. u. — werden — worden
— 21, Anm. — S. 2 — S. 3.
— 24, Z. 8 v. o. — Philologicorum — Philologicarum
— 31, Z. 8 — naiven — naivem
— 34, Z. 13 — hr — ihr
— 35, Z. 10 — an den — an dem
— 36, Z. 17 — ſie — ſie
— 39, Z. 16 v. u. — οἶδ' — οἶ δ'
S. 51, Z. 28 v. o. statt noch Herodot lies nach H.
— 53, — 5 — — — Form — Ferne
— 54, — 14 v. u. — ἐτι — ἐστι
— 63, — 8 — — — φολκόρ — φολκός
— 64, — 8 — — — spectile — spetile
— 68, — 5 — — — einem — einen
— 69 in der Ueberschrift statt vierten — dritten
— 80, — 16 v. u. — Gegenstund — Gegenstand
— 85, Anm. Z. 7 — eo — ed.

VERHANDLUNGEN

DER ZEHNTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER

PHILOLOGEN, SCHULMÄNNER UND ORIENTALISTEN

IN BASEL

DEN 29 UND 30 SEPTEMBER UND 1 UND 2 OCTOBER 1847.

BASEL.

DRUCK UND VERLAG VON J. J. MAST.

1848.

Mitgliederverzeichniss.

(Ein vorangesetzter Stern bezeichnet die Orientalisten.)

1. Fr. Dor. Gerlach, d. Z. Rector der Universitæt Basel.
2. Wilh. Vischer, Dr. u. Prof. in Basel.
* 3. Wilh. Mart. Leber. de Wette, Prof. in Basel.
* 4. Joh. Jac. Stæhelin, Theol. Dr. u. Prof. in Basel.
* 5. Konr. Dietr. Hassler, Dr. u. Prof. in Ulm.
6. Friedr. Fischer, Dr. u. Prof. der Philosophie in Basel.
7. Dr. Streuber, Privatdocent an der Universitæt Basel.
8. C. F. Schœnbein, Prof. der Chemie in Basel.
9. Ludw. de Wette, Med. Dr. in Basel.
10. Eman. Schneider, J. U. D. in Basel.
11. Andr. Heusler, J. U. D. in Basel.
12. Karl v. Speyr, J. U. D. in Basel.
13. Luigi Picchioni, Dr. u. Prof. in Basel.
14. Eduard Böcking, Prof. der Rechte in Bonn.
15. Christian Walz, Prof. der Philologie in Tübingen.
16. K. R. Hagenbach, Theol. Prof. in Basel.
17. Joh. Georg Müller, Theol. Prof. in Basel.
18. K. G. Jung, Med. Dr. u. Prof. in Basel.
19. D. Heussler-Thurneysen in Basel.
20. Dr. Drechsler, Privatdocent an der Universitæt Basel.
21. Joh. Rud. Burckhardt, J. U. D. in Basel.
22. Jac. Burckhardt, Antistes von Basel.
23. K. Franke, Prof. in Halle.
24. Chr. Theophil Schuch, Prof. in Bruchsal.
25. Dr. J. Ritz, Gymnasiallehrer in Eschwege.
26. Fr. Karl Grieshaber, Geistl. Rath u. Prof. in Rastatt.
27. Dr. Karl Ludw. Roth, Ephorus des theol. Seminars in Schœnthal.
28. Eduard Thurneysen, J. U. D. in Basel.
*29. Wilh. Hoffmann, Prof. d. Theol. u. Inspector d. Evang. Missionsanstalt in Basel.
*30. J. F. Schœn, Missionar in Basel.
31. C. F. Meisner, Med. Dr. u. Prof. in Basel.
32. K. Wassmannsdorf, Cand. Philol. und Turnlehrer in Heidelberg.
*33. Baron von Eckstein in Paris.
34. Alois Biedermann, Pfarrer in Münchenstein.
*35. Dr. A. G. Hoffmann, Geheimer Kirchenrath in Jena.
36. Ludwig Seeger, Docent in Bern.
37. Phil. Reber, Cand. Med. in Basel.
38. C. F. Zimmermann, S. M. C. in Basel.
39. J. Christ. Weiss, S. M. C. in Basel.
40. Dr. Rost in Gotha.
41. Dr. Joh. Rud. Burckhardt, Rector Gymn. in Basel.
42. C. R. Preiswerk, V. D. M., Hauptlehrer am Gymnasium in Basel.
43. Wilhelm Schmidlin, Hauptlehrer am Gymnasium in Basel.
44. Louis Girard, Hauptlehrer am Gymnasium in Basel.
45. Dr. Remigius Meyer, Hauptlehrer am Gymnasium in Basel.
46. Dr. K. L. Roth, Hauptlehrer am Gymnasium in Basel.
47. Dr. Ernst Hauschild, Gymnasiallehrer in Basel.
48. L. A. Woringer, Lehrer am Gymnasium in Basel.
49. Theophil Burckhardt, Lehrer am Gymnasium in Basel.
50. Heinr. Meyer, Lehrer am Gymn. in Basel.
51. Joh. Heinr. Frey, Rector der Realschule in Basel.

52. Karl Buxtorf, Lehrer an der Realschule in Basel.
53. J. J. Schäublin, Hauptlehrer an der Realschule in Basel.
54. J. Haldy, Hauptlehrer an der Realschule in Basel.
55. Wilh. Rumpf, Hauptlehrer am Gymnasium in Basel.
56. Balthasar Reber, Dr. Phil. in Basel.
57. J. Hess, Pfarrer in Basel.
58. Julius Lehmann, Vorsteher einer Töchterschule in Basel.
59. C. F. Girard, Phil. Dr. u. Prof. in Basel.
60. Adolf Spiess, Turnlehrer in Basel.
61. Schleip, Pfarrer in Binningen.
62. Dr. Götz in Binningen.
*63. Sam. Preiswerk, Phil. Dr., Pfarrer zu St. Leonhard in Basel.
64. Zündel, Prof. in Lausanne.
65. Immanuel Stockmeyer, Pfarrer zu St. Martin in Basel.
66. Gottlieb Bischoff, J. U. D. in Basel.
67. A. Heitz, J. U. D. in Basel.
68. Leonh. Oser, S. M. C., Lehrer in Basel.
69. Bened. Meyer, Lehrer in Basel.
70. Dr. Abr. Heussler, Rector d. Töchterschule in Basel.
71. Ed. Wüstemann, Prof. in Gotha.
72. Dr. Firnhaber, Prof. in Wiesbaden.
73. Dr. Victor Kaiser, Lehrer in Solothurn.
74. Prof. von Sinner, Bibliothecar der Universitæt Paris.
75. Dr. Ludw. Uhland in Tübingen.
76. Wilh. Wackernagel, Prof. in Basel.
77. Heinr. Iselin, Med. Dr. in Basel.
78. J. Dœderlein, Prof. in Erlangen.
79. Bäumlein, Ephorus in Maulbronn.
80. Rettig, Prof. in Bern.
81. Zell, Prof. u. Geheimer Hofrath in Heidelberg.
82. J. Heimlicher, Architect in Basel.
*83. Hitzig, Prof. in Zürich.
84. Deimling, Lehrer in Mannheim.
85. Kreuser, Prof. am Gymnasium in Köln.
86. J. J. Miville, Pfarrer in Basel.
*87. C. Dilthey, Oberstudienrath in Darmstadt.
88. F. Oser, Pfarrer in Waldenburg.
89. Bischoff, Pfarrer zu St. Theodor in Basel.
90. A. Frey, Med. Dr. in Basel.
91. Rud. Rauchenstein, Dr. Phil., Rector der Cantonsschule in Aarau.
92. Rappenegger, Geistl. Rath und Prof. in Mannheim.
93. J. Schiess, Lehrer in Aarau.
94. F. Rauchenstein, Prof. in Aarau.
95. A. Keser, Lehrer in Aarau.
96. J. Honegger, Dr. u. Prof. in Aarau
97. Heinr. Schällibaum, Prof. in Chur.
98. Dr. Fr. A. Eckstein in Halle.
99. Franz Hörler, S. M. C., Lehrer in Basel.
*100. Ed. Reuss, Prof. Theol. in Strassburg
101. Piper, Prof. Theol. in Berlin.
102. Emil Heitz, Licentiat d. Phil. in Strassburg
*103. Bergmann, Prof. Theol. in Strassburg.
104. Günther, Lehrer d. Bezirksschule in Liestal.
105. Dr. Zwissler in Reutlingen.
106. Dr. Düntzer, Bibliothecar in Köln.
107. Dr. Moser, Rector und Prof. in Ulm.
108. K. Fr. Hermann, Dr. u. Prof. in Göttingen
109. A. LaRoche, J. U. D., Appellationsrath in Basel.
110. J. C. Ammann, Pfarrer in Hüttlingen.
111. Chr. Bernoulli, Lehrer an der Realschule in Basel.
112. Behaghel, Prof. am Lyceum in Mannheim.
*113. Dr. R. Roth in Tübingen.
114. O. Birmann, J. U. D. in Basel.
115. J. F. Stumm, des Raths in Basel.
116. Deputat LaRoche in Basel.
117. Dr. H. Meyer, in Zürich.
118. Scherm, Prof. in Constanz.
119. Provence, Lehrer in Müllheim.
120. Duffner, Prof. in Freiburg.
121. Laugenbach, Gymnasiallehrer in Offenburg.
122. Eckert, Lehrer am Lyceum in Freiburg.
123. Prof. Dr. Peter Merian, des Raths in Basel.
124. Dr. Brüggemann, Geheimer Rath in Berlin.
125. H. Hugendubel, Realschuldirector in Bern.
126. Theile, Prof. in Bern.

127. Dr. A. N. Bœhner, Pfarrer in Dietlikon.
128. H. Schneider, Cand. Philol. in Basel.
129. Dr. F. Tripet, Lehrer in Basel.
130. Rüetschi, Director des Progymnasiums in Bern
131. L. H. Roth, Pfarrer in Buggingen.
132. S. Vœgelin, Prof. am Gymnasium in Zürich.
133. Dr. J. G. Baiter, Prof. in Zürich.
*134. Pfarrer LeGrand, Inspector des Alumneums in Basel.
135. Prof. Jahn in Bern.
136. Friedr. Fiesinger, Lehrer am Progymnasium in Bern.
137. Ferd. Kunkelen, Lehrer am Progymnasium in Bern.
138. Benedict Vischer in Basel.
139. Kürsteiner, Conrector des Gymnasiums in Basel.
140. J. U. Fæsi, Prof. in Zürich.
141. Hagnauer, Prof. an der Cantonsschule in Aarau.
142. J. J. Bachofen, J. U. D. in Basel.
143. A. Otto, ehemaliger Rector der Töchterschule in Basel.
144. Dr. Kissel in Basel.
*145. Prof. Dr. Wüstenfeld in Gottingen.
146. Pfarrer Rinck in Grenzach.
147. Lucas Merian, vormals des Raths in Basel.
148. Dr. Junker, Prof. und Director des Pædagogiums in Lörrach.
149. Pfarrer Propst in Dorneck.
150. Pahl, Rector und Prof. des Lyceums in Tübingen.
151. LaRoche, Pfarrer zu St. Peter in Basel.
152. Chr. Bernoulli. Prof. in Basel.
153. Ch. Beck, Lehrer in Basel.
154. J. R. Lindenmeyer, Lehrer in Basel.
155. Julius Cæsar, Prof. in Marburg.
156. J. Rud. Linder, Pfarrer in Reigoldswil.
157. Joh. Schmid, Pfarrer in Muttenz.
158. Rauschenplat, J. U. D. in Strassburg
159. Friedr. Fæsch, Lehrer in Basel.
160. J. J. Buser, Lehrer in Basel.
161. Friedr. Schaffner, Lehrer in Basel.
162. Phil. Hindermann, Lehrer in Basel.
163. Luc. Burckhardt, Waisenvater in Basel.
*164. Dr. Philipp Wolff, evangel. Stadtpfarrer in Rottweil.
165. Nic. Bohny, Lehrer in Basel.
166. Gustav Bruckner, J. U. D. in Basel.
167. Daniel Ecklin, Med. Dr. in Basel.
168. Rud. Respinger, Pfarrer in Basel.
169. D. A. Fechter, Phil. Dr., Hauptlehrer am Gymnasium in Basel.
170. Hindermann-Zæslin in Basel.
171. Rud. Fetscherin in Bern.
172. Jos. Eckert, Prof. in Basel.
173. Ed. Tobler, Lehrer in Basel.
174. Raillard, Med. Dr. in Basel.
175. Pfarrer Huber in Basel.
176. Melchior Berri, Architect in Basel.
177. Pfarrer Stæhelin in Basel.
178. Minder, des Raths in Basel.
179. Aug. Stœber, Prof. in Mülhausen.
180. Fürstenberger, des Raths in Basel.
181. Martin Klotz, Cand. Theol. in Chur.
182. Ernst Reiter, Musikdirector in Basel.
183. Lichtenhahn, J. U. D., Staatsschreiber in Basel.
184. Abr. Eman. Frœhlich, Pfarrer in Aarau.
185. Klein, Prof. in Mainz.
186. Nüsslin, Prof. und Geheimer Hofrath in Mannheim.
187. A. Gerstner, Prof. in Karlsruhe.
188. C. F. Gockel, Hofrath u. Prof. in Karlsruhe.
189. Dr. Wilh. Gerstner in Freiburg.
190. J. P. Müller, S. M. C., Lehrer in Basel.
191. Dr. A. Rein, Rector der höheren Bürgerschule in Crefeld.
192. Wiener, Gymnasiallehrer in Lausanne.
193. Süpfle, Hofrath u. Prof. in Karlsruhe.
194. Ludwig Kelterborn, Gymnasiallehrer in Basel.
195. Karl Bender, Institutsvorsteher in Weinheim.
196. D. Seisen, Lic. Theol., Director der höheren Bürgerschule in Schopfheim.

197. J. J. Merian in Basel.
*198. C. F. Schlienz, Missionar in Basel.
199. Franz Weissgerber, Prof. am Lyceum in Rastatt.
200. Heinrich Zehntner, Bezirksschullehrer in Böckten.
201. K. Pabst, Lehrer am höheren Gymnasium in Bern.
202. Georg Denz, Pfarrer in Trimmis.
203. Joh. Riggenbach, Pfarrer in Bennwil.
*204. Rettberg, Consistorialrath und Prof. in Marburg.
205. Karl Sartorius, S. M. C. in Basel.
206. Rud. Hotz, Lehrer in Basel.
207. David Witzig, Lehrer in Basel.
208. Pfarrer Cherbuin, Lehrer in Basel.
209. Specht, Diaconus in Lörrach.
210. Strack, Professor in Berlin.
211. Pfarrer Wick-Hindermann in Basel.
212. K. Kramer, Bezirksschullehrer in Reinach.
213. Stælin, Oberbibliothecar in Stuttgart.
214. Camerer, Ober-Regierungsrath in Stuttgart.
215. Oeri, Pfarrer in Lausen.
216. Felix Sarasin, Bürgermeister von Basel.
217. Pfarrer Adolf Sarasin in Basel.
218. Platner, Geh. Hofrath u. Prof. in Marburg.
219. Dr. Wilh. Rein, Prof. in Eisenach.
220. Albert Braun, Pfarrer in Mülhausen.
221. von Mechel, Commandant von Basel.
222. Ehrenfeuchter, Prof. in Göttingen.
*223. Dr. Aug. Koch, Privatdocent d. Theol. in Zürich.
*224. E. Rœdiger, Dr. u. Prof. in Halle.
225. E. Kern, S. M. C. in Basel.
226. Kettiger, Schulinspector von Baselland.
227. J. Senn, Bezirksschullehrer in Terwil.
228. Sam. Preiswerk, Pfarrverweser in Langenbruck.
229. Günzler, S. M. C., Lehrer am Missionshause in Basel.
230. F. W. Dralle, Bezirksschullehrer in Terwil
231. Becker, Bezirksschullehrer in Waldenburg.
232. Wilh. Fetscherin, Lehrer in Bern.
233. C. Krieger, Lehrer in Bern.
234. Hitzig, Pfarrer in Tüllingen.
235. Zimmermann in Lörrach.
236. Alois Dietschy in Rheinfelden.
237. Rud. Merian, Dr. u. Prof. in Basel.
238. Schorr, Gymnasialassistent in Hof.
239. L. Schneider, Bezirksschullehrer in Sissach.
240. Bossard, S. M. C., Lehrer in Basel

VERHANDLUNGEN DES VEREINS

DEUTSCHER

PHILOLOGEN, SCHULMÄNNER UND ORIENTALISTEN.

ZWEITES LUSTRUM.

FÜNFTE ABTHEILUNG.

1847.

I.

PROTOCOLL DER ALLGEMEINEN SITZUNGEN.

ERSTE SITZUNG. 29 SEPTEMBER.

Der Präsident, Prof. GERLACH, begrüsst vorläufig und kurz die schon zahlreich anwesenden, worauf nach eben desselben Vorschlag zu Secretären der Versammlung ernannt werden Prof. WACKERNAGEL von Basel, Rector ECKSTEIN von Halle, Prof. SAL. VŒGELIN von Zürich und Dr. STREUBER von Basel. Es folgen die übrigen vorbereitenden Geschäfte: Verlesung der bis jetzt in das Mitgliederverzeichniss eingetragenen Namen, Ankündigung der Vorträge die zu erwarten stehn, Angabe der Schriften die der Versammlung vorgelegt und gewidmet worden (s. Beilage 2), dieses alles durch WACKERNAGEL und ECKSTEIN; sodann, durch den Präsidenten zur Berathung gegeben, die Frage der Ortswahl für die nächstjährige Zusammenkunft: es sei eine Stadt des Preussischen Königreiches, von dem leider abwesenden THIERSCH sei München, von SINTENIS Dessau in Vorschlag gebracht. Da es zweckmässiger scheine, den Gegenstand zuerst an eine Commission zu weisen, möge eine solche aus dem Vicepräsidenten Prof. VISCHER, Geheimenrath BRÜGGEMANN, Oberschulrath ROST, Rector ECKSTEIN und einem Orientalisten bestellt werden. Die Gesellschaft genehmigt und bestätigt; den Orientalisten bleibt ihr Abgeordneter noch zu wählen.*) Nachdem WACKERNAGEL die Tagesordnung noch einmal vorgelesen, regt das Präsidium eine zweite Geschäftsfrage an, ob nämlich die Spaltung des Vereins in zwei getrennte Sectionen, eine philologische und eine pädagogische, so nöthig und erspriesslich sei, wie das Manchen scheine; ihm dünke es gerathener, Vorträge von allgemeinerem Interesse auch vor allgemeine Sitzungen zu bringen und nur speciellere vor Sectionen; diese aber sollten durch ganz freies Zusammentreten gebildet werden.

Die weitere Besprechung ward gehindert durch den Eintritt der HOHEN REGIERUNG; von dem Vicepräsidenten empfangen, nahm dieselbe Platz auf den ihr vorbehaltenen Sitzen, und nun erst eröffnete der Präsident Prof. GERLACH die Versammlung des Jahres 1847 durch folgende festliche Begrüssungsrede

Über Gang und Richtung der philologischen Studien in Basel während der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

Vor allem heisse ich die Philologen, Schulmänner und Orientalisten, und alle Freunde dieser Studien, welche aus Deutschland, aus der Schweiz und den angränzenden Ländern sich hier versammelt haben, herzlich in unserer Stadt willkommen. Wie bekannt, wurde durch den Beschluss der vorjährigen Versammlung in Jena Basel als nächster Versammlungsort bezeichnet. Je weniger

*) Sie bestimmten nachher zu ihren Stellvertretern Prof. de Wette von Basel und den Geheimen Kirchenrath Prof. Hoffmann von Jena

wir auf diese Auszeichnung Anspruch machen konnten, desto mehr fühlten wir das Gewicht der Verpflichtung, welche uns durch diese Schlussnahme auferlegt worden ist. Wenn wir also billigen Anforderungen nicht genügen sollten, so werden Sie, verehrte Herren! diess weniger einem Mangel an Pflichteifer zuschreiben wollen, als äussern Umständen, die zu beseitigen nicht in unserer Macht stand. Ohnedem dürfen wir die gegründete Hoffnung hegen, dass die Gegenwart so vieler ausgezeichneter Männer, die wir hier zu begrüssen die Ehre haben, dasjenige reichlich überwiegen werde, was etwa in den getroffenen Anordnungen mangelhaft erscheinen mag. Darum sind wir einer freundlichen Nachsicht von Ihrer Seite gewiss. Wenn ich nun namentlich die nächste Pflicht des Vorstandes ins Auge fasse, unsere Versammlungen auf eine geziemende Weise zu eröffnen, so schien mir weder mit dem Zwecke, der uns hier vereinigt hat, noch mit dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft überhaupt im Widerspruch, einen Rückblick auf jene für unsere Stadt nicht minder als für das gesammte wissenschaftliche Europa bedeutsame Zeit zu werfen, wo in Folge der Gründung der Universität ein neues Geistesleben in Basel erweckt ward; und zwar werden wir uns auf die Würdigung der philologischen Studien beschränken, welche damals nicht nur die gemeinsame Quelle und Grundlage des gesammten wissenschaftlichen Lebens gewesen sind, sondern der Form wie dem Inhalte nach die Wissenschaft selbst enthielten. Also den Gang und die Richtung der philologischen Studien an der Universität Basel in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zu schildern soll meine Aufgabe sein.

Nachdem Aeneas Sylvius Piccolomini, in Anerkennung seiner vielfachen Verdienste um den päpstlichen Stuhl, selber mit der dreifachen Krone geschmückt worden war, gedachte er mit wohlwollender Gesinnung des vielen Guten, welches er als Schreiber des Conciliums während seines sechzehnjährigen Aufenthaltes in der Stadt Basel erfahren hatte und verlieh den Bürgermeistern, Räthen und der Gemeinde der schönen, gesunden und zu Allem wohlgelegenen Stadt Basel auf ewige Zeiten eine Universität in aller göttlichen und menschlichen Wissenschaft und allerlei geistlichem und weltlichem Recht. Nicht ganz unerwartet kam diese Gunst der Bürgerschaft. Denn es war nach dem Chronisten auf des Raths fleissig Ansuchen geschehen, und auch der Freibrief des Papstes bezieht sich auf ein deshalb an ihn gestelltes Begehren. Dieser Wunsch des Volks giebt dieser Vergabung einen höhern Werth als die wohlmeinende Gesinnung des Papstes. Das Gutachten, welches über die Ausführung der gedachten Massregel sich aussprach, durfte als Grund geltend machen, „was maassen die Stadt Basel jeweilen in hohen Ehren und Weisheit hargekommen und von Jedermann in der Nähe und Ferne dafür gehalten worden sei." Wie damals überhaupt über diese Sache geurtheilt worden sei, ergiebt sich aus dem Schluss desselbigen Gutachtens, welcher also lautet: „Wiewohl in allen Sachen, die fürs Künftige Gutes und Arges auf sich tragen, des Guten eine starke Hoffnung und auch hingegen das Arge nicht unbillig zu fürchten sei, so gehöre doch jeder tapfern Regierung die Eigenschaft zu, dass man kein Gutes und besonders ein so grosses, löbliches und gemeiner Christenheit köstliches Gut, um keinerlei zaghafter und menschlicher Furcht willen, unterwegen lassen, sondern ihm mit der Hülfe Gottes redlich nachgehen, und Alles was widerwärtiges darin fallen möchte, mit guten Ordnungen und Satzungen, mit tapferer Handhabung derselben, nach menschlicher Möglichkeit versorgen und abführen solle; denn wenn dieses nicht von Anfang aller Regierungen so gehalten worden wäre, sondern allwege die menschliche Furcht vor dem Argen die Kraft guter Zuversicht und Hoffnung verdrängt hätte, so würde nie einige Sache vorgenommen noch zu Ende gebracht worden sein."

So dachten in jenen Zeiten die Bürger von Basel und dieser Gesinnung ward die Stiftung der hohen Schule verdankt.

Wenn nun der Aeusserung und Bethätigung solcher Gesinnungen gegenüber der Scharfsinn derer, welche in allen menschlichen Handlungen eine selbstsüchtige Grundlage wittern, geltend machen wollen, dass weder von Seiten des Papstes und des Bischofs, noch von Seiten der Bürgerschaft diese Stiftung ganz ohne Rücksicht auf eignen Vortheil gemacht worden sei, indem der Papst darin eine Aeusserung seiner Machtvollkommenheit als Spender aller geistlichen und weltlichen Güter, der Bischof eine Vermehrung seines Ansehens und Einflusses, in dem Vorstand einer durchaus unabhängigen gelehrten Körperschaft, der Rath endlich und die Bürgerschaft die mannigfachen Vortheile, welche die Herbeiziehung vieler Fremden gewährte, hauptsächlich im Auge gehabt habe, so können wir auf diese trostlose Betrachtungsweise nur erwiedern, dass wie im Menschen die unsterbliche Seele geknüpft ist an den gebrechlichen Leib, so überhaupt kein hohes und edles Streben je ohne eine leibliche Unterlage zur Verwirklichung gekommen ist; dass aber der höhere Mensch sich dadurch über das Gewöhnliche erhebt, dass ihm keine irdischen Rücksichten das offene Auge für die geistigen Güter trüben, zu denen er sich emporgehoben fühlt, während niedrige Gesinnung ewig am Boden kriecht.

Näher gebracht ward ohne Zweifel jener Gedanke dem Herzen der Bürger dadurch, dass Basel kurz vorher während eines Zeitraums von sechzehn Jahren die auserwählten Häupter der gesammten Christenheit in seinen Mauern vereinigt hatte. So viele Gesandten von Fürsten, Grafen, Stiftern und Universitäten, die Menge Cardinale, Patriarchen, Prälaten und Bischöfe, welche durch die Kraft des Geistes das Schiedsrichteramt in allen weltlichen und geistlichen Dingen geübt, Botschaften abgeordnet, Krieg beschlossen, Päpste ein- und abgesetzt, Unterhandlungen mit den Fürsten des Abend- und Morgenlandes gepflogen, und allen irdischen Glanz und Herrlichkeit in sich vereinigt hatten, mochte auch bei den Laien eine Ahnung von der Bedeutung geistiger Thätigkeit erwecken und aller Welt kund thun, dass es nichts Köstlicheres gebe als die Perle der Wissenschaft und nichts Gewaltigeres als das Schwert des Geistes. In politischer Beziehung hatte die Ruhe und Ordnung, welche während der Dauer des Conciliums in der Stadt geherrscht, trotz dem dass so viele Hunderte mit Dienern und Gefolge unter freiem Geleite in der Stadt verweilt, und der Ueberfluss an allem Nothwendigen zugleich die Möglichkeit dargethan, dass ohne Schaden des gemeinen Wesens, viel eher zur Vermehrung des Verdienstes, der hohen Schule mit ihren Angehörigen als einer freien Körperschaft unter eigener Gerichtsbarkeit gar wohl der Sitz in der Stadt Basel gestattet werden könne. Alle diese Gründe mochten den Bedenklichkeiten gegenüber, welche ein wohlweiser Rath zu erheben nicht unterlassen hatte, geltend gemacht werden, bis nach langem Ueberlegen, Erwägen, Rathschlagen, nachdem auch noch die Pfründen zur Aussteuerung der hohen Schule waren angewiesen worden, am 4. April 1460 von dem Bischof Joh. von Venningen dem Ritter Hans von Flachsland, regierendem Bürgermeister, die päpstliche Bulle in der Münsterkirche feierlich überreicht, der Dompropst Georg von Andlau zum Rector bestellt, und damit die Eröffnung der hohen Schule feierlichst erklärt wurde.

Die Gründung einer Schule der Wissenschaft ist zu allen Zeiten mit Recht als ein bedeutendes Ereigniss in der Geschichte eines Volkes betrachtet worden. Denn sei es, dass dabei mehr die geistige Strebekraft der Gesammtheit oder die besondern Neigungen Einzelner hervortreten, immer beurkundet sich dadurch eine Achtung des höhern geistigen Lebens, welche die Grundlage aller wahrhaft menschlichen Gesittung ist. Im letzten Jahrhundert des Mittelalters aber waren die Universitäten für Deutschland nicht nur der Brennpunkt, sondern auch die Quelle aller höhern Erkenntniss, weil die philosophische Facultät zugleich die Stelle des höhern Gymnasiums vertrat, die Klosterschulen aber in den Händen der Dominicaner und anderer mönchischer Orden immer

mehr zu einem hohlen Formalismus herabgesunken waren. Andere Hülfsmittel eines regen geistigen Verkehrs, eine Bildung ausser den enggezogenen Schranken der Schulen, der Bücher und Schriften, welche dem allgemeinen Standpunkt volksthümlicher Bildung entsprachen, waren ebensowenig vorhanden als vermisst. Weder die Erfindung der Buchdruckerkunst noch die Uebersiedelung einer Anzahl Griechen aus dem zerstörten Constantinopel nach dem westlichen Europa hatte anfangs diese Hemmungen beseitigt. Denn der Einfluss der letztern beschränkte sich für die erste Zeit nur auf Italien; und eigentliche Volksbildung, insofern sie durch die Schulen vermittelt wird, lag im Allgemeinen nicht in den Bestrebungen damaliger Wissenschaft. Es ist überhaupt eine für das heutige Bewusstsein höchst schwierige Anforderung sich ein klares Bild jener Zeit zu entwerfen, wo die eigenthümlichen Züge mittelalterigen Lebens sich mehr und mehr verwischten, aber etwas Neues und Verschiedenes sich noch nicht gebildet hatte. Es ist eine Zeit der Auflösung und Zerrüttung, des neuen Schaffens und frischen Wachsens, kurz der schroffsten Gegensätze, welche gleichzeitig zur Erscheinung kommen. Dieser Kampf widerstrebender Elemente hat noch immer eine neue Zeit bereitet, und sei es zum Bösen, sei es zum Guten, einen mächtigen Umschwung der Dinge herbeigeführt. In der furchtbarsten Zerrissenheit, unter den schmerzhaftesten Geburtswehen ward die Zeit bereitet, wo in dem Herzen Deutschlands der Pulsschlag des geistigen Lebens für Europa entzündet ward. Denn damit der Geist entfesselt werde, musste die Form in Trümmern gehen.

Also sehen wir das römisch-deutsche Kaiserreich in der tiefsten Erniedrigung, ein Spielball des Ehrgeizes mächtiger Fürsten, ohnmächtig und ausser Stand die Geschicke des deutschen Volks zu lenken oder der Macht der Ereignisse durch Weisheit zu begegnen. Wir finden einen stolzen und übermüthigen Adel so ganz ohne Einsicht in die tiefen Bewegungen der Zeit, dass er im fruchtlosen Widerstande gegen die Anforderungen des freien Bauernstandes und die höhern Bestrebungen städtischer Bürgerschaften sich verbluten musste, weil in der Schlacht die Bedeutung der Ritterschaft durch die Kraft des Fussvolks, im öffentlichen Leben ihr Einfluss durch den wachsenden Wohlstand und die Gewerbsthätigkeit der Bürger, so wie durch die Bildung und den Reichthum des Handelsstandes gefährdet wurde. Und so ganz ist schon das Gefühl für vaterländische Ehre in diesem Stand erstorben, dass auf seinen Betrieb zumal jene zügellosen Horden welscher Söldner Hochdeutschland überschwemmen und der tückischen Staatskunst des Frankenkönigs die Brücke bauen, wodurch er eines der schönsten Länder des deutschen Reichs an sich gerissen hat. Gegen die Lehren des Christenthums, für welches in den frühern Zeiten die tapfersten Männer ritterlich gestritten, war bei dem Adel eine solche Gleichgültigkeit verbreitet, dass kurz nachdem die gelehrtesten Männer von ganz Europa in Basel zusammen gekommen waren, um die Heilung der Wunden zu versuchen, welche der Verfall des Glaubens, der Sitte und der Wissenschaft dem Vaterlande und der Kirchenzucht geschlagen, das letzte Bollwerk des Christenthums im Osten, Constantinopel, der rohen Kraft stürmender Osmanen zum Opfer fiel. Die Geistlichkeit endlich, nach den Ansprüchen der Kirche die eigentlichen Träger und Stützen des geistigen, sittlichen und religiösen Lebens, hatten der grossen Mehrheit nach ihrer ursprünglichen Bestimmung so ganz vergessen, dass sie weit mehr auf Vermehrung weltlicher Macht und zeitlicher Güter und Befriedigung zügellosen Sinnengenusses bedacht waren, als dass sie das ihnen anvertraute Gut des Glaubens zu mehren und zu schirmen bemüht gewesen. Wie jede Kraft, wenn sie des Widerstandes entbehrt, erlahmt, so war die Geistlichkeit selber dem Verderben anheim gefallen, das sie früher im Kampfe mit kaiserlicher Macht abwehren zu wollen sich vermessen hatte. Also eine bessere Richtung konnte nur im Widerstreit mit der Wirkung dieser verderblichen Kräfte sich entwickeln. Und so geschah es. Der hierarchischen Erstarrung gegenuber war eine höhere

Lebensrichtung und Veredlung des Volkslebens vorbereitet worden durch die Brüder des gemeinsamen Lebens; welche Vereinigung schon ein Jahrhundert früher gestiftet (durch Gerhard Groote und fortgeführt durch Florentius Radewin und Gerhard Zerbold) nicht nur das eigene fromme Leben der Mitglieder und religiöse Volksbildung zum Zwecke hatte, sondern auch für die Wissenschaft einen nicht unbedeutenden Anstoss gab, durch Verbreitung nützlicher Lehrbücher und durch Verbesserung und Verallgemeinerung des Jugendunterrichts. Während von dem Bruderhause in Deventer aus diese Richtung in den Niederlanden und Norddeutschland, namentlich in den Städten der Hanse sich verbreitete und selbst nach Oberdeutschland drang und Männer wie Thomas a Kempis, Rodolphus Agricola und Conrad Celtes aus ihrer Mitte hervorgingen, wurde in Italien gleichzeitig durch die wieder gewonnene Kenntniss der griechischen Litteratur für eine freiere Behandlung der Wissenschaft die Bahn gebrochen. Hierdurch und dass im Lateinischen statt der Scholastiker und der unter mönchischem Einfluss entstandenen Schriften wieder die Kirchenväter und die eigentlichen klassischen Autoren gelesen und erläutert wurden, durchdrang ein frischer Hauch, eine belebende Kraft das gesammte Studium der Wissenschaften, welche zunächst auf den Universitäten hervortrat, aber in Italien namentlich auch durch einzelne Fürsten, durch Magistrate und Städtevorsteher gepflegt ward. Es war diese freie Bewegung der Geister, welche bald nach der Gründung auch auf der Universität Basel hervortrat, und welche in damaliger Zeit gepflegt zu haben ihr vorzügliches Verdienst gewesen. Dazu wirkte mit, dass sie auf die Statuten der Universität von Bologna gegründet war, welche stäts eine freiere Entwickelung als die Universität von Paris verfolgt hatte, wo die Theologie und die mit ihr verwandte Scholastik von Alters her ein eigenthümliches Uebergewicht ausgeübt hatte; eine Richtung welche auch in Cöln, einer Tochteranstalt von Paris, sich bemerklich machte. Für Basel kam der günstige Umstand hinzu, dass es eine neue Schöpfung war, frei von allen den Hemmungen, womit Tradition und Herkommen oft dem Bessern entgegentreten. Mag daher Aeneas Sylvius in seinem bekannten Briefe nur die Frömmigkeit der Basler Bürger rühmen, dagegen ihre Gleichgultigkeit gegen die Wissenschaften tadelnd rügen, weil sie weder den Namen eines Cicero noch irgend eines andern Redners je hätten nennen hören, auch an den Werken der Dichter kein grosses Wohlgefallen fänden, so muss er doch selber das Studium der Grammatik, der Dialektik, der Logik und Musik anerkennen; und sein Tadel trifft Basel nicht mehr als die meisten deutschen Städte überhaupt, wo die Pflege der Wissenschaft im Vergleich mit Italien im Rückstand war. Dass aber in dieser Hinsicht schon zufolge des Conciliums in Basel eine wohlthätige Aenderung eingetreten war, geht eben aus der Gründung der Universität selber hervor; und wenn wir dabei die überwiegende Einwirkung des Bischofs und des Kapitels nicht verkennen mögen, so hat die Bürgerschaft jene Gedanken zu den ihrigen gemacht, und ihnen durch ihre Beschlüsse Gesetzeskraft verliehen. Dadurch also ward eine neue Werkstatte wissenschaftlichen Lebens an den Grenzen Deutschlands und der Schweiz gegründet, welche in Verbindung mit den Universitäten von Cöln und Heidelberg, die schon früherhin bestanden, in Verein mit der hohen Schule von Freiburg, die gleichzeitig gegründet ward, mit Mainz und Strassburg, Worms und Speier, welche seit alter Zeit durch Gewerbe, Handel, Kunst und Bildung blühten, die geistigen Strahlen um den Rheinstrom sammelte, der damals recht eigentlich die Pulsader deutschen Lebens war. Hatte früherhin vorzugsweise Paris als der Ort gegolten, von wo die höhere wissenschaftliche Weihe kam, und ward bisher in Italien, als dem Lande, das am wenigsten die Fesseln der Scholastik trug, die Quelle geistiger Belebung gesucht, so begann jetzo am Rheinstrom sich eine Schule deutscher Wissenschaft zu bilden, deren Wirksamkeit in weite Ferne sich erstreckte.

Drei Ursachen, ausser den oben erwähnten günstigen Verhältnissen, waren es vorzüglich, welche für diese erste Zeit der neugegründeten hohen Schule eine eigenthümliche Richtung und Bedeutung gaben. Es war diess der kräftige Aufschwung der Buchdruckerkunst in hiesiger Stadt, das glückliche Zusammentreffen einer Anzahl ausgezeichneter Gelehrter und der Eintritt Basels in den Bund schweizerischer Eidgenossenschaft, Ereignisse, welche in innerer Verbindung stehend, dennoch jedes auf eigenthümliche Weise zum Wachsthum der Universität beigetragen und ihren Einfluss gesteigert haben.

Weder der Adel noch die Priesterschaft wollten in jener Zeit die Thatsache anerkennen, dass ein Gefühl der Würdigkeit und ein Sinn für Selbstständigkeit die Landleute und die Bürger der Städte in einem solchen Grade durchdrungen hatte, dass weder weltliche Autorität noch geistliche Suprematie und verjährte Rechtsverhältnisse eine Geistesrichtung beherrschen konnten, welche im gesunden Volksgefühl erwachsen, durch beständige Kämpfe gekräftigt worden war. Es war ein der Hoffahrt der Mächtigen unerträglicher Gedanke, dass neben Königen und Fürsten, neben Adel und Pfaffen, neben Beherrschern und Beherrschten, ein Stand freier Landleute und Bürger sich bilden sollte, welcher im öffentlichen Leben das ewig unveräusserliche Recht freier Selbstbestimmung in Anspruch nahm. Nach Jahrhunderten war in Deutschland wieder der Geist des Volks erwacht; aber es war dasselbe ohne Recht und ohne Schutz, ausser welchen kaiserliche Freibriefe, wohlangewandte Spendungen, kluge Benutzung der Zeitverhältnisse, oder die Waffen in der Hand verliehen. Aber gegen die Dauer dieses unsichern Zustandes sträubte sich das Rechtsgefühl so wie das Bewusstsein angestammter Kraft. Wenn in den Niederlanden und im ganzen Reiche die freien Städte, und namentlich der mächtige Bund der Hanse durch Handel und Gewerbe, durch Verträge und Bündnisse und durch die Macht des Reichthums sich Ansehen, Einfluss und Geltung errungen hatten, so war dagegen in den Alpen der deutschen Schweiz ein unverdorbenes Rechtsgefühl, ein tiefer Hass und Abscheu gegen Missbrauch der Gewalt der Talisman uralter Freiheit. Dadurch hatten die einfachen Hirten und Landleute die waffenkundige Ritterschaft geschlagen und der Ausbreitung unersättlicher Herrschbegierde Maass und Ziel gesetzt. Das Anschauen der grossen ewigen Natur, der beständige Kampf mit der zerstörenden Gewalt der Elemente, der kühne Lebensmuth, der aus dem Hochgebirge in die Seele überströmt, hatte in den Bewohnern der Alpen ein Gefühl eigenthümlicher Kraft erzeugt, ein freudiges Vertrauen und einen wilden Trotz, der den Kampf selbst mit dem Schicksal wagt. Daher neben frommer Demuth und festem Glauben, neben tiefer Ehrfurcht vor dem Göttlichen und allem, was durch uralte Sitte geheiligt ist, ein kecker Sinn und ein freies Urtheil über menschliche Verhältnisse, das weder Glanz noch äusserer Schimmer blenden mag. Diese gleichsam aus dem Boden erwachsene Freiheit hatte, wie die Flamme in der Heide, durch das ganze Land von den Alpen bis zum Rheinstrom sich verbreitet und in den Städten mit dem ehrenfesten Sinne der Zünfte sich verschmolzen, welche in dem Streben nach gleichem Recht und guter Ordnung an den Söhnen des Gebirgs eine kräftige Stütze fanden. Die Wissenschaft, einem solchen Volk geboten, wird eigenthümlich sich gestalten. Der freie Geist der Forschung, der gewissenhaft die Wahrheit sucht, den nicht der Hohn sophistischen Uebermuths erzeugt, findet keinen Widerstand. Aber die Wissenschaft kann nicht als blosses geistreiches Spiel der Gedanken gelten, nicht als blosser Schmuck und Zier des äusserlichen Lebens sich behaupten. Wenn sie auch als schönste Blüthe des Menschengeistes gilt, so wird von ihr gefordert auch die Kraft zur That, die ins Leben tritt, die befruchtend und schöpferisch den Staat durchdringt. Wenn nun die Gründung der Universität vielleicht unbewusst und gegen die Absicht ihrer Stifter die Basler Bürgerschaft dem Geiste

schweizerischer Eidgenossenschaft noch mehr befreundet, so hat umgekehrt nach nicht langer Zeit die Aufnahme in den Bund auf die hohe Schule belebend eingewirkt. Sie hat als Freistätte sich bewährt, für Männer von freiem Sinn und Geist gegründet.

Die Pflege der Wissenschaft war damals, wie bekannt, besonders an die Erfindung Guttenbergs geknüpft. Indessen war die Kunst die Werke des Geistes zu verbreiten noch keineswegs allgemein und erforderte ein höheres Maass eigener Einsicht und Thätigkeit als jetzt. Vielleicht kann nun Basel sich nicht berühmen, dass es in der Schweiz die erste Druckerei besass, aber das ist unzweifelhaft, dass in jener frühen Zeit die thätigsten und einsichtsvollsten Drucker in Basel ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Denn um von den frühern nicht zu reden, deren Verdienste weniger als ihre Wirksamkeit beglaubigt ist, so genügt es die Namen der Amerbache und Frobene, der Heerwagen und der Petri, des Oporinus, Cratander und Episcopius zu nennen, um eine künstlerische Thätigkeit zu bezeichnen, welche eben so ausserordentlich in ihrer Art als in ihren Wirkungen erfolgreich war. Der wissenschaftliche Eifer dieser Männer hat wahrhaft schöpferisch gewirkt, und Kräfte und Thätigkeiten hervorgerufen, die ohne diesen äussern Antrieb nie zur Erscheinung gekommen wären. Vorerst ist die würdige Auffassung ihres Berufs bei den meisten dieser Männer hervorzuheben, welche zum Theil selber in den Schulen der Wissenschaft gebildet, weit mehr durch einen edlen Wetteifer für die Ausbreitung der Litteratur, als durch Liebe zum Gewinn zu ihrem Berufe getrieben wurden; wie denn bekanntlich Johann Froben, trotz seiner ungeheuern Thätigkeit, sich keineswegs bereichert hat. Eben diese wissenschaftliche Richtung setzte diese Männer auch in Stand, eine bessere Auswahl unter den zu druckenden Werken selbst zu treffen, und dadurch auf die Bildung des Geschmacks zu wirken. Daher wir bald statt der Systeme und Lehrbücher der Scholastiker, statt der Legenden und Sermonen, der zahllosen Gebet- und Erbauungsbücher, die Kirchenväter Augustinus, Tertullianus, Hieronymus, Joannes Chrysostomus, die Kirchenhistoriker, die Vulgata, das erste gedruckte griechische Testament, später die klassischen Autoren durch diese Männer verbreitet finden. Und in letzterer Richtung hat vornehmlich Adam Petri Unglaubliches geleistet. Zur wissenschaftlichen Ausstattung und zur typographischen Ausschmückung dieser Werke wurden vornehmlich von Amerbach und Froben ungemeine Summen aufgewendet. Nicht nur dass sie Handschriften von allen Seiten zu gewinnen wussten, wozu die von den Vätern des Concils dem Predigerkloster überlassenen, die von Johannes Lapidanus an die Karthäuser vergabten Manuscripte den Grund gebildet; nicht nur dass später die römischen und aldinischen Drucke aus Italien herbeigeschafft und in Form, Inhalt und Ausstattung von Froben tauschend wiedergegeben worden, haben auch die Meister Hans Holbein und Urs Graf die Blattseiten und die Ränder mit den zierlichsten Holzschnitten ausgeschmückt. Und wie jene Männer mit ihrer Thätigkeit das gesammte Gebiet der Litteratur umfassten, so haben sie nicht minder für den Unterricht gesorgt, und griechische, lateinische, hebräische und chaldäische Vocabulare und Grammatiken gedruckt, die Werke der Italiäner Boccaccio, Petrarcha, Franciscus Philelphus und Laurentius Valla auf deutschen Boden verpflanzt, Luthers Werke, namentlich die deutsche Bibelübersetzung in der Schweiz verbreitet, und andere Werke deutscher Litteratur wie Brants Narrenschiff, und selbst die Institutionen in deutscher Uebersetzung zuerst gedruckt. Und wie überall, wo eine neue Richtung sich Bahn gebrochen, das Beispiel belebend wirkt, und eine Menge verwandter Strebungen erweckt, so hat die Gründung der Universität, verbunden mit der Thätigkeit in den Werkstätten der Wissenschaft, eine Menge geistiger Kräfte um diesen Mittelpunkt gesammelt, und ein Leben und eine Thätigkeit entzündet, die wohl nicht immer im Zwecke der Stifter lag. In diesen Kreis gehörten erstens Marcus Heiland und Wolfgang Musculus, welche als eigentliche Cor-

rectoren der Frobenschen Druckereien gelten; der gelehrte Beatus Rhenanus aus Schlettstadt, dem wir die treffliche Bearbeitung des Vellejus Paterculus verdanken; Gerardus Lystrius, welcher Erasmus Adagia und Encomium Moriæ corrigirte; der Spanier Matthäus Adrianus, nach Erasmus Urtheil der grösste Hebräer damaliger Zeit, den er später nach Löwen rief; der klassisch gebildete Conradus Leontorius, als milder Lehrer des Bonifacius Amerbach bekannt, dessen Vater er auch sonst mit Rath und That zur Seite stand; Michael Bentinius, als scharfsinniger Bearbeiter des Nonius berühmt; der Dichter Franciscus Wyler, welcher in der Emendation der Handschriften besonderes Geschick bewies; der Canonicus der Augustiner Dodo, welcher bei der Herausgabe des Augustinus thätig mitgewirkt; Albertus Burrerius, dessen Collation des Vellejanischen Codex neuerlich so grossen Streit erregt; Johannes Cono aus Nürnberg, der Schüler der Griechen Marcus Musuros und Scipio Krateromachos, den Amerbach für die Bearbeitung des Hieronymus gewann; endlich Johannes de Lapide, der ehemalige Vertheidiger des Realismus an der Pariser Universität, wohin der Ruhm seines Namens viele Deutsche zog, welcher als Karthäusermönch die Ausgabe von Aristoteles Logik und der Werke des heiligen Ambrosius besorgte. Hätte schon dieser Verein von Männern genügt, einer Stadt Berühmtheit und wissenschaftliche Thätigkeit zu sichern, so kamen nun die Lehrer und Doctoren der Universität hinzu, welche durch ihren Namen, durch ihre Vorträge, durch ihre Theilnahme an gelehrten Arbeiten, der Stadt einen Ruhm erwarben, dass sie den Beinamen die Ruhmwürdige *(inclyta)* erhielt. Hier nennen wir zuerst den berühmtesten Schüler der hiesigen Universität, Johann Räuchlin, welcher vom Jahr 1474—77 hier studirte und nachdem er den Doctorgrad erhalten, als öffentlicher Lehrer des Griechischen und Lateinischen hier wirkte, von seinem Lehrer, dem Griechen Andronicus Contoblacas, der damals auch in Basel lebte, zu dieser Thätigkeit ermuntert. Dieser hat nicht nur die Handschriften des Predigerklosters einer genauen Prüfung unterworfen, namentlich den berühmten Codex B. des neuen Testaments, sondern auch bei der Herausgabe des Hieronymus dem Johannes Amerbach wesentliche Dienste geleistet. Wie derselbe schon früher in Paris durch Schüler des Gregorius Tiphernas und durch den Hieronymus von Sparta selber vorgebildet, recht eigentlich der Begründer des griechischen Studiums an hiesiger Universität geworden ist, so hat er auch für das Hebräische den Grund gelegt, worin er den berühmten Johannes Wessel, den Vorgänger Luthers, der damals in Basel eine Zufluchtstätte fand, zum Lehrer hatte. Wenige Jahre vor ihm hatte der geniale Geiler von Kaisersberg, ebenfalls an hiesiger Universität gebildet, den theologischen Lehrstuhl bestiegen, der nachher durch das Feuer seiner Rede, durch die Kraft des Glaubens und die Reinheit seines Wandels die Zierde von Strassburg ward. Gleichzeitig war Sebastian Brant als Lehrer der Rechte hier aufgetreten, der noch grössern Ruhm als Volksdichter geerntet hat, aber nicht minder wie jene zur Bewegung der Geister mitgewirkt. Diese Männer im Verein mit andern, welche jenen zur Seite standen, haben schon in den ersten Zeiten der Universität einen Samen ausgestreut, welcher bald zur Reife kommen sollte. Denn es fand der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts Basel im Gefühle stolzer Sicherheit als Mitglied der schweizerischen Eidgenossenschaft, voll freudigen Muthes im Bewusstsein seiner Kraft, im kräftigen Aufschwung gewerbsamer Thätigkeit, in hohen Ehren als eine Werkstätte der Wissenschaft und Kunst.

Durch diese Gunst der Verhältnisse gefördert und gepflegt, erhob die neuerwachte Wissenschaft die jugendlichen Schwingen zu immer kühnerem Wagen. Und wenn in Folge der freiern geistigen Bewegung im Schoosse der Universität selber sich der Widerstand erhob, und die altkatholische Parthei überall hemmend, lähmend, feindlich entgegentrat, so war dagegen die jugendliche Strebekraft der Wissenschaft schon viel zu mächtig, um vor Hindernissen zurückzuschrecken. Im

Gegentheil der Widerstand stachelte die kecken Republikaner in der Lehre wie im Staate; und hatte schon in den Burgunderkriegen die durch bürgerliche Elemente gestärkte philosophische Facultät sich gegen ihren Schirmherrn, den Bischof, mit Trotz erhoben, so wollte und konnte der sanfte Christoph von Utenheim noch viel weniger dem Vorwärtsstreben der geistigen Kräfte wehren. Ein Mann, der den gelehrten Wimpfen zum Freunde hatte, der sich mit Männern wie Pellican, Wolfgang Capito, Telamonius Limpurger, Conrad Hedio, Oecolampad umgab, der Luthers erste Schriften mit Freudigkeit begrüsste, konnte unmöglich eine Geistesrichtung bekämpfen wollen, welche seinem eignen Plan, die Kirche zu verbessern, entgegen zu kommen schien. Er war es, der durch seine edle Freigebigkeit, mit der er die erste griechische Ausgabe des neuen Testaments unterstützte, den berühmtesten Gelehrten des Jahrhunderts, Desiderius Erasmus an die Stadt Basel fesselte, der von dieser Zeit an der Mittelpunkt aller philologischen Thätigkeit in Basel geworden ist. Ich überlasse es andern die Schwächen des grossen Mannes aufzuzählen, wir haben seine Handlungsweise gegenüber der Reformation und ihren Freunden nicht zu vertheidigen, wir haben als den Gelehrten ihn zu würdigen, der den Alterthumsstudien Achtung und Anerkennung durch ganz Europa errungen, der in der Nähe und Ferne eine wunderbare wissenschaftliche Thätigkeit entzundet, der die freiere Bewegung der Geister unter den ersten angeregt und lange über seine Lebensdauer hinaus erhalten hat; und wenn er nicht selber durchgeführt was er begonnen, so haben seine Schüler und Freunde, was er nicht vermocht, zum rühmlichen Ende gebracht. Darum strahlt sein Name mit unvergänglichem Glanze, und nur ein undankbares Jahrhundert könnte die Augen gegen sein bleibendes Verdienst verschliessen.

Es war in diesem Manne nicht jene Riesenkraft, welche mit gewaltigen Schlägen die Pforten des Vaticans erbeben machte, er besass nicht jene Seelentiefe und jenes lebendige Gottesbewusstsein, worin das ganze Wesen des Menschen sich verklärt; ihm hatte das geistige Streben seines Zeitalters sich offenbart, welches nach Klarheit, Verständigung und Freiheit rang, welches von den Banden sich befreien wollte, wodurch Scholastik, Möncherei und Pfaffenthum die Vorzeit in Fesseln hielt. In diesem Streben hat er dem Jahrhundert die Fackel vorgetragen, er hat der freien Forschung den Weg gebahnt, und durch unverdrossene Thätigkeit und allseitige Gelehrsamkeit die Geister also erleuchtet, geweckt, gekräftigt und gebildet, dass der neue Glaube nicht wie ein wild verzehrendes Feuer in die Gemüther drang, und zum rasenden Taumel des Fanatismus trieb, sondern wie ein sanfter Lichtstrom, das ganze Leben läuternd und veredelnd, erschienen ist. Zu dieser geräuschlosen, aber tiefen Wirksamkeit hat ihn die Natur geschaffen, das Leben vorbereitet, die Neigung und innerer Beruf geführt. Hatte Laurentius Valla in seinem bekannten Buche den innern Bau, das eigenthümliche Gesetz und Bildungselement der römischen Sprache offen dargelegt, und gegenüber von mönchischer Barbarei den antiken Geist der Sprache wieder zum Bewusstsein seiner Zeit gebracht, so ist Erasmus in die Tiefen alterthümlicher Lebensweisheit hinabgestiegen, und hat die Gedanken, das Wissen, die Errungenschaft alterthümlicher Geistesthätigkeit seinem Zeitalter mitgetheilt. Als empfänglicher Lehrling des Alterthums ist er vor seine Zeit getreten, und hat, was diese dunkel ahnte und fühlte, gleich einem Seher mit überraschender Klarheit enthüllt und offenbart. Das tiefeingreifende Gesetz des Maasses der höhern Ordnung der sittlichen Schönheit, das im hellenischen Alterthum herrschend ist, hatte seinem verwandten Geiste sich enthüllt, und mit den Lehren des geläuterten Christenthums sich vereint. Alles was diesem widerstrebt, hat er gerügt, bekämpft, verfolgt So hatte er den Widerwillen gegen Mönchthum schon im zarten Alter eingesogen, dessen Schmutz, Rohheit, Unwissenheit und Werkheiligkeit sein feines Gefühl wie seine zarte Sittlichkeit beleidigte;

darum hat er die Gebrechen dieses Standes mit einer wahren Verschwendung von Witz, Laune und Spott ans Licht gestellt.

Aber wenn sein klarer Geist ihn leichter die Mängel entdecken liess, als dass er von rascher Bewunderung des Edlen sich hingerissen fühlte, wenn sein feiner Organismus ihn mehr zur Abwehr als zum Angriff trieb, wie hat er dennoch es verstanden die Gewandtheit der Dialektik und die Schärfe zersetzender Kritik im Sinne Lukians mit dem sittlich milden Ernste des Plutarchos zu verschmelzen? Wer hat mit mehr Beredsamkeit die christlichen Tugenden gepriesen und gelobt? Und wie alles geistig Schöne sein empfängliches Gemüth mit augenblicklicher Gewalt ergriff, so hat er durch die Anmuth seines Wesens, durch die Kraft eines überlegenen Verstandes, durch die Erregtheit einer beweglichen Natur, welche nach allen Seiten weckt und Leben schafft, die jugendlichen Gemüther gefesselt, bezaubert und mit Strebekraft erfüllt. In der Wissenschaft endlich hat er nicht nur durch umfassende Gelehrsamkeit sich hervorgethan, welche sich auf alle Theile des Alterthums wie der Theologie erstreckte, und dem engen Gedankenkreis späterer Gelehrten gegenüber einer höhern Weltanschauung vergleichbar ist, hat er nicht nur eine Gewandtheit in lateinischer Darstellung besessen, deren heutzutage wenige sich rühmen können, weil sie die Frucht angestrengter Geistesthätigkeit und eines beständigen Verweilens im Alterthum ist, nicht nur eine Allseitigkeit der Kenntnisse gezeigt, welche nach allen Richtungen ihre Strahlen sendet, während sie aus dem Brennpunkt concentrirten Geisteslebens strömt, sondern das ist sein ewiger Ruhm, dass er mit nie ermüdender Kraft, mit nie sich genügendem Fleisse für die Förderung und Verbreitung der Wissenschaft gearbeitet und gewirkt. Er hat in einer rohen Zeit das höhere Recht der geistigen Kraft gewahrt, so dass die Wissenschaft nicht nur an den Höfen eine Stätte und in dem engen Kreise der Gelehrten Aufnahme und Pflege fand, sondern durch Erasmus ist sie der Lebenskeim der neueren Entwickelung geworden. Sie ward des Knaben Lehrerin, des Jünglings Führerin, die Gefährtin im Geräusche des öffentlichen Lebens, Erholung und Erquickung von den dürren Steppen mechanischer Thätigkeit. So ist wie vom warmen Frühlingshauche angeweht ein neues Geistesleben im deutschen Vaterland erwacht, und Frankreich, England, Italien haben ein Gestirn bewundert, das so lange freundlich über unsrer Stadt geweilt.

In der lebendigen Liebe zum Alterthum steht dem grossen Meister am nächsten Heinrich Loriti Glareanus, der mit der Unbefangenheit eines muntern Hirtenknaben dem überlegenen Geiste gehuldigt hat. Dieser Jüngling von reiner Seele, ohne Arg und ohne Falsch, schwärmerisch in der Freundschaft wie maasslos in seinem Hass, fühlte sich wie bezaubert in der Nähe des grossen Mannes, und erkannte seine Bestimmung, die Früchte seiner Studien in den Kreis des Jugendunterrichts zu übertragen, wodurch er besonderes bedeutend ward. Hatte er früher nach der Sitte jener Zeit sich vorzüglich mit der lateinischen Poesie beschäftigt, wodurch er sich den Titel eines gekrönten Dichters vom Kaiser Maximilian und die Gunst der Eidgenossen durch das Lob Helvetiens gewann, so hat er später auf die Realseite des Alterthums sein Augenmerk gerichtet, auf Mathematik, Musik, Geographie, Geschichte, Chronologie, womit seine Arbeiten über Cäsar, Salust, Suetonius, Eutropius, Valerius Maximus, Tacitus Germania und Livius in Verbindung stehen, in denen selbst Niebuhr Glareans Verdienst anerkennt. Aber unermüdlich thätig, wie er war, hat er auch den Horatius, Terentius, Lucanus, Homerus, Boëthius in den Kreis seiner Studien gezogen, und, wenn neuere Arbeiten hier seine Bemühungen fast in Vergessenheit gebracht, so hat er für seine Zeit sich dadurch wohl verdient gemacht, weil er lesbare Ausgaben geliefert hat. Indessen hat seine Thätigkeit nicht auf Basel sich beschränkt; Paris und Freiburg haben nicht minder sich seiner Wirksamkeit erfreut.

Aber weil er immer am liebsten die schweizerischen Jünglinge um sich versammelt hat, weil er mit Zwingli, Myconius, Wilh. Copus und Tschudy innigst befreundet war, weil er von Erasmus in Basel nach eigenem Geständniss die Anregung zu höherer Thätigkeit erhalten, so darf er mit Recht unter den Männern eine Stelle finden, welche nicht nur hier gewirkt, sondern auch für umfassende Wirksamkeit in weitern Kreisen vorbereitet wurden. Er hat unter dem Panier des Erasmus, den er als Fürsten der Gelehrsamkeit verehrte, den Kampf der Bildung und der Wissenschaft gegen deren Karricatur gekämpft, wie sie unter den Fittigen der Hierarchie in Scholastik und Mönchsweisheit sich ausgeprägt. Daher ward er von Erasmus selber als Führer der Schweizer in der Wissenschaft bezeichnet, und hat diesen Ruhm durch seine Wirksamkeit in Lehre und Schrift verdient.

An Sinn und Geist dem Erasmus, dessen Leben er beschrieb, noch mehr verwandt war Beatus Rhenanus von Schlettstadt, welcher zuerst in Paris durch Hieronymus von Sparta unterrichtet, in Basel unter Cono von Nürnberg seine Ausbildung im Griechischen vollendete, den er mit dankbarem Sinne durch eine Grabschrift ehrte. Jene griechischen Studien brachten ihn in Verbindung mit Bruno, Basilius und Bonifacius Amerbach, in deren väterlichem Hause unter Erasmus Auspicien ein Kreis von Gelehrten sich sammelte, wie sie Basel nicht öfter vereinigt sah; unter denen wir Ludovicus Berus, Claudius, Cantiuncula, Theophrastus Paracelsus, Glareanus, Paulus Phrygio, Fabricius Capito, Caspar Hedio und Oecolampadius namhaft machen wollen, Männer, welche nicht nur durch die Bande der Freundschaft, sondern mehr noch durch die Gleichheit wissenschaftlicher Bestrebungen vereinigt wurden. Denn es hatte Conrad Celtes, um die jungen Keime wissenschaftlicher Bildung zu pflegen und zu schirmen, auf seinen zahlreichen Reisen durch Deutschland, Ungarn und Polen eine Anzahl gelehrter Gesellschaften gestiftet. Neben diesen nahm die Rheinische die erste Stelle ein, als deren würdige Glieder Johannes von Dalberg, Bischof von Worms, Johannes Tritthemius und Wilibald Pirckheimer bekannt geworden sind. Dem Basler Zweigverein schloss sich Beatus Rhenanus an, und in dem Wetteifer jugendlicher Kräfte, dem Erasmus Vorbild die Richtung gab, gewann die freie Geistesrichtung an Tiefe und Kraft. Es ist ohne Zweifel dieser Kreis und diese Zeit, auf welchen Erasmus Schilderung Basels sich bezieht, welche zu der des Aeneas Sylvius in entschiedenem Widerspruche steht. Er sagt: „Ich glaube unaufhörlich in dem angenehmsten Museum zu sein. Wie viele und in der That nicht gewöhnliche Gelehrte habe ich in Basel kennen gelernt; Latein und Griechisch versteht da Jedermann; die Meisten auch Hebräisch. Dieser zeichnet sich in der Geschichte aus, jener in der Theologie. Hier ist ein scharfsinniger Mathematiker, dort ein Kenner des Alterthums, dort einer der Rechte. Wie selten ein solches Zusammentreffen sei, weist du selbst zu beurtheilen; ich wenigstens habe es sonst nirgends gefunden. Aber auch abgesehen von den wissenschaftlichen Vorzügen, welche Herzlichkeit waltet da überall, welche Freundlichkeit, welche Eintracht. Ein Geist scheint alle zu durchdringen." Rechnen wir auch ab, was die befriedigte Eigenliebe eines gefeierten Mannes im schönen Lichte sah, so bleiben diese Worte immer ein Beweis einer wissenschaftlichen Strebsamkeit, wie sie Basel weder vorher noch kaum nachher sah. Von dieser fühlte auch Rhenanus sich ergriffen, und durch Erasmus Beifall gehoben, hat er seine ganze Kraft der Wissenschaft gewidmet. Dieser Thätigkeit verdanken wir eine verbesserte Ausgabe des Livius und Tacitus, die Entdeckung und Bearbeitung des Vellejus Paterculus, Bemerkungen zu Plinius und Tertullian, und ausser manchen Uebersetzungen aus dem Griechischen, die drei Bücher germanischer Geschichten, in denen eben so viel gesundes Urtheil als unbefangene Kritik sich kund thut. Er lebte so ganz der litterarischen Thätigkeit, dass weder politische noch religiöse Streitigkeiten ihn von dieser

Bahn entfernten. Wiewohl im Herzen der Lehre Luthers zugethan, vermied er eine öffentliche Lossagung von dem herrschenden Glauben. Weder jugendliche Keckheit, noch hingebende Empfänglichkeit war in seinem Wesen; seinen Beruf für die Verbreitung der alten Litteratur zu wirken hat er im reichen Maasse erfüllt.

Glareanus und Rhenanus hatten den Erasmus im vollen Glanze seines Ruhms gesehen, von den letzten Strahlen des scheidenden Gestirns ward Simon Grynäus erwärmt. Dieser kam in demselben Jahr nach Basel, da Erasmus es verliess. Er ward berufen um die Lücke auszufüllen, welche in den Reihen der Basler Gelehrten zufolge der Reformation durch Auswanderung der Altgläubigen entstanden war. Und er hat dieser Bestimmung mehr als genügt. Mit frischer Kraft hat er das Werk begonnen und mit Ruhm zu Ende es geführt. In Pforzheim, Räuchlins Vaterstadt, gleichzeitig mit Melanchthon gebildet, hatte Simon Grynäus schon in Wien, Ofen, Wittenberg und Heidelberg gelehrt und durch die Anmuth seiner Persönlichkeit nicht minder als durch die Tiefe seines Wissens Schüler und Freunde sich gewonnen. Darum war dem Oberstzunftmeister, Jacob Meyer zum Hirzen, kein Preis zu hoch um einen solchen Mann für Basel zu gewinnen, und Oecolampadius durfte ihm nach Heidelberg berichten, dass ihm ein Honorar wie keinem vor ihm bewilligt sei. So wenig stand das neue bürgerliche Regiment an Hochsinn und richtiger Würdigung bedeutsamer Persönlichkeiten den ritterlichen Geschlechtern nach. Hatte Erasmus mit seinen jüngern Freunden die Geister geweckt und angeregt und die Verbesserung der Kirche vorbereitet, so hat Grynäus im Bunde mit Oecolampadius und Myconius für Basel sie vollendet, und ihr die rechte Stütze der Wissenschaft und Gelehrsamkeit gegeben. Denn wenn gleich als Gottesgelehrter ausgezeichnet, war Grynäus darin dem Erasmus durchaus ähnlich und verwandt, dass ein umfassendes Wissen in den verschiedensten Zweigen die wissenschaftliche Grundlage seiner theologischen Ueberzeugung bildet. Ausgerüstet mit einer gründlichen Kenntniss der alten Sprachen, in denen beiden er gleich tüchtig sich bewies, hat er nicht minder das Studium der Mathematik, Musik, Astronomie, ja selbst der Naturwissenschaften und der Medicin gepflegt, und hat die Alten auch nach ihrem sachlichen Inhalt genau durchforscht. So wirkte er als Philolog im vollen Sinn des Worts. Das ganze Alterthum hat er mit seiner Liebe und seiner Thätigkeit umfasst; ihm verdanken wir die Entdeckung und erste Herausgabe der fünf Bücher der fünften Decade des Livius; er hat die erste vollständige Ausgabe des Aristophanes veranstaltet; Platon, Aristoteles, Plutarchos, die griechischen Mathematiker haben zu verschiedenen Zeiten ihn beschäftigt und es ist wahrhaft bewundernswerth, was des Mannes wissenschaftliche Thätigkeit in einem Zeitraum von kaum zwölf Jahren hervorgebracht. Die Liebe zur alten Litteratur hatte nach England ihn geführt, wo er Handschriften durchforschte und verglich und in solchem Grade Gegenstand allgemeiner Bewunderung wurde, dass sein Bildniss unter den schweizerischen Reformatoren auf den Bibliotheken aufgestellt ward. Durch ihn wurde die Universität Basel im Geiste der Reformation umgestaltet, wie er denn wenige Jahre nachher zu gleichen Zwecken auch nach Tübingen berufen wurde. Er hat die Basler Kirche mit grossen Ehren auf der Reichsversammlung in Worms vertreten. Nachdem er den Erasmus zum Grabe begleitet, der als wenn er sonst nicht ruhig sterben könnte, nach Basel zurück gekehrt war, nachdem er dem Oecolampadius im letzten Augenblicke liebend zur Seite gestanden, starb Simon Grynäus als Rector der Universität, die durch ihn neuen Glanz erhielt. Mit ihm und durch ihn ist in Basel die Geistesrichtung abgeschlossen, woraus die Gründung der Universität hervorgegangen ist. Die Wissenschaft und das gelehrte Studium hatte nicht nur Wurzel in Basel geschlagen, sondern hatte auch die Befreiung der Geister hervorgebracht, die mit der wahren Wissenschaft nothwendig verbunden ist. Basel, geliebt

und bewundert von den Gelehrten, geachtet und gefürchtet von seinen Feinden, eine Stütze der evangelischen Kirche, hatte durch Pflege der Wissenschaft und deren Einfluss auf das Leben einen Ruhm und eine Bedeutsamkeit errungen, welche weder der Glanz des bischöflichen Hofes, noch der alte Reichthum seiner Bürger jemals gewähren konnte: und so lange das wissenschaftliche Europa die Erinnerung an die Zeit bewahren wird, welche die Entwickelung der Gegenwart in ihrem Schoosse trug, so lange wird es dankbar die Männer nennen, welche damals in Basel gelehrt und gewirkt.

M. H. Ich habe an einige grosse Männer Sie erinnert, welche für die Förderung humanistischer Studien Grosses in damaliger Zeit geleistet haben. Die Erinnerung an ihre ruhmwürdige Thätigkeit führt mir das Bild dessen vor die Seele, welcher, der Würdigste von uns allen, in diesem Jahre aus dem Reiche der Lebenden geschieden, ich meine Friedrich Jacobs. Erlauben Sie mir die Gefühle der Liebe und Verehrung die diesen Mann über das Grab begleiten mit den Worten eines seiner treuesten Schüler wiederzugeben: „Gross an Verstand, reich an Wissen, grösser und reicher am Herzen, ein Meister der Wissenschaft, ein feiner Kenner des Schönen, ein edler Charakter, im Umgang mit Höhern voll Würde, gegen den Geringsten voll Milde, ein liebender Gatte, ein glücklicher Vater, ein treuer Freund, ein Muster der Nachahmung als Diener des Staats, als Bürger des Vaterlands, von makelloser Treue, von rastlosem Fleiss — ein g a n z e r Mensch, so war F r i e d r i c h J a c o b s. Er hat gezeigt, zu welchem Ziele ein edler Geist das rechte Studium des Alterthums führt, wenn es angehaucht wird vom Wesen der Anmuth, vom göttlichen Geiste des Christenthums. Sein ernstes und reiches Wissen war kein todter Schatz, es hatte mit schöpferischem Athem sein ganzes Leben, sein Thun und Lassen durchdrungen und sein Wesen nach allen Seiten hin zu herrlicher Harmonie entwickelt. Sein Wissen war zur Weisheit geworden. Darum fühlte derselbe Geist, der auf den Höhen der Wissenschaft sich bewegte, sich heimisch in der Unschuldswelt der Kindheit und wusste die zartesten Keime im Heiligthum des Gemüths zu wecken. Ueberall derselbe, er mochte aus den Tiefen der Wissenschaft reiche Ernten fordern, oder die Blüthen der Dichtkunst zum duftenden Kranze winden, er mochte die Jugend lehren oder in der Noth des Vaterlands die begeisterte Stimme erheben. Ueberall dieselbe Fülle des Geistes, dieselbe Kraft und Tiefe des Gefühls, dieselbe Reinheit der Gesinnung, dieselbe Treue, derselbe Ernst im Wirken und Schaffen. Und wie im Wirken, so hat er sich im Dulden bewährt; denn was Gott ihm auferlegt hat in schweren Prüfungen, das hat er getragen mit der Ergebung und Demuth des Christen, mit der Fassung und Ruhe des Weisen."

Noch bewegten die Empfindungen, welche der Schluss dieses Vortrages erweckt hatte, sich in den Herzen der Zuhörer, als noch ein Gelehrter Basels, Prof. Müller, den Rednerstuhl einnahm. Die den Mitgliedern bei Aufzeichnung ihres Namens zugestellte Eintrittskarte zählte unter den vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten der Stadt auch die Sammlung von Mexicanischen Alterthümern auf, die als Gabe edelsinniger Bürger und in solchem Reichthum eine Seltenheit, das neu erbaute Museum schmückt, und indem vor allen Sammlungen zuerst sie darin aufgestellt worden, dasselbe geweiht hat. Zur Einführung nun in den fremdartigen Kreis dieser Schätze las Müller Nachstehendes

über die Sammlung Mexikanischer Alterthümer im Museum zu Basel.

Die hiesige Sammlung Mexikanischer Alterthümer ist grossen Theils eine Vischersche Schenkung, vermehrt durch einige werthvolle Gaben von Herrn Wölflin von Basel, ehemaligem schweizerischem Consul in Mexiko. Diese Sammlung verdient wohl die Aufmerksamkeit der Philologen und Alter-

thumsforscher; sie ist eine ganz eigene Zierde unsers Museums, und, wenn ich nicht irre, neben der des Hrn. Uhde in Handschuhsheim bei Heidelberg die bedeutendste in den Ländern deutscher Zunge. Andrerseits ist bis jetzt von Seiten der deutschen Philologen, Archäologen und namentlich Mythologen auf diese Völker weit weniger Rücksicht genommen worden als auf die Barbaren der alten Welt. Das bedeutendste Werk, das im vorigen Jahrhundert über das Mexikanische Alterthum erschien, die Geschichte Mexikos vom Spanier Clavigero, von der in Leipzig eine brauchbare deutsche Uebersetzung erschien, blieb sogar von den beiden Männern unbenutzt, die die meiste Aufmerksamkeit derartigen Erscheinungen menschlicher Culturgeschichte zuwendeten, Herder und Meiners. Doch zogen diese und andere Forscher des vergangenen Jahrhunderts Mexiko in den Bereich ihrer Untersuchungen. Aber weniger kann diess von den Männern unsers Jahrhunderts gesagt werden. Alexanders von Humboldts Vorgang hat allerdings den Blick in so weit auf dieses Gebiet gewendet, dass man dem Beispiele der Franzosen folgte und in neuerer Zeit mehrere gute Uebersetzungen älterer Spanischer und neuerer Englischer oder Amerikanischer Werke lieferte. Auch haben Zeitschriften wie das Ausland fortwährend auf die bedeutenden Erscheinungen der Ausländer hinzuweisen nicht aufgehört. Ebenso sind welche in Humboldts Fussstapfen getreten als Selbstforscher wie Nebel, Waldeck, Mühlenpfordt, oder haben seine Forschungen zum Behuf historischer Untersuchungen zu Rathe gezogen, wie Vater, Minutoli, Braunschweig. Aber in das eigentliche Gebiet der Archäologie sind die Mexikanischen Alterthümer kaum von jemand anderem gezogen worden als von Kugler in seiner Kunstgeschichte und Klemm in seiner Culturgeschichte des Menschengeschlechts, und namentlich entbehren wir ihre Berücksichtigung in den zahlreichen geistreichen und gründlichen Werken, welche in unserer Zeit von den Deutschen über Mythologie und antike Religionsgeschichte geschrieben worden sind.

Es dürfte daher nicht unbescheiden erscheinen, wenn ich Ihre Aufmerksamkeit für wenige Minuten für diesen Gegenstand in Anspruch nehme, und mit Hinweisung auf die Gegenstände der Basler Sammlung die Bedeutung des Mexikanischen Alterthums für die Alterthumswissenschaft überhaupt, besonders aber für die Religionsgeschichte zu bestimmen suche. Es ist ja für eine wissenschaftliche Betrachtung der menschlichen Kulturzustände die Bekanntschaft mit jedem Volke von Werth, besonders wenn es ein Naturvolk ist, dessen Bildung mehr nach den nothwendigen Gesetzen der menschlichen Natur sich entwickelte als nach den individuellen Bestrebungen des freien Geistes, der so leicht den Pfad der Natur verlässt. Dabei lassen wir die Frage nach dem historischen Zusammenhang der Bildung der neuen Welt mit der der alten ganz unbeachtet. Denn wir müssen zuerst wissen, was die Menschen auf dem Gebiete geistiger Entwicklung von Natur miteinander gemein haben, und erst nachher kann darüber ein Wort gesprochen werden, was sie von einander angenommen haben. Die geschichtliche Kritik der ethnischen Kulturverhältnisse kann nur auf der Grundlage der erkannten Naturanalogie statt finden, und dass nun schon auf diesem Standpunkte die Kenntniss solcher Analogien von bedeutendem Werth ist, haben selbst ausgezeichnete Männer aufs bestimmteste anerkannt, die in Abweisung historischer Zusammenhänge zu weit gegangen sind, wie z. B. ein Ottfried Müller.

Unsere gegenwärtigen Bemerkungen über die Bedeutung der Mexikanischen Alterthümer beschränken sich auf diesen Naturstandpunkt, und werden zu zeigen suchen, welche Sprosse in der Leiter menschlicher Bildung die Kultur dieser Völker darstellt. Es ist diess eine Stufe, auf der Völker, die wir auf einer höhern Stufe kennen gelernt haben, auch einmal standen, und die in vielen Einzelnheiten auf den niedern Schichten der Gesellschaft sich erhalten hat. Die Mexikanischen Völker waren Kulturvölker, aber sie standen auf der primärsten Stufe der Kultur,

und das eben ist die Bedeutung ihres Alterthums in der Weltgeschichte, dass hier diese Primärstufe von dem Lichte der Geschichte erleuchtet wurde und der ursprüngliche Mythus noch nicht von dem rein dichterischen Interesse verarbeitet war, während dieselbe Stufe bei andern Völkern entweder in die Nebel einer mythischen Urzeit gehüllt ist, aus denen uns nur unzusammenhängende Felsenspitzen sichtbar werden, oder es schreibt sich ihre Kenntniss bloss von der mehr oder minder flüchtigen Beobachtung fremder Reisender her.

Der Totaleindruck, den uns unsere Mexikanische Sammlung gewährt, weist auch bereits auf eine bestimmte Kultur hin. Neben zum Theil sehr rohen Bildern und Kunstgegenständen, wie sie auch bei noch höhern Stufen mitunter zahlreich hervorgebracht werden, stossen wir wieder auf sehr charakteristisch und mit vieler technischen Fertigkeit gebildete Gegenstände. Charakteristisch sind die Thiere aufgefasst, fein gearbeitet und polirt manche Menschenköpfe, wie denn überhaupt diese Völker die härtesten Steine, selbst Edelsteine schliffen und polirten. Die Mexikanischen Völkerschaften waren keine Wilden, wie sie Prescott beständig nennt; denn bei ihnen fand Theilung der Arbeit statt und das Volk war in Stände gegliedert, das Land wurde von einer dichten und fleissigen Bevölkerung bebaut, wodurch sie sich auf das bestimmteste von den nordamerikanischen Wilden unterscheidet, so wie dadurch, dass sie zu geistigen Mittelpunkten ihres Lebens Städte mit mächtigen Tempeln angelegt hatte. Strassen, Dämme und Brücken erleichterten den Verkehr, strenge Handhabung strenger Gesetze hielten das reichgestaltete Staatensystem und die Hausordnung aufrecht. Im Kriege fochten sie in geschlossenen Massen, bedienten sich keiner vergifteten Waffen und pflegten die Gefangenen nicht zu martern. Zudem kannten sie den Gebrauch des Erzes und der Hieroglyphen. Sie hatten in den Städten Huaxtepec, Chaloltepec, Iztapalapon und Tescuco Menagerien und botanische Gärten, mit denen keine damaligen in Europa zu vergleichen waren. Die Gegenstände unserer Sammlung können auch nicht von Wilden herrühren. Da sehen wir hieroglyphische Darstellungen auf Leder, dort gebrannte Röhren von Brunnenleitungen, Arbeiten von Bildhauern und Töpfern. Merkwürdig für die Beurtheilung der Bildungsstufe ist die mehrfach in Wachs nachgebildete Darstellung des sogenannten Kalendersteins, dessen kolossales steinernes Original im Jahr 1790 aufgefunden wurde. An denselben knüpfen sich die gelehrten Untersuchungen von Gama und Alexander von Humboldt über das Kalenderwesen der Mexikaner und dessen Zusammenhang mit ostasiatischem. Es darf wohl unser Verwundern erregen, wenn wir sehen, wie die Intercalationen genauer waren als die Hipparchs und überhaupt die der Griechen und Römer.

Waren aber diese Völker keine Wilden, so waren sie doch Barbaren, sie standen noch auf der Bildungsstufe derjenigen Völker, welche Griechen und Römer im Gegensatz zu der ihnen eigenthümlich zukommenden Bildung Barbaren nannten, es fehlte ihnen also jene Humanitätsbildung, jene Anerkennung und Auffassung des rein Menschlichen in Kunst und Wissenschaft und Staat, wie sie von den Griechen ausgehend zu den übrigen Völkern übergegangen ist, eine Bildung, deren Pflege Sie, meine Herren, sich zur Lebensaufgabe machten, Sie auch hieher in unsere Mauern zusammengeführt hat. Nicht nur fehlte den Mexikanischen Völkerschaften der Gebrauch des Eisens, wie auch bei Hesiod das eherne Geschlecht das Eisen nicht kannte, das erst dem Geschlechte der Heroen zukommt; ferner fehlte die helfende Arbeit der Thiere, wodurch Prometheus die Menschen der Barbarei entriss, und ebenso ihrem Handel wie sogar den Egyptern die Münze; sondern ihrer Litteratur und grossen Schreibseligkeit die Buchstabenschrift, der Musik das Saiteninstrument, zwei so wichtige Momente des Fortschritts in der Bildungsgeschichte antiker Naturvölker. Vor allen andern aber zeigte sich diese Barbarenbildung darin, dass wie das

Ideal menschlicher Schönheit ihrer Kunst fremd blieb, ebensowenig ihre die zahlreichsten Menschenopfer fordernde Religion die Beziehung zur Menschlichkeit kannte. Dass aber die natürliche Anlage zu einer reinern Kunstentwicklung diesen Völkern nicht abgeht, das zeigt ihr jetziger Kunstsinn, überall sieht man Azteken sich mit Zeichnen beschäftigen, zierlich sind ihre Federmalereien, und der gemeinste Mann schmückt aufs gefälligste seine Marktwaaren mit Blumen, und im Wachsbossiren hat er vor allen andern Völkern eine Meisterschaft erreicht. Die modernen Wachsfiguren unserer Sammlung, welche den Azteken in alten und in neuen Lebensbeschäftigungen uns vorführen, geben uns das schönste und charaktervollste Bild dieses Menschenschlags mit seinem männlich kräftigen und doch schlanken Körperbau, mit seinem finstern Auge und seinem sanften Munde. Vergleicht man die modern dargestellte Fechtergruppe mit den alten im schweren Lapidarstyl gehaltenen, wie sie rings um den Fechterstein herumziehen, so wird uns der Unterschied beider Zeiten mit aller Schärfe anschaulich.

Ich will nun noch versuchen, diese allgemein ausgesprochene Charakteristik mit einzelnen Gegenständen zu beleuchten, die sich in unserer Sammlung vorfinden.

Den Philologen sollte eigentlich auch hier die Sprache und ihre Denkmähler in erster Linie ansprechen. Die Sprachen der alten Mexikaner, namentlich der Azteken, leben noch in der grössern Hälfte der jetzigen Bevölkerung dieses Landes, und zahlreiche hieroglyphische Schriften werden in den inländischen und in den europäischen Bibliotheken aufbewahrt, die zum Theil bereits entziffert sind, zum Theil einer verhältnissmässig leichten Entzifferung harren. Diese Hieroglyphen enthalten keine Buchstabenschrift, wohl aber neben kyriologischen und symbolischen Zeichen auch phonetische Sylbencharaktere. Wie aber dergleichen Untersuchungen auch auf dem Gebiete des Alterthums anderer Völker der speziellen ethnographischen Sprachenkunde überlassen worden, so sehen wir uns auch auf dem Gebiete des Mexikanischen Schriftwesens zu demselben Verfahren genöthigt. Obschon daher unsere Sammlung mehrere hieroglyphische Gemälde aufweist, und auch andere Denkmaler derselben mit einzelnen hieroglyphischen Zeichen versehen sind, so müssen wir uns hier begnügen im Allgemeinen auf dieselben hingewiesen zu haben. Aber mit schnellen Schritten naht sich die Zeit, in der die Philologie zu einer allgemeinen Sprachphilosophie gestaltet, von der sichern Grundlage griechischen und lateinischen Sprachstudiums ausgehend, die Gesetze aller Sprachen in ihren Bereich ziehen und keine Analogie, keine sprachliche Naturerscheinung für unwichtig ansehen wird.

Aber so bleiben wir für diessmal auf dem speziellen Gebiete der Archäologie, nämlich dem der Kunstarchäologie. Obenan steht die Architektur, deren Werke zu den frühesten gehören, in denen der Kunsttrieb eines Volkes sich offenbart. Bereits Kugler hat in seiner Kunstgeschichte der Mexikanischen Kunst und namentlich der Architektur die Stellung eines Repräsentanten der primären Kulturstufe angewiesen. Von bürgerlicher Baukunst war kaum die Rede, die Privatgebäude waren schlecht, meist nicht viel besser als Hütten, doch in den Städten zusammenhängend und mit Kalk gebaut und bestrichen. Grossartig aber waren die öffentlichen Bauten, Festungen, Paläste, und vor allem die Tempel der Götter. Die Grundform des Mexikanischen Tempels ist richtig mit Kugler als die älteste anzusehen, da sie sich am einfachsten an die Opferstätte, den Altar anschliesst. Der Altar ist älter als der Tempel, und viele Völker, denen Tempel und Bilderdienst eine Zeitlang oder immer fremd geblieben sind, opferten auf dem Altar. Der Mexikanische Tempel ist nichts anders als ein riesiger Altar, eine künstliche Opferhöhe, eine abgestumpfte Pyramide. Daher wurde auch auf der Höhe des Tempels geopfert, und die Nähe des Götterbildes in einer kleinen Kapelle war bloss eine sekundäre Zuthat symbolischer Art. Wir stossen

in Vorderasien in den Urzeiten auf eine analoge Erscheinung. Wie noch früher die Patriarchen auf Höhen geopfert hatten, blieb auch noch später dieser Höhenkultus bei den Polytheisten dortiger Gegenden und bei den abgöttischen Hebräern. Auch der grosse Tempel des Bel zu Babylon war seinem Grundgedanken nach eine künstliche Opferhöhe. Besonders aber liegt uns nahe, dass die nordamerikanischen Wilden bereits grosse pyramidenförmige Erhöhungen von Erde errichteten. Unsere Sammlung besitzt eine Anzahl kleiner Tempelchen oder Capellen von gebrannter Erde aus der alten Zeit, sie stehen auf einer Erhöhung, zu der wie bei den vielen grossen Tempeln eine breite Treppe führt. Bisweilen ist oben das Götterbild beigefügt. Es ist offenbar im Kleinen dieselbe Grundidee ausgedrückt, wie bei den grossen Tempeln, aus deren zahlreichen Ruinen man die alte Form zu reconstruiren wusste und die man in zahlreichen Abbildungen besitzt. Unsere thönernen Tempelchen sind zwar von der rohesten und gemeinsten Arbeit, hingegen findet man jetzt noch bei Tempelruinen besonders einer voraztekischen Urzeit z. B. bei Palenque Verzierungen, die sogar griechische Tempel nicht verunstalten würden. Auch bei den Hindus sind die Verzierungen das Hübscheste ihrer Architektur. In dieser Gattung besitzen wir bloss einige Modelle in gebrannter Erde um Verzierungen auf Mauern oder Gefässe einzudrücken.

Ueberhaupt weisen alle unsere übrigen Geräthschaften auf dieselbe Kulturstufe hin, und zeigen namentlich Aehnlichkeit mit Egyptischen und Etruskischen. Wir sehen hier entweder massive Gefässe aus hartem Stein, meist für den so gewöhnlichen Gebrauch des Chocolatl bestimmt, der von den Mexikanern zu uns herüberkam, oder Töpferwaaren aus gebrannter Erde, welche letztere überall wegen ihres Zusammenhangs mit der plastischen Kunst die Aufmerksamkeit verdienen, — wie sie bei den Hellenen schon in den Urzeiten zahlreich sich vorfinden, so zeigen sie sich denn auch vielfach bei den Mexikanern. Die Töpfe sind der Regel nach sehr leicht und dünn gearbeitet, nicht ohne gefällige Form. Dergleichen fand man besonders viele am Panuco, also von dem Urvolk der Totonaken. Aber auch das republikanische Volk der Tlaskalteken und die Tolteken in Cholula beschäftigen sich mit Verfertigung derselben. Auf unserm Kabinet befindet sich besonders viele Töpferarbeit aus Quadalaxara. Roher sind die schon angeführten Tempelchen und eine Masse thönerner Götzenbilder gefertigt. Selbst Geräthe aus Kupfer, das mit Zinn gehärtet war, werden vielfach erwähnt, scheinen aber verhältnissmässig doch weniger im gewöhnlichen Gebrauch gewesen zu sein als die steinernen, und noch mehr scheint diess mit goldenen Geräthen der Fall, selbst Montezuma's goldenes Tafelgeräth wurde nur bei religiösen Festen gebraucht. Auf unserer Sammlung sehen wir nichts von Metall, hingegen Spitzen für Pfeile und Speere aus Obsidian, Spindelsteine und Schmucksachen aus verschiedenen harten Steinen.

Unsere Sammlung bietet uns auch musikalische Instrumente, die für die Beurtheilung der Kulturstufe nicht ohne Wichtigkeit sind. Die Mexikanischen Völker kannten bloss Schlag- und Blasinstrumente, Trommeln und Pauken, Hörner, Trompetenmuscheln, Flöten und Pfeifen. Von Saiteninstrumenten wussten sie nichts. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Musikarten bezeichnet in den Urzeiten verschiedene Kulturstufen. Nicht bloss den Wilden, sondern auch den Barbaren der primären Kulturstufe ist die Saite fremd; auch die Egypter, Etrusker, Hindus bedienten sich bei Festlichkeiten der flötenartigen Instrumente. Die Saitenmusik entspricht mehr dem Charakter einer humanern, freiern Bildung. Bei den Griechen gehört sie dem Dienste des ächten Hellenengottes Apollo, während an Schlag- und Blasinstrumenten Dionysos, Pan und Rhea ihre Freude hatten. Auch die kriegerische Athene liebte anfänglich die Flöte, warf sie aber weg, wie sie sah, wie sie ihr Gesicht verstellte. Das heisst doch wohl, dass früher die Flöte beim Dienst der Athene im Gebrauch war, später aber, als der pelasgische Charakter sich in den hellenischen

umwandelte, aufgegeben wurde. Die von Athene weggeworfene Flöte hob nun Marsyas auf, und stellte mit Apollo einen Wettstreit an. Der Schiedsrichter Tmolos entschied für Apollo und alle billigten sein Urtheil ausser Midas, dem Freunde des backhischen Dienstes. Nach einer andern Gestalt des Mythus stritt Pan mit Apollo, und Marsyas war Schiedsrichter. Dieser bekannte Mythus hat eine allgemeinere historische Bedeutung, die auch aus der Betrachtung Mexikanischer Zustände Licht erhalten kann. Die Musik dieser Völker, die barbarisch und melancholisch klang, und dem Krieg und Götterdienst gewidmet war, weist mit ihren Schlag- und Blasinstrumenten auf die primäre Kulturstufe hin. Für solche passt es auch, dass über den Musikchor ein angesehener Priester gesetzt war, und dass sie an Festtagen den ganzen Tag Musik machten und religiöse Lieder sangen. Im Krieg aber begann nach Barbarenart das Treffen mit der Musik. Die hohe, religiöse Bedeutung, die sie der Musik beilegten, spricht sich auch in einem Mythus aus. Bei Erschaffung der jetzigen Sonne nämlich, d. h. der jetzigen Welt, liess Tezcatlipoca, der Gott der Unterwelt, die Musik zu den Götterfesten aus dem Sonnenhause, der Wohnung der Seligen, holen, und erbaute behuf dessen eine Brücke von Wallfischen und Schildkröten, Symbolen der weltbewegenden und welttragenden Kräfte. Auch der Egyptische Thoth bildete die Lyra aus einer Schildkrötenschale, die sich daher auch auf dem Kopfe einiger Hermesbilder findet. Bei den nordamerikanischen Indianern heisst der Stamm, der unter verschiedenen verbündeten Stämmen als der Vorort dasteht, der Schildkrötenstamm. Eben daselbst glaubt man, dass das Land auf einer Schildkröte ruhe, deren Bewegungen die Erdbeben verursachen. Die Schildkröte ist überhaupt der Grundpfeiler der Erde und trägt die grosse Insel auf ihrem Rücken. — In unserer Sammlung erblicken wir von musikalischen Instrumenten eine ziemliche Anzahl Flöten und Pfeifen, beide aus gebrannter Erde, die Pfeifen von roherer Arbeit, die Flöten ungleich feiner, von schwarzer, glänzender Farbe. Letztere sehen einander alle gleich, das Mundstück ist breit gedrückt, zum Moduliren der Töne mit den Fingern sind vier Oeffnungen angebracht, Priester bliesen sie bei religiösen Festen, und ihre Töne forderten das Volk zum Gebet auf. Doch dienten sie auch zum Kriegsgebrauch, gerade wie die Spartaner unter dem Schalle der Flöte ins Feld rückten. Die Pfeifen haben ebenfalls ein breites Mundstück, aber der untere Theil ist kugelförmig, sie sind aber nicht unter sich gleich, wie die Flöten, sondern zum Theil einfach, zum Theil mit verschiedenartigen Verzierungen versehen. Sie dienten besonders zu kriegerischem Gebrauch, und namentlich wird berichtet, dass ihre gellenden Töne das Ablösen der Wachen bezeichneten.

Da einmal von Pfeifen die Rede ist, so dürfen doch auch die **Tabakspfeifen** nicht übergangen werden, um so weniger, da dieses Bildungselement von den amerikanischen Völkerschaften zu uns herübergekommen ist. Nach der Mahlzeit sahen jeweilen die Spanier den unglücklichen Montezuma aus einer schön angestrichenen Tabakspfeife rauchen und dabei einschlafen. Diese Gewohnheit hatten alle vornehmen Mexikaner, sie mengten den Tabak mit Storax oder anderen wohlriechenden und erhitzenden Kräutern, und hielten beim Rauchen zu gründlicherm Genuss und um den Tabak in die Lungen zu treiben, mit den Fingern die Nasenlöcher zu. In unserer Sammlung zeichnen sich mehrere sehr fleissig aus schwarzem Stein gearbeitete Friedenspfeifen aus, dergleichen sich alle nordamerikanischen Indianer zu bedienen pflegen. Die unseren sind nun allerdings nicht mexikanisch, sondern rühren aus Kalifornien und der Umgegend her. Allein sie sind deswegen doch kein fremdartiger Bestandtheil unserer Sammlung, denn gerade dort sind nach den einheimischen Sagen sowohl, als den übereinstimmenden Forschungen der Europäer, namentlich auch aus der Zeit des gegenwärtigen Kriegs, die alten Ursitze der Azteken und der mit ihnen verwandten Völker zu suchen. Während nun diejenigen Pfeifen, die für den gewöhnlichen

Gebrauch bestimmt sind, ein einfacheres Aussehen haben, wie man auch Pfeifen bei uns sieht, und wie unsere Sammlung einige von rother Farbe besitzt, zeigen dagegen die Friedenspfeifen, die auch stärker und fein polirt sind, viele künstliche Arbeit und allerlei Zierrathen. Der Stoff der Köpfe ist gewöhnlich Marmor, sei es nun rother, oder, wie bei den unseren, schwarzer; das hölzerne Rohr ist gewöhnlich vier Fuss lang und mit einem schönen Bande umwickelt. Die Friedenspfeife wird als ein wahres Heiligthum verehrt, jede Friedensgesandtschaft trägt sie vor sich her, und es wird weder Friede noch Bündniss ohne sie geschlossen. So dient sie statt Brief, Siegel und Notarien. Bei der Zeremonie dreht man sie zuerst ehrerbietig gegen den Himmel und gegen die Erde, dann thut der oberste Häuptling einige Züge aus ihr, und übergibt sie dann den übrigen Abgesandten und Mitgliedern der Versammlung, die der Reihe nach dasselbe thun was ihr Vorgänger. Selbst der Todte erhielt eine Friedenspfeife in die Hand, damit er sie in der Unterwelt als Friedenszeichen darreichen könnte. Auch versammeln sich beim Tode die Freunde des Verstorbenen und rauchen noch mit ihm eine Pfeife. Aber auch den Göttern wird der erste Zug aus der Pfeife geweiht, und der Gastfreund erhält zuerst eine Pfeife in die Hand. Daher besitzt sie Zauberkraft.

Aber noch haben wir die wichtigsten und zahlreichsten Gegenstände unserer Sammlung, die die Bildungsstufe, den Charakter und die Kunstfertigkeit der Mexikanischen Völkerschaften aussprechen, nicht berührt. Ich meine die verschiedenen Bilder. Und unter diesen ziehen zunächst die Götterbilder unsere Aufmerksamkeit auf sich. So vielgestaltig auch und aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt das Mexikanische Göttersystem ist, für uns stellen alle demselben angehörenden Götterbilder ganz klar den Charakter der primären Kulturstufe dar. Ein Ideal der Schönheit, ein in menschlicher Form sich ausdrückender Ausspruch des Göttlichen ist so wenig angestrebt, dass sogar der bekannte Spanische Geschichtschreiber der Eroberung Mexiko's, Anton von Solis, die Behauptung auszusprechen sich nicht scheut, dass man diejenigen für die grössten Künstler gehalten habe, welche die hässlichsten Bilder verfertigten. Wenn man von den Figuren der Hieroglyphen schliessen wollte, so wäre in diesem Ausspruch nicht alles übertrieben. Aber der Schluss wäre nicht richtiger, als wie wenn einer von der Handschrift der Gelehrten unseres Festlandes auf die Kunstbildung einer Nation argumentiren wollte. Und sind auch allerdings die plastischen Bilder bei den Mexikanern so wenig als sonstwo auf der primären Kulturstufe Bilder in unserem Sinne, die eine wesentliche Aehnlichkeit darstellen sollen, sondern blosse symbolische Zeichen, so gut wie die gemalten Hieroglyphenzeichen, so zeigt sich doch neben vieler rohen Arbeit auch wiederum da und dort manches feiner gearbeitete, manches ausdrucksvolle Bild. Und so ist es auch von vornherein anzuerkennen, dass es hier der Kunst nicht, wie z. B. bei den Hindus, schadete, dass man etwa Bilder mit mehrern Köpfen und Armen versehen hätte. Einiges Weniges erinnert allerdings an dergleichen, wie mehrere Götterbilder, an denen die untere Hälfte des Kopfes ein Hundskopf ist, also eine Art Kynokephalus, der hier den Namen Oximatli hatte; ferner andere dergleichen barocke, zum Theil obscone Verbindungen, wie sie bei den nordischen Einwanderern kaum vorkommen, hier aber besonders an einigen sonst gut proportionirt gehaltenen Steinbildern sich finden. Im Ganzen sind aber dergleichen bei Bildern weder unserer Sammlung, noch in den zahlreichen Abbildungen gewöhnlich, sind auch so schwer zu deuten, dass sie wohl nicht dem Mexikanischen, sondern dem noch frühern Alterthume angehören. Hingegen sind fast alle Mexikanischen Götterbilder mit Typen überladen, so dass nicht selten vom ganzen Körper kaum mehr als der Kopf zum Vorschein kommt. Besonders ist der Kopfputz unverhältnissmässig bedacht, so dass z. B. bei Bildern aus Quatemala der Kopf selber in die Mitte des ganzen Bildes zu stehen kommt.

Was nun die grosse Masse der einzelnen Bilder anbetrifft, so gestehe ich, das Wenigste davon genauer mit dem Namen bezeichnen zu können. Es scheint mir auch, dass es andern auch so ergeht, welche sich mit dem Mexikanischen Alterthume beschäftigen. Nach allen bisher gemachten Beobachtungen sind die Bilder aus der Mexikanischen Urzeit feiner gebildet als die der von Norden her erst das Mittelalter hindurch eingewanderten Völker, die sämmtlich mit den Azteken verwandt sind. Es ging nämlich auch hier dem uns bei diesen Völkern allein historisch bekannten Mittelalter der nordischen Völker ein eigentliches Uralterthum südlicher Aboriginer voran, von dem aber bloss Völker- und Städtereste mit Bestimmtheit Zeugniss ablegen, von dem aber keine Sagen- oder Schriftenüberlieferung bei den eigentlichen Mexikanischen Völkerschaften sich erhalten hat, noch viel weniger bis zu uns gelangt ist. Aus diesem Alterthum rühmt man besonders die Bilder der Zapoteken aus Stein, obschon sie etwas Hartes und Lapidares an sich tragen, wie auch einige Köpfe unserer Sammlung zeigen. Die Baureste einer solchen uralten Mistekischen Stadt in der Nähe von Palenque sind ebenfalls mit besser proportionirten Bildern geziert als die gewöhnlichen Mexikanischen. Schlankere, zum Theil nackte Figuren, die bei letzteren zu den grössten Seltenheiten gehören, von denen wir aber auch einige in der hiesigen Sammlung sehen, gehören hieher, sie sind aber eben desswegen auch einstweilen noch nicht näher zu bestimmen. Bloss die Hauptgottheit des bedeutendsten dieser Urvölker, der Totonaken, ist auch in den Dienst der Einwanderer aufgenommen worden. Es ist die Göttin der Hauptnahrung aller dieser Indianer, des Mais, und heisst Centeotl. Wir besitzen nicht wenige Bilder von ihr, eines mit dem ältern Charakter stellt die Göttin dar, wie sie aufgeschichteten Mais in den Händen trägt. Bei anderen kleinern thönernen Abbildungen derselben trägt sie ein Kind auf den Armen, denn sie ist die Erzeugerin der Kinder. Solche kleine rohere thönerne Bilder findet man überhaupt sehr viele, zum Theil aus Gegenden, wo Urvölker ihre Sitze hatten, wie am Panuco im Lande der Totonaken, zum Theil aber vorzüglich in den Ländern der nordischen Einwanderer, wie in Tlaskala, in Cholula, der Hauptstadt der Tolteken, vor allem in Mexiko selbst. Diese Bilder heissen Tepitoton, d. h. die Kleinen, und sind eine Art Hausgötter. Wie bei den Griechen, so dienten auch hier diese von Töpfern verfertigten Götterbilder nicht dem Tempeldienst, sondern dem häuslichen Kultus und der Bestattung. Die Könige hatten sechs im Hause, die Adelichen vier, jeder andere Mann zwei. Auch sah man sie allenthalben öffentlich auf den Strassen aufgehängt. Daher sind sie gewöhnlich mit zwei Löchern für die Schnüre versehen. Diess weist noch auf einen gewöhnlichen religiösen Gebrauch bei Völkern auf einer untern Stufe hin, mancherlei Anhängsel als Amulette zu tragen, namentlich z. B. Krokodilzähne; dies sind eben die Fetische, die Götter für Einzelnes. Sind sie auch von sehr roher Arbeit, ähnlich vielen Bildern aus einer griechischen Urzeit, so sind sie doch sehr hart gebrannt, wenn auch nicht so leicht wie die Gefässe. Es ist nun nicht nothwendig, dass dieselben besondere Gottheiten seien, sondern die bedeutendsten grossen Tempelgötter befinden sich auch wiederum unter den Tepitoton, wie wir diess so eben in Beziehung auf die Centeotl gesehen haben.

Von den nordischen Einwanderern waren die Tolteken die frühesten, die Träger der Kultur des Mexikanischen Mittelalters, die auch lange nach ihrer Herrschaft in der ganzen Folgezeit durch ihre Kunstfertigkeit so sehr sich auszeichneten, dass die Künstler überhaupt Tolteken genannt wurden. Der Hauptgott dieses Volkes war Quetzalcoatl, d. h. die geflügelte Schlange, der Gott der Luft, von dem wir einige kleinere thönerne Bilder besitzen mit der spitzen Mitra auf dem Haupte, oder mit herabhängender Zunge. Erstere Eigenthümlichkeit gehört ihm vermöge seines priesterlichen Charakters, seine Priester heissen ebenfalls Quetzalcoatl, und nach der Sage soll

er selber als Priester in Cholula gegen die Menschenopfer gepredigt haben. Das Attribut der herabhängenden Zunge ist ihm aber von dem frühern Sonnendienst zu Theil geworden, der zn den Tolteken übergegangen war. Neben diesen kleinen Bildern dieses Gottes stellt ihn auch noch ein grösseres, kräftiges, steinernes dar, das durch den starken Backenbart vor andern sich auszeichnet. Wie nun den amerikanischen Völkern dieser Bart fehlt, so auch den übrigen Götter- und Menschenbildern, und ein Bild mit einem Bart ist daher sehr auffallend. Es erzählen übrigens manche Sagen von dem Erscheinen bärtiger Menschen, die Kultur ins Land gebracht hätten, aber zu voreilig scheint es, jetzt schon aus diesem Umstand bestimmte historische Folgerungen über die Herleitung der amerikanischen Kultur, oder gar über das Verhältniss einer aktiven Menschenrace zu einer passiven ziehen zu wollen.

Unter allen nordischen Völkern, die vom Mexikanischen Land Besitz nahmen, sind die berühmtesten und bekanntesten die Azteken, die eigentlichen Mexikaner, die die Stadt Mexiko gebaut haben. Ihr Hauptgott ist der bekannte National- und Kriegsgott Huitzilopochtli, d. h. Kolibri links, eigentlich Gott des Einflusses der Himmelsluft auf die Erde. Von ihm besitzen wir zunächst Wachsabbildungen der drei Mètres grossen Schlangendecke, womit sein Tempelbild in Zeiten grosser Nationaltrauer bedeckt wurde. Man fand das Urbild 1790 auf dem grossen Platze des alten Tempels in Mexiko, vergrub es aber bald wieder im dortigen Universitätsgebäude, um es den Augen der Indianer zu entziehen. Der hintere Theil stellt seine Gattin Teoyamiqui, d. h. göttlicher Tod, dar, welche die Seelen der im Kampfe gefallenen in's Sonnenhaus geleitete. Die Beziehung beider Gottheiten auf Kampf und Tod zeigt sich aus den den zahlreichen Schlangen beigefügten Todtenköpfen und abgehauenen Händen. Und eben deswegen ist diesem Bilde auch auf der Unterseite der Gott der Unterwelt Mictlanteuktli mit vier Todtenköpfen zur Seite beigefügt. Neben diesem grössern Bilde Huitzilopochtli's sehen wir auch kleinere thönerne, wie er entweder auf dem Fussschemel sitzt als König seines Volkes, oder wie er als Kriegsgott in der linken Hand den Schild hält, in der rechten den Speer. Aus seiner übrigen Umgebung stellen mehrere kleinere Bilder seine Mutter dar, Coatlantana, die Aztekische Flora, kenntlich durch das Blumenband auf ihrem Haupte, hinter dem Kopfe befindet sich auch bisweilen ein Blumenstrauss nach Art eines Fächers, und, wie die meisten andern weiblichen Figuren, trägt sie den Shawl, dessen Spitze gegen das Herz geht, oder sie sitzt, und lässt die Hände auf die Knie fallen. Ferner ist ein Hauptgott Huitzilopochtli's Bruder, Tezcatlipoca, der glänzende Spiegel, der oberste Gott der Unterwelt. Unter den kleineren Bildern kennt man ihn an den vier Pfeilen in der Rechten, und dem Fächer von Federn in der Linken, die von einem Schilde ausgehen. Sonst nenne ich noch den Sonnengott Tonatiuh, ein Gesicht als Scheibe, bisweilen mit Strahlen umkränzt, bisweilen mit ausgestreckter Zunge wie bei Quetzalcoatl.

An die Götterbilder reihen sich am natürlichsten die Menschenbilder. Da noch so Vieles von den Bildern unbekannt ist, so sind natürlich beide oft schwer zu unterscheiden. Am kenntlichsten sind grössere steinerne Priesterbilder, deren wir mehrere besitzen; eines derselben ist mit der abgezogenen Haut eines geopferten Menschen bekleidet, — an manchen Festen stellte das Menschenopfer den Gott dar, dem es geopfert wurde, und ebenso der Priester, der sich mit dessen Haut bekleidete; — ein anderes Bild, das einer Priesterin mit grossen Quasten auf beiden Seiten des Kopfes, ist ganz dasjenige, welches Alexander von Humboldt am Anfang seiner ***Monuments*** ausführlich erläutert hat.

Aber auch die Thierbilder schliessen sich an die Götterbilder an. Ausser manchen kleinern unbedeutendern und thönernen zeichnen sich einige grössere steinerne in unserer Sammlung aus. Ueberall im alten Amerika war der Thierdienst zu Hause, und zwar stellten die Thiere nicht

bloss, wie auf sekundärern Stufen, abstrakte Symbole dar, sondern sie wurden persönlich verehrt wie die drei Stiere in Egypten, — allerdings wegen der in ihnen geschauten allgemeinern Kraft, die einer individuellen Intelligenz zu entbehren schien. Es genossen auch hier sowohl lebendige Thiere, und das war das ursprüngliche, göttliche Verehrung, wurden sogar mit Menschenfleisch gefüttert, als auch wurden sie im Bilde angebetet, und endlich dienten sie, wie anderswo, den anthropomorphisirten Göttern als symbolische Grundlage und als Bezeichnung einzelner Attribute; wiederum waren sie Zeichen der Monate und Tage, wie wir sie auf verschiedenen in Wachs bossirten Darstellungen des alten Mexikanischen Kalenders erblicken. Man findet überall jetzt noch in der Hauptstadt Mexiko zahlreiche Bilder von Adlern, Jaguaren, Schlangen, Wolfen, Eulen. Es sind Bilder von göttlich verehrten Thieren, denen kleine Kapellen und besondere Priester gewidmet waren. Den Adler stellt ohnehin das Wappen des Mexikanischen Reichs dar, wie er eine Schlange oder einen Gefangenen verzehrt. Ein schöner Adler aus Obsidian ist in unserer Sammlung zu sehen; die Beute, die er in den Krallen hält, ist aber undeutlich und verstossen. Das Bild des Jaguars ist sehr gefällig und weich, nichts weniger als lapidar wie so viele Menschen- und Götterbilder. Mehrere Schlangen von Stein sind, wie sie häufig in Mexiko vorkommen und in Abbildungen zu sehen sind, auf einen Knaul zusammengedreht, und grosse spitze Zähne bewaffnen den Rachen. Eine solche Schlange ist auch an einer Göttin angebracht, die ich für das Schlangenweib, Cihuatcohuatl, halte, d. h. für die Mutter des Menschengeschlechts, die als altes Weib mit gewaltigen Runzeln im Gesicht bezeichnet ist.

So viel, meine Herren, glaubte ich Ihnen über das Mexikanische Kabinet in Basel mittheilen zu dürfen, was genug wäre, um die Bemerkungen über die Bedeutung des Mexikanischen Alterthums für das allgemeine Alterthumsstudium durch Einzelnheiten zu beleben und den Eindruck unserer Sammlung verständlich zu machen.

Die hohe Regierung, welche auch diesem Vortrage noch ihre Gegenwart geschenkt hatte, trat nunmehr ab, und mit Verlesung der Vereinsstatuten, Einladung zum Mittagsmale und einer auf den Nachmittag anberaumten Spazierfahrt über S. Jacob nach Arlesheim, endlich mit Austheilung der von Grieshaber, K. F. Hermann, Karcher, Vischer und Wocher hiezu bestimmten Schriften (die Begrüssungsschrift der Universität Basel war jedem Mitgliede schon beim ersten Empfang überreicht worden) schloss die erste allgemeine Sitzung; die Orientalisten aber giengen in einen angrenzenden Saal an ihre besonderen Sectionsgeschäfte.

ZWEITE SITZUNG. 30 SEPTEMBER.

Der Vicepräsident Prof. Vischer eröffnet die Sitzung; dem Verzeichniss der seit gestern neu angekommenen Mitglieder und der Tagesordnung, welche beide vom Secretariat verlesen werden, fügt eben derselbe die Bitte bei, mit Eintragung der geehrten Namen nicht säumen zu wollen, und die Anzeige, dass Nachmittags eine Turnprüfung durch Gymnasiallehrer Spiess, Abends im Theater ein Festconcert Statt finden werde.

Hierauf las Prof. K. F. HERMANN von Göttingen

Über zwei verjährte Vorurtheile in der Griechischen Geschichte

(Gründung einer ägyptischen Colonie in Athen durch Cecrops von Sais, Verwandlung Griechenlands in eine römische Provinz 146 v. Chr.).

Wenn ich es wage vor dieser hochansehnlichen Versammlung als Kämpfer gegen zwei verjährte Vorurtheile in der griechischen Geschichte aufzutreten, so bin ich dabei weit entfernt von der Anmassung für die ganze Zahl der verehrten Anwesenden etwas Neues oder Unerhörtes vorzubringen; je mehr wir uns aber gerade der Gäste freuen, die uns ein lebendiges Interesse an unsern Studien zuführt, ohne dass ihre berufsmässige Stellung sie zu einer Kenntnissnahme von allen Einzelheiten dieser anwiese, desto angemessener schien mir eine solche Gelegenheit um an ein Paar schlagenden Beispielen zur Vorsicht gegen die abgeleiteten Quellen zu mahnen, mit welchen sich eben jenes Interesse im guten Glauben nur zu oft begnügt. Uebrigens habe ich selbst unter Philologen vom Fache die Erfahrung gemacht, dass wenn ich ihnen die völlige Nichtigkeit der Annahme eines Aegypters Kekrops so dargelegt hatte, wie ich es sogleich auch hier versuchen werde, sie meinten: nein, so schlecht hätten sie sich jene Annahme doch nicht begründet gedacht; und jedenfalls dürfte es auch dem wissenschaftlichen Bedürfnisse der heutigen Philologie ganz entsprechen, sich des grossen Unterschiedes bewusst zu werden, der zwischen einer zerstörenden Kritik und einer solchen obwaltet, die nur die quellenmässige Auctorität gegen spätere Entstellungen geltend zu machen bestimmt ist. Gegen die erstere, die lediglich auf innere Gründe gestützt die deutlichsten Aussprüche alter Zeugen anficht und verdächtigt, hat sich in neuester Zeit eine gewiss vielfach berechtigte Reaction erhoben, und wie wenig ich dieser feindselig entgegenstehe, glaube ich selbst wiederholt durch die That bewiesen zu haben; je mehr wir es aber billigen, wenn die urkundliche Stimme des Alterthums gegen vage Hypothesen und subjective Combinationen neuerer Gelehrten vertheidigt wird, desto weniger werden wir uns scheuen dürfen, im Namen derselben erhaltenden Kritik solchen Lehren entgegenzutreten, die sich bei näherer Betrachtung selbst nur als gelehrte Hypothese des späteren Alterthums oder der Zeit nach Wiederherstellung der Wissenschaft ergeben. Ja wenn eine Zeit geeignet ist glückliche und nachhaltige Hypothesen aufzustellen, so ist diess gerade die unsrige mit ihrer reichern Erfahrung und grössern Unbefangenheit gewiss ungleich mehr als die frühere, welcher die verschiedenen Momente viel vereinzelter vorlagen; und weit entfernt also durch den zufälligen Umstand des höhern Alters eine grössere Auctorität oder gar ein Verjährungsrecht ansprechen zu können, werden solche Annahmen, die nachweislich nur auf Vermuthungen beruhen, je älter sie sind, desto weniger die Präsumtion einiger Wahrscheinlichkeit für sich haben. Wenn irgendwo gilt auch hier der Spruch, dass tausend Jahre Unrecht noch keinen Tag Recht hervorbringen; und so lange und allgemein man also auch angenommen hat, dass Kekrops aus Sais in Aegypten nach Attika eingewandert sei, oder dass Griechenland sofort nach der Eroberung Korinths durch die Römer den Namen und die Verfassung einer römischen Provinz erhalten habe, so kann doch darin nur eine Aufforderung mehr für die urkundliche Kritik liegen, die Grundlosigkeit dieser verjährten Vorurtheile durch eine einfache Darstellung des quellenmässigen Bestandes nachzuweisen. Befürchten Sie desshalb auch nicht etwa ein polemisches Auftreten von mir, wie es sich in der Behandlung der ersten dieser beiden Fragen namentlich bei Voss durch eigene Irrthümer und Uebereilungen gerächt hat; nicht einmal zu der vorgefassten Absicht einer Läugnung aller ausländischen Einflüsse auf Griechenland, wie es bei Otfried Müller der Fall ist, will ich diese

Darstellung benutzen; mein einziger Zweck ist, Ihnen actenmässig berichtend die Sache aus den Quellen vorzutragen und es dann Ihrem eigenen Urtheile zu überlassen, ob gerade ein besonnener und nüchterner Forscher, der sich keinen schwindelnden Sprüngen und Hypothesen hingebend auf dem festen Boden glaubwürdiger Ueberlieferung einhergehen will, von solchen Annahmen fortwährend Gebrauch machen könne.

Wenden wir uns also zuerst zu der Frage nach dem ägyptischen Ursprunge des Repräsentanten der attischen Urzeit in der Sage, so ist schon von Andern das gebührende Gewicht darauf gelegt worden, dass nicht nur kein früherer Schriftsteller, sondern nicht einmal Herodot, der doch sonst so geneigt ist Griechisches von Aegyptischem abzuleiten, ja der bereits den Peloponnes durch Danaos eine ägyptische Colonie zuführt, von einer ähnlichen Einwirkung auf Attika oder fremdländischer Herkunft seines ihm wohlbekannten ersten Königs das Geringste weiss. Erst Plato gibt in seinem Timäos als eine Mittheilung, welche Solon bei seinem Aufenthalte in Aegypten von den Priestern in Sais empfangen habe, dass die saitische Göttin Neith dieselbe mit der attischen Athene sei, die beide Städte, jedoch Athen tausend Jahre früher als Sais gegründet habe, und knüpft hieran Vergleichungen zwischen den ältesten Einrichtungen beider Orte, die das ganze schon von vorn herein als eine höchst subjective Combination erscheinen lassen; gesetzt aber auch, es käme dieser Mittheilung die vollste historische Wahrheit zu, so würde daraus begreiflicherweise vielmehr ein Einfluss Athens auf Aegypten als eine Einwanderung aus Aegypten nach Athen folgen; und dass Plato wirklich von letzterer auch keine Ahnung gehabt hat, ergibt die Stelle in seinem Menexenos, wo er gerade die Athener als autochthonisches Volk den übrigen durch fremdländische Einflüsse modificirten griechischen Stämmen entgegensetzt: „kein Pelops, kein Kadmos, kein Aegyptos oder Danaos hat sich unter uns niedergelassen, dergleichen viele in Griechenland, von Geburt Barbaren und nur durch Einbürgerung Hellenen, vorkommen, sondern wir bewohnen unser Land als Hellenen von Haus aus ohne Beimischung von Barbaren." Ueberhaupt bedarf es kaum der Erwähnung, welches Gewicht die Athener den übrigen Griechen gegenüber durch den Ruhm ihrer Autochthonie erhielten, deren Anerkennung sie trotz allen Rednern und Dichtern schwerlich in solchem Grade erlangt haben würden, wenn irgend eine positive Kunde von dem ägyptischen Ursprunge ihres Ahnherrn existirt hätte; und wenn man auch jenen Ruhm lediglich als ein Gebilde attischen Nationalstolzes zu entkräften gesucht hat, so hat eine gesunde Kritik bei dieser Möglichkeit doch meines Erachtens immer noch zu fragen, ob nicht erstens der Nationalstolz der Aegypter, mit welchem sie alle griechische Cultur zu ihrer Tochter zu machen suchten, mindestens eben so gross gewesen sei und um so weniger Glauben verdiene, als die Aegypter im ganzen Alterthume als Lügner und schlaue Betrüger verrufen waren, zweitens aber, ob nicht die attische Angabe schon an sich durch ausdrückliche oder stillschweigende Zeugnisse anderer Schriftsteller weit besser beglaubigt erscheine, als die ägyptische, die sich selbst nach Herodots und Platos Zeit erst sehr allmälig gebildet haben kann. Die nächsten Zeugen, die hier in Betracht kommen, sind die von Proklos in seinem Commentar zu jener Stelle des Timäos angeführten Schriftsteller der ersten macedonischen Zeit, Phanodemos, Kallisthenes und Theopomp, von welchen aber die beiden ersten auch wieder nur in demselben Sinne wie der Timäos die Athener vielmehr zu Vätern der Saiten gemacht hatten, und dass diese Annahme selbst dem ägyptischen Stolze gegenüber Anerkennung fand und behielt, beweist die Thatsache, deren Richtigkeit wir zu bezweifeln keine Ursache haben, dass noch zur Zeit des Platonikers Attikos im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt eine saitische Gesandtschaft nach Athen gekommen war, um dieses alte Pietätsverhältniss zu erneuern. Auch Apollonios von Tyana in

seinem siebenzigsten Briefe fasste dieses Verhältniss so auf, dass die Saiten Nachkommen (ἀπόγονοι) der Athener seien; und wenn wir gleich auch darauf eben so wenig Gewicht legen wollen, als auf alle jene sonstigen mythischen Voraussetzungen, welche äussere Verwandtschaft zur Erklärung innerer Aehnlichkeiten annehmen, so zeigt es doch, dass noch die erste Kaiserzeit nicht nur von ägyptischer Herkunft des attischen Kekrops noch nichts wusste, sondern selbst die Annahme einer ägyptischen Colonisation in Attika nichts weniger als allgemein verbreitet war.

Nur der dritte der obengenannten Zeugen, Theopomp, soll, wie sich der Gewährsmann ausdrückt, aus Neid, διὰ βασκανίαν, das Verhältniss umgekehrt und die Athener zu saitischen Colonisten gemacht haben; wenn aber schon dieses Motiv die Angabe verdächtigt, so wächst die Verdächtigkeit derselben noch ungleich mehr dadurch, dass sie von andern Zeugen auf das berüchtigte Buch Trikaranos oder Tripolitikos zurückgeführt wird, das nach bestimmten Versicherungen bei Josephos und Pausanias gar nicht von Theopomp herrührte, sondern unter dessen Namen von Anaximenes gefälscht war und diesem seinem unlautern Ursprunge wie seiner geflissentlichen Schmähsucht nach gar nicht als historische Quelle gelten kann. Auch ist uns aus der ganzen Zeit alexandrinischer Erudition und Polygraphie nicht ein einziges Datum erhalten, das darauf hinwiese, dass diese Gelehrten, welche doch an der Quelle ägyptischer Weisheit und Ueberlieferung sassen und gerade verlegene oder minder bekannte Mythen so gern zur Schau trugen, irgend eine Kenntniss von jener vorgeblichen ägyptischen Niederlassung in Attika gehabt hätten; und was Kekrops persönlich betrifft, so erscheint er auch in dieser Zeit noch, z. B. in Apollodors mythologischer Bibliothek, als Autochthon; ja selbst der erste Schriftsteller, bei dem uns nun wirklich die Influenzirung der attischen Urzeit aus Aegypten als ausgesprochene Prätension der ägyptischen Priesterschaft begegnet, Diodor von Sicilien, nennt vielmehr ganz andere Namen aus der attischen Urgeschichte als Aegypter und kann nur auf dem Wege einer wenn auch möglicherweise begründeten Vermuthung zum Gewährsmann für Kekrops ägyptische Herkunft gestempelt werden. Nachdem derselbe nämlich die übrigen Gründe angeführt hat, wesshalb die ägyptischen Priester Athen für eine saitische Colonie erklärten, den Namen Asty, die Eintheilung der drei Stände u. dgl., fährt er so fort: „auch von den Führern der Athener sollen Einige Aegypter gewesen sein; z. B. Petes der Vater des Menestheus, der den Zug nach Troja anführte, sei offenbar anfänglich Aegypter gewesen und erst nachher zu Athen des Bürgerrechts und der Königswürde theilhaftig geworden, wie dieses namentlich auch seine angebliche Doppelnatur beweise, die sich aus athenischer Tradition nicht erklären lasse, während sie völlig klar werde, wenn man ihn als Angehörigen zweier Staaten, als Barbaren und Hellenen zugleich auffasse, deren ersterem das Thierische, dem andern das Menschliche in ihm entsprochen habe“; — und da wir allerdings diesen Petes oder Peteos der Iliade nirgends sonst als διφυής oder Schlangenmenschen bezeichnet finden, was dagegen ein bekanntes und stehendes Epitheton des Kekrops ist, Petes auch sonst nirgends König von Attika heisst, so haben die neuern Erklärer eine Lücke im Texte des Geschichtschreibers annehmen und den grössern Theil der Stelle auf Kekrops beziehen zu dürfen geglaubt, der dann eben auch jene συγγένεια zwischen Athen und Aegypten begründet haben würde, die das nächste Capitel bei Erechtheus ägyptischer Herkunft bereits voraussetzt; — aber gesetzt auch, diese Ergänzung wäre richtig und Kekrops also hier um die Zeit von Christi Geburt zum ersten Male wirklich als Aegypter aufgeführt, so würde doch selbst diese Erwähnung nach allen Regeln historischer Kritik noch keinerlei Beweiskraft üben. Erstens schon darum, weil der Schriftsteller selbst, bei welchem sie vorkommt, weit entfernt sie irgend zu unterstützen, sie vielmehr als reinen Wahn behandelt und mit andern eben so nichtigen Behauptungen in die nämliche Classe wirft. „Ueber-

haupt", sagt er am Schlusse seiner ganzen Aufzählung, „behaupten die Aegypter, dass ihre Vorfahren sehr viele Colonien in alle Theile der bewohnten Erde ausgesandt hätten: da sie aber weder irgend einen beachtenswerthen Beweis dafür beibringen, noch irgend ein glaubwürdiger Geschichtschreiber Zeugniss dafür gibt, so habe ich das Uebrige aufzuzeichnen nicht der Mühe werth gehalten" — wer könnte hier noch wohl zweifeln, dass der Ohrenzeuge dieser Aufschneidereien selbst bereits das ganze Gewebe ägyptischer Ansprüche auf Colonisation der Fremde als haltlos erkannt habe? und dass, wenn wir ein Stück davon annähmen, wir mit derselben Nothwendigkeit auch die übrigen daselbst erzählten Geschichten, den ägyptischen Ursprung der Chaldäer und des Gründers von Babylon, gleichwie die Herkunft des Erechtheus und der eleusinischen Mysterien aus Aegypten einräumen müssten? Dass aber diesen ägyptischen Prätensionen auch nicht das geringste sonstige Bewusstsein, auch nicht die leiseste Ueberlieferung des classischen Alterthums selbst zur Seite stand, ergibt sich zweitens daraus, dass auch nach Diodor kein heidnischer Schriftsteller, ja sogar die ersten christlichen nichts von solchem ägyptischen Ursprunge des Kekrops wissen, sondern selbst an solchen Stellen, wo dieser nothwendig hätte berücksichtigt werden müssen, die gänzlichste Unbekanntschaft mit dem verrathen, was man uns noch jetzt so oft als überlieferte und bezeugte Lehre des Alterthums aufdrängen will. Schon Müller hat in dieser Hinsicht auf die wichtige Stelle in Tacitus Annalen XI. 14 aufmerksam gemacht, wo dieser von der Erfindung der Buchstabenschrift spricht, und nachdem er auch hier zuerst der ägyptischen Ansprüche gedacht hat, diesen andere Nachrichten, nach welchen bald Kekrops, bald Linos oder Palamedes als Erfinder genannt würden, entgegenstellt; wie hätte er sich so ausdrücken können, wenn er auch nur die geringste Kunde davon gehabt hätte, dass Kekrops selbst als Aegypter anzusehen sei? Ganz dasselbe aber gilt von Lucian, der im Pseudologista c. 11, um etwas recht Unmögliches auszudrücken, sich der Phrase bedient: „ehe man das beweisen wird man eher Kekrops und Erechtheus als Fremdlinge und Ausländer (*ξένους καὶ ἐπήλυδας τῶν Ἀθηναίων*) nachweisen können", und von dem Apologeten Tatian in seiner Rede an die Griechen, wo er Danaos als ägyptischen Ansiedler nennt, von Kekrops aber ganz ohne eine solche Bezeichnung spricht; ja während unsere Lehr- und Lesebücher nicht müde werden, Kekrops, Kadmos, Danaos, Pelops als ein Quadrifolium von Einwanderern in Griechenland zusammenzustellen, zählt der alte Lebensbeschreiber des Isokrates mit klaren Worten erst den König Philipp von Macedonien als den vierten Ausländer auf, der nach Kadmos, Danaos und Pelops zu einer Herrschaft über Hellenen gelangt sei, und noch der Scholiast zu Cicero's Rede pro Sestio c. 21 weiss nicht anders, als dass Kekrops sowohl als seine nächsten Nachfolger *terra editi*, also Autochthonen ohne fremdländischen Ursprung seien. Erst die Chronik des Eusebius aus der Mitte des vierten Jahrhunderts nach Christus, und zwar auch nur der zweite Theil derselben, der chronologische Kanon oder die Zeittafeln, die auf selbständige historische Auctorität gar keinen Anspruch machen, enthält zum ersten Male eine directe Aeusserung, nach welcher Kekrops als Aegypter zu betrachten wäre, und zwar auch dieses in einer Weise, die drittens nur einen neuen Grund abgibt, diese Angabe zugleich mit der obigen Möglichkeit einer ähnlichen Prätension der ägyptischen Priester bei Diodor vor der Sonne einer unbefangenen Kritik in ihr Nichts zurücksinken zu lassen. Denn für diese gibt es bei jeder Angabe alter und neuer Zeit keine wichtigere Aufgabe als sorgfältig zu scheiden, was sich als Inhalt thatsächlicher Ueberlieferung und was sich als Resultat persönlichen Raisonnements herausstellt; und so sehr wir zur Vorsicht verpflichtet sind, um Ersteres nicht ohne die höchste Noth zu verwerfen, so bedarf es doch in der andern Hinsicht nicht geringerer Vorsicht, um nicht durch Trugschlüsse getäuscht zu werden, gegen welche das Alter einer Angabe,

wie schon oben bemerkt ist, eine schlechte Gewähr darbietet; ja gerade wo einer solchen Gründe beigefügt sind, durch welche sie unterstützt werden soll, ist es vor allen Dingen wichtig diese zu prüfen und zu fragen, ob sie auch nach unserm heutigen Maassstabe ein ähnliches Resultat zu erzielen hinreichen würden, und findet sich dann, dass dieses letztere nicht der Fall sei, so kann alles Alterthum, geschweige denn eine so späte und relative Auctorität wie Eusebius oder die Quellen, aus welchen er geschöpft hat, nicht Gewicht genug haben, um uns eine Lehre, die wir als Product eines mangelhaften Schlusses erkennen, als historische Ueberlieferung aufzudrängen. Eben dieses ist aber hier der Fall: der ganze Grund, wesshalb Kekrops zum Aegypter gemacht wird, beruht, wie in dem ägyptischen Raisonnement bei Diodor, auf seinem Beinamen als *διφυής* oder Schlangenmensch, und wird noch dazu lediglich alternativ aufgestellt: entweder habe er um der Länge seiner Statur oder deshalb *διφυής* geheissen, weil er ausländischen ägyptischen Ursprungs gewesen sei; und können wir also jenes Epitheton anders und besser erklären, ja enthält dasselbe richtig verstanden vielmehr im Gegentheil gerade den symbolischen Ausdruck seiner Autochthonie selbst, so wird begreiflicherweise auch der letzte Schimmer einer Auctorität, welche die fragliche Behauptung empfehlen könnte, wegfallen und selbst das gesammte Mittelalter nicht gegen das Stillschweigen aller wahrhaft classischen Zeugen in die Wagschale fallen können. Denn nun bricht freilich ein ganzer Strom von Gläubigen an den ägyptischen Kekrops in die Geschichte ein, deren jeder die Sache immer genauer als der andere wissen will, bis man endlich den König von Attika völlig den feudalistischen Begriffen gemäss als Vasallen des ägyptischen Pharao, während er diesem Heeresfolge leistet, bei der Verfolgung der Israeliten im rothen Meere umkommen lässt; aber auch hier bewährt sich nur das Sprüchwort, *que ce n'est que le premier pas qui coûte;* und man könnte jene Dunkelmänner ganz der verdienten Vergessenheit preisgeben, wenn sie nicht bis auf den heutigen Tag den tüchtigsten Forschern unter Philologen und Nichtphilologen Sand in's Auge gestreut hätten. Hat man ja doch eine förmliche Reiseroute mit Stationen entworfen, welche Kekrops auf seinem Wege von Aegypten nach Attika berührt habe: in Rhodos habe er eine Stadt dieses Namens erbaut, habe sich dann nach Thracien gewandt, wo eine Landschaft seinen eigenen Namen Kekropis getragen habe, Delphi berührt, in Böotien angehalten, und selbst von Attika aus wieder andere Gegenden wie Lakedämon angebaut; fragen wir jedoch auch hierüber, wie billig, nach den Quellen, so sind diese nicht nur für den ägyptischen Ursprung als solchen gleichgültig, sondern auch hinsichtlich der erwähnten Einzelheiten nichts weniger als zureichend, um die Bedeutung des Namens Kekrops auch nur über die nächste Umgebung von Attika hinaus zu erstrecken. Nur in Böotien, wo uns die Sage von Ogyges selbst ein altes Athen und Eleusis am kopaischen See kennen lehrt, können wir kekropische Spuren ebensowohl als in Euböa annehmen, wo ein diadisches Athen gleichfalls von Kekrops gegründet sein sollte; dagegen werden wir bei der thrakischen Kekropis lediglich auch nur an die Thraker denken dürfen, die in früherer Zeit bis nach Böotien und der Gegend des Helikon wohnten; und was Rhodos, Delphi, Lakedämon betrifft, so frage ich ganz einfach, ob denn ein Isidor von Hispalis oder ein Albert von Stade die Schriftsteller sind, bei welchen wir uns über die vorgeschichtlichen Ereignisse Griechenlands Raths erholen müssen? zu geschweigen, dass bei Isidor die Erwähnung des Kekrops als Erbauers von Rhodos höchst wahrscheinlich nur auf einem Schreibfehler beruht und statt seiner der Name des Heliaden Kerkaphos hergestellt werden muss.

Inzwischen sind es keineswegs etwa bloss die vorgeschichtlichen oder mythischen Zeiten, welche schon frühzeitig zu solchen jetzt verjährten Vorurtheilen Gelegenheit gegeben haben; ganz absichtlich habe ich diesem aus den Anfängen griechischer Geschichte entlehnten Beispiele ein

zweites aus den letzten Zeiten derselben an die Seite gestellt, das trotz des historischen Lichtes, das jene Zeiten zu umgeben scheint, doch keinen geringern Irrthum enthält: wenn nämlich bis auf den heutigen Tag in allen Büchern, gelehrten wie ungelehrten, nachgeschrieben und in allen Schulen gelehrt wird, dass Griechenland nach der Besiegung des achäischen Bundes und der Eroberung von Korinth im Jahre 146 zur römischen Provinz gemacht worden sei, während ein solches Verhältniss in Wahrheit sich nicht vor dem Bürgerkriege zwischen Cäsar und Pompejus, ja in geordneter Form vielleicht nicht vor August nachweisen lässt. Welche Kühnheit, werden freilich in diesem Augenblicke selbst manche unter Ihnen denken, denen ein Angriff auf Kekrops vielleicht überflüssig und verspätet erschienen ist; welche Kühnheit, gegen ein so allgemein angenommenes und anerkanntes Factum in die Schranken treten zu wollen! ich aber versichere — und das ist viel gesagt — dass wenn es sich um urkundliche Gewähr handelt, die für Kekrops ägyptischen Ursprung, so schlecht sie auch sein möge, immer noch grösser ist als für die Verwandlung Achajas in eine römische Provinz durch Mummius, wofür sich schlechthin auch nicht ein bestimmt ausgesprochenes Zeugniss aus dem Alterthume wird aufbringen lassen. Denn nicht einmal der elende Rufus in seinem *Breviarium historiæ Romanæ* kann mit Sicherheit dafür angeführt werden, indem dieser da, wo er von der Eroberung Korinths spricht, nicht wie anderswo *provincia facta*, sondern nur *obtenta est* sagt, was zwar auch das Uebergewicht des römischen Einflusses bezeichnet, eine Verwandlung in die Form einer Provinz aber ebensowenig beweist als z. B. bei Kleinarmenien, wo er nach der Besiegung des Mithridat gleichfalls sagt: *Armenia minor, quam idem tenuerat, armis obtenta est*, während wir wissen, dass es noch bis auf Nero herab seine eigenen, wenn auch von Rom abhängigen Könige besass; — von den beiden andern ältern Zeugen aber, auf welche sich Sigonius, der Urheber jener Annahme, beruft, sagt Strabo ganz allgemein und ungenau, alles Land bis Macedonien sei den Römern unterthan worden, mit dem auch nach der gewöhnlichen Annahme auffallenden Zusatze: „indem nach den verschiedenen Gegenden verschiedene Heerführer geschickt wurden“ (*ἐν ἄλλοις ἄλλων πεμπομένων στρατηγῶν*) — und Pausanias, den jener selbst für den Hauptzeugen erklärt, spricht bei näherer Betrachtung eher gegen als für ihn. „Als aber“, sagt derselbe VII. 16, „die Abgeordneten aus Rom erschienen, welche mit Mummius über Griechenlands Zukunft berathen sollten, hob er die Demokratien auf und bestellte die Obrigkeiten nach dem Vermögen; auch wurde Griechenland Tribut auferlegt und den Begüterten verboten Grundeigenthum ausserhalb ihrer Heimath zu erwerben; ebenso wurden die Bundesräthe (*συνέδρια*) der einzelnen Völkerschaften, sowohl der Achäer als der Phocenser, Böoter und wo deren sonst in Griechenland waren, alle gleichmässig aufgelöst; — doch wenige Jahre später jammerte es die Römer Griechenlands (*εἰς ἔλεον ἐτράποντο*) und sie gaben ihm die ehemaligen Bundesräthe für die einzelnen Völkerschaften wieder und die Erlaubniss auswärts Grundeigenthum zu besitzen; auch erliessen sie die Geldbussen, welche Mummius auferlegt hatte; solchen Nachlass erhielten die Hellenen von den Römern; einen Statthalter schickten die Römer jedoch noch bis auf meine Zeit, der übrigens nicht von Hellas, sondern von Achaja benannt wird, weil die Römer mittelst der Achäer, welche damals an Griechenlands Spitze standen, die Hellenen unter ihre Botmässigkeit gebracht hatten.“ Daraus geht nun zwar einerseits hervor, was auch Niemanden zu läugnen einfallen wird, dass Griechenland unter dem Namen Achaja zu Pausanias Zeit römische Provinz nicht nur war, sondern auch schon geraume Zeit gewesen war, und andererseits, dass mit der Eroberung Korinths eine Zeit der gänzlichen Abhängigkeit Griechenlands von Rom begann; dass aber diese letztere schon damals auch die erstere Form einer Provinzialverfassung angenommen habe, sagt Pausanias weder hier noch an der frühern Stelle II. 1. 2, wo

er gleichfalls nur von der Entwaffnung der Griechen nach dem Falle Korinths spricht, und doch ist auch von der grössten Beschränkung der politischen Rechte noch ein grosser Schritt zu dem politischen Todesurtheile, als welches nach römischen Begriffen die Verwandlung in eine Provinz angesehen werden muss. Denn so günstig auch manche Provinzen durch ihre *formula* gestellt, so sehr die Provinzialen als solche durch das römische Gesetz selbst gegen die Erpressungen der Statthalter geschützt sein mochten, so war ihnen doch jede eigene Rechtspersönlichkeit und autonome Selbstbestimmung genommen und sogar ihr Grund und Boden in das Eigenthum des römischen Volkes übergegangen; in ein solches Verhältniss aber setzte der die Idee des Rechts auch in dem Ausländer und Fremden achtende Römer der guten Zeit keineswegs sofort jedes in ehrlichem Kriege besiegte Volk, sondern begnügte sich es durch Landentziehung und sonstige Schwächung unschädlich zu machen, und bis auf die Zeiten, wo die gränzenlose Habgier der Einzelnen auch den Staat den Principien gesunder Politik entfremdete, sind daher auch die wirklichen Provinzen Roms entweder nur solche Länder, die schon früher durch andere Völker ihrer Freiheit beraubt worden waren und demnach von vorn herein als Sachen, als blosse Beutestücke angesehn werden konnten, oder solche, die durch wiederholte Erneuerung des Kriegs, *rebellio*, zuletzt die äusserste Strafe verdient zu haben schienen. In die erste Kategorie gehören Sicilien, Sardinien, Hispanien, das cisalpinische Gallien; in die andere Karthago und Macedonien, welches letztere jedoch nicht einmal nach dem Untergange seines Königthums 169, sondern erst nach dem Aufstande des Andriskos 147 die Gestalt einer Provinz erhielt; und je weniger wir also Griechenland sogleich nach seiner ersten Niederlage unter eine dieser beiden Kategorien bringen können, desto gewisser werden wir ohne den bündigsten Beweis des Gegentheils schon aus der Natur der Sache annehmen dürfen, dass selbst die Niederlage des achäischen Bundes es in keine schlimmere Lage versetzt habe, als in welcher sich Macedonien zwischen den Jahren 169 und 147 befand, bis erst die verkehrte Politik, mit welcher es in den Bürgerkriegen fortwährend der besiegten Partei anhing, die Sieger zu solchen Maassregeln veranlasste, die nur mit seiner Verwandlung in eine wirkliche Provinz endigen konnten. Bis dahin aber lässt sich, wie gesagt, auch nicht die mindeste sichere Spur nachweisen, woraus eine andere Stellung Griechenlands zu Rom hervorginge, als dieses sie den Macedoniern in jenem Zeitraume auferlegt hatte; im Gegentheile stimmen mehre von den Verfügungen, welche Pausanias dem Eroberer Korinths beilegt, fast wörtlich mit denjenigen überein, welche Livius XLV. 29 aus der Entscheidung des Aemilius Paulus über das Loos der besiegten Macedonier anführt: *neque connubium neque commercium agrorum ædificiorumque inter se placere cuiquam extra fines regionis suæ esse;* und wenn also dieses Land trotz dieser Beschränkungen, trotz seiner Trennung in vier gesonderte Republiken, ja trotz der Abgaben, die es an Rom entrichten musste, noch zwanzig Jahre hindurch den Namen der Freiheit und innern Autonomie behielt, so werden auch alle jene von Pausanias für Achaja aufgezählten Umstände noch keine andere Abhängigkeit desselben von Rom beweisen, als die der übermächtige Nachbar auch solchen Städten aufnöthigte, die mit urkundlicher Sicherheit als seine Bundesgenossen dastehn. Selbst in Athen, das niemals seine nominelle Freiheit durch die Römer verloren hat, übten benachbarte Statthalter eine ähnliche Gewalt, ja Gerichtsbarkeit aus, wie sie sich ja auch zu Anfang unsers Jahrhunderts die Rheinbundstaaten von den französischen Machthabern gefallen lassen mussten, ohne desshalb an ihrer Souveränität Abbruch zu leiden; Gleiches berichtet Plutarch aus der Zeit des Lucullus von dem Verhältniss des Proconsuls von Macedonien zu den Böotern, aber mit dem ausdrücklichen Zusatze: „denn die Römer schickten damals noch keinen Statthalter nach Griechenland (*οὔπω γὰρ ἐς τὴν Ἑλλάδα Ῥωμαῖοι στρατηγοὺς*

διεπέμποντο); und wenn dieses directe Zeugniss, dass Griechenland bis auf Cicero's und Pompejus Zeiten noch keine römische Provinz war, zu Gunsten jener Schlüsse aus den vagen Angaben bei Strabo und Pausanias entkräftet werden sollte, so mussten jedenfalls von den Vertheidigern der hergebrachten Ansicht stärkere Gründe beigebracht werden, als bis jetzt vorliegen. Nur wenn man vor dem Bürgerkriege mit Sicherheit römische Statthalter nachweisen könnte, die Griechenland als solches verwaltet hätten, oder ausser den angegebenen noch andere Umstände aus der Zeit der Auflösung des achaischen Bundes bekannt wären, die lediglich auf eine Provinz und nicht zugleich auf ein sonstiges Vasallenland Roms passten, würden wir einen Schriftsteller wie Plutarch des Irrthums über die Geschichte seiner Heimath zeihen dürfen; gerade in dieser Hinsicht aber fehlt es dergestalt auch nur an annähernden Merkmalen, und sind dagegen so viele sprechende Anzeigen des Gegentheils vorhanden, dass das ganze Gewicht eines verjährten Vorurtheils nöthig gewesen ist, um bis auf diesen Tag die Augen der Gelehrten gegen eine so einleuchtende Thatsache, wie Griechenlands fortwährende Freiheit nach der Eroberung Korinths, zu verschliessen.

Dass die zehn Abgeordneten aus Rom, mit welchen Mummius damals die Angelegenheiten der Besiegten regulirte, noch keinen Beweis für Verwandlung in eine Provinz abgeben, geht einfach daraus hervor, dass ganz dasselbe Verfahren auch aus dem J. 189 a. Chr. berichtet wird: *decem legati more majorum missi ad res Asiæ disceptandas componendasque* (Liv. XXXVII. 55), bei welcher Gelegenheit bekanntlich alle Eroberungen unter Eumenes und die Rhodier vertheilt wurden, ohne dass Rom daran gedacht hätte, schon damals Kleinasien zur Provinz zu machen; und auf ähnliche Art ist gewiss auch jenes *consilium* zu nehmen, *de cujus sententia* Aemilius Paulus die oben erwähnten Anordnungen in Macedonien traf; hinsichtlich der Statthalter aber ist es in der That spasshaft zu sehn, mit welchem Ernste Pighius in seinen Annalen seit 146 Jahr für Jahr pflichtmässig Achaja unter den römischen Provinzen aufführt, ohne jedoch in der Regel den Platz des Statthalters mit einem Namen ausfüllen zu können, aus dem einfachen Grunde, weil nirgends ein solcher genannt oder bekannt ist. Nur fünf Namen hat er in jenem ganzen hundertjährigen Zeitraum für diese Rubrik aufgetrieben; so gewiss jedoch auch schon einziger von diesen, wenn er urkundlich sicher wäre, unsere Behauptung umstossen würde, so wenig wird jemand, der Pighius unkritische Willkür kennt, darin allein schon eine Gewähr für das wirkliche Vorkommen solcher Statthalter erkennen, und in der That ist es bei näherer Betrachtung eine leichte Sache, diese fünf Namen dergestalt zu beseitigen, dass auch von dieser Seite nicht der leiseste Zweifel an Plutarchs Wahrhaftigkeit und Griechenlands fortdauernder politischer Autonomie aufkommen kann. Der erste von jenen Fünfen ist bei Pighius Aemilius Scaurus, der später berühmte *Princeps Senatus*, den jener im Jahr 119 als Proprätor von Achaja aufführt; und wesshalb? weil auf Münzen dieses Aemilius apollinische Attribute vorkommen, die er als Beweise deutet, dass jene Münzen aus dem Gelde des griechischen Tributs geschlagen seien, indem das delphische Heiligthum gleichsam den Mittelpunct Griechenlands darstelle! Wie wenig ein solches Argument für die Annahme einer Provinz spricht, die noch dazu auf keinen Fall Delphi umfasst haben würde, leuchtet jedem Unbefangenen ein, und zum Ueberfluss hat Drumann längst bemerkt, dass jene Attribute auf die apollinarischen Spiele gehn, die Aemilius als Prätor in Rom selbst zu versehen hatte; nicht besser aber steht es zweitens mit dem Q. Ancharius, welchen Pighius im Jahr 90 ohne alle Auctorität als Prätor von Achaja annimmt, obgleich wir von diesem Manne überhaupt nur wissen, dass er einmal Prätor gewesen sei und später auf Marius Befehl sein Leben verloren habe; und selbst bei dem dritten, den er dem Jahr 88 zutheilt, P. Gabinius, schlägt die leise Spur besserer Begründung, die er für den ersten Blick darbietet, bei genauer

Prüfung nach einer ganz andern Richtung aus. Allerdings ist dieser P. Gabinius ums Jahr 80 a. Chr. von den Achäern zu Rom wegen Erpressungen, die er in Griechenland verübt hatte, verklagt worden; folgt aber daraus, dass er auch gerade dort Statthalter war, und konnte er dieses nicht ebensowohl in dem benachbarten Macedonien sein und von dort aus seine Uebergriffe nach dem freien Griechenland erstrecken? Gewiss eben so wohl wie Verres, von welchem wir lesen, dass er von einem sikyonischen Magistrat Geld verlangt und dessen Weigerung bestraft habe, obgleich es ausgemacht ist, dass ihm nie eine gesetzliche Gewalt in jenen Gegenden zustand! *Etenim quum lex ipsa*, sagt Cicero in der einzigen Stelle, wo jenes Gabinius gedacht wird, divin. in Cæc. c. 20, *de pecuniis repetundis sociorum atque amicorum populi Romani patrona sit* — also brauchen es keineswegs nur Provinzialen zu sein, die von der Wohlthat der Repetundenklage Gebrauch machen, noch kann derjenige, gegen welche dieselbe angestellt wird, schon um desswillen als Statthalter des Landes angesehen werden, das jene Klage gegen ihn richtet; und Aehnliches gilt denn auch von dem vierten der vermeinten Proprätoren Achaja's, L. Gellius, den freilich nicht bloss Pighius aus Cicero Legg. I. 20 als *Proprætor consulari potestate* diesem Lande zutheilt, der aber schon durch den Zusatz der consularischen Gewalt nach einer andern Seite hinweist und überhaupt durch keinen zwingenden Grund auf Griechenland beschränkt wird. Denn wenn es bei Cicero heisst: *Gellium, familiarem tuum, quum pro consule ex Prætura in Græciam venisset, Athenis philosophos, qui tunc erant, in locum unum convocasse*, so wäre man allerdings berechtigt, wenn anderweit feststände, dass Griechenland Proprätoren mit proconsularischer Gewalt gehabt hätte, an einen solchen zu denken; eine Nothwendigkeit dazu ist aber nicht vorhanden, da Gellius auch auf der Reise in seine Provinz durch Griechenland kommen konnte, ganz wie z. B. Crassus bei Cicero de Orat. I. 11 sagt: *quum quæstor ex Macedonia venissem Athenas*, so dass jeder denken sollte, er sei in Macedonien Quästor gewesen, während doch aus III. 20 erhellt, dass er es vielmehr in Asien war; und gerade so werden wir auch jenen Gellius nicht für Achaja, sondern für Asien als Proprätor annehmen dürfen, zumal da nur auf letztere Provinz das *proconsulare imperium* oder der Heeresbefehl passt. Der fünfte endlich, Caninius Gallus, beruht lediglich auf einer Stelle bei Cicero Famil. II. 8, wo dieser auf seiner Reise nach Cilicien schreibt: *ego quum Athenis decem dies fuissem multumque mecum Gallus noster Caninius;* weil also dieser zu Athen, was niemals Theil irgend einer Provinz gewesen ist, einige Tage in Cicero's Gesellschaft zugebracht hat, soll er in jenem Jahre 52 a. Chr. Statthalter von Achaja gewesen sein! Und damit stehen wir dann bereits an der Schwelle des Bürgerkrieges, wo sich allerdings nicht läugnen lässt, dass wiederholt Römer vorkommen, welche einen directen Oberbefehl über Griechenland führen; inzwischen sind auch diese zunächst mehr Militärcommandanten, welche das strategisch wichtige Land für eine der beiden streitenden Parteien zu sichern bestimmt waren, als dass sie in die Kategorie gewöhnlicher bürgerlicher Statthalter zu setzen wären, deren Griechenland erst in Folge der Theilung der Provinzen zwischen August und dem Senate bekommen zu haben scheint. *Tuetur Græciam*, sagt Cicero noch in der zehnten philippischen Rede c. 6 in dieser Hinsicht sehr bezeichnend von dem republikanischen Besatzungsheere in Griechenland im Gegensatze der eigentlichen Provinzen Macedonien und Illyricum, für welche er vielmehr das Wort *tenet populus Romanus* gebraucht; und wenn demzufolge noch in der Zeit des mutinensischen Kriegs eine solche Unterscheidung an ihrem Platze war, werden wir sowohl den Appius Claudius, welchen Pompejus, als den bekannten Servius Sulpicius, welchen Cäsar über Griechenland gesetzt hatte, ja vielleicht selbst nach Antonius Statthalter Censorinus nur als zeitweilige Kriegsbefehlshaber betrachten dürfen, die erst August durch einen

stehenden Proprätor (später Proconsul) ersetzte. Solche militärische Verwaltungen hatten auch früher schon vorkommen können, wie z. B. L. Flaccus nach Cicero in seiner Vertheidigungsrede c. 26 als Legat, *imperatore Metello, Achajæ, Boeotiæ. Thessaliæ præfuit*, d. h. diese Gegenden militärisch besetzt hielt; aber eben dieser sein Oberbefehlshaber Metellus hatte nicht etwa Achaja, sondern Kreta zur Provinz, und so ergibt sich auch hieraus wieder nur auf's Neue, wie Griechenland als solches damals noch keinen Statthalter hatte, sondern vielmehr ganz in die gleiche Kategorie wie z. B. Massilia fiel, das, obgleich anerkanntermassen freie Stadt, gleichwohl nach derselben Stelle denselben L. Flaccus *militem quæstoremque cognovit.* Bloss das Gebiet des zerstörten Korinth selbst war wenigstens theilweise, wie wir aus Cicero's Rede gegen Rullus sehn, directes Eigenthum des römischen Volkes geworden: *L. Mummii imperio et felicitate ad vectigalia populi Romani adjunctus est;* wesshalb dann auch später eine römische Colonie dort angelegt werden konnte; aber selbst davon muss nach Strabo's ausdrücklichem Zeugniss ein anderer Theil den Sikyoniern zugefallen sein, und dass diese rechtlich frei waren, geht selbst aus der erwähnten Erzählung von der widerrechtlichen Behandlung hervor, welche sich Verres gegen einen ihrer Beamten erlaubte. Ueberhaupt darf die factische Abhängigkeit nie als ein Beweis gegen die rechtliche Unabhängigkeit gebraucht werden, für welche im Gegentheil mitunter gerade die Stellen am stärksten zeugen, die von den römischen Eingriffen in sie sprechen: so der Fall mit Piso, der durch Clodius durchgesetzt hatte, dass ihm als Proconsul von Macedonien auch in Achaja, Thessalien, Athen eine Jurisdiction über Darleihen zustehen sollte, wodurch ihm allerdings, wie sich Cicero ausdrückt, *omnis Græcia addicta erat;* dass aber doch keine eigentliche Provinzialstatthalterei war, geht schon aus der Gleichstellung Athens hervor, und so gibt denn auch Cicero an einer andern Stelle den Inhalt jenes Gesetzes mit deutlichen Worten so an: *ut de pecuniis creditis jus in liberos populos dicere liceret.* Doch diese und andere Stellen, aus welchen, wenn gleich nur beiläufig, die fortdauernde Freiheit Griechenlands bis zur Kaiserzeit hervorgeht, habe ich schon im letzten Paragraphen meines Lehrbuchs der griechischen Staatsalterthümer zu diesem Zwecke angeführt und das hier entwickelte Resultat wenigstens in seinen Grundzügen angedeutet; nur weil ich nicht voraussetzen durfte, dass der Leserkreis jener Schrift sich so weit ausdehnte, als das von mir bekämpfte Vorurtheil verbreitet ist, habe ich diese Gelegenheit ergriffen, um wenigstens an meinem Theile der richtigen Ansicht zur möglichsten Anerkennung zu verhelfen, und glaube den einzigen Zweck dieses Vortrags, die urkundliche Wahrheit unbefangener Prüfung zu empfehlen, schon durch die geneigte Aufmerksamkeit, die mich bis hieher begleitet hat, völlig erreicht zu haben.

Der Vicepräsident fordert zur Besprechung auf. Zuerst ergreift das Wort Prof. Zündel aus Lausanne: er bezweifelt, indem er sich gleich den Folgenden auf den ersten der zwei erörterten Gegenstände beschränkt, die Richtigkeit der Behauptungen Hermanns, da ja bereits im Schiffscatalog Il. 2, 552 der Name Peles stehe, diess aber ein ägyptischer Name sei.

Hermann erwidert, dass er nur für Cecrops den ägyptischen Ursprung geläugnet, sonst aber den vermeinten Zusammenhang zwischen Griechenland und Aegypten geflissentlich unberührt gelassen habe.

Pfarrer Rinck von Grenzach: ihm scheine der Begriff eines Autochthonen unrichtig aufgefasst. *Αὐτόχθων* bezeichne nur den ältern Bewohner im Gegensatz zu späterer Einwanderung. Es sei mithin der ägyptische Ursprung der Autochthonen Athens nicht ausgeschlossen. Dass aber ein

solcher anzunehmen, beweise der mannigfache Zusammenhang zwischen Griechenland und Aegypten, ein Zusammenhang, der selbst auf etymologischem Weg sich in den Namen der griechischen Götter kund gebe. Es werden für Letzteres Beispiele angeführt, *Ζεύς*, welche Benennung nach des Eusebius Zeugniss eben Cecrops gebracht habe, bei den Aegyptern *Θωὺθ* oder *Θεὺθ* u. a.

Prof. Döderlein von Erlangen hält *διφυής* für synonym mit *Κέκροψ*: Hesychius habe *κέκροψ* als ein Appellativ und erkläre es mit *ἀπατεών*; es bezeichne also einen unzuverlässigen Menschen, einen Menschen von gleichsam zweierlei Naturen. Das Wort sei eine Reduplicativbildung zu *κρύπτειν*.

Hermann dagegen vermuthet, dass hier, wie auch anderswo geschehen, *κέκροψ* aus *Κέρκωψ* verderbt sei; das betrugliche Wesen der Kerkopen sei bekannt.

Döderlein fragt zurück, ob nicht *Κέρκωψ* selber erst aus *κέκροψ* könne entstanden sein.

Prof. Gerlach wünscht zu vernehmen, welches Ergebniss für den Zusammenhang Aegyptens und Athens aus Hermanns Untersuchung hervorgehn solle.

Hermann erklärt einen solchen Zusammenhang zwar nicht anzunehmen, für jetzt jedoch auf diese weitere Frage nicht eintreten zu wollen; es genuge ihm, wenn er nur einstweilen die Aegyptomanen überzeuge, dass Cecrops aus dem Spiele zu lassen und die Unterstützung ihrer Ansicht anderswo zu suchen sei.

Gerlach: Ob Herrmann einen urkundlichen Beweis aus der Mythengeschichte für nöthig halte? Es stehn sich hier eine Behauptung der ägyptischen Priester und eine Ansicht der Athener gegenüber. Der Nationalstolz der Letztern sträubte sich das anzunehmen, was jene berichteten.

Hermann will dem griechischen Nationalstolze mehr Wahrheitsliebe zugestehn als dem der Aegypter.

Gerlach. Blosse Behauptungen für und gegen eine Frage haben keine Kraft, wohl aber Nachrichten der Historiker.

Hermann: Er bezweifle nicht, was Diodor berichte; er stütze sich vielmehr darauf.

Gerlach erkennt auch hierin nur den Nationalstolz wieder.

Hermann weist diess mit Entschiedenheit zurück.

Gerlach: Für die grössere Hauptfrage sei es zuletzt bedeutungslos, ob Cecrops von Saitischem oder von autochthonischem Ursprung gewesen.

Hermann räumt das ein.

Nach diesem Schlusse lebhaft geführter Wechselreden theilte der Vicepräsident Prof. Vischer einen Brief von Creuzer mit; es begleitete derselbe einen Aufsatz über philologische und historische Wörterbücher, den der Veteran, wenn es ihm möglich gewesen wäre zu kommen, der Versammlung würde vorgetragen haben. Da vielseitig der Wunsch sich äusserte ihn auch aus fremdem Munde anzuhören (noch lieber hätten Alle, wie nachher auf einen Antrag des Geheimen Hofraths Zell durch Acclamation bezeugt ward, den ehrwürdigen Verfasser selbst begrüsst), so übernahm Prof. Vischer die Verlesung.

Ueber philologische und historische Wörterbücher.

In jeweilig wiederkehrenden Perioden äussert sich das Bedürfniss historischer Ueberblicke denkwürdiger Personalitäten und Localitäten, zumal in der bequemsten Form, in der lexicographischen.

Abgesehen vom ferneren Morgenlande bemerken wir gewisse Mittelpuncte, wo man darauf bedacht war, jenes Bedürfniss zu befriedigen. Im Alterthume zeigen sich vorzüglich die Städte Athen, Pergamus und Alexandria; und wir denken dabei zunächst an Aristoteles, Krates und Kallimachus.*)

Sodann Rom; wobei uns vor allen M. Terentius Varro einfällt; in dessen Geist dann Andere in der römischen Kaiserzeit literarisch gesammelt haben.**)

Nächstdem wendet sich unsere Aufmerksamkeit nach Constantinopel, und wir erinnern uns an den Patriarchen Photius, an den Lexikographen Suidas und an die Kaiserin Eudocia.***)

Im neuern Europa haben Paris und Lyon, Oxford und Rotterdam, Leipzig und Zürich, und in neuerer Zeit Frankfurt a. M. und Halle Verfasser historischer Wörterbücher aufzuweisen; unter den Deutschen Städten aber tritt Basel allein mit dreien hervor; im 16ten Jahrhundert mit seinem Conrad Wolfhart (Lycosthenes, geb. 1518 † zu Basel 1561); im 17ten mit Johann Jacob Hofmann (geb. zu Basel 1635 † 1706) und im 18ten mit Jacob Christoph Iselin (geb. zu Basel 1681 † 1737)†) und des Letzteren Umarbeitung und Bereicherung des Buddeischen Werkes (Leipzig 1709, 1722, Basel 1729, 1740) nennt man bis auf den heutigen Tag und mit Recht das Baseler Lexikon.

Die Wohlthaten solcher Werke werden öfter genossen, als besprochen.

Bei der ungemeinen Ausbreitung der Wissenschaften hat man sich veranlasst gesehen, von den einzelnen Fächern encyclopädische Uebersichten und namentlich auch in lexicographischer Form zu geben. Von dem unsrigen, der classischen Alterthumswissenschaft, hat seit dem Jahr 1839 der sel. August Pauly mit seiner Realencyclopädie einen löblichen Anfang gemacht, und die Herren Walz und Teuffel setzen sie seit 1845 mit Geschick und Erfolg fort.

Ich erlaube mir über das Wesen und die Bedingungen eines solchen Unternehmens einige unmassgebliche Gedanken hier auszusprechen; vielleicht dass sie theils für die Fortsetzung, theils für eine zu hoffende neue Ausgabe dieses philologischen Real-Lexikon's von einigem Nutzen sind.

Um auch hier von einem universalhistorischen Werke auszugehen, so darf ich wohl keinen Widerspruch befürchten, wenn ich sage, dass auf diesem Gebiete das Dictionnaire des Bayle ein immer unerreichtes Muster bleiben wird, weil die Einheit einer Weltansicht mit origineller Auffassung und mit genialer Kraft sich durch das Ganze hindurchzieht; und wenn auch nicht blos der religiöse Christ, sondern auch der naive Freund des grossen Alterthums sich durch seinen oft boshaften Skepticismus nicht selten abgestossen fühlt, so wird er dennoch dem Geist und Geschmack dieses Lexikographen seine Bewunderung nicht versagen können.

Diese geistreiche Auffassung und diese Eleganz der Ausführung sollte auch jede Special-Encyclopädie sich zum Vorbilde nehmen, und eine Encyclopädie des classischen Alterthums namentlich sollte die aus den Quellen gewonnene Belesenheit, die Schärfe der Kritik, die Klarheit der Darstellung mit der edlen Einfalt und Naivität der Alten selbst zu verbinden suchen.

Aber, wird man sagen, wie sollte doch jene Einheit in Ansichten, in Ton und Art der Behandlung erreicht werden, wo Viele an Einem Werke arbeiten? — Freilich wird hier Vieles nachzulassen sein. Aber jeder Mitarbeiter stehe doch seinen Mann, wisse was er wolle, sei kein Nachbeter, kein blosser Abschreiber, d. h. vor allen Dingen, er schöpfe aus den Quellen, aus den Schriftstellern, aus den Denkmälern selbst.

*) Creuzer in den Verhandlungen der Mannheimer Versammlung der Philologen und Schulmänner S. 13.

**) Cr. Ueber die Bilderpersonalien des Varro (für die Casseler Philologen-Versammlung, in der Marburg-Casseler Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1843 Nr. 133—137 und in dessen Deutschen Schriften, zur Archaologie III. S. 333 ff.

***) Roules Manuel de l'Histoire de la Littérature Grecque (Auszug aus Schöll's Werk) p. 339, 343 sq.

†) Chr. Saxe Onomasticon literarium III. p. 263 sq. V. p. 244 sq. und p. 489 sq. Vgl. Ludwig Wachler Handbuch der Geschichte der Literatur I. S. 7. und IV. S. 115. — Die neueste Ausgabe des Hofmannischen Lexicon universale ist die Leydner 1698 in 4 Folianten.

Jedoch was ist geschehen? Da ist im Revolutionsjahre 1789 Dr. Lempriere mit einer *Bibliotheca Classica* unter den Briten aufgetreten, und Monthly Review hat davon geredet, als habe der Mann damit eine Revolution in der classischen Literatur gemacht; und das Buch ist kanonisch geworden, in allen Colleges eingeführt, in die Colonien verpflanzt, und im Mutterlande immer und immer neu aufgelegt worden.

Auch ein holländischer Philolog, das Bedürfniss einer *Bibliotheca Classica* für Gymnasien und Universitäten fühlend, freut sich über dieses englische Hilfsmittel und will es zur Grundlage seiner eignen Arbeit machen, die er nach dortiger Sitte lateinisch abfasst. — Aber, siehe da! — er wird bald gewahr, dass Lempriere das Meiste aus den historischen Wörterbüchern von Rob. Etienne, Lloyd und Hofmann abgeschrieben, und dass was er von Andern erborgt oder selber hinzugethan, theils auf so schwachen oder verdächtigen Autoritäten gegründet oder so flüchtig gearbeitet sei, dass der gründliche Mann sich entschliessen muss, seine Arbeit von neuem anzufangen und zu den alten Schriftstellern selbst und ihren besten Auslegern zurückzugehen.

Dieses, wie es scheint, in Deutschland wenig bekannte, aus nur 555 Doppelseiten in gedrängtem aber sehr deutlichem Druck in Grossoctav bestehende Hilfsmittel*) habe ich schon gleich nach seiner Erscheinung aus Holland erhalten, und aus eignem Gebrauch so wie bei meinen Schülern, auch wegen der zweckmässigen Kürze und guten Latinität, bewährt gefunden, so dass ich das Funke'sche Realschullexikon, welches der sel. Pauly viel zu milde beurtheilt hat, bald nachdem ich es mir hatte aufschwätzen lassen, wieder weggegeben, und jenes lateinische Handlexicon des holländischen Philologen beibehalten habe.

In England und in den Britischen Ländern überhaupt ist hingegen Lempriere so ziemlich im Curs geblieben; aber in Amerika hat er ein anderes Schicksal erfahren, besonders in den neuesten Zeiten; so dass Charles Anthon, Professor am Columbia-College in Neu-York in der Vorrede zur vierten Ausgabe seines Classical Dictionary sich nunmehr gänzlich von ihm lossagt, und als immer geltender werdende, allgemeinere Meinung ausspricht: „that the Classical Dictionary of Dr. Lempriere was by no means entitled to the claim of infallibility; nay, indeed, that it was defective troughout.“ — Was jener holländische Philolog schon vor fast fünfzig Jahren eingesehen und ausgesprochen hatte. Uebrigens müssen wir dem Neuyorker Bearbeiter das Bestreben zuerkennen, aufs eifrigste bemüht zu sein, dieses Werk immer mehr zu verbessern und zu bereichern; so dass es in der neuesten Ausgabe (New-York 1843), bei feinstem aber deutlichem Druck und gespaltenen Columnen, 1451 Seiten in grossem Lexikon's-Format ausfüllt, und selbst aus der Pauly'schen Realencyclopädie bereits ein Supplement, von Abas III. bis Alexias, in einem Anhang aufgenommen und insbesondere aus den Schriften der deutschen Philologen und Historiker sehr Vieles sich einverleibt hat.

Da ich mich in dieser Versammlung, um wichtigern Vorträgen Raum und Zeit zu lassen, der grössesten Kürze befleissigen muss, so wähle ich hier den einzigen Zweig, den der Mythologie aus. Hierin erwies sich selbst die Ersch- und Grubersche allgemeine Encyclopädie, ehe Männer wie Jacobs, Meier und K. O Müller und einige andere tüchtige Gehilfen mitarbeiteten, gar sehr unbefriedigend. Dass der Amerikaner in den neueren Ausgaben darin, wie in andern Artikeln, mehr geleistet, scheint den Fortsetzern der Pauly'schen Real-Encyclopädie, nach der Vorrede zum 4ten Bande zu schliessen, unbekannt geblieben zu sein, wie sie denn der Neuyorker Sammlung gar nicht gedenken, obwohl man andererseits anerkennen muss, dass sie neuerlich durch Beiziehung ande-

*) *Bibliotheca Classica, sive Lexicon manuale, quo nomina pleraque apud scriptores graecos et romanos obvia illustrantur. Daventriae* 1794 und neu aufgelegt 1816

rer Mitarbeiter, wie Preller's, Westermann's u. A. im Gebiete der Mythologie, Literargeschichte und Geschichte*) überhaupt ihrem Werke immer grösseren Gehalt zu sichern suchen.

In Betreff der Mythologie ist es charakteristisch, dass der Neuyorker Lexicograph in der Vorrede zu der neuesten Ausgabe seines Buchs (p. VII.) die Versicherung giebt, er habe in diesen Artikeln die Ansichten der beiden deutschen Schulen (the mystic and antimystic, nämlich Creuzer's und Lobeck's) getreulich und partheilos referirt. Obschon ich mir nun immer Mühe gegeben, das Mystische rationell zu behandeln, so muss ich mir diese Bezeichnung doch gefallen lassen, und kann es, zumal da er sofort beifügt: „although the author cannot doubt but that the former will appear to the student by far the more attractive one of the two.“ — Vielleicht wird er aber bei späteren Ausgaben den Herrn M. W. Heffter nachahmen, der seine Religion der Griechen und Römer dem Joh. Heinr. Voss, dem Gottfried Hermann, dem A. Lobeck, dem O. Müller, — und mir gewidmet, und somit dem weitschichtigsten mythologischen Eklekticismus gehuldigt hat; — ein Verfahren, das in einem encyclopädischen Wörterbuche vielleicht gerade das rechte wäre.

Daneben hat der Amerikaner manchmal auch seine eigenen Meinungen vorgetragen.

Ich wähle zum Schluss ein Beispiel, welches die Fortsetzer der Pauly'schen Encyclopädie demnächst zu prüfen Gelegenheit haben werden. Nämlich der Verfasser behauptet, Orpheus sei ein Indier und Diener des Buddha gewesen, der dessen Religion aus Nord-Indien über die Tatarei bis nach Thrakien verbreitet habe; und sein Name, von ὀρφός, bezeichne seine düstere, indische Gemüthsart.

Den dritten Vortrag sodann in dieser Sitzung hielt Rector RAUCHENSTEIN von Aarau

Über die vermeinten persönlichen Anspielungen in der Orestee des Aeschylus.

Ein verehrter Sprecher vor mir hat sich die Aufgabe gestellt, zwei verjährte Vorurtheile aus der alten Geschichte zu beseitigen, und zufällig reiht sich daran die Aufgabe, die ich mir gewählt habe, einem neuen Vorurtheil über ein altes Kunstwerk wo möglich den Eingang zu versperren. Ich will nämlich versuchen zu beantworten, ob sich denn wirklich Aeschylus in seiner Orestee persönliche Anspielungen auf Perikles erlaubt habe.

Dass die attischen Tragiker in ihren Dramen Blicke auf ihre Gegenwart und ihre Zeitverhältnisse werfen, ist wohl sehr natürlich. Sie lebten in den Stimmungen ihres Volks, in dessen Bestrebungen waren sie mitverflochten mit Freude und mit Leid, und wenn die göttliche Gabe der Poesie ihren Gedanken weises Maass und Erhebung brachte, so drängte sie auch ihre Vaterlandsliebe, in Fragen, welche die Bürgerschaft bewegten, der eigenen treuen Herzensüberzeugung in guter Form Worte zu geben. Woher auch sollte ihnen bei ihren Zuständen, wo Alles sich ganz vorzugsweise auf das Oeffentliche bezog, die Vorstellung von einer abstracten Kunst, die vom Leben losgerissen wäre, gekommen sein? Und wie hätten sie sich isoliren können mit der Dramatik, derjenigen Gattung von Poesie, welche am meisten der Oeffentlichkeit bedurfte? Vielmehr als ächte Priester einer volksbeliebten und um den edlern Beifall der Mitbürger ringenden Kunst konnten sie einerseits nicht kalt bleiben gegen die Bestrebungen ihrer Zeit, andrerseits konnten sie sich bewogen fühlen, dieselben von höherm Standpunkt und an einem gleichsam unparteiischen Stoffe in edlerm unbefangenem Zusammenhange zu zeigen, auch wohl Lehre und Warnung auszusprechen.

*) Im Historischen muss ich bei dieser Gelegenheit eine Epikrise gegen mich selbst ausüben. Nämlich eine Note im Artikel Alexander I. von Epirus (I. S. 332.), die der sel. Pauly von mir zu willfährig aufgenommen, ist wegen einer ganz unhaltbaren Hypothese ohne Weiteres zu streichen und in meinem Exemplar längst wirklich gestrichen.

Daher dürfen wir zugeben, dass in den Tragödien der Griechen viel mehr Anspielungen und Beziehungen auf Zeitereignisse und Stimmungen enthalten waren, als man bei der Mangelhaftigkeit der Zeugnisse über jene Tage hat entdecken mögen. Und wir dürfen uns durch die Wahrnehmung verunglückter, weil mit Willkühr gewagter Versuche, wie vor einigen Jahren über Sophokles, vom Suchen nicht abschrecken lassen. Haben wir doch über solche Zeitbeziehungen in mehr als einer Tragödie Gewissheit, wie in den Schutzflehenden des Euripides und in seinen Herakliden, welche beide als politische Gelegenheitstragödien schon früher und die letztere als politische Tendenztragödie noch jüngst von dem hier anwesenden Hrn. Firnhaber bezeichnet worden sind.

Und Aeschylus? Ganz unbeschadet der Erhabenheit und Würde seiner Poesie werden wir doch das dritte Stück seiner Orestee, die Eumeniden, ein Tendenzstück nennen müssen. Veranlassung dazu war die durch Ephialtes unter des Perikles Aegide und Politik herbeigeführte Schwächung des Areopag, und offenbar will das Stück den Areopag in Schutz nehmen als ein theures überliefertes Kleinod, als eine Bürgschaft für Recht und gute Sitten, als eine Grundlage für die Wohlfahrt des Athenischen Staates. Neben dieser offenen Tendenz enthalten die Eumeniden Anspielungen auf Zeitereignisse, Fragen der äussern Politik sind hineingewoben, als wie das Bündniss mit Argos, welches die Athener, durch ungute Behandlung von den Spartanern vor Ithome beleidigt, mit Spartas Erbfeinden geschlossen hatten. Anspielungen auf das gerade fern in Aegypten kämpfende athenische Heer liegen drin und möglicher Weise auch auf Unternehmungen der Athenér an der thrakischen Küste. Man sieht, die Tragödie ist, so wohl sie sich auch in den Stoff der Trilogie, in die Sage von Agamemnons Hause fügt und so sehr ihr politischer Inhalt nur von der poetischen Entwicklung geboten zu sein scheint, dennoch ein wesentlich politisches Stück. Der Meister aber bewährt sich darin, dass die unverhüllte Tendenz seinem Kunstwerk nirgends Eintrag thut.

Sei es dass der Dichter die allmählige Veränderung der bürgerlichen Ordnung bis zur schrankenlosen Demokratie und die Umwandlung des öffentlichen Geistes in Athen anwesend selber miterlebt hat, oder sei es dass er heimgekehrt von einem längern Aufenthalt in Sicilien die Lage der Dinge so verändert fand, die Kimonische Partei gestürzt, Kimon selbst durch Ostrakismus verbannt, den Areopag, ein in den Augen des Dichters nothwendiges conservatives Element in der Demokratie geschwächt, darüber die Bürgerschaft gespalten, ja in höchster Aufregung und Erbitterung, so dass der Bürgerkrieg dem Ausbruch nahe schien; so fühlte sich der patriotische Aeschylus, da er als Greis und zum letztenmal als Bewerber um den Dichterpreis in die Schranken trat, gedrungen, sein warnendes und strafendes, zur Eintracht und Versöhnung mahnendes Wort zu sprechen und sein Herz zu leeren. Wie er es über die äussere Politik thut, wurde schon bemerkt, mehr gelegentlich als einlässlich. Er preist das mit Argos geschlossene Waffenbündniss und lässt es durch Orestes selber poetisch weihen, weil er wohl auch an einen entschiedenen Bruch mit Sparta glaubt und weil er seine Mitbürger auf den gewiss bevorstehenden auswärtigen Krieg verweisen will (Eum. 826. Draussen sei der Krieg, der nahe bevorsteht, *οὐ μόγις παρών*, wie Droysen recht vertheidigt und erklärt), wo ihre Thätigkeit und Ehrbegierde ein würdigeres Ziel finde als im heimischen Streit und im Untergraben der ehrwürdigsten Staatseinrichtungen, unter denen Athen Glück genossen und wie in den Perserkriegen grossen Ruhm erworben.

Aber es sind vorzüglich die innern Fragen, auf die er sich mit Eifer wirft. Der stadtbeschützenden Göttin, der weisen Athene, und wieder dem Chor der Erinyen legt er die Rathschläge in den Mund und die Segensverheissungen, wenn nämlich die Bürger die Gesetze nicht selber

neuern und verderben, wenn sie beide Uebel, anarchische Auflösung und Despotie vermeiden, wenn sie nicht aus den Herzen und aus dem Staat verbannen, was heilige Scheu und Ehrfurcht einflösst, wenn sie blutigen Zwist meiden und Eintracht nähren. Es ist als ob der Dichter wahrgenommen hätte, die sittlichen Grundlagen des Staats seien bedroht, durch die Spaltung weiche die αἰδώς, Ehrfurcht vor den Eltern und Heiligkeit des Gastrechts, wie solches in Zeiten wilder politischer Parteiung vorkommt. Alles dieses scheint noch ärger zu werden, da die Macht des Areopags aufgehoben ist.

Erwägt man nun den feurigen Eifer, mit welchem der Dichter den Areopag als ein Palladium der öffentlichen Wohlfahrt dem Volke vorstellt und dadurch offen und kühn die durch Ephialtes getroffene Aenderung, indirect auch die Perikleische innere Politik verurtheilt, so kann man auf die Vermuthung kommen, der Dichter, der in dem Attentat einen unheilvollen Frevel sieht, habe wohl auch die Urheber und die in ihrer Persönlichkeit oder in ihrer politischen Tendenz liegenden Motive nicht geschont, etwa um zu zeigen, aus welchem Unheil solches Unheil der Beschlüsse entspringe, also er habe sich auch der persönlichen Anspielungen nicht enthalten. Und wirklich hat man, besonders Droysen (Zeitschr. f. Alterthumswissensch. 1841 Märzheft), solche Anspielungen auf Perikles zu entdecken geglaubt.

Von vorne herein lassen sich solche Vermuthungen nicht unbedingt zurückweisen, weil in einem aussergewöhnlichen Falle, wo auf der Bühne eine politische Zeitfrage mit der Energie und mit der Ueberzeugung, es handle sich um eine Lebensfrage, ergriffen wurde, ein Dichter sich auch Ungewöhnliches erlauben mochte. Dass dagegen des grossen Dichters freier Geist sich keiner extremen Parteibestrebung hingab, dessen sind wir durch seine Worte bald versichert. Während er (Eum. 663) gegen Neuerungen in energischer Kürze spricht und gegen Ochlokratie und Gewaltsherrschaft eifert, so stellt er sich auch in starken Gegensatz gegen eine obwohl kaum zahlreiche Partei unter den Optimaten, welche von Sparta her Hoffnung schöpften, schon durch die geflissentliche Hervorhebung des athenischen Bündnisses mit den Argivern, den Erbfeinden Spartas. Dringend mahnt er zum innern Frieden, warnt vor dem Greuel des Bürgerbluts, das fortwährend Rache um Rache erzeuge. Mit einem Worte, des Aeschylus Politik ist eine versöhnende und gerichtet auf die Erhaltung der Demokratie, wie sie etwa unter Aristeides bestand, in welcher die Macht des Areopags eine Gewähr für die Dauer der alten Sitte und Gesinnung, eine Schutzwehr gegen ochlokratische Willkühr wie ohne Zweifel auch gegen übermüthige Gelüste und Anmassungen der Vornehmen bildete. Wenn sich Aeschylus nun auch Tadel gegen Perikles Volksführung erlaubte, so muss doch angenommen werden, dass seine Anspielungen nicht Parteihass athmeten, weil der Dichter durch eine solche Parteistellung den Zweck seines Stückes gefährdet hätte.

Auf Ephialtes nun hat man keine Stelle des Aeschylus bezogen, mehrere aber auf Perikles, da man glaubte, auf ihn als auf den Kopf dieser Politik werde der Dichter seine Angriffe gerichtet haben. Durchgehen wir also in Kürze die angeblich anzüglichen Stellen der Orestee.

1) Bekannt ist aus Herod. V, 71 und aus Thuk. I, 126 das *Κυλώνειον ἄγος*, die Blutschuld, womit sich einst das edle Geschlecht der Alkmäoniden zu Athen beladen hatte, als sie die Anhänger des Kylon wortbrüchig und mit Entweihung des Tempels mordeten. Die Alkmäoniden mussten darauf die Stadt meiden, kehrten aber später wieder nach Athen zurück. Perikles nun stammte mütterlicher Seite von den Alkmäoniden und 27 Jahre nach Aufführung der Orestee, kurz vor Beginn des pelop. Krieges machten die Spartaner bei Athen das Ansinnen, wegen jenes Frevels das Geschlecht der Alkmäoniden zu vertreiben, welches denn auch den Perikles getroffen hätte. Nun

soll, ähnlich wie später die Spartaner thaten, Aeschylus auf dieses Sachverhältniss anspielen, gleichsam um zu sagen: Perikles von den Ahnen her mit Fluch beladen wird kein Heil bringen. Allein erstlich haben die Alkmäoniden nach ihrer ersten Vertreibung in Athen lange geblüht, das ἄγος mochte wohl vergessen sein, wie es denn auch später die Spartaner als eine spitzfindige Antiquität zur Chicane wieder hervorsuchen. Nun wäre es seltsam, wenn Aeschylus eine solche Sühnschuld, die, wenn man auch strenge daran glaubte, den Perikles bei weitester Ausdehnung nur halb traf, mit halben Andeutungen hätte berühren wollen. Wie wäre das verstanden worden? Denn diese angebliche Anspielung kommt schon im ersten Stücke der Trilogie, im Agam. vor, und erst im dritten Stück ist vom Areopag die Rede, und erst dort konnte es verstanden werden, wenn Gegner des Areopags als mit Fluch Beladene bezeichnet werden sollten. Aber auch der ganze Zusammenhang im Agamemnon ist dawider. Dort spricht nämlich der Chor im zweiten Chorlied (Agam. 360) auf die Nachricht vom Falle Trojas folgende Gedanken aus: „Es giebt eine göttliche Gerechtigkeit, Troja hat es jetzt erfahren. Es läugnete Jemand, dass die Götter die Frevler am Heiligen bestrafen; der aber ist unfromm. Es hat sich gezeigt an den Nachkommen derer, die bei übermässigem Glücke ihrer Häuser Gewaltthat freventlich wagen und über Recht." — Diese Stelle soll der eigentliche Fundus sein für die angebliche Anspielung auf Perikles als einen von den Vorfahren her Fluchbeladenen. Aber wie wenig leistet sie dafür! Denn die Worte haben zwar nach Art der Reflexionen des Chors eine allgemeinere Fassung, gehen aber speciell auf die Trojaner, die des Paris Frevel aus Uebermuth und in ungerechtem Krieg in Schutz nahmen. Jetzt hat sich an ihnen und ihren Kindern die Strafe gezeigt. Wer konnte in diesem Zusammenhang und ohne alle Vorbereitung an die Blutschuld der Alkmäoniden und an Perikles denken?

2. Nicht solider verhält es sich mit dem Zweiten. Da sollen die Worte: „Es längnet Jemand, dass die Götter den Frevler strafen, der aber ist unfromm" auf Atheisterei des Perikles und seines Lehrers Anaxagoras gehen. Allein im Zusammenhang liegt Folgendes: Die Zögerung der göttlichen Gerechtigkeit bringt Manchen zu Zweifeln. Schlagend aber sind jetzt solche Zweifler und Längner widerlegt. Was so der Chor sagt, davon sind auch vermöge der Begebenheiten die Gemüther der Zuhörer erfüllt, und gerade eine solche Stimmung und Erfüllung mit grossen und ewig wahren Gedanken gestattet dem Zuhörer nicht mit einem kühlen Spiel des Witzes in solche Bezüglichkeiten abzuirren.

3. Noch bedenklicher steht es um die dritte Anspielung. Die Fabel bringt es mit sich, dass in der Trilogie viel von Blutschuld die Rede ist. Im dritten Stück, im sog. Fesselhymnus (Eum. 305), entfaltet der Erinyenchor seine Schrecken um Orestes: „Wir üben Gerechtigkeit grade aus. Wer reine Hände hat, den besucht kein Groll von uns. Wenn aber der Frevler, wie Orestes hier, blutige Hände verbirgt, so stehen wir als Zeugen den Todten zur Seite und fordern das Blut bis zur Erfüllung." Hier soll der Dichter an den noch unentdeckten Mörder des Ephialtes denken. Nämlich, während nach glaubwürdigen Nachrichten und nach innerer Wahrscheinlichkeit des Ephialtes Mord Männern von der oligarchischen Partei zur Last fällt, soll angenommen werden, die oligarchische Partei habe den Verdacht auf den Perikles geworfen. Und damit wird noch in Verbindung gebracht, was ein wenig später die Erinyen sagen (Eum. 356. ὅταν Ἄρης τιθασὸς ὢν φίλον ἕλῃ): „Des Hauses Umsturz wählt' ich mir, wenn Gewaltthat eines Hausgenossen den Befreundeten mordet." Aber diese Worte gehen deutlich und speciell auf Orestes und auf seine Rache an der Mutter. Das ganze Beziehungsspiel hat gar kein Fundament, kein Zeugniss für sich, und zum Ueberfluss ist es sehr ungewiss, ob Ephialtes vor der Aufführung der Orestee ermordet worden sei. Nach allgemeiner Annahme eher nachher.

4. Betrachten wir endlich, ob eine vierte Stelle aus dem angeführten Stasimon des Agam. (v. 371) nicht ebenfalls von dem unwohlthätigen Verdacht solcher Anspielungen frei zu sprechen sei. „Reichthum giebt keine Schutzwehr für den Mann, der im Hochmuth den Altar des Rechts mit dem Fusse gestossen. Er geht unter. Es zwingt ihn unglückselige Ueberredung, der Verblendung Tochter. Heilmittel sind vergeblich, der Schaden kommt grell zu Tage. Wie am schlechten Erz durch Abnutzung der schwarze Bruch erscheint, zeigt er sich im wahren Werthe. Denn als ein Knabe jagt er nach einem fliegenden Vogel und fugt seiner Stadt Schaden zu. — So war Paris." — Das soll nun in der Anspielungssprache heissen: Perikles unwiderstehliche Ueberredung zwang das Volk den Areopag zu stürzen. Vergebens erhob sich Kimon wider die Neuerung. Der Schaden liegt indessen schon zu Tage und der arge Neuerer verliert den alten Schein. Anhaltspunkt für diese Deutung scheint einzig der Ausdruck „unglückselige Ueberredung"; denn πειθώ sass ja nach dem Komiker dem Perikles auf den Lippen. Man sehe aber nicht nur auf das Wort, man sehe auf den Gedanken, um zu erkennen, wie schief damit personalisirt wäre. Denn in des Dichters Gedanken liegt nicht die Vorstellung vom beredten Rathgeber, der das Volk ins Verderben stürzt, sondern von dem durch Reichthum und Uebersättigung zum Frevel verleiteten Manne. Sein Unglück ist die Verblendung, deren Kind, das Gelusten, die Zurednerin und Rathgeberin macht zum Sturz ins Verderben; und obendrein ist die Idee des unvorsichtigen Jagens nach dem Unmöglichen klar genug gezeichnet mit dem thörichten Knaben, der den Vogel verfolgt. Endlich zur Beseitigung alles Zweifels und zur Vernichtung aller Nebenbeziehungen wird Paris am Schlusse genannt, der auch seiner Stadt das Unheil angeheftet habe (πόλει πρόςτριμμ' ἄφερτον ἐνθείς).

Wenn man ferner bei Plutarch (9) liest, wie sehr Kimon den Perikles an Reichthum übertroffen habe, so musste Aeschylus Gefahr laufen, dass seine Andeutungen nicht auf Perikles fielen, sondern auf Kimon gegen seine Absicht. Denn dass es wider seine Absicht gewesen wäre, erzeigt sich auch deutlich aus unsers verehrten Herrn Vicepräsidenten, Prof. W. Vischers jüngster Schrift über Kimon. Aber schlagender ist Folgendes. Im gleichen Chorlied des Agam. (v. 421) ist die Schilderung des Kriegesjammers ergreifend: Ein Jeder weiss, wen er in den Krieg gesandt, aber statt der Männer bekommt er ihre Wehr und Asche ins Haus zurück. Vom Schlachtengewinner geht ein drückendes Gerede unter den Bürgern mit Groll. Dem Auge der Götter entgeht nicht, wer vielen Tod verbreitet. Die Erinyen finden ihn für den Frevel. Gefährlich ist übermässiger Ruhm. Ich möchte kein Städteverwüster sein." — Wer war denn damals der grosse Kriegsheld, Schlachtengewinner und Eroberer unter den Athenern? An wem hatte sich der unheimliche Groll der Bürger erwiesen? Es war Kimon, damals durch Ostrakismus in Verbannung. Aus mehreren Gründen aber würde man eine solche Beziehung auf Kimon energisch abweisen. Und doch, wenn einmal der Dichter durch merkbares Personalisiren auf Perikles bei den Zuhörern das Spiel der Beziehung auf die unmittelbare Gegenwart geweckt hätte, wie hätte er verhindern können, dass man nicht sofort nähere Beziehungen auf Kimon suchte und fand? Hätte der Dichter nicht gerade hervorgerufen, was er vermeiden wollte?

Wir haben also keine Anspielung auf Perikles im Agamemnon, und da die Choephoren dazu noch viel weniger Raum geben, so kann nur die Frage sein, ob sich solche in den Eumeniden finden. Doch ist hier noch eine kurze Betrachtung anzustellen.

Die prätendirten, von uns aber zurückgewiesenen Anspielungen waren theils durch ihren Inhalt, noch mehr aber durch ihre Verstecktheit gehässiger und erbitternder Art, womit sich Aeschylus nur hätte schaden können, sei es nun dass die Trilogie vor, oder wie man allgemein annimmt,

nach der Beschränkung des Areopags aufgeführt wurde. Die Mehrheit, die in der Volksgemeinde dem Ephialtes zustimmte, war gewiss auch im Theater die Mehrheit. Da mussten tief verletzende Angriffe gegen einen Mann wie Perikles nur Unmuth erzeugen und waren Oel ins Feuer. Wie sehr hätte nun der Dichter sein patriotisches Ziel, Versöhnung und Beilegung des innern Zwistes, selbst gefährdet und seine Schutzrede für den Areopag möglichst unwirksam gemacht?

Aber auch in technischer Beziehung hätte er sich übel verrechnet. Gleichwie ein Redner bei aufgeregter Stimmung einer Versammlung und in halb verlorner Sache den gewünschten Erfolg nicht dadurch erzielt, dass er bald zu Anfang auf den Gegner losbricht, sondern zuerst für sich und seine Sache einzunehmen und festen Grund in den Gemüthern zu gewinnen trachtet, so der tragische Dichter. Er wird bei der Exposition alles thun, um unsre Aufmerksamkeit auf seinen Gegenstand zu fesseln, er wird uns mehr und mehr ins Interesse seiner Handlung hineinziehen und trachten uns ganz und gar mit diesem Stoffe zu erfüllen. Er wird dabei alles Fremdartige vermeiden, sogar unwillkührliche Seitenblicke entfernen, und erst, wenn der Zuschauer ganz in der vom Dichter vorgeführten Welt lebt, erst da darf er sich Absprünge erlauben und ohne Gefahr Nebenblicke auf die Gegenwart thun lassen, weil er gewiss ist, dass er die Zuhörer sofort zu seiner Handlung zurückführen kann nach seinem Willen. So hat es Aeschylus gemacht. Er hat nicht bald im Anfang des ersten Stücks der Trilogie durch Hinüberschielen nach Fremdartigem zerstreut, sondern nachdem durch die beiden Stücke die Theilnahme für Agamemnon und sein Haus wie ein Feuer gross und mächtig geworden ist, da erst in den Eumeniden sprühen aus der poetischen Vergangenheit Funken in die Gegenwart theils zum Erleuchten, theils zum Entzünden.

Aus dem Agamemnon und den Choephoren wird durch wunderbare und schreckliche Züge das Gemüth erfüllt mit dem erhebenden Glauben an die sich gleich bleibende, sicher treffende göttliche Gerechtigkeit, welcher gegenüber die Sterblichen so sehr mit Verblendung geschlagen sind und in den Frevel stürzen, wo Leid das Leid gebiert und die Götter durch Leid die Menschen witzigen (Ag. 170, 241. πάθει μάθος). Wo fände sich hier Raum zu persönlichen Anspielungen? Sie würden als kleinlich erdrückt von dem erhabenen Gange des Ganzen. Auf der einen Seite Paris und Trojas Fall, auf der andern noch hinter dem Anfang der Tragödie des Thyestes Fluch, der als ein Dämon durch Geschlechter herab wirkt, indem das Gericht sich durch die Glieder des Hauses blutig vollzieht bis auf Orestes.

Wie die Gnade der Götter den Orestes rettet und über ihm den Fluch stillt, zeigt das dritte Stück, und wunderbar ists, wie leicht der Dichter, indem er uns Blicke in das Räthsel des Menschenlooses werfen lässt, ohne dem Stoffe seiner Fabel untreu zu werden, die Scene mitten nach Athen versetzt und mehr und mehr nur athenische Interessen verhandelt mit voller Breite und ohne dass sich über Fug und Recht dazu ein Zweifel erhebt. Welche Ueberraschung musste es für die Athener sein, ihre eigenen religiösen und politischen Institute in ihrem Ursprunge von Göttern geschaffen und geweiht zu sehen und die stürmisch und wild bewegte Frage der Zeit durch das erhabene Stiftungswort der Göttin entscheiden zu hören. Eine solche Erhebung aber der Stimmung ist persönlichen Anspielungen ungünstig, wenn sie schon allerdings Strafreden zulässt.

Zuletzt bedarf es noch eine kurze Betrachtung, um die Sache zur möglichst gewissen Entscheidung zu bringen. Die Vollstreckerinnen der göttlichen Gerechtigkeit, die Späherinnen auf Frevel, die Erinyen, erscheinen und entwickeln ihre ganze Furchtbarkeit. Wie leicht nun hätte ihnen, die alle Arten von Frevel mit Strafe bedrohen, und wie natürlich hätte ihnen der Dichter strafende Worte geben können gegen Solche, die das Volk bethören, es zügellos machen, um dadurch selber gross zu werden. Aber vergeblich sucht man solches in ihren Liedern. Im so-

genannten Fessel- oder Bannungshymnus sprechen sie dem Orestes gegenüber, der Situation gemäss, nur von der Strafe des Mörders. Im zweiten Stasimon dagegen umfassen ihre Sprüche und Bedrohungen den ganzen sittlichen Zustand, die Familie und das Oeffentliche, Alles auf der Scheu vor dem Rechten (der Δίκη) beruhend, ohne die die Väter und die Mütter bald jammern müssten. Auch die Furcht hat ihren wohlgegründeten Platz zur Aufsicht über die Herzen. Keine Anarchie, keine Despotie; was sich im Masse hält, hat von Gott her den Sieg. Aus Unfrömmigkeit folgt übermüthige Gewaltthat. Wer frech und wühlerisch der Ordnung entgegentritt ohne Scheu des Rechts, der wird den nie geglaubten Untergang finden in heisser Noth, da die Götter, die er anruft, seiner lachen." Hören wir solche Worte, so können wir nicht läugnen, dass da Drohungen auf die Unterwühler der öffentlichen Ordnung gezielt sind. Und wir müssen zugeben, dass in diesem Chorlied der Ausdruck vom Einsinken des Hauses der Dike (491) und der Zuruf: „Ehre den Altar des Rechts und stoss ihn nicht aus Gewinnsucht mit gottlosem Fusse" (512), auf den Areopag gehn. Zwar ist dieses Lied gesungen noch bevor im Drama der Areopag gestiftet und vorhanden ist. Allein gerade die Stellung dieses Liedes mit diesen Gedanken vor der Stiftung des Areopags beweist, wie der Dichter neben allem Grossen und Gewaltigen auch mit feinem Sinn arbeitete und wie er alles Grelle fern zu halten bestrebt war und handgreifliche Beziehungen geflissentlich mied. Doch ist durchaus die Stiftungsrede, womit Athene den Areopag einsetzt (651) die Bestätigung jener Sprüche des Chors, der klare Wiederhall seiner Lehren und Warnungen. Auch nach ihr ist der Areopag ein Schutz des Rechts, der Sitten, der wohlthätigen Furcht, als Bürgschaft für gerechten Wandel, sofern die Bürger das Gesetz nicht neuern und mit schlechtem Zusatz trüben. Aber diesem fügt die Göttin kein strafendes Wort gegen die Neuerer selbst bei.

Wir sehen also, dass Aeschylus in den Eumeniden zwar indirect mit grösstem Nachdruck die Urheber der Neuerung tadelt, dass er eine schwere Last der Verantwortlichkeit auf ihnen ruhen lässt, dass er aber, so kühn und stark er auch ist, jede persönliche Anspielung mit Sorgfalt ausschliesst. Sein hohes und würdevolles Gedicht konnte Freund und Feind der Neuerung mit Bewunderung und mit Erhebung, und wohl auch nicht ohne tiefnachwirkenden Eindruck hören und schauen. Und Zeugniss für seine edle und reine Mässigung bei aller Macht, ja Gewaltsamkeit des Eindrucks giebt die überlieferte Notiz, dass der Greis mit dieser Trilogie den ersten Preis gewonnen hat.

Prof. Firnhaber von Wiesbaden gab der Ansicht Rauchensteins im Allgemeinen darin seine Zustimmung, dass der Satz, es habe Aeschylus in den angezogenen Stellen direct auf Pericles deuten wollen, zur objectiven Gewissheit nicht könne gebracht werden; doch meinte er, eine solche Behauptung sei auch von Droysen gar nicht ausgegangen. Dass die Partei des Aeschylus aus jenen Stellen habe Anspielungen heraushören können, sei wohl um so weniger zu bestreiten, als wir jetzt bei selbst mangelhafter Kenntniss der damaligen Zeitverhältnisse ohne Mühe dergleichen finden und die ganze Trilogie unverkennbar eine politische Tendenz habe. Im Einzelnen bestritt er die Meinung, dass Aeschylus den Parteien ferner gestanden; sodann, dass das Κυλώνιον ἄγος derzeit schon aus dem Gedächtnisse des Publicums ziemlich verschwunden gewesen sei; endlich wollte er den Zweifel, dass von den Tragikern zu Gunsten der politischen Tendenzen selbst die Technik geopfert sei, nicht im Allgemeinen, wenigstens nicht für Euripides gelten lassen, dessen neue Prologe zum grossen Theil aus der politischen Mitwirkung des Dichters an der Gestaltung der Staatsverhältnisse hervorgegangen seien.

Auf diese Aeusserungen entgegnete RAUCHENSTEIN: er danke dem Opponenten für die ausgesprochene Anerkennung und für den milden Ton seiner Opposition. Dass die Zuhörer den Worten des Dichters auch ohne sein Zuthun Beziehungen auf Zeitereignisse gegeben, sei möglich; denn dieses habe ganz in ihrer Willkür gestanden, gerade wie im modernen Theater durch willkürliche Beziehungen des Publicums Stellen applaudiert und auf die jeweilige Gegenwart gedeutet werden, während der Dichter des vielleicht schon vor vielen Jahren componierten Stuckes an diese Anwendung gar nicht habe denken können. Es handle sich hier nur darum, ob die von Droysen gefundenen Anspielungen vom Dichter beabsichtigt worden seien, und das müsse der Sprecher in Folge der von ihm angestellten Prüfung der Trilogie entschieden verneinen. Uebrigens glaube er Droysens Meinung getreu aufgefasst und nicht schärfer und schroffer dargestellt zu haben, als dieser Gelehrte selber in seinem Aufsatz in der Zeitschr. für Alterthumswissensch. 1841 sie ausgesprochen. Dass das Kylonische ἄγος eine verschollene Antiquität war, lasse sich freilich mit aller Strenge nicht beweisen. Doch wenn man die Stelle im Thucydides lese, gewinne es nicht den Eindruck, als ob dieses veraltete Factum aus der Geschichte des Alcmäonidenhauses in der Erinnerung und im Bewusstsein des athenischen Publicums so sehr zuvorderst gelegen habe, dass Aeschylus darauf hätte bauen und hätte erwarten können, dass selbst eine dunkel gehaltene Anspielung doch augenblicklich richtig würde verstanden und gedeutet werden. Endlich wolle er nicht bestreiten, dass bei Euripides sich unverhohlene Anspielungen auf Personen und Zustände finden, wie das in dem Zeitalter und im Geiste Euripideischer Technik möge gelegen haben. Aber solches lasse sich nicht unbedingt auf Aeschylus wieder übertragen: denn die Technik beider Dichter sei verschieden; obschon, fügte der Sprecher hinzu, er sich nicht anheischig machen wolle gleich in diesem Momente den Unterschied, in so weit er die vorliegende Frage betreffe, gehörig aus einander zu setzen, was wenigstens für die eine Seite, nämlich in Beziehung auf Euripides, dem Hrn Firnhaber viel besser gelingen würde.

Nach Rauchenstein erhielt Prof. WALZ von Tübingen das Wort, zwar gegen die früherhin festgesetzte Reihenfolge, aber er sollte noch am gleichen Tag verreisen. In seiner Rede behandelte er die Frage

wie nahe die Alten schon der Buchdruckerkunst und selbst dem Kupferdrucke gewesen seien.

Hochansehnliche Versammlung. Dass die Anzahl der Freunde und Förderer unserer Studien täglich abnehme, ist wohl keinem von uns entgangen; aber meinen Augen und Ohren konnte ich kaum trauen, als ich aus dem neuesten Programm des Ulmer Gymnasiums ersah, wie selbst in dem Lager von Creuzers ältestem Grenadier der Verrath und der Abfall ausgebrochen ist. Der Process wird sehr summarisch gemacht: die Philologen sind unpractische Leute, Sylbenstecher, Variantenjäger, welche in die jetzige Entwicklung der Welt nicht mehr taugen, also *écrasez les infâmes;* hierfür soll auf Gymnasien nichts als Französisch und Naturwissenschaft gelehrt werden, so will es der Zeitgeist, sein Wille geschehe. Fürchten Sie nicht, m. H., dass ich Sie mit Widerlegung solcher Theorien langweilen werde: darüber ist auf einer vorhergegangenen Versammlung so viel gesprochen worden und jetzt gedruckt zu lesen, dass sich nichts Neues mehr sagen lässt. Ich darf wohl bei allen Anwesenden als anerkannt voraussetzen, dass die Philologie ausser dem

formal bildenden Elemente, welches in ihrem Studium liegt, die würdige Aufgabe habe, die Lehren der Weisheit, welche das Alterthum gross gemacht haben, zu erforschen und zum Bewusstsein der Gegenwart zu bringen, nicht nur zur Bildung der Jugend, sondern auch zur Unterweisung der so oft delirirenden Alten. Allein thöricht wäre es zu glauben, dass die Erforschung irgend einer Wahrheit ohne Grammatik und Critik möglich wäre. So lange die Sylben aus Buchstaben, die Wörter aus Sylben, die Sätze aus Wörtern bestehen, so lange wird die verrufene Sylbenstecherei unentbehrlich sein, und es wird sich nur darum handeln, dieselbe *cum grano salis* zu handhaben.

Diess wenige glaubte ich voraussenden zu müssen, ehe ich einen ganz kurzen Vortrag beginne, welcher ganz auf Buchstabenstecherei gegründet ist. Als ich mich nach einem an die Geschichte der ehrwürdigen Stadt Basel sich anschliessenden Vortrag umsah, brachte mich die bedeutende Rolle, welche sie in der Geschichte der Buchdruckerkunst spielt, auf den Gedanken, nachzuforschen, ob denn die Alten dieser grossartigen Erfindung ganz fremd geblieben seien. — Dass die Griechen und Römer eine Art stereotypirten Druckes gekannt haben, bezeugen die auf griechischen und römischen Thongefässen eingedrückten Fabrikzeichen. Nicht nur in Herculanum und Pompeji, sondern auch an den verschiedensten Orten Deutschlands sind Stampillen mit stereotypirten Buchstaben gefunden worden, und erst vor wenigen Tagen habe ich bei Herrn Prof. Schreiber in Freiburg einige in diesen Gegenden gefundene gesehen. Allein zu verwundern ist, dass die sonst so practischen Römer von dieser Erfindung keinen weitern Gebrauch gemacht haben, und hierin von den Chinesen übertroffen worden sind. Indem ich dieses mit aller Bereitwilligkeit zugebe, muss ich jedoch die Herren Orientalisten bitten, daraus keine allgemeineren Consequenzen zu ziehen. Selbst die Idee beweglicher Lettern war den Römern durchaus nicht fremd. Cicero sagt an einer bekannten Stelle, die Entstehung der Welt aus Atomen sei eben so unmöglich, als die Annalen des Ennius oder nur ein Vers derselben aus unzähligen Formen der 21 Buchstaben, welche zusammengeworfen würden, entstehen könnten. Wenn aber Cicero eine practische Anwendung dieser Idee für unmöglich hielt, so finden wir in spätern Zeiten wirkliche Versuche mit beweglichen Lettern zu setzen Die Inschriften einer und derselben Töpferfabrik variiren oft, z. B. CLO. SVC.; C. CLO. SVC.; CAL CLO. SVC. (d. h. Sucusana). Diess könnte nun leicht mittelst mehrerer Stempel erklärt werden; allein wenn die Buchstaben hie und da aus der Linie heraustreten, so wird die Frage schon schwieriger. Doch wäre es möglich, dass diese Störung durch irgend einen Unfall beim Brennen veranlasst worden wäre. Treffen wir aber vollends verkehrt gesetzte Buchstaben, so können wir die Anwendung beweglicher Lettern nicht länger läugnen. Im Angesicht solcher Inschriften sprach schon in der Mitte des vorigen Jahrh. der gelehrte Pesareser Passeri (Lucernæ fict. T. I. p. XII) sein Erstaunen darüber aus, dass die Römer der Erfindung der Buchdruckerkunst so nahe gewesen seien, und doch den Ruhm der Erfindung den Deutschen gelassen haben, und ganz unabhängig von Passeri macht Mone in der Urgeschichte des Badischen Landes Bd. I. S. 262 die Bemerkung, dass auf einer in Rheinzabern gefundenen Römerschüssel die Buchstaben durch einzelne metallene Lettern eingedrückt seien und dadurch der Beweis geliefert sei, dass man schon in dieser alten Zeit am Oberrhein bewegliche Lettern gehabt habe. Dieselbe Erscheinung von verkehrt gesetzten Buchstaben will Passeri an Glocken aus dem neunten und zehnten Jahrhundert bemerkt haben.

Gehen wir um einen Schritt weiter und fragen wir: wie steht es bei den Alten mit der nah verwandten Kupferstecherkunst? so habe ich die Ehre, Ihnen zu sagen: weit besser, als man gewöhnlich glaubt. Bei den Aegyptiern war sie in bestem Gange. Rosellini in seinen Monumenti

dell' Egitto (Mon. Civ. T. II. p. 298) berichtet, dass er unter dem Kopf einiger Mumien eine metallene Scheibe gefunden habe, auf welcher ein mythologischer Gegenstand auf der unter dem Kopf liegenden Seite eingegraben war. Auf allen diesen Scheiben, von denen eine trefflich erhaltene im Louvre zu sehen ist, ist immer derselbe Gegenstand eingegraben. Hie und da legten sie statt der metallenen Scheibe eine papierene unter den Kopf der Mumie, und eine solche sah Rosellini in Cairo, auf welcher sich dieselben Figuren, wie auf den metallenen, in ganz leicht erhabenen rothen Umrissen befanden. Rosellini fand die Gravüren einer solchen Metallscheibe noch voll von rother Farbe, und machte davon einen deutlichen Abdruck auf befeuchtetes Papier. Daraus erhellt deutlich, dass die Aegyptier nicht nur die Kunst, Umrisse auf Metallplatten zu machen, kannten, sondern auch Abdrücke davon auf Papier machten. Dieses Geschäft, so unvollkommen es auch noch gewesen sein mag, gieng in Aegypten so gut, dass Cecrops, so schlau er auch war, *) keinen veranlassen konnte, mit ihm nach Attika überzusiedeln, und so erklärt es sich, wie diese Kunst den Griechen unbekannt blieb. Zwar ist es ausser Zweifel, dass die griechischen Toreuten an den Schilden, an den Gewändern der chryselephantinen Götterbilder u. dgl. Gravüren angebracht haben; die sgraffiti auf den etruskischen Spiegeln zeigen uns diese Technik bei den Etruskern: aber nirgends finden wir eine Spur, dass sie daran gedacht haben, Abdrücke von denselben zu machen. Bei dem den Griechen eigenthümlichen Farbensinn dürfen wir annehmen, dass farblose Zeichnungen ihrem Geschmack nicht zugesagt haben würden. Eine merkwürdige Erscheinung aber sind die Imagines des Varro, welcher von de Pauw ohne Weiteres der Erfinder der Kupferstecherkunst genannt wird. Eines nähern Eingehens auf diese Frage aber kann ich mich entheben, da mein auf diesem Gebiete wohlerfahrener Freund Hassler im Begriffe ist, der verehrten Gesellschaft seine Untersuchungen hierüber mitzutheilen.

In solcher Art aufgefordert und angekündigt, und seinen Vortrag durch umhergebotene Probedrücke noch veranschaulichend, sprach nunmehr Prof. Hassler von Ulm

über die Anfänge der Kupferstechkunst und über die Varronischen Imagines.

Meine Herren! Glauben Sie nicht, dass ich mir nicht vollkommen bewusst sei, was ich wagte, indem ich diese Treppen heraufstieg. Ich weiss es wohl, zu einer Versammlung wie die Ihrige zu sprechen über einen theoretisch-scientifischen Gegenstand, ist schwer und kühn für einen Mann, der seit Jahren einer fast durchaus praktischen Lebensrichtung hingegeben, um so schwerer und kühner, da er zum Sprechen nicht einmal formell gehörig vorbereitet ist. Indessen müsste ich Schweigen für verwerflicher halten als Reden, da es mir aus Anlass dessen, was wir so eben gehört, vergönnt ist zu reden *in majorem inclytæ hujus urbis gloriam* und so dem Danke Worte zu verleihen, zu welchem wir uns Alle in den gastlichen Mauern der Stadt des Erasmus verbunden fühlen, vor Allen ich, der ich seit einer Reihe von Tagen so glücklich war, unter der gütigen Führung unseres hochverehrten Herrn Präsidenten und auf der Spur einiger Winke, welche mir mein theurer Freund, Herr Professor Friedrich Fischer gegeben, mehrere für die Kunstgeschichte zunächst zwar des Mittelalters höchst wichtige Funde zu machen, welche jedoch, wie mir scheint, geeignet sind, auch auf verwandte Fragen der klassischen Alterthumskunde einiges Licht zu werfen. Diess wird mir zugleich Gelegenheit geben, einer Behauptung des gelehrten

*) Bezieht sich auf die aus Veranlassung von Herrn Prof. K. H. Hermann's Vortrag gemachte Bemerkung, dass Κέκροψ und Κέρκωψ das gleiche Etymon haben.

Redners vor mir, meines werthen Freundes Herrn Professor Walz, entgegen zu treten, der Behauptung nämlich, die Aegypter seien die ersten Kupferstecher gewesen. Ich versichere Sie, meine Herren, die Aegypter sind vorläufig gar keine Kupferstecher gewesen, und es wird meinem gelehrten Freunde leichter möglich werden, ein gewisses Reallexikon der Alterthumskunde bis zum Z fertig zu bringen, als diese seine Behauptung zu beweisen. Doch zur Sache! Das, was ich hier gefunden, giebt mir Anlass, einiges die bekannte Stelle des ältern Plinius [1]), welche über die *Imagines* des Varro handelt, Betreffende Ihnen mitzutheilen, oder vielmehr den Bemerkungen, welche ich auf den Wunsch des Herrn Geheimenraths Creuzer seiner vortrefflichen Abhandlung über die Bilderpersonalien des Varro [2]) anreihte, einiges Erweiternde und Bestätigende beizufügen.

Die wesentlichsten Resultate einer unbefangenen Ansicht und Würdigung der Stelle des Plinius durften folgende sein. Zunächst darf an blosse physiognomische Schilderungen, wie Böttiger, Letronne u. A. sie annehmen, entfernt nicht gedacht werden. Wie hoch man auch die schwülstige und metapherreiche Schreibart des Plinius in Anschlag bringen mag, so lange menschliche Rede den Zweck haben soll und muss, in Andern die gleichen Vorstellungen zu erwecken, welche der Redende oder Schreibende selber hat, so wird darüber kein Zweifel sein können: Plinius redet von einem neuen, höchstwichtigen Kunstverfahren *(benignissimo invento — inventor muneris etiam Diis invidiosi —)*, vermittelst dessen Abbildungen menschlicher Gestalten, gleichviel blosse Köpfe, Brustbilder oder ganze Figuren *(— imagines — non passus intercidere figuras —)*, in beliebig vervielfältigter Weise *(in omnes terras misit — ut præsentes esse ubique et claudi possent —)* hergestellt werden konnten. Der Hauptaccent ist offenbar auf die Möglichkeit der Vervielfältigung der Bilder zu legen. Wie nun hat man sich diese zu denken? Ich selber, noch ehe mir die gleiche Ansicht des Herrn W. A. Becker im Gallus I. p. 153 f. bekannt wurde, war, wie aus dem Anhang II. zu der Abhandlung des Herrn Geheimenraths Creuzer hervorgeht, nicht gerade abgeneigt, an Umrisszeichnungen, silhouettenartige Porträts, zu denken, welche durch Patronen (Schablonen) zu Stande gebracht waren, und welche dann unter anderm von der Künstlerin Lala (Jaia nach Sillig) durch Ausmalen (wie diess zuweilen bei den Heiligen- und Kartenbildern des Mittelalters geschah) vervollkommnet wurden. Allein abgesehen davon, dass die genannte Künstlerinn in keinerlei Beziehung zu den Varronischen Bildern steht, da die Lesart *inventa* (s. Anm. 1) sicherlich unstatthaft ist, und also der ganze von dieser Stelle (Plin. XXXV, 40.) hergenommene unterstützende Beweis in sich selbst zusammenfällt: so steht der Annahme von früher schablonirten Umrisszeichnungen noch Anderes entgegen. Entweder waren sie ausgemalt oder nicht. Waren sie es nicht, so konnten diese rohen, durch das Ueberfahren von Blech- oder Hornschablonen mit irgend einer Farbe hergestellten in wenigen Strichen bestehenden Figuren wohl kaum besser sein, als die ältesten Holzschnitte; ja nicht einmal so gut, da der Holzschnitt gegenüber von dem Patroniren bereits ein wesentlicher Fortschritt war. Diese aber muss man aus eigener Anschauung kennen, um sich zu überzeugen, in welchem Missverhältnisse solche geringfügige Leistungen, bei

1) Diese Stelle (Plinius hist. natur. XXXV, 2) wird in dem berichtigten Texte der grössern Silligschen Ausgabe also lauten: *Imaginum amorem flagrasse quondam testes sunt Atticus ille Ciceronis edito de iis volumine et M. Varro benignissimo invento, insertis voluminum suorum fecunditati septingentorum illustrium aliquo modo imaginibus, non passus intercidere figuras aut vetustatem aevi contra homines valere, inventor muneris etiam Diis invidiosi, quando immortalitatem non solum dedit, verum etiam in omnes terras misit, ut præsentes esse ubique et claudi possent.*

Und sodann XXXV, 40. *Iaia Cyzicena perpetua virgo, Marci Varronis inventa, Romæ et penicillo pinxit et cestro*

„So lauten, setzt mein verehrter Freund Sillig (1844) hinzu, die beiden Stellen, wie sie demnächst in meiner grossern Ausgabe erscheinen werden. In der letztern haben inventa alle Codd.; *Quatremère de Quincy* und der Setzer meines *Catalogus artificum* haben die Conjectur inventa unabhängig von einander gemacht." Man sieht, wohin Druckfehler führen können!

2) Zuerst in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1843 abgedruckt; sodann wieder in den deutschen Schriften, Zur Archaeologie Bd. 3. S. 531 ff.

welchen von einer Porträtähnlichkeit kaum die Rede sein konnte, zu der pompösen Schilderung des Plinius stehen (*benignissimum inventum — Diis etiam invidiosum — non passus intercidere figuras —)*. Waren diese schablonirten Umrisszeichnungen aber ausgemalt, so waren sie es entweder schlecht, oder gut. Im ersten Falle, in welchem man sich denken muss, dass die Umrisszeichnung wie bei den Kartenmachern durch die Anwendung verschiedener Schablonen für Ein Bild behufs des Ueberfahrens mit verschiedenen Farben colorirt wurde, gilt von ihnen alles dasselbe und zwar in noch höherm Grade, was gegen die blossen Umrisszeichnungen so eben bemerkt wurde, und ich möchte nur wünschen, in der Lage zu sein, Ihnen solche illuminirte Bilder aus meiner eigenen Sammlung vorzulegen, um Sie durch den Augenschein zu überzeugen, dass es der Beschreibung des Plinius gegenüber schlechterdings unthunlich sei, solche auch durch Schablonen jedenfalls schlecht genug ausgemalte Umrisszeichnungen anzunehmen. Denn an die Vollkommenheit des schon sehr complicirten Verfahrens einer spätern Zeit, wie bei der Herstellung der Clair-Obscures seit dem Ende des XV. und dem Anfange des XVI. Jahrhunderts, oder den ausgezeichneten Leistungen des Buntdrucks unserer Tage, wird wohl Niemand im Ernste denken. Im andern Falle aber, wenn nämlich die schablonirten Umrisse aus freier Hand gut ausgemalt waren, etwa nach Art der trefflichen Miniaturen des Mittelalters, ja, dann fällt bei der Nothwendigkeit des sorgfältigsten und umständlichsten Verfahrens durch einen oder mehrere eigentliche Künstler aller Vortheil der Vervielfältigung weg, worauf es ja vor Allem ankommt, und wenn auch das *benignissimum* und *Diis invidiosum* bliebe, so hört die Sache auf, ein *inventum*, eine neue Erfindung zu sein, insofern ja dann das längstbekannte Porträtmalen, nicht aber das als ganz untergeordnet und bedeutungslos erscheinende Schabloniren der Umrisse die Hauptsache wird.

Die meisten der Einwendungen aber, meine Herren, welche ich so eben gegen die Annahme von schablonirten Umrisszeichnungen vorgetragen, müssen auch gegen die von Andern, z. B. von Münter, beliebte Annahme geltend gemacht werden, die neue hochwichtige Erfindung des Varro, von welcher Plinius redet, sei die des Holzschnittes gewesen; ja es treten dieser Annahme noch eine Menge anderer Schwierigkeiten entgegen, welche sie geradezu unmöglich machen. Der Holzschnitt ist in seinen Anfängen, wie ich bereits anderwärts [3]) angedeutet habe und in einem umfassendern Werke über die Kunstgeschichte des XV. Jahrhunderts ausführlicher nachzuweisen gedenke, nichts anders, als das umgekehrte, das auf den Kopf gestellte Patroniren, aber eben desswegen theilt er in seinen Anfängen auch alle Unvollkommenheiten desselben, und war in diesen seinen Anfängen schlechterdings nicht im Stande, etwas zu leisten, was entfernt nur der Schilderung des Plinius entsprochen hätte. — Varro wäre ja aber als *inventor* in solchen Anfängen gestanden; wenigstens ist es gegen alle Analogie der Kunstgeschichte, ja gegen alle menschliche Wahrscheinlichkeit, die neue Erfindung sei gleich der Minerva aus Jupiters Haupte so aus dem Kopfe Varros in ihrer vollendetsten Entwicklung und Ausbildung, wie sie diese, nachdem sie wirklich erfunden worden war, erst mehr als ein Jahrhundert später unter Albrecht Dürer erreichte, fix und fertig herausgesprungen. Wie viele Mittelstufen mussten erst durchschritten, wie viele Vorbedingungen erst erfüllt werden, bis dieser grosse Meister der erste es unternehmen konnte, Porträts und zwar nur von sehr umfassenden Dimensionen in Holzschnitt auszuführen. Ich erinnere nur an die anfängliche Unvollkommenheit der Instrumente; ferner an die Unvollkommenheit der anfänglich kaum dintenartigen blassen Wasserfarbe, bevor es zur Erfindung der Druckerschwärze kam; endlich an den Mangel der Druckerpresse, ohne welche sich bei der blossen Anwendung der Bürste oder

---

3) Verhandlungen des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben. Erstes Heft.

des Reibers nie Etwas, was über die Leistungen des gewöhnlichen Handwerks sich erhob und den Forderungen der Kunst auch nur einigermassen entsprach, zu Stande bringen liess. Aber zu diesem Allem kommt noch ein weiteres Moment, welches an sich schon geeignet wäre, die Annahme von Holzschnittbildern als unzulässig erscheinen zu lassen. Das ganze Alterthum nämlich war überhaupt mit dem nassen Abdrucke gänzlich unbekannt; wenigstens ist nicht die entfernteste Spur vorhanden, dass es denselben irgendwo und irgendwie zum Behuf der Vervielfältigung von Bild oder Schrift angewendet habe. Diese Bemerkung leitet mich zugleich hinüber zu der Würdigung der weitern Annahme, dass unter den Varronischen Bildern Kupferstiche zu verstehen seien, und wir in Varro den ersten Kupferstecher zu verehren haben. Doch nein! nicht in ihm, sondern, wie mein gelehrter und beredter Freund will, so gebührt diese Ehre den alten Aegyptern! [4]) Sehen wir einmal, wie es sich damit verhalte!

Mein gelehrter Freund stützt sich auf Rosellini, welcher berichtet, dass er unter dem Kopfe einiger Mumien eine metallene Scheibe gefunden habe mit einer Gravüre auf der unter dem Kopfe liegenden Seite. Hie und da finde man statt der metallenen eine papierne Scheibe unter dem Mumienkopfe, und eine solche habe Rosellini in Cairo gesehen, auf welcher sich dieselben Figuren wie auf der metallenen in ganz leicht erhabenen rothen Umrissen befanden. Die Gravüren einer solchen Metallscheibe seien noch voll von rother Farbe gewesen, und Rosellini habe davon einen deutlichen Abdruck auf befeuchtetes Papier gemacht. Daraus erhelle deutlich, dass die Aegypter nicht nur die Kunst, Umrisse auf Metallplatten zu machen, kannten, sondern auch Abdrücke davon auf Papier machten.

Mein gelehrter Freund hat hier vor Allem vergessen, uns zu sagen, ob derselbe Gegenstand, welcher sich auf den Metallscheiben befindet, ganz in denselben Dimensionen und mit denselben Einzelheiten und zwar, was die Hauptsache ist, in umgekehrter Richtung, als contre-partie, sich auf dem Papierabdruck befinde. So lange dieser Punkt nicht aufs Genaueste erhoben ist, fehlt der Behauptung und ihrem Beweise jede materielle Basis. Was sodann die in der Gravüre einer

---

4) Ehe ich jedoch die Frage von den Holzschnitten verlasse, kann ich nicht umhin, auf ein Paar Besitsthümer der Basler Sammlungen in diesem Fache aufmerksam zu machen, welche zu den unschätzbarsten gehören. Es findet sich nämlich hier zuerst ein Exemplar des sogenannten Buxheimer Christoph vom Jahr 1423. Das erste ist bekanntlich durch Dibdin aus der Karthause Buxheim nach England verschleppt worden. Ein anderes, in den Pariser Sammlungen, ist höchst wahrscheinlich unächt. Um so grössern Werth hat das Basler Exemplar, da dieses unbestreitbar ächt ist. Es rührt nämlich aus der Fäschischen Sammlung her und ist im Katalog derselben schon vor zwei Jahrhunderten aufgeführt, also zu einer Zeit, wo noch Niemand an die grosse Bedeutung eines solchen Blattes als Beweismittels der Kunstgeschichte und an die betrügerische Nachbildung desselben dachte. Noch wichtiger für die Kunstgeschichte und für eine vielbestrittene Frage derselben geradezu entscheidend ist ein anderes Blatt. Es liegt ungeschickter Weise unter den italienischen Meistern; ich sah übrigens beim ersten Anblick, dass es nicht dahin gehöre und freute mich, nachher eine diese Ansicht theilende Bemerkung des ausgezeichneten Kunstkenners, Herrn Peter Vischer, in dem raisonnirenden Kataloge zu finden. Es ist ein sogenanntes Figuren-Alphabet, d. h. ein Alphabet, dessen Buchstaben aus verschiedenen, menschlichen und andern Figuren in höchst geistreicher, mitunter abenteuerlicher Weise zusammengesetzt sind. Dass es einem der französisch redenden Länder des burgundischen Reiches angehöre, geht, abgesehen vom Styl, aus den Worten auf dem Buchstaben K hervor, wie man denselben nach dem einzigen bisher bekannten Exemplar im Britischen Museum abgebildet findet in: *A Treatise on Wood Engraving historical and practical*, London 1839, und aus diesem Werke in Falkensteins Geschichte der Buchdruckerkunst S. 39 und bei *Leon de la Borde*, *Nouvelles recherches sur l'origine de l'imprimerie* S. 10. Der Letztere und mit ihm Andere geben, allerdings mit grosser Wahrscheinlichkeit, dieses ausgezeichnete Blatt für ein Werk des Meisters derjenigen *Biblia Pauperum* aus, welche sie entschieden für die erste und älteste erklären. Da nun unser Blatt unwidersprechlich aus den Niederlanden herrührt, so argumentiren sie ganz folgerichtig daraus rückwärts für den niederländischen Ursprung jener ersten und ältesten Ausgabe der *Biblia Pauperum*, und eben damit, da diese der älteste oder doch eines der ältesten Holztafeldrucke und noch dazu mit Schrift sein muss, für den niederländischen Ursprung des Holztafeldruckes überhaupt, und mittelbar selbst der Buchdruckerkunst. Aber, o weh! das Exemplar des Britischen Museums ist unvollständig und der Buchstabe A leider beschädigt. Das Basler Exemplar hingegen ist vollständig und der Buchstabe A glücklicherweise unbeschädigt, und der letztere zeigt ganz deutlich die Jahrzahl MCCCCLXIV (1464). Wie nun? die ganze Argumentation dreht sich jetzt um gegen die Verfechter der Niederländischen Ansprüche: denn im Jahre 1464 hatten Gutenberg, Pfister, Fust und Schöffer bekanntlich schon eine Reihe umfassender Werke mit beweglichen Typen gedruckt, und diesen waren viele Jahre vorher eine Menge von Holztafeldrucken mit und ohne Schrift, darunter mehrere von erweislich oberdeutschem Ursprunge, vorausgegangen. Die Basler Sammlungen können sich zu diesem köstlichen Blatte Glück wünschen!

dieser Metallscheiben vorgefundene rothe Farbe betrifft, so kann diese eben zu dem Zwecke in die Zeichnung gebracht worden sein, um dieselbe auf der Platte von dem ohne Zweifel andersfarbigen Grunde der letztern für das Auge besser abzuheben, ein Zweck, welchen man auch schon im Alterthum und noch mehr im Mittelalter auf den sogenannten Niellen durch schwärzlichen (*nigellum*, daher Niello), bräunlichen oder graulichen Schmelz in der Zeichnung auf hellerem Grunde, oder umgekehrt durch weissen Silberschmelz auf den sogenannten Contorniaten [5]), welche man desshalb im Gegensatz gegen jene füglich Albellen nennen könnte, zu erreichen suchte und wusste. Möglich jedoch auch, dass jene rothe Farbe in der Zeichnung von dem Versuch eines trockenen Abdrucks etwa in rothem Wachse herrührte, worüber ich mir freilich ohne nähere Kenntniss der Zeichnung selbst kein bestimmtes Urtheil erlauben möchte. Was aber endlich die „leicht erhabenen rothen Umrisse“ der Zeichnung auf dem angeblichen Papierabdrucke betrifft, so steht es gerade damit am Allermisslichsten, und gerade sie dürften das Gegentheil von dem beweisen, was sie beweisen sollen. War nämlich die Zeichnung in die Metallplatte vermittelst des Grabstichels oder eines ähnlichen Instruments wirklich so eingegraben, wie diess seit der Erfindung der Kupferstecherkunst zu geschehen pflegt, so konnten, hierin wird mir gewiss jeder Kenner der technischen Verhältnisse beistimmen, Umrisse, deren wenn auch nur leichte Erhabenheit mit dem Auge wahrgenommen werden soll, nur mit Hülfe der Metalldruckpresse, durch deren ausserordentliche Gewalt das Papier in die vertiefte Zeichnung der Platte einzudringen und die Farbe herauszuholen gezwungen wird, erreicht werden. Es wird sich aber unbeschadet aller Weisheit der alten Aegypter wohl Niemand beigehen lassen, zu behaupten, sie hätten auch schon die Metalldruckpresse erfunden. War dagegen die Zeichnung auf der Platte sehr flach, so dass die Farbe im gleichen Niveau mit dem Grunde der Platten lag, so konnte bei dem Abdrucke mit der Hand, der Bürste, dem Reiber oder einer Handwalze kaum etwas Anderes erhalten werden als — Kleckse, oder höchstens sehr unvollkommene, unförmliche Figuren, keineswegs aber „leicht erhabene Umrisse.“ Da sich nun aber die letztern finden sollen, so liegt die Vermuthung sehr nahe, dass sie nicht mehr und nicht weniger seien als Zeichnungen in sehr stark aufgetragener rother Farbe. Doch dem sei, wie ihm wolle! Ich kann sogar zugeben, dass es an sich nicht absolut unmöglich war, von einer solchen Gravüre auf einer Metallscheibe durch besonders sorgfältiges Verfahren oder durch Anwendung einer uns jetzt nicht mehr bekannten Druckkraft einen Abdruck zu gewinnen; ich will annehmen, es sei hie und da wirklich einmal ein solcher Abdruck gemacht worden, wie wir ja auch im Stande sind, von Grabplatten und andern Denkmalen des Mittelalters, aus deren Bilder- und Schriftzeichnung der Kitt ausgefallen ist, freilich eben nur vermittelst der Druckerschwärze Abdrücke auf angefeuchtetem Papier zu nehmen. [6]) Allein, — und davon würde es sich handeln, wenn man mit de Pauw und Andern die Varronischen Bilder für Kupferstiche halten wollte — welch ein unermesslich weiter Weg ist es noch von einem solchen vereinzelten, vielleicht fast zufällig entstandenen Abdrucke bis zu der absichtlichen Vervielfältigung einer zu diesem Zwecke gestochenen Kupferplatte durch nassen Abdruck auf Papier oder einem ähnlichen Stoffe! Und welch ein weiter Weg ist es abermals von den Anfängen auch dieser

5) Eine solche nicht uninteressante Piece besitzen gleichfalls die Basler Sammlungen. Sie ist von Bronze und zeigt auf beiden Seiten gute Pferdefiguren, welche aus dem Grunde wahrscheinlich durch Bunzen herausgearbeitet sind, und in dieser Vertiefung nun durch Silberschmelz gebildet werden. Der Silberschmelz ist aus der einen beinahe ganz herausgesprungen, so dass ich durch die Güte des Herrn Candidaten Weiss, welchem ich auch sonst die förderlichste Unterstützung bei meinen Arbeiten in Basel verdanke, leicht einen Bleiabguss der Zeichnung erhalten konnte. Die eine Seite zeigt über dem Pferde das Wort AMOR, die andere TOXXOTHS (τοξότης?).

6) Man vergleiche die interessante Auseinandersetzung bei Sotzmann im Historischen Taschenbuch, Jahrgang 1837. S. 491 ff.

Kunst bis zu derjenigen Stufe technischer Entwicklung derselben, auf welcher es möglich wird, porträtähnliche Bilder durch sie darzustellen!

Erlauben Sie, meine Herren, dass ich, um diess Alles noch deutlicher zu machen, Sie einlade, mich noch einmal zu begleiten auf einem Gange in die Werkstätten der fraglichen Künste; sie sind zugleich die Werkstätten der Geschichte, in denen der menschliche Geist diese denkwürdigen Erfindungen machte, und die hiesigen Sammlungen werden uns erwünschte Mittel der Anschauung und des Beweises darbieten.

Im Laufe des XIV. Jahrhunderts hatte sich wohl hauptsächlich in Folge der Züge der Flagellanten und anderer mit weit verbreiteten Seuchen und sonstigen Landescalamitäten Hand in Hand gehender Wallfahrten zu sogenannten Heilthümern, bei welchen an die Gläubigen Heiligenbilder ausgetheilt zu werden pflegten, das Bedürfniss der Vervielfältigung, welches von einer ganz heterogenen Seite, nämlich durch die immer allgemeiner werdende Lust am Kartenspiele gleichfalls genährt wurde, mehr und mehr herausgestellt, und konnte auch, nachdem zu Anfang desselben Jahrhunderts das Linnenpapier in Oberdeutschland erfunden worden [7]), in Rücksicht auf diesen Theil des Materials leichter befriedigt werden. Nicht um künstlerische Zwecke handelte es sich hiebei anfänglich und lange Zeit, sondern lediglich um die möglichst einfache, wohlfeile und eben desswegen zunächst nur handwerksmässige Befriedigung eines sehr allgemeinen kirchlichen oder socialen Bedürfnisses. So kam man, wie wir bereits gesehen haben, vom Patroniren oder Schabloniren zunächst keineswegs auf den weit mehr den Kunstforderungen genügenden Kupferstich und nicht an die als Künstler arbeitenden Goldschmiede, deren ganzes technisches Verfahren ohnehin jenem Schabloniren ungleich ferner lag, sondern man kam auf den Holzschnitt, der zuerst, wie ich leicht urkundlich beweisen kann, von den sehr zahlreichen Bildschnitzern und Schreinern geübt wurde, welche die Theile der einfachen Umrisszeichnungen in der Ebene der Form (des Holzstockes) aussparten, und den Grund, oder überhaupt alles das, was nicht im Abdruck schwarz erscheinen sollte, bis auf die nöthige Tiefe hinwegnahmen. Von der alsdann mit Farbe oder Schwärze überzogenen Form wurde sofort der Abdruck genommen. Aber Jahrzehente vergiengen, bis diejenigen Erfindungen hinzukamen, welche für die Folgezeit die Grundbedingungen eines mehr künstlerischen Betriebs des Holzschnittes wurden, ich meine die Erfindung der geeigneten und haltbaren Druckerschwärze und vor Allem der Druckerpresse. Die grossen Erfolge, deren sich der Holzschnitt von nun an zu erfreuen hatte — giengen ja doch ganze Fässer mit Karten von Ulm nach Venedig und wieder ganze Fässer mit Holzmödeln verschiedener Dimensionen wurden durch den Ulmer Kaufmann Ott Ruland [8]) in das mittlere Deutschland und den Rhein hinunter in die Niederlande schon in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts versendet — diese grossen Erfolge also mussten natürlich endlich auch die in Metall arbeitenden Gewerbe auf dieses Mittel der Bildervervielfältigung aufmerksam machen. Aber immer war es noch nicht der Metallstich, sondern der dem Holzschnitt zunächst ganz verwandte Metallschnitt, auf welchen man in allerdings ganz naturgemässer Entwicklung der Sache geführt wurde, und dessen Produkte entweder in ihrer einfachen Gestalt oder in der mit Bunzenarbeit verbundenen (geschrotenen Arbeit, *manière criblée*, *manière Milnet*) an die ältern Holzschnittblätter sich unmittelbar anschliessen. Sehr natürlich! Hier war im Wesentlichen nur das Material — Metall statt Holz — verschieden; Verfahren im Herstellen der Zeichnung auf der Platte, und Mittel der Ausführung — Druckerpresse — waren

7) S. darüber meine Nachweisungen im II. u. III. Hefte der Verhandlungen des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben.

8) Meine Ausgabe seines Handlungsbuchs im I. Bande der Publikationen des litterarischen Vereins zu Stuttgart.

dieselben. Und doch mag der Metallschnitt, wie er materiell zwischen Holzschnitt und Metallstich in der Mitte liegt, auch historisch zwischen beiden das Mittelglied gebildet haben, d. h. es liegt die Vermuthung immerhin am nächsten, dass diejenigen, welche sich ohnehin schon der erhaben auf Metall ausgeführten Zeichnungen zum Behufe des Abdrucks und der Vervielfältigung bedienten, nun auch auf den Gedanken kamen, die gewöhnlichen Zeichnungen auf Metall durch Abdruck zu vervielfältigen. Denn längst führten deutsche und italiänische Goldschmiede Zeichnungen der mannigfaltigsten Art auf verschiedenem Gold- und Silbergeräthe, z. B. auf Dolchscheiden, auf Schmucksachen, auf Reliquienkästchen u. s. w., besonders aber auch auf sogenannten Pacen oder Agnus Dei (so genannt, weil diese Silber- und Goldplatten von dem celebrirenden Priester beim Hochamte während des Gesanges des Agnus Dei gekusst und sofort unter den Worten *Pax tecum* jedem der assistirenden Geistlichen gleichfalls zum Küssen hingereicht wurden). Diese, wie sich von selbst versteht, in die Platte vertieften Zeichnungen waren häufig, insbesondere wenn sie von kleinerm Umfange waren, durch eingeschmolzenes Schwefelsilber (Niello) [9]) für das Auge mehr herausgehoben, so dass sie ungefähr den Eindruck einer Federzeichnung hervorbrachten, und nachdem man einmal an das Vervielfältigen durch Abdruck anderwärts gewöhnt war und sich zugleich von dem materiellen Nutzen desselben überzeugt hatte, lag der Wunsch sehr nahe, auch diese schönen, meist von ausgezeichneten Künstlern herrührenden Zeichnungen zu vervielfältigen.

Aber sagen Sie selbst, meine Herren, wie weit war es, wenn man je bei diesem Wunsche angelangt war, von demselben bis zu dem Gedanken, dass es möglich sein werde, ihn zu realisiren? Wie schwierig war es, auf diesen Gedanken nur zu kommen, da hier gerade das Gegentheil von allen bisher zum Abdruck gekommenen Zeichnungen auf Holz oder Metall Statt hat, und während bisher die Zeichnung sich stempelartig erhaben zeigte, hier sie aus vertieften Linien und Flächen bestand? Und hatte man sich auch mit dem Gedanken vertraut gemacht, und war zu dem Entschlusse gekommen, es zu versuchen: wie weit war es wieder von dem Versuche bis zum glücklichen Erfolge, da man genöthigt war, die ganze Platte mit geeigneter schwarzer Farbe zu überfahren, sodann sie wieder in der Art zu reinigen, dass nur die vertieften Linien und Flächen der Zeichnung geschwärzt blieben, und sodann durch sehr starken und gleichmässig wirkenden Druck, wie er in entsprechender Weise nur durch die Metalldruck- oder Walzenpresse erreicht werden konnte [10]), die Farbe wieder aus den Vertiefungen herauszuholen und auf das angefeuchtete Papier dadurch die Zeichnung überzutragen? Erlauben Sie, meine Herren, dass ich Ihnen die Schwierigkeiten noch näher lege durch Vorzeigung einiger ausgezeichneter Schätze der hiesigen Sammlungen. Sie sehen hier zwei Pacen oder Agnus Dei, Silberstiche von ungewöhnlicher Grösse, ohne Zweifel ein Werk des berühmten Meisters Martin Schongauer oder Schön, und 17 kleinere Medaillons, gleichfalls Silber- und Goldstiche, ehemals Theile eines Rosenkranzes, von der Hand

---

9) Vergleiche das Hauptwerk über diesen Gegenstand: *Essai sur les Nielles, par Duchesne.* Paris 1826. 8. Der Verfasser geht übrigens darin überall noch von der inzwischen durch Rumohr (Untersuchung der Gründe u. s. w. Lpzg. 1841. 8.) gründlichst und vollständigst widerlegten Annahme aus, dass die florentinischen Goldschmiede des XV. Jahrhunderts, dass ins besondere Maso di Finiguerra Erfinder der Kunst sei, gestochene Metallplatten auf genetztes Papier abzudrucken. Mit dieser falschen Annahme, nach welcher mittelst der von den Metallplatten vor Einschmelzung des Niello in die Zeichnung genommenen Schwefelabdrücke auf die Papierabdrücke und so auf den Kupferstich geführt worden wäre, fällt auch die weitere, ebenso falsche, dass man eben nur von solchen zum Nielliren bestimmten Platten auf die Erfindung geführt werden konnte. Auch andere, welche diese Bestimmung nicht hatten — also einfache Silber- oder Goldstiche konnten den Ausgangspunkt bilden. Dagegen ist für den Begriff der Niellen, worunter man auch die Papierabdrücke solcher Metallstiche versteht, neben den andern Merkmalen mit Duchesne (S. 84) festzuhalten, dass sie regelmässig dunkeln Grund haben, sowie, setze ich hinzu, dass die Schrift, sofern sie überhaupt solche zeigen, auf ihnen verkehrt erscheinen muss.

10) Dass dem so sei, zeigen am deutlichsten die Kupferstiche der ältesten italiänischen Meister des XV. Jahrhunderts, welche, wie man annimmt, die Walzenpresse noch nicht kannten. Obwohl in Betreff der Zeichnung und häufig auch der Composition den deutschen Blättern jener Zeit weit überlegen, stehen sie doch diesen in Betreff der Farbe, des Ausdrucks und der technischen Ausführung bei Weitem nach und gewähren meist einen matten, wenig befriedigenden Anblick

desselben Meisters oder doch jedenfalls aus seiner Schule, die letztern so wenig als die erstern jemals zum Abdrucke bestimmt.[11] Würden Sie wohl jemals ohne alle Kenntniss des nassen Abdrucks überhaupt und der allein geeigneten Druckfarbe ins Besondere, ohne den Besitz der hiebei durchaus nöthigen hinlänglich starken und gleichförmigen Druckkraft auf den Gedanken, zu dem Versuche und zu dem Erfolge gekommen sein, von diesen Pacen und Medaillons beliebig vervielfältigte Abdrücke auf Papier zu machen? Ich glaube, die Beantwortung dieser Frage Ihnen selbst überlassen, aber die Ueberzeugung aussprechen zu dürfen, dass mit der Antwort auch die Annahme Varronischer Kupferstiche, welche, wohlgemerkt! Porträtähnlichkeit haben sollten, wenn nicht in das Gebiet der absoluten Unmöglichkeit, so doch der höchsten Unwahrscheinlichkeit zurückgewiesen sei. Jetzt freilich ist es leicht, auf den Gedanken zu kommen, Abdrücke von diesen Silberplatten zu nehmen, und wenn auch nicht so leicht, wie sichs Mancher denkt, doch verhältnissmässig nicht so sehr schwer, den Gedanken auszuführen. Ich selber habe in den letzten Tagen mit den 17 Medaillons mehrere solche Versuche gemacht und ich schmeichle mir, den Abdruck derselben, welchen ich Ihnen hiemit vorzulegen die Ehre habe, von Ihnen den schönsten Silberstichen des XV. Jahrhunderts beigezählt zu sehen. Aber das, was jetzt in dieser Beziehung mit verhältnissmässiger Leichtigkeit geschehen kann, ist nichts Anderes, als eine Wiederholung der alten Geschichte vom Ei des Columbus!

Wenn aber die Varronischen Bilder weder schablonirte Umrisszeichnungen, noch Holzschnitte, noch Metallschnitte, noch Kupferstiche waren, was, werden Sie fragen, was waren sie

11) Die beiden Pacen, Christus am Oelberge und die Gefangennehmung darstellend, entsprechen den Nr 9 u. 10 bei Bartsch (Peintre Graveur T. VI. p. 124) unter Martin Schongauer. Es ist genau dieselbe Zeichnung, nur in der Rundform und in etwas kleinerer Dimension, nämlich vier Pariser Zoll Durchmesser. Ich finde keinen Grund, zu bezweifeln, dass sie von Martin Schongauer selbst gestochen sind, der ja in der nächsten Nähe, in Colmar, wirkte, ja ich möchte sie für einen seiner frühesten Stiche halten, da die Behandlung des Fleisches, namentlich an den Füssen, noch ganz an die frühere Manier der geschrotenen Arbeit erinnert und ein Nachahmer des obengenannten trefflichen Kupferstichs gewiss nicht auf diese frühere Manier, die sich in den Kupferstichen Schön's entfernt nicht mehr findet, zurückgekommen wäre. Uebrigens ist diess ein Punkt, worüber man streiten kann. Will man sie nicht für ein Werk Martins gelten lassen, sondern annehmen, diese Silberplatten seien erst nach seinen berühmten Kupferstichen gefertigt worden, so liegt es am Nächsten, an Martins Bruder, den Goldschmied Georg Schongauer zu denken, welcher zu Basel selbst thätig war und dem als Geselle reisenden Albrecht Dürer im Jahre 1492 noch freundliche Aufnahme gewährte (s. Bartsch a. a. O. S. 118). Von beiden Platten sind in Basel in früheren Jahren einige wenige Abdrücke auf Papier genommen worden. Die Platten waren übrigens nicht zum Zwecke des Abdrucks und der Vervielfältigung gestochen, was theils aus ihrer Bestimmung als Pacen, theils aus dem Umstande hervorgeht, dass im Abdrucke die Personen, z. B. der das Schwerdt führende Petrus, mit der Linken handelnd erscheinen würden, welches wenigstens dem Meister Martin, so viel ich weiss, in keinem seiner zahlreichen Kupferstiche begegnete. Auch wählte man, wo es sich bloss um den Zweck des Abdrucks handelte, natürlich keine Silber-, sondern bloss Kupferplatten. Ebensowenig kann man annehmen, dass sie unvollendete Niellen (das Wort im engern oder eigentlichen Sinne genommen: s. die Anm. 9.) seien und der Niello erst hätte eingeschmolzen werden sollen. Dagegen spricht nicht allein der Umstand, dass sie keine dunkeln Gründe haben, sondern auch und hauptsächlich die ganz vollkommene Behandlung der Kreuzschraffirung und Strichlagen, wie man sie bei den Abdrücken von eigentlichen Niellen nicht findet, da bei diesen ja alle Theile der Zeichnung durch den Schmelz bedeckt zu werden bestimmt waren (s. Duchesne a. a. O. S. 83). Wir haben hier also einfache, nach Art der Federzeichnungen behandelte, Silberstiche vor uns. Alles Gesagte gilt auch von den 17 kleinern Medaillons des Rosenkranzes oder Paternosters, deren übrigens ursprünglich jedenfalls 70 gewesen sein müssen, nämlich 63 für die entsprechende Anzahl der Avemarias und 7 (wahrscheinlich die goldnen Plättchen) für die entsprechende Anzahl der Vaterunser (der kleine Rosenkranz, mit 33 Kügelchen, kam erst später, unter Leo X. auf). Diese Medaillons haben die Form des Ovals, welches oben horizontal abgeschnitten ist, und sind 8 Pariser Linien hoch, 7 Linien breit. Der Darstellungen sind 9 aus dem Leben Jesu, nämlich die Verkündigung, Maria und Elisabeth, Maria das Kind anbetend, das Abendmal, Christus am Oelberge, die Gefangennehmung, Christus vor Kaiphas, Christus vor Herodes, die Geisselung, und 8 Apostel, nämlich Matthäus, Thomas, Judas Thaddäus, der jüngere Jakobus, Andreas, Bartholomäus, Simon und der ältere Jakobus. Alle haben schöne, zum Theil sich wiederholende Blumen und Rosetten auf der Rückseite und beweisen schon dadurch, so wie durch die längliche Oeffnung am obern abgeschnittenen Theile des Ovals, durch welche die sie zusammenhaltende Schnur gezogen wurde, dass sie nicht zum Abdrucke bestimmt seien. Entschiedener noch als bei den Pacen möchte ich diese wunderlieblichen Medaillons für Werke des grossen Meisters Martin halten, oder mindestens annehmen, dass sie unter seiner Leitung von seinem Bruder, dem Basler Goldschmied Georg gestochen wurden. An Martin Schongauer erinnern sie beim ersten Anblick, und dass hier so wenig als bei den Pacen sein Monogramm vorkommt, spricht nicht dagegen, da ja diese Stiche nicht zum Abdrucke bestimmt waren und auf zum heiligen Gebrauch bestimmte Dinge der Meister in jenen Zeiten seinen profanen Namen zu setzen fromme Scheu trug. Erst als die vervielfältigten Abdrücke Gegenstand des Handels wurden, begannen die Meister, zunächst gerade die Kupferstecher, ihre Werke mit ihren Monogrammen zu zeichnen und noch später erst gieng diese Sitte dann zu den Malern über. Schön selber hat auch noch keines seiner Gemälde mit seinem Monogramme bezeichnet.

denn? Ich komme auf dieselbe Antwort zurück, welche ich vor vier Jahren dem Herrn Geheimenrath Creuzer gegeben habe. Es waren Wachsabdrücke von Metallstempeln, entweder aufbewahrt in Kapseln, welche den Volumina, die die biographischen Notizen enthielten, angehängt, oder in diese Volumina selbst eingereiht wurden. Ich will Sie nicht mit ausführlicher Wiederholung aller hiefür sprechenden Gründe ermüden. Nur das möge zu bemerken erlaubt sein, dass man sich die Stempel am besten vertieft gearbeitet denkt, nach Art der Münzstempel [12]), wodurch wir zugleich den natürlichsten, dem geschichtlichen Entwicklungsgange der Kunst gemässesten Anschluss des neuen *inventum* an die schon vorhandene Kunstübung auch insofern gewinnen, als ja gerade die Münzen bisher schon dazu dienten, Porträtdarstellungen zu liefern (wirkliche, oder wo diese nicht mehr zu erhalten waren, ideale — *quin immo etiam, quæ non sunt, finguntur* sagt Plinius selber unmittelbar vor unserer Hauptstelle, wenn gleich in etwas anderer Beziehung, nämlich in Beziehung auf die Büsten —). Die von solchen Stempeln genommenen Wachsabdrücke, basreliefartig hervorspringende Bilder, mag man sich nun in Kapseln aufbewahrt denken, gleich den Siegelabdrücken auf und an den Urkunden des Mittelalters, oder auf irgend eine Weise in den Schriftwerken selbst befestigt; im einen wie im andern Falle passt der Ausdruck des Plinius: *ut... claudi possent* gleich gut und zwar so gut, wie bei gar keiner andern Erklärung. Nehmen wir hinzu die von Herrn Geheimenrath Creuzer beigebrachte Stelle aus Ch. Saxe *(Diptychon Magni Consulis)*, woraus hervorgeht, dass das Versenden der consularischen und kirchlichen Diptycha bis ins V. Jahrhundert und weiter herunter ein jedenfalls dem Varronischen *(in omnes terras misit)* ganz ähnliches Verfahren darbietet, und erwägen wir, abermals auf den Reichthum der Basler Sammlungen gestützt, dass noch am äussersten Ende des Mittelalters Brustbilder in Wachs in Kapseln aufbewahrt, wenn gleich in ganz anderer Weise ausgeführt, noch gewöhnlich waren: so denke ich wohl nicht zu viel zu behaupten, wenn ich in solchen Analogien eine wesentliche Stütze meiner Ansicht finde. Denn der Weg der Analogie ist, wo bestimmt ausgesprochene historische Notizen fehlen, wie in unserm Falle, wohl der nächstliegende und geeignetste, um Lücken der Erkenntniss auszufüllen. Bedenken wir endlich, dass Plinius in der Einleitung zu unserer Stelle von den goldenen, silbernen und ehernen Büsten redet, welche man in den Bibliotheken aufzustellen pflegte und von diesen ausgehend sodann zu dem Varronischen *inventum* übergeht, durch welches den Schriftwerken *(voluminibus)* an- oder eingefügt *(insertis) aliquo modo imagines* dargestellt worden seien, so haben wir in dem Worte *imagines* den Anknüpfungspunkt an das Alte, schon Vorhandene, an die Büsten, und in dem neuen Material, dem Wachse, so wie in dem *voluminibus inserere* das neue *inventum*, wodurch diese *imagines* diess nicht in der bisherigen Weise, als metallene Büsten, sondern eben nur *aliquo modo* waren.

Diesen Zusammenhang mit dem bereits Gegebenen und diess enge Anschliessen des Neuen an das Gegebene glaubte ich vor Allem bei dieser Sache mit Rücksicht auf die überall hervortretenden Entwicklungsgesetze der Kunstgeschichte, ja wohl der Geschichte überhaupt fest im Auge behalten zu müssen. Denn, meine Herren, nur langsam und allmälich ist, wenigstens wo es sich um äussere Hervorbringungen handelt, der Gang des menschlichen Geistes, und die Früchte fallen erst vom Baume, dann aber fallen sie gewiss, wenn die Zeit der Reife gekommen ist.

Hierauf machte noch Ephorus Bäumlein von Maulbronn die Anzeige, dass eine pädagogische Section sich gebildet habe und theils in Abendstunden, theils früh am Morgen sich versammeln werde; sodann ward vom Präsidium der Schluss der zweiten allgemeinen Sitzung ausgesprochen.

12) vgl. K. O. Müller, Handbuch der Archäologie. II. Ausg. S. 428.

DRITTE SITZUNG. 1 OCTOBER.

Nachdem das Verzeichniss der seit gestern neu hinzugekommenen Mitglieder und die Geschäftsordnung des heutigen Tages verlesen worden, fordert der Präsident Prof. GERLACH zur Unterzeichnung auf den Druck der diessjährigen Verhandlungen auf; ein Blatt hiefür wird vom Secretariat in Umlauf gesetzt. Ferner zeigt derselbe an, dass nach dem Schlusse der Sitzung das Mexicanische Cabinet werde geöffnet sein, dass der Basler Turnverein auf Mittags um 1 Uhr zur Gegenwart bei seinen Uebungen und Prof. STÄHELIN, Vicepräsident der Orientalisten, auf Abends um 4 Uhr sämmtliche Mitglieder zu einem Mittagessen einlade. Wer endlich morgen den 2 Oct. an der Schlussmalzeit zu drei Königen Antheil nehmen wolle, möge sich im Bureau einschreiben.

Hierauf begannen die Verhandlungen dieses Tages mit einem Vortrage des Ephorus ROTH von Schönthal

über das Princip und die Methode des philologischen Unterrichts in Gymnasien und lateinischen Schulen.

So ungünstig in mancher Hinsicht unsre Zeit dem gelehrten Schulwesen zu sein scheint, so hat sie doch den grossen Vortheil gebracht, dass die gelehrten Schulen ihren Zweck mit grösserer Bestimmtheit als früher aufstellen und mit concentrirter Kraft verfolgen können. Denn dieselben Bestrebungen, denen man jetzt allerwärts in Deutschland die Errichtung zahlreicher technischer und Realanstalten verdankt, haben seit zweihundert Jahren, in einer Zeit, wo unsre Gymnasien die einzigen höheren Lehranstalten unterhalb der Universität waren, ein so starkes realistisches Element in dieselben hereingebracht, dass der nächste Zweck des humanistischen Unterrichts nothwendigerweise verkümmert wurde. Solange das Latein-Sprechen und Schreiben, was ja sogar noch Basedow gewissermassen obenanstellte, als materielles Ziel des gelehrten Schulunterrichts galt, und jede gelehrte Schule die Frage: wozu geht man zur Schule? faktisch so beantwortete: um Latein zu lernen: hatten alle die vollkommen Recht, welche an der Ausschliesslichkeit dieses Zwecks zweifelten, und andre, der Lebensthätigkeit und den verschiedenen Berufsarten näher liegende Zwecke dagegen und daneben aufstellten. Diess wirkt noch in unsre, ohne Zweifel auch noch in die Folgezeit so herein, dass mehr oder weniger alle Lehrplane für gelehrte Schulen den Versuch darstellen, beide Elemente zu vereinigen, zwar mit einigem Uebergewicht für das eine, aber ohne hinreichende Berechnung dessen, was gleichzeitig getrieben und gefördert, und was der wirklichen, durchschnittlichen Leistung nach zugleich einem festen Ziele zugeführt werden kann. Es ist ohne Zweifel die Wahrnehmung gewesen, dass in den Gymnasien für die Realien doch nie genug geschehen könne, welche die Aussonderung des realistischen Lehrstoffs und die Errichtung von Realanstalten endlich wirklich zu Stande gebracht hat. Und diese Scheidung gestattet erst den Gymnasien, zu ihrem wahren Zwecke, gleichsam zu sich selbst zurückzukehren. Wo jetzt eine Reorganisation der gelehrten Schule vorgeht, sollte man diesen Zweck recht ernstlich ins Auge fassen, und unbekümmert um das Gemenge der Meinungen über den Unterricht gerade aus verfolgen; man sollte die Erfahrungen, welche über die Folgen der Vereinigung ganz verschiedenartiger Elemente im Unterricht allerwärts gemacht worden sind, wirklich benützen, und, was eine der vornehmsten Bürgschaften für den Flor der Schulen wäre, die Aufgabe für jede gelehrte Schule so stellen, dass dieselbe durch die mittlere Kraft der Lehrer und der Schüler in der gegebenen Zeit gelöst werden kann.

Warum hat Homer und Virgil, Cicero und Demosthenes auf den Lehrstundenplanen der technischen Schulen keinen Platz gefunden? Etwa weil die Weissagung schon in Erfüllung geht, dass Voltaire und Eugen Sue die vakante Stelle einnehmen werden? Jene Anstalten behandeln auch das Französische nur als eine nebenher zu erlernende Sache, und die Mathematik stellt das Wesen solcher Anstalten vor. Und warum haben sie zu den vielen Fächern, die ihr Lehrstundenplan aufweist, nicht auch noch dieses und dieses gefügt, was doch offenbar zur Bildung gehört? Sie haben erkannt, was sie freilich immer noch gründlicher erkennen müssen, dass die Richtung jeder Lehranstalt Eines, nicht Vieles sein muss, wenn die Bildung, sowohl die allgemeine, als die besondre, erzielt werden soll. Sie bekennen sich zu der Ansicht, dass es ihren Zöglingen nicht zum Vorwurfe gereiche, wenn sie einmal gestehen müssten, dass sie auch nicht ein Wörtchen Latein verstehen und das Griechische nicht einmal lesen können, woferne sie nur das recht gelernt haben, was in ihrem Unterrichte die Hauptsache gewesen ist. Die technischen und meistentheils auch die unterhalb derselben stehenden Realanstalten geben durch ihren Bestand die faktische Erklarung, dass die Bildung auf Schulen durch disparate Lehrfächer, dass die vielseitige Schulbildung ein Unding sei, dass eben wegen der Vervielfältigung des Wissenswürdigen der wissenschaftliche Stoff der Schulen beschränkt und endlich einmal das *multum, non multa* thatsächlich anerkannt, die Geistesbildung durch Eines wirklich erzielt werden soll.

Eben dadurch erweisen sie den Gymnasien einen grossen Dienst. Wenn jene das Fremdartige, das die Einheit ihrer Richtung stören würde, mit Recht ferne von sich halten, so werden diese mit gleichem Rechte das ihnen Fremdartige ausscheiden. Wenn jene den Zweck der Bildung ohne das Unsre erfüllen, werden wir denselben Zweck ohne das Ihrige erreichen. Wenn dort die Einseitigkeit, eine so schreckhafte Sache für unsre Zeit, nicht zu fürchten ist, so werden auch wir nicht dadurch gefährdet sein.

Die Lehranstalten, deren Beruf bis vor wenigen Jahrzehnden fast durchgängig das Gymnasium erfüllen sollte, gehen, wie Mager auf einleuchtende Weise dargethan hat, jetzt eigentlich nicht in zwei, sondern in drei Hauptzweigen auseinander. Für die einen stellt die Mathematik, für die andern das Lernen lebender Sprachen, für die Gymnasien die alte Philologie die Einheit vor. Die zweiten stehen mit ihrem Zwecke in ihrer Art jetzt so, wie noch vor kurzem die lateinischen Schulen mit dem ihrigen. Gleichwie in diesen darum unterrichtet wurde, dass die Schüler Latein lernen sollten, ebenso wird dort Schule gehalten, damit die Schüler einen französischen Brief schreiben und, wenn sie einmal nach Lyon kommen, sich verständlich machen können. Für unsre philologischen Schulen können wir nichts der Art anführen: sobald wir für den künftigen Mediciner das Griechische wegen der Kunstausdrücke, für den Juristen wegen der Basiliken und Novellen verlangen, beweist man uns, dass das Mittel zum Zwecke entweder überhaupt nicht nöthig, oder dass der Zeit- und Kraftaufwand für das Mittel ausser Verhältniss zu dem durchschnittlichen Resultat, dass jedenfalls die Zeit anderswohin besser zu verwenden sei. Dann, wenn wir hier zurückgewiesen von dem wichtigen Inhalt altklassischer Werke sprechen wollen, führt man uns eine Menge der besten Uebersetzungen an, aus denen jener Inhalt in grösserem Umfange, schneller und leichter gewonnen werde. Wenden wir uns dann wieder anders, und suchen wir Latein und Griechisch dadurch zu retten, dass wir sagen, das Erlernen beider Sprachen sei die beste Uebung im Denken, so kommt uns die Mathematik in den Weg und spricht die Priorität dieses Vorzugs an. Endlich, wenn wir die Geschmacksbildung als Zweck und vornehmsten Vortheil des Unterrichts in beiden Sprachen festhalten wollen, lässt man uns auch das nicht gelten, indem man uns einerseits auf die Klassicität der eigenen und der auswärtigen neuen Litteratur verweist,

andrerseits unsre grammatikalische Weise als das bezeichnet, was der Geschmacksbildung diametral gegenüber stehe. Nicht als ob diese Ansichten von der Wichtigkeit des philologischen Unterrichts durch das, was man dagegen sagt, widerlegt, oder als ob sie ungegründet wären; aber keiner dieser apologetischen Gründe stellt die Philologie für die Gymnasien dar als ein in seiner Art ebenso nothwendiges Ding, wie es die Mathematik für jene ist, welche in technischen Schulen unterrichtet werden, oder das Französische für die, welche von einer Realanstalt auf die Schreibstuben der Kaufleute übergehen. Und doch sollte für diesen unsern Unterricht ein Princip vorhanden sein, welches den vernünftigen, allgemein anerkennbaren Grund desselben und zugleich das Wesen seiner Methode bezeichnete.

Durch die Errichtung von Real- und technischen Schulen sind die Gymnasien ihrem Zwecke zurückgegeben, lediglich Vorbereitungsanstalten für die Universität zu sein. Wenn dieses richtig ist, so wird der Zweck der Universität massgebend sein für den Zweck des Gymnasiums und für die Mittel, welche dasselbe zur Erreichung des Zweckes anwendet. Der höchste Zweck alles Unterrichts und so auch des akademischen wie des technischen ist die Bildung. Zwischen der Bildung und dem Unterricht aber liegt als des letzteren näherer Zweck die Erkenntniss, welche sich wieder zu jenem höchsten Zwecke als Mittel verhält. Denn es gibt vielleicht wohl für einzelne Kreise der Gesellschaft eine Bildung ohne Erkenntniss; aber die Bildung der Geister kann nur aus der Erkenntniss hervorgehen, so dass dasjenige, was etwa ohne Erkenntniss als Bildung gelten will, auch vom gemeinen Verstand als nichtig anerkannt wird. Ist die Erkenntniss die nothwendige Bedingung und die Quelle der Bildung, und ist sie die nächste und erste Aufgabe der Universität, so ist sie das auch fürs Gymnasium. Wenn man dann weiter fragt: welcherlei Erkenntniss? so wird zu antworten sein: die Art der Erkenntniss, welche allen Fakultäten der Universität gemeinsam ist. Und was ist dieses Gemeinsame? Die Gelehrsamkeit, und das zwar mit solcher Entschiedenheit, dass man mit grossem Rechte jeden akademischen Vortrag als einen Widerspruch gegen das Wesen der Universität verwerfen würde, welcher eine Fakultätswissenschaft für Studirende derselben Fakultät so behandeln wollte, wie in unsern Tagen manche Wissenschaften für gewöhnliche Leser mundgerecht gemacht worden sind. Der Stoff der Gelehrsamkeit aber ist Geschichte, nicht bloss der Stoff der philologischen, juridischen, theologischen, sondern auch der mathematischen, philosophischen, physikalischen Gelehrsamkeit: die Gelehrsamkeit der Universität verspricht jedem ihrer Jünger, ihn durch gelehrte Vorträge dahin zu führen, dass er die Genesis der erwählten Wissenschaft im Geiste durchlebt, und eine deutliche Erkenntniss des Abschlusses derselben, so weit er bis jetzt geschehen, mit hinwegnimmt. Die gelehrten Vorträge der Universität aber können die Genesis der Wissenschaft nur dadurch erkennbar machen, dass sie den Zuhörer zu den Quellen der Wissenschaft leiten: nur das Primitive in jeder Wissenschaft, z. B. in der, welche man im engern Sinne Geschichte nennt, hat die Kraft in sich, die Wissenschaft zum geistigen Eigenthum des Lernenden zu machen; nirgends kann etwas Sekundäres die Wirkung der Autopsie haben. Es wird z. B. niemals ein angehender Theolog aus einer erklärenden Paraphrase des Johanneischen Evangeliums diejenige Erkenntniss gewinnen, welche er aus dem griechischen Text gewinnen kann; und nie wird einer durch die deutsche Uebersetzung des Corpus juris civilis oder durch das Studiren der Rechtskompendien ohne die Quellen ein gelehrter Jurist werden. Wenn alle dem so ist, so wird das Gemeinsame aller Fakultäten der Universität das sein, dass sie ihre Schüler zur Gelehrsamkeit, d. i. zur geschichtlichen Erkenntniss je in ihrer Wissenschaft durch Eröffnung der Quellen der Erkenntniss führen wollen.

Ist aber dieses der nächste Zweck des akademischen Unterrichts, so muss der Zweck des

Gymnasialunterrichtes der sein, die Schüler so anzuleiten, dass sie im Stande und dass sie geneigt seien aus den Quellen der Erkenntniss zu schöpfen. Die Erkenntniss, welche auf der Universität gesucht wird, ist eine geschichtliche: mithin wird derjenige Gymnasialschüler wohl vorbereitet auf die Universität übergehen, welcher im Stande und geneigt ist, die geschichtliche Erkenntniss aus den Quellen zu schöpfen. Und diess ist der nächste Zweck des Gymnasialunterrichts, dem Schüler eine solche Vorbereitung zu geben.

Die Vorbereitung zur Gelehrsamkeit, zur geschichtlichen Erkenntniss, kann nicht durch die Mathematik geschehen; eben so wenig durch Beschäftigung mit neuer Litteratur, sondern nur durch die mit der alten, und nicht durch den Gebrauch der Uebersetzungen, sondern nur durch den der Originale, deren Sprache der wesentlichste Theil ihrer Eigenthümlichkeit ist. Denn das Erholen jeder Erkenntniss aus den Quellen ist nur dann fruchtbar und wirklich, wenn der Gegenstand der Erkenntniss in seinen innersten Eigenthümlichkeiten erfasst wird. Demnach stellt die alte Philologie für die Gymnasien ebenso die Einheit vor, wie die Mathematik für technische und das Französische für Realanstalten. Und gleichwie weder die technischen noch die Realanstalten andre Unterrichtsfächer ausschliessen, sondern dieselben nur beiziehen und ihrer Hauptrichtung unterordnen, so will auch der Gymnasialunterricht das, was ausser der Religion noch weiter zu lehren ist, im gehörigen Verhältniss zu seiner Hauptaufgabe behandeln. Und wie die allgemeine und namentlich auch die Geschmacksbildung sich überall von selbst aus jedem Unterricht ergeben soll, ohne dass eine besondre Veranstaltung dafür gemacht werden kann, so wird der philologische Unterricht den Sinn für das Wahre und das Schöne in ganz besonderem Grade da erwecken, wo er in beharrlicher Verfolgung des oben bezeichneten Zweckes zur unausgesetzten Uebung und Schärfung der Urtheilskraft angewandt wird.

Entwurf einer Instruktion für Gymnasiallehrer. *)

A. Hinsichtlich des Unterrichts überhaupt.

Die gelehrte Schule unterscheidet sich von andern Lehranstalten dadurch, dass sie ihre Zöglinge durch den Unterricht anleitet, den ihr eigenthümlich zugewiesenen Stoff, den historischen im weiten Sinne des Ausdrucks, an den Quellen selbst zu erholen und selbstthätig zu behandeln. Hiedurch werden die Lehrpensen der Schule und die Methode des Unterrichts zugleich bestimmt, und zwar des Unterrichts nicht allein in den Hauptfächern, sondern auch in den andern, welche als vorbereitende oder als zugegebene zu betrachten sind. Denn indem die gelehrte Schule mit der Aufnahme der Religion, der Geschichte, der Geographie u. s. w. ihre relative Verpflichtung für solche Lehrfächer anerkennt, welche allen Bildungsanstalten gemeinschaftlich sind, und indem sie gewisse Lehrpensen bei sich einführt, welche nur als vorbereitende Mittel zu betrachten sind, gewinnt sie die nothwendige Einheit für die Manchfaltigkeit ihrer Bestrebungen eben durch ihre unverwandte Richtung auf den angegebenen Zweck, nämlich durch das Bestreben, ihre Zöglinge zu den Quellen der historischen Erkenntniss, zur historischen Wahrheit zu führen. Hiedurch wird die Methode gleichmässig für die Hauptfächer, wie für die Nebenfächer, mit alleiniger Ausnahme derer bestimmt, welche den Schülern in der Gestalt von Fertigkeiten dargeboten werden. Die gelehrte Schule bringt demnach, wo es immer möglich ist, ihren wissenschaftlichen Stoff den Schülern nicht in einer schon fertigen und abgeschlossenen Form zur Aufnahme durch das Gedächtniss

*) Das Nachfolgende ist ein Theil derjenigen Instruktion für Lehrer an Gymnasien und lateinischen Schulen, welche der Verfasser im Auftrage des k. würtembergischen Studienrathes entworfen, welche aber die höhere Genehmigung noch nicht erhalten hat.

sondern vielmehr in guter und zweckmässiger Ordnung zur Erfassung durch die Urtheilskraft entgegen, und sucht vom Beginne des Unterrichts an und immer mehr bei anwachsender Kraft der Zöglinge dahin zu wirken, dass diese sich jeden dargebotenen wissenschaftlichen Stoff durch die Thätigkeit der Urtheilskraft selbst aneignen.

Indessen führt der Weg zur Gewinnung des Stoffes, welcher dem Schüler der gelehrten Schule zu beständiger Uebung in der Selbstthätigkeit des Denkens dienen soll, durch die Beschäftigung der Gedächtnisskraft. So unrichtig es ist, das, was seiner Natur nach nur durch die Urtheilskraft wirklich erfasst werden kann, wie die Syntaxe einer Sprache, auswendig lernen zu lassen, und eben damit dem Schüler nur den Schein eines Wissens zu übergeben, das er nicht empfängt, so ist es andrerseits nicht minder falsch und verfehlt, das, was an sich oder nach der Altersstufe der Schüler nur mit dem Gedächtniss aufgefasst werden kann, wie die Formenlehre einer Sprache, durch Demonstration beibringen zu wollen, anstatt die Schüler sich dasselbe durch Auswendiglernen aneignen zu lassen; wie es ebenfalls verkehrt ist, solche Dinge, deren Kenntniss man beim selbstthätigen Bearbeiten eines wissenschaftlichen Stoffes alle Augenblicke bedarf, dem zufälligen Auffinden des Schülers anheimzugeben. Es bedürfen nicht nur alle Lehrfächer der gelehrten Schule der Vorbereitung durch die Thätigkeit des Gedächtnisses, sondern die Uebung dieser Kraft ist auch zu betrachten als eine beständige Stärkung und Auffrischung der Aufmerksamkeit, welche der Zeit nach die erste Thätigkeit der Denkkraft ist. Die gelehrte Schule behandelt desshalb die Uebung des Gedächtnisses als eine ihrer vornehmsten Pflichten, die sie zwar vorzugsweise zur Beibringung der Elemente aller wissenschaftlichen Stoffe anwendet, aber auch beim Fortschreiten der Schüler und in deren ganzem Laufe bis zum Austritte aus dem Gymnasium im Auge behält.

Wenn aber gleich das Auswendiglernen der Zeit nach vorangeht, so steht es doch schon im Anfang des Unterrichts, und immer mehr im Fortgange desselben in einem untergeordneten dienstbaren Verhältnisse gegen die Erfassung der vorliegenden Stoffe durch die Urtheilskraft; und indem man bei der Auswahl des Stoffs für Gedächtnissübungen von einzelnen Wörtern und Wortformen zu zusammengesetzten Ausdrücken, dann zu Sätzen, und endlich zu grössern Stücken übergeht, welche ein Ganzes für sich bilden, sucht man zuletzt jene gemeinsame Thätigkeit der Gedächtniss- und Urtheilskraft zu erzielen, wodurch der Schüler eine gegebene Reihe von Gedanken frei, d. h. nicht wörtlich zu reproduciren vermag. Jedoch auch schon der kleinste Vorrath des Gedächtnisses wird vom Lehrer dazu angewandt, die Selbstthätigkeit des Urtheils anzuregen, zu erhalten und zu steigern. Es soll desswegen durch alle Klassen der gelehrten Schule nur das unabweisbar Nothwendige, wie z B. Hausaufgaben über den Sonntag, nicht aber der Stoff der verschiedenen Disciplinen, wie Religion, Grammatik, Geschichte, Geographie, Mathematik, auch nicht die Einleitungen und Bemerkungen zu klassischen Autoren, diktirt werden. Vielmehr soll die vorherrschende Form des Unterrichts durchweg die dialogische sein, nicht blos darum, weil das jugendliche Alter durch längeres dogmatisches Vortragen abgespannt wird, anstatt zur Thätigkeit im Denken erweckt zu werden, sondern auch darum, weil der Schüler durch seine Mitschüler wohl eben so viel lernt, als durch den Mund des Lehrers, und weil der Lehrer selbst immer von Neuem lernen muss, was und wie ers seinen Schülern mittheilen soll. Bei dieser dialogischen Form des Vortrags wird sich der Lehrer unausgesetzt bemühen, selbst in vollständigen Sätzen frei und fliessend zu sprechen, und die Schüler ebendazu anhalten und nöthigen. Er wird sich im gesammten Unterricht und überhaupt im Verkehre mit den Schülern einer reinen Sprache und Aussprache und nur edler Ausdrücke bedienen. Die Darstellung soll einfach und lichtvoll, der

Vortrag selbst belebt sein. Die pädagogische Kunst des Lehrers muss sich ganz vornehmlich dadurch erweisen, dass er die Schüler in gleichmässiger Aufmerksamkeit zu erhalten, und die Aufmerksamkeit aller, wo es immer möglich ist, nur durch seine persönliche Einwirkung, also besonders durch seinen Vortrag zu steigern weiss, so zwar, dass er unverrückt den eben vorliegenden Gegenstand festhält und nicht etwa auf unterhaltende Nebendinge abspringt.

Da der gesammte Unterricht der gelehrten Schule die Pflege des selbstthätigen Denkens beabsichtigt, so wird der Lehrer bei pflichtmässiger Einhaltung der für jede Klasse vorgeschriebenen Lehrpensen doch nur von dem wirklichen Stand der Kenntnisse seiner Schüler ausgehen, und da, wo er zwischen dem Stand der Kenntnisse und dem Lehrplan eine merkliche Abweichung wahrnimmt, seinen Vorsteher aufmerksam darauf machen und nach dessen Rath verfahren. Als Massstab für den Anfang und Fortgang des Unterrichts wird er nicht die Befähigung der Begabteren, sondern die Kräfte und Kenntnisse der mittlern Schüler annehmen, und sich dadurch in den Stand setzen, das zu leisten, was eine der unerlässlichsten Pflichten des Lehrers in allen Fächern ohne Ausnahme ist, nämlich die Schüler einer und derselben Klasse gleichmässig fortzuführen, indem so nicht allein jedenfalls die überwiegende Zahl mit Stetigkeit gefördert, sondern auch den Schwächeren die Möglichkeit geboten wird, durch Anstrengung ihrer Willenskraft in der Befähigung selbst zu wachsen, während durch diese Art der Behandlung des Unterrichts die Begabteren, bei denen sich meist eine grössere Flüchtigkeit findet, zur Solidität im Lernen angehalten werden. Der Lehrer wird sich desshalb sehr davor hüten, vorzugsweise nur diese aufzurufen und vortragen, andre aber stille sitzen oder nur wiederholen zu lassen, sondern er wird vielmehr auf alle, wie in andern Stücken, so auch in diesem seine Sorgfalt gleichmässig verwenden.

B. Hinsichtlich des Unterrichts in den klassischen Sprachen.

Obwohl das, was man im engern Sinne Gelehrsamkeit nennt, von den allerwenigsten erreicht wird, kann doch jede, auch die unvollständige gelehrte Schule ihren Zweck nur dadurch erfüllen, dass sie ihren Plan so anlegt und einhält, als ob alle ihre Schüler zur Gelehrsamkeit gelangen sollten; gerade, wie das höchste moralische Ziel allen gleichmässig vorgesteckt bleiben muss, obgleich nur wenige sich demselben nähern. Dieses Princip einzuhalten, ist um so natürlicher und unbedenklicher, darum, weil auch schon das Vorschreiten auf einem Theile des Weges, dessen Ziel die Gelehrsamkeit ist, die wirkliche Geistesbildung entschiedener fördert, als jedes zufällige Aggregat von Kenntnissen, welche sich durch materiellen Nutzen zu empfehlen scheinen. Indem nun die gelehrte Schule darauf ausgeht, ihre Zöglinge durch die Beschäftigung mit der Philologie zu dem zu führen, was in der historischen Erkenntniss das Ursprüngliche ist, muss sie sich allerdings während eines grossen Theils der ihr zugewiesenen Zeit mit der Vorbereitung zu ihrem eigentlichen Geschäfte, d. i. mit dem Beibringen des Sprachstoffs und der Einweisung in die Sprachgesetze beschäftigen, ohne welche ein selbstständiges Erkennen des Ursprünglichen undenkbar ist. Nichtsdestoweniger gewährt auch diese Vorbereitung schon, wo sie im rechten Sinne geschieht, einen wesentlichen Theil von den Früchten des gelehrten Unterrichts, so dass schon der Lehrer der jüngsten lateinischen Klassen, ohne den Pensen höherer Abtheilungen im mindesten vorzugreifen, in gewissem Sinne den höchsten Zweck der gelehrten Schule erreichen kann.

Die vorbereitende Einweisung ist theils lexikalischer, theils grammatikalischer Art. Das Auswendiglernen von Vokabeln, von Deklinationen und Konjugationen, muss den Anfang machen. Es kommt hiebei lediglich auf kluge Berechnung des Masses, gute Vertheilung und Ordnung an, damit

diese Uebung den Schülern nicht zur Qual, sondern nützlich und sogar angenehm werde. Der Lehrer kann auch das, was auf den ersten Anblick ganz mechanisch erscheint, ohne Anwendung von Spielerei beleben und für das Nachdenken fruchtbar machen. Es hängt aber der ganze Erfolg des philologischen Unterrichts gar sehr davon ab, dass die erste Vorbereitung darauf zweckmässig gemacht werde, da der Schuler niemals eine Zuneigung für den Lehrstoff gewinnt, dessen Elemente er nicht gehörig erfasst hat, und da man in der Regel das nicht mehr lernt, was man Anfangs schlecht gelernt hat. Es ist daher vorzugsweise die Aufgabe des anfänglichen Unterrichts, Sicherheit in den Elementen zu Stande zu bringen.

Indessen wird beim Anfange des griechischen Sprachunterrichts die Verschiedenheit der Altersstufe, das Vorauserlernen des Lateinischen, und die der deutschen näher verwandte Natur der griechischen Sprache einen Unterschied in der Behandlung ergeben. Die griechische Formenlehre muss ebenso auswendig gelernt werden, wie die lateinische; aber das Lernen der Vokabeln wird fürs Griechische da erspart, wo beim Lateinischen die rechte Sorgfalt darauf verwandt worden ist. Denn das Lernen der Vokabeln hat den Zweck, dass das Gedächtniss sich gewöhne, die Bedeutung auch derjenigen Ausdrücke aufzufassen und zu behalten, welche im übrigen Unterrichte und bei Präparationen vorkommen; welcher Zweck auch fürs Griechische bei dessen Beginn schon erreicht sein soll.

Beim Unterricht in beiden Sprachen gestattet die nothwendige Schonung der jugendlichen Kräfte nicht, mit der Grundlegung durchs Gedächtniss die ganze Zeit auszufüllen, und so die Formenlehre zu vollenden, bevor die Syntaxe begonnen wird. Vielmehr wird der Lehrer, nachdem anfangs nur Leseübungen neben der Uebung in der Formenlehre hergegangen sind, sobald vom Schuler eine gewisse Sicherheit und Fertigkeit im Lesen erworben ist, die Anfänge der Syntaxe hereinbringen, und das, was in der Formenlehre gelernt worden ist, zum Stoffe dieser syntaktischen Anfänge, und diese hinwiederum zur Belebung des Auswendiglernens anwenden.

Die Syntaxe aller Sprachen wird dann weiter lediglich als ein solcher Stoff behandelt, welcher durch die Thätigkeit der Urtheilskraft in das Wissen des Schülers übergehen, von diesem niemals auswendig gelernt werden soll. Es geht allerdings für gewöhnlich nicht anders, als dass die dem Schüler noch unbekannte Sprachregel zuerst ausgesprochen oder vorgelesen, und erst nachher erklärt wird; während die Thätigkeit der Urtheilskraft in grammatischer Erkenntniss sich nur dann ganz naturgemäss bewegen würde, wenn es zu machen wäre, dass der Schüler überall aus dem fremden Sprachstoff durch Anleitung des Lehrers die Sprachregeln selbst herausfände. Da diess aber bei Schülern zarten Alters wenigstens in der Art nicht ausführbar ist, dass gleich von vorne herein lateinische und griechische Stücke im Zusammenhang gelesen, und zu dem bezeichneten Zwecke verwendet werden, so wird der Lehrer, indem er der Nothwendigkeit folgt, die Regel voranzustellen und nachher zu erklären, die von den Uebungsbüchern dargebotenen Beispiele um so fleissiger benutzen, um dem Verstande der Schuler die syntaktischen Erscheinungen klar zu machen. Der Inhalt dieser Uebungen selbst muss des Nachdenkens würdig sein; nie muss ein Beispiel durch Abwesenheit eines erklecklichen Sinnes die Ansicht bekennen und fördern, dass die Grammatik als Zweck an sich und nicht vielmehr als Mittel des Verständnisses behandelt werde.

Das erste Ziel, das man durch den grammatikalischen Unterricht zu erreichen sucht, ist die Korrektheit: diess ist der Sinn der Uebungen in der Komposition, welche im ganzen Laufe des Schülers durch die gelehrte Schule eine bedeutende Stelle einnehmen. Es wird der Erfahrung gemäss vorausgesetzt, dass ein wirkliches und ergründendes Verständniss desjenigen, was in fremder Sprache

geschrieben ist, dem Lernenden nur dann zu Theile werde, wenn er selbst in der Anwendung der fremden Sprache zur Korrektheit durchgedrungen ist.

Die Exposition ist diejenige Thätigkeit der gelehrten Schule, wodurch dem Schüler die unmittelbare Erfassung des Ursprünglichen in geschichtlicher Erkenntniss zu Theile wird, indem er hier nicht allein ursprünglichen Stoff selbst bearbeitet, sondern auch an dessen Bearbeitung die Fähigkeit ausbildet, im weitern Fortgang seiner Studien überall den Quellen der Erkenntniss nachzugehen, und zum Zwecke der gelehrten Bildung nur aus diesen zu schöpfen. Da dieser Zweck nur durch ununterbrochene und lange fortgesetzte Thätigkeit der Urtheilskraft erreicht werden kann, so bleibt jede Methode von der gelehrten Schule ausgeschlossen, durch welche der im Zusammenhang gegebene Sprachstoff zunächst nur dem Ohre und dem Gedächtnisse anvertraut wird. Die Exposition erfüllt ihren Zweck, wenn der mögliche Grad der Denkthätigkeit darauf verwandt, und das wirkliche, ergründende Verständniss der Sachen und der Form erzielt wird.

Der Lehrer wird daher eine besondre und unausgesetzte Sorge darauf verwenden, die Schüler zur Präparation auf jedes Pensum anzuhalten und anzuleiten, was mit eine seiner schwierigsten, aber auch belohnendsten Aufgaben ist. Denn wo die Präparationen von den Schülern mit der ernstlichen Bemühung vorgenommen werden, den Inhalt und die Form dessen, was in der Exposition vorkommen soll, nach Massgabe ihrer Kräfte und Mittel zu ergründen, da ist schon ein bedeutender Anfang zu dem gemacht, was die gelehrte Schule ihren Zöglingen beibringen soll. Er wird daher die Präparation nicht bloss durchweg fordern, sondern auch durch besondere Anweisung dafür sorgen, dass das Präpariren selbst gelernt, dass Wörterbuch und Grammatik zu diesem Zwecke richtig und fleissig angewandt, und der Schüler baldmöglichst gewöhnt werde, immer von der Grundbedeutung des Worts ausgehend den vorliegenden Ausdruck in seinem Zusammenhange zu erkennen, und von dem Verständniss des Einzelnen mehr und mehr zu dem des Ganzen, eines Gedichts, einer Rede u. s. w. fortzuschreiten. Je mehr gerade in diesem Stücke der Lehrer die Selbstthätigkeit des Denkens bei den Schülern zu fördern weiss, desto mehr folgt ihm von Seiten derselben das Lob nach, dass man viel bei ihm gelernt habe.

Als Beweis davon, dass im Exponiren dessen nächster Zweck, das wirkliche und ergründende Verständniss, erreicht werde, kann unbedenklich das Erschöpfen des Sinns zugleich mit dem edeln und adäquaten Ausdruck angenommen werden. Wenn diese Art der Lehr- und Lernthätigkeit die ganze Zeit über, welche der gelehrten Schule zugewiesen ist, mit anhaltendem Ernste fortgesetzt wird, so kann man mit gutem Grunde erwarten, dass der Schüler wohl vorbereitet zum Studium der verschiedenen gelehrten Fächer übergehen werde.

Die Sprache, in welche übersetzt wird, ist durchgängig die Muttersprache. Einzelne Abweichungen, wie Uebertragung aus dem Griechischen ins Latein, sind hiedurch bei ältern Schülern nicht ausgeschlossen, und gehören zu den vorbereitenden Uebungen, welche den Unterricht auch in höhern Klassen begleiten. Der Lehrer wird ganz besonders darauf achten, dass die Uebersetzung in die Muttersprache vollkommen deutsch sei. Er muss den richtigen Ausdruck nicht erst während der Lehrstunde aufsuchen, sondern desselben vorher gewiss sein.

Das aber, was als nächstes Ziel des Exponirens bezeichnet ist, das wirkliche und ergründende Verständniss, und das, was als Beweis desselben angegeben ist, die Erschöpfung des Sinnes und die Richtigkeit des Ausdrucks, wird der Lehrer nur dann erreichen, wenn er seinerseits noch alles Andre mit- und beibringt, was der Schüler nicht durch eigene Kraft und die ihm zustehenden Mittel dabei leisten kann. Diess ist die Einleitung, die Erklärung, die Wiederholung, die Rekapitulation und die übersichtliche Betrachtung. Es ist von grösster Wichtigkeit, dass diese

verschiedenen Thätigkeiten vom Lehrer nicht nur wirklich ausgeübt, sondern auch, dass sie am rechten Orte und im richtigen Verhältnisse gegeneinander, und gerade in dem Masse ausgeübt werden, welches der vorliegende Stoff und das Bedürfniss der Schüler erfordert.

Die Einleitungen können nur historisch sein: sie müssen das geben, was der Schüler voraus zu wissen braucht, um den Autor, oder den Theil des Autors, welcher vorgenommen werden soll, zu verstehen. Allgemeine Betrachtungen, deren Erfassung nur durch eigene Anschauung auf Seiten des Schulers möglich wäre, sind in keiner Weise dem Lesen der Autoren voranzuschicken, namentlich auch nicht Urtheile über den Geist und die Kunst derselben. Es gibt kaum etwas Andres, was dem Sinn und dem Zweck der gelehrten Bildung so ganz entgegen wäre, als die Gewöhnung des Schülers zum Aufnehmen und Aussprechen von Urtheilen, die nicht durch seine eigene Denkthätigkeit entstanden sind. So wird denn z. B. der Lehrer dem Lesen Homers durchaus keine Einleitung über die epische Dichtkunst vorangehen lassen, wohl aber eine gründliche Einführung in den homerischen Dialekt. Ebenso wenig wird er über Virgils Abhängigkeit von Homer sich verbreiten, bevor der Schüler beide aus eigener Anschauung kennt. Es bedürfen die wenigsten lateinischen und griechischen Autoren einer Einleitung, die bei freiem Vortrage über eine Stunde dauert. Bei dem einen und dem andern, wie bei Homer und Horaz, wird die Einleitung theilweise oder ganz mit dem anfänglichen Lesen verschmolzen werden müssen. Eine Verbreitung auf das Unfruchtbare, d. h. auf das, was über das Verständniss des Autors hinaus liegt, ist hier ganz besonders ferne zu halten.

Ganz derselbe Abweg ist bei der Erklärung zu vermeiden, durch welche der Lehrer dem Schüler zum Verständniss im Einzelnen da helfen soll, wo dieser mit seinem Wörterbuch und seiner Grammatik das Verständniss nicht erreichen kann. Die Erklärung soll erschöpfend, aber bündig sein und sich nicht zum Exkurs, weder in realer, noch in lexikalischer, noch in grammatikalischer Art ausdehnen. Die Sachen, die Wörter, die Regeln müssen dem Verständnisse der eben vorliegenden Stelle, nicht aber die Stelle zur Gelegenheit solcher Exkurse dienen. Uebrigens versteht es sich von selbst, dass die beste Erklärung immer die ist, welche über den Autor aus ihm selbst erholt wird, und dass der Lehrer wohl thut, zur Erklärung des Vorliegenden auch solche Stellen desselben Autors beizuziehen, welche der Schüler im Unterrichte nicht zu lesen bekommt, wofern das Material ihm zugänglich ist, wie bei Livius, Virgil, Horaz und Homer. Die Beiziehung und Besprechung von Varianten kann am rechten Orte, z. B. bei Horaz, dem Verständnisse überhaupt und der Schärfung der Urtheilskraft sehr förderlich sein, muss aber als eine solche Uebung, an der immer nur ein Theil der Schüler thätigen Antheil nehmen wird, nur sparsam betrieben werden. Hier und da mag es auch nützlich sein, aufgeweckte Schüler nach besonderer Vorbereitung selbst Erklärungen einzelner Stücke vortragen zu lassen.

Die Wiederholung hat den Zweck, das gewonnene Verständniss des Einzelnen zu befestigen, und durch Rückwirkung die Aufmerksamkeit zu schärfen. Je jünger die Schüler und je weniger sie noch an stete Aufmerksamkeit gewöhnt sind, desto kleiner müssen die Abschnitte sein, in welchen das Gelesene zur Wiederholung kommt. Der Lehrer wird auf fertiges und sicheres Wiederholen dringen, nicht aber in der Weise, dass der Schüler ohne Reproduktion im Denken nur den Klang der Worte wiedergiebt. Es wird daher die Zahl der Wiederholungen mit Rücksicht auf den vorhandenen Zweck, das wirkliche Verständniss, genau zu bemessen sein. Denn es gibt allerdings eine Art wiederholen zu lassen, bei welcher der Schüler nichts denken lernt.

In der Rekapitulation wird ein Ganzes, obwohl meistens selbst wieder der Theil eines grössern Ganzen, seinem Inhalt und Zusammenhange nach betrachtet. Sie dient vornehmlich dazu,

dass die Schüler an dem, was sie gelesen haben, allmählig lernen, auch das, was sie weiterhin und für sich lesen, als Ganzes zu betrachten, und davon Rechenschaft zu geben. Diese Uebung wird dadurch am fruchtbarsten werden, dass man die Schüler anhält, nach und nach aus längeren Reihen das Wesentliche unter Festhaltung des Zusammenhangs hervorzuheben und im freien Vortrage darzustellen: wodurch die Deklamationsübungen in einen innern Zusammenhang mit dem Hauptunterricht gebracht werden können. Endlich die übersichtliche Betrachtung zeigt die allgemeinen Resultate, welche sich aus dem Gelesenen und Erklärten durch Abstraktion und Vergleichung ergeben. Hieher gehören, sofern das überhaupt ins Gebiet der Schule fällt, Hinweisungen auf die Kunst des Dichters, Redners und Geschichtschreibers, auf nationale Eigenthümlichkeiten und Unterscheidungen u. dgl., alles nur so weit, als man sich auf Anschauungen des Schülers beziehen, oder wenigstens die Hinweisungen daran anreihen kann. Es ist klar, dass solche übersichtliche Betrachtungen nur für die gereiftesten Schüler taugen. Für alle andere ist jeder weitere Abschnitt, der ihnen erklärt und von ihnen verstanden wird, ohne Vergleichung fruchtbarer.

Der Zweck des gelehrten Schulunterrichts und insbesondere des Lesens klassischer Autoren wird dadurch erreicht, dass bei zweckmässiger Behandlung der Sache sich für den Schüler allmählig eine geistige Gewöhnung ergiebt, bei jeder Erkenntniss auf die letzten Gründe zurückzugehen und sich dieselben durch selbstthätiges Denken anzueignen. Damit der Schüler in dieser Thätigkeit erstarke, fordert die Natur die Einheit der Richtung, sowohl in der Behandlung des Unterrichts überhaupt, als in der wissenschaftlichen Betrachtung der Stoffe, an denen der Schüler das lernen soll, was er bei der Beschäftigung mit der Philologie sucht. Jeder Autor muss, wenn seine Individualität auf die des Lesers einwirken, und wenn er von diesem wirklich und im Ganzen verstanden werden soll, auch einen eigenthümlichen Zug in seinem Geiste hervorbringen, welcher, wo er deutlich zu Tage kommt, sich in unwillkürlicher Aneignung der Anschauungs- und Darstellungsweise des Autors offenbart. Je weniger sich nun die gelehrte Schule von der Manchfaltigkeit der Lehrgegenstände lossagen kann, welche zu gleicher Zeit behandelt werden müssen, desto wichtiger ist es zum wirklichen Gedeihen des Unterrichts, dass beim Lesen der Autoren die Einheit der Richtung eingehalten, dass der Zug, worein der eine Autor den Geist des Schülers versetzt, nicht durch gleichzeitige Behandlung anderer Autoren derselben Sprache alterirt werde. Indem nun in jeder Klasse immer nur ein lateinischer und ein griechischer Autor gelesen wird, ist damit keiner der Autoren ausgeschlossen, welche man sonst für die zum Jugendunterrichte geeignetsten angesehen hat, sondern es sollen vielmehr gerade dadurch, dass sie einer nach dem andern vorgenommen werden, die Individualitäten derselben gründlicher und vollständiger aufgefasst werden. Es wird auf diese Weise auch der mittelmässigen Fähigkeit möglich, die Schwierigkeiten der Sprache schneller zu überwinden, grössere Partieen des Autors, als sonst zu bewältigen und von seiner Totalität einen Eindruck zu empfangen. Demnach wird es Aufgabe des Lehrers sein, die Schüler mit steter Gründlichkeit in jeden Autor einzuführen, und wenn sie dann durch fortgesetzte aufmerksame Behandlung des Einzelnen mit der Art des Autors vertraut geworden sind, schneller, jedoch ohne jede dem Verständniss nachtheilige Eile, vorwärts zu gehen und sie den geistigen Genuss empfinden zu lassen, welchen der Umgang mit der klassischen Welt jedem denkenden Geiste gewährt. Ueber das Quantum, das von jedem der eingeführten klassischen Schriftsteller gelesen werden soll, wird keine allgemeine Bestimmung gegeben werden können Der Zweck der gelehrten Schule fordert allerdings, dass viel, wenn auch nicht aus vielen Autoren gelesen werde. Ebenso haben auch die Autoren in beiden Sprachen nach dem Range, den sie in der Literatur einnehmen, und nach der Altersstufe der Schüler ihre grösseren oder kleineren

ren Rechte rücksichtlich der Zeit, welche ihnen zu widmen ist. Das wirkliche und, soweit das Alter es zulässt, vollständige Verständniss muss darin massgebend sein, ob ein neuer Autor vorzunehmen ist, so zwar, dass man eher den Sallust etwas verkürzt, um den Livius, und ebenso den Tacitus zurückstellt, um den Cicero recht zum Verständnisse zu bringen, und die Tragiker lieber ganz der Universität überlässt, als dass man von Homer zu frühe abliesse. Indessen mag es bei manchen, wie bei Livius, nicht unzweckmässig sein, da, wo das Verständniss nur bis auf einen gewissen Grad erreicht ist, einige Zeit auszusetzen, um den Autor später wieder vorzunehmen und die Zwischenzeit dem Dichter zu widmen. Wenn eine Tragödie, auch wo etwa ein Stück von Plautus oder Terenz gelesen wird, können natürlicherweise solche Unterbrechungen nicht stattfinden; und bei Homer ist das länger unausgesetzte Lesen von grosser Wichtigkeit.

Das Lesen der lateinischen und griechischen Autoren soll für die Schüler einer und derselben Klasse ein bildendes Ganzes ausmachen, was durch die Einheit der Behandlung und durch stete Bezugnahme von dem einen auf das andre Lehrpensum erzielt werden wird. Wo jede dieser Sprachen von einem besondern Lehrer behandelt wird, da wird eben dessbalb zwischen beiden Lehrern ein besonders genauer Verkehr über die Behandlungsweise der eben vorliegenden Autoren stattfinden müssen.

Die auch in höheren Gymnasialklassen fortgesetzte Uebung in der lateinischen Komposition ist von der Seite anzusehen, dass die Fähigkeit des Schülers zum Verständniss der Autoren durch Befestigung in der Korrektheit des Ausdrucks und durch Aneignung des Gemeinsamen im lateinischen Stil wesentlich gefördert, wie auch, dass die Präcision im Denken und Darstellen überhaupt, und besonders das Vermögen der logischen Unterscheidung, endlich aber auch die Einsicht in die Gliederung und Verbindung der Sätze durch eigene Versuche gerade im lateinischen Idiom sehr gemehrt und verstärkt werde.

Hofrath Süpfle von Mannheim vermisst in der Instruction die Aufführung des freien Uebersetzens, und doch sollten die Schüler so bald als möglich dazu gebracht werden, Abschnitte eines Autors auch ohne Vorbereitung übersetzen zu können. Was dann insbesondre den griechischen Unterricht betrifft, erscheine ihm die Uebertragung Herodots und Homers in die attische Mundart unzweckmässig: ein solches Verfahren quäle die Schüler nur und lasse sie die eigenthümlichen Schönheiten Homers und Herodots zu Grunde richten. Zum Schluss die Frage, ob wirklich und weshalb nur Ein Autor das ganze Jahr hindurch zu lesen, ob es nicht besser sei ein Semester dem Dichter, das andre dem Prosaiker einzuräumen?

Ephorus Roth erklärt sich mit dem Letztern einverstanden, und kann im Allgemeinen auch den zweiten Einwurf billigen; nur möchte er das empfohlene Verfahren nicht gerade ausgeschlossen sehen, da mancher Lehrer einen Vortheil darin finde: es komme eben auf die Subjectivität des Lehrers an. Und so wünsche er auch das freie Uebersetzen nicht durch Instructionen vorgeschrieben, sondern dem Lehrer und den Umständen anheimgestellt. Er selber halte darauf, und brauche es als Massstab zur Beurtheilung seiner Schüler; Cicero erscheine ihm mehr dafür geeignet als Livius, Horaz aber nicht.

Geheimer Rath Brüggemann von Berlin findet in dem angehörten Vortrage ein allgemeines Princip des gelehrten Schulunterrichtes ausgesprochen, nicht aber ausgeführt. Wie die Aufgabe hier gestellt worden, sei sie ebensowohl zu weit als zu eng. Zu weit, indem Religion, Mathema-

tik und neuere Sprachen mit hereingezogen, zu eng, da wiederum die Nothwendigkeit nicht berücksichtigt sei allen Unterricht auf die ewige Basis der Religion zu gründen: solle derselbe eine nicht bloss formale Bildung geben, so müsse Religion als erstes Bildungsmittel an der Spitze stehn. Aber er achte diese Ergebnisse langer erfahrungsreicher Lehrerthätigkeit; namentlich empfehle auch er, um der Vereinfachung des Unterrichts und um der Concentrierung der Geisteskräfte willen, nur je einen Autor zu derselben Zeit zu lesen, und bitte dringend, dass jeder der hiemit einverstanden sei auch zur Ausführung treulich mitwirken möge. Denn leider beliebe nur zu vielen Lehrern, selbst im Widerspruch mit der Behörde, das Gegentheil. Noch einmal, Anerkennung und Hochachtung dem erfahrenen und verdienten Manne!

Geheimer Hofrath Zell von Heidelberg: Die Betrachtung allgemeiner Principien hat hohen Werth; aber gehen wir nicht zu weit im Theoretisieren! Es ist hiemit bei den Wissenschaften wie bei den schönen Künsten: man verliert sich ins Detail und über dem Detail das Ganze. Ich lobe mir die guten alten Zeiten, wo noch der Unterricht den ruhigen Gang der Tradition gieng. Gelehrte Bildung hängt eben nicht von den gelehrten Schulen allein ab: Beweis das vorige Jahrhundert, welches arm war an guten Schulen und doch reich an tüchtigen Männern. Zwar ist es von Bedeutung, ein Princip des Unterrichts zu haben: aber man suche es auf dem historischen Wege! Bei Griechen und Römern zielte der Unterricht in festem Stufengange zuerst auf Sprachbildung, dann auf Mittheilung der litterarischen Formen, endlich auf die exacten Wissenschaften ab: dabei wird es immer bleiben müssen, und unsre Aufgabe ist nur, den Erwerb unsrer heutigen Wissenschaft und unsern Glauben mit jener alten Grundlage zu vereinigen. Anleitungen wie die vorgelegte sind schätzbar für jüngere Männer: zuletzt aber hängt doch alles von der Individualität des Lehrers ab. Es wäre zu wünschen, dass ein solcher Entwurf den Hauptabschnitten nach könnte genauer durchgesprochen werden: dazu müsste er jedoch in Aller Händen sein. Soll ich kurz mittheilen, was in Betreff des classischen Unterrichtes meine Erfahrung ist: das Haupterforderniss sind gute Lehrer. Gelehrte hat Deutschland im Ueberfluss: in der Schule aber brauchen wir solche, die genug Selbstverläugnung besitzen nicht all ihr Wissen den Schülern mittheilen zu wollen, die nicht ebenso in die ὑπερβολή verfallen, wie früherhin der Fehler der ἔλλειψις begangen ward.

Ephorus Roth: Im nördlichen Deutschland habe die gelehrte Schule eine andere Stellung als im südlichen: denn jenes sei in der Richtung auf polytechnisches und Gewerbsschulwesen zurückgeblieben. (Widerspruch von Seiten des Geheimenraths Brüggemann). Nun, wenigstens in Baiern sei letzteres alsbald wieder eingegangen. Erhebe es und behaupte es sich auch in Preussen, so habe das Gymnasialschulwesen um so mehr ein Recht und eine Pflicht den ihm eigenthümlichen Character stärker hervorzuheben. Wie aber derselbe vom sechzehnten Jahrhundert her vererbt sei, lasse er die Philologie vorherrschen. Der Religionsunterricht sei in jenem Entwurfe auch behandelt, und nur die darauf bezügliche Stelle beim Lesen weggelassen worden.

Hier trug Prof. Böcking von Bonn darauf an, die weitre Verhandlung dieser Frage möchte der pädagogischen Section, wo dieselbe besser am Platze sei, anheimgestellt werden. Dem beistimmend, schloss der Präsident die Discussion um zu Erörterung der Frage, an welchem Orte sich nächstes Jahr der Verein versammeln solle, überzugehn; zu dem Ende wurden die Orien-

talisten, die im anstossenden Saal eine Sondersitzung hielten, in die allgemeine Sitzung eingeladen. Oberschulrath Rost von Gotha führte die Berichterstattung im Namen der vor zwei Tagen hiefür aufgestellten Commission.

Es seien bei ihrer Besprechung fünf Städte in Vorschlag gebracht worden, Augsburg, Berlin, Braunschweig, Dessau und Potsdamm. Von Augsburg jedoch habe man alsbald wieder abgesehen: auf das südwestliche Basel müsse eine Stadt im Nordosten folgen. Hier empfehle sich Braunschweig durch die Aussicht auf Anschluss des nordischen Lehrervereins: indess fehle dieser wie andern Aussichten, auf die es ankomme, noch die Sicherheit. Dessau habe bestimmt und wiederholendlich eingeladen: hier aber machen Verhältnisse localer und persönlicher Art für diesesmal noch eine Ablehnung rathsam. Bleiben somit noch die zwei Preussischen Städte, und von diesen empfehle die Commission, aus Gründen deren nähere Auseinandersetzung unthunlich sei, aufs angelegentlichste und voll gerechter Erwartung auf freundliches Entgegenkommen und jegliche Erleichterung Berlin.

In Bestätigung dieses Vorschlages erhoben sich für die Wahl Berlins fast sämmtliche Mitglieder. Zum Präsidenten ward, da man sich der Annahme versichert halten durfte, Böckh erwählt, zum Vicepräsidenten Gymnasialdirector Kramer.

Oberschulrath Rost fuhr fort, er habe noch eine und noch eine erfreuliche Mittheilung zu machen. Man wisse, wie vor wenigen Tagen in Gotha auch ein Verein der deutschen Philosophen beisammen gewesen sei. Von den mancherlei Befürchtungen, womit man dieser Vereinigung entgegengesehen, habe sich keine, ja von allen das gerade Gegentheil bewährt; sämmtliche Mitglieder aber und namentlich Fichte hätten den Sprechenden beauftragt die Philologen brüderlichst zu grüssen und ihre Ueberzeugung auszusprechen, dass Philosophie ohne Philologie Nichts sei, und auf Grund dieser Ueberzeugung ihren Wunsch, dass dann und wann die Philologen auch zu ihnen kommen möchten: sie würden zu dem Ende sich in Zukunft dicht vor den philologischen Versammlungstagen, je vom 25 bis zum 27 September, vereinigen.

Diese Mittheilung ward mit allgemeiner Freude entgegengenommen und lebhafter Dank dafür vom Präsidenten ausgesprochen.

Die zweite Nachricht, welche Rost zu bringen hatte, betraf die bedauerliche Spaltung, welche durch die Bildung eines eigenen Vereins von Realschullehrern in den Lehrerstand Deutschlands gekommen ist: diese solle, so scheine es, jetzt ein erwünschtes Ende nehmen. Gerade heut halte der Realistenverein, auch er in Gotha, seine letzte Sitzung, und aller Wahrscheinlichkeit nach werde er mit der Schlussnahme aus einander gehn, dass sich ein Allgemeiner Lehrerverein begründe, der Humanisten und Realisten in sich fasse. Ueber die Art und Weise aber dieser Rückvereinigung könne jetzt schon weder etwas veröffentlicht noch hier eine Berathung darüber gepflogen werden.

Der Präsident stimmt Letzterm bei; die Mittheilung gehöre lediglich ins Protocoll, irgend welchen Beschluss aber in dieser Angelegenheit habe der Verein der Deutschen Philologen und Schulmänner nicht zu fassen.

Hierauf ward vom Vicepräsidenten Prof. Vischer die unterbrochene Reihe der Vorträge wieder aufgenommen; derselbe las

Über den Gebrauch der Heroen- und Götternamen als Eigennamen von Sterblichen.

Die Eigennamen sind in neuerer Zeit in verschiedenen Sprachen Gegenstand genauerer Untersuchung geworden, so dass wir jetzt ein besonderes Gebiet der Philologie unter dem Namen Onomatologie besitzen. Ich brauche nicht auf das verdienstliche Namenlexikon von Pape aufmerksam zu machen, so wie auf die gelehrten und scharfsinnigen Leistungen von Lobeck, Letronne und K. Keil. Manches ist gelegentlich da und dort behandelt worden. So ist denn auch mehrfach von den als Eigennamen in der geschichtlichen Zeit gebrauchten Götter- und Heroennamen gesprochen worden*) und zuletzt noch hat mein verehrter Freund Walz in Schneidewins Philologus S. 547—555 eine Reihe solcher Namen nachgewiesen. Noch aber lässt sich in dieser Beziehung viel thun und ich will daher versuchen, nicht nur die Zahl derselben zu vermehren, sondern namentlich auf gewisse Unterschiede und Classen hinzuweisen, indem man bisher zu sehr alle diese Namen mit und neben einander behandelt hat. Zuerst ist es angemessen auf den Unterschied zwischen den Namen der Heroen und eigentlichen Götter zu achten. Ich will darum in zwei Abschnitten erst von den Heroennamen, dann von den Götternamen sprechen.

Die Namen der Heroen.

Wer nur einigermassen in der griechischen Geschichte bekannt ist, dem muss es fast unbegreiflich vorkommen, dass noch Köhler in Botticher's Archäologie und Kunst I, 1. S. 24. die Meinung aussprechen konnte, die Griechen hätten sich in der spätern Zeit der Heroennamen nicht mehr bedient. Diese Meinung hat Lehrs *de Aristarchi studiis Homericis* p. 282 mit Recht als irrig bezeichnet und als Beweis die Namen Jason, Sthenelos, Menelaos, Telamon, Xuthos, Kranaos, Telemachos, Amphion, Zethos, Nestor, Pelops, Tantalos, Patrokles, Achilleus, Danae, Amphoteros angeführt und hinlänglich belegt. Die von ihm für diese Namen genannten Belegstellen lassen sich leicht noch sehr vermehren, wie z. B. Jason, ausser dem von Lehrs genannnten Pheræischen Tyrannen, ein Arzt in Acharnæ heisst, C. I. 606, ein Rhodier, Ross Inscr. p. 274, und ein Kyprier, C. I. 2627, Achilleus im C. I. n. 880. 1830. 2831. 2834 vorkommt, für Patrokles, eine Nebenform von Patroklos, bei Pape nicht weniger als zehn ausser dem Heroen genannt sind.

Walz hat zu diesen Namen a. a. O. noch beigebracht: Memnon, den berühmten rhodischen Feldherrn und den Historiker, der die Geschichte von Heraklea am Pontus geschrieben hat; ferner Theseus auf einer lateinischen Inschrift als Beinamen eines C. Erucianus aus Bartoli veter. sepulcr. fig. CVII. Gron. Thes. T. XII. p. 86; damit verbindet er einen Marmorkopf im Berliner Museum n. 354. Er konnte aus Suidas den Historiker beifugen, Vossius de hist. græc. S. 505, ed. Westerm., und den Gründer der Stadt Smyrna aus Pseudoherod. Leben Homers 2. Andere kommen in Inschriften vor. Endlich bemerkt er, hiess Herakles der Sohn Alexanders des Grossen und der Barsine.

Wenn aber solche einzelne Namen mit weither geholten Belegen angeführt werden, so führt es leicht zu der Meinung, als sei es etwas Ungewöhnliches, Ausserordentliches, und dafür scheinen es in der That auch Manche anzusehen. Es ist aber nichts weniger als das, sondern etwas durchaus Gewöhnliches und Häufiges, das gerade deswegen bisweilen übersehen wird. Denn wer denkt bei

*) Lehrs de Aristarchi studiis Homericis p. 282. Fr. V. Fritzsche im Commentar zu Arist. Ranae p. 388 und früher in den quæstion. Aristoph. I. p. 236 Tycho Mommsen, Onomatologisches in der Zeitschr. f. A. W. 1846 S. 113 ff. Fritzsche zu den Thesmophor. 63. Pape Lexicon S. 2.

den in der Geschichte alle Augenblicke vorkommenden Namen Alkmäon, Pyrrhos, Alexander, Aeneas und andern noch daran, dass es Heroennamen sind? Es sind aber auch nicht etwa nur einige wenige, bei denen der Gebrauch ins gewöhnliche Leben übergegangen ist, sondern zahllose. Zum Beweise will ich hier eine Anzahl alphabetisch anführen, die sich mir ohne alle Mühe gleich dargeboten haben*): viele davon sind bei Pape angemerkt, was ich nicht jedesmal besonders hervorheben will.

Ἀγήνωρ, wie der Vater des Kadmos und viele andere Heroen hiessen, wird ein Makedonier genannt bei Arrian VI, 17, 1.

Ἄδμητος heisst neben dem bekannten König der Molosser, der den Themistokles aufnahm, ein Befehlshaber der Hypaspisten in Alexanders Heer, Arrian II, 23, 1 und Andere.

Ἀέροπος hiess ein Sohn des Ares und der Aerope, bei den Makedoniern ist der Name häufig, Herod. VIII, 139. Arrian. I, 7, 6.

Ἀντήνωρ, ein Bildhauer, Pausan. I, 8, 5. Geschichtschreiber, Vossius de hist. gr. p. 389, ed. Westerm. In der Form *Ἀντάνωρ*, ein Aetolier, Polyb. V, 94.

Βίας, wie der Vater des Talaos, Grossvater des Adrastos hiess, ist in der historischen Zeit durch den Weisen aus Priene bekannt genug, aber auch sonst häufig, vgl. Pape.

Γλαῦκος, in Athen und andern Orten so häufig, dass Belege unnöthig sind.

Διομήδης, sehr häufig, C. I. n. 270. 661. 2835. 2852. 2943.

Δῶρος, ein Nachkomme Agamemnons, Strabo XIII, 1. t. III. S. 81 Tauchn. Ein Thessalier bei Thucyd. VI, 78 u. a.

Ἐτεοκλῆς kommt in Athen und Sparta öfter vor, vgl. Pape. Ferner in Rhodos, Ross Inscr. 274.

Ἔλατος, der erste Ephore in Sparta, Zeitgenosse des Königs Theopompos, Plut. Lycurg. 7.

Ἕλενος, ein Sohn des Pyrrhos, Plut. Pyrrh. 9. Ein Milesier, C. I. 1189. Spartaner, ebenda 1258. Eleusinier, Ross Demen von Attika 7. I. 12.

Εὔρυτος, ein Spartaner bei Herod. VII, 229. Ein Pythagoreer aus Metapont, Pape.

Θόας, Magnesier in Alexanders Heer, Arrian. Anab. VI, 23, 2. Indica 18, 7. Polyb. XXI, 13. Rhodier, Polyb. XXX, 8.

Ἰδομενεύς, der bekannte Geschichtschreiber aus Lampsakos und andere.

Ἰόλαος, ein Makedonier, Thucyd. I, 61.

Ἴων, der Tragiker aus Chios, der Rhapsode aus Ephesos.

Κάδμος, der Geschichtschreiber aus Milet, und ein Koer, Sohn des Skythes, Herod. VII, 163

Κάστωρ, der rhodische Geschichtschreiber zu Cäsars Zeit und Verwandte des Königs Deiotar, Voss. h. gr. p. 202. 203.

Κέφαλος, sehr häufig, unter Andern der Vater des Lysias.

Κορηθεύς, ein Kallatianer in Alexanders Heer, Arrian. VI, 23, 5.

Λαομέδων, ein Athener, Zeitgenosse des Kimon, Plutarch Cim. 9. Ein Orchomenier, Plut. Demetr. 6. u. a.

Μαχάων, Korinthier bei Thucyd. II, 83, wenn die Lesart richtig. Eine andere Lesart *Μάχων*.

Μελέαγρος, Feldherr Alexanders, Arrian I, 24, 1. Der Dichter u. a.

Μενοίτιος, Steuermann Alexanders, Arrian I, 12, 1.

Μέντωρ, der rhodische Feldherr, Bruder des Memnon und sonst oft.

Νεοπτόλεμος, in Athen, in Makedonien und der Königsfamilie von Epirus häufig.

Οἰκλῆς, Rhodier, Ross. Inscr. 274.

---

*) Ich habe absichtlich nicht nur Namen von Heroen, welche einen Cultus genossen oder doch von der einen Seite als Söhne von Göttern genannt werden, zusammengestellt, sondern überhaupt Namen aus der Heroenzeit, weil deren Gebrauch angezweifelt worden ist.

Ὀρέστης, Sohn des Echekratidas aus Pharsalos, Thucyd. I, 111.

Πάρις, aus der römischen Kaisergeschichte bekannt, der Schauspieler unter Nero, der Pantomime unter Domitian.

Πελάγων, Ephesier, Arrian. I, 17, 12.

Περσεύς, der letzte König von Makedonien.

Πηλεύς, C. I. 2749 auf einer karischen Inschrift von Aphrodias.

Πολυδεύκης, der Lexikograph und ein Sclave des Herodes Atticus, Lucian. Demon. 24.

Πολύδωρος, der spartanische König und ein Bruder des Tyrannen Jason von Pheræ, Xen. Hellen. VI, 4, 33.

Πτολεμαῖος bei Homer der Vater von Agamemnons Wagenlenker Eurymedon, bekanntlich einer der häufigsten Namen in Makedonien.

Πυλάδης, ein Geldwechsler in Athen, Demosth. gegen Aphob. I. §. 11 u. A.

Ῥῆσος, ein Athener, Sohn des Artemon aus Halæ, C. I. 124.

Σαρπηδών, Athener aus Paiania, C. I. 193. Parier, 2381. Ein Feldherr des Demetrios, Athen. VIII. p. 333 c.

Τάνταλος, spartanischer Befehlshaber, Thucyd. IV, 75.

Τηλέμαχος, ein Emmenide in Agrigent, Böckh zu Pindar. Olymp. 3, öfter in Athen und Elis.

Τήλεφος, einer der Hetären Alexanders, Arrian. VI, 23, 6. Grammatiker bei Suidas u. A.

Τήμενος, Rhodier, Ross Inscr. 274.

Τληπόλεμος, Athenischer Feldherr, Thucyd. I, 117. Archont, Olymp. 79, 2. Diod. XI, 71. Feldherr Alexanders, Arrian. III, 22, 1 u. A.

Τεῦκρος, Athenischer Metoke, aus dem Hermokopidenprozess bekannt, Andoc. de myst. §. 15.

Τυδεύς, Athenischer Feldherr, Xen. Hell. II, 1. 16. Jonier, Thuc. VIII, 36 u. A.

Ὕλλος, Athener aus Aixone, C. I. 566.

Φοῖνιξ, sehr häufig.

Φῶκος, Freund Solons, Plut. Sol. 14. Vater des Phokion.

Χρύσιππος, so häufig, dass Beispiele unnöthig sind.

Ὠρίων, der späte Grammatiker.

Ebenso finden sich weibliche Namen von Heroinen ganz gewöhnlich.

Ἀνδρομέδα heisst die Nebenbuhlerin der Sappho, Fragm. 43 (37).

Βρισηΐς, C. I. 815, eine Frau aus Alexandria, wahrscheinlich dem Troischen.

Ἑλένη, Athen. X. p. 414 d. Photius Bibl. p. 149 b. Bekk.

Εὐρυδίκη, mehrere Frauen des Makedonischen Königshauses, Pape. Eine *Εὐρυδίκη Λάδου Ἰχναία*, C. I. 855, aus Ichnæ in Makedonien oder Mesopotamien.

Θεανώ, Gemahlin des Pythagoras, Diog. Laert. VIII, 42. Athenerin, C. I. 155.

Καλλιστώ, in Athen häufig, C. I. 775. 809. 962. Ross Demen 19.

Κλεοπάτρα, eine Tochter des Boreas und eine Danaidin, häufiger Name Makedonischer Fürstinnen und auch sonst.

Werfen wir auf die genannten Namen einen Blick, so sehen wir, dass die verschiedensten Heroennamen Sterblichen gegeben wurden. Wir finden den Namen des grössten aller Heroen, der den Göttern zunächst steht, Herakles mit denen seiner Söhne Hyllos, Telephos, Tlepolemos, seines Abkömmlings Temenos; den des athenischen Landesheros Theseus, der hellenischen Stammheroen Doros, Xuthos und Jon; von den Helden des Trojanischen Kriegs Achilleus mit seinem Vater Peleus und dem Sohne Pyrrhos oder Neoptolemos, Patroklos, Nestor, Menelaos, Diomedes mit

seinem Vater Tydeus u. a. von Trojanischer Seite die Namen des Alexandros, Laomedon, Memnon, der Lykischen Fürsten Sarpedon und Glaukos; daneben die ganz unbedeutender Personen der Mythenzeit wie Amphoteros, Ptolemäos. Manche scheinen nun allerdings auch nicht vorzukommen: z. B. ist mir nicht bekannt, dass in der historischen Zeit ein Agamemnon*) und Odysseus genannt werde. Aber umsonst suchen wir nach einem specifischen Unterschiede der üblichen und nicht üblichen. Es ist daher das Nichtvorkommen vieler mehr zufällig, als auf bestimmtem Bewusstsein beruhend. Manche mögen in Uebung gewesen sein, aber uns jetzt nicht erhalten, woran gewiss niemand zweifelt, der beachtet, wie viele ganz neue Namen uns immerfort durch die Inschriften gebracht werden; andere mögen ausser Uebung gekommen sein, wie ja auch in der historischen Zeit Namen in gewissen Perioden sich finden, die in andern verschwinden. Noch andere sind mit etwas veränderter Form im Gebrauche geblieben: so z. B. kommt auf einer Münze *Ἀτρέας* vor (Ephes. Münze Mionnet VI, 121. Pape) offenbar = *Ἀτρεύς*, das sich nicht findet, gerade wie *Ἀριστεύς* und *Ἀριστέας* der gleiche Name ist. Endlich viele vermied man ohne Zweifel um des in ihnen liegenden schlechten Omens wegen, wie man schwerlich gerne seinen Sohn Oedipus, Priamos oder Ixion oder seine Tochter Hekabe, Niobe genannt hätte. Dass man sich aber bisweilen auch darüber hinaussetzte, zeigt das Vorkommen von Ixion, wie der zweite heraklidische König von Korinth hiess, Diod. fragm. p. 635. und Tantalos. Ein solches Vermeiden hatte aber seinen Grund nicht darin, dass es Heroennamen waren, sondern konnte ebenso gut statt haben, wenn der Name ein rein historischer war. Ich stelle daher den Satz auf, dass die Heroennamen im Ganzen durchaus so betrachtet und gebraucht wurden wie die reinhistorischen Namen. Bei der Anwendung derselben lässt sich nun aber ein doppeltes Motiv erkennen. Zum Theil sind diese Namen nämlich mit bestimmter Beziehung auf die Heroen, die sie trugen, gegeben. Diess ist vorzugsweise der Fall in den Geschlechtern, welche sich von einem Heros ableiten. So tragen viele Männer des adelichen Geschlechts der Alkmäoniden ihren Namen Alkmäon nach dem Stammvater, dem Sohne des Sillos, Enkel des Thrasymedes und Urenkel des Nestor, Pausan. II, 18, 9. Im Molossischen Königsgeschlechte erklären sich die Namen Pyrrhos und Neoptolemos durch die Ableitung des Geschlechts von dem Sohne des Achilleus. Selbst der Name Herakles ist dem Sohne Alexanders des Grossen und der Barsine ohne Zweifel mit Rücksicht auf den Urahn gegeben worden, da das Makedonische Königsgeschlecht sich von den Temeniden in Argos ableitete. Manchmal wurde der Name zwar mit Rücksicht auf den heroischen Träger, aber ohne Geschlechtsverwandtschaft gegeben, wie es gewiss nicht zufällig ist, wenn wir in dem von Argos aus colonisirten Rhodos den Namen Temenos finden, wie der König von Makedonien Perseus ohne Zweifel nach dem Sohne der Danae benannt war, wie auch Tydeus der Athenische Feldherr den Namen vielleicht mit Hinsicht auf den Helden aus Kalydon erhalten hatte.

In den meisten Fällen scheint aber eine solche Beziehung gar nicht statt gefunden zu haben, sondern der Name entweder wegen seiner Bedeutung oder wegen sonstiger uns unbekannter Gründe gerade wie ein anderer nicht in der Heroenzeit üblicher gebraucht worden zu sein. So ist z. B. Alexandros gewiss nicht mit Rücksicht auf den Sohn des Priamos von der Makedonischen Königsfamilie und dem Makedonischen Adel so viel gebraucht worden, da dieser sich nicht durch besondere Heldeneigenschaften auszeichnete, sondern wegen seiner Bedeutung der Männerabwehrende. Das gleiche gilt von Ptolemaios, vielleicht von Antenor, von Eteokles, Aeneas u. a. Dagegen würde man sich wohl umsonst bemühen bei den vielen Diomedes, dem Metöken Teukros,

*) Es wird ein König von Kyme dieses Namens erwähnt bei Pollux IX, 83, ein Abkömmling Agamemnons. (Späterer Zusatz)

dem Trapeziten Pylades, dem Rhesos u. a. nach dem Motive zu forschen, das bei der Namengebung waltete. Schliesslich bemerke ich, dass wir besonders viele kriegerisch klingende Heroennamen bei dem ritterlichen Adel Makedoniens finden, andere dagegen vorzugsweise in späterer Zeit auch bei Personen geringerer Herkunft vorkommen, wie man ja auch jetzt oft ein solches Prunken mit vornehm klingenden Namen findet.

Die Namen der Götter.

Wenn wir also die Namen der Heroen gerade so wie die gewöhnlichen historischen gebraucht finden, so ist es anders mit denen der Götter. Dass man das Tragen von diesen für nichts ganz gewöhnliches ansah, zeigt die Stelle Lucians pro imaginib. 27. t. II. p. 505 *Λητὼ δὲ γυνή τις ἐγένετο Εὐαγόρου τοῦ Κυπρίων βασιλέως καὶ ὅμως οὐκ ἠγανάκτησεν ἡ θεός. ἐῶ γὰρ τοὺς Αἰγυπτίους οἵπερ καὶ δεισιδαιμονέστατοί εἰσι πάντων ὅμως τοῖς θείοις ὀνόμασιν εἰς κόρον ἐπιχρωμένους, σχεδὸν γοῦν τὰ πλεῖστα αὐτοῖς ἐξ οὐρανοῦ ἐστιν.* So hätte er nicht sprechen können, wenn es etwas ganz gewöhnliches gewesen wäre. Offenbar stellt er das Vorkommen solcher Namen bei den Griechen als etwas Ausnahmsweises der ägyptischen Uebung entgegen. Eine genauere Betrachtung wird uns jedoch zeigen, dass auch bei den Griechen es so selten nicht war; nur dürfen wir auch hier nicht alle Götternamen einander gleich setzen, sondern müssen die verschiedenen Classen unterscheiden und werden ausserdem besonders auch hier verschiedenen Gebrauch in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Ständen finden. Bei einer erschöpfenden Behandlung müssten die sämmtlichen Namen durchgangen werden. Allein auf eine solche ist es natürlich hier nicht abgesehen und zu unserem Zwecke, d. h. um die allgemeinen Grundsätze zu erhalten, nach denen diese Namen angewandt wurden, wird es genügen, einzelne Beispiele hervorzuheben. Wir wollen daher von den niedrigsten Gottheiten ausgehen, welche sich zunächst an die Heroen anschliessen, und dann nach und nach höher steigen, bis wir zu den Olympiern kommen.

Die Namen der Nymphen werden zu sehr grossem Theile auch als Namen von Frauen gefunden, und zwar theils in der mythischen Zeit, so dass der gleiche Name von Nymphen und Heroinen getragen wird, theils in der eigentlich historischen Zeit. Durchgehen wir beispielsweise die Namen der Nereiden.

Γαλάτεια heisst des Dionysios Geliebte, Athen. I. p. 6. f.

Γαλήνη eine Schriftstellerin aus Smyrna, Athen. XV. p. 679. c. vgl. Alciphr. 1, 6.

Γλαύκη eine Musikerin aus Lesbos, Athen. IV. p. 276. d. vgl. Alciphr. 1, 8.

Δωρίς, zugleich Name der Mutter der Nereiden und einer Heroine, kommt häufig als Frauenname vor.

Εὐαγόρη führt Pape aus C. I. 626 an, wo es aber nicht steht.

Θεμιστώ heisst die Mutter Homers, Pausan. X, 24, 3.

Λαοδίκη häufig, z. B. die Tochter des Mithridates, Gemahlin Antiochos III. des Grossen, Polyb. V, 43.

Λυσιάνασσα führt Pape aus Philodem an.

Μελίτη eine Gargettierin, C. I. 617.

Πανόπη bezeichnet Suidas kurzweg als *ὄνομα*.

Ψαμάθη Hetäre, Lysias fragm. 36. Athen. XIII, 586. e.

Von andern dieser Namen kann ich zwar den Gebrauch in der historischen Zeit jetzt nicht belegen, aber sie kommen vor als Namen von Heroinen und konnten daher nach dem oben

aufgestellten Grundsatz auch in der historischen Zeit gebraucht werden, z. B. Αὐτονόη, Ἀγιάνειρα. Νηρηΐς selbst erscheint als Frauenname, Pausan. VI, 12, 3.

Diesen Meernymphen wollen wir andere Meer- und Flussgottheiten anreihen. Bereits Walz hat einen Νηρεύς genannt, einen Töpfer von einer Vase aus der Sammlung des Prinzen von Canino, einen zweiten führt Pape aus C. I. n. 192 an Νηρεὺς Ἀλεξάνδρου Σφήττιος, ein dritter kommt vor bei Paulus Römerbrief XVI, 17.

Κλυμένη heisst eine Hetäre bei Alciphr. III, 8.

Ἀλφεός heisst ein Spartaner, der sich bei den Thermopylen auszeichnete, Herod. VII, 227.

Γλαῦκος, der Name des bekannten Anthedonischen Meergottes, ist bereits bei den Heroen genannt.

Εὔηνος ist ein häufig vorkommender Name, am bekanntesten ist der Elegiker aus Paros, der Zeitgenosse des Sokrates. *)

Πρωτεύς als Beiname des Peregrinos ist nicht eigentlicher Name, sondern Beiname in ähnlicher Art wie Κρόνος bei dem Philosophen Diodoros.

Aus dem Kreise der vorolympischen Götter, der Titanen, Giganten und verwandten Wesen finden sich sehr viele Namen auch für Menschen gebraucht.

Wenn Κρόνος nur als Spottname bekannt ist, so ist dagegen Ῥέα bereits von Keil Anal. Epigr. S. 95 und von Walz nachgewiesen.

Κρῖος (Κρεῖος) hiess ein berühmter Aeginete, Sohn des Polykritos, bekannt aus Simonides und Herodot (VI, 50. 73) und ein Tyrann von Euböa, Pausan. X, 6, 6. Die Form Κρεῖος findet sich unter andern C. I. 1373 von einem Spartaner, Sohn des Theokles, den auch Pausan. III, 13, 3 erwähnt.

Ἄνυτος, als Titane bei Pausan. VIII, 37, 5 genannt, ist als Name des athenischen Demagogen bekannt genug.

Φοίβη, wie eine Titanin, eine Hamadryade und mehrere Heroinen heissen, hat Walz als Astragalenspielerin aus einem Herculanischen Gemälde beigebracht. Bestätigt wird der Gebrauch durch Paulus Römerbrief XVI, 2.

Ἀστερία, wie eine Tochter des Köos und eine Nymphe bei Apollodor II, 1, 5 heisst, wird eine Salaminierin bei Plut. Cim. 4 genannt.

Für Λητώ genügt die oben angeführte Stelle des Lucian, dazu kommt wahrscheinlich das Herkulanische Gemälde.

Ἥλιος und Σελήνη hat Walz als Beinamen aus Plut. Anton. 36 angeführt, wo der Gebrauch auch als ägyptisch nicht auffallen kann. In der besten griechischen Zeit wäre der Name angewandt worden, wenn die Lesart Ἡλίου bei Dinarch. ad. Dem. §. 38. feststände. Die neuen Herausgeber haben aber, wie es scheint, mit Recht Ἡλείου aufgenommen, Keil p. 95 u. 248. Später ist der Name sicher, ein römischer Freigelassener Helius ist von Keil aus Tacit. Annal. XIII, 1 beigebracht, auf einer Makedonischen Inschrift aus römischer Zeit, C. I. 1969 kommt neben einem Hermes und Doros ein Ἥλιος vor, von Pape schon angeführt.

Ῥόδη, wie die Gemahlinn des Helios, die Tochter des Poseidon hiess, findet sich oft als Frauenname, z. B. C. I. 730.

Ein Προμηθεύς wird von Xen. Hellen II, 3, 36, ein anderer von Heraclid. polit. c. 11 genannt.

Ἐφιάλτης, wie ein Gigante und ein Aloade hiessen, ist aus den Perserkriegen und der athenischen Geschichte bekannt durch den Verräther bei den Thermopylen und durch den Demagogen.

*) Letronne im Journal des Savants 1846, S. 173 führt die folgenden Namen von Flüssen als Personennamen an Εὐρώτας, Ὕπανις, Ἄλφειος, Σπέρχειος, Στρύμων, Ἠρίδανος, Ῥῆσος, Λάδων, Νέσσος, Νῖλος und Νεῖλος.

Ἀλκυονεύς heisst ein Sohn des Antigonos Gonatas, Plut. Pyrrh. 34. Ein Priester Poseidons in Halikarnass, C. I. 2655.

Ἱππόλυτος heisst der Märtyrer im Anfang des dritten Jahrhunderts, Voss de hist. gr. p. 281 Westerm.

Εὔρυτος, Spartaner, Herod. VII, 229.

Γοργόνη hat Walz als Hetärennamen beigebracht; in der Form *Γοργώ* erinnere ich an die Tochter des Königs Kleomenes, Gemahlinn des Leonidas.

Selbst den Namen des Sohns des Erebos, des Todtenschiffers Charon, verschmähten die Griechen nicht, wie unter Andern der Historiker Charon aus Lampsakos und der thebanische Staatsmann zu Pelopidas Zeit beweisen.

Von *Μοῦσα* und Musa als griechischem Frauennamen, wie als römischem Beinamen haben bereits Keil S. 95 a. a. O. und Walz gesprochen; ebenso von den einzelnen Musennamen, welche sich aber noch vervollständigen lassen. Dass zwar der alte Pieros von Makedonien seinen Töchtern die Namen der Musen gab, Paus. IX, 29, 4. möchte ich nicht für einen Beweis gelten lassen, dass diese Namen von Sterblichen in historischer Zeit gebraucht wurden, wie Walz. Denn in jener Stelle haben wir nur eine spätere Erklärung der Entstehung der neun Musen gegenüber den ältern drei, und dann fügt Pausanias bei: *εἰσὶ δ' οἳ καὶ αὐτῷ θυγατέρας ἐννέα Πιέρῳ γενέσθαι λέγουσι καὶ τὰ ὀνόματα ἅπερ ταῖς θεαῖς τεθῆναι καὶ ταύταις.* Jedenfalls fällt es in die mythische Zeit. Dagegen hat Walz mit Wahrscheinlichkeit *Κλεώ*, d. i. *Κλειώ*, *Εὐτέρπη*, *Θάλεια* und *Καλλιόπη* nachgewiesen. — Bestimmt kommt eine *Κλειώ* vor bei Athenæus p. 345 b. in einem Epigramm des Hedylos. In der Form *Κλεώ* C. I. 723. 907.

Θάλεια oder *Θαλία*, zugleich auch Name einer Charite, kommt bei Agathias in einem Grabepigramm 94 vor in der erstern Form, in der zweiten C. I. 570: *Θαλία Καλλιστράτου Αἰξωνέως θυγάτηρ.*

Für *Ἐρατώ*, zugleich Namen einer Nereide, geben keinen Beleg die von Pape angeführten Stellen, Pausan. VIII, 4, 2. X, 9, 5., denn sie sprechen nicht von einer sterblichen historischen Person, sondern von einer Nymphe, der Gemahlinn des Arkas; dagegen kommt der Name vor auf einer parischen Inschrift C. I. n. 2406 *Ἐρατὼ Ἀστυμήδους.*

Εὐτέρπη kommt unter Andern auf einer sassinatischen Inschrift vor, die bereits von Fabretti herausgegeben war und neuerdings in der Revue de philologie II, 159 von Fr. Rocchi mitgetheilt ist: D. M. M. VALERIO FAUSTA VETILIA EVTERPE CONIVGI OPTVMO. Für Kalliope, Urania, Melpomene, Terpsichore und Polymnia fehlen mir Belege*).

Von den gewöhnlichen drei Chariten ist *Θάλεια* bereits bei den Musen genannt. *Εὐφροσύνη* ist ein sehr häufiger Frauenname, z. B. C. I. 813. *Ἀγλαΐα* kommt bei mehreren Frauen der Mythenzeit vor, für die historische fehlt mir ein Beispiel, doch ist wahrscheinlich auf dem Herculanischen Gemälde, das Walz anführt, der Name so zu fassen.

Ἀσκληπιός, auch in der dorischen Form *Ἀσκλαπιός* hat Keil Analect. p. 92. 93 nachgewiesen.

Aus dem Kreise der dionysischen Götter und Halbgötter hat Walz auf *Διόνυσος* selbst und auf *Σειληνος* aufmerksam gemacht. Für Letztern füge ich bei Plut. Lysand. 26 und C. I. 748. Zu Dionysos ist noch zu setzen *Βάκχος*, das als Eigenname vorkommt im C. I. nach Pape. Ferner gehört hieher der unzähligemal vorkommende Name *Σάτυρος*, z. B. der unter den Dreissi-

*) Aus lateinischen Inschriften hat jetzt Herr Professor K. Klein in Mainz, welcher diesen Theil meines Vortrags zugleich in verdankenswerther Weise ergänzte, zahlreiche Belege für den Gebrauch der Musennamen als Namen von Freigelassenen beigebracht in den Schriften des Mainzer Alterthumsvereins III. S. 1 ff. Nur für Polymnia fehlen Beispiele. (Späterer Zusatz.)

gen berüchtigte. Dann *Μαρσύας*, unter Andern der Geschichtschreiber aus Pella. *Πρίαπος* hiess ein Töpfer, De Witte Revue de phil. II, p. 496.

Von den Liebes- und Ehegöttern findet sich ausser *Ἀφροδείτη*, worauf Keil S. 95 und Walz gewiesen haben, oft *Ἔρως*, z. B. C. I. 191 ein *Ἔρως* aus Kephale, Vater eines *Πρεῖμος* und *Φιλούμενος*, 1194 ein *Κῆρυξ βουλῆς καὶ δήμου Ἔρως Νεικαγόρου*, beidemal aus der Zeit des M. Aurelius. Ferner n. 198: *Ἔρως Ἀνδρονείκου*, n. 2407 und Ross Inscr. n. 149, vgl. Letronne J. d. S. 1845. S. 738.

Ὑμέναιος, eigentlich freilich ein Adjektiv von *Ὑμήν* und insofern nicht auffallender als *Ἀπολλώνιος, Δημήτριος* u. s. w. können wir doch hieher rechnen, insofern dieses Adjektiv bereits für den Gott ganz zum Namen wurde. Unter Anderen finden wir einen Hymenæos in dem Briefe Paul. ad Timoth. II, 16 und in dem C. I. 284 auf einer agonistischen Inschrift.

Von abstrakten Begriffen, welche personificirt und zu Gottheiten erhoben werden, kommen ebenfalls manche als Eigennamen von Menschen vor. Es kann das um so weniger befremden, als solche Begriffe, auch ohne zu göttlicher Bedeutung erhoben zu sein, häufig angewandt werden, vgl. Pape Lexic. S. 3. So *Ἀβροσύνη, Ἀρετά, Εὐπορία* u. s. w.*) Mehrere solche Namen haben wir bereits oben bei den Musen und Chariten kennen gelernt. Wir nennen ferner den häufigen Namen *Νίκη*, den Walz aus einer delischen Inschrift belegt hat, und fügen bei C. I. 690: *Νείκη Διοδοθίου ἐγ Μελιτέων*.

Εἰρήνη, Name der Friedensgöttinn und einer Hore, ist als Frauenname ungemein häufig, z. B. C. I. 708 und 2653. 2405.

Σπουδή, bei Hygin. Fab. 183 als eine der Horen genannt, erscheint C. I. 731 als Milesierinn aus Attika.

Ἐλπίς als Männername gehört zwar nicht hieher, da es ohne Zweifel aus *Ἐλπίας* entstanden, wohl aber als Frauenname, wie es öfter sich findet.

Aber selbst abstrakte Masculina kommen vor.

Φόβος, bereits bei Homer als Begleiter des Ares personificirt, heisst ein Kodride in Phokæa bei Plutarch de mul. virt. 18.

Τύχων können wir allenfalls auch noch hieher ziehen, der in Athen als Gott verehrt ward, nach Strabo XIII, 1. 588. t. III. p. 90. Tauchn. So hiess ein Diener Platons, Diog. Laert. V, 42. und später ein Kanzler (*ἀρχιγραμματεύς*) und Statthalter des Antiochos des Grossen, Polyb. I, 54.

Nachdem ich so beispielsweise ohne den entferntesten Anspruch auf Vollständigkeit eine Anzahl untergeordneter Götterkreise durchgangen, will ich nun zu den höhern, und besonders zu den olympischen Göttern übergehen.

Κόρη hat bereits Walz nachgewiesen.

Ἑρμῆς desgleichen aus Auctor ad Her. I, 11, 18. Es kommt aber auch sonst ausserordentlich oft vor und zwar in allen möglichen dialektischen Formen, welche als verschiedene Namen angewendet wurden. Die attische Form *Ἑρμῆς* u. a. bei Ross Demen von Attika n. 6. I. 4. Paulus Römerbrief XVI, 14. daneben *Ἑρμείας*, z. B. der Tyrann von Atarneus, Freund des Aristoteles, und ein Karier, Minister unter Seleukos und Antiochos dem Gr. Polyb. V, 41. *Ἑρμέας* u. a. C. I. 728 ein Athener, *Ἑρμίας* auf Inschriften oft, und *Ἑρμᾶς*, dieses u. a. neben *Ἑρμῆς* Paul. Römerbr. XVI, 14. Ebenso der lateinische Name Mercurius, z. B. *Flavius Mercu-*

---

*) Man vergleiche die von Xenephon de venatione VII, 6 für Jagdhunde empfohlenen Namen, unter denen wir *Ψυχή, Ῥώμη, Ἥβα, Χαρά, Βία, Σπουδή, Γνώμη* und ähnliche finden.

rius auf einer Inschrift aus *Langres, Mémoir. de la soc. royale des Antiq. de France t. XVIII (VIII nouvelle série)* p. 132.

Ποσειδῶν hat Keil S. 95 als Töpfername nachgewiesen *), und ebenso

Ἥφαιστος in der Form *Ἥφεστος* aus C. I. 628, in einer Inschrift, die nach der Form der Buchstaben in die gute Zeit gehört. Die Fragezeichen, die Böckh zu *Ἥφεστος* und *Ἥφεστον* (denn der Name kommt zweimal vor) gesetzt hat, dürfen jetzt wohl wegfallen.

Ἀφροδίτη haben wir schon oben berührt.

Ἄρτεμις hat Keil ebenfalls aus dem Testamente Platons nachgewiesen, als Namen einer Sclavinn, und Walz hat Diana dazu gefügt.

Der Name des Apollon scheint, wie Keil bemerkt, in C. I. n. 189. l. 30 vorzukommen: *Ἀπόλλων Φίλωνος* in einer Inschrift aus der Zeit der Antonine. In einem von Welcker Rhein. Mus. 1832 p. 293 herausgegebenen Epigramm, wo der Hexameter lautet

Πατρὶς μέν μοί ἐστι Λύκων πόλις εἰμὶ δ' Ἀπολλ....

könnte man danach *Ἀπόλλων* ergänzen und bei einem Aegypter kann der Name nach der oben angeführten Stelle Lucians am wenigsten auffallen. Keil vermuthet aber vielleicht richtiger *Ἀπολλᾶς*, man könnte auch *Ἀπολλώς* schreiben. Diesen Namen (bei Paul. Cor. I, 12, 3. 4) müssen wir aber wohl von *Ἀπόλλων* unterscheiden. Denn wenn auch bisweilen die Endungen *ων* und *ως* in den gleichen Wörtern wechseln, auch in Eigennamen z. B. *Τυφῶν* und *Τυφώς*, so wird sich doch schwerlich ein Beispiel finden wo der Gott *Ἀπολλώς* genannt ist, und darum darf man diesen Namen nicht als identisch mit *Ἀπόλλων* annehmen. Es bleibt also bloss jene Inschrift 189 und da es eine Fourmontsche ist, so möchte ich einstweilen den Gebrauch des Namens nicht für ausgemacht gelten lassen, indem sehr leicht ein *ν* statt *ς* geschrieben werden konnte.

Durchaus keine Belege habe ich für den Gebrauch der Namen *Ζεύς*, *Ἥρα*, *Ἀθηνᾶ* **), *Ἄρης*, *Δημήτηρ*, *Ἅιδης* und *Περσεφόνη*, *Ἑστία*, und möchte auch den Gebrauch der meisten bezweifeln. Am ehesten mag Hestia vorgekommen sein, da auch eine der Hesperiden so genannt wird und den Uebergang zu der Anwendung für Sterbliche bildet.

Endlich noch ein Wort über den Gebrauch der Beinamen der Götter. Diese Beinamen, welche alle bestimmte Eigenschaften bezeichnen, aber bisweilen fast zu eigentlichen Namen geworden sind, scheinen zum grossen Theil als Eigennamen im Gebrauch gewesen zu sein. ***) Auf Lysius hat Walz aufmerksam gemacht. Der oben angeführte *Ὑμέναιος* gehört gewissermassen hieher, ferner nenne ich *Σωτήρ*, nicht nur als Beiname von Fürsten häufig, sondern auch als eigentlicher Eigenname, z. B. ein Amisener C. I. 819.

Φοῖβος C. I. 191. 193. u. a.

Διθύραμβος ein Thespier, Herod. VI, 227.

Χλόη, Beiname der Demeter, ein gewöhnlicher Frauenname, z. B. im Longus.

Betrachten wir nun den Gebrauch dieser Namen, so ist ein Unterschied unverkennbar zwischen denen der untergeordneten Gottheiten und Halbgötter, und denen der höhern Götter. Mit den erstern scheint es eine ähnliche Bewandtniss gehabt zu haben wie mit den Heroennamen. Sie waren zum grossen Theile zu allen Zeiten in allgemeinem Gebrauche. In vielen Fällen lässt

*) Man vergleiche übrigens J. de Witte in der Revue de Philologie II. S. 388, wonach Poseidon als Töpfername aufgegeben werden muss. (Späterer Zusatz).

**) *Ἀθηνᾶ* und *Ἀθηναία* führt Pape aus Keil Specim. onomat. §. 12–14 an ohne Beispiele.

***) Letronne J. des Savants 1846 S. 161 nennt *Πύθιος*, *Ἑκήβολος*, *Ἑκηβόλιος*, *Ἀλέξιος*, *Λοίμιος*, *Οὔλιος*; *Ἐνόδιος*; *Εὔοδος*; *Βρόμιος*.

sich wohl annehmen, dass dabei eine unmittelbare Beziehung auf die entsprechende Gottheit gar nicht statt hatte, sondern der Name wegen seiner Bedeutung oder aus sonstigen uns unbekannten Gründen gewählt wurde, so z. B. bei Glaukos, Hippolytos, Charon, Rhode, Euphrosyne, Erato. Bei andern mag eine Beziehung stattgefunden haben, wie z. B. bei den Namen Eros, Leto u. a.

Seltener dagegen wird der Gebrauch der Namen der höhern Götter. Von diesen finden wir besonders im Gebrauche diejenigen der Gottheiten, die am meisten Verkehr mit den Menschen hatten, also vor allem des Hermes, dessen Name ursprünglich gewiss immer mit Beziehung auf die Gottheit gegeben wurde.

Ob *Κόρη* als Eigenname sich auf Persephone bezieht, welcher Name selbst nicht vorkommt, möchte ich bezweifeln; es kann ebensowohl bloss der Appellativbegriff sein, der die Anwendung zum Eigennamen Sterblicher veranlasste.

Bei den übrigen angeführten, Hephæstos, Artemis, Poseidon, hat eine Beziehung gewiss immer statt gefunden, aber welche? und was war die Veranlassung sie zu geben? Um diess zu entscheiden müssten wir mehr Beispiele haben und den Stand der Personen kennen. Bei Hephæstos liesse sich an eine dem Gott analoge Kunstübung denken, bei Sclavinnen und Freigelassenen vielleicht daran, dass sie der gleichnamigen Gottheit angehörten oder bei der Geburt ihr geweiht worden waren. Dass Priesterinnen nicht selten den Namen der Gottheit annahmen, ist bereits von Fritzsche zu Aristoph. Thesmoph. 53 nachgewiesen. Namentlich ist aber zu beachten, dass die Götternamen im Ganzen mehr der spätern Zeit angehören, wo der lebendige naive Glaube längst erschüttert war und einerseits ungläubiger Aufklärung, anderseits ängstlichem Aberglauben Raum gemacht hatte. Da mochte besonders auch das Beispiel Aegyptens, dessen Superstitionen sich überall hin verbreiteten, gewirkt haben. Es sind auch vorzugsweise die niedern Classen des Volks, ganz besonders die Freigelassenen in der römischen Zeit, bei denen sich diese Namen finden, und auffallend ist unter anderm, wie viele Beispiele sich in den Briefen Pauli finden. Von der Anwendung der Namen der höchsten Götter scheint fortwährend eine heilige Scheu zurückgehalten zu haben.

Prof. Klein von Mainz legte aus einer Inschrift seiner Heimat mehrere Musennamen als Namen sterblicher Weiber vor; auch in Gruters Thesaurus seien fast alle, übertragen auf freigelassene Römerinnen, nachzuweisen: Euterpe Gr. 1109, 1. Revue de Philologie 1847. p. 159 = F bretti 477; Calliope Gr. 599, 5. 740, 2. 1156, 3; Melpomene 25, 9. 618, 7. Mainzische Alterth. H. 3; Terspicore (sic) Gr. 942, 14; Urania 744, 4. 842, 5. Murat. 17, 9 = Orelli 1944; Thalia Gr. 627. 731, 7; Erato 1071, 5.

Prof. Piper von Berlin: Der eben erörterte Gegenstand, die Verwendung von Heroen- und Götternamen zu menschlichen Eigennamen, ist gewiss von Wichtigkeit für die Auffassung des häuslichen Lebens, der Stimmung in der Familie, wie eben deshalb über die Privat-Alterthümer hinausreichend von religionsgeschichtlicher Bedeutung. Hängt doch das Erscheinen dieser Götternamen, wie Hr. Prof. Vischer hervorhebt, mit dem Verfall des alten Götterglaubens zusammen, an dessen Stelle Unglaube und Aberglaube getreten waren. Um so auffallender ist es in entgegengesetzter Richtung, dass sie unter der Herrschaft des Monotheismus Bestand haben: sie finden sich nicht selten im christlichen Alterthum. Hierüber sei es mir erlaubt zu einer Ergänzung des eben gehörten lehrreichen Vortrags einige Bemerkungen der verehrten Versammlung vorzulegen.

Ich rede nicht von den Götter- und Heroennamen im Neuen Testament: denn es ist eben

noch das Heidenthum, welches in den mythologischen Namen der ersten Christen sich fortsetzt. Aber auch die spätere Kirchengeschichte hat solche aufzuweisen, sogar als Namen der bekanntesten Kirchenlehrer. So trägt einen Heroennamen Hippolytus, Bischof von Portus Romanus im zweiten Jahrhundert. Und einen Götternamen Hermes, Verfasser des *Ποιμήν*, der für einen der apostolischen Väter gehalten wird (nach Röm. 16, 14), wahrscheinlich aber erst um die Mitte des zweiten Jahrhunderts lebte, und Hermias, einer der älteren Apologeten, Verfasser der Irrisio gentilium philosophorum, — beides nur Umformungen des Namens Hermes. Etwas Anderes ist es, wenn durch Zusammensetzung eines Götternamens mit der Endung *γένης* ein Patronymicon gebildet wird: der neugebildete Name tritt gewissermassen in die Klasse der Heroennamen, sofern der Inhaber als Sohn eines Gottes bezeichnet wird. So schliesst sich an die vorigen Namen Hermogenes an, eines Häretikers gegen Ende des zweiten Jahrhunderts wahrscheinlich aus Carthago. Auch der grösste Kirchenlehrer des christlichen Alterthums führt einen Namen, welcher eigentlich Sohn des Horus bedeutet, das ist Origenes*), der auch selbst, wie sein Name, ägyptischen Ursprungs ist. — Häufiger finden sich Götternamen bei Privatpersonen in christlichen Inschriften. Da ich den Nachweis dessen nicht zur Hand habe, werde ich einer andern Gelegenheit es vorbehalten, näher darauf einzugehen**).

Diese Aufnahme mythologischer Namen ist jedoch nur als Ausnahme zu begreifen, gleichwie ausnahmweise auch sonst in Leben, Wissenschaft und Kunst heidnische Elemente in die Kirche eingedrungen sind. Die Zulassung solcher Namen im Allgemeinen zu würdigen, werden wir die Ansicht zu vergleichen haben, die man damals von den Göttern selbst hegte. Wir finden zwei Systeme, den Göttermythus vom christlichen Standpunkt zu erklären, welche beide schon bei den ältern Apologeten ersichtlich sind und ferner neben einander hergehen das ganze Mittelalter hindurch. Das eine ist selbst heidnischen Ursprungs, das euhemeristische: man nahm an, die Götter seien nichts anders als Menschen, die sich hervorgethan unter ihres Gleichen, sich Herrschaft erworben hätten, sei es durch Wohlthaten, sei es durch Verbrechen, und nach ihrem Tode zu göttlicher Ehre erhoben wären. Hingegen jüdischen Ursprungs ist das andere System, wonach den Göttern der Heiden als solchen Realität, eine überirdische Herrschaft über die Heiden und noch fortwährend Wirksamkeit zugeschrieben wurde, aber eine dämonische: dass sie gefallene Geister seien, wie auch das Heidenthum selbst als Abfall sich darstellte. Es war sehr natürlich, dass zumal denjenigen, welche vom Heidenthum zum Christenthum kamen, diese Auffassung sich empfahl. Denn es musste schwer sein, im Heraustreten aus dem alten Götterglauben von den Göttern, denen man bis dahin fromme Scheu gewidmet hatte, sich ganz los zu machen, sie für nichts zu halten: indem man die Frömmigkeit den Gegenständen christlicher Verehrung zuwandte, blieb die

*) Vergl. Redepenning Origenes, Th. I. S. 421. Doch ist diese Ableitung nicht unbestritten, s. Letronne in den Annal. de l'instit. archéol. 1845, p. 329.

**) Nachträglich seien hier nur einige Beispiele angemerkt. Es findet sich *Hermaiscus* in einer griechischen Inschrift im Kircherschen Museum bei Lupi Epitaph. Sever. p. 191. Muratori Thes. p. 1883, 2. und in einer lateinischen Inschrift aus dem Cometerium der Priscilla bei Mai Script. vet. nov. Collect. Vol. V. p. 421, 3. *Mercurius* ist der Name eines Priesters in einer Inschrift der Vaticanischen Grotten bei Mai l. c. p. 168, 4. Derselbe kommt vor in einer Grabschrift aus dem Cömeterium des Saturninus bei Marangoni Delle cose gentil. p. 457, sowie aus dem Cömeterium des Callistus bei Vermiglioli Iscriz. Perug. T. II. ed. 2, p. 373 und öfter. Desgleichen *Mercuria* in einer Grabschrift aus demselben Cometerium im Museum zu Florenz bei Mai l. c. p. 442, 2; *Fortuna* in einer Grabschrift aus dem Cömeterium der Priscilla, ibid. p. 434, 2. Merkwürdig ist der Name *Leda* in einer Grabschrift aus dem Cömeterium der Lucina, ibid. p. 438, 4. — Auf einem Grabstein zu Trier bei Lersch Centralmus. III. S. 29. n. 33 erscheint als Name eines syrischen Christen *Ἄδωνος*, auch ein Göttername, s. Creuzer in den Wiener Jahrb. der Literatur Bd. 117. S. 179.

Scheu vor den heidnischen Götzen zurück, man nahm sie für böse Geister, wie auch in der ersten Korinthischen Gemeinde heidenchristliche Glieder sich fürchteten, durch Genuss des Opferfleisches mit ihnen in Berührung zu kommen. — Nach dieser Ansicht ist es freilich sehr auffallend, dass man das Omen nicht scheute, den Namen eines heidnischen Gottes in einer christlichen Familie zuzulassen, gerade wie auch bei den Heiden ominöse Namen vorkommen. Weniger bedenklich konnte diese Zulassung bei der euhemeristischen Ansicht erscheinen.

Aufschlüsse im Einzelnen über solche Namengebung sind nicht leicht zu erwarten. Aber eine Analogie dafür haben wir an dem Eindringen der heidnischen Namen für die Wochentage in die christliche Kirche. Sie hatte ursprünglich dafür eine eigenthümliche Bezeichnung, die in der Festsprache auch stets beibehalten ist *(Feria prima, secunda etc.)*. Doch die Gewohnheit des täglichen Lebens liess die heidnischen Namen nicht ausser Curs kommen. Unter den Kirchenlehrern finden wir sie zuerst bei Justin dem Märtyrer, nämlich den Sonntag als den Tag der Sonne und den Sonnabend als den Tag des Kronos bezeichnet, an einer bekannten Stelle in der ersten Apologie, welche auch Ideler aufführt*). Dagegen den Freitag nennt er umschreibend *τὴν πρὸ τῆς Κρονικῆς*, — vielleicht aus Scheu, den Namen der Aphrodite aufzunehmen; doch wahrscheinlicher nach Analogie der hebräischen Bezeichnung, wonach der Freitag mit Bezug auf den Sabbat als dessen Rüsttag (*παρασκευή*) benannt wird. Aber noch Jahrhunderte später kommen Abmahnungen von solchen Namen vor. Sehr instructiv ist eine weniger bekannte Stelle des Augustinus in seinen *Enarrationes* zu den Psalmen **). Er empfiehlt den (vorhin erwähnten) kirchlichen Sprachgebrauch im Gegensatz gegen den heidnischen, der freilich auch von vielen Christen angenommen sei. Wenn jedoch die Gewohnheit jemanden fortreisse, dass ihm ein Wort entfahre, welches er im Herzen missbillige, so möge er wissen, dass jene alle, deren Namen die Planeten trugen, Menschen gewesen, denen um gewisser Wohlthaten willen göttliche Ehren erwiesen seien. — Da dient also die euhemeristische Ansicht, den Gebrauch jener Namen als unschädlich zu erweisen. — Uebrigens soll man den grossen Kirchenlehrer nicht der Peinlichkeit zeihen, dass er doch vor solchem Gebrauch abräth: es ist zu erwägen, dass damals der Glaube an die Götter noch lebendig, ihr Name in vielen Gemüthern eine Macht war, — eine dämonische auch in den Augen vieler Christen, deren Gewissen darum durch solche Benennung beschwert werden konnte.

Indem ich hiernach auf die mythologischen Eigennamen der Christen zurückkomme, habe ich nur noch zu bemerken, dass das Vorkommen derselben auch darum Beachtung verdient, weil es zur Vorsicht auffordert, wenn der Ursprung zweifelhafter Inschriften zu bestimmen ist, ob sie aus dem Heidenthum oder aus dem Christenthum stammen. Es ist also der heidnische Eigenname kein Beweis gegen die Christlichkeit der Person, die ihn führt. — Des Gegensatzes wegen erlaube ich mir noch beizufügen, dass umgekehrt auch Namen, die für eigenthümlich christlich gelten könnten, schon im heidnischen Alterthum vorkommen, — wie der schon von Hrn Prof. Vischer angeführte Name *Εἰρήνη*, ferner *Πίστη*. Solcher Name enthält also auch keinen Beweis für die Christlichkeit der Person, die ihn führt. In dieser Hinsicht ist von Interesse die Inschrift eines runden Altars im Vaticanischen Museum, die zuerst Marini bekannt gemacht hat †), mit dem

*) Ideler Handbuch der Chronologie II, 178 f.

**) Augustin. In Ps. XCIII, c. 3.

†) Marini Fratr. Arv. p. 573. Osann Syllog. p. 127, 33 und anderwärts: *Θεῷ ὑψίστῳ εὐχὴν ἀνέθηκεν Κλαυδία Πίστη*. Vergl. meine Mythol. und Symbol. der christl. Kunst I, 1, S. 106, Anm. 5.

Namen *Claudia Piste*. Man hat sie für christlich gehalten, wobei πιστὴ als Adjectivum genommen wurde *); doch wahrscheinlich ist sie heidnischen Ursprungs **) und Πίστη ist als Eigenname auch bei den Heiden in Gebrauch, wie aus einer Inschrift in Iconium im dritten Bande des *Corpus inscriptionum* erhellt. †)

Pfarrer Rinck von Grenzach: An dem sehr gelehrten Vortrag, den wir vorhin vernommen haben, vermisse ich die Feststellung des Heroenbegriffes, die mir darum nothwendig scheint, weil sich die Fortpflanzung der vielen Eigennamen, die in der Heroenzeit vorkommen, eigentlich ohne Belege von selbst versteht, und nur die Nachweisung solcher Eigennamen, die mit den eigentlichen Heroen nach Hesiodischem Begriff gleichlautend sind, von Erheblichkeit ist. Denn waren diese als Söhne eines Gottes oder einer Göttinn in dem Volksglauben wie Halbgötter von einem Heiligenschein umgeben, so war es natürlich, dass man solche Namen seltener seinen Kindern beilegte; wie auch mehr nur solche Götternamen, die zugleich als Appellativnamen gebraucht wurden, zu Eigennamen für Menschen gewählt worden sind. Bei dieser von mir gewünschten Beschränkung würde das mitgetheilte Verzeichniss von Heroennamen viel kürzer, aber wegen der Verbindung mit den Götternamen richtiger und interessanter ausgefallen sein.

Prof. Vischer dankt für die Bemerkungen Kleins und Pipers, um so mehr als dieselben seine Ansicht nur bestätigen; die Beschränkung des Begriffes Heros habe er absichtlich unterlassen, weil der Gebrauch der Heroennamen im allerweitesten Sinne angezweifelt worden sei.

Hierauf ward die Sitzung durch den Präsidenten aufgehoben: die des nächsten Tages müsse wegen der Menge der noch angekündigten Vorträge um eine Stunde früher begonnen werden.

VIERTE SITZUNG. 2 OCTOBER.

Der Vicepräsident Prof. Vischer lässt zuerst das Secretariat die Liste der hinzugekommenen Mitglieder verlesen, und ladet sodann für den Nachmittag diejenigen, welche geneigt seien sich zu unterzeichnen, zu einer Fahrt nach Basel-Augst ein, wo ausser den frei stehenden Alterthümern auch die reiche Sammlung des Hrn Schmid den Gästen freundlich werde geöffnet sein.

Den ersten Vortrag hielt Turnlehrer Spiess in Basel

über das Turnen in der Schule.

Der Aufschwung, welchen das Turnen in jüngster Zeit wieder in Deutschland genommen hat, führte in verschiedenen Kreisen Erörterungen über die Einführung dieses Erziehungs- und Bildungsmittels herbei, Erörterungen, welchen die Erzieher und Schulmänner wohl am wenigsten fern bleiben konnten. Die frühere Turnweise der Schüler hat sich zu einem eigentlichen Schulturnen entwickelt, und es bedarf wohl keiner Rechtfertigung, wenn über das Schulturnen und sein Verhältniss zum früheren Turnen der Schuljugend in dieser ehrenwerthen Versammlung gesprochen werden soll.

*) Mai Script. vet. nov. Collect. Vol. V. p. 19, not. 5.
**) Wie auch die (lat.) Grabschrift der Claudia Piste, ebenfalls im Vatican. Museum, bei Osann. Sylleg. p. 400
†) Boeckh et Franz C. I. n. 4007.

Schon vor mehr als einem halben Jahrhundert führte vorzugsweise GutsMuths in Deutschland zuerst die Leibesübungen als einen Theil der Erziehung ein. Dieser Mann wollte schon damals der in seiner Zeitbildung einseitig gepflegten und auf die Spitze getriebenen Geistigkeit dadurch begegnen, dass er das Werk einer vollen und gesunden Menschenerziehung, nach dem Vorgange der Alten, auf die unverrückbaren Bedingungen gleichmässiger Ausbildung der geistigen wie leiblichen Natur des Menschen zu gründen strebte. Er ist der erste, welcher eine alte fast sprichwörtlich gewordene, aber gleichwohl unberücksichtigte Wahrheit: „dass eine gesunde Seele nur in einem gesunden Körper wohnen könne" im Leben zu verwirklichen und in der Erziehung zu vollziehen unternommen hat. Seine Werke über Gymnastik können heute noch Zeugniss geben von dem Geiste und von den Mitteln, durch welche die leibliche Seite des Menschen sowohl in gemessnerer ernster Anstrengung als auch in freierem Spiele zu bilden sei, und weisen hin, wie bei der Einheit des leiblichen und geistigen Menschen die Erziehung nur in der einen oder andern Richtung zur Halbheit führen müsse.

Diese Anfänge der Leibesübungen mussten in ihrer Fortbildung und Verbreitung bald gehemmt werden und zurücktreten gegen ernstere Ereignisse der folgenden Jahrzehnte, in welchen mit dem Bestande Deutschlands selber die einzelnen Bestrebungen der Erziehung in Frage gestellt wurden.

Es ist bekannt, wie später in den Zeiten vaterländischer Noth durch Jahn die Leibesübungen unter dem Namen Turnen ihren zweiten und grössern Aufschwung genommen haben. Mit dem Kampfe gegen den äussern Feind ward zugleich auch der Kampf für die sittliche Erneuerung des in seinem Innern so vielfach geschwächten eigenen Volkslebens unternommen, und das Turnen ward gehoben und getragen von dem allgemeinen Zuge der geistigen und leiblichen Rüstungen für das Vaterland. Bald nach den Befreiungskriegen, 1816, erschien die „deutsche Turnkunst" von Jahn und seinem Schüler Ernst Eiselen, ein Buch, welches die Einführung und Betreibung der Turnübungen auf den öffentlichen Turnplätzen in grossen Grundzügen gibt und bis heute noch die Richtschnur auch für das Schulturnen bei Vielen geblieben ist.

Hatten sich die ersten Anfänge der Leibesübungen unter GutsMuths in einer ruhigern Zeit aus der Einheit erzieherischen Lebens, wie ein neu gesprosster Zweig aus dem einen Stamme, auch stiller entwickeln können, so drang dagegen die in erregter Zeit erneute Turnsache so rasch und entschieden mit dem grossen Gedanken der gesammten Volkserhebung in den Vordergrund, dass sie in Vielem ihren Anschluss an die bestehenden öffentlichen Bildungsanstalten der Jugend übereilte. Zwischen Schule und Turnplatz bildete sich ein Gegensatz, Schulsitte und Turnersitte liefen in Vielem auseinander, eine jede beider Anstalten ging ihren eigenthümlichen Weg, und es hätte der Zeit und der Ruhe bedurft diesen Zwiespalt allmählig auszugleichen und dem Turnen seine volle Stellung und seinen festen Bestand und besonnenen Fortgang in dem ganzen für Erziehung zusammengreifenden Leben der Schule zu sichern. Diese ruhige Entwickelung ward jedoch durch die Aufhebung der öffentlichen Turnplätze in ihrem Laufe unterbrochen, und so lag für die Erziehung die Sache der Leibesübungen wieder brach, bis vor wenigen Jahren ein weckendes Wort des Königs von Preussen den jüngsten Aufschwung des Turnens, als einer die Schule ergänzenden Einrichtung, in ganz Deutschland hervorrief.

Nebeneinander bestehen aber auch jetzt noch zweierlei Ansichten über die Turnweise der Schuljugend, von welcher die ältere und herkömmliche sowohl als auch die neuere und sich bildende ihre Verfechter und Anhänger hat, wenn auch das neuere Schulturnen bei näherer Betrachtung nur mehr eine Fortentwickelung und Weiterbildung der früheren Turnweise genannt werden muss. Der Umstand, dass die frühere Turnweise wohl von fast allen verehrten Anwesen-

den gekannt ist, und dass ferner durch die abgehaltene Prüfung von dem Schulturnen einige Anschauung gegeben worden, lässt es angemessen erscheinen hier zu einer Einleitung für die Besprechung des Schulturnens und seiner Eigenthümlichkeit gegenüber der früheren Betreibung des Turnens nur in weiteren Umrissen einige Andeutungen über den Unterschied beider Betriebsweisen des Turnens für die Schuljugend zu geben.

Nach der älteren Turnweise werden die Schüler aller Alter ins Gesammt und gleichzeitig auf den Turnplätzen, die man am gelegensten ausserhalb der Stadtthore im Weiten und Freien herrichtet, vereinigt. Die Schaar wird, abgesehen von der Eintheilung, wie sie in der Schule nach Klassen besteht, je nach Alter, Grösse und Kraft in Riegen gegliedert und macht so unter der Leitung von Vorturnern ihre verschiedenen Uebungen, welche sich in einem geordneten Wechsel folgen; die Aufsicht über das Ganze führt der Turnlehrer, der häufig nicht einmal Lehrer und Erzieher ist. Auf die strengere Turnschule wird gewöhnlich die erste Hälfte der Turnzeit verwendet, zur Turnkür, zu Massenübungen und Spielen dient die zweite Hälfte der Turnzeit, die sich während der beiden wöchentlichen schulfreien Nachmittage auf mehrere hintereinander folgende Stunden ausdehnt und durch eine Turnrast unterbrochen wird. Da diese Einrichtung mehr für die gute Jahreszeit getroffen ist, so wird dagegen im Winter davon abgesehen und der beschränkteren Turnräume wegen die ganze Ordnung der Zeit und den Umständen nach verändert. Ausser den regelmässigen Turnzeiten werden mit der Jugend auch nähere und weitere Ausflüge und Turnfahrten gemacht. Das Turnleben der Schuljugend soll noch dadurch in einer lebendigeren Verbindung mit der Schule gehalten werden, dass die Vorgesetzten derselben und Lehrer die Oberaufsicht von Amts wegen führen, und man will darauf hinarbeiten, aus dem Stande der Lehrer selbst die Turnlehrer zu wählen und für diesen Gegenstand auszubilden. Für das eben so nothwendige Turnen der weiblichen Jugend hat diese ältere Turnweise noch keinen Rath gegeben.

Das neuere Schulturn n weicht nun von jener älteren Turnweise in zwei wesentlichen Richtungen ab, erstens in Hinsicht seiner Stellung zur ganzen gegebenen Schulordnung, und zweitens in Hinsicht der Auswahl und Behandlung des Uebungsstoffes.

Vor Allem will die neuere Turnweise allen Schulen in Stadt und Land und somit auch den Mädchenschulen, den jüngeren und vorgerückteren Altern, das Turnen zuwenden und verpflichtet darum auch alle Schüler zur Theilnahme an demselben.

Im Anschluss an die bei allem in Schulen gegebenen Unterricht schon bestehende Klasseneintheilung soll das Turnen auch nur von diesen kleineren Abtheilungen betrieben werden.

Auch der Turnunterricht soll nur von Lehrern der Schule gegeben werden.

Für den regelmässigen Fortgang des Turnens, im Sommer wie im Winter, muss die Schule angemessene Räume haben und diess bei oder in geringer Entfernung von derselben.

Bei den jüngeren Altern soll täglich eine Stunde auf das Turnen und die Turnspiele verwendet werden, bei vorgerückteren Altern kann nach Umständen eine andere Ordnung der Turnzeit getroffen werden.

Die Schule soll die Jugend öfters zu kleineren und grösseren Wanderungen, Turnfahrten in das Freie führen.

Diesen Anforderungen gegenüber hat nun das Schulturnen auch den Unterrichtsstoff zweckgemäss bearbeitet.

Für die turnerische Ausbildung des Einzelnen war es vor Allem nöthig, die im Leben meist vorkommenden Leibesübungen des Stehens, Gehens, Laufens u. s. w. allseitig und kunstvoller weiter zu bilden, und dieser Forderung entsprachen die Freiübungen.

Zur möglichst gleichmässigen Ausbildung einer Klasse im Turnen, sowohl in den Freiübungen als auch in den mehr ungewöhnlichen Geräthübungen, wurden das Turnen in den Gemeinübungen und die namentlich auf den Geist der Zucht und Ordnung gerichteten Ordnungsübungen für den Unterricht in Anwendung gebracht.

Wir schliessen mit dem Gedanken, dass vor Allem auch die Schule in ihrer erzieherischen Wirksamkeit auf den festen Boden und die Kraft des leiblichen Menschen gegründet sein muss; denn in ihm findet der Geist das Mass und Verhältniss zu allen niederen und höheren Dingen.

Rector Eckstein von Halle hat gleich den Andren, welche der vorgestern angestellten Turnprüfung beigewohnt, seine Freude gehabt an diesen durch Rhythmus verschönten und zur Schönheit bildenden Uebungen. Doch glaube er der alten Turnweise in einem Punkte das Wort reden zu sollen. Die Abtheilung der Zöglinge nach Alter, Grösse, Kraft u. s. w., nicht aber nach den Classen der Schule, gewähre den Vortheil, dass auf dem Turnplatze der leidige Classengeist gebrochen werde. Ob daher diese Einrichtung nicht festzuhalten, ob es nicht möglich sei die Freiübungen mit ihr zu vereinigen?

Geheimer Hofrath Zell von Heidelberg stimmt aus Princip gegen das obligatorische Turnen. Das Turnen der Griechen sei auch frei gewesen. Die Förderung, die Jeder dem Turnen wünschen müsse, werde schwerlich durch Zwang herbeigeführt, viel eher durch Freiwilligkeit und durch die Anspornung, welche in dieser liege.

Institutvorsteher Bender von Weinheim bezweifelt, dass die Verpflichtung zum Turnen dem Turnen schaden könne. Sei doch die geistige Bildung durchaus obligatorisch: warum nicht auch die leibliche? In seiner Anstalt sei, auf die Wintermonate berechnet, eine obligatorische Werkstätte für allerlei Handarbeit; die Kinder wüssten gar nicht, ob sie obligatorisch darin seien oder freiwillig: es gehöre eben mit zur Anstalt, und jedes würde seine Nichtzulassung als eine Strafe ansehen.

Geheimer Hofrath Nüsslin von Mannheim stimmt dem bei; Freigebung des Turnens sei der gerade Weg zu dessen allmählichem Untergange.

Director Seisen von Schopfheim: Bei den vielen Unglücksfällen, die auf Turnplätzen schon geschehen, dürfe man den Eltern ihre etwanige Abneigung nicht verargen; das Turnen müsse deshalb von deren Einwilligung abhängig bleiben.

Rector Eckstein: Man fragt am besten die Erfahrung. In Preussen, als das Turnen noch freiwillig war, verlor sich die Theilnahme; seit es obligatorisch ist, zeigt sich, wenn der Lehrer nur das rechte Geschick hat, die Jugend sehr geneigt. Aber an dem Lehrer liegt auch hier das Meiste: er muss alle Pedanterei zu beseitigen, er muss namentlich Turnspiele zu bringen wissen anstatt der Seiltänzerkünste.

Prof. Hassler von Ulm: Wenn einmal beim Turnen ein Unglücksfall geschehe, so liege darin noch kein Grund gegen die obligatorische Einführung: Ungeschick und Unglück komme auch im übrigen Unterrichte nur zu viel vor.

Turnlehrer Spiess. Die Verpflichtungsfrage scheint erledigt. Mein Classenturnen soll den guten und rechten Classengeist fördern, nicht den leidigen, nicht den Pennalismus. Dem Kind ist die ganze Schule zu gross; es ist dem Knaben nicht gut unter andre zu kommen, die weder

ihn verstehen, noch er sie: besser für ihn sind die kleineren Gliederungen, wo er jeden Gespielen, wo auch ihn der Lehrer kennt. So wird der Classengeist allen das Turnen lieb machen, den Pennalismus aber austreiben helfen.

Rector Eckstein: Wir einigen uns, sobald die sonst gewohnten Lehrer auch im Turnen unterrichten und nicht ein eigener Turnlehrer, der den Knaben im Uebrigen fremd ist.

Hiemit endigte die Discussion, und Pfarrer Rinck von Grenzach las

über die ethische Bedeutung der Mysterien Griechenlands.

Hochgeehrte Herren!

Wenn die griechische Menschheit unter den classischen Völkern der Vorzeit die oberste Stelle einnimmt, so scheint mir der religiose Glaube der alten Griechen die Spitze und Blume ihrer Bildung und Geschichte zu sein, und wenn ihre Mysterien den Kern und Mittelpunct ihrer Religion bilden, so will ich Sie in meinem Vortrage in das innere Heiligthum des classischen Alterthums führen, Sie zwar nicht mit verschollenen Ceremonien als solchen unterhalten, aber die religiös-sittliche Bedeutung der griechischen Mysterien, ihre immerwährende Wahrheit betrachten und die allgemeinen Religionsideen auch in ihnen nachweisen; was für den Philologen nicht minder als für den Theologen anziehend sein dürfte. Ich werde Sie nicht durch Begründung meiner Behauptungen im Einzelnen ermüden, sondern mich auf Darlegung von Gesichtspuncten und von den Ergebnissen meiner Untersuchungen beschränken, da der Zweck dieser Versammlung nicht sowohl ist, Gelehrten seine Gelehrsamkeit mitzutheilen, als vielmehr aus dem Leben lebendig anzuregen.

Der mythische Gegenstand der samothracischen und eleusischen Mysterien war der Raub der Persephone, der Kummer der suchenden Mutter Demeter und ihre Freude beim Wiedersehen der gefundenen Tochter; Gegenstand der Sabazien war das Leiden und die Wiedergeburt des Dionysos. In Samothrace wurde der pelasgische Hermes bald als Zeugungsgott (ithyphallicos, Kadmilos), der die Persephone befruchtet, bald als unterirdischer (ἐριούνιος), der als Aidoneus sie im Schattenreich umarmt, vorgestellt, und der nächste Sinn dieses Fabelkreises ist, den Kreislauf von Tod und Leben in der ganzen Natur, in den Jahreszeiten und in der Menschenwelt darzustellen. In Eleusis wurde diese pelasgische Religion mit der ägyptischen vermischt, an die Stelle des Hermes in seiner unterirdischen Bedeutung trat Hades, und an seine Stelle in der Eigenschaft des männlichen Erzeugers trat Osiris-Dionysos, und Persephone wurde die Mutter des Dionysos aus der Umarmung des Zeus. Auch in Dionysos, wie in seinem pelasgischen Vorbilde Hermes, wurden beide Ideen, die des Hades und des Phallosgottes verschmolzen, und in letzterem Sinne war er Iacchos, d. i. Säugling, in ersterem Zagreus, d. i. schwach, unterirdisch. Dem Iacchos gesellte die Einbildungskraft ein weibliches Wesen, die Baubo, d. i. das weibliche Zeugungsorgan, zu.

Hiernach hat es den Anschein, dass die Mysterienfeier nach der Bemerkung Ciceros sich mehr um physicalische Lehren drehte, dass man vielmehr die Natur der Dinge als der Götter in ihnen kennen lernte. Allein wenn nach demselben Schriftsteller die attischen Weihen das rohe Leben zu einem menschlichen und gesitteten umgestalten und eine Schule sind, nach richtigen Grundsatzen mit Freuden zu leben und mit besserer Hoffnung zu sterben, wenn uns der Homeride, Pindar, Sophokles, Plato, Aristophanes, Isokrates übereinstimmend berichten, dass die Eingeweihten des Lebens Ursprung von Gott und des Lebens Ziel kennen, dass sie in der Götter Gemeinschaft

treten, in Absicht auf des Lebens Ende süssere Hoffnung haben und allein in der Unterwelt wahrhaft leben, während die Andern nicht gleiches Loos im finstern Hades haben: da werden wir wohl genöthigt, die Anschauungen des Natürlichen und religiös Sittlichen in der Mysterienfeier im Zusammenhang zu denken, so dass jenes als Sinnbild von der sittlichen Weltordnung, als Mahnung zur Veredlung und Heiligung aufgefasst wurde. Nur dann haben wir die Mysterien richtig verstanden, wenn wir in diesen naheliegenden Zusammenhang eingedrungen sind. Auch der Israeliten religiöse Feste lehnten sich an Natur- und Jahresfeste an, Ostern, Pfingsten und Laubhütten waren Gedächtnisstage von den Führungen Gottes mit seinem Volke und zugleich Dankfeste für die jährlich wiederkehrenden Segnungen der Erndte und Weinlese. Sogar das Christenthum, welches in des Menschen Sohn den Mittelpunct unserer Versöhnung und Heiligung aufstellt, schliesst die Naturbetrachtung nicht aus, wie wenn Paulus in Christi Tod der Welt Ende schaut und daraus die Anwendung auf sich macht: „Durch Christum ist mir die Welt gekreuziget und ich der Welt" (Gal. 6). Aehnliche Ideen werden ungesucht durch die Mythen and die Gebräuche der griechischen Mysterien angeregt.

Persephone, d. i. das Samenkorn in der Erde (פְּרִי סְפִּדָן: vgl. Cic. N. D. II, 26. Arnob. adv. Gent. III. 33) fällt in das Grauen der Nacht, doch nicht ohne Hoffnung. Sie ist das Menschenkind (*Κόρη*) oder das Vorbild der sündigen Menschheit, die ein Raub des Todes wird. Der Anlass ihres Falles war Spiel und Leichtsinn. Beim Blumenlesen auf reicher Trift überraschte sie nach Zeus Rathschluss Aidoneus und riss sie wider ihren Willen herab. So sind die Aepfel auf dem Baum des Erkenntnisses lieblich anzusehen, und mitten in der Freude ist die Natter versteckt. Demeter trauert, entäussert sich ihrer Gottheit, enthält sich des Olympos und kommt zu den Menschen in Gestalt eines alten Weibes. Ihre Trauer galt nicht der Natur allein, sondern auch der gefallenen und hinfälligen Menschheit, und ist eine Andeutung der göttlichen Barmherzigkeit, die nicht den Tod des Sünders will, sondern dass er sich bekehre und lebe. Im Stande ihrer Erniedrigung und Betrübniss wird sie ja die Amme des königlichen Sohnes Demophon, salbt ihn mit Ambrosia und legt ihn des Nachts ins Feuer, wodurch ihr Zögling den Göttern ähnlich wird. Hieraus wird der sittliche Gehalt der Fabel klar. Das Beklagen und Suchen der gefallenen Tochter hat den Zweck, dass ein neuer und im Feuer geläuterter Mensch, den niedern Trieben entnommen, aus dem Nachtreich auferstehe und zur Gottähnlichkeit erzogen werde. Diess ist nicht anders möglich, als wenn Demeter aus Liebe, der göttlichen Würde beraubt, in Menschengestalt die Versunkenen aufsucht, ihr Loos bejammert und den richtigen Steig, der zu den Göttern führt, anzeigt. In dieser Bedeutung scheint der Homeride jene Klage aufzufassen, wenn er in mystischer Kürze sagt, man dürfe die heiligen Orgien nicht betrauern, die Gottesfurcht gebiete Schweigen. Die grosse Mutter hatte den hohen Endzweck, den Zögling von dem gebrechlichen Alter und Tod ganz zu befreien; allein ihre Absicht scheiterte an der menschlichen Thorheit. Der Mensch sollte sich in Demuth und heiliger Scheu der Götter Zucht ganz hingeben, dass die neue Creatur geschaffen würde. Aber der Erde Kräfte ziehen abwärts: klügelnder Vorwitz verleitete Metanira, die seltsame Erziehungsweise ihres Sohnes Demophon zu erspähen, sie klagte laut beim Anblick des Feuers. So stören die unbesonnenen Menschen das Werk der Götter, welches auf halbem Wege stehen bleibt. Demeter zürnt, giebt sich zu erkennen und hinterlässt die ehrwürdigen Orgien, welche belehren, dass das Fleisch im Feuer geläutert und die Menschen in einem neuen Wesen wandeln sollen. Zum Gedächtniss des Feuerkindes begingen die Jünglinge von Eleusis alljährlich Turnübungen, den Leib durchdrungen und dauerhaft zu machen und dem Geiste unterzuordnen.

Nur ein Drittheil des Jahres weilt Persephone in der Tiefe, zwei Drittel oben bei den Unsterblichen; der genossene Granatapfel, welcher voller Samen ist, bindet sie an den Orcus, d. i. die befruchtete Natur gibt ihre Samen zurück in die Erde, um den beständigen Wechsel der Fruchtbarkeit zu erhalten. Die Eingeweihten, die das ewige Sterben und Leben der Natur in diesem Fabelkreis betrachteten, schöpften hieraus als Theile des Naturganzen Trost, wenn auch das individuelle Leben schwindet, und sogar dieses soll nach der Lehre der Paliggenesie aufs Neue erstehen. Zugleich liegen sittliche Ideen nahe: die im Frühling zurückgekehrte Göttin ist ein Vorbild der sich aufraffenden Menschheit, ihre durch Hermes vermittelte Rückkehr ist ein Bild der Rückkehr der Gefallenen zu dem himmlischen Lichte der Götter, die Samen der Sinnlichkeit ziehen von der Höhe herab. Das Menschenkind Persephone aber ist in ihrem zweifachen Stande das Urbild aller Eingeweihten. Die Aehren, welche Demeter dem Triptolemos reichte, bedeuten nicht allein den Getreidebau, den sie ihn lehrte, sondern sind zugleich ein Sinnbild der Weihen, worin sie ihn unterwies, kraft deren der Mensch, der Persephone gleichförmig, wie das Samenkorn vom Tode zum Leben, von der Nacht zum Tage, vom Hades zu den himmlischen Göttern aufsteigen soll.

Wie Persephone als eitle Blumenleserin die Beute des grausen Gatten wurde, so wurde Dionysos beim Ball-, Würfel-, Kreisel- und Kegelspiel von den tückischen Titanen überrascht und zerfleischt; wie in Attika zuerst Onomakritos in den Zeiten der Pisistratiden gelehrt haben soll (Pausan. VIII, 37). Pallas, die göttliche Weisheit, trug das schlagende Herz des Ermordeten zum Vater Zeus. Als feuergeborener Weihegott ist er ein Vorbild unserer Wiedergeburt und Heiligung, dass wir das durch Nothwendigkeit gebotene Absterben und Erneuern der gesammten Natur freiwillig nachahmen. Je treuer der Mensch die Natur und die Naturgötter nachahmt, desto mehr erfüllt er seine Bestimmung; er muss sich mit freier Selbstbestimmung an die göttliche Zucht hingeben

Am Jahresfest der eleusischen Demeter in Arkadien schlug der Priester der Pheneaten in der Maske der Göttin, somit in ihrem Namen mit Stäben die irdischen Menschen. Es waren ohne Zweifel, wie am Aschermittwoch der Christen, sinnbildliche Schläge, die in christliche Worte gefasst folgenden Sinn hatten: „Seid ernst und wachsam, Menschenkinder, unter Blumen lauert Hades; das Leben ist kein Spiel, hütet euch vor den einschmeichelnden Titanen. Wenn der Winter euch der Dinge Vergänglichkeit lehrt, so zieht den Geist ab von dem eiteln Wesen der Welt, die Gottheit beweint euer Loos, macht ihr Freude und entreisst euch den höllischen Mächten. Die Titanen haben dem Dionysos die Schamtheile abgeschnitten und so den Frevel des Kronos wieder gut gemacht. Die Entmannung des Dionysos, Osiris und Attis steht im umgekehrten Verhältniss zur Entmannung des Uranos. Als der Himmel seines Männlichen beraubt worden, so wurde das Fleisch und die fort und fort Fleisch zeugende Kraft, Aphrodite, geboren. Werden aber die zeugenden Götter des Fleisches entmannt, so wird der Himmel mit den Menschen versöhnt, die Erinnyen, die aus dem uranischen Samen entsprungen sind, werden beschwichtigt, und die Sinnenwelt richtet sich geheiligt aufwärts, vom Geiste beherrscht und getragen. So ziehet den Rock des Fleisches aus und beschneidet eure Herzen, umgürtet eure Lenden mit purpurnen Binden. Ihr seid auch Theile des Naturganzen, verkündiget den Tod der Natur durch Enthaltsamkeit und tröstet euch so ihres nie versiegenden Lebens. Der milde Frühling, der holde Knabe Iacchos an der Göttin Brust sei euch ein Sinnbild des neuen Lebens in der Götter Gemeinschaft, Hermes geleite euch dahin und Pallas bringe euer Herz zu dem obersten Zeus, der eurer Väter Gott und Vater ist. Als Epopten mischet euch in den Chor der Himmlischen, und im Tode wird nicht ewige Finsterniss euch decken."

Diese Lehren haben unabhängig von der vorübergehenden Form der Mysterien ewige Gültigkeit, und stimmen, als in der Natur der Dinge und der Menschen gegründet, zugleich mit den überlieferten heiligen Sagen und Gebräuchen überein, deren Auffassung so gerechtfertigt wird. Die christlichen Kirchenväter haben uns einzelne Züge von der Mysterienfeier mitgetheilt, die wir für glaubwürdig halten dürfen, weil gewiss viele Christen vormals als Heiden eingeweiht waren, die sich nach ihrer Bekehrung nicht mehr zur Verschwiegenheit verpflichtet erachteten, und um des Eindrucks auf die Heiden nicht zu verfehlen, wahrhafte Zeugnisse ablegen mussten. Auch dürfen wir, die Feier der Sacramente betreffend, eine von der Vorzeit auf die spätern Geschlechter treulich forterbende Ueberlieferung annehmen. Was aber umständlich von den Eleusiniern berichtet wird, war wohl mehr oder weniger auch in Samothrace der Inhalt der Mysterienfeier. Ich erinnere an einige bedeutsame Ceremonien.

Man hatte Reinigungen durch Untertauchen im Wasser, und die Getauften umgürteten die Lenden mit mystischen Binden. Bussfertige Verbrecher wurden ausserdem feierlich entsühnt, indem man sie auf Häute von Thieren stellte, welche Zeus dem Gnädigen (μειλίχιος) geopfert worden waren, um zu bezeugen, dass der Sünder allein auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit stehen und fussen müsse. Die feiernde Menge ging im Zug von Eleusis unter Gesängen ans Meer, um sich darin abzuwaschen. Man wiederholte die plutonische Hochzeit, man stellte Demeter dar, wie sie mit Fackeln die verlorne Tochter suchte, sie beklagte, fastete und über ihre Rückkehr sich freute, man rief fröhlich singend den Iacchos an, den Reichthumgeber. Das Losungswort der Eingeweihten war: „ich habe gefastet, den Mischtrank getrunken, etwas aus der Kiste genommen, nach dem Gebrauche es in den Korb gelegt und aus dem Korbe wieder in die Kiste." Was dieses mit Zurückhaltung Angedeutete war, können wir aus dem Vorgang errathen, der in der Legende von der Demeter mit dem Mischtrank in die nächste Verbindung gesetzt wird. Die Göttin wäre nämlich auf dem Fasten und Trauern beharrt, wenn sie nicht durch die Schamtheile der Baubo und die Geberde des lüsternen Knaben Iacchos erheitert und dadurch beredet worden wäre, den Trank anzunehmen. Nun wird aber bestimmt der Phallos als Gegenstand aller Seufzer der Epopten und das weibliche Glied als vorzügliches Sinnbild der Eleusinien und als in der mystischen Kiste befindlich angegeben. Mithin ist es sehr wahrscheinlich, dass die Embleme der Baubo und des Iacchos, die Sinnbilder der fortpflanzenden Fruchtbarkeit, von den Eingeweihten aus der Kiste herausgenommen, die Geberde des Iacchos nachgeahmt, jene Zeichen zusammengefügt in den Korb gelegt und von da wieder in der Kiste verschlossen wurden. Dabei geschah es wohl, dass man den priesterlichen Zuruf vernahm: κὸγξ ὄμπαξ, was ich aus der semitischen Tempelsprache dolmetsche: kein Falsch sei in dir כחש אם בך. Man sollte an der grobsinnlichen Darstellung des unvergänglichen Naturlebens ungeachtet des Untergangs der Einzelwesen keinen Anstoss nehmen, mit ernstem und reinem Sinn es betrachten und als Individuum dem Ganzen untergeordnet in den Orden der Götter eintreten, an ihrer Trauer und Freude Theil nehmend. Es wurde das Naturgesetz des Kreislaufs zwischen Enthaltsamkeit und Fruchtbarkeit, zwischen sich Zurückziehen und sich Oeffnen theils als Naturnothwendigkeit, theils als Vorbild für den freien Menschen vorgestellt, und zur Bedingung der Theilnahme an dem fortdauernden Lebensborn gemacht. Indem du, mochte der Hohepriester sagen, mit deiner Hand die Zeugungsorgane aus dem offenen Korb in die verborgene Kiste zurücklegst, so werde die entsprechende Entschliessung in dir hervorgerufen, dich naturgemäss zu beherrschen und deine Lüste zu zähmen. Kiste und Korb sind die zweierlei Lebensbehälter, wodurch die Welt fortbesteht: ist Persephone im Hades, so sind die Lebensorgane in der Kiste verschlossen, ist sie zur Mutter gekommen und sind die Blumen des Lenzes erschienen, so sind die Organe im

Korbe. Es ist hierbei nicht auf Fleischeslust, sondern lediglich auf Befruchtung als den grossen Endzweck abgesehen. Wiewohl die christlichen Kirchenväter jene Ceremonie verdächtigten, so glaube ich doch, dass bei jener objectiven Darstellung alles unreine Gelüsten viel mehr in die Schranke der göttlichen Zucht gewiesen als aufgeregt wurde. Zugleich wurde je nach dem Glauben der Zeitalter und der Individuen die Hoffnung belebt, im Wege der Paliggenesie aus dem finstern Reiche mit Persephone in eine neue Lebensform wieder zu erstehen; woher die Grabessymbolik viele sprossende und phallische Gegenstände darbietet. Hauptsächlich aber wurde die Bitte um Jahressegen mit dem Vollgehalt der Mysterien zu Anfang Septembers, da das Füllhorn der Natur ihre Gaben spendet, in Verbindung gebracht, und am letzten Tage Trankopfer aus zwei Irdengeschirren gegen Sonnenaufgang und Untergang in eine Erdkluft gegossen, womit man sagen wollte: der Segen des erwachten Dionysos träufelt vom Aufgang bis zum Niedergang auf die Erde. Dabei schaute man gen Himmel und rief: Sohn, sodann zur Erde und sprach: Mutter: *Υἱὲ, Τοκυῖε*. Die erzeugende und empfangende Kraft der Natur sollte die Fruchtbarkeit erhalten und die vielen Gefässe derselben fort und fort ausgiessen.

Nach dieser Darstellung haben die Mythen und die heiligen Gebräuche der eleusischen Mysterien einen religiös sittlichen Gehalt, allerdings nur für ernste Gemüther, die reines Sinnes die schaffenden Kräfte im Himmel und auf Erden, Mann und Weib, in Sinnbildern anschauen, den Tod der Natur durch Fasten und Enthaltsamkeit verkündigen, des nie versiegenden Lebens sich freuen, die Götter dafür loben und preisen und an ihren Chor ungeachtet des allverschlingenden Todes sich anschliessen. Weil gemeine sinnliche Naturen das Ehrwürdige leicht entweihen und missverstehen, so wurde es in geheimnissvolles Dunkel gehüllt, und den Blicken der Ungeweihten entzogen. Die Geweihten aber sollten gleich uns, wenn wir die christlichen Mysterien feiern, das Ende und den Tod alles Fleisches und das ewig junge Leben der Natur und Menschheit durch Gottes Kraft anschauen und selbst theilnehmend festlich begehen.

In Samothrace nannte man diese Gottheiten Kabiren d. i. mächtige Götter, als die alles Seiende im Himmel und auf Erden weben. Ihre Namen waren nach der semitischen Tempelsprache erstens Axieros d. i. Demeter, aus einer persischen Vorsylbe und אֶרֶץ *πότνια γῆ*, zweitens Axiokersa d. i. Persephone, von derselben Vorsylbe und חָרַשׁ pflügen, woher die Römer den Namen Ceres bildeten. Derselbe Name mit männlichem Umlaut Axiokersos ist der dritte Kabir, und das männliche Princip der Persephone gegenüber, in beiden Gestalten bald als Hades, wie ihn Mnaseas auslegt, bald als Hermes, in welcher Bedeutung ihn Dionysodoros auch als einen vierten Kabir unter dem Namen Kadmilos aufführt, d. i. der vor Gott steht.

Zum Schluss erlaube ich mir die Deutungen Schellings in seiner Schrift über die samothracischen Gottheiten den meinigen kürzlich gegenüberzustellen und Sie, m. H., entscheiden zu lassen, welche Ansicht der religiösen Wahrheit, der Anschauungsweise des Alterthums und den geschichtlichen Nachrichten näher kommen möchte. Schelling sieht von diesen Nachrichten völlig ab, hängt sich lediglich an die letztgenannten Götternamen, und bringt durch Etymologie sein eigenes philosophisches System heraus, so dass das alte Samothrace leibhafte Schellingianer beherbergte. Axieros von ירשׁ, das freilich nur besitzen und aus dem Besitz vertreiben bedeutet, soll hier Hunger und Sucht als das Wesen der Demeter, den ersten entfernten Anfang alles wirklichen offenbaren Seins anzeigen. Axiokersa von חרשׁ, das freilich nicht zaubern bedeutet, sondern pflügen, soll die Zauberin sein, die das Kleid der Sterblichkeit webt, und der Sinne Blendwerk hervorbringt, als der Grundanfang der ganzen sichtbaren Natur. Axiokersos von derselben Wurzel ist ihm ein höherer Zauberer, welcher die Strenge des ersten Zanbers mildert und beschwört, der

Herr der Geisterwelt. Hermes oder Kadmilos vermittelt Natur und Geisterwelt unter sich und mit dem Ueberweltlichen. Ueber diesen steht der gegen die Welt freie Zeus. Also ein von untergeordneten Persönlichkeiten oder Naturgottheiten zu einer höchsten sie alle beherrschenden Persönlichkeit, zu einem überweltlichen Gott, aufsteigendes System war unserm Philosophen die kabirische Lehre. Seine Vermuthungen aber haben nichts von allem dem, was uns die Alten von den Mythen und den Ceremonien der Mysterien berichten, für sich, sondern beruhen bloss auf dem schlüpfrigen Grunde unsicherer Wortableitungen. So sagt Cicero von Chrysippus, dass dieser in seinem zweiten Buche über die Natur der Götter die Fabeln des Orpheus, Musäos, Hesiodos und Homer nach dem, was er selbst im ersten Buche über die unsterblichen Götter gesagt hat, ausdeutete, als wären die ältesten Dichter, die solches nicht ahnten, sammt und sonders Stoiker gewesen.

Was mich betrifft, so bin ich weit entfernt die Mysten von Samothrace und Eleusis zu Christen zu machen, wiewohl ich es für erlaubt und recht halte, alle Religionen mit der Religion an sich zu vergleichen. Denn es ist ein und dasselbe tief im Menschen liegendes Bedürfniss, und schon die Heiden ahnten in dunkler Ferne, was uns die Zeit der Erfüllung brachte. Allerdings dürfen wir nicht unsern Standpunct und unsre Ideen bei der Betrachtung der heidnischen Religion aufdringen, sondern müssen diese unverfälscht mit historischer Treue an sich und aus sich selbst erkennen. Indessen die Verwandtschaft zwischen der heidnischen und christlichen Religion ist unstreitig grösser als zwischen jener und der neuern Philosophie, und darum hat auch die Vergleichung der verschiedenen Religionen mehr Berechtigung, als wenn Schelling sich in den alten Mysterien abspiegelt. Gleichwie das Sterben und Auferstehen Christi, der Mittelpunct der christlichen Religion, der Grund unsrer Begnadigung, das Vorbild der Busse und des neuen Lebens der Menschen, und der Gekreuzigte und Auferstandene über Todte und Lebendige Herr ist, also war das Sterben und unvergängliche Leben der Naturgötter, ihre Höllen- und Himmelfahrt, die nicht bloss in der Einbildungskraft und Dichtung ihren Grund hat, die man in dem alljährlichen Wechsel der Dinge anschaute und scenisch darstellte, Gegenstand der Verehrung, des Gebets, der Hoffnung, Vorbild der Läuterung und Heiligung, Grund ihrer Herrschaft über die Lebendigen und die Todten. Wir haben es nicht nur mit Ausgeburten des Aberglaubens zu thun, sondern mit dem wirklichen Sterben und Leben der ganzen Natur, dessen Gegenbild wir in Christo anschauen. Der Geist Christi, dieses Weizenkorns, das Alles besamt, das in die Erde fiel und Frucht brachte, weht uns auch aus den sinnvollen Mythen des griechischen Alterthums entgegen. Und wenn sich auf diesem Gebiete ungesucht Anknüpfungspuncte ergeben, so haben wir darin zugleich eine Bürgschaft für das richtige Verständniss der Mysterien. Christus ist des Menschen Sohn, und Persephone Menschenkind (Κόρη), und auch Christus ist nicht bloss ein Individuum, einer von vielen, sondern Demiurg, in welchem die Welt gekreuzigt wurde und neu ersteht als ein Tempel der Gerechtigkeit; so ist auch Persephone nicht ein individuelles Wesen, sondern die Potenz der ganzen Natur und ihrer Wechselfälle, Inhaberin zweier Reiche, Beherrscherin der Todten und Vorbild des ewigen Lebens bei den olympischen Göttern. Dieselben Grundanschauungen anders gewendet begegnen uns hier und dort: Christus ist nicht nur unser Bruder, sondern unser Herr und Weltregent; der Christ weiss sich, wie der Heide, in seinen mystischen Anschauungen als einen Theil des Alls, und versenkt sein Ich gläubig mit der feiernden Menge in diesem All. Die heilige Mystik hat dieselbe Grundlage in den griechischen Mysterien und im Christenthum, sie ist ein heiliger Krieg gegen die Selbstsucht, ein Opfer an die Gottheit und das All. Wer in Christo nur ein menschliches Individuum sieht, und einem solchen sich ergibt, ist ein Menschendiener,

und steht hinter dem Heiden zurück, welcher sich den grossen Göttern, den menschgewordenen himmlischen Mächten weihte. Christus ist auch uns der Herr der Natur, deren Streben und unvergängliches Leben in ihm zur Erscheinung gekommen und ein einladendes Vorbild zur Theilnahme und Nachfolge geworden ist. Von ihm steht auf allen Blättern der Weltgeschichte geschrieben, sein Name ist auch in den Hieroglyphen der alten Religionen angedeutet; die griechischen Mysterien, die das allgemeine Sterben und Auferstehen verkünden, sind ein Schattenbild der seinigen. Seinem Namen lassen Sie uns mit aller Wissenschaft dienen, und als Eingeweihte wie uns selbst, so unsre Arbeit unterordnen. Lassen Sie uns eifrige Christen sein, so sind wir auch in höherm Sinn Mysten — nicht nur wissende, sondern mit Bewusstsein gläubige Mysten von Samothrace und Eleusis.

Es folgte ein Vortrag des Gymnasiallehrers Dr. Fechter von Basel: um denjenigen Mitgliedern, welche des Nachmittags Basel-Augst besuchen wollten, eine Einleitung und Anleitung zu geben, las derselbe

über Augusta Rauracorum und dessen Ueberreste.

Tit.

Es ist wohl in frühern Zeiten diesseits der Alpen niemals das Streben so ausgeprägt hervorgetreten, die Ueberreste römischen Lebens, römischer Cultur, römischer Kunst, welche unser Boden birgt, hervorzuziehen, durch die Deutung derselben einerseits die Vorgeschichte unserer Länder zu enthüllen, andrerseits die Ausbeute für das Verständniss römischer Schriftwerke, und sogar für die Bereicherung des Sprachschatzes zu benützen, und dem Gange nachzuforschen, den römische Cultur, auf unsern Boden verpflanzt, genommen hat — als wohl in unsern Zeiten. Ist man ja selbst einen Schritt weiter gegangen, über die starren, unwandelbaren Denkmäler hinaus und hat noch mit glücklichem Erfolg die, während des Mittelalters im wandelbaren Leben des Volks noch vorhandenen Ueberreste römischer Cultur aufgesucht und mittelst derselben über römische Schriften Licht verbreitet. Ich erinnere in dieser Hinsicht an die Verdienste Mones um die Aufhellung der res rustica. — Von diesem Gesichtspunkte aus möchte es wohl gerechtfertigt erscheinen, die Aufmerksamkeit gegenwärtiger Versammlung für einige Augenblicke auf die Ueberreste einer nicht unbedeutenden römischen Niederlassnng zu lenken, die in der Nähe unserer Stadt schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Freunde der Alterthümer auf sich gezogen hat — ich meine die Colonia Raurica oder Augusta Rauracorum, die dem Dorfe Augst seinen Namen gegeben hat. Betrachten Sie die folgenden Worte nicht als eine Abhandlung, die neue Resultate zu Tage fördert, sondern blos zu dem Zwecke vorgetragen, namentlich diejenigen Mitglieder der Gesellschaft, welche heute Nachmittag die Trümmer der Augusta und das Kabinet des Herrn Schmid, welches derselbe den Freunden der Alterthümer gefälligst öffnen wird, zum Voraus mit der Lage, der Geschichte und den Ueberresten dieser Colonie bekannt zu machen.

Seitdem Cäsars Legionen in das Herz von Gallien eindrangen, taucht in der Geschichte der Name der Bewohner desjenigen Bodens auf, auf dem wir jetzt stehen — der Name der Raurici oder Rauraci, der Bewohner desjenigen Landes, das sich auf der Nordseite des Jura bis an den Rhein, vom Mons Vocetius (Bözberg) hinunter bis gegen Argentovaria bei Colmar und in das Gebirg hinein zu beiden Seiten der Birs ausdehnte, in einem Umfange, der vielleicht mit den Grenzen des nachmaligen Bisthums Basel in Beziehung zu setzen ist

Die Rauracer waren nach dem bei Bibracte gescheiterten Versuch der Auswanderung mit den Helvetiern in ihr Gebiet zurückgekehrt und hatten noch einmal, aber ohne Erfolg ihr Contingent zu der Befreiungsarmee des Vercingetorix geschickt: in seinem Innern durch Partheiungen zerfleischt, war Gallien die Stunde des Untergangs erschienen. Seitdem Cäsar (46) den gallischen Triumph gefeiert hatte, kehrte in das Land, einzelne Zuckungen abgerechnet, eine gewisse Ruhe zurück: der Landmann baute wieder ungestört sein Feld, die Flüsse Galliens trugen wieder die Waaren der Kaufleute, und die völlige Provincialisirung des Landes wäre wohl rascheren Schrittes vor sich gegangen, hätten nicht die Bürgerkriege dieses Geschäft bis in die Zeiten des Augustus vertagt.

In dieser Periode war es, als Munatius Plancus, der Legate Casars, der Gründer Lugdunums (Lyons), der, ein politischer Proteus, die verschiedenartigsten Phasen durchlief, bis er endlich als guter Monarchist im Senate den Antrag stellte, dem Octavian den Titel Augustus zuzuerkennen, im Lande der Rauracer eine Colonie gründete.

Da wo zwei kleine Wegstunden oberhalb Basel der Rheinstrom aus einem engen Thale in die Ebene heraustritt und Jura und Schwarzwald von seinen Ufern zurückzutreten anfangen, wo auf dem linken Ufer ein letzter Zweig des Jura steil in der Nähe des Flusses abfällt, während bis nahe an das entgegengesetzte Ufer die waldigen Abdachungen des Schwarzwaldes herantreten, an einem Punkte, der eben so geeignet war, die weiter unten sich ausdehnende Ebene vor den von oben herandringenden Schaaren zu schützen, als den Zugang rheinaufwärts zu schliessen: da war die Stelle, welche des Munatius strategischer Blick für seine Colonie auserkoren hatte. War die Lage schon aus diesem Gesichtspunkte von strategischer Wichtigkeit, so war sie noch durch die Beschaffenheit des Terrains selbst zu einem festen Anhaltspunkte geeignet. Denn während jener Gebirgsauslauf wie eine Landzunge gegen den Rhein vortritt und mit seiner Spitze steil abfällt, sind seine Seiten durch ihre steilen Abhänge eben so gedeckt und nach Westen hin durch den Ergolzfluss geschützt, während auf der östlichen Seite der Violenbach fliesst. Es mag wohl nicht für unwahrscheinlich gehalten werden, dass vor der Colonisirung des Munatius auf jener Anhöhe ein fester Platz der Rauracer gewesen sei, errichtet, um die Ueberfälle der Germanen abzuwehren, die, wie Cäsar berichtet, fast täglich die Grenze der Gallier beunruhigten. Der Name dieser Colonie des Munatius war Rauricum, Raurica, Colonia Raurica, Augusta Rauracorum, oder nach dem bekannten spätern Sprachgebraucbe Rauraci.

Wir haben bis dahin blos die Periode bezeichnet, der unsere Colonia Raurica ihr Entstehen verdankt. Diese Periode aber umfasst zu viele Jahre, als dass wir nicht sollten zu dem Versuche verleitet werden, die Gründung der Stadt in einen engern Jahreskreis einzugrenzen. Wenn bis dahin die Ansicht Schöpflins, welche die Colonisation des Munatius in das Jahr 14 vor Christus setzt, die verbreitetste ist, so hat eben dazu die bekannte Inschrift an des Munatius Mausoleum auf dem Vorgebirge von Gaeta die nächste Veranlassung gegeben. Dort heisst es: triumphavit ex Raetis. Die Combination ist folgende: Tiberius war der erste, der (15) über ein Volk siegte, das den Namen Raeti trug, Munatius muss also dem Tiberius auf diesem Feldzuge beigegeben worden sein. Und da Dio Cassius erzählt, dass nach diesem Feldzuge Augustus viele Colonien nach Gallien abgehen liess, so ist wohl unter diesen auch unsere Augusta begriffen. Abgesehen davon, dass überhanpt nur durch diese Conjectur dem Munatius so lange das Leben gefristet wird, so mag das einzige Faktum, dass Munatius schon 80 Jahre alt hätte sein müssen, wenn er diesen Feldzug geleitet hätte, genügen, um die begründetsten Zweifel gegen diese Annahme hervorzurufen. Wenn wir die Gründung der Rauracischen Colonie viel früher, d. h. in das Todesjahr Cäsars setzen, so ist wohl hier nicht der Ort, die Untersuchung in extenso vorzulegen. Wir beschränken

uns auf ein paar kurze Andeutungen. Ueber Gallien, mit Ausschluss des Narbonnensischen, vielleicht auch des belgischen war im Jahr 44 Munatius als Legat gesetzt; sein Bezirk umfasste demnach auch unsere Gegenden, in die Cäsar selbst nie gekommen war. Bei seiner Rückkehr nach Rom feierte Munatius im folgenden Jahre nach den fasti triumphales einen Triumph de Gallis. Von einem Triumph ex Rhaetis in den Fasten keine Spur; von dem beglaubigten Triumph de Gallis kein Wort auf der Tafel von Gaeta. Wir wissen nun aber aus Strabo und Dio Cassius, dass Schaaren eines Volkes, das man später Rhäti nannte, aus der Gegend vom Bodensee und den westlich davon gelegenen Gebirgen häufige Einfälle in Gallien bis in das Land der Sequaner hinein machten. Damals aber hatten die römischen Legionen, welche bis dahin noch nicht in unsere Gegenden gekommen waren, diese Schaaren noch nicht als das Volk der spätern Rhätier kennen gelernt, denn dieser Name tritt erst etwa zwanzig Jahre später um die Zeit des Feldzuges des Tiberius auf; es mochten daher Anfangs diese einbrechenden Schaaren von den Einen für Gallier angesehen werden, (lässt uns ja selbst Cäsar in der Grenzbestimmung Helvetiens gegen die Alpen hin ganz im Unklaren) von Andern vielleicht auch für Germanen. Und so mag es gekommen sein, dass des Munatius Triumph zu selbiger Zeit als ein triumphus de Gallis und erst später bei der Bekanntschaft mit diesem Volke als ein triumphus de Raetis aufgezeichnet wurde, und dass die Soldaten, welche den mit Lepidus triumphirenden Munatius (43) begleiteten, mit um so mehr Recht das Scomma rufen konnten, *de Germanis, non de Gallis duo triumphant consules*.

Es scheint demnach Munatius in dem Jahre 44, in welchem er als Legat in diesem Theile Galliens das Commando führte, die Colonia Raurica angelegt zu haben, als einen festen Punkt, um dem Eindringen der rhätischen Schaaren aus den obern Gegenden herab ein Bollwerk entgegen zu stellen.

Es vergehen fast drei Jahrhunderte, ohne dass unsere Augusta in der Geschichte auftritt. Wenn auch begriffen in dem der Belgica angehörenden Militärkreise, der nach der Augusteischen Provincialeintheilung Germania superior hiess, so hatte doch so lange der Limes weit vorgeschoben blieb und man im decumatischen Lande sicher vor dem germanischen Schwerte lebte, unsere Augusta ungestörte Musse, in ihrem Innern sich zu entwickeln und die Künste des Friedens zu hegen und zu pflegen. Vorzüglich scheint das Zeitalter der Antonine ihr schönstes gewesen zu sein. Heerstrassen verbanden die Colonie rheinaufwärts über den Vocetius mit Vindonissa und dem decumatischen Lande, mit Rhätien und Vindelicien, rheinabwärts mit den Standlagern und Städten dieses Stromes, landeinwärts mit Aventicum und der grossen Strasse über den Peninus. Und stellen wir die grosse Zahl der meistens über Anhöhen sich ziehenden Communicationsstrassen zusammen, deren Spuren in den mittelalterlichen Heerwegen und Hochstrassen sich finden, so lag unsere Augusta in einem ausgebildeten Strassennetze.

In diesen Zeiten des Friedens nun war es, als jene grossartigen Bauwerke, welche uns noch in Trümmern übrig sind, sich allmählig erhoben. Lassen sie mich einige Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit auf die vorzüglichsten derselben lenken; es sind diess die Stadtmauern, das Theater, die Tempel und das später entstandene Castrum Rauracense.

Der festeste Theil der Stadt befand sich auf jenem Hügel, der nach der Ergolz, dem Violenbache und dem Dorfe Augst steil abfällt. Am Saum dieses Hügels nun zieht sich oben die Stadtmauer hin, gegen Osten an vielen Stellen unverschüttet, gegen Westen an einigen Punkten in neuester Zeit blos gelegt und in bewunderungswürdiger Frische erhalten. Mit gleichförmigen kleinen Kalk-Quadersteinen auf der Oberfläche bekleidet, ist die Mauer durch parallel in horizontaler Richtung laufende Bänder rothgebrannter Backsteine unterbrochen und bietet kein unangenehmes Aeussere dar. Vor- und einspringende Winkel und kleine Bastionen wechseln mit ein-

ander ab. Noch ist es nicht lange her, dass Herr Schmid an zwei entgegengesetzten Seiten Spuren und Ueberreste von Thoren entdeckt hat, die aus gewaltigen Quadern construirt waren.

Im Umfange dieser Mauer erheben sich zwei Hügel; der östliche trägt die Ruinen des Theaters, im Munde des Volkes „die neun Thürme" genannt. An diesen Hügel angelehnt, dehnt sich dasselbe in einem am äussern Umkreise 500 Fuss messenden Kreisabschnitte aus, dessen Sehne die Scena bildet, welche 350 Fuss misst. Einwärts gehende senkrecht stehende Gewölbe, nicht unähnlich den Hälften von oben nach unten gespalteter Thürme, treten dem Drucke der Erde des Hügels entgegen und werden nach aussen hin noch durch Strebepfeiler unterstützt. Im innern Raume erhoben sich von der Orchestra an, wahrscheinlich in vier Cunei getheilt, die Sitze der Zuschauer (die Cavea). Drei Eingänge oder Vomitorien liefen von dem äussern Umkreise unter den obern Sitzen der Cavea hindurch und mündeten theils gegen die Orchestra hin, theils aufwärts aus. Reste eines Diazoma oder einer Præcinctio treten noch auf mehrere Fuss über den Boden hervor. Eines dieser Vomitorien hatte schon 1589 und 1590 der gelehrte Alterthumsforscher und Jurist Basilius Amerbach, der Sohn des Bonifacius, des Freundes des Erasmus, bis auf den Grund ausgraben und zeichnen lassen (seine Zeichnungen finden sich noch auf hiesiger Bibliothek und sind von Schöpflin benutzt worden). Zu beiden Seiten mit jenen thurmähnlichen Gewölben versehen, zeigte damals dieser Eingang die noch unversehrten Stufen, über die man gegen die Orchestra hinunterstieg. Nach den von Amerbach angestellten Messungen hat Schöpflin berechnet, dass dieses Theater über 12000 Menschen zu fassen im Stande war, eine Zahl, aus der sich ein Schluss auf die Grösse der Bevölkerung der Colonie ziehen lässt. Während von diesen Theilen des Gebäudes noch grossartige Ruinen vorhanden sind, ist von dem Scenengebäude fast jede Spur verschwunden, nur haben noch Quadersteine, welche auf der nordwestlichen Seite wahrscheinlich als Säulenfundamente im Boden lagen, die Linie angedeutet, wo die Scene den Halbkreis schloss.

Demjenigen Hügel gegenüber, an welchen das Theater angelehnt ist, erhebt sich in nordwestlicher Richtung der zweite, im Munde des Volkes der schöne Büel genannt. Von unten herauf mit terrassenförmig sich erhebenden Substructionen auf der steil abfallenden Seite versehen, trug er auf seiner Höhe, die eine ausgedehnte Aussicht darbietet, einen Tempel, der einst mit seinen Säulen und seinem Goldschmucke hinab glänzte in die unten sich ausbreitenden Theile der Stadt. Noch ragen die Grundmauern über die Erde empor und Reste von Bildsäulen und Opfergeräthschaften, z. B. ein Fragment einer tibia und vergoldete Blechstücke, wahrscheinlich Bruchstücke der Dachbekleidung, deuten auf die Bestimmung und die Pracht dieses Gebäudes. — Ueberreste eines zweiten Tempels liegen in der Unterstadt auf der Ebne zwischen der Ergolz und dem so eben genannten Hügel. Die Säulenstücke von mächtigem Durchmesser deuten auf das Imposante dieses Baues.

Ein andres grosses Bauwerk unsrer Augusta war der Aquäduct, welcher aus einer grossen Entfernung der Colonie Wasser zuführte. Denken Sie sich darunter keine Bogen, die kühn sich über Thäler wölben, wie etwa das südliche Frankreich sie uns zeigt; das ganze Bauwerk liegt unter der Erde verborgen und tritt nur in der Nähe des Theaters in einer Oeffnung zu Tage, welche die Sprache der Anwohner „das Heidenloch" nennt. Dennoch ist dieses Bauwerk kein Unbedeutendes; denn dieser Aquäduct erstreckte sich auf dem rechten Ufer der Ergolz dem Gebirge entlang mehr denn zwei Stunden aufwärts, fasste die aus dem Gebirge kommenden Quellen und führte sie der Stadt zu, wo er sich in mehrere Arme zu theilen scheint. Einer derselben floss unter dem Theater durch und ist nun geöffnet, an einem andern Orte wurde von Herrn Schmid ein andrer aus mächtigen Quadern construirter Theil abgedeckt. Noch soll man in weiter oben gelegenen Partieen dieses Aquäducts die Linie bemerken, welche die Höhe des Wasserstandes bezeichnet

Diess sind — hochzuv. Vers. — die vorzüglichsten Baudenkmäler, deren Reste Sie bei Ihrem Besuche dieses Bodens antreffen werden. Ich darf hier nicht abbrechen, ohne noch zu erwähnen, dass im Jahr 1761 hier eine Münzstätte mit Ofen und zwei Münzstöcken gefunden worden, welche die Matrizen zu Münzen des Geta (211) Maximin des Thraciers (235) enthielten und nach der Beschreibung des Entdeckers für Guss und Schlag zugleich berechnet waren.

Alle diese Bauwerke gehörten wohl einer Zeit an, in der östlich vom Rhein hinter dem Limes Ruhe herrschte. Als aber im Laufe des dritten Jahrhunderts der Rhein den Angriffen der Alamannen mehr und mehr blossgestellt wurde, als alamannische Schaaren um die Zeiten der sogenannten dreissig Tyrannen weit nach Gallien hinein sich ergossen und nicht weniger als sechzig Städte eroberten, da mag wohl auch über die alte Augusta eine Zerstörung ergangen sein.

Für die Plane eines Probus, eines Constantius Chlorus (301), eines Julian und Valentinian, welche dem Vordringen der germanischen Schaaren mit Glück ein Ziel setzten und selbst jenseits des Rheines die römischen Adler trugen, musste ein Platz am Rheine, wie die Colonia Raurica einer war, von grosser Wichtigkeit sein. Unmittelbar am Ufer des Rheines in einer Entfernung einer kleinen Viertelstunde von jenen soeben beschriebenen Trümmern dehnt sich um das aargauische Dorf Kaiseraugst ein ein grosses Viereck bildendes Gemäuer aus, das noch vor wenigen Jahren an einzelnen Stellen ziemlich hoch emporragte und mit Bruchstücken von Thürmen und Treppen versehen war, nach und nach aber dem Nivellirungssysteme unserer Zeit erliegt. Fragmente von Säulen und Steine, die ursprünglich zu einem andern Zwecke bestimmt waren, sind in demselben eingemauert, so dass es unzweifelhaft ist, dass dieses Bauwerk nach einer Zerstörung der alten Stadt aus Trümmern errichtet worden ist. Man will sogar Säulenstücke aus dieser Mauer ausgebrochen haben, zu denen man im Schutte der alten Augusta passende Stücke gefunden haben soll, und Steine, die als Sitze vom Theater erkannt wurden. Wenn wir nun zu diesen Thatsachen noch eine andere hinzufügen, nämlich dass die Münzen, welche der Pflug des Landmanns in diesem Theile hervorwühlt, der zweiten Hälfte des dritten und dem folgenden Jahrhundert angehören, während die in dem Schutte der alten Augusta gefundenen bei weitem der grössten Zahl nach der frühern Zeit angehören: so ist wohl mit einiger Wahrscheinlichkeit der Schluss zu ziehen, dass eben jene erste Zerstörung der Augusta in die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts zu setzen sei.

In jenem grossen Virecke nun erblicken wir das bei Eunapius Sardianus (*βίοι φιλοσόφων*) (unter Gratian um 400) vorkommende *φρούριον* oder das Castrum Rauracense in der Notitia Imperii. Mit diesem Castrum standen noch einzelne Befestigungen auf Inseln des Rheins in Verbindung, die früher wohl dem festen Lande noch angehört haben. Besonders merkwürdig war ein aus vier concentrischen Mauerkreisen construirter fester Thurm, den die Wogen des Rheins zu Anfang dieses Jahrhunderts endlich bewältigten.

Seit jenen Zeiten der sich wiederholenden alamannischen Einfälle nun tritt Augusta Rauracorum in die Geschichte ein. Denn nicht zurückgeschreckt durch die Niederlage, die ihnen Constantius Chlorus bei Langres (301) und bald darauf in den campis Vindonis beigebracht hatte, erneuerten die Alamannen ihre Angriffe immer wieder. In diesen und den folgenden Zeiten war Augst zu wiederholten Malen ein fester Anhaltspunkt für die römischen Legionen. So trat von Augst aus Constantius II., Constantins Sohn den alamannischen Fürsten Gundomad und Vadomar entgegen, die aus dem benachbarten Schwarzwald hervorbrachen; von Augst aus sollte Barbatio (355) mit 25,000 Mann operiren (er that es ohne Erfolg); von Augst aus zog Julian, zum Kaiser proclamirt (361), und brachte, die Wege treuloser List nicht verschmähend, den Alamannen eine blutige Niederlage bei; von Augst aus brach er in demselben Jahre nach der Donau auf, um seinen

Mitkaiser Constantius zu stürzen. Das sind die letzten in der Geschichte wahrnehmbaren Zuckungen unsrer Augusta; sie war allmählig zum Castrum Rauracense zusammengeschrumpft. Und wenn auch Ammianus Marc. XV. 10. sagt: *apud Sequanos Bisontios videmus et Rauracos aliis potiores oppidis*, so möchte wohl dieser Ausspruch neben des Eunapius Bezeichnung eine sehr relative Bedeutung haben und etwa heissen: diese beiden Städte sind noch im erträglichern Zustande als andere. Und als nun endlich zu Anfang des fünften Jahrhunderts unaufhaltsam die Fluth der germanischen Völker die Länder diesseits des Rheines überschwemmte, sind wohl die letzten Reste ihrer Mauern gebrochen und das Samenkorn germanischen Lebens in die Trümmer gelegt worden.

Diess, m. H., in wenigen Umrissen die Beschreibung der Ueberreste der vorzüglichsten Bauwerke, welche Sie bei Ihrem Besuche in Augst antreffen; diess in kurzen Andeutungen die geschichtliche Bedeutung dieser Colonie. Es bleibt mir noch übrig sie auf die ausgegrabenen Reste aufmerksam zu machen, die in den verschiedenen archäologischen Sammlungen aufbewahrt werden. Dahin gehören die Inschriften. Auffallend muss es genannt werden, dass bei der Grösse und Bedeutung der Stadt so ausserordentlich wenig Inschriften und unter diesen so wenige von historischer Bedeutung zum Vorschein gekommen sind; die meisten grössern Inschriften finden sich in kleinen Fragmenten zertrümmert. Die vorhandenen Inschriften alle nebst den Töpfernamen hat im Namen der hiesigen antiquarischen Gesellschaft mein gel. Freund Hr. Dr. Roth bearbeitet und im Jahr 1843 herausgegeben; seitdem hat Herr Schmid in Augst mehrere neue gefunden. Münzen, Statuetten und Anticaglien sind in mehrern Sammlungen zerstreut; eine nicht unbedeutende Sammlung der Art besitzt die hiesige Bibliothek, eine andre die hiesige antiquarische Gesellschaft, deren zeitiger Vorsteher Herr Prof. W. Vischer ist, eine andere und zwar die bedeutendste Herr Schmid in Augst, der durch viele Nachgrabungen und namentlich durch Aufdeckung eines Gräberfeldes in den Besitz der bedeutendsten Sammlung von Steinen, Anticaglien und Münzen aus celtischer, römischer und selbst christlicher Zeit gekommen ist, und der mit der verdankenswerthesten Bereitwilligkeit heute Nachmittag den Mitgliedern der Gesellschaft dieselben zeigen wird.

Vicepräsident Prof. Vischer möchte die Aufmerksamkeit auf einen noch nicht berührten Gegenstand richten. Er habe die Trümmer Augustas kürzlich in Gesellschaft des Prof. Strack von Berlin besucht; ihnen beiden sei da ein Platz von eigenthümlicher Gestaltung aufgefallen: Strack habe darin einen Circus, er selbst ein Stadium zu sehn gemeint. Es wäre schön, wenn der heutige Tag vielleicht zur Feststellung eines neuen Fundes von solcher Wichtigkeit führte.

Nachdem sodann Pfarrer Probst von Dornach eine reiche Sammlung theils von Aphorismen über das Erziehungswesen, theils von Anecdoten aus dem Schulleben seines Gesichtskreises mitgetheilt, trat Lyceumsprofessor Weissgerber von Rastatt auf um im Namen seines abwesenden Directors Scharpf dessen neuestes Schulprogramm zu überreichen und anknüpfend an zwei beigefügte eigene Schriften (s. Beilage 2) eine allgemeine Characteristik der Idyllendichtung Theocrits so wie Notizen über eine vergessene ältere Ausgabe dieses Dichters vorzulegen.

Notizen über eine den bisherigen Herausgebern des Theokritos nicht bekannte Ausgabe dieses Dichters.

Sowohl in den Noten zu Theokrit, als auch in den förmlichen Verzeichnissen der bisherigen Editionen desselben, insbesondere in der sehr ausführlichen *Præfatio* der ganz vorzüglich verdienst-

lichen, mit bewunderungswürdigem Fleisse bearbeiteten kritischen Ausgabe, welche Joh. Aug. Jacobs im Jahre 1824 zu Halle erscheinen liess, werden als die ältesten Editionen unseres Dichters nur folgende aufgeführt:

I. *Mediolanensis, curata ab Chalcondyla (ut videtur) a. 1493.*
So gibt, der Hauptsache nach, Jacobs in dem genannten Werke, præf. p. XIII. sqq., an; Andere dagegen meinen, sie sei schon im Jahr 1480 oder nicht viel später gedruckt worden, was ich im Hinblick auf die Form der Lettern und auf den Umstand, dass die Aufschrift des 1. Idylls (ein allgemeiner Titel ist dort nicht vorhanden), nämlich die Worte *ΘΕΟΚΡΙΤΟΥ ΘΥΡΣΙΣ Η· ΩΔΗ· ΕΙΔΥΛΛΙΟΝ Α·* roth gedruckt sind, ebenfalls für wahrscheinlicher halte, da ich in der von mir in einer Zuschrift an den verehrlichen Philologen-Verein vom Jahr 1842 besprochenen Batrachomyomachie vom Jahr 1486 (gedruckt „*ἐν Βενετίᾳ*"), wovon ein Exemplar (wahrscheinlich das einzige in Deutschland) in der Bibliothek des Gymnasiums zu Offenburg sich vorfindet, das Nämliche wahrgenommen habe.

II. *Aldina. Editio post Mediolanensem altera, „impressa Venetiis characteribus ac studio Aldi Manucii Romani cum gratia etc. MCCCCXCV."* (So heisst es am Schlusse der Edition. Cf. Jacobs l. l. p. XVII).

III. *Juntina, a Philippo Junta curata Florentiæ a. 1515 (in lucem emissa a. 1516.* — Jacobs p. XXVI — XXXIV.). NB. Conrector Ameis nennt den Philippus Pandolphinus als Herausgeber der Juntina. (Jahn und Klotz N. Jbb. J. 1845. S. 113.)

IV. *Calliergiana, cur. a Zach. Calliergo, Romæ 1516.* (Vid. Jacobs p. XXXI. sq.)

V. *Lovaniensis. Ed. Lovanii apud Theodorum Martinum Alostensem a. 1520.* (Jacobs p. XXXV.)

VI. *Basileensis, quæ prodiit apud Andr. Cratandrum a. 1530.* (Wurde im Jahr 1541 durch Hieronym. Gemusæus zu Basel wieder aufgelegt. Jacobs p. XXXV).

VII. *Haganoana sive Camerariana prima, cur. ab Joach. Camerario, typis Joannis Seceri Haganoæ a. 1530.* (Jacobs p. XXXVI. sq.)

Nach dieser Reihenfolge, wie wir bei J. A. Jacobs sie ersehen, wäre die Juntina die dritte Ausgabe Theokrits; dem ist aber nicht so, indem etwa fünf Jahre vorher, um das Jahr 1509 oder 1510 in Paris bei Egidius Gourmont eine Edition erschienen ist, welche Celsus Hugo, Professor in Paris, besorgt und dem Hieronymus Aleander, Prof. der griechischen Sprache in Orleans (dem nachmaligen Cardinal) gewidmet hat.

Der Titel dieser Edition (in Quart-Form) lautet so:

„*Θεοκρίτου Εἰδύλλια τοῦτ᾽ ἐστὶ μικρὰ ποιήματα τριάκοντα.*" (Mit grossen Lettern gedruckt.)

Darauf folgt auf der nämlichen Seite, ein Bild (Holzschnitt), wodurch der Sieg des heiligen Michaels über den Satan und der Sieg des Christenthums symbolisch dargestellt zu sein scheint. Unter dem heiligen Michael und in der Mitte zwischen Christus und einem Apostel (Evangelisten) erscheint das Wappen der Familie Gourmont, ein Halbmond unter drei Rosen, mit der Unterschrift Gilles de Gourmont. Ringsum steht: *Τλήμονεσ οἵτ᾽ ἀγαθῶν πέλασ ὄντων οὐκ ἐσορῶσιν.*

Am Schlusse der Titelseite lesen wir:

„*Venales reperiuntur in vico sancti Ioannis lateranensis e regione cameracensis collegii apud Egidium gourmont diligentissimum et fidelissimum Bibliopolam.*" (Treu copirt!)

Auf der zweiten Seite befindet sich die Dedication, welche so lautet:

„*Hieronimo Aleandro mottensi Viro trium linguarum doctissimo græcas Aureliæ litteras profitenti. Celsus Hugo dissutus* (Baarfüsser?) *carillonus celta. earundem nec non et hebraicarum apud parrhisios interpres, S.*

Doctrinam et eruditionem tuam admirari solent hi potissimum Aleander doctissime qui sese (quantumvis eruditi sint) tum existimant demum multo doctiores, cum viri cuiusvis non minus docti quam studiosi quoris litterarum munere animum sibi devincire possunt. Ego igitur mi Aleander cum te non tam litteratorum amantissimum quam litteratorum doctissimum cognorim, non potui non ad te scribere, Idque presertim cum paduæ sim Iampridem tuo contubernio fructus, et hæc tui theocriti opera nostro labore impressa tuo nomini dedicare. ut tua videlicet auctoritate munita libere in publicum prodirent et vipereos maledicorum oculos minime formidarent. Rem igitur gratissimam mihi feceris si hæc (modo tu ipsa approbatione digna putaveris) probes Quod si feceris, et te mei laboris amantissimum testaberis et me ad cætera omnia quæ tu desideraveris propensiorem alacrioremque reddes. Vale et me ut soles ama."

Zahl der Blätter.

Diese Ausgabe hat 63 Blätter, mit A bis I (lateinischen Buchstaben statt Zahlen) bezeichnet; wobei zu bemerken, dass auf A nur vier, auf jeden andern Buchstaben aber je acht Blätter kommen.

Charakter der Typen.

Die Buchstaben sind denen in Handschriften schon nicht mehr so ähnlich, wie z. B. die in der Aldina; auch sind es durchgehends einzelne Typen und keine Monogramme mehr für ganze Wörter oder Sylben. Die Höhe und Breite der Lettern ist etwas kleiner, als die der Aldina, jedoch sind diese sehr gefällig und angenehm zum Lesen.

Die Accente sind im Allgemeinen sorgfältig und zwar auch auf den grossen Buchstaben (bei den Aufschriften und Anfängen der einzelnen Idyllen) angebracht.

Quelle dieser Ausgabe.

Was J. A. Jacobs, præf. p. XXXII, (auch Reiske schon) tadelnd bemerkte, dass die Herausgeber klassischer Schriften in jenem Zeitabschnitt ihre Quellen und Subsidien nicht angaben, das hat auch hier seine Bestätigung. Celsus Hugo sagt in der Dedication: „*tui theocriti opera nostro labore impressa*"; diess kann hier, mit Ausnahme von ganz wenigen Stellen, lediglich nur auf die Mühe der Correctur des Wiederabdrucks einer schon vorhandenen Edition sich beziehen. Denn diese unsere erste Pariser Ausgabe ist offenbar (in so weit ich sie zu vergleichen die Zeit hatte, da ich erst vor Kurzem die Aldina zum Vergleiche damit erhielt) aus der Edition des Aldus Manucius geschöpft, und zwar aus einem der verbesserten Exemplare. Es ist nämlich bekannt, dass der erste Abdruck der editio Aldina die Gedichte, welche nach dem XVIII^ten Idylle folgen, in sehr fehlerhafter Gestalt gab, so zwar, dass z. B. in dem drittletzten Gedichte (in den gewöhnlichen Ausgaben Idyll XXIII) nicht nur ein anderer Titel, als der herkömmliche (nämlich „*Μισῶν φιλέοντα*" anstatt „*Θεοκρίτου ἐραστής*") erscheint, sondern im Texte selbst nach Vers 185 acht und dreissig Verse fehlen, dagegen als sonderbarer und ganz unbegreiflicher Ersatz dafür acht Verse aus Id. XVIII (v. 51—58) ebendaselbst erscheinen.

Dieser erste fehlerhafte Abdruck ist derjenige, welcher dem Reiske so viel zu schaffen machte, so dass er eine doppelte Ausgabe jener Aldina vermuthete (man sehe dessen Einleitung p. IX. sqq. und die Noten zu den Gedichten nach Id. XVIII), und die eine mit dem Namen „Senatoria", die andere als „Ernestiana" bezeichnete. Reiske hatte nämlich aus der Biblioth. Senatus ein fehlerhaftes Exemplar vom ersten Abdrucke, von Ernesti aber eines von jenen spätern Exemplaren erhalten, welche Aldus dadurch verbesserte, dass er die betreffenden Blätter umdrucken liess*).

Nach einem solchen corrigirten Exemplare hat nun unser Celsus Hugo seine Ausgabe gefertigt, und zwar im Allgemeinen mit ziemlich ängstlicher Beobachtung des Textes der Aldina, so dass er

*) Bibliographisch betrachtet haben die fehlerhaften ersten Abdrücke einen höhern Preis.

an einer Stelle, wo in dieser eine Lücke sich erzeigt (Id. XXIII, 16), ebenfalls eine solche stattfinden liess. Desungeachtet hat er mehrere von der Aldina abweichende Lesarten gegeben, wovon ich in meiner nächstens erscheinenden Arbeit über die *'Αδονιάζουσαι* mehr zu sprechen Gelegenheit finden werde.

Nur so viel will ich hier noch bemerken, dass in dieser ersten Pariser Ausgabe die nämlichen Gedichte und zwar in der nämlichen Ordnung oder Reihenfolge, wie in der oben bezeichneten (corrigirten) Aldina sich vorfinden, so dass mit „*ΘΕΟΚΡΙ΄ΤΟΥ ΘΥ΄ΡΣΙΣ ῍Η 'ΩΔΗ`*" begonnen und mit dem lyrischen Gedichte „*Ε`ΙΣ ΝΕΚΡΟ`Ν ῍ΑΔΩΝΙΝ*" geschlossen wird.

Wie in jener Aldina, so ist auch hier die *ΣΥ΄ΡΙΓΞ* das vorletzte Gedicht; auch hat dieselbe die nämliche Form und die gleichen Verzierungen wie in der betreffenden Ausgabe des Aldus (worüber Reiske's Bemerkung zu jenem Gedichte nachzusehen ist).

Die Zeit des Drucks dieser Ausgabe.

Da dieselbe dem Hieronymus Aleander und zwar als Professor des Griechischen in Orleans gewidmet ist, so muss sie nach dem Jahre 1508 und vor 1512 oder 1513 gedruckt worden sein. Aleander, welcher in La Mothe, einem Städtchen an der Grenze Friaul's und Istriens geboren war und in Padua zum Lehrer der klassischen Sprachen sich herangebildet hatte, wurde im Jahr 1508 nach Paris als Professor des Griechischen an der Universität berufen, nahm die Stelle an, blieb aber, aus Angst vor der Pest, die bald nach seiner Ankunft allda ausbrach, nicht lange Zeit in Paris, sondern flüchtete sich nach Orleans, wo er ebenfalls Griechisch, und zwar mit grossem Beifall, wie in Padua und Paris, lehrte. Allein auch in Orleans weilte er nur etwa bis 1512, um welche Zeit er als Kanzler in die Dienste des Bischofs von Lüttich trat. Folglich muss jene Ausgabe vor 1512 gedruckt sein. In Angelegenheiten seines Dienstherrn, der Cardinal werden wollte, kam Aleander nach Rom; der Papst Leo X. lernte ihn als gelehrten Mann kennen und vermochte ihn, in Rom als Secretär des Cardinals von Medicis Dienste zu nehmen; bald darauf wurde derselbe zum Bibliothekar im Vatican ernannt. Im Jahr 1519 ward er Legat des Papstes auf dem Reichstage zu Worms, 1524 Erzbischof von Brindisi und 1538 Cardinal, welche Würde er bis zu seinem Tode, Februar 1542, inne hatte. Er war zu einem Präsidenten des Concilium Tridentinum ausersehen, wenn der Tod ihn nicht entrafft hätte. Aleander war so gelehrt, dass selbst der grosse Erasmus ihn „*virum apprime doctum*" nannte; auch schätzte eben dieser Erasmus denselben so hoch, dass er es einmal sehr beklagte, dass die zwischen Aleander und ihm beginnende Freundschaft *(coalescens amicitia)* durch seine Feinde wieder vereitelt werde. Aleander, der an zu vielen Medicinen, die er aus Aengstlichkeit einnahm, starb, soll sich selbst lange vor seinem Tode ein griechisches Epitaphium gemacht haben, wovon der Schluss noch übrig ist:

Κάτθανον οὐκ ἀέκων, ὅτι παύσομαι ὧν ἐπιμαρτύς
Πολλῶν, ὤνπερ ἰδεῖν ἄλγιον ἦν θανατοῦ.

Ueber den Herausgeber Celsus Hugo habe ich bisher keine Notizen in Bezug auf seine Schicksale und Thätigkeit aufbringen können, da die Zeit zu kurz war, um mit Erfolg nachzuforschen.

Doctor Streuber von Basel schloss hieran die Nachricht, dass er in einer hiesigen Handschrift des Gregor von Nazianz und des Libanius zwei Blätter aus Moschus, den grösten Theil der Europa enthaltend, aufgefunden habe, Ueberreste eines ganz vorzüglichen Codex. Aus denselben gehe hervor, dass die eigenthümlichen Lesarten der Juntina nicht, wie Wordsworth angenommen, Conjecturen des Marcus Musurus sein können: die gleichen Lesarten fänden sich hier schon handschriftlich vor.

Nach einer kurzen Erholungsfrist sprach Dr. von Rauschenplat aus Strassburg Einiges über die Merkmale der Echtheit oder Unechtheit Merovingischer Urkunden. Echte Originale solcher gebe es nur gar wenige; die meisten, gewöhnlich nur untergeschobene, stünden in den Chartularien der Klöster. Ein Hauptaugenmerk müsse die Kritik auf die Ausdrucksweise richten. Dieser wegen halte er gleich das zweite Stück in Schöpflins Alsatia illustrata für unecht: da stehe z. B. *recognovi* und *recognovit* durch einander; ferner *magnitudo seu utilitas vestra*, und doch müsse es *vilitas* statt *utilitas* heissen, u. s. f. Gelegentlich zu bemerken, dieselbe Urkunde habe die Redensart *est videre*, unzweifelhaft einen Germanismus erst des Mittelalters; zwar finde sich *est videre* auch in Tacitus Germ. 5: aber hier bessere er *et videres*, und stütze diese Besserung auf Germ. 2 *quis peteret*. An letzterer Stelle ändere er auch das grammatisch unrichtige *nisi si patria sit* in *nisi cui* u. s. f. und lese Cp. 5 nicht *vilitate*, sondern *utilitate*.

Prof. Böcking von Bonn findet, was jene Urkunde betrifft, Rauschenplats Bedenklichkeiten durch den einstimmenden Sprachgebrauch vieler andrer Merovingischen Urkunden so wie der Ravennischen des sechsten Jahrhunderts widerlegt; nur *magnitudo* verlange allerdings zum Gegensatze *vilitas*, nicht *utilitas*.

Hofrath Süpfle von Mannheim giebt gegen die Behauptung, dass *est videre* unclassisch und *nisi si* ein Fehler sei, die Verwahrung aller anwesenden Philologen zu Protocoll.

Prof. Wackernagel von Basel, dem beipflichtend, vertheidigt und erklärt auch die angefochtene Lesart *non in alia vilitate* Germ. 5. Ob das *seu* der Merovingischen Urkunden nothwendig s. v. a. „oder" bedeute? Wie die Latinität des Mittelalters an beidem zugleich leide, an dem Verlust syntactischer Ordnung und an ungesundem Streben nach vermeintlich eleganter Ungewohnlichkeit, so liebe sie auch *seu* zu setzen, wo eigentlich *et* erfordert werde. Das möge auch hier gelten und *magnitudo seu utilitas* s. v. a. *magnitudo et utilitas* sein. *Utilitas vestra* aber (vgl. Ducange) sei denn wirklich ein Germanismus: im Hintergrund lägen Ausdrücke wie *bidarbi* und das spätere *frümekeit*.

Dr. von Rauschenplat läugnet, dass jemals sonst *magnitudo seu utilitas* sich finde, und verharrt bei der Nothwendigkeit seiner Taciteischen Emendationen.

Prof. Böcking bemerkt gegen Wackernagel, dass *vilitas* in der älteren Rechtssprache und in theologischer Anschauung begründet sei; ob aber *utilitas* in dem angedeuteten Sinne schon so früh sei gebraucht worden, scheine ihm zweifelhaft

Nach Abschluss dieser grammatisch-kritischen Erörterungen sprach Prof. Kreuser von Köln in freier und ausführlicher Rede ohngefähr Folgendes

Über das Verhältniss zwischen Humanismus und Realismus.

Es mag Besorgniss erwecken, dass ich diesen Gegenstand berühre. Wer aber mit Geschichte sich befasst, wird es nicht befremdend finden. Der Geist, wenn er Geist ist, lenkt die Welt; sehen wir ihm keck ins Gesicht, und er wird, wenn er nur ein Schemen ist, sich in nichts auflösen. Der Streit zwischen Humanismus und Realismus wird sich versöhnen, falls beide vom Geiste sind. Alle Bildung beruht auf Religion, und unsre Religion ist aus dem Griechen- und Römerthum hervorgegangen: daher wird letzteres nicht zu vernichten sein, so lange die Religion noch bleibt; es wird bestehen, weil wir die früheren Jahrhunderte nicht wegschaffen können. Ich will gegen

die Realisten nichts einwenden. Die äussere Seite des Völkerlebens will auch beachtet sein. Aber den Körper soll der Geist bewegen, wie auch der Geist sich nicht offenbart, wenn er nicht in den Körper gehüllt ist. Seien nur Humanisten und Realisten Söhne des Geistes und der Bildung, und sie stehen einander nicht mehr fern. Alles Leben, alle Kunst und Wissenschaft ist durch Religion bedingt, also auch durch Griechen- und Römerthum als die Wurzel unsrer religiösen Entwicklung. Das Mittelalter hatte von jenem nur einen schwachen Nachhall, aber es erwuchs daran in den Klöstern die neue Bildung. Nicht die neueren Sprachen haben den Geist entwickelt, sondern die alten; es begann das bei Rhabanus Maurus, dann wieder in den Zeiten der Medici. Darum haben diese Sprachen den grösten Werth; wollte man sie, auf denen unsre ganze Bildung ruht, bei Seite werfen, so würde die neuere Wissenschaft verstummen, so würden wir nicht einmal Gewerbe haben. Denn auch der Realismus braucht als geistiges Element das Alterthum. Unsre Welt leidet an wunderlichen Gebrechen. Forschung sei nicht nöthig, sagt man, und doch kommt auf sie alles an, weil sie allein den Geist wach erhält; die Frucht, die sie gewinnt, ist daneben gleichgültig. Völker, die den Boden der Forschung verlassen, sind untergegangen, und ebenso, weil die Forschung gebrach, mehr als eine Gewerbsfertigkeit. Welch ein niederträchtiges Geschlecht bewohnte Rom unter den Kaisern! Warum aber ist unsre Wissenschaft nicht mehr bildend wie in der Vorzeit? weshalb macht jetzo selbst der Humanismus inhuman? Weil unser Fortschritt ein Rückschritt ist, weil unsre Weisheit aus dem vorigen Jahrhundert stammt, von den Encyclopädisten, von Rousseau, von Turgot. Diese haben alles tiefe Wissen zerstört und auch die Männer der Wissenschaft zu Nützlichkeitsmenschen gemacht. Und wir auch haben Schuld, weil wir so forterzogen haben.

Aber dieser Stoff ist nicht zu erschöpfen. Beherzigen wir nur für jede Lage des Wissens und der Welt diess Eine: Was bilden soll, muss geistig sein, und was geistig ist, ist geweiht. Sind wir das, dann werden wir fähig sein die Zukunft zu bilden durch geistige Mittel und Förderung höherer Interessen.

Bedauernd keine Discussion mehr eröffnen zu können und nur auch seinerseits diese Wünsche und Gelöbnisse Allen ans Herz legend, gab hierauf der Vicepräsident das Wort dem Privatdocenten Dr. Streuber von Basel. Derselbe las, und es war diess nun von allen der letzte Vortrag,

über die älteste Poesie der Römer.

Nur mit Schüchternheit wage ich es nach so vielen trefflichen Vorträgen als der Letzte noch aufzutreten vor dieser Versammlung ausgezeichneter Männer, die wir in unsern Mauern zu begrüssen das Glück hatten und die nun bald aus unserer Mitte scheiden werden. Wenn ich nichts desto weniger jetzt einen Gegenstand zur Sprache bringe, mit dem sich meine Studien in letzter Zeit beschäftigt haben, so geschieht es nicht sowohl in der Absicht, etwas Neues vorzubringen oder die hier anwesenden Meister der Wissenschaft belehren zu wollen, von denen ich vielmehr selbst stets Belehrung zu empfangen gewärtig bin, als vielmehr um mich an die Resultate der Forschungen anderer hier versammelter oder versammelt gewesener Männer anzuschliessen. Ich bitte Sie daher, m. H., um wohlwollende Nachsicht, wenn ich jetzt noch, mit Berücksichtigung der neuesten Untersuchungen[1]), den Quellen gemäss, in gedrängter, wo möglich anschaulicher Uebersicht, Einiges von der ältesten Poesie der Römer sprechen werde.

Wie in der Individualität des Menschen eine unendliche Abstufung herrscht, so haben auch ganze Völker einen durchaus verschiedenen Charakter. Den Charakter und die Eigenthümlichkeit

eines Volkes zu ergründen, ist eine eben so wichtige, als schwierige Aufgabe. Nichts ist aber mehr geeignet, uns darüber Aufschluss zu geben, als die Litteratur oder sämmtliche von einem Volk in Sprache und Schrift hervorgebrachten Geisteswerke. *Talis hominibus oratio qualis vita*, ist ein berühmter, bei den Alten schon anerkannter Ausspruch.[2]) In der Litteratur aber nimmt die Poesie eine bedeutende Stelle ein. Durch ihre besondere Richtung auf die Anschauung des Schönen und durch die künstlerische Gebundenheit ihrer Ausdrucksweise spiegelt sich in ihr auch wieder im Besondern der Geist des Volkes ab. Und diess ist denn auch der Fall bei der Poesie der Römer, wie bei der irgend eines andern Volkes, namentlich aber bei der Poesie der alten Römer, wo noch keine oder doch nur geringe Einwirkung des später so durchgreifend umgestaltenden griechischen Einflusses bemerkbar ist.

Wir begränzen die Periode der ältesten Poesie der Römer durch Ennius. Ennius war es, der dem griechischen Einfluss auf dem Gebiete römischer Poesie den vollständigsten Sieg verschafft hat. Er hat namentlich die frühere nationale rhythmische Form dergestalt in den Hintergrund gedrängt, dass die Spuren davon nach ihm kaum mehr zu erkennen sind. Ennius ist geboren im Jahre der St. 515 (Varr.) zu Rudiæ in Calabrien. Cato als Quæstor brachte ihn im Jahr 551 aus Sardinien nach Rom. Der Consul M. Fulvius Nobilior nahm ihn 565 mit in den ätolischen Krieg. Er starb zu Rom im siebzigsten Jahre, nachdem er sein grosses Werk, die Annalen, eben vollendet[3]), den Nævius um 35, den Plautus um 15 Jahre überlebt hatte. Mit einer allgemeinen Bezeichnung können wir daher sagen, die Periode der ältesten römischen Poesie erstreckt sich bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts der Stadt (550 u. c. = 204 a. Chr.), oder, um an ein politisches Ereigniss anzuknüpfen, bis zum Ende des zweiten punischen Kriegs.

Die Litteratur und die Poesie sind keine vereinzelten Erscheinungen in dem Leben eines Volkes. Sie stehen in genauer Verbindung mit der ganzen Entwicklung von Kunst und Wissenschaft, und diese selbst sind wieder bedingt durch die Ausbildung eines Volkes in politischer Beziehung und in Beziehung auf sein Privatleben und seine Religion. Diess zeigt sich denn auch bei der ältesten römischen Poesie in auffallender Weise; alle Kreise des Volkslebens stehen hier in gegenseitiger Wechselbeziehung. Der Staat, seine innere Entfaltung und seine äussere Ausdehnung, nahm die ganze Thätigkeit des Bürgers in Anspruch; für müssige Reflexion blieb da keine Zeit, wo eine politische Existenz zu erringen, wo Italien zu erobern, wo die Kraft eines so furchtbaren Feindes, wie der Karthager, zu brechen war[4]). Auf der andern Seite bietet das Privatleben mit allen seinen Verzweigungen ein seltenes Bild der Einfachheit dar. Die einzige ehrenvolle Beschäftigung war der Landbau. Ein guter Landbauer war ein vir bonus und das grösste Lob, das man erwerben konnte[5]). In Beziehung auf Wohnung, Kleidung, Besitz, herrschte die grösste Genügsamkeit. Zu den Zeiten des Romulus genügten zwei Jucharten, und nach Besiegung des Pyrrhus und der Eroberung Italiens erklärte noch Manius Curius in der Volksversammlung: der sei ein gefährlicher Bürger, dem sieben Morgen Ackerlandes nicht genügten[6]). Die Ehe wurde als ein so heiliges Band gehalten, dass in den ersten 520 Jahren der Stadt keine Scheidung erfolgt sein soll und eine auf der That ertappte Ehebrecherin der Mann ungestraft tödten durfte.[7])

Durch keine andere Sache aber, als durch seinen religiösen Glauben, zeichnete sich das römische Volk mehr aus. Diese Bemerkung hat schon Polybius gemacht, der tiefblickende Geschichtsschreiber, der als junger Mann unter jenen tausend Achäern war, die aus Griechenland nach Italien geschleppt und dort 17 Jahre lang in Haft behalten wurden[8]). Das ganze Wesen des römischen Volkes, sowohl öffentliches als Privatleben, bemerkt Polybius, sei von einer gewissen ängstlichen Gottesfurcht (*δεισιδαιμονία*) durchdrungen, und als Folgen dieses religiösen Glau-

bens für das praktische Leben hebt er hervor: Heilighaltung des Eides im Gegensatz zu griechischer Wortbrüchigkeit, Unbestechlichkeit und rechtmässigen Erwerb im Gegensatz zu karthagischer Käuflichkeit und schnöder Handelsgewinnsucht. Uebrigens war die älteste Religion der Römer so einfach wie ihr Privatleben. Es war ein Naturdienst und zwar ein solcher, der ursprünglich selbst Menschenopfer verlangte. Er hing mit pelasgischem Götterwesen zusammen. Die anfänglich unter dem rohen Bild des Phallus verehrte schöpferische Kraft der Natur wurde später in zwei Hauptgöttern personifiziert, dem Saturnus und Janus. Jener ist der Erdgott, dieser der Lichtgott. 170 Jahre lang bis auf Numa, wurde die Gottheit ohne eigentliche Götterbilder verehrt, ein Umstand, der dem Kirchenvater Augustinus mit Recht so merkwürdig erschien, dass er ihn besonders hervorhob [9]).

Dass nun bei einer solchen Kulturstufe keine Bildung in Kunst und Wissenschaft zu erwarten sei, versteht sich von vorn herein. Wie in andern Ländern bei ähnlichen Verhältnissen war alles Wissen beinahe nur im Besitz der Priester. Sie sind es, die als Chronisten die Anfänge der Geschichtschreibung repräsentiren, wie sie denn auch die Verpflichtungen ihres Standes und das Ritual des Gottesdienstes aufzeichneten. Die Beredsamkeit, die später so gross dasteht, nahm ihren Ursprung bei den Leichenreden, die nebst der Todesfeier der angesehenen Männer, einen so tiefen Eindruck auf die Jugend hervorbrachten, in denen aber bald die Wahrheit der Uebertreibung geopfert wurde [10]). Die Rechtswissenschaft, deren wissenschaftliche Bearbeitung erst durch Mucius Scævola eintrat, findet ihre ältesten Quellen in den einst von Sextus Papirius gesammelten Gesetzen der Könige. Was endlich die Sprache selbst betrifft, so können uns die Ueberreste der Zwölftafelgesetze, die Columna rostrata des Duilius und ein durch glücklichen Zufall erhaltenes Senatusconsult über die Bacchanalia vom Jahr 568 d. St. (= 185 v. Chr.) einiger Massen belehren, wie gering auch hier der Fortschritt und die Bildung war.

Konnte nun ein Volk, das in solchen Verhältnissen lebte, eine gebildete Poesie haben? Unmöglich, sondern derselbe Geist, dieselbe Einfachheit, welche sein ganzes Wesen erfüllte, musste sich auch in seinen dichterischen Erzeugnissen ausprägen. So geht denn auch durch die ganze altrömische Poesie ein Grundzug hindurch, der Grundzug der Religion, die das ganze Leben beherrschte. Die Spätern hatten es übrigens keinen Hehl, wie wenig ihre Väter die Dichtkunst in Ehren hielten. Ein Dichter und ein Müssiggänger waren, nach Catos Zeugniss, zwei nicht gar sehr verschiedene Begriffe [11]).

I. Wie von den Priestern die ältesten Denkmale in Prosa, die annales maximi herrührten, so ist von ihnen auch die älteste Poesie ausgegangen. Als die prima verba poetica der Römer nämlich nennt Varro die Lieder der Salier, mit ihrem Kunstausdruck axamenta geheissen [12]). Die Einführung dieses Priesterkollegiums zu Rom, das seit Langem in mehreren italischen, namentlich etruskischen Städten bestand, wird auf König Numa zurückgeführt, einen Stifter der Civilisation und Bildung, wie der griechische Herkules und Saturnus dem Mythus nach. Ihr Cultus hing wahrscheinlicher Weise zusammen mit der Abschaffung der Menschenopfer, durch welche die blitzwerfenden Götter, die furchtbaren Dii Novensiles [13]), ehedem gesühnt wurden, so wie mit der Regelung des Jahres und der neuen Ordnung der Monate nach dem Lauf der Sonne. Wie ihr Gottesdienst in andern italischen Städten je den höchsten Göttern, die da verehrt wurden, geweiht war, so bezog er sich zu Rom auf den Mars, den Stammvater des römischen Volkes, und zwar nicht in dem Sinn, dass dieser als Kriegsgott oder als ein sonstiger grausamer Gott gedacht wurde, sondern als Herr der Natur und der Felder, in welcher Bedeutung er den Beinamen Silvanus erhielt und bei den Ambarvalien angebetet wurde [14]). Die Feier fiel daher auch in den Frühlingsmonat,

in welchem die Kräfte der Natur zu neuem Leben erwachen, den Martius. Sie bestand in einem dreissigtägigen Umzug durch die Stadt vom Palatinischen Berg aus, in feierlich gemessenem religiösen Waffentanz und im Absingen von Liedern, wobei Vorsänger und Chor abwechselten. Wenige Ueberreste von diesen Liedern sind uns von Varro und andern Grammatikern erhalten. Ihre Dunkelheit und Unverständlichkeit war schon im Alterthum sprichwörtlich und ist für uns um so grösser, da der Text der Handschriften, aus denen wir sie entnehmen, viel zu wünschen übrig lässt. Daher hat sich von dem ältesten Grammatiker, L. Aelius Stilo, an bis auf unsere Tage der Scharfsinn der Alterthumsforscher an der Entzifferung dieser räthselhaften Sprache abgemüht.[15])

In engem Zusammenhang mit den salischen Liedern stehen diejenigen der arvalischen Brüder[16]). Auch in ihnen wurde von den die Fluren schützenden Gottheiten (Mars, Semones, Lares) Abwendung böser Witterung für das reifende Getreide erfleht, und zwar zu Anfang des Sommers, wo Regen und Sturm am meisten zu schaden drohten. Durch glücklichen Zufall haben sich aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts Verhandlungen der Brüderschaft erhalten, unter denen sich auch das alte bei dem Feste gesungene Lied befindet. Es kann dasselbe als das wichtigste Denkmal der ältesten religiösen Poesie der Römer bezeichnet werden, da es nicht, wie die Ueberreste der salischen Gesänge, auf dem verdorbenen Text einer Handschrift beruht, sondern in eine Marmortafel eingeschnitten ist.

II. Mit diesen Priestergesängen verwandt ist zweitens die weissagende Poesie, die Verse der vates[17]). *Vates* heisst urprünglich ein Seher in die Zukunft. So wurden die tuskischen Ausleger der prodigia genannt, so der Vorsänger des salischen Priesterkollegiums, gleich wie der Vortänzer præsul hiess. Das Wort scheint, nach einer Stelle Strabos zu schliessen, keltischen Ursprungs, vielleicht von den aus dem Norden herabgekommenen Rasenern stammend[18]). Vates war sodann auch die älteste Bezeichnung für Dichter bei den Römern und selbst in später Zeit ein ehrenvollerer Ausdruck als poeta, welches Wort noch Lucilius und Varro erklären mussten[19]). Die Existenz einer weissagenden Poesie bei den alten Römern ist ausser Zweifel. Wenn schon den Menschen überhaupt der unwiderstehliche Hang angeboren ist, die Zukunft entschleiern zu wollen, so war diess insbesondere der Fall bei den von einer grossen Superstition befangenen italischen Völkerschaften. Man braucht nur an die Zaubereien der Marser, an die ausgebildete Aruspicin der Etrusker zu denken. Wie in Unteritalien die Sibylle zu Kumä weltberühmt war, so nicht minder das aus der Schilderung Virgils bekannte Orakel des Faunus unter der heiligen Quelle der Albunea zu Tibur, wo alle italischen Völkerschaften in zweifelhaften Fällen sich Raths erholten. Endlich kamen dazu die Prophezeihungen jener wahrsagenden Weiber, von denen Italien, nach dem Zeugniss des Dionysius von Halicarnass, überschwemmt war, und die nicht nur bei Krieg, Pest, Hungersnoth, Erdbeben und andern schweren Nöthen, sondern bei allen Ereignissen des täglichen Lebens ihr Handwerk trieben.[20])

Solche Weissagungen wurden daher schon in alter Zeit aufgeschrieben und es gab ganze Bücher derselben; viele Stellen bezeugen das, und es genügt hier an die *annosa volumina vatum* des Horaz zu erinnern[21]). Es sind darunter nicht die Sibyllinischen Weissagungen zu verstehen, die in griechischer Sprache abgefasst waren, sondern die Weissagungen italischer Seher, wie sie die libri fatales in sich schlossen. Im zweiten punischen Kriege suchte man sorgfältig solche Bücher zusammen, um sie zu berathen. Man fand deren zwei, verfasst von einem gewissen Marcius, von denen das eine die Niederlage bei Cannä voraussagte. Ihr Inhalt wird von Livius und Macrobius in Prosa, jedoch mit poetischer Färbung, angegeben und es ist diess, nebst einigen spärlichen Anführungen des Festus, sowie einer in poetischer Prosa abgefassten Prophezeihung, die den Fall

Vejis voraussagte, alles, was von der vaticinirenden Poesie der alten Römer erhalten ist, jenen *versus, quos olim Fauni vatesque canebant.* [22])

III. Scheinbar eine ganz andere Gattung altrömischer Poesie, jedoch der Grundanschauung nach auch mit der vorhergehenden verwandt, sind die berühmten Tischlieder, die wir aber auch nur dem Namen nach kennen, gesungen bei festlichen Gastmählern (wie man vermuthet hat, Leichenschmäusen) und zwar zur Flötenbegleitung von den Gästen der Reihe nach. Sie bezogen sich auf das Lob und die Verherrlichung berühmter Männer. Diese Sitte war uralt; viele Jahrhunderte vor Cato war sie in Geltung. Allein zu Catos Zeit selbst hatte sie längst aufgehört, ja die Lieder waren nicht einmal mehr vorhanden. Ihren Verlust beklagt Cicero sehr. Es ist bekannt, dass auf diese Lieder der grosse Forscher und Begründer der römischen Geschichte seine mit so vieler Beharrlichkeit festgehaltene Hypothese von grössern zusammenhängenden Epopöen basirt hat, und welchen Widerspruch diese Annahme gefunden hat. Ja Niebuhr ging noch weiter; er hielt die Nänien für die Quelle dieser Tischlieder und glaubte endlich gar, dass wir, ohne es zu beachten, im Besitze solcher Lieder seien; denn die in Versen gefassten Inschriften auf den ältesten Särgen in der Gruft der Scipionen seien nichts anders, als die ganze Nänie oder doch der Anfang derselben. Hierüber kann man nun freilich streiten, ohne zu einem Resultat zu gelangen. So wenig indess die Hypothese von grössern zusammenhängenden Epopöen historisch begründet ist, eben so wenig weiss die Geschichte von einer Anwendung der Nänien zu Grabschriften. Eine gewisse Verwandtschaft der alten Tischlieder mit den alten Leichengesängen, die noch nicht durch Klageweiber zur Trivialität der spätern Zeit gebracht waren, kann man allerdings leicht zugeben. Denn beide begegneten sich in dem Lobe des besungenen Mannes. Auch ist nicht in Abrede zu stellen, dass an einigen der Grabschriften der Scipionen eine, wenn auch unvollkommene rhythmische Form wahrzunehmen ist. Der Mangel aller Fragmente wird aber immer verhindern, hierüber zu einer klaren entschiedenen Ansicht zu gelangen [23]).

IV. Es bleibt endlich noch übrig, die Anfänge der dramatischen Poesie zu erwähnen. Aristoteles sagt in seiner Untersuchung über den Ursprung der Poesie (poet. 4), zwei natürliche Ursachen scheinen dieselbe erzeugt zu haben, die Nachahmung und das Gefallen daran; aus diesen sei die Harmonie (d. h. der Wohlklang, Gesang) und der Rhythmus (die Abmessung) hervorgegangen. Veranlassung aber zur Ausbildung derselben und somit zur Poesie überhaupt, hätten die *αὐτοσχεδιάσματα* gegeben *(fortuita et subita dictio, oratio* Tac. dial. 10; Cic. de orat. I, 33) d. h. das Spiel, der Scherz, die Eingebung des Augenblicks. Es ist gewiss, dass diess für die griechische Poesie eintrifft, wenn auch Aristoteles nicht wirklich sagen sollte, die Tragödie und Komödie habe aus rohen Versuchen und dem Stegreif ihren Anfang genommen, sondern sich aus der epischen und iambischen Poesie (dem Dithyramb und den Phallosliedern) herausgebildet [24]). Aber auch für die römische Poesie kann füglich dasselbe gelten. Der Ursprung aller Poesie ist kein kunstmässiger, er geht nicht von gebildeten Dichtern aus, sondern vom Volke.

Wie in Griechenland die dramatische Poesie bei den Kelterfesten, die dem Weingott Dionysos zu Ehren gefeiert wurden, entstanden sein soll, so in Italien die Fescenninischen Verse. Weinbau und Ackerbau sind die Mittel zur Hervorbringung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, und durch sie ist schon selbst ein Fortschritt aus rohem Naturzustand zu gesetzlicher Ordnung und Civilisation gemacht. Die römischen Dichter (Tibull, Virgil, Horaz) beschreiben sehr anschaulich den einfachen Hergang bei jenen Erndtefesten. Die Freude über den reichlichen Ertrag stimmt den Landmann zu fröhlichem Gesang, Tanz und muthwilligem Spiel; dabei wird aber auch in dankbarer Weise der Götter gedacht, welche diesen Segen verliehen, und dessen zum Zeichen

eine Opfergabe gespendet. Denn keiner mehr als der Landmann fühlt seine Abhängigkeit von höherer Macht.

Horaz führt den Ursprung der Fescenninischen Wechselreden geradezu auf solche Erndtefeste zurück. Den genauesten Bericht aber über die Anfänge der dramatischen Poesie bei den Römern gibt Livius in der bekannten und viel commentirten Stelle. Der erste Anstoss geschah aus politisch-religiösen Motiven, Befreiung von einer im Jahr der St. 389 herrschenden Pest. Um den Zorn der Himmlischen zu sühnen, wurden unter anderm auch tuskische Spieler (*ludiones*) aus Etrurien herbeigerufen. Diese führten einen religiösen Tanz auf zu blosser Flötenbegleitung ohne allen Gesang und ohne Gebärdenspiel. Dieser Tanz erschien nach der Weise jenes Volkes eigenthümlich und nicht unschön. Nach O. Müllers Andeutungen hat man ihn sich als einen raschen und heftigen, nicht als einen feierlichen und mässigen zu denken, wenn er schon kein kunstmässiger war nach Art der Griechen, wo der Rhythmus mit den Tanzbewegungen im Einklang steht[25]. Da unzweifelhafte Spuren auf das Vorhandensein einer griechisch-etruskischen Tragödie führen, so ist die Bemerkung gemacht worden, es wäre möglich, dass jene aus Etrurien geholten Histrionen die Worte nur in Rom weggelassen hätten, weil sie da unverständlich waren, zumal da bei der weitern Fortentwicklung dieses scenischen Spiels durch die jungen Römer wirklich bald Worte hinzukamen[26]. Das Spiel reizte nämlich die römische Jugend zur Nachahmung; so kamen gegenseitige Scherzreden mit passenden mimischen Bewegungen zum Vorschein. Diese ungeregelten, formlosen, vom Augenblick eingegebenen Verse nun hiess man eben Fescenninische, d. h. Spott- und Neckverse. Denn die Ableitung des Wortes ist nicht sowohl, wie die alten Grammatiker angeben, von der etrurischen Stadt Fescennia oder Fescennium zu machen, als vielmehr von dem Wort *fascinum* (Bezauberung, männliches Glied)[27]. Das wesentlichste Moment hiebei war der Wechsel der Rede, der bei allen ähnlichen Gelegenheiten, z. B. bei den Triumphzügen der Feldherren, wo sich die Soldaten ähnliche Neckereien erlauben durften, vorkam[28]. In Uebereinstimmung mit der vorhin erwähnten Annahme einer griechisch-etruskischen Tragödie hat auch bei den Fescenninischen Versen ein anderer berühmter Alterthumsforscher gemeint, man könne über die Angabe des Livius, wonach die römische Jugend erst diese Schmähreden mit den orchestischen Darstellungen der tuskischen Histrionen zu einem Ganzen vereinigt habe, hinausgehen und annehmen, dass schon in ihrem Heimatlande, in Etrurien, die Fescenninen (wie der Sicilische Mimos) auf die Bühne gebracht und mit Tänzen einigermassen verbunden wurden[29]. Obgleich gegen diese Annahme nicht viel einzuwenden ist, so muss die Sache doch, weil bestimmte Zeugnisse fehlen, dahingestellt bleiben.

Doch die Entwicklung blieb nicht bei den Fescenninischen Versen stehen, sondern aus ihnen ging eine der dramatischen Poesie sich immer mehr nähernde neue Gattung hervor, die scenische Satura[30]. Die Uebung erzeugte Gewandtheit und Bildung; einheimische Künstler, nach dem tuskischen Hister Histrionen geheissen, bemächtigten sich der Sache, und formten die Wechselreden, die früher der Augenblick eingegeben hatte, zu einem kunstmässigen Ganzen, indem sie strengere musikalische Maasse einführten, den Gesang der Flötenmusik anpassten und mit angemessenem Geberdenspiel vortrugen. So entstanden die *saturæ*, in denen das bäurische Leben und Treiben (wobei das obscöne Element eine Hauptrolle spielte) in bunter Abwechslung zur Darstellung kam und wobei Rede, Gesang und Tanz vermischt waren. Ihre Darstellung mochte sich auch an festliche Gelegenheiten, Erndte- und Weinlesefeste, anknüpfen. Ob der Name aber von dem Allerlei und der bunten Mischung der Spiele herrühre, oder von der mit allerlei Früchten bedeckten Opferschüssel, bei deren Darbringung Scherz und Spott in der

alten Fescenninischen Weise Statt fand, wagen wir nicht zu entscheiden; doch scheint uns Letzteres eher wahrscheinlich.

Bis dahin hätten wir also drei verschiedene Stufen in der Entwicklungsgeschichte der dramatischen Poesie der Römer wahrgenommen: 1) religiösen Tanz der etruskischen Spieler ohne Gesang und Mimik, bloss zur Flötenbegleitung getanzt, 2) Fescenninische Verse, ungeregelt und formlos, improvisirte Wechselreden mit nicht unpassenden Bewegungen, 3) die Satura mit bestimmtem musikalisch geregelten Maass und Takt, unter Flötenbegleitung mit Gebärdenspiel von kunstgebildeten Histrionen abgesungen und aufgeführt. Hieraus entwickelte sich nun noch eine vierte Stufe: das kunstmässige, dem griechischen nachgebildete Drama mit zusammenhängendem Inhalt und Trennung der Musik von Gesang und Mimik. Diese weitere Entwicklung verdankt die Kunst dem Halbgriechen Livius Andronicus. Livius nämlich, nicht nur Verfasser, sondern auch Darsteller seiner Stücke, erhielt, als er mehrmals zur Wiederholung aufgerufen, sich heiser sang die Erlaubniss, zum Singen einen Knaben vor den Flötenspieler hinzustellen, und konnte nun durch diese Erleichterung um so grösseres Studium der Mimik zuwenden. Von da an wurde das Spiel der Histrionen von Sängern begleitet und für jene nur noch der Dialog *(diverbia)* in Anspruch genommen. Der Fortschritt der satura zur fabula bestand also 1) in der Trennung des Gesangs vom Gebärdenspiel, die früher in einer und derselben Person vereinigt waren, wodurch für beide grössere Vollendung möglich wurde, und sodann 2) in der Anwendung des Arguments, d. h. es wurde ein das ganze Stück beherrschender Inhalt, ein bestimmtes Sujet, ein durchgreifender Plan angewandt, und die unzusammenhängenden Theile zu einem in sich abgeschlossenen Ganzen vereinigt. Einheit brachte auch hier, wie überall, die Kunstform hervor.

Diese mächtige Umgestaltung ist durch griechischen Einfluss zu Stande gekommen. Wie bedeutend dieser Einfluss überhaupt seit den ältesten Zeiten auf die italischen Völkerschaften gewesen, tritt durch die neuesten Untersuchungen immer mehr zu Tage, namentlich in Beziehung auf etruskische Kultur. Die Römer hatten lange vor Servius griechische Maasse und Gewichte angenommen und mussten daher auch (wenn anders der Schluss eines grossen Alterthumsforschers richtig ist) in der ältesten Zeit griechische Schrift kennen, lesen und schreiben können[31]). Wie dieser Einfluss unzweifelhaft auch in der Gesetzgebung, wenn nicht jener des Servius, doch jener der Decemvirn hervortritt und sich dadurch auf die ganze Gesittigung des Volkes verbreitete, so sehen wir ihn auch in der römischen Poesie dem stammverwandten Volke die Bahn vorzeichnen, welche seine Dichter von jetzt an wandeln sollten. Wir übergehen daher die Darstellung dessen, wie die römische Jugend, welcher die ernsten griechischen Vorbilder nicht zusagen wollten, die oskischen Atellanen sich aneignete und dadurch gewissermassen zu der alten lustigen Satura zurückkehrte, wir halten uns ferner nicht auf an den wenigen Spuren sonstiger römischer Volkspoesie, in welchen Liebes- und Hochzeitlieder, Bauernlieder, Schifferlieder, Soldatenlieder u. s. w. zu erkennen sind, sondern wenden uns zu dem Vater der römischen Poesie, dem schon genannten Livius Andronicus, und wollen suchen in Kürze dessen Wirksamkeit und Bedeutung anzugeben[32]).

Was wir von dem Leben des Livius Andronicus wissen, beschränkt sich auf wenige Data, die aber schon oft eine falsche Auslegung erhalten und Stoff zur Controverse gegeben haben. Schon über den Namen herrschen verschiedene Meinungen. Andronicus hiess er mit seinem griechischen Namen, Livius nach seinem Patronus in Rom, dessen Freigelassener er war. Seinen Vornamen kennen wir gar nicht. Seine Heimat (ob auch Geburtsort, ist ungewiss) ist das kunstgebildete Tarent. Bei dessen Eroberung durch die Römer im Jahre 482 der Stadt (Varro) kam er als ein ganz junger Mensch nach Rom. Wer seine Eltern waren oder was er in Tarent ge-

trieben, darüber ist uns nichts berichtet. Einige wollten den tragischen Schauspieler Andronicus, Lehrer des Demosthenes in der Gesticulirkunst, zu seinem Grossvater machen — wohl nur der Aehnlichkeit des Namens wegen. Man könnte vermuthen, dass er auf irgend eine Art in näherer Beziehung zu dem berühmten Theater seiner Heimat gestanden, vielleicht in einem Knabenchor selbst schon aufgetreten war; wenigstens würde sich auf solche Weise leichter erklären, wie er dazu kam, in Rom das Drama einzuführen. Ordentlicher Schauspieler aber konnte er seiner Jugend wegen nicht wohl sein.

Der kriegsgefangene Andronicus also ward in Rom der Sclave eines Livius; diess beweist sein Name, den er der Sitte gemäss, als Freigelassener von seinem Herrn annahm. Hieronymus sagt, dieser Livius sei der Salinator gewesen, und diese Angabe ist allgemein angenommen worden[33]). Diess scheint uns aber mit den Zeitverhältnissen nicht übereinzustimmen. M. Livius Salinator war zum erstenmal Consul im Jahr 535 Varr. mit L. Aemilius Paulus. Gelangte er nun zu dieser Würde in dem gesetzlichen Alter d. h. im 43sten Jahre, so war er im Jahr 492 geboren. Zum zweitenmal war er Consul im Jahr 547 mit C. Claudius Nero und endlich Censor im Jahr 550. Wenn nun aber Andronicus bei der Eroberung Tarents im Jahr 482 nach Rom kam, so erhellt aus diesen Zeitangaben, dass derselbe unmöglich sogleich Sclave des Salinator sein konnte, der damals vielleicht noch gar nicht geboren oder doch jedenfalls ausserordentlich jung war. Vielleicht war es der Vater des Salinator, M. Livius, in dessen Haus Andronicus diente; oder Andronicus kam als schon bejahrter Mann, nachdem er bereits mehrern andern Herren gedient, zu M. Livius Salinator[34]).

Andronicus gab zu Rom, wo sich damals schon Sinn für griechische Bildung zu regen anfing, Unterricht in seiner Muttersprache; an eine förmliche Schule jedoch und an Vorlesungen, wie sie in der spätern Zeit Mode waren, ist nicht zu denken[35]). Dass er auch Kinder des Salinator unterrichtet, ist, wiewohl nicht ganz unmöglich, aus den angeführten Zeitverhältnissen doch nicht wahrscheinlich. Eher unterrichtete er Kinder von M. Livius, unter denen sich Salinator selbst befand.

Seine Freilassung muss vor dem Jahr 514 Statt gefunden haben, in dem er, nach dem einstimmigen Zeugniss des Cicero und Gellius, zuerst das Drama aufführte. Allerdings herrschten schon im Alterthum über die Zeit, wann er nach Rom gekommen und wann er sein erstes Stück aufgeführt, irrthümliche Ansichten. Ein Verbreiter derselben war der Dichter L. Attius. Allein Cicero hat, gestützt auf ältere glaubwürdige Quellen, die bekannten Lebensverhältnisse der Dichter Ennius, Plautus und Nævius berücksichtigend, den Attius widerlegt. Der Hauptirrthum des Attius bestand darin, dass er die Einnahme Tarents auf jene unter Q. Fabius Maximus bezog im Jahr 545, und nicht auf die frühere durch L. Papirius Cursor im Jahr 482 Varr. Denn dass Andronicus bei einer Einnahme Tarents zum Gefangenen gemacht und nach Rom gebracht worden sei, das bestreitet auch Cicero nicht, und daran müssen wir daher festhalten[36]). Durch die Einführung des griechischen Drama nach Rom, dieses Epoche machende Ereigniss, war Livius den Spätern am meisten bekannt und berühmt geworden[37]).

Von den sonstigen Lebensumständen des Livius Andronicus ist nur noch ein einziges Datum berichtet. Als Hasdrubal nämlich im zweiten punischen Kriege sich Italien näherte, um sich mit seinem Bruder Hannibal zu verbinden, verbreitete sich gewaltiger Schrecken in Rom und zahlreiche Prodigien deuteten auf kommende schwere Ereignisse. Zur Sühnung derselben musste unter anderm auf Befehl der pontifices Livius Andronicus auch ein Gedicht verfertigen zu Ehren der Juno Regina, jener Burggöttin Veiis, die durch Camillus einst entführt und nach Rom gebracht worden war. In einer Prozession zogen nun dreimal neun Jungfrauen in langen Gewändern vom Carmentalischen Thor auf das Forum und sangen theils daselbst mit einer Art von

Seiltanz, theils schon während des Zuges das erwähnte Gedicht ab. Diess geschah bei dem Consulatsantritt des C. Claudius Nero und M. Livius (a. u. 547 Varr.). Zur Belohnung wurde Andronicus von Staats wegen in dem Tempel der Minerva auf dem Aventinus eine Wohnung angewiesen, eine Ehrenbezeugung, die selten war und um so mehr Werth haben musste[35]).

Des Livius schriftstellerische Thätigkeit war vorzüglich der Composition von Dramen gewidmet, deren Sujets er meist aus der griechischen Mythologie, vorzüglich dem trojanischen Sagenkreise, entlehnte. Indessen brachte ihn der Unterricht, den er in der griechischen Sprache ertheilte, auch auf andere Gattungen der Litteratur, und wahrscheinlich ist hiedurch die Uebersetzung der Odyssee entstanden, jenes Stammbuches so vieler Sagen über die trojanischen Helden. Hiedurch ist Livius auch der Begründer der epischen Poesie bei den Römern geworden und sein Verdienst in dieser Beziehung mit einigen Worten hervorzuheben mag um so eher gestattet sein, da er als Urheber der dramatischen Poesie bereits hinlänglich gewürdigt ist.

Von der Uebersetzung der Odyssee sind uns aus fast allen Büchern einzelne Verse erhalten, so dass wir, in Verbindung mit den Berichten der Schriftsteller, uns ein Urtheil über dieselbe wohl bilden können. Wenn wir in Betracht ziehen, dass Livius kein grosses poetisches Genie war und als Begründer römischer Poesie überhaupt mit sprachlichen und sachlichen Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hatte, so werden wir billiger Weise nicht jene Vollendung von ihm verlangen oder bei ihm suchen wollen, welche wir bei begabten Dichtern in den blühenden Zeiten der Litteratur antreffen. Es wird vielmehr auch diesem Werke der Stempel seiner Zeit, die den spätern durch die griechische Litteratur gebildeten Jahrhunderten als eine rohe erschien, aufgedrückt gewesen sein. Cicero vergleicht die Uebersetzung der Odyssee mit einem Werke desjenigen Mannes, auf welchen die allerersten Anfänge bildender Kunst in Griechenland zurückgeführt wurden, des Dädalus, dessen Zeitalter über vier Jahrhunderte vor die Zeitrechnung der Olympiaden fällt. Der durch hellenische Kunst und Wissenschaft angeregte römische Sinn entfaltete sich so rasch, trieb in Nævius, Ennius, Pacuvius, Plautus so schöne Blüthen, dass den Livius Andronicus in sehr kurzer Zeit das Schicksal betraf, der Vergessenheit anheimzufallen, ein Loos, das übrigens in der stets nach dem Neuen begierigen menschlichen Natur gegründet ist, und dem auch Cato zu Ciceros Zeit, ja Cicero selbst in dem blasirten Zeitalter des Seneca und Plinius nicht ganz entging. Während daher Cicero den Punischen Krieg des Nævius einem Werke des Myron von Eleutherä, eines Künstlers aus der höchsten Blüthezeit hellenischer Kunstbildung, vergleicht, während Pompeius der Grosse in seinem zweiten Consulate im Jahr 699 Varr. das trojanische Ross des Nævius bei seinen glänzenden Spielen aufführen liess, während Horaz schreiben konnte:

> Ist in den Händen Nävius nicht und die Herzen bewohnt er
> Nicht wie ein frischer?

sagt derselbe Cicero, die Dramen des Livius wären nicht mehr werth, noch einmal gelesen zu werden, schreibt derselbe Horaz:

> Nicht zwar handl' ich mit Groll und verlange des Livius Verslein
> Ausgetilgt, die mir Knaben, ich denk' es, Orbilius handfest,
> Oft in die Ohren gebläut; nur dass so etwas für fehllos
> Gelte, für schön, und dem ganz Vollendeten nahe, bewundr' ich,

und versichert endlich Quintilian, der geschmackvolle Kenner römischer Litteratur, dass, wenn man bei blosser Nachbildung stille gestanden und nicht zu selbstschöpferischer Thätigkeit fortgeschritten wäre, man in der Poesie nicht über die ältesten rohen Anfänge eines Livius Andronicus hinausgekommen wäre[36]). Im Allgemeinen übersetzte Livius nicht ungeschickt; bald schliesst er sich

eng an das Original an, bald bewegt er sich wieder freier; von einer Nachbildung jedoch, in welcher die ganze Harmonie des Tones, wie sie dem Original eigen ist, wiedergegeben wäre, konnte keine Rede sein; das verhinderte schon die damalige metrische Unbehülflichkeit der lateinischen Sprache [40]).

Wir haben bisher absichtlich nichts von der Form gesagt, welche aller altrömischen Poesie bis auf Ennius eigen war; es bleibt daher übrig schliesslich noch diese Eigenthümlichkeit zu berühren.

Der Kunstausdruck für die altrömischen Verse ist: *versus Saturnii*, *numerus Saturnius*. Die Alten (Varro, Festus, Macrobius) leiten Saturnus her *a satu*, *a sationibus;* Cicero bringt das Wort satur damit in Verbindung [41]). Das ursprüngliche Stammwort ist daher gewiss sero, sevi, satum, verwandt mit dem äolischen σάω = σάττω, woher auch σάτυρος [42]). Eine Analogie in der Wortbildung bieten Volturnus, Juno Manturna, Lympha Juturna, Lacturnus und die Adjectiva diurnus, nocturnus etc. Man kann jener Etymologie a satu seinen Beifall nicht versagen, ohne dass man desshalb consequenter Weise Janus von ianua ableiten müsste, was offenbar falsch ist [43]). Heutzutage denkt wenigstens Niemand mehr, wie einst Scaliger, an eine Ableitung aus dem Hebräischen, so dass Saturnus hiesse *absconditus*, in Beziehung auf seine von den Dichtern erwähnte Flucht nach Latium und sein Verborgensein daselbst.

Für die Bedeutung des Ausdrucks versus Saturnius ist aus der Etymologie nicht viel zu entnehmen; wenn etwas uns darüber Aufschluss geben kann, so ist es der Mythus von diesem Gotte.

Wie die römische Religion überhaupt zahlreiche Anknüpfungspunkte in der griechischen fand, so war diess auch insbesondere mit Saturnus der Fall. Obschon ein den Latinern eigenthümlicher Gott wurde er doch frühe mit dem griechischen Κρόνος vermischt und durch Etymologien und Genealogien an das Kretensische Göttersystem angeknüpft [44]). Schon Livius Andronicus in seiner Uebersetzung der Odysee nennt den Zeus Saturni filius und die Hera Saturni filia. Der griechische Mythus, wie ihn Hesiodos darstellt und wie er selbst bei Appollodor nicht wesentlich verändert erscheint, ist bekannt. Κρόνος, von Uranos und Gäa erzeugt, der zweite Beherrscher des Weltalls, der unausforschliche, schreckliche, verschlang seine Kinder, weil ihm geweissagt war, dass einst sein eigener Sohn ihn der Königswürde der Götter berauben würde. Seine Gattin Rhea, hierüber im Unmuth, verbarg aber ihren Jüngstgebornen, Zeus, nach dem Rath ihrer Eltern, auf der Insel Kreta und gab dem Kronos statt des Kindes einen in Windeln gewickelten Stein zu verschlingen. Als Zeus nun erwachsen, wurde Κρόνος von ihm mit List und Gewalt gebändigt und hierauf mit den besiegten Titanen in den schrecklichen Tartarus gestossen.

Diesen Mythus von Kronos und Zeus, und was sich ferner daran schliesst, haben die römischen Dichter nun mit mehr oder weniger Modificationen auf Saturnus und Jupiter übertragen. Jedoch ist es besonders ein Theil desselben, welcher sich bei ihnen abweichend und eigenthümlich gestaltet hat, wahrscheinlich weil er auf eine italische Sage gegründet war, nämlich das Schicksal des Saturnus nach seiner Vertreibung durch seinen Sohn Jupiter. Während nämlich die Griechen nur kurze Andeutungen darüber geben und auch Ovid sich eng an sie anschliesst, hat Virgil die italische Sage erhalten [45]). Hienach kam Saturnus, vom Olymp vertrieben, der Weltherrschaft beraubt, vor den Waffen Jupiters flüchtig, nach Italien, wo die Faunen und Nymphen wohnten, ein rohes und ungebildetes Geschlecht. Diese führte er zur Bildung, lehrte sie den Ackerbau statt roher Jagd, gab ihnen Gesetze, in sicherm Versteck vor Jupiter, daher auch das Land den Namen Latium erhielt. Unter ihm war das goldene Zeitalter; er regierte in sanftem Frieden die Völker, bis Kriegsbegierde und Habsucht eine schlechtere Zeit herbeiführten.

Jedoch auch diese Sage erscheint mit einzelnen Abweichungen, von denen sich beson-

ders zwei bemerklich machen. Während nämlich Virgil sich soweit an den griechischen Mythus angeschlossen hat, dass Saturnus immerhin als ein Gott erscheint, welcher vom Olymp vertrieben wird, ist nach der Relation Anderer, die mehr rationalistisch zu Werke gehen, Saturnus ein blosser Mensch und König von Kreta. Die Quelle dieser anthropomorphistischen Auffassung ist schon bei Euhemeros zu suchen, der in seiner heiligen Geschichte zuerst eine dem Volksglauben entgegengesetzte natürliche Theorie über die gesammte hellenische Götterwelt aufstellte und namentlich den Zeus als einen alten König von Kreta darstellte [46]. Lactantius hat uns den Grundzügen nach aus der Uebersetzung des Ennius seine Theorie erhalten [47]. Die Schriftsteller, welche sich an diese Tradition anschliessen, ergänzen nun den Mythus. In Italien herrschte König Ianus. Dieser nahm den Saturnus gastfreundlich auf, und da er durch ihn eine gebildetere Lebensweise gelehrt wurde, theilte er mit ihm die Herrschaft. Sie regierten einträchtig zusammen, und als Saturnus plötzlich einmal von der Erde verschwand, erwies ihm Ianus göttliche Ehre, errichtete ihm einen Altar und ein Fest, die Saturnalien, und nannte das ganze ihm unterworfene Land Saturnia [48].

Diese Auffassung, schon von ältern römischen Autoren vorgetragen, fand besonders Beifall bei den Kirchenvätern, welche sie zu ihrer Apologetik benutzten [49]. Sowohl diese Relation aber, als die früher erwähnte, kommen dahin überein, dass Saturnus die Menschen von der wilden Lebensweise, Jagd und Mordlust entwöhnte, dass er den Land- und Weinbau, die Verfertigung und Anwendung von Geräthschaften, gemünztem Geld, die Schreibekunst, mit einem Wort also, die Civilisation, einführte. Daher wurde er auch in den Saturnalien verehrt als vitæ melioris auctor. Es liegt diesem die tiefe Wahrheit zu Grunde, dass durch Ackerbau eine höhere Culturstufe bedingt wird, als durch Jagd und Viehzucht. Saturnus aber war seiner Grundbedeutung nach immer der Erdgott, der Gott des Landes; wie der Erfinder, so der Pfleger und Beschützer alles dessen, was zu dem Land-, Feld- und Gartenbau gehört; daher er dargestellt wurde mit einer Hippe, einem krummen Garten- oder Winzermesser, daher seine Bildsäule hohl war und mit Oel angefullt, einem in reichem Maasse und in vorzüglicher Qualität gewonnenen Produkte des fruchtbaren Latium und Campaniens, daher seine Gemahlin Ops hiess, d. h. Wohlstand und auch den Beinamen Consiva hatte.

Wir haben den Mythus von dem Gott Saturnus absichtlich etwas ausführlicher erwähnt, weil wir aus ihm die Merkmale ableiten, die dem Ausdruck *versus Saturnius* zukommen. Das erste und hauptsächlichste Merkmal ist ohne Zweifel dasjenige des Alters. Die Zeit der Regierung des Saturnus fällt in den allerersten Anfang der Dinge. Das goldene Zeitalter beginnt gleich, nachdem aus dem Chaos die Welt und die Menschen geschaffen wurden. Das Andenken daran, das man alljährlich zu Rom feierte, war das an eine gute alte Zeit, die weit über alles Menschengedenken hinauslag. Die Unterthanen des Saturnus sind die Aboriginer, die Ursprünglichen, welche auch die Ehemaligen und Alten heissen *(prisci, casci)* und nach ihm selbst *Saturnii*. In diese Bedeutung des Alters spielt auch ohne Zweifel die Bedeutung des griechischen *Κρόνος*, *κρονικός* mit herein; ja vielleicht ist das Adjectivum *Saturnius* von den gelehrten Grammatikern gerade in gleicher Weise und mit derselben Nebenbedeutung von Saturnus abgeleitet worden, wie *κρονικός* von *Κρόνος*. *Κρόνος* hat bekanntlich aus dem Begriff des Alters auch besonders den Begriff des guten, d. h. einfältigen Alters bekommen; *κρονικός* heisst altväterisch, albern. In derselben spöttischen Nebenbedeutung gebrauchen die Lateiner *Faunus* und *Faunius*, und im Griechischen heisst *ὠγύγιος*, von dem alten attischen Könige Ogyges, ebenfalls uralt [50].

Ein zweites Merkmal ist dasjenige, dass der saturnische Vers als altitalisch bezeichnet wird. Italien ist seine Heimat, er ist nicht aus der Fremde, aus Griechenland hinübergekommen. Satur-

nus ist ein eigenthümlicher italischer Gott und die Fauni, welche sich des Verses bedienten, sind lateinische Götter.[51]) Saturnus war König der Aboriginer, der frühesten Einwohner Latiums; ihm folgten der Sage nach drei Könige bis zur trojanischen Ansiedelung, Picus, Faunus und Latinus, Sohn auf Sohn, und nachdem sie der Erde entrückt waren, zu Göttern erhoben und als Indigeten angebetet[52]).

Endlich ist der saturnische Vers noch ein roher, ungebildeter[53]). Man denkt sich Saturnus, den Urheber der Civilisation, nicht auch als Erfinder des Verses, sondern es herrscht die Vorstellung, dass dieser Vers bei dem rohen Geschlecht, das Saturnus erst zu cultiviren anfing, im Gebrauch gewesen sei. Aus diesem Geschlecht in saturnischer, d. h. uralter Zeit hervorgegangen, musste der Vers auch die Eigenthümlichkeit haben, die jenem zukam. Daher die Geringschätzung, die man von Ennius an gegen ihn hegte.

Der Augusteischen Zeit erschienen die ältesten Dichter als arte rudes, und dem alten, vor Einführung griechischer Maasse, gebrauchlichen Verse gaben sie die Epitheta: *incomptus*, *incompositus asperrimus.*, *horridus*. Wir finden ein solches Urtheil erklärlich, nachdem die Römer den schönsten aller Verse, den Hexameter, der eben so sehr Beweglichkeit und Ruhe, Kraft und Zartheit, Gliederung und Einheit, Freiheit und Ebenmaass in sich vereinigt, kennen gelernt hatten. Der saturnische Vers, als Vers des Epos, vereinigte viel zu wenig diejenigen Eigenschaften in sich, welche ein epischer Vers mit Recht ansprechen darf; er ist viel zu schmucklos und kahl, als dass er die dichterische Schöpfung nicht bis fast zu unpoetischer Prosa herabgerückt hätte. Der saturnische Vers ist zwar in der von Livius und Nævius gebrauchten Form gross genug, um eine gewisse Fülle von Worten und Gedanken in sich zu fassen; allein er ist nicht bewegt genug, um das unaufhaltsam fortschreitende Wesen des Epos auszudrücken; er ist nicht veränderlich genug, um bei der beständigen Wiederholung, so wie es jeweilen passlich ist, eine andere und wieder eine andere Färbung anzunehmen[54]). Das, glauben wir, ist über allen Zweifel erhaben, so wenig man sonst noch über die metrische Bildung des Verses im Reinen ist. Der Geist des alten Römervolkes hat sich eben bis zu der poetischen Form herab geltend gemacht. Er ist überall derselbe im Staat und im Haus, in der Religion und in der Kunst, wie wir zu Anfang dieser Darstellung anzudeuten bemüht gewesen sind.

Anmerkungen.

[1]) Es kommt hier vorzüglich in Betracht W. Corssen: *Origines poesis Romanæ. Berol. 1846*, eine Schrift, der man das Zeugniss geben muss, dass sie mit Fleiss und Umsicht gearbeitet ist, wiewohl auch manches Falsche mit unterläuft und wirkliche oder vermeintliche Berichtigungen Anderer oft mit zu grosser Prätension vorgetragen sind.

[2]) R. Klotz, lateinische Litteraturgeschichte, I, p. 260.

[3]) Gell. XVIII, 21 §. 45. G. J. Voss *de hist. lat.* 1, 2 und Andere wollten statt duodecimum *duodevigesimum* lesen: (*Vult hoc Gellius, extremam Annalium partem, quæ ex Vargunteii divisione librum constituit duodevigesimum demum ab Ennio adiectam esse triennio ante obitum suum*). Die alten Ausgaben, die Roman. 1472, Venet. 1476, Paris. 1511, Colon. 1526, Lugd. 1561 haben alle *duodecimum*.

[4]) Salust. Catil. 8. *At populo Romano nunquam ea copia (scriptorum) fuit, quia prudentissumus quisque maxume negotiosus erat, ingenium nemo sine corpore exercebat, optumus quisque facere quam dicere, sua ab aliis benefacta laudari quam ipse aliorum narrare malebat.* In Beziehung auf die Einführung der Poesie: Cic. Tusc. I, 1 und 2; III, 2 § 3; IV, 2.

[5]) Cato *in orat. ad filium* bei Serv. zu Virg. Georg. I, 46: *Vir bonus est, M. fili, colendi peritus, cuius ferramenta splendent.* Idem de re rustica 16 § 56: *Maiores nostri-virum bonum cum laudabant, ita laudabant, bonum agricolam bonumque colonum. Amplissime laudari existimabatur, qui ita laudabatur.* Cf. Cic. de off. I, 42 § 151. Isidor *orig.* 17, 2.

[6]) Plin. hist. nat. XVIII, 3 § 17.

[7]) Gell. IV. 3; XVII, 21 § 44; X, 23.

[8]) Polyb. VI, 56. Vergl. auch Corssen p. 181

[9]) Ich berufe mich hier auf das treffliche Programm von Chr. Walz *de religione Romanorum antiquissima*, Tubingæ 1843. Namentlich was die Menschenopfer betrifft, scheint mir die Sache ganz evident zu sein. Auch Corssen hat Einiges hierüber p. 17.

[10]) Wie aus den bekannten Stellen Cic. Brut. XVI, § 62 und Liv. VIII, 40 hervorgeht. Cfr. Egger *Latini sermonis vetustioris reliquiæ selectæ* p. 109.

[11]) Cato *carmen de moribus* bei Gell. XI, 2: »*Poeticæ artis honos non erat. Si qui in ea re studebat, aut sese ad convivia applicabat, grassator vocabatur.*« Grassator bezieht sich allerdings zunächst auf *convivia*; der Vergleichungspunkt liegt aber darin, dass beide unnützen Dingen nachgehen.

[12]) Der Abschnitt über die Salier bei Corssen p. 15 sqq. darf wohl als der gelungenste des ganzen Buches bezeichnet werden, wiewohl er Guberleths Untersuchungen und Zells Uebersicht keineswegs überflüssig macht.

[13]) Das Nähere hierüber s. bei Eduard Gerhard über die Gottheiten der Etrusker, eine in der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesene Abhandlung. Berlin 1847. p. 3. not. 16. 18. 19.

[14]) Das bekannte Gebet bei Cato de re rust. 141. Gerade so auch der Kriegs- und Nationalgott der Azteken, Huitzilopochtli. Vergl. J. G. Müller, der mexikanische Nationalgott Huitzilopochtli, Basel 1847 p. 33.

[15]) Der neueste Versuch zur Entzifferung ist von Theod. Bergk *commentatio de carminum Saliarium reliquiis* Marburgi. Programm auf das Wintersemester 1847—1848. Auf geistreiche Weise werden in die bekannten Verse zum Theil ganz neue Beziehungen gelegt. Eine ausführliche Anzeige s. in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1847. N°. 94 p. 751.

[16]) Corssen gibt manche Berichtigung von Klausen.

[17]) Corssen p. 7 sqq.

[18]) Strabo IV, 4 §. 4 p. 309 ed. Kramer: *Παρὰ πᾶσι δ᾽ ὡς ἐπίπαν τρία φῦλα τῶν τιμωμένων διαφερόντως ἐστί, Βάρδοι τε καὶ Οὐάτεις καὶ Δρυΐδαι. Βάρδοι μὲν ὑμνηταὶ καὶ ποιηταί· Οὐάτεις δὲ ἱεροποιοὶ καὶ φυσιολόγοι· Δρυΐδαι δὲ πρὸς τῇ φυσιολογίᾳ καὶ τὴν ἠθικὴν φιλοσοφίαν ἀσκοῦσι.* Die Lesart *Οὐάτεις* ist sicher, wie aus der neuesten Ausgabe von Kramer hervorgeht. Valesius wollte zwar *Οὐάγεις*, um damit die Euhages des Ammianus Marcellinus (XV, 9. 8) in Uebereinstimmung zu bringen. Allein schon Reinesius wies auf die häufige Verwechslung von *τ* und *γ* hin und erklärte sich für *Οὐάτεις*. Cfr. Ammian. Marcell. ed Wagner und Erfurdt. Vol. II. p. 137.

[19]) Tacit. de oratoribus dial. 9; Nonius s. v. poema p. 428 ed. Merc. p. 290 ed. Gerlach. Lucilius IX, 12 p. 31. ed. Gerlach.

[20]) Dion. Hal. antiq. Rom. 7, 68. Corssen p. 8.

[21]) Horat. Epist. II, 1. 26. Niebuhr röm. Gesch. 4te Aufl. p. 274. not. 688. Orelli ad Horat. l. c. Corssen p. 12.

[22]) Liv. XXV, 12; Macrob. saturn. I, 17. Egger *Latini sermonis vetust. reliq. sel.* p. 110. Corssen p. 13.

[23]) Corssens Widerspruch gegen die von mir *(de inscriptionibus quæ ad numerum Saturnium referuntur)* geäusserte Ansicht hat mich nicht überzeugt. Jedoch gebe ich gern einige Modificationen zu, in der Art, wie sie hier angedeutet sind.

[24]) Wie Spengel will zu Arist. poet. 4 in der Zeitschrift für Alterthumswiss. Dezember 1841.

[25]) O. Müller, Etrusker II. p. 214.

[26]) Welcker die griechisch-römische Tragödie p. 1341. Anm. 16. Vergl. auch p. 1339 ff.

[27]) Bernhardy Grundriss der röm. Litteratur p. 69 Anm. 114. Zell Ferienschriften, 2te Sammlung p. 128. Klotz lateinische Litteraturgeschichte I, 292. Corssen p. 128. Doch lässt sich für die Ansicht der Grammatiker (Paul. Diac. p. 85. Müller Serv. zu Virg. Aen. VII, 695) die Analogie der Atellanen, die von der Stadt Atella den Namen haben, anführen.

[28]) O. Müller Etrusker II. p. 284.

[29]) O. Müller Etrusker II. p. 282 und über den griechischen Einfluss auf die Atellanen: griech. Litteraturgeschichte II, 261. Gegen die erstgenannte Ansicht erklärt sich Corssen p. 131.

[30]) Gerlach zu Lucil. p. XCVI sqq. Corssen p. 146 sqq.

[31]) Böckh metrologische Untersuchungen S. 207 ff. Ross Hellenika, Vorrede S. XIV. Gerhard über die Gottheiten der Etrusker, S. 4 ff.

[32]) Diesen Gegenstand haben behandelt: Fr. Osann analecta critica, Berol. 1816 und in Zimmermanns Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1836 No. 119—121. H. Düntzer Livii Andronici fragmenta, Berol. 1835; *de versu quem vocant Saturnio* p. 40—48. Alex. Ludov. Döllen *de vita Livii Andronici*. Dorpati Livonorum 1838.

[33]) Hieron. in Euseb. chron. Ol. 148. 1: *Titus Livius tragœdiarum scriptor clarus habetur, qui ob ingenii meritum a Livio Salinatore, cuius liberos erudiebat, libertate donatus est.* Titus nennt ihn Hieron. wohl nur aus Verwechslung mit dem Vornamen des Geschichtschreibers. Gellius, Cassiodor und Festus nennen ihn Lucius. Scaliger zum Festus p. 332 Lind. wollte ihn Lucius, zum Hieron. p. 140 (ed. Amst. 1658) dagegen Marcus nennen, weil er ein Freigelassener des M. Livius Salinator gewesen sei. Diess findet auch Orelli nicht unwahrscheinlich (Onom. Tullian. s. v.; zu Hor. epist. II, 1. 62). Osann hielt die Freilassung des Salinator wegen der Zeitverhältnisse für unmöglich und wollte ihm gar keinen Vornamen geben; Düntzer bleibt bei Lucius und hält ihn für den Freigelassenen irgend eines unbekannten L. Livius. Die ältesten Schriftsteller, Varro, Cicero, T. Livius, Horatius, geben dem Andronicus keinen Vornamen; er heisst bei ihnen einfach Livius, poeta Livius, Livius Andronicus. — Ueber das Theater zu Tarent s. Welcker die griech. röm. Tragödie S. 1297.

[34]) Wenn nach Cic. Cat. 14 §. 50 Andronicus noch als Greis zur Jugendzeit des 520 geborenen Cato lebte, so muss er bei der Einnahme Tarents 482 ein ganz junger Mensch gewesen sein. Gegen Osann p. 44 s. Döllen p. 23.

[35]) Sueton. de ill. gr. 1: »*Si quidem antiquissimi doctorum, qui iidem et poetæ et oratores semigræci erant (Livium et Ennium dico, quos utraque lingua domi forisque docuisse adnotum est) nihil amplius quam Græca interpretabantur: ac si quid Latine ipsi composuissent, prælegebant.*« Osann machte sie zu *artis grammaticæ magistros*. Das Richtige hat Döllen p. 33.

[36]) Hauptstelle Cic. Brut. 18 §. 72 sqq. Die seiner Zeit viel besprochene Conjectur Osanns *Atcius* kann nach dem, was zuletzt Madvig gesagt hat opusc. acad. p. 93 sqq. als beseitigt angesehen werden. Gegen Düntzers Conjectur 510 für 514, weil Atticus um vier Jahre von der Varronischen Aera differire, siehe Orelli im Onomast. Tullian. s. v. Liv. Andr. p. 357.

[37]) Diomedes p. 486 P.; Servius zu Virg. Aen. X, 636; Porphyr. zu Horat. epist. II, 1. 62; Donatus de fabula p. LVII. Westerh.

[38]) Liv. XXVII, 37; Festus p. 333 Müll.; Ascon. in Cic. Pison. §. 83 p. 13 Orell.

[39]) Varro de ling. Lat. VII, 3; Cic. Brut. 17 §. 68. 67; 19 §. 71; ad fam. VII, 1; Horat. epist. II, 1. 53. 69 sqq.; Quintil. inst. or. X. 2. 7.

[40]) Scaliger ad Festum p. 321 ed. Lindem. Id. p. 724; G. Hermann elem. doctr. metr. p. 620 sqq.

[41]) Varro de ling. Lat. V, 10; Festus p. 186. 323 Müll.; Macrob. saturn. I, 10; Cic. de nat. deor. II, 25 §. 64.

[42]) Paldamus: über Ursprung und Begriff der Satire. Greifsw. 1834 p. 12. Vergl. auch Hartung: Religion der Römer I, p. 66, II, p. 122.

[43]) Walz de religione Roman. antiquiss. p. 13. Anm. 42: »*Quod vero Varro l. l. 5, 64, Festus s. v. Saturnus et alii nomen Saturni a satu vel a sationibus derivant, ei etymologiæ neque plus neque minus tribuendum censeo, quam innumeris aliis ab iisdem etymologis ad fortuitam quandam syllabarum et significationis similitudinem excogitatis: atque eos ipsos, qui hanc etymologiam rident, non pudet Ianum a ianua derivare. Equidem in his et tot aliis verum me nescire ægre quidem fero, sed fateor. Neque movet me Consivæ cognomen Opi datum, quo omnia de Saturni nomine dubia solvi putat Hartung de relig. Rom. II, 130; nam Saturni et Opis nomina multo antiquiora sunt, quam hoc cognomen.*«

[44]) Creuzer Symbol. und Mythol. II, 431. 970.

[45]) Virg. Aen. VIII, 314 sqq. Ovid. metam. I, 113 ganz wie Hesiod. theog. v. 844.

[46]) Das Nähere s. bei Gerlach histor. Studien I, p. 137 sqq.

[47]) Lactant. inst. div. I, 13. 14.

[48]) Niebuhr röm. Gesch. I, 89; Klausen Aeneas und die Penaten 1, p. 231.

[49]) Tertullian apologet. 10; Minuc. Fel. Octav. 22; Lactant. I, 13.

[50]) Unter andern Stellen über κρονικός vergl. besonders Aristoph. vesp. 1480, eine Stelle, die mit

jener des Ennius grosse Aehnlichkeit hat, indem Thespis, der sogenannte Erfinder der Tragödie, gerade so spöttisch angeführt wird, wie Nævius von Ennius. Den Ausdruck Fauni gebraucht ganz in derselben Art Lucilius (lib. XX, 1 p. 46 Gerl.) und ein Jurist bei Gellius XVI, 10 §. 7. Dass die Bedeutung des Alterthümlichen mit Saturnus verknüpft wurde, zeigt deutlich eine Stelle bei Marius Victorinus I, 8 p. 28 Gaisf.: »*Sorix aut Saurix avis tributa Saturno ab auguribus, quia tarditati et vetustati et senectuti convenit: nam in veteranis maxime versatur locis etc.*« Ueber ἀγύγιος s. Weissenborn in der Zeitschrift für Alterthumswissensch. 1841 No. 94.

[51]) Varro de ling. Lat. VII, 36.

[52]) Virg. Aen. VII, 47; Niebuhr l. c. Anm. 48.

[53]) Diese Rohheit beschreibt anschaulich Virg. Aen. VIII, 315 sqq. Auch Horaz deutet darauf hin.

[54]) Vergl. hierüber Wackernagel im schweiz. Museum für historische Wissenschaften, herausgeg. von Gerlach, Hottinger und Wackernagel I, p. 365; Paldamus Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik 1841 No. 38 S. 309.

Nun erhob sich der Vicepräsident Prof. Vischer und sprach:

Alle Arbeiten sind beendigt, alle Vorträge gehalten, ausser einem, welcher freiwillig zurückgezogen worden*). Die Versammlung schliesst, Sie scheiden. Ich will den Abschied nicht durch viele Worte verlängern, auch keinen Rückblick auf unsere Leistungen werfen: denn diese sind Nebensache. Die Hauptsache ist die gegenseitige Anerkennung, ist der engere Verkehr, ist die Humanität. Und darauf blickend dürfen wir uns wohl befriedigt fühlen: auch nicht der leiseste Misston hat unser Beisammensein gestört. Es war ein bedeutungsvoller Schritt, als der Verein sich entschloss ausserhalb der deutschen Grenzen sich zu finden; was man dabei erwartete, hat sich schön erfüllt. Deutsche, Schweizer und Elsässer sind diese Tage über in Eins verschmolzen gewesen: solches wird fortwirken und die wissenschaftliche Verbindung noch kräftiger und fester machen. Ich schliesse mit dem Wunsch, dass die scheidenden Gäste ein freundliches Andenken mit fortnehmen mögen; dass für uns, die wir bleiben, mit Ihrer Anwesenheit ein Pfingstfest möge angebrochen sein; dass wir uns bald in heiterer Vereinigung wiedersehen, und dass, wenn Einen aus ihrer Mitte wiederum der Weg nach Basel führt, er dann auch bei uns weilen und nicht wie ein Zugvogel gleich in die Ferne weiter eilen möge. *Χαίρειν.*

Noch erbat und erhielt Geheimer Hofrath Zell von Heidelberg das Wort; es galt den Abschied der Gäste. Im Namen dieser aller und zu denselben sprach er also:

Verehrte Versammlung! Die Stunde ist gekommen, welche uns von Basel und von einander trennt. Was in diesem Augenblick dem Geiste so vieler Männer vorschwebt und was ihre Herzen bewegt, vermöchte wohl Ein Mund nicht vollständig auszusprechen, wenn er auch noch so beredt wäre. Um so vermessener kann es scheinen, dass ich es versuche, unsere gemeinsamen Gefühle in Worten auszudrücken. Wenn ich dieses auf äussere Veranlassung und zugleich dem Zuge meines Herzens folgend thue, so mag mich dabei der Umstand rechtfertigen, dass wir in Baden, aus welchem Lande ich bin, durch die gemeinsame alemannische Abstammung und so viele andere Beziehungen von der Zeit der alten Herzoge von Zähringen an mit der Schweiz in vielfacher Berührung, den lebhaftesten Antheil nehmen an Allem, was daselbst vorgeht, insbesondere aber an Allem, was zu Basels Preis und Ehre gehört.

*) Von Dr. Bachofen von Basel, der zwischen Weissgerber und Rauschenplat über das Römische Steuerwesen unter den Kaisern hätte sprechen sollen.

Indem wir scheiden, schweben unserm Geiste vor und bewegen unsre Herzen die Erinnerungen an das, was wir sahen und erlebten, Gefühle des Dankes, und Wünsche für diesen Ort.

Was aber haben wir hier gesehen und erlebt? Wir sahen die durch ihre Vorzeit und ihre Gegenwart so bedeutsame, mit allen Reizen der glücklichsten Lage geschmückte Stadt; ihre wohlgeordneten Lehranstalten, deren blühende Jugend in kräftigen und anmuthsvollen Bewegungen sich vor unsern Augen übte; so manche andre gemeinnützige Anstalten; die öffentlichen Sammlungen für Wissenschaft und Kunst, für welche neue Räume mit eben so viel Munificenz als Geschmack hergestellt worden sind; so manche Kunstschätze in Privatbesitz, zu welchen uns der Zutritt mit so viel Freundlichkeit gewährt wurde. Unter den Genossen unserer Wissenschaft sahen wir längst mit Ruhm genannte und verdiente Männer, deren sich Basel erfreut, und da alle Wissenschaften Ein Band umschlingt, so begrüssten wir nicht minder mit Freude die Männer, welche der Ergründung der Natur ihre Studien widmen; welche in dem Buche, dessen Blätter Felsenmassen und Erdschichten sind, die Geschichte unsers Planeten lesen, und welche dem Buche der Erfindungen und Entdeckungen ein neues Blatt zur staunenden Ueberraschung der Zeitgenossen hinzufügen. Wir sahen aber auch ausser dem Kreise der Lehrer und Gelehrten so manche durch Einsicht und Charakter hochgeachtete, treffliche Männer, Magistrate und Bürger, vereint in einem wohlgeordneten, schönen Gemeinwesen. Unter den Männern, die aus der Schweiz, aus Deutschland und dem stammverwandten Elsass hier zusammenkamen, wurde so manche freundschaftliche Verbindung erneuert, so manche neu geschlossen. Wir hörten so manches belehrende und anregende Wort in ernster und heiterer Rede. Und so wie zur guten Stunde hier zusammen kamen der herrliche und theure Sänger aus Schwaben, den die Schweizer wie die Deutschen ehren, und der treffliche Schweizerdichter aus Aarau, der uns Deutsche nicht minder als die Schweizer erfreut, so hat auch sonst die edle Dichtkunst unsre Zusammenkünfte verschönt durch drei treffliche Stimmen aus Basel zumal und durch eine so vielen unter uns befreundete Stimme vom Niederrhein. Und auch die Kunst der Töne hat nicht gefehlt uns zu erfreuen. Das sind die Erinnerungen, welche wir von Basel mitnehmen.

Und nun unser Dank. Nachdem wir dem verehrten Präsidium für die Leitung unserer Versammlungen, so wie den verehrten Secretären für die gefällige Uebernahme und Besorgung dieses Geschäftes den gebührenden Dank abgestattet, richtet sich unser Blick auf dasjenige, was uns sonst Erfreuliches hier zu Theil geworden ist. Meine Herrn! Wir haben in den vorhergegangenen neun Jahren viel Ehrenvolles und Freundliches von Fürsten und Städten erfahren; aber Basel wird durch das, was uns geboten wurde und wie es geboten wurde, von keinem andern Orte, der uns bisher aufnahm, übertroffen. Wenn wir uns einerseits aufgefordert fühlen, alles dieses aufs neue uns jetzt zu vergegenwärtigen, so hält uns andrerseits die Scheu davon ab, die Freunde und Gönner ins Angesicht zu loben, und die Betrachtung, dass es hier in Basel von jeher Sitte ist, Rechtes, Schönes, ja Grosses zu thun, ohne zu erwarten noch zu wollen, dass davon in laut tönenden Worten gesprochen werde. Darum sei einfach Dank gesagt der hohen Regierung, unter deren Schutze wir hier versammelt waren; Dank dem verehrten Comité, welches mit so grossmüthiger Aufopferung und mit so viel Einsicht unsre Zwecke gefördert hat; Dank den übrigen Vereinen, insbesondre dem Gesangvereine, welcher unterstützt von trefflichen Künstlern uns einen so genussreichen Abend gewährte. Unter den Einzelnen vor Allen unsern Dank dem verehrten Vicepräsidenten der Versammlung der Orientalisten, welcher die gesammte Versammlung so gastlich bei sich aufnahm und welcher der grossartigsten und glänzendsten Gastfreundschaft durch die einfache Herzlichkeit, mit welcher sie geboten wurde, einen um so höhern Werth verlieh. Dank allen Bewoh-

nern, die der gewohnten schönen Sitte ihrer Gastfreundschaft folgend, uns mit so zuvorkommender Freundlichkeit in ihr Haus aufnahmen; Dank allen Andern, welche ihre Theilnahme und ihr Wohlwollen uns zuwendeten.

Welches nach solchen Erinnerungen und nach solchen Gründen des Dankes unsre Wünsche seien, kann nicht zweifelhaft sein. Heil der Stadt Basel, ihrem Gemeinwesen und ihren Bewohnern, jetzt und für immer! Und da das Einzelne nur in dem Wohle des Ganzen sein Heil und sein Bestehen hat, Heil und Frieden der gesammten schweizerischen Eidgenossenschaft!

Alle Versammelten bezeugten durch Aufstehn ihre Zustimmung.

II.

PROTOCOLL DER PÆDAGOGISCHEN ABTHEILUNG.

In ihrer ersten Sitzung am 30 September Morgens beschloss die pädagogische Section die Frühstunden auch der noch übrigen Tage für sich zu benutzen und wenigstens von 8 bis 9 Uhr regelmässig zusammen zu kommen; ebenso erklärte sie nicht damit einverstanden sein zu können, dass ihr Bestehen abermals in Frage gestellt und zum Gegenstande einer Erörterung gemacht werde, die noch dazu in einer Universitätsstadt und von einem Universitätslehrer veranlasst, etwas Gehässiges haben müsse. Dagegen fand sie es zweckmässig, dass die zu besprechenden Fragen im Voraus festgestellt, ein Zusammenhang in die Besprechung der verschiedenen Versammlungen gebracht und so ein Abschluss der Erörterungen erreicht werde. Nach diesen Vorbemerkungen schritt man zur Wahl eines Vorsitzenden, und da Geheimerrath Brüggemann von Berlin und Geheimer Hofrath Nüsslin von Mannheim das Präsidium abgelehnt hatten, liess sich Ephorus Bäumlein von Maulbronn durch den Wunsch der Versammlung bestimmen dasselbe zu übernehmen. Das Secretariat wurde dem Rector Eckstein von Halle übertragen.

Der Vorsitzende legte zwei Fragen vor, deren Besprechung in der gegenwärtigen Zeit besonders wünschenswerth erscheinen müsse, die erste, ob es wirklich an dem sei, was jetzt vielfach behauptet werde, dass die Humanitätsstudien sich gleichsam überlebt haben und etwas Anderes in dem Jugendunterrichte an ihre Stelle treten müsse; die zweite über die Beschränkung des Unterrichts in der griechischen Sprache und die in einigen Ländern, z. B. in Wurtemberg beabsichtigte Modificierung der Methode. Obschon diese zweite Frage, bei der man eine gründliche Sachkenntniss unter den Anwesenden voraussetzen konnte, vorzüglich geeignet schien, so wurde doch die Sitzung ganz mit Besprechung der ersten Frage ausgefüllt.

Bäumlein hatte bei derselben auf eine Stimme Rücksicht genommen, die neuerdings in Würtemberg laut geworden war. Prof. Schwarz in Ulm habe in dem jüngsten Programme „Ein Blick in die Zukunft der Gelehrtenschule vom Standpunkte des Fortschrittes“ in Uebereinstimmung mit dem Rector der Realschule in Ulm Dr. Nagel sich dahin ausgesprochen, dass die Zeit nicht mehr ferne sei, wo die classischen Studien von den Gymnasien zurücktreten müssten. Nun sei es doch gewiss von Interesse, wenn in einer solchen Versammlung, wie die unsrige, eine öffentliche Erklärung abgegeben würde, die nicht bloss zeige, dass man den Gegenstand nicht ignoriert habe, sondern auch von grossem Gewicht bei allen Unparteiischen sein müsse. Oberschulrath Rost von Gotha machte dagegen bemerklich, dass man ohne ein Eingehen auf die Gründe und ohne eine Erörterung der Angriffe die Gegner nur veranlassen könnte zu sagen, man weise die Sache vornehm zurück. Aber selbst eine Erörterung sei unzweckmässig, weil in unserer Mitte keiner die Ansicht der Gegner vertrete, und ein Streit Stirn gegen Stirn sonach unmöglich sei. Da hierbei von mehreren Seiten auf die schnell entstandenen, aber auch schnell verblühten Realschulen hin-

gewiesen wurde, konnten Brüggemann und Eckstein für Norddeutschland versichern, dass gute Schulen sich vortrefflich gehalten haben, und ersterer in Bezug auf die bei dem vereinigten preussischen Landtage eingegangenen Petitionen Gymnasien in Realschulen zu verwandeln mittheilen, wie bei der Berathung derselben in den Abtheilungen die Mehrheit sich gegen eine solche Umgestaltung der Gymnasien, aber auch für die Errichtung neuer Realschulen ausgesprochen habe, um so die Zahl der höheren Unterrichtsanstalten überhaupt zu vermehren. Die von Bäumlein gemachte Bemerkung, dass die in den Gymnasialclassen unterrichteten Schüler formell tüchtiger gebildet seien als die in Realclassen, und dass man eine grosse Verschiedenheit besonders bei Parallelclassen finde, wurde von mehreren Seiten (z. B. Rost, Prof. Klein von Mainz) bestätigt und auch von Brüggemann im Allgemeinen zugegeben, der jedoch bemerkte, die Zeit sei noch zu kurz, als dass man schon bestimmt urtheilen könne; auch sei es an manchen Orten schon viel besser geworden. Als Bäumlein noch einmal auf seinen Vorschlag in öffentlicher Sitzung eine Erklärung abzugeben zurückkam, erklärten sich sehr viele dagegen, und Rost sprach den Wunsch aus, man möge einmal das Gerede der Gegner widerlegen und die Nichtigkeit der gegen die classischen Studien vorgebrachten Gründe zeigen. Es sei das freilich eine schwierige Aufgabe, aber ihre glückliche Lösung müsse bei dem bessern Theile des irregeleiteten Publicums eine richtigere Ueberzeugung erwecken. Diesen Vorschlag ergreift auch Bäumlein, der schon längst (in seinen Ansichten über gelehrtes Schulwesen 1841) die bildende Kraft der alten Sprachen entwickelt hat, ohne dass die Gegner seine Beweise berücksichtigt haben. Es könne sich einer mit anderen über den Inhalt einer solchen Schrift vereinigen, dieselbe dann einer Revision unterwerfen und der nächsten Versammlung vorlegen, so dass die Arbeit dann als ein gemeinsames Votum betrachtet werden müsse. Wenn er aber Rost selbst zum Verfasser einer solchen Schrift vorschlug, so konnte dieser, weil seine Zeit vielfach in Anspruch genommen sei, nicht darauf eingehen, und Eckstein nahm dafür den Vorsitzenden selbst in Anspruch, der nach seinen früheren Schriften mit dem Gegenstande am genauesten bekannt sei und der wohl leicht den Beirath und die Mitwirkung einer Anzahl von Schulmännern in den verschiedenen Gegenden Deutschlands erhalten könne. Die Wahl derselben könne ja die Versammlung vornehmen.

Die zweite, noch am Abend desselben Tages gehaltene Sitzung beschäftigte sich mit der andern von Bäumlein aufgestellten Frage. Auch auf das Griechische seien verschiedene Angriffe gemacht, man habe die Methode zu ändern beabsichtigt, daher er zur Erörterung empfehle, ob der griechische Unterricht für Studirende irgendwie erlässlich sei und wie die Methode desselben beschaffen sein müsse. Rost wünscht die Besprechung in umgekehrter Ordnung, und auch Eckstein verlangt zunächst eine Erörterung der Methode, weil davon auch die erste Frage wesentlich abhange. Dagegen ist Geheimer Hofrath Zell von Heidelberg für die erste Frage über die obligatorische Kraft des griechischen Unterrichts; man müsse einmal sehen, welche Früchte derselbe getragen habe. Rost will ganz davon abgesehen wissen, ob überhaupt eine wahre Frucht erreicht werde, und hat nur das Bestreben der Gymnasien im Auge, eine den Geist bildende Palästra zu gewähren. Vorher müsse man darlegen, was durch jenen Unterricht für die allgemeine Geistesbildung erreicht werden solle, in welcher Zeit er zu beginnen, wohin er zu führen sei. Eine Vermittelung der sich widerstrebenden Ansichten versuchen Bäumlein und Brüggemann, der wie-

derum darauf hinweist, dass eine Erledigung der Frage über das Obligatorische aus einer Erörterung der andern Frage sich von selbst ergeben würde. Ephorus Roth von Schönthal kommt auf die Verschiedenheit der Ansichten, welche auch in der zu Stuttgart versammelt gewesenen Commission keine Einigung herbeigeführt habe. Unsere Anstalten, sagt er, müssen mehr den Character der Schule wieder annehmen; diese äussert ihre bildende Kraft durch die Sprachen. Der Unterricht in der griechischen kann aber fur keine Schüler entbehrt werden, weil sie sonst nicht mit ganzem Herzen Schüler sind und die Vergleichung fehlt. Die Hospiten würden nie ordentliche Schüler sein, nie den ganzen Genuss haben, das ganze Resultat zeigen. Wenn nun Rost, an das Schlagwort Roths anknüpfend, die Ungunst der Zeitverhältnisse hervorhob und die Autonomie des elterlichen Hauses zu bewahren rieth, welche Dispensationen, deren Unzweckmässigkeit er zugestand, fordere, und Eckstein in weiterer Ausführung überhaupt beklagte, dass das erziehende Element immer mehr aus der Schule gewichen sei, und dieselbe theils durch der Eltern Schuld, theils durch den übertriebenen Eifer der Lehrer, theils durch den Einfluss der auf scharfe Controle der Lehrer und schwere Examina der Schüler dringenden Behörden den Unterricht nicht etwa bloss bevorzuge, sondern fast allein im Auge behalte, so zeigte Brüggemann, dass er Roths Ausspruch anders gefasst und darin vielmehr eine Mahnung gefunden habe nicht sowohl vorzutragen als vielmehr die geistige Uebung und die Selbstthätigkeit des Schülers im Auge zu behalten, und Prof. Hassler von Ulm stimmte ihm darin bei; dass man zu viel lehre und sich zu wenig darum bekümmere, was des Schülers geistiges Eigenthum bleibe. Uebrigens ist derselbe gegen Dispensationen einmal aus disciplinarischen Gründen und dann weil die Erfahrung lehre, dass diejenigen Schüler, welche angehalten werden das Griechische mitzutreiben, nicht etwa die schlechteren, sondern gerade die besten sind. Bäumlein versucht nun an dem Organismus der griechischen Sprache die bildende Kraft derselben zu zeigen. Jener Organismus sei wesentlich verschieden von dem der lateinischen Sprache. Hier sei strenge Gesetzmässigkeit, wie sie die Zwecke des Redners erforderten, dort ein leichter, freier, durchsichtiger Organismus, der den Gedanken leicht, selbst nachlässig, aber immer mit Anmuth ausdrücke. Darin seien die eigenthümlichen Vorzüge der griechischen Sprache bedingt, um deren Besitz wir den Schüler nicht bringen dürfen; ja ihm würde es in der Seele wehe thun, seine Schüler von diesem Genusse ausgeschlossen zu sehen. Darum müsse er dabei verharren, dass das Griechische allgemeiner Unterrichtsgegenstand bleibe und die Anstalten gleichförmig zu organisieren seien. Rost giebt die Wichtigkeit des Lehrgegenstandes vollkommen zu, bezweifelt aber, dass wir die Macht haben unsere Einsicht gegen die verschiedenen Interessen zu vertreten, und ob wir wohlthun einen Knaben, der jene Wohlthaten nicht theilen wolle, von der Schule auszuschliessen. Das absolute Festhalten an dem Princip der Gleichheit sei gerade jetzt nicht gut, wie ihm die Erfahrung vielfach gezeigt habe. Das Letztere bestätigt auch Prof. Rein von Eisenach mit der Bemerkung, dass gar viele Knaben dem Gymnasium bloss unter der Bedingung anvertraut würden, dass sie von dem griechischen Unterrichte dispensiert blieben. Nüsslin weisst auf seine fünf und vierzigjährige Erfahrung hin und hebt mit grosser Wärme hervor, dass das Griechische in viel innigerer Verbindung mit dem Germanischen stehe als das Römische, sowie dass die griechische Sprache den meisten Schülern das Liebste sei und daher oft mit Hintansetzung anderer Lehrgegenstände von ihnen betrieben werde. Brüggemann gleicht die Controverse dahin aus, dass für alle Facultätsstudien das Griechische obligatorisch sein müsse,

bei den übrigen aber Dispensation eintreten könne. Prof. Firnhaber von Wiesbaden macht darauf aufmerksam, dass in den drei Ländern, in welchen er bis jetzt gewirkt habe, das Dispensieren Sache der Regierungen gewesen sei. Wo, wie im Nassauischen, Realgymnasien bestehen, da sei auf den Gymnasien das Griechische für *conditio sine qua non* zu halten. Aber auch die Entscheidung über das Obligatorische müsse Sache der Behörden bleiben. Würden die Gründe dafür angegeben, so zweifle er nicht, dass eine solche Ansicht Einfluss haben werde. Am Schlusse der Sitzung fasste Bäumlein das bisherige Ergebniss kurz zusammen, und Brüggemann empfahl für die nächste Sitzung die Erörterung über die diesem Unterrichte zu bestimmende Zeit und den Anfang desselben.

Der Anfang der dritten Sitzung am 1 October wurde auf die Wahl der Männer verwendet, die dem Ephorus Bäumlein bei dem beabsichtigten Werkchen als berathende Beistände zu geben seien. Es wurden dazu aus den verschiedensten Gegenden bestimmt Rost, Nüsslin, Firnhaber, Roth, Eckstein, Brüggemann, der nur eine specielle Verpflichtung nicht übernehmen zu können erklärte, und Rector Rauchenstein von Aarau, aber auch jeder der Anwesenden gebeten seinerseits die Sache zu fördern.

Die Fortsetzung der begonnenen Debatte eröffnete Zell mit dem Bedauern, dass die Gründe gegen das Obligatorische nicht berührt seien, und dass auch die methodische Frage Veranlassung zu Abschweifungen gegeben habe. Bei dem Unterrichte scheine es ihm nur darauf anzukommen, dass in den ersten Jahren das Technische sicher beigebracht und nachher mehr auf die Lecture gesehen werde. Wenn aber bemerkt sei, dass die Regierungen sich bei der Leitung der Schulen zu viel in das Detail einlassen, so gebe er das zu; aber man müsse auch bedenken, dass die Verhältnisse ganz anders geworden seien. An die Stelle einer feststehenden Tradition komme ein entschiedenes Hervortreten des subjectiven Elements, welches das Maass leicht überschreite. Fordere man Vereinfachung des Unterrichts, so bleibe nichts übrig als an die Stelle des gleichzeitigen in mehreren Fächern eine successive Betreibung derselben zu setzen. Man nehme nur die untern und die mittleren Classen für den Sprachunterricht, die oberen für die Lectüre und die übrigen wissenschaftlichen Fächer; dann werde man in der Jugend auch die Liebe zu den Alten befestigen.

Nach diesem Eingange stellte Bäumlein die zu besprechenden Fragen: 1) wie viel Zeit ist dem Griechischen zuzuwenden? 2) wie weit müssen der grammatische Unterricht und die damit zusammenhangenden practischen Uebungen gehn? Er ist für einen frühen Anfang, besonders um der Formen willen, also zwischen dem zehnten bis zwölften Lebensjahre.

Brüggemann erörtert zuerst die Frage, wo der griechische Unterricht in dem Gymnasialcursus einzureihen sei. Nach der jetzigen Praxis, wenigstens in Preussen, beginne derselbe, nachdem das Lateinische zwei Jahre betrieben sei; schon im dritten Jahre stelle man diesem einen neuen und wichtigen Lehrgegenstand zur Seite. Und doch habe der Schüler kaum die Anomalien der lateinischen Sprache inne, und von der Syntax verstehe er nur Weniges. Ein Gewinn würde es daher sein, wenn noch ein drittes Jahr des lateinischen Unterrichts hinzutrete, in welchem man es zu einer fertigern Auffassung dieser Sprache und einiger Einsicht in den Unterschied der Modi bringen könne. Dann könne im vierten Jahre das Griechische beginnen und überall eine Beziehung auf das Lateinische

genommen werden. Freilich meine man, in späteren Jahren werde die unvermeidliche Auffassung der Formen durch das Gedächtniss lästiger; aber diess Bedenken scheine ihm nicht so erheblich, wenn die Formen durch die genauere Kenntniss des Lateinischen weniger fremdartiger sich zeigten und der ganze Unterricht angenehmer gemacht würde. Dann verlangt er fünf Jahre für diesen Unterricht, in denen, wie er hoffe, dasselbe geleistet werden könne, was man jetzt in sechsen erreiche. Im ersten Jahre seien die Formen und die allgemeineren Erscheinungen der Syntax beizubringen, deren Kenntniss im zweiten Jahre bei der Lectüre des Xenophon sich erweitern lasse. Dann seien drei Jahre übrig zur Einführung in den Geist des griechischen Alterthums. Auch dabei sei er entschieden für eine gründliche grammatische Auffassung; aber er gebe zugleich zu bedenken, ob nicht durch das genaue Eingehen auf einzelne philologische Fragen gefehlt und durch minutiöse Erörterungen die Lectüre zu einer Marter gemacht werde.

Bäumlein bleibt bei seiner Ansicht im eilften, höchstens zwölften Jahre den Unterricht zu beginnen, ist aber ganz damit einverstanden, dass das unnöthige Hereinziehen grammatischer und kritischer Streitfragen bei der Lectüre verderblich sei. Um jedoch in den Geist eines Schriftstellers und des Griechischen überhaupt einzudringen, bedürfe man der Einsicht in den Organismus der Sprache, und diese gewinne der Schüler durch den syntactischen Unterricht. Der allgemeine, die Lehre von dem Verbum, dem Satze und den verschiedenen Gedankenformen, lasse sich in höchstens zwei Jahren vollenden; aber man müsse auch später immer wieder darauf zurückgehn.

Eckstein glaubt, dass eine Entscheidung über die dem Griechischen zu gewährende Zeit von der Bestimmung des Zieles abhange, das man sich auf dem Gymnasium vorstecke. Wolle man eine gründliche Bekanntschaft mit den Homerischen Gedichten und einigen Sophocleischen Dramen in der Poesie, Kenntniss des Demosthenes, der leichteren Platonischen Dialoge, des Xenophon, etwa noch einiger Plutarchischen Biographien und Lucianischer Stücke in der Prosa, so lasse sich das wohl in fünf Jahren erreichen. Ob aber der Beginn dieser Sprache mit ihrer schwierigen Formenlehre und ihren Accenten im 14 oder gar 15 Jahre räthlich sei, müsse bedenklich erscheinen nach der Erfahrung, die man in Preussen mit dem Französischen gemacht habe. Seit diess in der Tertia beginne, seien die Leistungen immer geringer geworden. In den obersten Classen müsse ein eigentlicher grammatischer Unterricht wegfallen.

Das Bedenken wegen des Französischen glaubt Brüggemann dadurch gehoben, dass man dasselbe früher beginnen müsse als bisher; die Ansicht über die grammatischen Stunden in den obern Classen billigt er und ist auch mit der Classification der Schriftsteller einverstanden. Inzwischen nahm an derselben, obschon sie nicht als eine massgebende, sondern mehr beiläufig aufgestellt war, Nüsslin Anstoss, weil die Lyriker, besonders Pindar, unerwähnt geblieben seien, und verwahrte sich entschieden gegen eine Verringerung der griechischen Stunden in den oberen Classen, in denen vielmehr eine Erweiterung der Stundenzahl für die Lectüre höchst wünschenswerth sei.

Gegen die Beseitigung des grammatischen Unterrichts in den obersten Classen erklärt sich Firnhaber. Erst in dem reiferen Alter sei die Lehre vom Satze und von den Modis ergreifbar, und man bringe dadurch eine practische Philosophie in diese Classen. Auch er will dem Schüler eine Kenntniss der griechischen Lyrik gewähren, wozu eine Anthologie benutzt werden könne. Was übrigens das Französische anlange, so sei diess seit 1818 in Nassau von unten auf gelehrt worden, ohne dass man besonders gute Resultate erreiche.

Hofrath SÜPFLE von Mannheim legt den Badischen Plan vor; dort beginne man das Lateinische im zehnten Jahre, drei Jahre darauf das Französische, im vierten das Griechische mit einem sechsjährigen Cursus erst in vier, dann in fünf und zuletzt wieder in vier Stunden. Für die zwei ersten Jahrescurse sei der etymologische Theil bestimmt, und daneben werde mit Hilfe einer Chrestomathie jede sprachliche Erscheinung practisch eingeübt; die zwei nächsten seien der Syntax gewidmet, und die letzten blieben für die Lectüre. In methodischer Beziehung will er das Erlernen der jonischen und dorischen Formen dem Anfänger erspart wissen, verwirft die griechischen Compositionen und empfiehlt die freie, unvorbereitete Lectüre des Homer, der überhaupt Ziel und Spitze dieses Unterrichtes sein müsse. BÄUMLEIN referiert, dass in Würtemberg der Unterricht in der Formenlehre bereits in den lateinischen Schulen abgeschlossen sei; mit dem vierzehnten Jahre träten die Knaben in das niedere Seminar, wo nach einer kurzen Repetition der Formenlehre ein syntactischer Unterricht ertheilt werde. Für eine gediegene und sorgfältige Behandlung der Satzlehre sei er schon um der Vortheile willen, die dadurch der Lectüre erwachsen; nur bezweifle er die Nothwendigkeit eines syntactischen Cursus in den späteren Jahren. Die Wahl der Schriftsteller müsse sich nach den Fähigkeiten der Schüler richten; sonst sei auch er für Xenophon, Herodot, Plato, Demosthenes, nicht für Thucydides, und unter den Dichtern für Homer und Sophocles.

Doch die Zeit war verlaufen; eine vierte Sitzung, in der die bisherige Erörterung zu einem Abschlusse gebracht und besonders noch über die griechischen Compositionen gesprochen werden sollte, konnte nicht mehr gehalten werden, weil der Anfang der letzten allgemeinen Sitzung auf eine frühere Stunde verlegt war.

III.

PROTOCOLL DER ORIENTALISTEN.

Die Orientalisten begannen ihre Sitzungen am 29 September. Der Präsident Prof. DE WETTE von Basel warf in seiner Eröffnungsrede einen Blick auf den Antheil, welchen die Schweiz seit der Reformation an den orientalischen Studien genommen, und auf die grosse Ausdehnung und Bedeutung, welche diese in der neuern Zeit gewonnen. Stadtpfarrer Dr WOLFF von Rottweil berichtete über die von ihm nach Syrien und Palästina unternommene Reise und deren Leichtigkeit. Dr. ROTH von Tübingen legte die Verwandtschaft der persischen Zendbücher und der indischen Vedas dar, indem er die persische Heldensage von Feridun bis zu ihren ersten Anfängen in den letzteren Büchern nachwies.

In der zweiten Sitzung am 1 October stellte Prof. HITZIG von Zürich eine etymologische Hypothese über den indischen Ursprung der Stadt Ascalon auf; Prof. REUSS von Strassburg zeigte ein arabisch-persisches Manuscript vor; Vicepräsident Prof. STÄHELIN von Basel suchte gegen die Einwürfe Anderer zu zeigen, dass das Buch Josua nicht nur die Eroberung von Palästina durch Israel erzähle, sondern auch die Vertheilung und Besitznahme desselben durch die einzelnen Stämme; Prof. HASSLER von Ulm machte Mittheilungen über die in Paris sich befindenden Handschriften persischer Uebersetzungen mehrerer Bücher des alten Testaments, besonders auch der Psalmen.

In der dritten Sitzung hielt Missionar SCHÖN in Basel einen Vortrag über die Haussa-Sprache und HOFFMANN, Inspector des dortigen Missionshauses, sprach den Wunsch aus, dass aus englischen und deutschen Sprachforschern ein Comité sich bilde, welches in die grammatische und lexicographische Bearbeitung der africanischen Sprachen Gleichförmigkeit und wissenschaftliche Haltung zu bringen übernähme.

So viel in der Kürze: die ausführlichere Darstellung der gepflogenen Discussionen und die Vorträge selbst bringt der Jahresbericht der Deutschen morgenländischen Gesellschaft für 1847—1848, Leipzig 1848.

IV.

BEILAGEN.

1. Ueber die Wirkung der Tragödie nach Aristoteles.

Von Dr. Weil in Strassburg*).

Ἔστιν οὖν τραγῳδία μίμησις πράξεως σπουδαίας.... δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν.

Poët. c. 6.

Welches ist, nach Aristoteles, die Wirkung der Tragödie? Die Leidenschaften reinigen, so antworten einstimmig Laien wie Gelehrte. Nur Schade, dass bei dieser einstimmigen Antwort nicht von Allen dasselbe gedacht wird, wenn überhaupt immer etwas dabei gedacht wird. Es ist diess eine von den vielen Formeln, welche im Munde der grossen Menge die Stelle von Ideen vertreten, den Denkenden als althergebrachte, ehrwürdige Ausdrücke dienen, in welche sie ihre eigenen Ansichten ohne viele Umstände hineintragen. Nicht leicht ist eine Stelle der alten Classiker mehr besprochen, mehr und verschiedenartiger erklärt worden, als diese: Philologen, Philosophen und Dichter haben sich um die Wette mit einem Ausspruch beschäftigt, der zu den dunkelsten und wichtigsten der ganzen Poetik gehört. Zu der Neugierde, die sich an das Räthselhafte knüpft, kommt hier das hohe Interesse des Gegenstandes. Die Tragödie, die letzte und die reifste Frucht des poetischen Genius der Nationen, unter allen Gattungen der Poesie die vollste und vollendetste durch ihr gänzliches Ablösen vom Subjecte des Dichters, ihre gedrängte Einheit und Ganzheit, ihre scharfumgränzte Form, durch die ergreifende Darstellung menschlichen Schicksals — welches ist ihre Wirkung und ihr letzter Zweck? wie dachte hierüber der grosse Denker des Alterthums, dem wir die erste und noch immer die bedeutendste und unbestreitbarste Theorie des Drama's verdanken? „Durch Mitleid und Furcht vollbringt die Tragödie die Reinigung solcher Affecte." Ueber diese Worte ist, fast möchte es scheinen, ein absichtliches Dunkel verbreitet. Während die ganze Definition der Tragödie von dem Schriftsteller noch einmal im Einzelnen durchgenommen, und jeder Ausdruck entwickelt und erklärt wird, bleiben gerade diese letzten und hauptsächlichsten Worte, wenigstens in der Poetik, welche uns heutzutage vorliegt, ohne alle Erläuterung. Nur noch ein einziges Mal ist in den Werken des Aristoteles von der Reinigung durch Musik und Poesie die Rede, und dort (Polit. VI, 7) verweist der Autor bekanntlich auf eine weitläufigere und deutlichere Auseinandersetzung, die er der Poetik vorbehalt, wo wir sie jetzt vergeblich suchen. So fragt man sich denn schon seit langer Zeit und noch immerfort, was unter „Reinigung" zu verstehen sei, und besonders wie man sich eine Reinigung der Affecte durch sich selbst vorzustellen habe. Jedes Zeitalter, je nach den herrschenden Kunsttheorien, jeder Erklärer, je nach seiner individuellen Meinung über die Wirkung der Tragödie, hat eine verschiedene Lösung vorgeschlagen: so haben sich an Aristoteles der Reihe nach alle Ansichten seiner Interpreten, die tiefen, die verständigen, leider auch die seichten und absurden, angeknüpft. Welche unter diesen vielen Ansichten wohl mit der des griechischen Denkers übereinstimmt? ob überhaupt irgend eine von

*) Diese Abhandlung, die schon zum Voraus angekündigt und von dem Präsidium auf das Verzeichniss der Vorträge war gesetzt worden, musste wegen plötzlicher Verhinderung des Verfassers in den Sitzungen selber ungelesen bleiben.

den gegebenen Lösungen die richtige ist? Ein competenter und unparteiischer Richter, Herr Bernhardy in seiner trefflichen Geschichte der griechischen Litteratur (II. p. 687), erklärt, das Räthsel sei noch ungelöst. Ehe wir selbst eine Lösung versuchen, sei uns vergönnt, der Methode des Aristoteles getreu, rasch die bedeutendsten unter den früheren Erklärungen zu durchlaufen.

Ueberlegt man, wie es wohl möglich sei, dass Mitleid und Furcht durch sich selbst, durch Mitleid und Furcht, gereinigt werden, so scheint die nächst liegende Antwort zu sein: Mitleid und Furcht, wie alle Affecte, mässigen, beruhigen sich durch Wiederholung und Gewohnheit. So erklärte im 16. Jahrhundert der Italiäner Castelvetro [1]) die Katharsis des Aristoteles. Je häufiger wir im Theater geweint und gezittert haben, desto mehr schwächen sich diese Eindrücke ab, desto vertrauter werden wir mit dem Unglück, desto mehr stählt sich unsere Seele. Ein Soldat, setzt er hinzu, gewöhnt sich an Pulverdampf und Kanonendonner und verliert nach und nach die Furcht vor der Schlacht; eine Pest, die längere Zeit in einem Lande geherrscht, ängstigt die Bewohner weniger; ein Vater mässigt die leidenschaftliche Liebe zu seinen Kindern, wenn seine Familie sich sehr vergrössert. Castelvetro hat diess Beispiel gut gewählt, um seine Erklärung lächerlich zu machen. Die Wirkung der Tragödie wäre also, unsere Gefühle abzuschwächen, zu ertödten! und noch dazu welche Gefühle! Mitleid, das freilich in Schwäche ausarten kann, aber an sich zu den schönsten Regungen des menschlichen Herzens gehört; Furcht, wie sie das Trauerspiel einflösst, Furcht und Scheu vor einer geheimnissvoll waltenden, unendlich über uns erhabenen Macht, eine Furcht, die von der gemeinen Furcht himmelweit verschieden ist. Ist es nöthig zu bemerken, dass Reinigen nicht so viel als Abschwächen, Abnutzen bedeuten kann; dass der Philosoph, worauf schon Ed. Müller aufmerksam gemacht, in der Definition der Tragödie nicht wohl von einer Wirkung reden kann, die sich nur bei wiederholter Aufführung kund giebt? Verkennen wir jedoch nicht, dass diese Erklärung, bei allen ihren Mängeln, den Worten des Textes ziemlich Genüge leistet: das Räthsel, wie Furcht und Mitleid durch Furcht und Mitleid gereinigt werden, ist bis auf einen gewissen Grad gelöst. Freilich werden sie, scharf genommen, nicht durch sich selbst, sondern durch die Gewohnheit gereinigt. Allein über diese kleine Ungenauigkeit im Ausdruck könnte man sich zur Noth noch hinaussetzen; die übrigen Erklärungen stimmen noch viel weniger mit den Worten: und daher kommt es wohl, dass vor [2]) und nach Castelvetro viele Interpreten diese wenig ansprechende Deutung wiederholt, modificirt, aufgestutzt, mit den übrigen Lehren des Aristoteles in Verbindung zu bringen gesucht haben.

Nicht minder häufig jedoch ist sie auch bekämpft worden. Schon vor Castelvetro dachte Madius (Venedig 1550), dass es sonderbar sei, wenn man Leidenschaften purgiren wollte, gerade Furcht und Mitleid auszuwählen, welche diese Kur gar nicht so sehr nöthig hätten: vielmehr solle man sich von Zorn, Habsucht, Wollust und andern zu heilen suchen. Und wirklich sollte dieser Sinn aus den griechischen Worten *τοιούτων παθημάτων* hervorgehen. Nichts ist sich selbst ähnlich: unter ähnlichen Leidenschaften können also nicht dieselben, sondern nur andere verstanden sein: Furcht und Mitleid reinigen also nicht sich selbst, sondern alle anderen Leidenschaften. Victorius (Flor. 1560) sah ein, dass durch *τοιούτων* diejenigen, von denen so eben die Rede gewesen, nicht ausgeschlossen sein könnten: er ändert also die Erklärung des Madius dahin ab, dass nach Aristoteles die Tragödie durch Mitleid und Furcht die Leidenschaften nicht ausrotte, sondern mässige und zwar alle Leidenschaften mit Einschluss der beiden reinigenden. Corneille [3])

1) Poetica d'Aristotele vulgarizzata .... per Lodovico Castelvetro, Vienna d'Austria 1570.
2) Utinensis bei Paul Beni.
3) Discours sur l'art dramatique, zum ersten Mal 1689 erschienen

hat sich viele Mühe gegeben eine Ansicht zu vertheidigen, wodurch die Tragödie zu einer Schule der Moral würde. Je gewaltiger das Schicksal der tragischen Personen uns erschüttert, desto mehr würden wir, nach dieser Ansicht, uns hüten in die Leidenschaften zu verfallen, wodurch sich Jene ins Unglück stürzten. Allein dann wäre es ja eigentlich nicht Furcht und Mitleid, sondern die vernünftige, ruhige Ueberlegung, welche unsere Leidenschaften reinigte. Und ist die Sache überhaupt wahr? Corneille sah wohl ein, wie misslich es mit dieser moralischen Besserung stehe. „Ich fürchte", sagt er, „die Theorie des Aristoteles ist nur ein schöner Gedanke, dem die Wirklichkeit nicht entspricht." Auch fragt er sich mit Recht, von welchen Leidenschaften uns das Beispiel des Thyest oder des Oedipus reinigen solle. Offenbar bricht das Unglück über die tragischen Personen oft ohne ihr Verschulden herein, oder steht doch wenigstens die Schuld in gar keinem Verhältniss zu der sogenannten Strafe; dazu kommt, dass die Unglücksfälle der Helden des Trauerspiels, wie ihre Leidenschaften, so ausserordentlich sind, dass die gewöhnlichen Menschen kaum ein warnendes Vorbild darin sehen können. Nichts desto weniger hat Corneille, aus übergrossem Respect vor der vermeintlichen Ansicht des Aristoteles, diese Theorie in Schutz genommen: im 17 Jahrhundert scheute man sich noch gegen die grossen Alten Recht zu haben.

Paul Beni hat einen so dicken Commentar in Folio über die Poetik geschrieben (Padua 1613) und so absonderliche Meinungen geäussert, dass wir nicht ganz übergehen dürfen, wie er die moralische Theorie zu rechtfertigen suchte. Nach ihm stellt die Tragödie nicht nur, wie man seit Theophrast oft wiederholt, das Leben der Fürsten und Helden dar, sondern sie ist auch ausschliesslich zur Belehrung der Könige und grossen Herren bestimmt, wie die Komödie zur Belehrung des gemeinen Volkes. Die gewöhnlichsten und unheilvollsten Leidenschaften der Mächtigen sind aber Uebermuth und daraus hervorgehend Härte und Grausamkeit gegen die Untergebenen: die heilsame Wirkung des Trauerspiels besteht darin, dass es diesen vornehmen Zuschauern Furcht und Mitleid einflösst und sie dadurch von jenen Leidenschaften reinigt.

Wie man sich auch drehen und winden möge um die Theorie von einer durch die tragische Schaubühne hervorgerufenen moralischen Besserung aufrecht zu halten, aus den Worten des Aristoteles lässt sie sich nimmermehr herauslesen, man müsste denn mit Maffei[4]) kurz und gut *τοιούτων* aus dem Texte streichen. Man sieht übrigens leicht, dass diese Theorie, welche sich der Tragödie so schwer anpassen lässt, zu Anfang des 18 Jahrhunderts eine neue Gattung hervorgerufen hat, mit der sie besser übereinstimmt: ich meine das bürgerliche Drama, oder die sogenannte weinerliche Tragödie.

Hier ist wohl der Ort, an Göthe's[5]) dieser Ansicht schnurstracks zuwiderlaufende Auffassung unserer Stelle zu erinnern. Er bestreitet nicht nur, dass von einer moralischen Wirkung die Rede sei, indem der Zuschauer, welcher der Aufführung einer Tragödie beigewohnt, „eben so leichtsinnig als hartnäckig, eben so heftig als schwach, eben so liebevoll als lieblos sich wieder in seiner Wohnung finde", sondern dass überhaupt an irgend eine Wirkung auf den Zuschauer gedacht werden dürfe. Aristoteles rede nur von der Construction des Drama's, von der Schürzung und Lösung des Knotens: „nach einem Verlauf von Mitleid und Furcht schliesse die Tragödie mit Ausgleichung solcher Leidenschaften ihr Geschäft ab." Es braucht nicht nachgewiesen zu werden, dass der Text der Poetik mit einer solchen Auslegung durchaus unvereinbar ist; aber sie ist höchst interessant als eigene Ansicht des Dichters, der sich nie ein anderes Ziel setzte, als ein vollendetes, der Betrachtung würdiges Kunstwerk aufzurichten, um den Eindruck, den es machen, um die

4) In der Vorrede zu seinem Trauerspiel Merope, Modena 1713
5) Göthe's Werke, Bd. 33, S. 12.

Wirkung, die es hervorbringen würde, völlig unbekümmert, der überhaupt schaffen, niemals wirken mochte.

Der Autoritätsglaube des 17 Jahrhunderts wurde im 18, besonders in Frankreich, sehr rasch abgeschüttelt. Um diesen Contrast recht lebhaft zu fühlen, braucht man nur unter dem Texte von Corneille's Abhandlungen die Noten seines Commentators zu lesen. So sehr Corneille einem grossen Namen des Alterthums gegenüber seinem eigenen Urtheil misstraut, so unglimpflich geht Voltaire mit dem Pedanten Aristoteles um. „Was die Purgation der Leidenschaften betrifft", sagt er, „so weiss ich nicht, worin diese Arznei besteht: Ich verstehe nicht, wie nach Aristoteles Furcht und Mitleiden purgiren.... Ob der Zuschauer purgirt werde oder nicht, ist unseren Bedünkens eine sehr müssige Frage.... Aristoteles sann den Galimatias von der Reinigung der Leidenschaften wohl nur aus, um Platon's Galimatias zu Grunde zu richten.... Was folgt aus all diesem eitlen Hin- und Hergerede? Man läuft zu den Vorstellungen von Cinna und Andromaque, ohne sich viel zu bekümmern, ob man gereinigt werde." Fontenelle, in seinen geistreichen „Reflexionen über die Poetik", macht sich in ähnlicher Weise über die Reinigung der Leidenschaften durch die Leidenschaften lustig[6]. Er sah nicht voraus, dass man dem Aristoteles einen seiner eigenen Gedanken leihen würde, um eben die Worte zu erklären, welche er zur Zielscheibe seines Witzes machte. An einer anderen Stelle[7] bemerkt derselbe Fontenelle, wie nahe Lust und Schmerz an einander gränzen, und wie selbst Schmerzliches uns angenehm werden kann, wenn es nur in Etwas gemildert wird. „Die Vorstellung im Theater macht fast den Eindruck der Wirklichkeit; aber es bleibt denn doch immer ein Unterschied. Mag das Schauspiel auch noch so sehr uns hinreissen, mögen Sinne und Einbildungskraft noch so sehr über den Verstand Herr geworden sein, wir bewahren im Innern dennoch ein gewisses dunkles Gefühl von der Unwirklichkeit des Geschauten. Dieses wenn auch schwache und verhüllte Gefühl reicht hin, um den Schmerz über das Leiden eines uns theuern Menschen zu mildern, ja um diesen Schmerz auf den Grad herabzusetzen, wo er anfängt Vergnügen zu werden. Man weint über das Unglück eines Helden, den man liebt; und in demselben Augenblicke tröstet man sich, weil man weiss, dass Alles Dichtung ist, und gerade aus dieser Mischung entgegengesetzter Gefühle entsteht ein angenehmer Schmerz und Thränen, die wir gern vergiessen." Gerade diesen Gedanken hat Batteux einige Jahre darauf im Aristoteles gefunden, oder vielmehr in ihn hineingetragen, wie es scheint, ohne sich des Schriftstellers zu erinnern, aus dem er ihn unstreitig geschöpft hat. In diesem Falle sieht man recht deutlich, wie die dunkle Stelle des alten Philosophen jedesmal das bedeuten musste, was die zur Zeit herrschenden Ansichten über Kunst seinen Erklärern gerade nahe legten. Nach Batteux[8] besteht die Katharsis von Mitleid und Furcht darin, dass wir ein reines Vergnügen empfinden, Rührung ohne Schmerz, Furcht ohne Gefahr, Mitleid ohne Unglückliche; darin, dass das Bewusstsein der Tauschung uns tröstet während das Bild uns betrübt, uns beruhigt während das Bild uns erschreckt. Dann sind aber nicht die Leidenschaften selbst ihr eigenes Reinigungsmittel, sondern die Nachahmung, die Unwirklichkeit mildert die Affecte. Wäre diess die Meinung des Schriftstellers gewesen, so hätte er etwa schreiben müssen: *ἐγείρουσα ἔλεον καὶ φόβον ἄλυπον* oder *διὰ μιμήσεως ἀφηδύνουσα ἔλεον καὶ φόβον.*

Wie in Frankreich Fontenelle's, so wurden etwas später in Deutschland Kant's und Schiller's

6) „Je n'ai jamais entendu la purgation des passions par le moyen des passions mêmes; ainsi je n'en dirai rien. Si quelqu'un est purgé par cette voie là, à la bonne heure; encore ne vois-je pas trop bien, à quoi il peut être bon d'être guéri de la pitié". Fontenelle, Reflex. sur la Poetique, N°. XLV. Vergl. Perrault, Parallèle des anciens et des modernes, T. III, p. 273.

7) Fontenelle, ib. N°. XXXVI.

8) Batteux in den Mem. de l'Acad. des inscriptions von 1771, t. 39, p. 31 sqq. — Derselbe, les quatre Poetiques

Ideen dem Aristoteles zugeeignet und unter dem unbestimmten Ausdruck der Katharsis begriffen. In dem Erhabenen lag jetzt die reinigende Kraft der Tragödie; Furcht und Mitleid berühren uns wohl noch, können uns aber nichts mehr anhaben, uns nicht mehr überwältigen und niederdrücken, wenn wir durch den Einfluss des Erhabenen gestählt werden. Sehr schön, wenn nur in Aristoteles die leiseste Andeutung zu einer solchen Auffassung zu finden wäre. Aber freilich, wenn Aristoteles auch nichts der Art gesagt hat, so hat er doch etwas Aehnliches sagen wollen, im Sinne haben müssen. Er hat sich eben nur schlecht ausgedrückt. Seiner Meinung nach reinigt die Tragödie durch das Erhabene, seinen Worten nach durch Mitleid und Furcht: offenbar hat er sich im Ausdruck vergriffen. Die Idee, welche die eigentliche Grundlage seiner ganzen Theorie bildet, die des Erhabenen, hat er vergessen auszusprechen: allein er muss sie gehabt haben; denn was er sagt, wollte man es streng wörtlich nehmen, bietet gar keinen Sinn! — Obschon diese Erklärung zuerst von einem grossen und hochverehrten Meister[9]) aufgestellt worden, so bekennen wir darin nur ein Beispiel mehr von dem erstaunlichen Einfluss sehen zu können, welchen herrschende Vorstellungen auf uns üben: wir leben uns so sehr in solche Vorstellungen hinein, wir finden sie so natürlich und nothwendig, dass wir sie überall wieder zu erkennen suchen, dass wir den grossen Geistern früherer Zeiten Unrecht zu thun glaubten, wenn wir sie ihnen nicht zuschrieben. Es ist nicht ohne Interesse zu verfolgen, wie die Fortschritte der modernen Speculation über die Natur des Tragischen sämmtlich dem Aristoteles zu gute kamen: was Solger, was Bohtz, Vischer und Andere hierüber dachten und vortrugen, das fand sich alsbald bei genauer Betrachtung in den wunderbar tiefen Worten des Aristoteles: man hatte es bis dahin nicht bemerkt. Die Nothwendigkeit, welcher der Held erliegt, erweist sich als göttliche Gerechtigkeit: so verwandelt sich die Furcht in Gottesfurcht, das Mitleid in Liebe zur Menschheit: hierin besteht, was der griechische Denker Katharsis nannte[10]). Wer weiss, was in dem unendlich elastischen Texte der Poetik nicht noch Alles verborgen liegt!

Fassen wir das Gesagte zusammen, so lassen sich die hauptsächlichsten Erklärungen unserer Stelle auf vier zurückführen: 1) die Tragödie reinigt Furcht und Mitleid durch Furcht und Mitleid, indem diese Affecte sich durch ihre häufige Erregung selbst abschwächen und mässigen; 2) sie wirkt reinigend und beruhigend auf alle unsere Leidenschaften; 3) sie erweckt in uns ein Mitleid und eine Furcht, welche reine, aller Unlust, alles Schmerzes entkleidete Gefühle sind, weil nicht die Wirklichkeit, sondern das unschuldige Spiel der Dichtung sie uns einflösst; 4) sie verwandelt durch ihre Erhabenheit Furcht und Mitleid in hehre, heilige Gefühle. Von diesen Erklärungen stimmt, wie gesagt, gerade die wenigst ansprechende, die erste, verhältnissmässig noch am meisten zu den Worten unseres Textes. Auch ist sie am häufigsten von den Interpreten vorgetragen worden; nur hat man sie zu verschönern, auf andere Stellen des Aristoteles zu stützen, mit den andern Erklärungen, so gut es angehen mochte, zu verbinden gesucht. Man zog die bekannte Lehre der peripatetischen Schule herbei, die Tugend bestehe im Maasse, in der richtigen Mitte zwischen den entgegengesetzten Extremen des Zuviel und des Zuwenig: so wurde denn unter Reinigung das Zurückführen auf das richtige Maass verstanden und zwar in doppelter Weise, theils durch Verminderung, theils durch Vermehrung: der allzu Empfindsame wird durch die Tragödie gestählt, der Harte und Mitleidslose erweicht; der übermüthig Zuversichtliche in heilsame Furcht versetzt, der kleinmüthig Aengstliche erhoben und gekräftigt. Auf diese Weise suchten Heinsius, Rapin, Rochefort und, in klarster und bündigster Auseinandersetzung, Lessing[11]) die

9) G. Hermann's Ausg. der Poetik 1802. — Henri Martin, Analyse critique de la Poét. d'Aristote 1836.

10) Schrader, de artis apud Aristot. notione ac vi, Berlin 1843, p. 68 sqq.

11) Heinsius Ausgabe Leyden 1611. — Rapin, Réflex. sur la Poét. d'Arist. Paris 1674, p. 169. — Rochefort in zwei Vorträgen an der Academie des inscriptions 1772, t. 39. — Lessing, Dramaturgie, N°. 74 sqq.

Poetik mit der Ethik in Uebereinstimmung zu bringen: ein unfruchtbares Bemühen, indem Aristoteles, wie wir sehen werden, durchaus nicht von einer moralischen Wirkung der Tragödie redet. Eine Vereinigung der ersten und der zweiten Erklärungsweise hat Dacier [12]) versucht, der seinen Commentar kurz nach den Abhandlungen von Corneille veröffentlichte: nach ihm reinigen Furcht und Mitleid einerseits sich selbst, andererseits reinigen sie uns auch von den Leidenschaften, welche die tragischen Helden ins Unglück stürzen. Der Engländer Twining [13]) hat die erste und dritte Erklärungsart zu einer neuen Erklärung verschmolzen. Ritter vereinigt die vierte und die zweite [14]). In Eduard Müllers [15]) beredter Darstellung sind alle diese Erklärungsarten, mit besonderm Vorherrschen der dritten und vierten, zusammengeflossen. An Herrn von Raumer [16]) hat die zweite, vorzugsweise moralische Auffassung einen glänzenden Vertheidiger gefunden: Furcht und Mitleid sind nach ihm das gemeinsame Element der Reinigung aller Leidenschaften. „Mitleid begreift allen Antheil in sich, den wir an Andern nehmen; Furcht hingegen umfasst jede Bezugnahme auf uns selbst. Alle Leidenschaften werden gereinigt, sofern sie durch diese Doppelbeziehung hindurchgehen; keine kann ohne diese Vermittlung eine ächte Reinigung erfahren“ u. s. w. Er sucht die Definition des Aristoteles zu verallgemeinern und gleichsam zu veredeln, indem er in Furcht und Mitleid unsere Selbstliebe und unsere Nächstenliebe, die Pflichten gegen uns selbst und gegen unsern Nächsten eingehüllt sieht.

Wie ist nun aber das Problem der Reinigung dieser Affecte durch sich selbst zu lösen? Niemand hat die Schwierigkeit der Aufgabe in ein helleres Licht gesetzt als Lessing, indem er dem Erklärer des Aristoteles auferlegt nachzuweisen, wie in der Tragödie 1) das Mitleid durch das Mitleid, 2) die Furcht durch die Furcht, 3) das Mitleid durch die Furcht, 4) die Furcht durch das Mitleid gereinigt werde. Ja freilich, wer diesen Nachweis zu Wege brächte, der hätte allen Regeln der strengsten Interpretation genügt. Lessing hat es nicht unternommen, und meines Wissens Niemand vor oder nach ihm. Gestehen wir es, Voltaire hatte so ganz Unrecht nicht, wenn er die Reinigung von Furcht und Mitleid durch Furcht und Mitleid selbst für einen Galimatias erklärte. Die scharfe Zergliederung Lessing's hat das Verdienst recht deutlich zu zeigen, dass das Räthsel nur desshalb nicht befriedigend gelöst worden, weil keine vernünftige Lösung möglich ist. Die Stelle des Aristoteles ist also unsinnig? Nicht das soll gesagt werden, sondern nur, dass die Reinigung von Furcht und Mitleid durch Furcht und Mitleid ein Unding ist. Die Stelle des Aristoteles lässt vielleicht eine andere Auffassung zu.

Suchen wir nach anderen Aeusserungen in der Poetik, welche die dunkeln Worte im 6ten Capitel erläutern könnten, so finden wir im 14ten Capitel die Anforderung an den tragischen Dichter gestellt durch sein nachahmendes Werk das aus Mitleid und Furcht entspringende Vergnügen zu bereiten (*τὴν ἀπὸ ἐλέου καὶ φόβου διὰ μιμήσεως δεῖ ἡδονὴν παρασκευάζειν τὸν ποιητήν*), und am Schlusse der Schrift dies Vergnügen als Wirkung und Zweck (*ἔργον, τέλος*) der Tragödie bezeichnet. So hätten wir also die Wirkung der Tragödie auf zwiefache Art definirt: einerseits als Reinigung durch Furcht und Mitleid, andererseits als aus diesen Affecten entspringendes Vergnügen. Wenn Aristoteles mit sich selbst übereinstimmt, so wird also die Reinigung mit dem Vergnügen verwandt, eine Art Vergnügen sein. Unglücklicherweise hat sich Aristoteles

12) Dacier, Ausg. v. n. 1692.
13) Twining, Aristoteles' Treatise on Poetry, London 1789 p. 231 sqq.
14) Ritter, Ausg. 1839.
15) Ed. Müller, Geschichte der Theorie der Kunste bei den Alten, Breslau 1834 und 37. T. I, p. 67 sqq. T. II, p. 378 sqq.
16) Abh. d. Berliner Academie v. 1828, Berlin 1831, T. II, p. 113 sqq.

über die Natur dieses Vergnügens nicht weitläufiger ausgesprochen als über die der Reinigung. Wie kommt es, fragen wir billigerweise, dass zwei, an sich nichts weniger als angenehme, Gefühle Vergnügen gewähren können? Aristoteles, ein so sinniger Beobachter der moralischen wie der physikalischen Erscheinungen, hatte gewiss auch über die Quelle dieses auffallenden Vergnügens nachgedacht und sich eine Theorie gebildet. Man hat dieselbe im 4ten Capitel der Poetik zu entdecken geglaubt, aber mit Unrecht. Gegenstände, heisst es dort bekanntlich, deren Anblick uns in der Wirklichkeit Unlust erregt, gewähren uns in getreuer Abbildung Vergnügen, weil wir dann den Gegenstand in dem Bilde wiedererkennen, und am Lernen und Verstehen Freude haben. Allein diese Erklärung lässt sich auf das psychologische Faktum, von dem hier die Rede ist, nicht anwenden. In jenem Falle machen Bild und Wirklichkeit völlig verschiedene Gefühle in uns rege die Nachbildung eines widerwärtigen Gegenstandes gefällt uns nicht dadurch, dass wir dabei etwa ein eigenthümlich modificirtes Gefühl von Ekel empfänden, sondern weil uns die Kunst des Vergleichens und Erkennens den Ekel, welchen der Gegenstand einflösst, vergessen lässt. Eine tragische Vorstellung hingegen erweckt wirklich unangenehme Empfindungen, erweckt Furcht und Mitleid, und gerade in diesen Empfindungen besteht unser Vergnügen. Da die Erscheinung eine verschiedene ist, so muss auch die Erklärung eine andre sein. Sollte es uns gelingen den Begriff der aristotelischen Katharsis aufzuklären, so werden wir wahrscheinlich zu gleicher Zeit auch seine Theorie über dies besondere Vergnügen finden.

Verlassen wir die Poetik, um uns zu der Stelle der Politik zu wenden, welche die meisten Interpreten angeführt und benutzt, jedoch vielleicht nicht sorgsam genug geprüft und erwogen haben. „Da wir [17], sagt Aristoteles, einerseits die Eintheilung annehmen, wonach die Gesänge in ethische, praktische und enthusiastische zerfallen, und jeder dieser Gattungen gewisse Harmonien entsprechen; andererseits die Musik nicht zu einem, sondern zu verschiedenen Zwecken angewendet wissen wollen (zur Erziehung, ferner zur Katharsis — was wir unter Katharsis verstehen, geben wir hier nur im Allgemeinen, um es später in der Poetik deutlicher auseinanderzusetzen — drittens zur Ausfüllung der Musse, zur Erholung und Ruhe nach der Anstrengung), so ist es klar, dass man sich aller Harmonien bedienen, jedoch nicht aller in derselben Weise bedienen muss. Zur Erziehung wende man die ethischsten an; zu musikalischen Aufführungen, denen die Bürger zuhören ohne selbst mitzuwirken, die praktischsten und enthusiastischsten. Der Eindruck nämlich, den einige Gemüther sehr heftig empfinden, wird auf alle geübt, unterscheidet sich nur durch das Mehr oder Minder; zum Beispiel die Eindrücke des Mitleids und der Furcht, ferner des Enthusiasmus. Denn auch zu diesem Affecte sind Einige sehr geneigt: diese sehen wir durch die heili-

17) Polit. VI, 7: Ἐπεὶ δὲ τὴν διαίρεσιν ἀποδεχόμεθα τῶν μελῶν ὡς διαιροῦσί τινες τῶν ἐν φιλοσοφίᾳ, τὰ μὲν ἠθικὰ τὰ δὲ πρακτικὰ τὰ δ' ἐνθουσιαστικὰ τιθέντες, καὶ τῶν ἁρμονιῶν τὴν φύσιν πρὸς ἕκαστα τούτων οἰκείαν ἄλλην πρὸς ἄλλο μέρος τιθέασι, φαμὲν δ' οὐ μιᾶς ἕνεκεν ὠφελείας τῇ μουσικῇ χρῆσθαι δεῖν ἀλλὰ καὶ πλειόνων χάριν (καὶ γὰρ παιδείας ἕνεκεν καὶ καθάρσεως — τί δὲ λέγομεν τὴν κάθαρσιν, νῦν μὲν ἁπλῶς, πάλιν δ' ἐν τοῖς περὶ ποιητικῆς ἐροῦμεν σαφέστερον — τρίτον δὲ πρὸς διαγωγήν, πρὸς ἄνεσίν τε καὶ πρὸς τὴν τῆς συντονίας ἀνάπαυσιν), φανερὸν ὅτι χρηστέον μὲν πάσαις ταῖς ἁρμονίαις, οὐ τὸν αὐτὸν δὲ τρόπον πάσαις χρηστέον, ἀλλὰ πρὸς μὲν τὴν παιδείαν ταῖς ἠθικωτάταις, πρὸς δὲ ἀκρόασιν ἑτέρων χειρουργούντων καὶ ταῖς πρακτικαῖς καὶ ταῖς ἐνθουσιαστικαῖς· ὃ γὰρ περὶ ἐνίας συμβαίνει πάθος ψυχὰς ἰσχυρῶς, τοῦτο ἐν πάσαις ὑπάρχει, τῷ δὲ ἧττον διαφέρει καὶ τῷ μᾶλλον, οἷον ἔλεος καὶ φόβος, ἔτι δ' ἐνθουσιασμός. καὶ γὰρ ὑπὸ ταύτης τῆς κινήσεως κατακώχιμοί τινές εἰσιν· ἐκ δὲ τῶν ἱερῶν μελῶν ὁρῶμεν τούτους, ὅταν χρήσωνται τοῖς ἐξοργιάζουσι τὴν ψυχὴν μέλεσιν, ὥσπερ ἰατρείας τυχόντας καὶ καθάρσεως. ταὐτὸ δὴ τοῦτο ἀναγκαῖον πάσχειν καὶ τοὺς ἐλεήμονας, καὶ τοὺς φοβητικοὺς καὶ τοὺς ὅλως παθητικούς, τοὺς δ' ἄλλους καθ' ὅσον ἐπιβάλλει τῶν τοιούτων ἑκάστῳ, καὶ πᾶσι γίγνεσθαί τινα κάθαρσιν καὶ κουφίζεσθαι μεθ' ἡδονῆς. ὁμοίως δὲ καὶ τὰ μέλη τὰ καθαρτικὰ παρέχει χαρὰν ἀβλαβῆ τοῖς ἀνθρώποις. διὸ ταῖς μὲν τοιαύταις ἁρμονίαις καὶ τοῖς τοιούτοις μέλεσι θετέον (Ed. Müller conj χρῆσθαι ἐατέον) τοὺς τὴν θεατρικὴν μουσικὴν μεταχειριζομένους ἀγωνιστάς

gen Lieder, und zwar durch diejenigen welche die Seele orgiastisch aufregen, gleichsam Arznei und Reinigung empfangen. Dasselbe müssen auch die für Mitleid und die für Furcht und überhaupt die für Affecte besonders Empfänglichen erfahren, ja auch die übrigen Menschen je nach dem Grade ihrer Empfänglichkeit für solche Erregungen; und allen muss eine gewisse Reinigung werden, sie müssen sich auf angenehme Weise erleichtert fühlen. Ebenso [wie die kathartischen Harmonien] gewähren auch die kathartischen Lieder den Menschen eine unschädliche Lust. Desshalb muss man solche Harmonien und solche Lieder den Bühnenkünstlern überlassen."

Eine Katharsis bringen also diejenigen Lieder und Harmonien hervor, welche lebhafte Affecte erregen. Je empfänglicher ein Gemüth für diese Affecte ist, desto mehr wird es der Katharsis theilhaftig werden; bis zu einem gewissen Grade aber sind alle für dieselben empfänglich. Ausser Mitleid und Furcht wird zu diesen Affecten auch der Enthusiasmus gerechnet, wie ihn gewisse heilige Lieder erregen, diejenigen nämlich welche den Hörer in eine orgiastische Stimmung versetzen. Die Katharsis ist demnach eine Folge der Erregung, nicht der Beruhigung dieser Affecte.

Oder sollte *ἐξοργιάζειν*, wie mehrere Interpreten[18]) es aufgefasst, so viel bedeuten als: die Seele von dem bacchischen Taumel befreien? Gegen diese Erklärung erheben sich andere Stellen der Politik, worin ausdrücklich von den Weisen des Olympus, die offenbar hieher gehören, gesagt wird, dass sie in enthusiastischen Zustand versetzen (*ποιεῖ τὰς ψυχὰς ἐνθουσιαστικὰς* VI, 5), und die Flöte, welche diese heiligen Lieder ja begleitete, ein orgiastisches Instrument genannt wird (VI, 6). Dazu kommt dass *ἐξοργιάζειν* wohl schwerlich diesen Sinn haben kann. Die Präposition *ἐκ*, wenn sie vor ein Verbum tritt, scheint nämlich niemals privative Bedeutung zu haben. Entweder bewahrt sie ihre ursprüngliche lokale Kraft, wie in *ἐκβάλλειν*, *ἐξελαύνειν*; oder sie verstärkt, drückt das völlige Eintreten in einen Zustand aus. So heisst *ἐξομοιόω* nicht: unähnlich, sondern: ähnlich machen; *ἐξαμβλύνω* nicht: die Stumpfheit benehmen, sondern: sie hervorbringen, u. s. w. Privativ wirkt *ἐξ* nur in der Zusammensetzung mit einem Nomen, wie in *ἐξόμματος*, *ἔξοπλος*, und so kommt es, dass einige Zeitwörter allerdings zwei entgegengesetzte Bedeutungen annehmen können, weil sie eine doppelte Ableitung zulassen: *ἐξομματόω* von *ἐξόμματος* heisst: blenden; von *ὀμματόω*, sehend machen; *ἐξοπλίζω* heisst: waffnen, wenn es von dem Verbum; entwaffnen, wenn es vom Adjectiv stammt. *Ἐξοργιάζειν* aber gestattet nur eine einzige Ableitung.

Wie kommt es nun aber dass Lieder und Weisen eine Arznei, eine Reinigung für das Gemüth genannt werden, das sie so mächtig aufregen, und gerade desshalb weil sie es aufregen? Eduard Müller glaubt, man habe sich eine Art homöopathischer Kur vorzustellen. Schon vor ihm hatte Milton, in der Vorrede zu seinem Samson Agonistes, diese Ansicht ausgesprochen. Hiernach würde die leidenschaftliche Aufregung auf zwiefache Weise beschwichtigt werden können, durch calmirende, wie durch irritirende Mittel: die dorische Harmonie, überhaupt Alles was Aristoteles ethische Musik nennt, würden durch unmittelbare Beruhigung, auf allopathische Weise, das Uebermass der Affecte dämpfen; die phrygische Harmonie und die cathartische Musik auf homöopathische Weise, durch gewaltige Erschütterung: die Tragödie also würde durch Erregung des tiefsten Mitleids, der heftigsten Furcht von allzugrosser Furchtsamkeit und allzu erregbarer Empfindsamkeit heilen. Die Sache ist mindestens sonderbar und schwerverständlich: es greife Jeder in den eignen Busen, und frage sich ob er je, bei tragischen Vorstellungen, eine ähnliche homöopathische Kur an sich selbst erlebt hat. Aristoteles wollte offenbar nicht von einer Reinigung, einer Heilung reden, wodurch der Mensch moralisch besser würde: die cathartische wird der ethischen Musik

18) Schneider, Göttling, Orelli, Stahr

hier und an anderen Stellen der Politik[19]) zu entschieden entgegengesetzt, als dass wir annehmen dürften, sie führten beide, wenn auch auf verschiedenen Wegen, zu demselben Ziele. Das Vergnügen welches die cathartische Musik gewährt wird nicht ein wohlthätiges, besserndes, sondern nur ein unschädliches (ἀβλαβής) genannt[20]): der Philosoph preist es nicht an, er begnügt sich, es nicht zu verdammen. Im medicinischen Sinne ist das Wort Katharsis freilich genommen, wie das daneben stehende ἰατρεία beweist: allein daraus folgt nicht, dass an eine moralische Läuterung und Erhebung zu denken ist: es wird vielmehr eine Wirkung bezeichnet, der eines Purgativs ähnlich. Die Natur dieser Wirkung geht am deutlichsten aus dem beigefügten κουφίζεσθαι[21]) hervor. Man verspürt eine Erleichterung, und zwar eine Erleichterung, die von dem Gefühl der Lust begleitet ist (κουφίζεσθαι μεθ' ἡδονῆς), wie nach der Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses, wie wenn, nach vorübergehender Hemmung, das physische Leben wieder leicht und frei strömt.

Eine Stelle der Nicomachischen Ethik (VII, 15), worin sich mehrere dieser Ausdrucke wiederfinden, wird den Gedanken hoffentlich vollends ins Klare setzen. Warum, fragt sich der Philosoph, werden insgemein die sinnlichen Vergnügungen mehr geschätzt als die geistigen? Die sinnlichen Vergnugungen, antwortet er, vertreiben den Schmerz (den Schmerz des Hungers, des Durstes, der andern Begierden), sie sind eine Arznei (ἰατρεία) gegen den Schmerz der Begierden, und scheinen um so angenehmer, je heftiger das schmerzliche Gefühl gewesen das sie aufheben. Um ihre Vergnügungen zu vermehren, schaffen sich die Menschen künstliche Bedürfnisse und Begierden (δίψας τινάς): wenn unschädlich (ἀβλαβεῖς), ohne Tadel; wenn schädlich (βλαβερεῖς), zu verwerfen. Diese Vergnügungen rechnet Aristoteles zu den niedrigeren, weil sie Arznei sind, weil sie aus dem Bedürfniss entspringen, weil sie die Vergnügungen eines unvollkommenen Wesens sind.

Hier sehen wir deutlich, was Aristoteles unter den Ausdrücken: Arznei und Erleichterung versteht. Mitleid und Furcht, für manche Gemüther auch Enthusiasmus und Ecstase, sind Bedürfnisse des Menschen, wir haben gleichsam Durst nach diesen Erschütterungen; es fehlt uns Etwas, wir empfinden ein Missbehagen, ein schmerzliches Gefühl, wenn wir längere Zeit ihrer entbehren mussten. Das ist, nach Aristoteles, und in Wahrheit, die Quelle unseres Vergnügens an tragischen Vorstellungen: das ist was er die Lust an Furcht und Mitleid nennt. Je mehr unsere Natur für diese Affecte empfänglich ist, desto schmerzlicher quält uns das Bedürfniss nach denselben, desto heftiger verlangen wir nach Arznei, nach Erleichterung, desto lebhafter ist unser Vergnügen an der Tragödie. Die Erschütterung erleichtert und reinigt uns, wie die Atmosphäre durch ein Gewitter, oder, um bei dem Bilde des Aristoteles zu bleiben, wie der Körper durch ein Purgativ gereinigt wird, das ihn gewaltsam durchwühlt[22]).

So wirken also Mitleid und Furcht reinigend auf den Menschen. Wie aber reinigen sie sich selbst? Dies schienen wenigstens die Ausdrücke der Poetik zu sagen: δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν. Ist unsere bisherige Auseinandersetzung

19) Polit. VI, 6: Ἔτι δὲ οὐκ ἔστιν ὁ αὐλὸς ἠθικὸν ἀλλὰ μᾶλλον ὀργιαστικόν, ὥστε πρὸς τοὺς τοιούτους αὐτῷ καιροὺς χρηστέον ἐν οἷς ἡ θεωρία κάθαρσιν μᾶλλον δύναται ἢ μάθησιν. S. auch c. 7, die Fortsetzung der oben citirten Stelle.

20) Dass χαρὰ ἀβλαβής nicht, wie Batteux und Barthélémy-St.-Hilaire übersetzen, „une joie pure, sans mélange d'aucune peine" bedeuten könne, geht aus Polit. VIII, 5. Ethic. Nicom. VII, 15 hervor, wenn dies überhaupt eines Beweises bedarf.

21) Ueber die Bedeutung von κουφίζεσθαι vgl. Problem. T. 17. AZ. 2. Ethic. Nicom. XI, 11. Ich führe diese Stellen an, weil Schrader, l. c. p. 74, seiner vorgefassten Meinung gemäss, κουφίζεται irrig von dem Erheben und Läutern des Schmerzes in ein Gefühl erhabener Lust versteht.

22) Vgl. Problem. A. 42: Ὅταν γὰρ εἰς τὴν κοιλίαν εἰσέλθωσι καὶ διαχυθῶσι, φέρονται καθ' οὕσπερ ἡ τροφὴ πόρους εἰς τὰς φλέβας, οὐ πεφθέντα δὲ ἀλλὰ κρατήσαντα ἐκπίπτει φέροντα τὰ ἐμπόδια αὐτοῖς· καὶ καλεῖται τοῦτο κάθαρσις.

nicht durchaus verfehlt, so können diese Worte unmöglich diesen Sinn haben, — wenn diese Reinigung der Affecte durch die Affecte selbst überhaupt ein Sinn genannt werden kann. In der Politik wird ja aufs unzweideutigste, nicht von einer Reinigung des Mitleids, der Furcht, des Enthusiasmus, sondern von einer Reinigung des Menschen selbst gesprochen. Wir sind also befugt, eine andere Auslegung zu versuchen, ja wir sind dazu genöthigt. Der Genitiv παθημάτων muss unserer Ansicht nach nicht objectiv, sondern subjectiv gefasst werden. „Die Reinigung solcher Affecte" ist die Reinigung, welche durch solche Affecte bewirkt wird. Die Tragödie, sagt Aristoteles, bewirkt durch Mitleid und Furcht die solchen Affecten eigenthümliche Reinigung. „Solchen Affecten" heisst es, und nicht „diesen", weil der Enthusiasmus in dieselbe Klasse gehört, ebenfalls cathartisch wirkt. Unsere Erklärung scheint durch den Artikel τὴν begünstigt zu werden, der bei der gewöhnlichen Auslegung überflüssig ist; durch den Sinn, durch die Vergleichung der Politik, wird sie gebieterisch gefordert.

Das Räthsel wäre nun freilich gelöst, aber die Erwartung getäuscht. Wer für die dunkle, vielbesprochene Stelle des griechischen Denkers eine neue Deutung vorschlägt, der muss auch einen neuen, unerhörten, unendlich tiefen Gedanken darin aufdecken; er muss, so hofft man, indem er den Aristoteles erläutert, auch ein ganz neues Licht auf die Natur und den Zweck der Tragödie werfen. Dass das Bedürfniss nach Emotionen die Quelle des Vergnügens an tragischen Gegenständen sei, dasselbe Bedürfniss, das bei minder fein organisirten Nationen Gladiatorenspiele hervorgerufen, dasselbe Bedürfniss, das so viele Zuschauer um eine Richtstätte versammelt — das ist ein längst ausgesprochener, wohlbekannter Gedanke. Man wird es ferner nicht in der Ordnung finden und nicht glauben mögen, dass Aristoteles die Tragödie so wenig hoch stellt, dass er das Vergnügen, welches sie gewährt, nicht zu den edelsten und höchsten rechnet. — Ich gestehe, dass ich gerade im Gegentheil, wenn ich eine glänzende, unerhörte, und eben desshalb bestreitbare Idee gefunden hätte, mir selbst misstrauen und nicht glauben würde, den wahren Sinn getroffen zu haben. Was Aristoteles sonst in der Poetik vorträgt, ist richtig, einleuchtend, unbestreitbar, voll gesunden Menschenverstandes, um so tiefer als es gewöhnlich scheinen kann. Nicht aus allgemeiner Speculation, sondern aus aufmerksamer Beobachtung theils der Kunstwerke, theils der Menschen sind seine meisten Bemerkungen hervorgegangen. Gerade eine psychologische Bemerkung wie die über unser Bedürfniss nach Emotionen ist ganz in der Geistesrichtung des Aristoteles. Sie ist vielleicht nicht so schön wie manche sinnige und feine Bemerkung, die man in neuester Zeit über Kunst und Poesie gemacht hat; aber sie ist ganz gewiss wahr und treffend. Ueber das Vergnügen, das die in einer Tragödie klarer oder dunkler ausgedrückten Ideen gewähren, lässt sich vieles Andre sagen; wenn aber von der Wirkung des Tragischen als Tragischen, wenn von der allgemeinsten Wirkung aller und jeder, auch der minder ideenreichen, tragischen Dichtungen, wenn von ihrer Wirkung auf sämmtliche Zuschauer ohne Unterschied, wenn von der eigenthümlichen Lust an Furcht und Mitleid die Rede ist — so wird man auf jenes psychologische Faktum zurückkommen müssen, das Aristoteles mit Recht zu dem Angelpunkte seiner Theorie über das Trauerspiel macht. Man erinnere sich, dass ihm die Erregung von Mitleid und Furcht, ohne weitere Andeutung irgend einer überschwänglichen Theorie, überall als das characteristische Merkmal der Tragödie gilt; dass er keinen andern Maassstab kennt, um den grösseren oder geringeren Grad des Tragischen in einem Dichterwerke zu bestimmen; dass er nur in diesem Sinne den Euripides den tragischsten unter den Dichtern genannt haben kann. — Aber Aristoteles sollte das Vergnügen an der Tragödie nicht zu den reinsten und edelsten zählen? Er kann es nicht, da es in der Erregung von Affecten, da die reine Freude, die vollendete Glückseligkeit nach ihm nur in der be-

dürfnisslosen, betrachtenden Erkenntniss, der θεωρία besteht, wie sie die Gottheit immer, der Philosoph nur zu Zeiten geniesst [23]).

2. Verzeichniss der dem Verein gewidmeten und vorgelegten Schriften.

Vocabularius optimus. Zur Begrüssung der in Basel versammelten Philologen und Schulmänner im Auftrage der Universität herausgegeben von Prof. Dr. Wilhelm Wackernagel. XXIX Herbstmonats MDCCCXLVII. Basel. 4°.

Οἱ ἀπεσταλμένοι (griechische Festode) von Karl von Speyr J. U. D. Basel 1847. 4°.

Wocher, Einige phonologische Erläuterungen, der Philologen-Versammlung in Basel zum ehrerbietigen Gruss (Prüfungsprogramm des Gymnasiums zu Ehingen). Ulm 1847. 8°.

Bäumlein, Commentatio de compositione Iliadis et Odysseæ, und Nachrichten über das Seminar zu Maulbronn (Programm zur Geburtstagsfeier K. Wilhelms von Würtemberg). Stuttgart 1847. 4°.

Bergk, Commentationum criticarum specimen IV (Marburger Lectionscatalog für das Sommerhalbjahr 1847). Marburg. 4°.

Bergk, Commentatio de carminum Saliarium reliquiis (Marburger Lectionscatalog für das Winterhalbjahr 1847—1848). Marburg. 4°.

Döderlein, über die Reduplication in der griechischen und lateinischen Wortbildung. 8°.

Firnhaber, Commentatio de tempore, quo Heraclidas et composuisse et docuisse Euripides videatur et de nova eam tragœdiam interpretandi ratione inde repetenda (Prüfungsprogramm des Gymnasiums zu Wiesbaden). Wiesbaden 1846. 4°.

Grieshaber, Vaterländisches aus den Gebieten der Literatur, der Kunst und des Lebens. Rastatt 1842. 8°.

Grieshaber, Deutsche Predigten des XIII Jahrhunderts. Erste und zweite Abtheilung, Stuttgart 1844 u. 1846. 8°.

Grieshaber, über die Ostersequenz Victimæ Paschali und deren Beziehung zu den religiösen Schauspielen des Mittelalters (Prüfungsprogramm des Lyceums zu Rastatt). Karlsruhe 1844. 8°.

Hautz, Jubelfeier der dreihundertjährigen Stiftung des Lyceums zu Heidelberg. Heidelberg 1847. 8°.

K. F. Hermann, Disputatio de theoria Deliaca (Göttinger Lectionscatalog für das Winterhalbjahr 1846—1847). Göttingen. 4°.

K. F. Hermann, de codicibus Juvenalis recte existimandis (Göttinger Lectionscatalog für das Sommerhalbjahr 1847). Göttingen. 4°.

K. F. Hermann, Symbolæ ad doctrinam juris Attici de injuriarum actionibus (Göttinger Programm zum Rectoratswechsel 1847). Göttingen. 4°.

K. F. Hermann, Quæstiones de probole apud Atticos (Göttinger Lectionscatalog für das Winterhalbjahr 1847—1848). Göttingen. 4°.

Kärcher, Beiträge zur lateinischen Etymologie und Lexicographie. Dritte Lieferung (Prüfungsprogramm des Lyceums zu Karlsruhe). Karlsruhe 1847. 8°.

Nüsslin, Rollin's Anleitung den Homer zu lesen, deutsch (Prüfungsprogramm des Lyceums zu Mannheim). Mannheim 1847. 8°.

H. Sauppe, de demis urbanis Athenarum (Jahresbericht über das Gymnasium zu Weimar 1845—1846). Weimar. 4°.

---

23) Vgl. Eth. Nicom. X, 8.

H. Sauppe, Inscriptiones Macedonicæ quatuor (Jahresbericht über das Gymnasium zu Weimar 1846—1847). Weimar. 4°.

Scheuerlein, Abhandlung über die Ciceronische Auffassung und formelle Behandlung der unabhängigen Neben- und Zwischensätze in der directen Rede, oder über den Unterschied der geistigen Personen im Ciceronianismus (Prüfungsprogramm der lateinischen Hauptschule zu Halle). Halle 1847. 4°.

Schiller, die Lehre des Aristoteles von der Sclaverei (Jahresbericht der Studienanstalt zu Erlangen 1847). Erlangen. 4°.

Schwarz, Admonitiones quædam scholasticæ (Prüfungsprogramm des Gymnasiums zu Ulm). Ulm 1842. 4°.

Schwarz, ein Blick in die Zukunft der Gelehrtenschule (Prüfungsprogramm des Gymnasiums zu Ulm). Ulm 1847. 4°.

Streuber, Simonis Grynæi Epistolæ. Accedit index auctorum eiusdem opera editorum. Basiliæ 1847. 4°.

Vischer, Kimon. Eine Rede, gehalten am Jahresfest der Universität zu Basel 1846. Basel 1847. 8°.

Wiener, lithographierte Abbildungen der in neuerer Zeit bei Orbe entdeckten Mosaiken.

Zell, Elogiorum Romanorum reliquiæ, additis ex opere Ludovici Bavariæ regis, quod inscribitur Walhalæ consortes, capitibus latine versis. Stuttgart 1847. 8°.

---

3. Geselligkeit und Poesie.

Der Verein war abwechselnd in verschiedenen Localen der Stadt (dem Stadtcasino, dem Sommercasino, dem Gesellschaftshause an der Rheinbrücke, den Gasthöfen zum Wilden Mann und zu den Drei Königen) bei gemeinsamer Malzeit festlich und heiter gesellt, am 29 Sept. im Stadtcasino durch Einladung des Comités, am 1 Oct. durch Einladung Prof. Stähelins, des Vice-Präsidenten der Orientalisten, im Sommercasino; ausserdem am 29 Sept. auf einer Spazierfahrt nach Arlesheim und am 30 Sept. bei einem Concert im Schauspielhause, diess beides gleichfalls durch Veranstaltung des Comités, welchem dort die gastliche Gefälligkeit des Eigenthümers von Schloss und Park, des Herrn Alioth, hier der Eifer einer Anzahl von Künstlern und Kunstliebhabern auf dankenswertheste Weise entgegenkam.

Tag für Tag wurden die Freuden der Tafel durch Musik und Gesang und mancherlei Trinksprüche, ernst- und scherzhafter Art, in poetischer wie in prosaischer Form, gewürzt; am reichsten strömte auch diese Fülle den Abend des ersten Weinmonats hindurch. Die Redaction des Berichtes ist aufgefordert worden, bestehender Übung folgend, einige der Lieder und Tischreden mitzutheilen.

29 Sept. Dr. Reber von Basel.

Jetzt, Basel, mache hoch dein Thor!
Uns sendet Deutschland seiner Männer Blüthe:
Des Klassizismus Priesterchor,
Die Deuter oriental'scher Mythe;
Die Bannerträger deutscher Wissenschaft,
Die Helden deutscher Geisteskraft,
Sie reichen ihrem schwesterlichen Land,
Der freien Schweiz, die Bruderhand.

Und alte Zeiten werden wieder jung.
Geschah's doch vor vierhundert Jahren,
Dass eben hier vereinigt waren
Des deutschen Reichs Prälatenschaaren,
Vereint zur Kirchenbesserung.
Das Basel'sche Concilium
Ich seh es vor mir neuerstanden!
Ist Deutschlands Geistlichkeit auch nicht vorhanden,

Nicht fehlt die Geistigkeit darum;
Kein Papst *Eugenius* droht uns mit Kerkerbanden,
Nein, unser Papst er heisst *Ingenium;*
Die Väter Basels, den *Eugen* zu quälen,
Sie mussten einen Gegenpapst erwählen,
Den *Felix*. Wir, wir halten auch Konklave
In diesem Saale, *Felix* ist auch unsre Wahl,
Allein nicht unserm Papst zur Qual,
Unser *Ingenium* der Papst der brave
Behauptet zwar sein Herrscher-Substantiv,
Doch lasst er gnädig sich gefallen
Zum Bruderpapst in diesen frohen Hallen
Den *Felix* als sein Adjectiv.
  Verzeiht den Scherz. Er ward mir zugeraunt
Vom Geist des Mannes, der dort am Altare
Des Münsters schläft; der Geist, die weissen Haare
Er trug sie unter schwarzem Sammtbarett,
Sein Auge blau, das scharfe klare,
Die Nase feingespitzt, die Lippen feingeschlitzt
und frohgelaunt,
Also im faltigen Talare
Stand er heut Nacht vor meinem Bett,
Wie ich sein Bild gemalt von Meister Holbein sah,
Ganz so lebendig stand er da:
Ich hab', so sprach er, mir es ausgebeten,
So lang die Erde wieder zu betreten,
So lang als Deutschlands Philologen,
Schulmänner und Orientalisten
In Basels alten Mauern nisten,
Unwiderstehlich hat mich's hergezogen:
Mein Himmel ist jetzt Basels Erden
Und meine Engelschöre die Gelehrten!
  Noch einmal drum verzeiht mir jenen Scherz —
Der Geist *Erasmi* gab mir ihn ins Herz.
  Und nun im Ernste noch ein Wort.
Ihr deutschen Brüder, schaut den Rheinstrom dort,
Ihr kennt ihn, er durchwallt auch eure Gauen,
Er ist der Nil, die Amme deutscher Auen:
An seinem Busen hochgeschwellt
Ernährt sich ein geistreicher Held,
Der starke Wein, der duftigste der Welt;
Im reizend tiefen Rheinesschoosse
Da schlummern Ahnenbilder, grosse,
Des Mittelalters Riesensöhne,
Die grauen Burgen, Städte, Dome,
Sie lächeln spielend aus dem Strome,
Und majestätisch rauscht um sie das schöne
Das Wiegenlied der Wellentöne.
Ihr deutschen Brüder, dieser Rhein,
Der deutschen Landessäume Glorienschein,
Er kommt von uns, ist unsre Gabe,
Der Rheinstrom ist ein Schweizerknabe;
Den Segen all, den wundervollen,
Den seine Fluten euch entgegenrollen,
Erkennt ihn dankbar unsrer Schweiz entquollen.
  Ich fordre Kühnes, ich gesteh's. Allein
Wir Schweizer wollen gleichfalls dankbar sein:
  Ihr Deutschen, ihr vor allen Völkern seid
Das Herrschervolk der Geistesherrlichkeit.
Politisch, ihr erlaubt mir das zu sagen,
Lenkt ihr als Deutsche nicht den Weltenwagen,
Und Deutschlands dichterische Flotten
Sie ankern, statt in euern offnen Buchten,
Erst in den träumerischen Schluchten
Poet'scher Stirnen, den verborgnen Grotten.
Lass Länderherrschaft und der Meere,
Lass, Deutschland, nur getrost sie fahren,
Was ists doch, was einst deine Kaiser waren,
Die eisernen, verglichen mit der Ehre,
Die heute deine Schläfe krönt?
Der Bildung Kaiserkrone ist's, die dich verschönt!
Der Geist, er ist dein Reich, die Erde nicht,
Im Reich des Geistes liegt dein Europäisch Siegs-
gewicht.
Erstrebe nicht der alten Roma Ruhm,
Dieser wird nie dein Eigenthum,
Die Kaiser sind es, deine Ahnen,
Sie eben, die dich fort vom Abweg mahnen,
Damals noch schwärmtest du im Jugendmuthe,
Im Mannesalter jetzt, mit klarem Blute,
Nach deinem wahren Ziele wend' dein Sehnen:
Deutsche, seid Römer nicht, nein seid Hellenen!
  Ihr seids, seit Johann Reuchlin Bahn gemacht.
Die röm'sche Kaiserkron' ward bleich und bleicher,
Allein der deutschen Kaiserkrone Pracht,
Die Geisteskrone, strahlte reich und reicher,
Stieg eine Sonne ob Europa's Nacht,
Wir sind die Pole, Deutschland ist der Gleicher,

Ja, freudig sinkt die Schweiz an Deutschlands Busen
Und huldigt dir, du Fürstin unsrer Musen!
Was sind wir Schweizer, Deutschland, ohne dich?
Ich bin ein Patriot, stolzer ist keiner,
Allein vor Deutschlands Geiste beug' ich mich;
Mein ganzes Land mit mir, als Mann als Einer,
Vor Deutschlands höherm Geiste beugt es sich;
Deutsche, das ist ein Dank, ein freier, reiner,
Wir Schweizer sind ein Volk von starren Erzen,
Drum, wenn wir huldigen, so gehts von Herzen!
Was ist der Rheinstrom nun, den wir euch spenden,
Mit seinen Reben, Burgen, Domen, Städten?
Verglichen mit dem Schatz aus Deutschlands Händen,
Den wir in unsre rauhen Alpen retten,
Verglichen mit dem Strom, den sie uns senden,
Dem Geistesstrom durch unsrer Thale Betten?
Der Rhein ist Wasser, unser Schweizerknabe,
Ein Feuerstrom ist Deutschlands Gegengabe.

Einst ward die Schweiz durch den Westphäl'schen Frieden,
Ihr wisst's, vom deutschen Reiche abgetrennt,
Zerreisst das Pergament! Nicht mehr geschieden
Sei, wer sich Schweizer, wer sich Deutscher nennt,
Gott liess uns ja ein neues Bündniss schmieden,
Gestählt durch Geistesfeuers Element,
Der Adler Deutschlands herrschet wieder schwebend
Ob unsrer Schweiz, das Geistesszepter hebend!
Darum ein Lebehoch! . . . Ihr ahnt es schon,
Dem Adler gilt das Hoch aus meinem Munde,
Ihm, dem Eroberer, des Lichtes Sohn,
Der neu uns einverleibt dem deutschen Bunde;
Das Schweizerkreuz schmücke zum Siegeslohn
Des Adlers Brust, heilend die Trennungswunde.
Ein Lebehoch dem neuen Wappenbilde:
Reichsadler, Schweizerkreuz in Einem Schilde!

Prof. Hagenbach von Basel.

Was kommt daher gezogen
Nach Basel an den Rhein?
„Das werden die Philologen,
Die deutschen Philologen sein."
Was sind denn das für Gäste?
Und welch ein Volk ist diess?
Lass sehn, der Erste Beste
Der Nachbarn sagt es mir gewiss.
Der Nachbar sieht sich scheue
Ringsum; mit wicht'gem Ton
Spricht er: „bei meiner Treue
Das ist die Intervention!
Die grosse Sprachverwirrung,
Das weiss ein jedes Kind,
Ist schuld an all der Irrung,
In die wir längst verwickelt sind.
Und weil denn das Gefasel
Schon gar zu lange währt,
So kommen sie nach Basel,
Den Knoten lösen mit dem Schwert.
Von Basel, wie von Babel
Ging all das Wirrwar aus,

Dass jeder seinen Schnabel
Nun brauchen will, es ist ein Graus
Drum bringen ihre Säbel
Die Philologen mit,
Auf dass sie all die Schnäbel
Zuschneiden nach dem rechten Schnitt.
Gar scharf sind ihre Klingen,
Und wär's das feinste Haar,
Ich wett', es muss gelingen,
Sie spalten's dreissigmal sogar."
Drauf ich: „mein lieber Vetter
Und Nachbar, zürnt mir nicht,
Ich traue nicht dem Wetter,
Das giebt 'ne schöne Zuversicht.
Ich furcht', die Philologen,
Die machen's ärger nur;
Spannt man zu sehr den Bogen,
So reisst am End' die Bogenschnur.
Die schneiden und die säbeln
So lang an uns herum,
Dass von den armen Schnäbeln
Nur bleibt ein klein Residuum.

Vor lauter Haarespalten
Furcht' ich für unsern Schopf,
Für unsern guten alten,
Höchst ehrenwerthen Baslerzopf.
Den werden sie zerzausen,
Zu aller Spott und Hohn,
Drum weg mit fremden Flansen,
Weg mit der Intervention!"
Da schallt es schon vom Weiten:
Philister über dir!
Die Herren da, die streiten
Um gar viel and're Dinge hier.
Um eure Baslerzöpfe
Bekümmern die sich nicht;
Auf alte Heidenköpfe
Sind sie mit Leib und Seel' erpicht.
Des Perikles Perrücken,
Des Alexanders Zopf,
Die werden sie zerpflücken
Sammt manchem alten Tituskopf.
Euch lassen sie den Schnabel,
Wie er gewachsen ist,
Nur um das alte Babel,
Nicht um das neue geht ihr Zwist.
Auf griechisch und hebräisch,
Chinesisch und latein,
Arabisch, aramäisch
Calcuttisch muss gestritten sein.
Doch fährt dazwischen wieder
Auch manch ein deutscher Klang,
Und macht ihr deutsche Lieder,
So fehlt es nicht an deutschem Sang.
Und gebt ihr deutsche Weine
(Und welsche auch dazu),
So hat es, wie ich meine,
Noch mit dem Kriege gute Ruh'.
Am Friedensheerde schlinget
Sich dann das Friedensband,
Wo man zusammen singet
Vom einen deutschen Vaterland.
Da wo des Schwaben Kehle
Gut sächsisch wird gestimmt,
Wo aus des Preussen Seele
Der Baier deutschen Klang vernimmt;
Wo Donau, Rhein und Elbe,
Nord- Ost- und Bodensee
In ein Meer und dasselbe
Zusammenfliessen sammt der Spree;
Wo einen Namen tragen
Die Deutschen allerseits,
Wie sollten da nicht schlagen
Die deutschen Herzen in der Schweiz?
Wie sollten sie nicht gerne
Vergessen ihres Streits,
Und all die Wundersterne
Willkommen heissen in der Schweiz?
Ja, ja, von allen Enden,
Aus Zeiz, aus Greiz und Schleiz,
Mit aufgehob'nen Händen
Empfangen wir euch — in der Schweiz
Kommt nur, ihr meint es ehrlich,
Man fühlt's von Weitem schon,
Arglos und ungefährlich
Ist Eure Intervention.
Wohl kommt ihr zu vermitteln,
Doch nicht im trüben Wahn,
Als könne man mit Knitteln
Der Freiheit brechen ihre Bahn.
Ihr traut der Macht der Wahrheit,
Der stillen Geisteskraft,
Dem Wort und seiner Klarheit,
Der freien deutschen Wissenschaft.
Das ist die stolze Rüstung
Von ehernem Gewicht,
Die starke Felsenbrüstung,
An der die Finsterniss sich bricht.'
Die wollen wir auch wählen,
Und noch am heut'gen Tag,
Dass Geist an Geist sich stählen,
Sich Licht an Licht entzünden mag.
Dann sind wir wohl geborgen,
Ob auch die Nacht ergraut,
Uns grüsst der Freiheit Morgen,
Die wir als Männer ihr vertraut.
Drum, alles wohl erwogen
Und alles fein bedacht,
Sei unsern Philologen
Ein feurig Lebehoch gebracht!

30 Sept. Pfarrer Dr. Fröhlich von Aarau.

Es heisst, o Philologen!
Ihr seid in selber Stadt,
Wo jede Sprach' und Rede
Und eurer Gilden jede,
Ihr wisst's, den Ursprung hat.
Denn Basel heisst auch Babel,
Und zwar aus manchem Grund,
Zuerst weil jenen Leuten,
Die so den Namen deuten,
Der Spass gar nahe stund.
Und aus dem andern Grunde
Gefällt uns diese Stadt,
Wenn nicht mit Babels Schätzen,
Doch dess, d'ran sich zu letzen
Gelüsten Mancher hat.
Es heisst: „das Gold zu Basel,
Es thürmt sich überaus,
Auf! machet Alles eben,
Was so sich will erheben
Und füllt die Lücken aus!"
Beim Allverebnen lassen,
Wie bei dem Thurmbau dort,
Sich neue Sprachen hören:
Aufbauen heisst zerstören,
Was grün ist, heisst verdorrt.
So — wo man allverebnet
Und wo in Wolken baut,
Entstehen neue Sprachen,
Dass, die sonst traulich sprachen,
Dem andern keiner traut.
Und wo ein Niederreissen
Und in die Wolken bau'n
Zugleich und in die Wette,
Es ist an solcher Stätte
Verwirrung viel zu schau'n.
Da gilt's, ihr Sprachenmeister,
Der Sprache Hut zu sein
Und gegen einen Jeden
Ein Wort gut deutsch zu reden,
Der droht mit Barbarei'n.
Der Sprache tiefste Wurzeln:
Gott, Sitte, Lieb' und Recht
Und was aus ihnen blühte,
Zu wahren reinster Güte
Dem spätesten Geschlecht.
In Basel ward die Sprache
Gepflegt so immerhin,
Denn das ist ihre Blüthe,
Wenn sie von Kraft und Güte
Erglänzt in hellem Sinn.
Doch wo ein Sprachverwirren,
Da tretet in die Bahn
Und wehret dem Verwälschen
Und jeglichem Verfälschen —
Und darauf stosset an!

Gesellschaftslied, von Prof. Kreuser von Köln:

Wie einst das lust'ge Basel war,
Hat Gerlach uns gesagt,
Im Handel, Wandel, Kopfe klar
Und treu und unverzagt.
Erasmus wurde da genannt
Wie Münsternadeln spitz:
Doch fort mit all dem alten Tand!
Je nun, wie steht es itzt?
O seht Euch nur die Köpfe an,
Wie sie so rosig blüh'n,
Die Philologen lobesam
Ihr kritisch Feuer sprüh'n.
Ja sie interpretiren fein,
Beinah' mehr als Bedarf,
Den welschen und Markgräflerwein,
Und sondern klug und scharf.
Und was noch mehr: Eins sind wir All,
Varianten giebt es nicht:
Der Codex stimmet überall,
Und das ist von Gewicht.
D'rum auf, Ihr Freund'! ein dankend Hoch
Dem Schreiber mit Bedacht,
Der als ein Friedens-Philolog
Das Wunder hat vollbracht.
Den Codex schrieb die edle Stadt,
Die nach der Väter Art

So gastlich uns versammelt hat,
Den Geist um sich geschaart;
Sie wachs' und blüh' und bleibe stark,
Und soll der Wächter sein
An schweizer und an deutscher Mark.
Die Perle an dem Rhein!

1 Oct. Dr. Reber:

Ihr deutschen Brüder! Diese Stätte,
Wo heute wir versammelt sind,
Sie ist ein Todesruhebette,
Hier schläft manch Schweizerheldenkind.
Das Denkmal, das ihr draussen schauet,
Es ist ein Grabesmonument,
Ob den Gebeinen auferbauet,
Ob den Gebeinen jener Leuen,
Der starken Ahnen, der getreuen,
Die man Sankt Jakobshelden nennt.
Ihr deutschen Brüder! hätten diese
Sich nicht zu Basels Schild gemacht,
Dort auf Sankt Jakobs Thaleswiese,
Auf dem Gefild' der Opferschlacht:
Dann stünde Basel nimmer heute
Mit deutschen Brüdern Hand in Hand,
Dann wären wir der Welschen Beute,
Die Schweiz nicht unser Vaterland.
Ihr Deutschen! ist euch Basel theuer,
Ihr Deutschen! ist euch Basel werth,
So fühlet ihr's: die Pflicht ist euer,
Dass Ihr auch diese Todten ehrt. —
Jedoch — kein Lebehoch den Todten;
Sie leben hoch im Himmelszelt.
Sie thaten ja, was Gott geboten,
D'rum nahm sie Gott in seine Welt.
Von droben schauen sie die Frommen
In dieser Stunde wohl herab,
Und heissen, Deutsche! euch willkommen,
Willkommen hier auf ihrem Grab!
Zwar wussten diese hohen Geister
Nicht viel von Kunst und Wissenschaft,
Im Kopfe waren sie nicht Meister,
Nein, in der Faust lag ihre Kraft,
Vor Allem hier — hier in dem Herzen.
D'rum als Gelehrte grüssen sie
Euch, deutsche Brüder, nicht allhie,
Nicht wegen der Philologie;
Sie grüssen darum euch mit Lust:
Sie schauen auch in Eurer Brust
Ein Herz, das für das Vaterland,
Für's eig'ne glüht in heil'gem Brand,
Für Deutschlands Wohl, für Deutschlands Schmerzen.
Sie winken uns die grossen Todten,
Uns Schweizern winken Sie herab:
Bringt den Lebendigen ein Hoch auf unserm Grab.
Wir thun's, sie haben's uns geboten:
Hoch lebet auf der treuen Schweizer Grab,
Ihr treuen deutschen Patrioten!

Prof. Hagenbach:

Wie Saul einst unter die Propheten,
So sind auch unsrer Viel' getreten
Zu Eurer auserles'nen Schaar:
Wir haben Alle mit gezehret,
Uns Alle satt und reich genähret
Vom Opferfett auf dem Altar.
Ihr habt uns nicht hinweggetrieben,
So Viele wir uns eingeschrieben,
In's Buch, das Allen offen stand;
Ihr nahmt uns auf in Gottes Namen,
Ihr schenktet gnädig das Examen —
Prophet hiess auch der Dilettant.
Wie wohl ward uns in Eurer Mitte!
Da waltete die rechte Sitte,
Die Sitte der Humanität;
Und darum ist zu Muth uns worden,
Als zählten wir zu Eurem Orden,
Als wäre Saul auch ein Prophet.
Und dennoch — da wir uns als Saule
Bekennen müssen und als Faule,

Die nur geniessen fremdes Gut,
Schlägt uns bei jedem Opferbissen
So ganz im Stillen das Gewissen,
Dass wir nicht sind von Eurem Blut.
Nun, das Gewissen möge schlagen,
Der Sünder soll ja nie verzagen,
Die Busse führt an's rechte Ziel.
Ihr kennet Alle jenen Saulus,
Der noch geworden ist ein Paulus,
Und ein Prophet im höchsten Styl.
Und wenn denn gleich auf dieser Erden
Nicht alle Saule Paule werden,
So ist doch Eines schon Gewinn;
Wenn für das Wahre, Gute, Schöne,
Den Adel ächter Menschensöhne
Geöffnet wird des Menschen Sinn.
Das ist gescheh'n; der Tag der Pfingsten
Hat auch berühret den Geringsten,
Der sich in Eu'ren Kreis gewagt,
In manchem, der dahin gegangen,
In seinem Schlendrian befangen,
Hat es geblitzt, hat es getagt!
Und wenn auch von der Sprachengabe
Nur das geblieben, was der Knabe
Gelernet auf der Schülerbank,
Geworden ist's in ihm lebendig,
Aufs Neu' lebendig innenwendig
Und dafür sagen wir Euch Dank.
Dank für die reichliche Bescheerung,
Für Anregung und für Belehrung,
Für jede Blüthe, jede Frucht:
Wir wollen beide fein bewahren,
Und Basel soll es noch erfahren,
Dass ihr umsonst uns nicht besucht.
Was uns, den Alten, nicht gelungen,
Das sollen lernen unsre Jungen,
Und sollen's lernen aus dem Grund;
Nicht mit den Götzen lasst uns buhlen,
Nein! stiften wir Prophetenschulen,
Für Geist und Herz im schönsten Bund
D'rum Eines noch. Nicht Philologen
Nennt ihr Euch nur; auch Pädagogen,
Schulmänner nennt Ihr Euch mit Recht;
Dass die Propheten nicht ersterben,
Muss auch die Gabe sich vererben
Stets von Geschlechte zu Geschlecht.
D'rum auf! erhebet Euch vom Stuhle,
Ihr Meister all'! es gilt der Schule
Und ihren Meistern allermeist;
Es leben hoch die Pädagogen,
Die, als Propheten gross gezogen,
Fortleiten den Prophetengeist.

INHALT.

II. Protocoll der pädagogischen Abtheilung.

III. Protocoll der Orientalisten.

IV. Beilagen.

VERHANDLUNGEN

DER EILFTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN, SCHULMÄNNER UND ORIENTALISTEN

IN BERLIN

VOM 30. SEPTEMBER BIS 3. OCTOBER 1850.

BERLIN,
FERD. DÜMMLER'S BUCHHANDLUNG.
1850.

I.

FRUEHERE BEKANNTMACHUNGEN.

Mit Allerhöchster Genehmigung wird in diesem Jahre die Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in den Tagen vom 30. September bis 2. October einschliefslich hier stattfinden, wozu die Unterzeichneten hiermit ganz ergebenst einladen. Anfragen und Anträge sind an die Unterzeichneten oder an den Vice Präsidenten Herrn Director Kramer zu richten. Für Nachweisung von Wohnungen werden die nöthigen Vorkehrungen getroffen werden.

Berlin den 29. Juli 1850. ***Böckh. Bopp.***

Die Versammlungen des Vereins der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten werden vom 30. September bis 2. oder, erforderlichen Falls, bis 3. October d. J. hierselbst stattfinden. Zur Mitgliedschaft sind nach dem Statute alle Philologen berechtigt, welche an Gymnasien und Universitäten lehren oder gelehrt haben, oder in einem anderen öffentlichen Amte stehen, desgleichen Schulmänner, welche die übrigen Zweige des öffentlichen Unterrichts besorgen; doch können Gelehrte aller dieser Fächer, auch wenn sie nicht in einem öffentlichen Amte stehen oder gestanden haben, ebenfalls als Mitglieder beitreten. Die Meldungen und Aushändigung der Karten *) erfolgen Donnerstag und Freitag den 26. und 27. September von 9 bis 11 Uhr und von 4 bis 6 Uhr, Sonnabend den 28. September von 9 bis 12 Uhr und von 4 bis 7 Uhr, Sonntag den 29. September von 11 bis 2 und 5 bis 9 Uhr im Locale des Universitätsgerichtes auf dem westlichen Flügel des Universitätsgebäudes.

Berlin den 21. September 1850.

Das Präsidium des Vereines deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

Böckh.

*) Aufser den Karten für die Mitglieder werden besondere Einlafskarten zu den Verhandlungen an Nichtmitglieder im Bureau ausgegeben.

Die erste Generalversammlung des Vereins der Philologen, Schulmänner und Orientalisten zu Berlin findet Montag den 30. September 10 Uhr Vormittag in der Aula der Universität statt. Aufser der Begrüfsungsrede von Seiten des Präsidenten wird

in dieser Sitzung die Geschäftsordnung festgestellt werden. Das erste Mitgliederverzeichniſs und einige vorläufige Benachrichtigungen über die für die Versammlung getroffenen Veranstaltungen werden am Montage vor der Sitzung ausgegeben werden. Die Herren Mitglieder werden ergebenst gebeten, sich Sonntag den 29. September Abends von 7 Uhr ab im Maederschen Lokal, unter den Linden 23, zu einer geselligen Zusammenkunft und Begrüſsung einfinden zu wollen.

Programm.

Montag den 30. Sept. 10 — 12 Uhr. Vorbereitende Begrüſsungs-Sitzung in der Aula der Universität (Eingang durch den Senatssaal). Nach der Eröffnungsrede des Präsidenten wird die Wahl der Sekretare und die Feststellung der Geschäftsordnung stattfinden, wobei zugleich die angemeldeten Vorträge werden angezeigt werden.

2 Uhr gemeinschaftliches Mittagessen im Maederschen Lokale, unter den Linden 23, das Couvert zu 20 Sgr.

7 Uhr auf Befehl Sr. Maj. des Königs: Vorstellung der Antigone des Sophokles, Musik von Mendelssohn, im k. Schauspielhause. Den nicht in Berlin ansässigen Mitgliedern werden für sich und ihre Damen Eintrittskarten zu derselben bei ihrer Anmeldung im Bureau der Versammlung ausgehändigt; die einheimischen Mitglieder, welche Billete zu erhalten wünschen, werden gebeten, unmittelbar nach der Sitzung sich im Bureau einzufinden, woselbst die Karten nach der Reihefolge der bei der Einzeichnung geschehenen Anmeldungen, soweit die zur Disposition gestellte Zahl reicht, vertheilt werden sollen.

Abends gesellige Zusammenkunft bei Maeder. Es wird nach der Karte gespeist.

Dienstag den 1. Oct. Die Zeit von 8 — 10 Uhr ist für die Sitzung der pädagogischen Section vorbehalten.

10 — 12 Uhr allgemeine Versammlung.

12 — 2 Uhr Versammlung der Orientalisten.

Mittagessen wie am Montage.

Von 8 Uhr Abends ab Gesellschaft in der Wohnung des Präsidenten (Dorotheenstr. 47).

Mittwoch den 2. Oct. Von 8 — 10, 10 — 12 und 12 — 2 Uhr wie Dienstags.

Mittagessen wie an den vorhergehenden Tagen.

Abends 6 Uhr Aufführung des Saul von Händel im Lokale der Singakademie, durch deren Gefälligkeit sämmtlichen Mitgliedern der Philologenversammlung der Zutritt auf die Mitgliederkarte gewährt ist. Damen, welche in der Begleitung fremder Mitglieder sind, erhalten in unserm Bureau besondere Karten.

Gesellige Zusammenkunft und Abendessen wie am Montage.

Donnerstag den 3. Oct. An diesem Tage finden sämmtliche Sitzungen von 8—10 Uhr statt.

11 Uhr Fahrt nach Potsdam zum Besuche der k. Anlagen mit Allerhöchster Genehmigung, unter gefälliger Leitung des Herrn Gartendirektors Lenné. Die auswärtigen Herren Mitglieder und ihre Damen, und, so weit es thunlich ist, die einheimischen, welche sich zur Theilnahme an der Fahrt einzeichnen, werden zeitig Billete zu der Hin- und Herfahrt auf der Eisenbahn und zu den auf Befehl Sr. Königl. Majestät zur Disposition gestellten Wagen für die Fahrt durch die Gärten im Bureau der Versammlung erhalten.

12 Uhr Gabelfrühstück auf dem Bahnhofe zu Potsdam, das Couvert zu 15 Sgr.

Die Fahrt dauert von 1 — 6 Uhr; Rückfahrt nach Berlin 7 Uhr.

Gesellige Zusammenkunft wie am Montage.

Die allgemeinen Sitzungen werden in der Aula der Universität, die der pädagogischen Section im französischen Collége (Niederlagstr. 1. 2), die der Orientalisten im Lokale der k. Akademie der Wissenschaften gehalten. Für Damen, die den allgemeinen Sitzungen beizuwohnen wünschen, ist die Tribüne der Aula bestimmt.

Zur Begrüfsung der Gesellschaft im Namen der berlinischen Gymnasiallehrer-Gesellschaft von den Herren Mützell und Mullach verfafste Schriften werden im Bureau ausgetheilt.

In Besichtigung und Benutzung der k. Bibliothek wird den Mitgliedern des Vereins freundlich entgegengekommen werden.

Das vordere und das neue Museum (Sculpturen- und Gemäldegallerie, Antiquarium, ägypt. Museum, Kupferstichkabinet) werden vom 30. Sept. bis 3. Oct., beide Tage einschliefslich, in den Stunden von 8 — 10 Uhr ausschliefslich für die Mitglieder gegen Vorzeigung ihrer Mitgliederkarten geöffnet sein. Eingang durch die Thüren des Antiquariums unter dem Verbindungsbogen. Um 10 Uhr werden die Thüren zwischen den beiden Gebäuden geschlossen und der gewöhnliche Zugang für das gesammte Publikum wird geöffnet.

In denselben Stunden ist auch die Kunstkammer gegen Vorzeigung jener Karten geöffnet.

Ueber die gewöhnliche Besichtigung und Benutzung der übrigen hiesigen wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten wird im Bureau der Versammlung Auskunft ertheilt.

II.

VERZEICHNISS DER MITGLIEDER.

Eingeladene Mitglieder.

1. Frhr. A. v. Humboldt, wirkl. Geh. Rath, Exc., in Berlin.
2. Dr. v. Ladenberg, Staatsminister, Minister des öffentl. Unterrichts, Exc., in Berlin.
3. Dr. J. Schulze, Geh. Ober-Reg. Rath, Director im Unterrichtsministerium zu Berlin.
4. Dr. Kortüm, Geh. Ober-Reg. Rath in Berlin.
5. Dr. Busch, Geh. Med. Rath. d. Z. Rector der Univ. zu Berlin.
6. Dr. Brüggemann, Geh. Reg. Rath in Berlin.
7. Stiehl, Geh. Reg. Rath in Berlin.
8. Dr. Kugler, Geh. Reg. Rath in Berlin.
9. Heindorf, Geh. Reg. Rath in Berlin.
10. Bormann, Prov. Schulrath in Berlin.
11. Dr. Kiefsling, Prov. Schulrath in Berlin.
12. Schulze, Stadtschulrath in Berlin.

Präsidium der Versammlung.

13. Dr. Böckh, Geh. Reg. Rath und Prof. in Berlin, Präsident.
14. Dr. Kramer, Director und Prof. in Berlin, Vicepräsident.
15. Dr. Bopp, Prof. in Berlin, Präsident des Orientalistenvereins.

Mitglieder der Versammlung.

16. Dr. Lachmann, ord. Prof. an der Univ. zu Berlin.
17. Dr. August, Director am Köln. Realgymn. zu Berlin.
18. Dr. Bellermann, Director am Gymn. zum grauen Kloster in Berlin.
19. Dr. Bonnell, Director am Friedr. Werd. Gymn. zu Berlin.
20. Dr. Meineke, Director am Joachimsthal. Gymn. zu Berlin.
21. Dr. Ranke, Director am Friedr. Wilh. Gymn. zu Berlin.
22. Dr. Hertz, Privatdocent in Berlin.
23. Dr. E. Köpke, Oberlehrer am Fr. Werd. Gymn. zu Berlin.
24. R. Jacobs, Prof. am K. Joachimsthalschen Gymn. zu Berlin.
25. Dr. R. Holzapfel, Oberlehrer am Köln. Gymnasium zu Berlin.

26. Dr. R. Foss, Lehrer am K. Friedr. Wilh. Gymn. zu Berlin.
27. Dr. F. Dieterici, Docent an der Univ. zu Berlin.
28. Wilh. Augustin, Oberlehrer an d. Louisenstädtischen höhern Stadtschule zu Berlin.
29. Dr. R. Kuntze, Hülfslehrer am französischen Gymn. zu Berlin.
30. G. Engel, Schulamtscandidat in Berlin.
31. Dr. C. Rosenberg, Prof., ord. Lehrer der Geschichte u. Literatur an der Gewerbesch. zu Berlin.
32. Dr. A. A. Benary, Prof. am Köln. Gymn. u. Privatdoc. an der Univ. zu Berlin.
33. J. Lehfeldt in Berlin.
34. C. Beust, ord. Lehrer am Friedr. Wilh. Gymn. zu Berlin.
35. Breddin, Hülfslehrer am Friedr. Werd. Gymn. zu Berlin.
36. Dr. Jacob Bernays, Privatdocent an der Univ. zu Bonn.
37. Dr. E. H. Toelken, Geh. Reg. Rath etc. in Berlin.
38. Dr. Zumpt, Prof. am Friedr. Werd. Gymn. zu Berlin.
39. Dr. M. Seyffert, Prof. am Königl. Joach. Gymn. zu Berlin.
40. Dr. F. Larsow, Lic. der Theologie u. Prof. am grauen Kloster zu Berlin.
41. Heinr. Jacobi, Privatgelehrter in Berlin.
42. Dr. G. Wolff, Lehrer am Köln. Gymn. zu Berlin.
43. Dr. Zinkeisen, Prof. und Redacteur des Staatsanzeigers zu Berlin.
44. Dr. Mullach, Prof. am Französ. Gymn. zu Berlin.
45. Dr. Starke, Hülfslehrer am Werd. Gymn. zu Berlin.
46. Dr. Gabler, Prof. an der Univ. zu Berlin.
47. Dr. Joachimsthal, Lehrer am Französ. Gymn., Privatdocent an der Univ. zu Berlin.
48. Dr. A. Runge, Lehrer am Friedr. Werd. Gymn. zu Berlin.
49. Dr. Gust. R. Redslob, Prof. der biblischen Philologie in Hamburg.
50. Heinr. Brugsch, Dr. phil. in Berlin.
51. Dr. Wunschmann, Oberlehrer an der Louisenstädt. höhern Stadtschule zu Berlin.
52. Breysig, Dr. phil. in Berlin.
53. Faerber, Schulamtscandidat in Berlin.
54. G. Badstübner, Schulamtscand. in Berlin.
55. Dr. Luchterhandt, Oberlehrer am Friedr. Wilh. Gymn. zu Berlin.
56. E. Borchard, Lehrer am Friedr. Wilh. Gymn. zu Berlin.
57. Dr. Fr. A. Märcker, Privatdocent an der Univ. zu Berlin.
58. Langkavel, Schulamtscandidat in Berlin.
59. Dr. R. Schmidt, Lehrer am Königl. Französischen Gymn. zu Berlin.
60. Dr. Leop. George, Privatdoc. an d. Univ., Lehrer am Köln. Gymn. zu Berlin.
61. Dr. Heinr. Polsberw, Prof. am Realgymn. zu Berlin.
62. Dr. Julius Richter, Oberlehrer am Friedr. Werd. Gymn. zu Berlin.
63. Carl Reichel, Dr. phil. in Darmstadt.
64. Theod. Beccard, Dr. phil. in Berlin.
65. H. Krüger, Lehrer am grauen Kloster zu Berlin.
66. W. Busse, Dr. phil., Lehrer am Köln. Gymn. zu Berlin.
67. Dr. J. C. Glaser, Privatdocent in Berlin.
68. Selckmann, Prof. am Köln. Gymn. zu Berlin.
69. Samuelsohn, Cand. phil. in Berlin.
70. August Potthast, Cand. phil. in Berlin.
71. Otto Abel, Dr. phil. in Berlin.
72. H. Berduschek, Dr. phil. in Berlin.
73. C. Fr. Brenske, Director des Pädagogiums zu Charlottenburg.
74. Dr. H. F. Mafsmann, Prof. an der Univ. zu Berlin.
75. Dr. v. Raumer, Geh. Reg. Rath u. Prof. in Berlin.

76. H. Taeuber, Lehrer am Joach. Gymn. zu Berlin.
77. Dr. R. Philipp, Lehrer an der Louisenstädtischen höhern Stadtschule zu Berlin.
78. Dr. Bethmann in Berlin.
79. Grohnert, Director der Louisenstädtischen Stadtschule zu Berlin.
80. Bloch, Lehrer an der Königl. Realschule zu Berlin.
81. Rehdantz, Lehrer am Königl. Joach. Gymn. zu Berlin.
82. Kuhn, Dr. phil. u Lehrer am Köln. Realgymn. zu Berlin.
83. A. J. Cohen, Dr. phil. und jüd. Geistlicher in Berlin.
84. Th. Dielitz, Prof. und Director der Königsstädtischen höhern Stadtschule zu Berlin.
85. Hermann Franz, Dr. phil. und Lehrer am Franzōs. Gymn. zu Berlin.
86. August Wolff, Dr. phil. und Lehrer am Cadettenhause zu Berlin.
87. Adolf Zinzow, Dr. phil. und Lehrer am Franzōs. Gymn. zu Berlin.
88. Siegfried Hirsch, Dr. phil. u. aufserord. Prof. an der Universität zu Berlin.
89. M. Bernhard, Dr. phil. und Lehrer am Friedr. Wilh. Gymn. zu Berlin.
90. Ferd. Müller, Dr. phil. und Prof. an der Univ. zu Berlin.
91. Heinr. Petermann, Dr. phil. und Prof. an der Univ. zu Berlin.
92. Ad. Bournot, Lehrer am Joachimsthal. Gymn. zu Berlin.
93. K. Klein, Gymnasiallehrer in Mainz.
94. Wilh. Hartmann, Dr. phil. u. Oberlehrer am Berl. Gymn. zum grauen Kloster.
95. Herm. Planer, Dr. phil. u. Adjunct am K. Joachimsth. Gymn. zu Berlin.
96. Ernst Curtius, Dr. phil., Prof. an der Univ. in Berlin.
97. Georg Curtius, Dr. phil., Prof. an der Univ. zu Prag.
98. Eduard Cauer, Dr. phil., Privatdocent an der Univ. zu Breslau.
99. Adolf Schubert, früherer Subrector an der Schule zu Schwedt, in Berlin.
100. Heinrich Wohlthat, Lehrer an der K. Realschule zu Berlin.
101. Hermann Spilleke, Dr. phil. u. Oberlehrer an der Realschule zu Berlin.
102. H. J. Heller, Oberlehrer an der K. Realschule zu Berlin.
103. Ernst Guhl, Dr. phil. u. Privatdocent an der Univ. zu Berlin.
104. G. W. Groke, emeritirter Lehrer des Gymn. zu Stargard, in Berlin.
105. Prof. A. Krech, Director an der Dorotheenstädt. Realschule zu Berlin.
106. Dr. Kleiber, Oberlehrer an der Königsstädt. höhern Stadtschule zu Berlin.
107. Ed. Schultze, Schulamtscandidat u. Lehrer an der Louisenstädt. höhern Stadtschule zu Berlin.
108. Rud. Lehmann, Schulamtscandidat, bisher am grauen Kloster zu Berlin.
109. A. Dühr, Prorector am Gymn. zu Friedland in Mecklenburg.
110. W. Claus, Lehrer am Franzōs. Gymn. zu Berlin.
111. Dr. Lhardy, Prof. am Franzōs. Gymn. zu Berlin.
112. Dr. Pape, Prof. am Berlin. Gymn. zu Berlin.
113. Dr. W. Geisler, Oberlehrer am Friedr. Wilh. Gymn. zu Berlin.
114. Dr. Mann, Superintendent, früher Lehrer am gr. Kloster zu Berlin, in Charlottenburg.
115. Dr. Friedr. Hofmann, Lehrer am grauen Kloster zu Berlin.
116. Dr. O. F. Gruppe, aufserord. Prof. an der Univ. zu Berlin.
117. Dr. Gerhard, ord. Prof. an der Univ. zu Berlin.
118. Schneemelcher, Lehrer am gr. Kloster zu Berlin.

119. Bremiker, Lehrer am gr. Kloster zu Berlin.
120. Below, Lehrer am gr. Kloster zu Berlin.
121. v. Liliencron, Prof. in Kiel.
122. Dr. Sengebusch, Lehrer am gr. Kloster zu Berlin.
123. Dr. Bollmann, Collaborator am grauen Kloster zu Berlin.
124. Dr. J. Dub, Lehrer am grauen Kloster zu Berlin.
125. Dr. Kempf, Lehrer am gr. Klost. zu Berlin.
126. Dr. Alschefski, Prof. am gr. Kloster zu Berlin.
127. Dr. C. F. Liebetreu, Prof. am grauen Kloster zu Berlin.
128. Danz, Oberlehrer in Berlin.
129. Dr. Sachse, erster Lehrer am Pädagogium zu Charlottenburg.
130. Dr. Kannegiefser, Director u. Prof. des Friedr. Gymn. zu Breslau a. D., in Berlin.
131. Dr. Maetzner, früher Gymnasiallehrer, jetzt Dirigent d. Berl. höh. Töchterschule.
132. Dr. Stechow, Collaborator am Friedr. Werd. Gymn. zu Berlin.
133. Rebbein, Oberlehrer am Friedr. Wilh. Gymn. zu Berlin.
134. Lic. Straufs, Divisionsprediger in Berlin.
135. Dr. Holtze, Gymnasiallehrer in Naumburg.
136. Dr. Herold, Prof. u. Prediger zu Kloster Rofsleben.
137. Dr. Th. Bergk, Professor in Marburg.
138. Fürbringer, Director des Königl. Seminars für Stadtschulwesen zu Berlin.
139. Holtzmann, Hofrath und Erzieher der Grofsherzogl. Prinzen in Carlsruhe.
140. Dr. Bartsch, Lehrer an der Königsstädt. höhern Bürgerschule zu Berlin.
141. Dr. Schartmann, Oberlehrer an d. Fried. Wilhelmsstädt. höhern Stadtsch. zu Berlin.
142. Dr. Panofka, Prof. an der Univ. zu Berlin.
143. Köster, Generalsuperintendent in Stade.
144. Dr. Nauck, Gymnasialdirector in Königsberg in d. N.M.
145. Dr. Risch, Director der höhern Bürgerschule zu Schwedt.
146. Salomon, Professor in Berlin.
147. Dr. K. W. Krüger, Prof., emerit. in Berlin.
148. Dr. K. Köpke, Prof. am Joachimsthal. Gymn. zu Berlin.
149. Dr. W. Schwartz, Collaborat. am Friedr. Werd. Gymn. zu Berlin.
150. Dr. Steudener, Collaborator zu Kloster Rofsleben.
151. Dr. Passow, Prof. am Joachimsth. Gymn. zu Berlin.
152. Dr. Seebeck, Staatsrath in Meiningen.
153. Klautzsch, Collaborator an der Saldria zu Brandenburg.
154. Dr. Mützell, Prof. am Joachimsth. Gymn. zu Berlin.
155. Dr. Olawsky, Prof. in Lissa.
156. Wilski, Hülfslehrer am Friedr. Wilh. Gymn. zu Berlin.
157. Dr. Heyse, Prof. an der Univ. zu Berlin.
158. Aug. Zeune, Königl. Prof. in Berlin.
159. Dr. W. Schrader, Conrector am Gymn. zu Brandenburg.
160. Dr. Ferd. Piper, Prof. an der Univ. zu Berlin.
161. Dr. phil. Bodenstedt in Berlin.
162. Jul. Schaner, Collaborator in Stettin.
163. Dr. Imm. Ritter in Ratibor.
164. Dr. Wattenbach in Berlin.
165. H. Jeanrenaud, Prof. in Berlin.
166. Carl Scheibe, Prof. in N. Strelitz.
167. Carl Steinhart, Prof. in Pforta.
168. Dr. Stark, Docent an der Univ. Jena.
169. Dr. Noël, Prof. in Berlin.
170. Herm. Gerhardt, Collaborat. in Prenzlau.
171. Dr. Dibelius, Collaborator in Prenzlau.
172. Dr. Pökel, Hülfslehrer in Prenzlau.
173. Dr. Ameis, Prof. in Mühlhausen.
174. Dr. Ladewig, Prof. in N. Strelitz.
175. Dr. Töppel, Collab. in Neu-Brandenburg.
176. Dr. Cybulski, Privatdocent in Berlin.
177. Prof. Michelet in Berlin.

178. Dr. Mahn, Lehrer in Berlin.
179. Dr. R. Köpke, Privatdocent in Berlin.
180. Bresemer, Prof. am Friedr. Wilh. Gymn. zu Berlin.
181. Dr. Schmiedt, Gymnasiallehrer zu Kloster Roſsleben.
182. Dr. Strack, Gymn. Oberlehrer in Berlin.
183. Dr. Fr. A. Arnold, Oberlehrer am Pädagogium u. Docent zu Halle.
184. Dr. Zelle, Prof. am Gymn. zum grauen Kloster zu Berlin.
185. Zelle, Subrector in Cüstrin.
186. Dr. Fleischer, Prof. der morgenländisch. Sprachen in Leipzig.
187. Dr. Ribbeck, Schulamtscandid. in Bonn.
188. Dr. Hoffmann, Geh. Kirchen-R. in Jena.
189. Dr. Wiese, Prof. am Joachimsth. Gymn. zu Berlin.
190. Dr. Mackenzie, med. Dr. aus London.
191. Buttel, Schulamtscandidat in N. Strelitz.
192. Haacke, Reallehrer in Burg.
193. Dr. Giesebrecht, Oberlehrer in Berlin.
194. Dr. Born, Schulamtscandidat in Berlin.
195. Thilenius, Lehrer am Pädagogium zu Charlottenburg.
196. A. Feld, Hülfslehrer in Cöln.
197. C. Chambeau, Lehrer am Königl. Franz. Gymn. zu Berlin.
198. Dr. O. Nitzsch, Adjunct am K. Joach. Gymn. zu Berlin.
199. Dr. Gerlach, Prof. an d. Univ. zu Basel.
200. Dr. C. Wex, Gymnasialdir. zu Schwerin.
201. F. Böhm, Oberlehrer in Berlin.
202. Pfautsch, Gymnasiallehrer in Minden.
203. Dr. Sausse, Prorector am Gymnasium zu Guben.
204. Dr. Weissenborn, Prof. am Gymn. zu Erfurt.
205. J. G. Sommer, Professor in Bonn.
206. Dr. C. Schaarschmidt, Privatdocent in Bonn.
207. Dr. Uhlemann, Gymnas. u. Universitätsprofessor in Berlin.
208. Dr. O. Schneider, Gymnasiallehrer in Gotha.
209. Dr. Hoegg, Gymnasialdirect. in Arnsberg.
210. Dr. Ullrich, Prof. am Johanneum zu Hamburg.
211. Dr. Gottlieb Friedländer, Bibliothekar in Berlin.
212. Dr. Ferd. Benary, Universitätsprofessor in Berlin.
213. Dr. Schömann, Prof. an der Univ. zu Greifswald.
214. Dr. Ferd. Hand, Geh. Hofrath u. Prof. in Jena.
215. Dr. E. G. C. Calmberg, theol. Lic., Prof. am Johanneum zu Hamburg.
216. Dr. Lepsius, Prof. an d. Univ. zu Berlin.
217. Dr. C. Retslag, Privatdocent an d. Univ. zu Rostock.
218. Dr. Behrnauer in Leipzig.
219. Dr. Anger, Prof. d. Theologie in Leipzig.
220. Dr. Seyffarth, Prof. der Archäologie in Leipzig.
221. Ed. Lommatzsch, Dr. theol. und Prof. am Seminar zu Wittenberg.
222. Dr. Dryander, Lehrer am Königl. Pädagogium zu Halle.
223. Dr. Eckstein, Condirector der Franckeschen Stiftungen zu Halle.
224. Dr. Kuniss, Prof. in Meissen.
225. Dr. R. Unger, Director des Gymn. zu Friedland.
226. Dr. Krahner, Conrector des Gymn. zu Friedland.
227. A. R. Albani, Gymn. Lehrer zu Dresden.
228. Dr. Bischoff, Lehrer an der Königsstädt. höhern Stadtschule zu Berlin.
229. Karl Gustav Helbig, Oberlehrer zu Dresden.
230. A. W. Heydemann, Collabor. zu Guben.
231. Dr. Arnold Schäfer, Gymn. Lehrer zu Dresden.
232. Cunze, Oberlehrer in Helmstädt.
233. Dr. Haarbrücker, Privatdocent in Halle.

234. William Wright, Privatgelehrter zu St. Andrews in Schottland.
235. Dr. L. Doederlein, Prof. in Erlangen.
236. Wilh. Hirschfelder, Schulamtscandid. in Neustadt a. D.
237. Dr. Ed. Reufs, Prof. der Theologie in Strafsburg im Elsafs.
238. Fr. Wüstenfeld, Prof. in Göttingen.
239. Dr. H. Deicke, Gymn. Lehrer in Berlin.
240. Martins I., Ober-Landesgerichtsrath und Rechtsanwalt in Berlin.
241. W. Bernhardt, Mathematikus in Wittenberg.
242. Neumüller, Mathematikus in Wittenberg.
243. Dr. Kramarczik, Oberlehrer in Heiligenstadt.
244. Yxem, Professor in Berlin.
245. Elster, Gymn. Lehrer in Helmstädt.
246. Reichenow, Lehrer am Pädagogium zu Charlottenburg.
247. Lehmann, Lehrer am Gymn. zu Königsberg in d. N.M.
248. Snethlage, Prof. am Joachimsth. Gymn. zu Berlin.
249. Dr. Roeper, Oberlehrer am Gymn. zu Danzig.
250. Dr. Keil, Lehrer an der lat. Schule und Privatdocent zu Halle.
251. Schuppan, Lehrer am Gymn. zu Königsberg in d. N.M.
252. Bodinus, Oberlehrer in Berlin.
253. Dr. Pinder, Königl. Bibliothekar in Berlin.
254. G. F. Zimmermann, Conrector in Clausthal.
255. F. A. Trendelenburg, Prof. an d. Univ. zu Berlin.
256. F. G. Walter, Prof. am Friedr. Wilh. Gymn. zu Berlin.
257. F. Herrmann, Prof. der franz. Sprache und Literatur in Berlin.
258. Dr. Tzschirner, Lehrer am Magdalenenm zu Breslau.
259. M. Uhlemann, Dr. phil. in Berlin.
260. Raphael Kühner, Dr. phil. in Hannover.
261. Dr. Rüdiger, Oberlehrer in Zwickau.
262. Dr. H. Schmidt, Director des Gymn. zu Wittenberg.
263. Milarch, Gymnasiallehrer in N. Strelitz.
264. Andress, Cand. d. Philolog. in N. Strelitz.
265. C. Petermann, Lehrer an d. Dorotheenstädt. Stadtschule zu Berlin.
266. G. Queck, Gymnasiallehrer in Sondershausen.
267. Kampmann, Prof. am Elisabetanum zu Breslau.
268. A. Klix, Subrector in Cottbus.
269. Dr. Breitenbach, Subrector in Wittenberg.
270. Dr. Bormann, Gymnasiallehrer in Rofsleben.
271. Dr. Göttling, Prof. der Univ. zu Jena.
272. Heffter, Schulamtscand. in Wittenberg.
273. Dr. Herbst, Lehrer am Johanneum zu Hamburg.
274. Dr. Isler, Stadtbibliothekar in Hamburg.
275. Dr. Schönborn, Gymnasialdirector in Breslau.
276. Dr. Holnberg, Schulamtscand. in Berlin.
277. Dr. Weiss, Schulamtscandidat in Berlin.
278. Dr. Böger, Lehrer an der Dorotheenstädt. höhern Stadtschule zu Berlin.
279. Schirrmacher, Lehrer a. Friedr. Werd. Gymn. zu Berlin.
280. Dr. Hoffmeister, Lehrer am Gymn. zu Blankenburg.
281. d'Heureuse, Lehrer in Berlin.
282. Zehme, Lehrer am Friedr. Werd. Gymn. zu Berlin.
283. Dr. Zunz, Director in Berlin.
284. Schulz, Oberlehrer am Gymn. zu Königsberg in d. N.M.
285. Dr. Heidtmann, Lehrer am Gymn. zu Neu-Stettin.
286. Dr. Schröring, Gymn. Lehrer in Wismar.
287. Dr. Kraft, Gymnasialdirector in Hamburg.

288. O. Schmidt, Oberlehrer am Joachimsth. Gymn. zu Berlin.
289. Dr. Koch, Gymnasiallehrer in Cottbus.
290. Dr. Meinicke, Prof., Director des Gymn. zu Prenzlau.
291. Dr. Horwitz, Schulvorsteher in Berlin.
292. Dr. Schmitz, Lehrer an der Dorotheenstädt. höhern Stadtschule zu Berlin.
293. Dr. Reinhardt, Oberlehrer am Friedr. Gymn. zu Frankfurt.
294. Dr. Nauck, Lehrer an der Baugewerbeschule zu Berlin.
295. Dr. L. F. Schmidt, Oberlehrer am Fr. Werd. Gymn. zu Berlin.
296. Dr. Märcker, Königl. Haus-Archivar zu Berlin.
297. Dr. Rödiger, Professor in Halle.
298. Dr. Cygnaeus, Rector in Helsingfors.
299. Steinschneider, Lehrer in Berlin.
300. Dr. Luchs, Lehrer am Friedrich-Wilh. Gymn. zu Breslau.
301. Dr. Krönig, Lehrer am Köln. Real-Gymn. zu Berlin.
302. Dr. E. Poppo, Direct. in Frankfurt a. O.
303. Chr. W. Fittbogen, Ob.Lehr. in Frankfurt a. O.
304. Stoy, Professor in Jena.
305. Dr. Calvory in Berlin.
306. Rigler, Gymnasialdirector in Potsdam.
307. Püttmann, Lehrer am Cad.Corps zu Berlin.
308. Dr. theol. Köllner, ord. Prof. an der Univ. zu Giefsen.
309. v. Könen, Geh. Ober-Finanz-Rath zu Berlin.
310. v. d. Hagen, Professor in Berlin.
311. Dr. Gädicke, Lehrer in Berlin.
312. Dr. H. Brandes, Privatdocent in Leipzig.
313. Dr. M. H. Wedel, gewesener Schulmann in Berlin.
314. Dr. G. Flügel, Professor in Meifsen.
315. W. Funck, Gymnasiallehrer in Züllichau.
316. Dr. H. Hupfeld, Prof. d. Theol. in Halle.
317. A. Fr. Pott, Prof. der allgem. Sprachwissenschaft in Halle.
318. Laase, Gymnasiallehr. in Königsberg in d. N.M.
319. J. Landsberg, Rabbinats-Cand. u. Religionslehrer zu Militsch in Schlesien.
320. Dr. Spengler, Schulamtscand. in Coblenz.
321. Dr. Scheibel, Subrector am Gymn. zu Guben.
322. Dr. Hanow, Prof. u. Direct. in Züllichau.
323. A. Steudener, Hülfslehrer in Brandenburg.
324. C. W. Müller, Prof. u. Gymn. Director zu Rudolstadt.
325. Dr. Osc. Gerhard, Schulamtscandidat in Bonn.
326. Dr. Th. Pfund, Assistent bei der Königl. Bibliothek zu Berlin.
327. Peisker, Oberlehrer an d. Königsstädt. Stadtschule zu Berlin.
328. L. Troschel, Lehrer an d. Königsstädt. Stadtschule zu Berlin.
329. Beyssel, Lehrer an d. Königsstädt. Stadtschule zu Berlin.
330. Jac. Grimm, Prof. in Berlin.
331. C. T. Schwab, Erzieher bei Hrn. von Prokesch, aus Stuttgart.
332. Dr. Spörer, Mathematiker in Anklam.
333. P. W. Sering, Compositionslehr. in Berlin.
334. Marggraff, Mitvorsteher einer Privatschule in Berlin.
335. Dr. G. L. Stadler, Lehrer an d. höhern Töchterschule zu Berlin.
336. Dellmann, Oberlehrer am Gymn. zu Kreuznach.
337. Dr. Gildemeister, Prof. d. Theol. und der oriental. Sprachen zu Marburg.
338. Dr. Geppert, Prof. an d. Univ. zu Berlin.
339. G. Neger, Lehrer an d. höhern Bürgerschule zu Perleberg.
340. W. Bauermeister, Lehrer an der Königsstädt. Stadtschule zu Berlin.

341. W. Müller, Schulamtscandidat in Berlin.
342. C. J. Siegmund Rauh, Licentiat und Privatdocent in Berlin.
343. Dr. Otto Friedrich, Gymnasiallehrer in Potsdam.
344. C. de la Harpe, Lehrer der franz. Litteratur am Französ. Gymn. zu Berlin.
345. Dr. H. Kruse, Redacteur in Cöln,
346. Dr. E. Marggraff, Schulamtscandidat in Berlin.
347. Löchner, Lehrer am K. Milit. Waisenhause zu Potsdam.
348. F. Schmidt, Lehrer am K. Milit. Waisenhause zu Potsdam.
349. R. Monchton Milnes, A. M. Univ. Cant. Mitgl. des Britt. Parlaments zu London.
350. J. Krebs, Lehrer an d. Friedr. Wilh. Realschule zu Berlin.
351. K. A. Friedländer, Oberlehrer am Gymn. zu Stettin.
352. Dr. Richard Bergmann, Gymnasiallehrer zu Luckau.
353. Dr. Franz Oehler, Lehrer an der latein. Hauptschule zu Halle.

III.

PROTOKOLLE DER ALLGEMEINEN SITZUNGEN.

Erste vorbereitende Sitzung.

Berlin den 30. September 1850.

Die erste vorbereitende Sitzung der eilften Versammlung des Vereines deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten wurde in Gegenwart Sr. Excellenz des Herrn Staatsministers und Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten, Dr. v. Ladenberg, der Herren Räthe dieses K. Ministeriums, Sr. Magnificenz des Herrn Rectors der Universität Berlin und der Mitglieder des K. Schul-Collegiums der Provinz Brandenburg etwas nach 10 Uhr in der Aula des Universitäts-Gebäudes eröffnet. Es geschah dies durch den zu Basel erwählten ersten Präsidenten, Geheimen Regierungsrath und Prof. Dr. Böckh, mit der folgenden Rede.

Hochzuverehrende Herren, Drei Jahre sind nunmehr verflossen, seitdem unfern der Grenze der Germanischen Bildung und jenseits der Grenzen des Deutschen Staatenverbandes, aber in einer Stadt, welcher die Deutsche Volksbildung und die mit ihr innig verbundene Deutsche Wissenschaft, insbesondere die Deutsche Philologie, Vieles und Grofses verdankt, zu Basel, von unserer Gesellschaft beschlossen worden, sie wolle im nächsten Jahre hier zu Berlin tagen. Wenn Basels Ansprüche, aufser der eifrigen Pflege unserer Studien in der Gegenwart, auf eine glorreiche Vergangenheit bis zurück zu den Vorfahren in den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften, ja sogar durch seinen Römischen Ursprung gegründet waren; so ist Berlin dagegen eine verhältnifsmäfsig neue Schöpfung, kann sich nicht rühmen in der Zeit des Wiedererstehens regerer wissenschaftlicher Thätigkeit, wie Basel durch einen Verein seltener Talente und durch ausgedehnten Betrieb der damals noch jungen Buchdruckerkunst mächtig und heilsam auf die allgemeine Bildung und besonders auf die Studien des Alterthums eingewirkt zu haben: aber heutzutage zumal, wo sich das Neue gegen das Alte vorzüglich geltend macht, dürfen wir die jüngere Blüthe der Wissenschaft unserer Stadt ohne Bedenken gegen das Gewicht der Ahnen in die Wagschale legen. Wenn es jedoch bedenklich

scheinen konnte, diese Versammlung in das Gewühl einer grofsen Hauptstadt zu berufen, in welchem das gemüthliche Zusammensein wo nicht unmöglich, doch vielfacher Störung unterworfen sein möchte; so sind wir Ihnen Dank schuldig, dafs Sie dieses Bedenken überwunden haben, welches sich mir freilich weniger bedeutend als manchen darstellt, da es ja lediglich an uns liegt, ob wir uns stören und zerstreuen lassen wollen oder nicht. Leider ist der zu Basel gefafste Beschlufs durch die Ungunst der Zeitläufte, durch verhängnifsvolle Stürme, die sich ungeachtet aller Vorzeichen und Ahnungen doch nicht in ihrem ganzen Umfange hatten voraussehen lassen, für die nächsten Jahre vernichtet worden. Bereits waren die erforderlichen Einleitungen zu dem Empfange der Versammlung gegen Ende Septembers des Jahres 1848 getroffen, als die Märzbegebenheiten die mit der Leitung der Angelegenheit betrauten Männer erkennen liefsen, dafs die Zusammenkunft des Vereines in Berlin zu dem gedachten Zeitpunkte unmöglich sein würde; das Jahr 1849 brachte neue Zerwürfnisse, weniger im Innern dieses Landes als in dem gemeinsamen Deutschen Vaterlande, und wir folgten nur den von aufsen her uns vielfach zugekommenen Wünschen, wenn wir auch für das zuletzt genannte Jahr die Versammlung aussetzten und sie mit Hoffnung auf bessere Zeiten einstweilen vertagten. Nicht ohne tiefen Schmerz mufs ich es aussprechen, dafs auch im laufenden Jahre die Deutschen Verhältnisse sich keinesweges so gestaltet haben, wie es nach meinem Gefühl und meiner Einsicht eine Versammlung Deutscher Gelehrten wünschen mufste, die wesentlich in dem Bewufstsein der Einheit des Deutschen Volksgeistes wie der Deutschen Wissenschaft und Gelehrsamkeit wurzelt, von dieser Einheit getragen wird, und eben diese mit den übrigen wissenschaftlichen Männern an ihrer Stelle und auf ihrem Gebiete, das heifst ohne alle politische Beziehung, längst verwirklicht hat: denn in der Deutschen Wissenschaft ist das geistige Band und die innere Einheit des Volkes längst gegeben und jede Sonderbestrebung aufgehoben gewesen, ja in sie hat sich der Deutsche Geist hineinflüchten, in dieses sichere und unverletzliche Asyl sich zurückziehen und in ihm verbergen müssen, als äufsere Macht ihm den Untergang geschworen hatte. Ist aber auch unseren Hoffnungen nicht diejenige Erfüllung zu Theil geworden, die einen Ersatz für die Leiden der Vergangenheit hätte gewähren können, und wird dadurch die Begeisterung etwas gedämpft, mit welcher wir Sie unter günstigeren Verhältnissen empfangen zu können gehofft hatten, so ist doch die Ruhe wieder eingetreten, welche die erste Voraussetzung für das Dasein und zumal für das gesellige Wirken eines wissenschaftlichen Vereines ist: hiermit war der Grund weggefallen, welcher der früheren Berufung der verehrten Versammlung in diese Hauptstadt entgegenstand, und die Königliche Regierung hat mit der gröfsten Bereitwilligkeit und Theilnahme, in Uebereinstimmung mit der allgemein anerkannten Liebe Seiner Majestät des Königs zu den Wissenschaften, die erforderliche Unterstützung uns angedeihen lassen. Willkommen also in diesen Mauern, verehrte Genossen unserer Gesellschaft! Empfangen Sie den herzlichsten Dank für das Vertrauen, welches Sie mir und den übrigen Mitgliedern des Vorstandes durch Ihre Wahl bewiesen haben, die soweit es in unseren Kräften steht zu rechtfertigen unser innigster Wunsch ist und unser eifriges Bestreben sein wird. Unbeirrt von den Wirren der Zeit wollen wir freudig unser Werk beginnen, dessen nächster Zweck erreicht werden wird, wenn auch diese

Versammlung, wie frühere, dazu beiträgt, das Band der Gemeinsamkeit durch Besprechung der allgemeinen Verhältnisse unserer Wissenschaft und des Unterrichtes und durch Verhandlung besonderer Gegenstände enger zu knüpfen. Diese Gemeinsamkeit beruht, wie schon der Name des Vereines lehrt, in einem Doppelten: dafs wir Philologen und dafs wir Deutsche sind. Wenn ich das letztere nur ausspreche und nicht dabei verweile, weil ich unbeschadet unserer innigen Theilnahme an den Geschicken des Vaterlandes jede politische Beziehung absichtlich fern halte, so sei es erlaubt, der anderen Seite dieser Gemeinsamkeit einige Worte zu widmen, ohne allen rednerischen Schmuck oder Pomp, der, obwohl der Panegyris recht eigentlich zukommend, doch zur Eröffnung dieser wissenschaftlichen Festversammlung und für meinen Gegenstand wenig geeignet ist.

Unsere Gesellschaft nennt sich „Verein Deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten." Ist diese Verbindung eine wohlüberlegte, so müssen wir, da die Schulmänner das zweite Glied dieser Trias bilden, dabei voraussetzen, dafs die Richtung der letzteren vorzüglich die philologische sei, und es beruht also diese Zusammenfassung, die in früheren Jahrhunderten niemand hätte anfechten können, auf einer nicht mehr ganz vollgültigen Grundlage: aber wenn auch Schulmänner, deren Fach dem Philologischen entfremdet ist, nach Wort und Sinn der ursprünglichen Stiftung, unserer Verbindung angehören sollen, so hat sich doch thatsächlich und nach der Natur der Sache das Verhältnifs so gestaltet, dafs Schulmänner, welche sich ausschliefslich etwa mit der Mathematik und den Naturwissenschaften ohne alle Verbindung mit philologischen Studien beschäftigen, nicht leicht sich uns zugesellen oder thätig unter uns auftreten; vielmehr ist der eigentliche Vereinigungspunkt dieser Gesellschaft die classische und orientalische Philologie geworden, und zwar sowohl deren wissenschaftlicher oder theoretischer Betrieb, als die praktische Anwendung des Philologischen für den Unterricht, und die dahin einschlagende Methodik. Diese, zusammen mit der alles in sich begreifenden Philosophie, mit der Philologie des Mittelalters und der neueren Europäischen Völker, sowie mit dem von der Philologie kaum trennbaren Geschichtstudium, endlich mit der Mathematik und den Naturwissenschaften, umfassen das ganze Gebiet des wissenschaftlichen Erkennens, und die sogenannten Facultätswissenschaften, Theologie, Rechtsgelehrsamkeit und Medicin sind in Wahrheit nur Anwendungen derselben in mannigfacher Zusammensetzung. Sicherlich ist die Philosophie mit gutem Vorbedacht bei der Bildung des Vereines in ihn nicht hineingezogen worden; die mittelalterliche und moderne Philologie nebst der Geschichte sind zwar nicht bestimmt ausgeschlossen, vielmehr die letztere, wenigstens in Bezug auf die Schulmänner, ausdrücklich zugelassen: aber abgesehen von dieser praktischen Anwendung des Geschichtstudiums als Zweiges des Unterrichts, sollen die Geschichtforscher und Geschichtschreiber, inwiefern sie nicht alte Geschichte behandeln, gewifs nicht als Mitglieder des Vereines betrachtet werden; und da der mittelalterlichen und modernen Philologie in dem Statut nicht besonders gedacht ist, kann es mindestens zweifelhaft scheinen, ob ihre Aufnahme in unseren Kreis beabsichtigt war, indem man unter Philologie meistens nur das classische Alterthumstudium versteht. Man urtheile indefs hierüber und über die Richtigkeit dieser Absonderungen wie man wolle, so kommt es obwohl für die Wissenschaft, doch wahrlich nicht für die Bildung eines solchen Vereines auf

ganz begriffsmäfsige Scheidungen und Verbindungen an, sondern darauf, welche Massen sich in der Wirklichkeit angezogen und geschichtlich gebildet haben, was eben auch nicht rein zufällig, sondern aus Ursachen entstanden sein wird, die in der Natur der Wissenschaften liegen, und dieselben Ursachen haben unstreitig die Abgrenzung erzeugt, welche der Verein sich theils von Anbeginn gegeben, theils in seiner Entwickelung angenommen hat. Wenn nun auch innerhalb dieser Grenzen noch ein doppelter Gegensatz liegt, der eine des Morgenländischen und des Classischen, der andere des Wissenschaftlichen oder Theoretischen und des Methodischen oder Praktischen: so ist zwar zuzugeben, dafs dieser zur Bildung besonderer Abtheilungen berechtigt, wie sie auch bereits vorhanden sind; aber die Verwandtschaft jener gegensätzlichen Glieder ist so grofs, dafs es zu bedauern sein würde, wenn sie einander nicht vielmehr anzögen als abstiefsen, und wenn nicht, wie alle Harmonie aus der Verbindung des Verschiedenen entsteht, diese Gegensätze in einer höheren Einheit aufgehoben würden. Der eine dieser Gegensätze, ich meine den des Theoretischen und Praktischen, verschwindet bei näherer Betrachtung sogar ganz. Obgleich nämlich die theoretische Philologie im Schulunterrichte zu einer bestimmten Anwendung kommt, indem sie den Schülern eine allgemeine Bildung gewähren soll, so ist doch hier der Unterschied des Wissenschaftlichen und seines praktischen Gebrauches ganz anderer Art als auf den Gebieten, in welchen das theoretisch Ermittelte auf die Bedürfnisse des Lebens übertragen wird: denn die Anwendung der Wissenschaften überhaupt und also auch des philologischen Wissens für den Unterricht oder für die allgemeine Bildung besteht eben nur darin, dafs die Anfangsgründe des Wissens selbst gelehrt werden, welche, während sie dem Zwecke dienen jene Bildung hervorzubringen, zugleich die Progymnasmen des Wissens selbst sind, sodafs die für den Schulunterricht so wichtige Methodik des Lehrens zugleich die Methodik des Erlernens der ersten wissenschaftlichen Gründe selbst, oder die Praxis hier nichts anderes ist als der Anfang der Theorie, und die Methodik des Unterrichts nichts anderes als die Methodik des Wissens selbst in seinen ersten Elementen; dagegen ist in der Anwendung bestimmter Wissenschaften auf das Leben aufserhalb des Unterrichts die Praxis keinesweges einerlei mit den Anfängen der Theorie, sondern folgt dieser nach. Was wir das Praktische der Philologie genannt haben, ist also eigentlich das Elementarische derselben, und da dieses von dem Uebrigen nicht geschieden werden kann, so hebt sich jener Gegensatz völlig auf. Nicht einmal so weit ist er haltbar, dafs etwa die ergründende Behandlung der Elemente eine mindere Befähigung erforderte; denn wie schon Quintilian bemerkt, sind selbst die Anfänge der Grammatik, wenn man in ihr Heiligthum eingedrungen ist, nicht blofs den Geist von Knaben zu schärfen, sondern die tiefste Gelehrsamkeit und Wissenschaft (altissimam eruditionem ac scientiam) zu beschäftigen geeignet: die wahre Einsicht in die wissenschaftlichen Gegenstände beruht gerade in der Zurückführung auf die einfachsten Gründe (die ἀρχάς), in der Auflösung des gesammten Stoffes in seine einfachsten Bestandtheile, und es ist des gröfsten Meisters nicht unwürdig, sich den ersten Elementen zu widmen, wie umgekehrt nichts nachtheiliger ist, als wenn nicht selten Männer, welche der Wissenschaft nicht mächtig sind, mit grofser Anmafsung und Ueberhebung sich zu Reformatoren der Methode aufwerfen. Der andere der Gegensätze, welche

ich erwähnt habe, ist der des Morgenländischen und des Classischen. Die Zeit ist längst vorüber, da sich das Studium der morgenländischen Sprachen und morgenländischen Litteratur blofs an unsere heiligen Bücher und also an die Theologie anschlofs; allmählig hat sich unserem Blicke der ganze Orient entfaltet: neben den Semitischen und anderen unserer Sprachbildung ferner liegenden orientalischen Sprachen haben wir, als dem Classischen und Germanischen näher verwandt, einen reich gegliederten Sprachstamm kennen gelernt, dessen edelster Zweig das Sanskrit ist, und besonders an letzterem in Verbindung mit den Sprachen des classischen Alterthums und mit unserer Muttersprache hat sich die vergleichende Sprachforschung hervorgebildet. Gleichzeitig sind wir tiefer in das Phönicische eingedrungen, und man hat endlich auch zu den geheimnifsvollen Schriftzeichen der Aegypter, sowie zu ihrer Sprache, zugleich mit näherer Kenntnifs ihrer Kunstdenkmäler, den Schlüssel gefunden, wenn er auch noch nicht immer eben leicht und vollkommen schliefst. Wie verschieden auch das Morgenländische und das Classische sein mag, kann sich bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Sprachforschung die Grammatik der classischen Sprachen nicht mehr der Verbindung mit der vergleichenden Grammatik der Indo-Germanischen Sprachen entschlagen: schon hierin ist eine Gemeinschaft der morgenländischen Philologie mit der classischen hinlänglich begründet; und um die Streitfrage bei Seite zu lassen, welchen Einflufs das Morgenland und vorzüglich Aegypten auf die classischen Völker des Alterthums gehabt, mufs auf jeden Fall zugegeben werden, dafs nicht nur die spätere Geschichte des Morgenlandes, besonders seit der Herrschaft der Perser in den östlichen Küstenländern des Mittelmeeres, mit der Geschichte der classischen Völker verwebt ist, sondern dafs auch wie die Sprachen, so die ältesten Vorstellungen der vorgenannten morgenländischen und der classischen Völker unbeschadet der streng ausgebildeten Hellenischen Eigenthümlichkeit vielfache Berührungspunkte haben, am deutlichsten in Religion und Mythologie, und dafs die Geschichte der classischen Kunst, welche wir als einen Theil der Philologie in Anspruch nehmen, von der Kenntnifs der morgenländischen Kunstdenkmäler nicht getrennt werden kann: ja ich möchte behaupten, wie sich die vergleichende Sprachenkunde gebildet hat, ebenso dürfte sich eine vergleichende Culturgeschichte des gesammten Alterthums mit der Zeit als eine Hauptaufgabe der philologischen Wissenschaft herausstellen. Statt also einen Gegensatz zwischen den morgenländischen und den classischen Studien setzen zu wollen, mögen wir vielmehr das in unserem Vereine dargestellte Band derselben freudig begrüfsen. Jedes dieser beiden Gebiete ist freilich wieder viel umfassend und in sich sehr mannigfaltig, und besonders das Morgenländische zerfällt in viele nach den Volks- und Sprachstämmen gesonderte Zweige, von denen fast jeder der ungetheilten Thätigkeit eines Gelehrten reichlichen Stoff bietet. Auch die classische Philologie, um bei dieser, die mir zunächst liegt, noch einen Augenblick stehen zu bleiben, begreift, wenn die Philologie, wie ich sie mit den meisten fasse, die historische Construction des gesammten Lebens, also sämmtlicher Bildungskreise und Erzeugnisse eines Volkes in seinen praktischen und geistigen Richtungen sein soll, eine Unendlichkeit von Gegenständen, die kein Einzelner alle mit gleicher Tiefe wird ergründen können, wenn er auch den Geist eines Aristoteles oder Leibniz und ihre den meisten von uns fehlende Mufse hätte. Aber diese Unend-

lichkeit, welche die Philologie mit aller Wissenschaft theilt, ist gerade die Bedingung und der kräftigste Sporn des muthigen Strebens nach Erkenntnifs, welches erschlaffen und endlich aufhören würde, wenn nicht jenseits jedes erreichten Zieles ein neues entfernteres gesteckt wäre: und was Sokrates vom Eros sagt, er sei ein Philosoph, weil er, ein Sohn des Poros und der Penia, des Wissensreichthums noch nicht theilhaftig sei, sondern nach dem Wissen strebe, leidet auch auf den Philologen seine Anwendung; ja wie der Philosoph eben von der Liebe zur Weisheit genannt ist und nach der Ansicht dessen, der dieses Wort erfunden hat, freilich nicht mit voller Uebereinstimmung derer, die alles Wissen fertig gemacht zu haben und vollkommen zu besitzen glauben, die Sophia fort und fort erstreben soll, ohne jemals befriedigt zu sein, so ist auch in dem entsprechenden Namen der Philologie mit feinem Sinne nicht der vollständige Besitz, sondern die Erstrebung des Logos in nie versiegender Liebe zu demselben ausgedrückt. So ist unsere Philologie eine unendliche Aufgabe, deren Lösung wir durch Annäherung entgegengehen, und wenn nicht aus anderen Gründen, wird sie schon aus diesem niemals aufhören und untergehen, weil sie niemals erschöpft und geschlossen werden kann. Eben darum kann sie auch nicht in eines Einzelnen Geist in ihrer ganzen Ausdehnung vollendet werden; nach ihrer vollen Bedeutung ist sie nur in der Gesammtheit ihrer Bekenner ideell verwirklicht, in unzähligen Geistern mannigfach vertheilt und mehr oder minder vollkommen dargestellt, und doch in allen, die dazu berufen sind, eben dieselbe, wie die Idee der Menschheit in unzähligen Individuen sich wiederholt. Diese Vertheilung und Zersplitterung hat unstreitig in unserem Zeitalter sehr überhand genommen, in welchem der gefeierte Grundsatz von der Theilung der Arbeit sich auch in der Wissenschaft in hohem Grade zur Geltung gebracht hat: daher sind eine Menge, ja wir können sagen eine Fluth monographischer Schriften entstanden, welche alle kennen zu lernen schwierig ist, die aber gewifs zur Erweiterung unserer Kenntnisse sehr viel beitragen; und ist von dieser Richtung das Mikrologische nicht ganz fern zu halten, so hat dieses, wenn nur das Gröfsere nicht darüber vernachlässigt wird, eben darin seine Rechtfertigung, dafs nichts in der Wissenschaft so klein ist, um ohne Schaden übersehen zu werden, und man darf der Philologie, die nur mit unbewaffnetem Auge des Geistes sehen kann, ihre Mikrologie eben so wenig verargen als der Naturforschung die Mikroskopie, wenn letztere auch Wichtigeres als erstere an das Licht bringt. Dennoch wird bei aller nothwendigen Gliederung durch eine zu grofse Theilung der Arbeit bis in zu kleine Massen hinein unser Wissen gefährdet werden können, weil jede Einzelheit erst in dem Zusammenhange eines gröfseren Ganzen die richtige Beleuchtung gewinnt, und zur Ergründung jedes Besonderen ein Wissen von sehr vielem Anderen erforderlich ist; wie bei der Theilung der mechanischen Arbeit der Theil, welcher jedem Arbeiter zufällt, eine voraus festgesetzte Uebereinstimmung mit jedem der anderen Theile hat, wie zum Beispiel bei den Aegyptern die einzelnen Glieder gröfserer Bildwerke, obwohl von verschiedenen Personen, doch nach einem gegebenen Kanon gefertigt wurden, so mufs der monographische Arbeiter zwar nicht nach einem ihm von aufsen gegebenen Gesetz, was nur für die mechanische Arbeit dienen kann, wohl aber nach der ihm selber einwohnenden Idee des Ganzen hinblicken und dieses niemals aus den Augen verlieren. Dafs

aber diese Idee lebendig erhalten werde, dazu möchte es vorzüglich dienlich sein, wenn je nach dem jedesmaligen Fortschritt der Wissenschaft einer und der andere mit philosophischem Geiste das Ganze oder grofse Theile desselben construiren und dadurch zeigen wird, wie alles Einzelne darin nothwendig sei; nur nicht ohne dafs er sich vorher selber im Einzelnen erprobt und bewährt habe, da er sonst Gefahr läuft, leere Fächer und Schematismen statt lebensvoller Gestalten hinzustellen. Wird jene organische Einheit aller Theile lebendig erkannt, so verschwinden denn auch von selber die feindseligen Bekämpfungen der verschiedenen Richtungen auf dem Gebiete der classischen Philologie, wie der grammatischen, der sogenannten sachlichen, der kunstarchäologischen und dergleichen, weil alle diese als gleichberechtigt und für die Philologie als gleich sachliche erscheinen.

Obgleich nun wir zusammen eine enge Gemeinschaft des wissenschaftlichen Lebens bilden, so kann uns doch nicht einkommen, uns von der übrigen Wissenschaft abzuschliefsen oder auszusondern. Der innige Zusammenhang aller Zweige des Erkennens und der gemeinsame Vortheil, der für jede Verbindung, sie sei politischer oder anderer Art, die sicherste Gewährleistung der Eintracht ist, legt allen wissenschaftlichen Männern die Pflicht auf, sich als Glieder der grofsen und Einen Gelehrtenrepublik zu fühlen, in welcher die besonderen Vereine sich nur wie die einzelnen Staaten eines Völkerbundes verhalten. Will man auch den philologischen Uebermuth, welcher unser Wissen oft über alles andere erhoben, welcher der Philologie in einer ihrer Hauptthätigkeiten, in der Kritik, sogar eine besondere Göttlichkeit durch den doch sehr selten bewährten Ehrentitel „diva critica“ beigelegt hat, will man diesen, sage ich, auch der Begeisterung eines Jeden für sein Fach, die nicht nur erspriefslich sondern nothwendig ist, zu Gute halten: so ist doch der wahrhaft sittliche Standpunkt der Gelehrten jedes Faches der einer wechselseitigen Anerkennung und Annäherung, mit dem Bewufstsein, dafs wie verschieden auch die Wege der verschiedenen Wissenschaften seien, jede ihre Berechtigung habe und jede das Ihrige thue. Diese sittliche Anforderung wird jederzeit den Sieg davon tragen: die Philologie hat daher in den Lägern der Wissenschaft keinen Feind und von dieser Seite her nichts zu befürchten. Allerdings sind die Philologie und die Philosophie schon ihren vielumfassenden Namen nach zunächst und als die allgemeinsten Richtungen des Erkennens einander nebengeordnet und dadurch zugleich geschieden und entgegengesetzt, wie bereits Plotin und seine Schüler ausgesprochen haben: aber dessenungeachtet sind thatsächlich beide sich meist befreundet geblieben, und weit entfernt dafs jener Gegensatz ein unauflöslicher sei, wage ich vielmehr zu behaupten, dafs beide, auf dem Gebiete des Geistes und abgesehen von der hier nicht in Betracht kommenden Naturphilosophie, von einem entgegengesetzten Ausgangspunkt zu demselben Ergebnifs führen müssen, wenn beide den richtigen Weg gehen, und wenn die Philologie, wie sie meines Erachtens soll, vom Einzelnen und durch dasselbe sich zur Idee und über eine rohe Polyhistorie erhebt, und die Philosophie, nicht in blofse Abstractionen verloren, mit der Idee das Einzelne durchdringt. Hat ein grofser Philosoph uns die Schmach angethan, die Philologie ein Aggregat zu nennen, so hat er ihr wohl in manchen Beziehungen nicht Unrecht gethan; statt darob zu zürnen, steht es uns besser an zu be-

wirken, daſs dieser Aggregatzustand durch wissenschaftlichere Behandlung des Ganzen aufgehoben werde. Ebensowenig wird die Philologie als Wissenschaft jemals von den Naturwissenschaften beeinträchtigt werden können: denn diese liegen auf einem ganz anderen Felde, und es ist undenkbar, daſs die Philologie, welche die Geschichte des Geistes zu ihrer Aufgabe hat, durch die Betrachtung der Natur je könne verdrängt werden, da der Geist nie darauf verzichten wird, sich in seinen eigenen früheren Entwickelungen kennen zu lernen. Ich will nicht damit ermüden, daſs ich auch die anderen Zweige des Wissens in derselben Beziehung betrachte: aber ich glaube keinen Widerspruch zu finden, wenn ich sage, daſs fast jede Wissenschaft bei der Philologie, und die Philologie bei jeder sich Rathes erholen könne und müsse; und um nur bei dem zweiten dieser Sätze stehen zu bleiben, so scheint mir der Philolog recht eigentlich darauf angewiesen zu sein, wie Sokrates bei den Meistern jedes Faches umherzugehen, nicht wie dieser um zu sehen, ob sie weiser seien als er oder nicht, sondern um von ihnen das zu lernen, was ihm als Element für sein eigenes groſses Werk zu wissen nothwendig ist.

Wenn also von keiner wissenschaftlichen Seite eine Beeinträchtigung der Philologie zu besorgen ist, wie kommt es, daſs dennoch nicht wenige der Philologen selbst Befürchtungen für sie hegen? Die Antwort ist ganz einfach: giebt es irgend eine begründete Besorgniſs vor einer der Philologie feindseligen Macht, so kann diese Macht nur eine unwissenschaftliche sein, für deren Bezeichnung das Wort „Barbarei“ das umfangreichste und gewichtigste ist. Wie finstere Gewalten auch auf unserer Zeit lasten, bekenne ich doch, weder vor zwanzig Jahren, als zuerst eine trübe Weissagung von drohender allgemeiner Barbarei erscholl, noch in den letztverflossenen hiervon erschreckt worden zu sein, und in beiden Fällen hat schon die nächste Zukunft die prophetischen Stimmen Lügen gestraft. Unstreitig sind aber einzelne auſser der Wissenschaft liegende Elemente vorhanden, welche besonders gegen die philologischen Studien gerichtet sind, und zwar zunächst gegen die classischen, gegen diese nur darum mehr, weil sie einen gröſseren Einfluſs auf die Jugendbildung haben, während sie grundsätzlich ebensowohl die morgenländische Philologie befeinden müssen und sie in den Fällen auch befeindet haben, wo sie ihnen begegnete, und in den Gesichtskreis kam. Als die gefährlichen Träger dieser feindseligen Elemente dürfen wir nicht sowohl den groſsen Haufen der völlig Ungebildeten und Unwissenschaftlichen ansehen, denen die geistigen Waffen ganz fehlen, womit sie Wissenschaft und Gelehrsamkeit befehden und bekämpfen könnten, als vielmehr die keinesweges talentlosen und sogar sehr beredten Halbwisser und Halbgelehrten, welche ohne sich in irgend eine Wissenschaft vertieft zu haben und diese an sich zu würdigen und zu lieben, es sich zum Geschäfte machen, die Beziehungen der Wissenschaft auf den Staat, das Volksleben, den sogenannten Geist der Zeit und seine Erfordernisse und Bedürfnisse je nach ihrer eigenthümlichen Richtung festzustellen, um danach den Werth oder Unwerth der Wissenschaften zu messen; zwitterhafte Wesen zwischen Gelehrten und Politikern, erfüllt von dem Drange das ganze Leben der Menschheit umzugestalten und eine neue Bildung auf neuen Grundlagen aufzubauen. Von hier gehen fast alle Angriffe auf die Philologie aus; ich würde ohne Einschränkung sagen

„alle", wenn nicht noch einer von ganz entgegengesetzter Seite käme, nämlich der, daſs das Studium des classischen Alterthums dem Christenthume Eintrag thue. Jene anderen dem Anscheine nach heutzutage wirksameren Geschosse, welche gegen die Philologie abgesandt werden, lassen sich auf folgende drei zurückführen: erstlich alle Bildung müsse volksthümlich und darum auch ganz vorzüglich auf die geringeren Classen berechnet sein, wozu diese pedantische und todte Gelehrsamkeit nicht tauge; zum anderen das Wohl des Volkes beruhe in den sogenannten materiellen Interessen, wozu diese unsere Gelehrsamkeit nichts beitrage noch hinzufüge; drittens unseres Zeitalters und Volkes Bildung stehe schon für sich auf festen Füſsen und könne der antiken Bildungsmittel entbehren, nachdem sie bereits überboten seien, überhaupt aber müsse eine noch nicht dagewesene und über alle Vorzeit erhabene freie Bildung errungen werden. Obgleich ich mir nicht zutraue, dieser erleuchteten Versammlung irgend etwas darbieten zu können, was nicht jeder von Ihnen eben so gut oder besser weiſs als ich, möge es mir gestattet sein, noch einige in's Kurze gezogene Bemerkungen an diese Punkte anzuknüpfen, ohne daſs ich Ihre Geduld zu lange in Anspruch zu nehmen gedächte. Der zuerst angeführte Vorwurf des Antichristlichen entspringt weniger aus der Stimmung dieses Zeitalters als aus einem seine Grenzen überschreitenden Glaubenseifer, der dem Christenthume so wenig ausschlieſslich eigen ist, daſs er sogar schon den Anytos und Meletos gegen Sokrates, wie viele andere im Alterthum gegen die Lehren der Wissenschaft aufregte; der wissenschaftlichen Theologen werden aber wenige sein, die sich an diesem Vorwurfe betheiligten, und wir sind vielmehr sowohl der Kirche des Mittelalters zum Danke verpflichtet, daſs sie uns die edlen Schätze des Alterthums erhalten und überliefert hat, als der Kirchenverbesserung des sechzehnten Jahrhunderts, daſs sie ganz vorzüglich diese Studien gefördert und gepflegt und in die Schulen eingeführt hat. Allerdings, denke ich, nähren diese Studien die Freiheit des Geistes; aber eine Kirche, die diese nicht ertragen könnte, würde nicht die Kirche im Geist und in der Wahrheit sein. Andererseits ist das gesammte Alterthum ungeachtet aller Verirrungen so erfüllt von religiösen Empfindungen, Gedanken und Anschauungen, und fühlte ein so tiefes religiöses Bedürfniſs, daſs weit mehr dieses als die Abgestorbenheit und der Ueberdruſs des Polytheismus die Alten selbst für die reineren und innigeren Lehren des Christenthums empfänglich machte. Ferner wer dürfte für eine ächt volksthümliche Bildung sich eher begeistern als die Bekenner der classischen Philologie, da gerade sie ein Volk täglich gleichsam vor Augen haben, in welchem sich eine rein volksmäſsige, von fremdem Einfluſs möglichst unabhängige Bildung vollendet hatte, und welches alles von ihm aufgenommene Fremde alsobald in sein eigenes Wesen und sein eigenes Fleisch und Blut umwandelte? Freilich muſs man zugeben, daſs aus dem Grundsatz, die Bildung solle eine volksthümliche sein, sich der Gebrauch der classischen Alterthumstudien zur Erreichung derselben nicht ableiten lasse, folglich wenn dieser Gebrauch gerechtfertigt sein soll, andere Gründe dafür vorhanden sein müssen: wenn jedoch zu irgend welchem Zweck auſser dem Einheimischen ein anderes sprachliches, litterarisches, geschichtliches, überhaupt im weitesten Sinne des Worts philologisches Bildungsmittel angemessen befunden wird, so ist gewiſs keines dem Volksthume ungefährlicher als das Antike, weil

damit nicht die Bildung eines anderen gleichzeitigen Volkes bewufst oder was noch schlimmer unbewufst übertragen wird, wie die Französische lange Zeit in die Deutsche eingeschwärzt worden, sondern das Antike eben nur die gemeinsame Wurzel und Grundlage aller Europäischen Bildung ist. Dafs unsere Studien sich in keiner Weise für den niederen Volksunterricht eignen, dabei brauche ich kaum zu verweilen; denn so wichtig dieser auch ist und so sehr er aus allen Kräften und mit allen möglichen Mitteln gefördert werden mufs, wefshalb wir selbst seine Träger alle gern in unseren Kreis gezogen hätten, so würde es doch mit den Wissenschaften sehr übel bestellt sein, wenn sie nach dem Mafse der Anwendbarkeit auf diesen geschätzt werden sollten. Jene weitverbreitete Richtung der Zeit auf das, was dem praktischen Leben, dem Verkehr und Erwerb und Privatwohlstand Nutzen bringt, ist vortrefflich: denn sie erleichtert, fördert, schmückt das irdische Leben: doch wenn sie das Geistigere uns verkümmern, verbannen, ertödten will, ist sie banausisch und stöfst edlere Seelen um so mehr von sich ab, als sie sich mit ihrer Aphilokalie sogar noch brüstet; sie wird dann nothwendig misologisch und kann also freilich keine Philologie dulden, am wenigsten die des classischen Alterthums, welches gerade jener banausischen Gesinnung längst den Stempel aufgedrückt hat, den sie verdient. Mögen doch jene ausschliefslichen Lobredner des sogenannten Nützlichen bedenken, dafs es auch ideale Güter giebt, mit deren Verluste zugleich die anderen ihren Werth verlieren! Und sollten wir etwa zu anmafsend sein, wenn wir mit einem grofsen Theile dieser uns zu beschäftigen behaupten? Was endlich diejenigen Aufstellungen und Forderungen betrifft, welche ich unter dem letzten der oben berührten Punkte zusammengefafst habe, so bin ich zwar weit entfernt zu glauben, es seien bereits alle Perioden der menschlichen Entwickelung abgelaufen und das Menschengeschlecht habe in keine neue Phase derselben mehr einzutreten; aber wie der grofse Platon, sogar während er im Begriffe steht ein völlig neues Ideal der Staatsgemeinschaft zu entwerfen, doch bescheiden genug ist zu gestehen, es sei schwer eine bessere Erziehung ausfindig zu machen als die von langer Zeit her gefunden worden, so halte ich es für eine titanische Auflehnung gegen die Weltgeschichte, wenn selbst der weiseste Mann oder das gebildetste Volk oder Zeitalter alles Alte im Sturmschritt der Emancipationswuth niederwerfen und alle Lehren der Vorwelt verschmähend allein aus sich eine neue Welt des Wissens und Handelns aufbauen wollte: vielmehr, wenn es nicht zu verwegen ist über den künftigen Gang der Menschengeschichte zu weissagen, dürfte nach der etwas kühn so genannten Dialektik der Weltgeschichte die dritte grofse Weltperiode eine solche sein, in welcher die ächten Elemente des Antiken und des Modernen zu einer höheren Einheit innigst verschmolzen wären. Doch um dies dahingestellt sein zu lassen (denn ich lege mir keine Sehergabe bei), so ist vermöge des Entwickelungsganges, welchen die Europäische Menschheit nicht ohne die Vorsehung genommen hat, unser ganzes Wissen mit tausend und abertausend Fäden in das Antike so verschlungen und verwachsen, dafs man nicht willkürlich dieses eine herausschneiden kann, ohne das ganze Gewebe zu zerstören; und finge man erst an, die ältere Hälfte der Menschengeschichte und alles was das Alterthum uns vorgearbeitet hat, zu vernachlässigen, so würden wir, um auf eigenen Füfsen zu stehen, den Füfsen den Boden entziehen, auf welchem sie gehen gelernt haben, oder

die Grundmauern zerstören, nachdem wir bis zum Baue des Daches gekommen zu sein uns vorstellen. Ob übrigens das Alterthum, wie viele glauben, wirklich von uns so weit übertroffen sei, daſs wir dieses Bildungsmittels enthoben sein könnten, erlaube ich mir unbeschadet der Verehrung für alles Edle und Schöne und Groſse, was die neuere Welt erzeugt hat, bescheiden in Abrede zu stellen, und nur daran zu erinnern, daſs es eben noch nicht lange her ist, seitdem unsere Poesie, Philosophie und Plastik sich an dem Alterthum wieder erneut und sich eine höhere Weihe gegeben haben, und daſs es Thorheit wäre zu glauben, hiermit sei der Born des frischen Lebens erschöpft, welcher aus dem Alterthum zu uns herüberquillt und alle folgenden Zeitalter bis zu uns herab getränkt und erquickt hat. Fragen wir uns, worin die groſsen Fortschritte unserer Zeit liegen, so werden wir unbefangen kaum eine andere Antwort geben können als die, welche ich bei anderer Gelegenheit vor Kurzem zu entwickeln versucht habe, daſs wir groſs geworden sind durch die Empirie, daſs aber die Grundideen des schöpferischen Geistes und die Urformen des Schönen eine alte Prometheische Mitgabe für die Menschheit sind, und das Alterthum, weil es diese mit jugendlicher Begeisterung erzeugt und kräftig ausgeprägt hat, einen unvergänglichen Werth für die gesammte Nachwelt behält. Dies haben unsere Vorfahren erkannt, dies und ähnliches, was damit zusammenhängt, die Gebildetsten unserer älteren Zeitgenossen, die Schöpfer unserer vaterländischen Litteratur, selbst diejenigen, deren eigener Charakter sich von dem Alterthum am meisten entfernt. Wer könnte weniger antik sein als Jean Paul? Desto gewichtiger ist es, wenn dieser feinfühlende Humorist sagt: „die jetzige Welt versänke unergründlich tief, wenn nicht die Jugend vorher durch den stillen Tempel der groſsen alten Zeiten und Menschen den Durchgang zu dem Jahrmarkte des späteren Lebens nähme.“ Und hätten nicht auch wir Staatsmänner gehabt und hätten sie noch, welche die hohe Bedeutung der classischen Bildung für uns erkannt und diese in sich aufgenommen und ihre Verbreitung durch den Unterricht gewollt haben, so müſsten wir beschämt zurücktreten, wenn ein Französischer Staatsmann, wenn Thiers uns belehrt: nicht bloſs Worte seien es, welche der Jugend mit dem Latein und dem Griechischen gelehrt würden; es seien edle und erhabene Dinge, es sei die Geschichte der Menschheit in einfachen, groſsen und unauslöschlichen Bildern; und in unserem Jahrhundert die Jugend von der Quelle des einfachen antiken Schönen zu entfernen, sei nichts anderes als unsere sittliche Erniedrigung beschleunigen. „Lassen wir die Jugend im Alterthum, wie in einer sturmlosen, friedlichen und gesunden Freistatt, die bestimmt ist, sie frisch und rein zu erhalten.“ So lange noch solche Stimmen erschallen (und sie sind nicht so vereinzelt, und werden sich, je mehr die Ruhe in die Gemüther zurückkehrt, noch mehren), so lange ferner die Philologen selber das Ihrige thun, und die groſsen Häupter der Wissenschaft, unter denen wir seit der Zeit der letzten Zusammenkunft den Tod des edlen Gottfried Hermann zu betrauern haben, durch verwandte kräftige Geister werden ersetzt werden, vertraue ich, die Besorgnisse für unsere Studien nicht besonders theilend, jener urkräftigen Macht des Alterthums eben so sicher als Ovid der Unsterblichkeit des Aratos, die, obgleich dieser kein Stern erster Gröſse an dem Himmel antiker Bildung ist, sich dennoch glänzend bewährt hat. Haben diese Studien weit schlimmere Zeiten, haben sie die Völker-

wanderung und das ganze Mittelalter, haben sie den dreifsigjährigen Krieg überdauert, in welchem fast gänzlich erloschen, sie dennoch bald wieder zu schöner Blüthe erstanden sind, so werden sie auch die Zeit der neuesten Wirren überdauern, denen selber sie zumal für das zerrissene Deutsche Vaterland ein heilsames Gegenmittel in der leider zu oft überhörten politischen Weisheit des Alterthums bieten können. Meine Herren, theilen Sie dieses Vertrauen, diese Hoffnungen mit mir, so kann die Stimmung unserer Versammlung, soweit sie durch die Aussichten für unsere Studien bedingt ist, nur eine heitere und freudige sein!

Nach Beendigung dieser Rede wurde zu der Wahl der Secretäre geschritten und dazu von dem Vorsitzenden in Vorschlag gebracht: aus der Zahl der einheimischen Mitglieder Prof. Dr. Wiese, von den auswärtigen Director Dr. Eckstein aus Halle und Professor Dr. Weifsenborn aus Erfurt. Die Versammlung trat den Vorschlägen bei.

Für die Verhandlungen der pädagogischen Section schlug der Präsident die Morgenstunden von 8—10 Uhr vor. Eine weitere Erörterung über das Bestehen dieser Section und über die für sie bestimmte Zeit ward nicht beliebt; daher sofort der Vicepräsident Director Dr. Kramer alle diejenigen Mitglieder, welche sich für jene Verhandlungen interessirten, einlud nach dem Schlusse der Sitzung sich in das Local des französischen Gymnasiums zu begeben, um dort zu der Constituirung zu schreiten.

Die Orientalisten lud der Vorsitzende ein sich um 12 Uhr in den Sitzungssaal der K. Akademie der Wissenschaften zu begeben, um dort eine vorbereitende Sitzung zu halten.

Der Vorsitzende theilte ferner die bis dahin nur in kleiner Zahl angemeldeten Vorträge mit:

1) von Professor Dr. Karl Scheibe in Neu-Strelitz: „Vergleichende Charakteristik der griechischen und römischen Beredtsamkeit";
2) von Professor Dr. Gerlach in Basel: „Ueber das Verhältnifs der Ueberlieferung zur Geschichte in Beziehung auf Roms Gründung";
3) von Dr. Klein in Mainz: „Ueber das Schwert des Tiberius";
4) von Dr. Sause in Guben: „Ueber psychische Statistik", der wohl eher für die pädagogische Section sich eignen und daher dem Director Dr. Kramer anheim zu geben sein dürfte;
5) ein archäologischer Vortrag des Professor Dr. Gerhard ohne nähere Angabe des Inhalts;
6) von Professor Dr. Mullach in Berlin: „Ueber eine neue Bearbeitung von Du Cange's Lexicon med. et inf. Graecitatis und über neugriechische Poesie", zu denen
7) noch während der Sitzung von Professor Dr. Piper in Berlin ein Vortrag, „Ueber die Gründung der christlich-archäologischen Kunstsammlung der Universität zu Berlin und deren Verhältnifs zu den klassischen Alterthümern" angemeldet wurde.

Der Vorsitzende machte den Vorschlag die Vorträge von Gerlach und Mullach Dienstag den 1. October, die von Scheibe, Gerhard und Piper Mittwoch den 2. Oc-

tober halten zu lassen, und endlich für Donnerstag den 3. October, wegen einer nach Potsdam beabsichtigten Fahrt durch die Königlichen Gärten, die Sitzungszeit auf 8—10 Uhr zu beschränken und für diese den Vortrag Kleins und eine sehr wünschenswerthe Revision der Statuten des Vereins festzusetzen.

Nachdem alle diese Vorschläge genehmigt waren, kam der Präsident zu einem anderen Geschäfte. Es ist die Bestimmung des Ortes der nächsten Versammlung erforderlich und zu diesem Behufe eine Commission zu wählen, welche am Mittwoch der Versammlung Bericht zu erstatten hat. In dieselbe würden die anwesenden Präsidenten der früheren Versammlungen (die Herren Bergk (Kassel), Hand und Göttling (Jena) und Gerlach (Basel) nach dem bisherigen Verfahren treten, aufserdem die drei Präsidenten der hiesigen Versammlung (die Herren Böckh, Kramer und Bopp) und vielleicht noch drei Mitglieder der Versammlung, deren eines von den Orientalisten bestimmt werden könnte. Eckstein schlug vor nur noch ein Mitglied aus der allgemeinen Versammlung zu wählen und bezeichnete als solches den treuen Theilnehmer und Beförderer der früheren Versammlungen, das einzige Mitglied, das aus Bayern in diesem Jahre zu uns gekommen sei, Herrn Professor Dr. Döderlein von Erlangen. Die Versammlung erklärte sich mit diesen Vorschlägen einverstanden.

Ferner machte der Vorsitzende Mittheilung von einem Schreiben des Ober-Schulrathes Dr. Rost, des eifrigen Theilnehmers an diesem Verein, der leider durch eine plötzliche Erkrankung am persönlichen Erscheinen verhindert sei. Die in jenem Schreiben vom 26. September d. J. ausgesprochenen Bedenken gegen die in der Bekanntmachung des Präsidiums ihm aufgefallenen Bestimmungen über die Verkürzung der Versammlungstage und über mangelnde Angabe des Locals waren schon durch eine Bekanntmachung vom 21. September erledigt. Desselben Vorschläge in Betreff des nächsten Versammlungsortes gehen an die dazu bestimmte Commission.

An eingegangenen Schriften werden zur Vertheilung an alle Mitglieder aufgelegt:

1) Q. D. B. V. Germaniae philologos Berolinum congressos societatis gymnasiorum Berolinensium sodales salvere iubent interprete Frid. Guil. Augusto Mullachio. Inest disputatio de Empedoclis prooemio. Berol. 1850. 4. Zu dem voraufgehenden griechischen Gedicht ist auch eine deutsche Uebersetzung ausgegeben worden.

2) Pädagogische Skizzen, die Reform der deutschen höheren Schulen betreffend. Der eilften Versammlung der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten im Auftrage des berlinischen Gymnasiallehrer-Vereins überreicht von J. Mützell, Berlin 1850. 8.

3) Ludovici Rossii ad Augustum Boeckhium epistola epigraphica. Halis Saxonum 1850. 8.

4) Horaz. Zweite Lieferung. Ist die 20. Ode des I. Buches ächt? Von E. Kärcher. Beilage zum Herbstprogramme des Carlsruher Lyceums. Carlsruhe 1850. 8.

In einem einzigen oder nur wenigen Exemplaren:

5) Gottlob Friedrich Löschke, vom rechten Gebrauch der Conjunctionen quod, ut, ne, quo, quominus, quin etc., so wie des Accusativus cum infinitivo mit Rücksicht auf die Betonung der durch sie zu bildenden Sätze. Leipzig 1850. 8.

6) Klein und Becker, Schwert des Tiberius. (Abbildungen von Mainzer Alterthümern. Mit Erklärungen herausgegeben von dem Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer. II.) Mainz 1850. 4.

7) Tölken, Leitfaden für die Sammlung antiker Metallarbeiten in den K. Museen. Berlin 1850. 8.

8) Gerhard, Verzeichnifs der vorzüglichsten Vasen und Terracotten des Königl. Museums, 44 S. 8.

9) Dr. Med. E. Ritscher zu Lauterberg am Harz, Bruchstück einer metrischen lateinischen Uebersetzung der Ilias, Handschrift.

Nach einigen Mittheilungen über die Vertheilung von Billeten zur Aufführung der Antigone in dem K. Schauspielhause, sowie zur Aufführung des Oratoriums „Saul" von der Sing-Akademie, und über die Bestimmung der verschiedenen Karten zu der Fahrt nach Potsdam, schlofs der Präsident die Sitzung 11¾ Uhr.

Zweite Sitzung.

Berlin den 1. October 1850.

Der Präsident eröffnete die Sitzung 10¼ Uhr mit der Bemerkung, dafs die Tagesordnung für die heutige Sitzung gedruckt vorliege, dafs aber, ehe man dazu kommen könne, einige Geschäftssachen zu erledigen seien. Das Comité zur Berathung über den nächsten Versammlungsort wird aufgefordert am heutigen Abend um 5 Uhr in dem Mäderschen Locale zusammenzutreten. Von Seiten der Orientalisten war folgende Anzeige eingegangen:

> Den Herren Secretären der Philologen-Versammlung zeige ich ergebenst an, dafs von der Abtheilung der Orientalisten Herr Prof. Dr. Fleischer aus Leipzig zum Mitglied der Commission ernannt ist, welche über den nächsten Versammlungsort der Philologen-Versammlung zu berathen hat. Zugleich zeige ich ganz ergebenst an, dafs von den Herren Orientalisten ein Besuch des Aegyptischen Museums auf Morgen, Mittwoch den 2. October, festgesetzt ist, wobei Herr Prof. Lepsius die Güte haben wird uns zu führen.
>
> Als Versammlungsort ist die Rotunde im früheren Museum bestimmt und die Zeit auf 8 Uhr festgesetzt.
>
> Dienstag den 1. October 1850.
>
> Dr. *Dieterici*,
> erster Secretär der orientalistischen Section.

Zur Revision der Statuten soll dasselbe Comité zusammentreten, welches über den Ort der nächsten Versammlung zu berathen hat, demselben aber Director Eckstein noch beigeordnet werden. Es kam ferner zur Anzeige, dafs am folgenden Tage Prof. Gerhard eine archäologische Versammlung in dem Bibliotheksaale des Königl. Museums zu halten bereit sei; ferner dafs die Listen zur Unterzeichnung auf die gedruckten Verhandlungen dieser Versammlung in Umlauf gesetzt werden sollten.

Vor der Tagesordnung gab der Vorsitzende Herrn Jacob Grimm das Wort zu einem Vortrage über Schleswig-Holstein. Herr Grimm sprach Folgendes:

Männer, Freunde, Auf irgend welchem Flecke deutscher Erde heutzutage Menschen sich versammeln, da bleibt es nicht aus, dafs Schleswig-Holsteins gedacht werde, unserer äufsersten Brüder, die mit tapfrem Heldenmuth ihre Anhänglichkeit an uns be-

haupten. Kein rührenderes Beispiel von Treue eines Volksstammes gegen das ganze Vaterland kennt unsre Geschichte. Noch sind wir selbst gespalten und zerrissen, und sie wollen zu uns stehn; wie fest werden sie einmal mit uns verwachsen sein, welche Ehrenstelle unter uns einnehmen, wenn sie uns unbestritten angehören: dann sollen alle Risse sich vernarben und unserem Bunde desto stärkere Dauer verleihen. Aber mit offnen Herzen, mit ausgestreckten Armen treten wir ihnen entgegen und möchten ihnen alles Schwere helfen mit vollbringen. Unser edelster, bester Mann, Heinrich Gagern, gemacht um an einer Staatsverwaltung Spitze zu stehn, spart sein Leben nicht und ist in ihre Reihen getreten. Otfried Müllers, der zu Athen schläft, habt ihr nimmer vergessen: der einzige, von ihm übrige Sohn, ein mutiger Jüngling, hat die Flinte auf die Schulter genommen und dient dort unter ihren Fahnen. Ich könnte noch manchen andern Namen nennen, der euch zu Herzen ginge, wie greift es an hier den einfachsten Worten ihren Lauf zu lassen oder sie zurück zu drängen. Ihr wifst es, welche mächtige und schmähliche Hindernisse walteten, dafs nicht aus allen Theilen Deutschlands eine zehnfach gröfsere Schaar kampfrüstiger Männer und Jünglinge auf diesen Pfad der Ehre gefolgt sind. Die Sache Schleswigs ist noch eine leidvolle, von Noth und Gefahr umringte, manchem wohl ist der Muth gesunken und mufs sich doch wieder heben bei dem Gedanken, was mit dem Geschick des Vaterlandes verflochten ist und sich immer enger verflicht, das könne nicht untergehn und dürfe nur mit Deutschland selbst fallen, wie sich auch Deutschland an dieser Sache, das fühlen wir innerlichst, lebendig erweckt. Solche Prüfungen werden nicht verloren sein, sondern ihren Lohn tragen. Nicht immer anhalten kann die Schmach, das Dunkel wird sich einmal erhellen und neue Macht leuchten über unserm Vaterlande. Lafst mich die Worte eines alten Dichters hersagen, die uns ermannenden Trost mit kurzer Rede ausdrücken:

Πολλῶν ταμίας Ζεὺς ἐν Ὀλύμπῳ,
πολλὰ δ' ἀέλπτως κραίνουσι θεοί,
καὶ τὰ δοκηθέντ' οὐκ ἐτελέσθη,
τῶν δ' ἀδοκήτων πόρον εὗρε θεός.

Ja, Gott wird Rath finden und Wege, wir aber sollen unsre Arme nicht kreuzen, die Hände nicht in den Schoofs legen, sondern fortfahren in leiblichem und geistigem Beistand, dessen es hier bedarf. Leibliche Unterstützung ist schnell verronnen, geistige hält länger an und richtet die Gemüther auf. Flieht das Beispiel hartherziger Theologen, die neulich zu Stuttgart, als eben ein Amtsbruder aus Schleswig ihnen mit heifser Beredtsamkeit die dortige Bedrängnifs an die Seele gelegt hatte, nichts anders zu finden wufsten, als eine frostige, geschrobene, darum nichts sagende Formel, womit die leidenden Schleswiger der christlichen Fürbitte empfohlen werden sollten. Ich will nicht beten für sie; das rechte Gebet zu thun werden sie schon selbst wissen. Im Augenblick, wo ich an diesem Platze stehe und rede, stofsen vielleicht tausend Herzen ihre Seufzer aus, wahre Nothgebete, die gen Himmel dringen. Ich will auch nicht für sie betteln. An eure ganze Männertugend wende ich mich, um ihr eine höhere Pflichterfüllung hier abzufordern, ich stelle den Antrag, dafs diese Versammlung deutscher Philologen mit franken und freien Worten öffentlich erkläre:

„Die Sache Schleswigs ist eine gerechte, heilige, unverbrüchliche des ganzen Deutschlands."

Euer Zeugnifs soll über das Meer und den Belt dringen als eine Antwort deutscher Wissenschaft auf vielfachen uns entgegen gesandten Hohn, und denen wir so oft Lehrmeister gewesen sind, den Undankbaren eine Lehre bringen. Deutsche Wissenschaft wird auch mitten unter Feinden ihre Gewalt ausüben.

Prof. Piper. Gestatten Sie mir eine kurze Bemerkung zur Vertheidigung und Rechtfertigung. Ich gehöre auch zu den Stuttgarter Theologen; aber nicht zu den „hartherzigen", — ein Vorwurf, der jene Versammlung überhaupt nicht trifft. Dieselbe hat sich der guten Sache von Schleswig-Holstein gegenüber weder abtrünnig noch lau verhalten, vielmehr steht auch sie mit ihrer Stimme dafür ein. Auf ihrer Tagesordnung stand die Frage von dem Verhalten des Christen, insbesondere des Geistlichen in Bezug auf die politischen Dinge. Schon in einer vorbereitenden Predigerconferenz auf dem Sandhof zu Frankfurt a. M. am 4. September wurde nach einer eingehenden Discussion über diesen Gegenstand auf meinen Antrag die Erklärung beschlossen, dafs die Conferenz das gewissenhafte Verhalten der Schleswig-Holsteinischen Geistlichkeit anerkenne und ihr lebhaftes Mitgefühl mit derselben ausspreche. Auf dem Kirchentage zu Stuttgart selbst hat Consistorialrath Dorner aus Bonn in einem ausgezeichneten Referat über jenes Thema, dessen Anwendung natürlich auf die Schleswig-Holsteinische Frage führte, das gute Recht dieser Lande eben so nachdrücklich als umsichtig in Schutz genommen; woran sich ein ergreifender Vortrag des Propst Nielsen anschlofs. Darauf wurde ohne Zulassung weiterer Verhandlungen der bekannte Beschlufs gefafst, nach dem Vorschlage des Präsidiums, welches Weiterungen zu vermeiden beflissen war und darum eine schwache zurückhaltende Formel gewählt hatte. Wenn bei diesem Ausgang auch die entschiedensten Freunde der Schleswig-Holsteinischen Sache sich beruhigten, so geschah es, weil man wufste, es sähen manche in der Versammlung dieselbe nicht ohne Bedenken an, weil weder Zeit noch es der Ort dazu war, diese Bedenken gründlich aufzuklären: und vor allem weil eine Versammlung, die lediglich zu einem kirchlichen Zweck zusammengekommen war und welcher Einigkeit sehr noth that, nicht dem ausgesetzt werden durfte, um einer politischen Frage willen (wie grofs auch deren Bedeutung sei) sich zu erregen und in Zwiespalt zu gerathen. Ueberdies war der moralische Eindruck jener Reden so siegreich, insbesondere das unwiderlegliche Zeugnifs eines guten Gewissens im Angesicht des genannten würdigen Vertreters der Schleswig-Holsteinischen Geistlichkeit so sprechend, dafs man, da eine gegnerische Rede gar nicht lautbar wurde, auf weiteres gern verzichten konnte. Endlich ist als Ergänzung dessen, was in der Kirche vorgekommen, von vielen Mitgliedern des Kirchentages, nachdem man noch einen ausführlichen Vortrag eines vielgeprüften Mannes, des Pastor Lorenzen aus Adelbie in Schleswig, angehört hatte, eine energische Adresse an die Schleswig-Holsteinische Geistlichkeit angenommen (wobei auch für die dortigen vertriebenen Geistlichen gesammelt wurde), und so auch nach der politischen Seite hin der allgemeinen Theilnahme für diese deutschen Brüder ein Ausdruck gegeben. — Dies zur Aufklärung über jene Versammlung, die an treuer vaterländischer Gesinnung Niemandem nachge-

standen hat, — so wie zum Beweise, dafs dieselbe, wo immer für die gerechte Sache von Schleswig-Holstein das Wort geführt oder ein Antrag gestellt wird, als auf derselben Seite stehend mitzuzählen ist.

Der Präsident: Es ist ein Beschlufs in dieser Sache zu fassen. Offenbar ist es Grimms Absicht, dafs sein Antrag in das Protokoll aufgenommen und ein Einverständnifs der Versammlung mit demselben erreicht werde.

J. Grimm: Allerdings; ich wünsche die bestimmte Erklärung, dafs die Philologen-Versammlung die Sache Schleswig-Holsteins für eine gerechte, heilige und unverbrüchliche Sache Deutschlands halte.

Präsident: Ich werde darüber die Ansicht der Versammlung vernehmen.

Prof. Agathon Benary: Meine Herren, lassen Sie uns gemeinschaftlich uns erheben, um ohne alle Debatte die Anerkennung und volle Beistimmung den schönen Worten Grimms zu geben. Dies scheint mir das einzige der Versammlung Würdige und Geziemende.

Der Präsident: Das ist ein Amendement, welches Herr Benary stellt, und ich werde dasselbe früher als den Antrag Grimms zur Abstimmung bringen. Ich frage daher, ob die Versammlung mit Herrn Benary einverstanden ist.

Die Versammlung erhebt sich in grofser Majorität.

Hierauf wurde zur Tagesordnung übergegangen. Der Vicepräsident Director Dr. Kramer übernahm den Vorsitz und berief zuerst Herrn Professor Gerlach auf die Rednerbühne, um den angekündigten Vortrag

Ueber das Verhältnifs der Ueberlieferung zur Geschichte in Beziehung auf Roms Gründung

zu halten, welcher hier folgt.

Die Sage über Roms Gründung.

Von der Gründung der Staaten des Alterthums zu reden, ist beinahe nicht weniger schwierig als vom Uranfang der Dinge überhaupt. Dies liegt schon in der Unbestimmtheit und dem Schwankenden des Begriffs, der bald weiter bald enger gefafst wird. Aufserdem ist es selbst in den äufsern Verhältnissen begründet, dafs der unscheinbare Anfang einer Sache schon den Blicken der Zeitgenossen, wie viel mehr der später lebenden sich entzieht. Endlich wenn nach Aristoteles der Staat eher ist als der Mensch, d. h. wenn der Staat die Grundbedingung aller menschlichen Entwickelung und Gesittung ist, so schliefst schon diese Annahme einen Zustand der Bildung aus, wo für die Wahrnehmung von Erscheinungen solcher Art der Blick geschärft oder für das Festhalten der Erinnerung die äufsern Hülfsmittel vorhanden waren. Allerdings aber müssen wir eine stufenweise Entwickelung in der Reihe der Völker annehmen und somit wäre wenigstens die Möglichkeit gegeben, ältere Zustände fremder Völker durch die früher vorangeschrittenen zu beleuchten, vorausgesetzt dafs bei denselben der Sinn entwickelt war, Fragen dieser Art zum Gegenstand der Forschung zu erheben. Wenn aber der verhältnifsmäfsig frühzeitige Bericht, welchen wir hinsichtlich der Geschichte unsers

Volkes dem Genius des Tacitus verdanken, einzig dasteht in der Litteratur der Völker, so mag man schon daraus ersehen, wie selten die Aufmerksamkeit früher entwickelter Staaten über den engen Kreis der nächsten Umgebung hinaus ging. Selbst da wo der Forschungstrieb sich regte und fremde Völker in den Kreis seiner Kenntnifs zu ziehen sich bestrebte, hat er sich mit Vorliebe denjenigen Staaten zugewendet, welche in der Entwickelung vorausgeeilt, durch wohlthätigen oder verderblichen Einflufs auf irgend eine Weise auf die Umgebung eingewirkt, während tiefer stehende Völker Jahrhunderte in Dunkel und Vergangenheit geblieben sind. Daher werden wir im Allgemeinen immer auf die Berichte des eigenen Volkes hingewiesen, sie mögen in noch so unvollkommener Gestalt auf uns gekommen sein. Diese Berichte aber können der Natur der Sache nach nur dann einen Ausgangspunkt finden, wenn irgend eine folgenreiche Thatsache das ewige Einerlei eines im Naturzustande lebenden Volkes unterbricht. Nomaden, Hirten- und Jägervölker, welche unstet mit ihren Heerden und Zelten durch die Steppen streifen, haben keine Sage und keine Geschichte. Erst mit dem Ackerbau fängt die Gesittung an. Auch würde man mit Unrecht jene umherstreifenden Horden unter dem Namen des Staates begreifen, da sie kaum zur Stufe der patriarchalischen Verfassung sich erheben und das Gesammtleben sich innerhalb der Schranken der Familie bewegt, welche die selbst weder durch Gesetz noch Sitte geordnet ist. Mit Recht haben daher die Alten Gründung der Staaten an die Erbauung einer Hauptstadt angeknüpft, weil erst mit den festen Wohnsitzen und durch das stete Zusammenleben einer Bürgerschaft mannigfache persönliche Beziehungen und das Gefühl gegenseitiger Rechte und Pflichten sich entwickelt. Da erwacht die Liebe zu Ordnung und Gesetz und das regellose Beisammensein bildet sich zum lebendigen Organismus aus. Ein solches Unternehmen aber, nämlich die Gründung eines Staates, ist immer eine That, d. h. ein durch Nachdenken und Ueberlegen hervorgerufener und mit Kraft und Einsicht durchgeführter Entschlufs. Wenn daher ein grofser Schriftsteller des Alterthums für die Gründung eines Staates nicht nur Kraft und Einsicht sondern selbst Beredtsamkeit gefordert hat, so wird wenigstens Niemand in Abrede stellen können, dafs es einer bedeutenden Geisteskraft bedurfte, einen solchen Entschlufs zur Reife zu bringen. Es mufs eine grofse Persönlichkeit erscheinen, welche das Einzelne, Zerstreute, Planlose in einen Brennpunkt zusammenfafst und die Wünsche, Gedanken, Strebungen der Einzelnen zur That erhebt. Denn die Menge handelt nicht, sie treibt nur und wird getrieben; nur ein Mann, welcher eine tiefe Einsicht in die Zeit gewonnen, welcher eine hervorragende Kraft besitzt, der in sich den Ruf des Schicksals fühlt, eine neue Zeit hervorzurufen, trägt die Bedingungen in sich zu einer wahren Schöpfung. Also nicht nur um einem psychologischen Gesetze zu genügen, hat die Sagengeschichte Persönlichkeiten geschaffen, Collectivbegriffe wie man sagt, welche die Bestrebungen einer grofsen Gesammtheit in sich vereinigen, sondern diesem psychologischen Gesetze entspricht die Wirklichkeit der Thatsachen oder die geschichtliche Nothwendigkeit, welche nur Thaten der Persönlichkeit, keine der Massen kennt. Wie denn überhaupt was nothwendig im menschlichen Bewufstsein begründet ist, auch überall seinen Reflex in der Wirklichkeit haben mufs. Jetzt ist freilich Niemand unbekannt, dafs die Bewunderung der Nachwelt die Summe der Thaten grofser Männer ins Unglaubliche vermehren und über das Mafs eines Men-

schenlebens steigern kann, aber diefs beweist nicht gegen uns, sondern bestätigt die ausgesprochene Behauptung. Eben weil das Volk nichts Grofses ohne eine hervorragende Kraft denken kann, weil es sich durch die innigste Verehrung zu solchen Geistern hingezogen fühlt, trägt es auf diese Alles über, was es nur in Verbindung mit ihnen denken kann. Dabei urtheilt es viel richtiger als der Scharfsinn vieler sogenannter Kritiker, welche sich ängstlich abmühen, durch eine Menge Nebenumstände das Grofse zu erklären, was doch nur möglich war, weil ein höherer Geist eines Mannes Seele ergriff. Denn die Wirkung einer grofsen That geht ins Unendliche; sie erweckt das bessere Bewufstsein und die Kraft von Tausenden, was Alles im Verborgenen geschlummert hätte, wenn nicht der göttliche Funke durch den Zauber einer höhern Erscheinung zur Flamme geweckt worden wäre. Also ein Volk kann den Anfang seiner Geschichte nicht ohne eine grofse Persönlichkeit begreifen, weil eben ohne diese nichts geschieht. Eine Geschichte von der Entwickelung der Gedanken, Vorstellungen und Begriffe ohne Persönlichkeiten ist eine Erfindung der neuern Zeit, welche Gedanken zu Thaten stempelt, eine Selbsttäuschung, die, indem sie ideal zu sein vermeint, allen Boden der Wirklichkeit verliert und eigene Hirngespinste zu Gedanken des Weltgeistes erhebt. Es kann ein Meer von Gedanken in der Masse wogen, aber weil thatkräftige Männer fehlen, entsteht ein Chaos statt der Schöpfung; ja gerade, weil so Vieles und Mannigfaches die Gemüther der Menschen bewegt, bleibt das Zeitalter thatenlos. Denn die Thatkraft ist einfach, klar, scharf, unmittelbar und kennt keine Dialektik. Drängt also Vernunft und Geschichte gleichmäfsig auf die Annahme von Charakteren und Persönlichkeiten hin, so wird Niemand mehr die Sage schelten wollen, weil sie Alles Grofse an die Namen von Einzelnen geknüpft, und wir dürfen kühn mit Salust behaupten, dafs die hervorragende Kraft Einzelner Alles vollbracht habe. „Mihi multa agitanti constabat, paucorum virorum egregiam virtutem cuncta patravisse.“ Diefs gilt besonders von den Zeiten, wo das Leben einfach und die Menschenkraft in ihren Wirkungen durch die Abhängigkeit von der Materie weniger gelähmt und gehemmt wurde. Denn es ist ein eitler Ruhm, mit dem die Gegenwart sich brüstet, der Menschengeist habe die Kräfte der Natur überwunden und dieselben sich dienstbar und gehorsam gemacht; im Gegentheil, in demselben Grade als wir die Natur zu beherrschen uns vermessen, werden wir von ihr beherrscht; das vertrautere Hineinleben in die Kräfte der Natur mufs nothwendig den Menschengeist derselben näher bringen und assimiliren; und eine neue Seite des Geisteslebens tritt hervor. Aber die wahre Geistesgröfse hat stets dadurch sich offenbart, dafs sie über die Materie sich erhebt. — Daher können materielle Hülfsmittel fördern, hemmen, nützen, schaden — hervorbringen und schaffen können sie nicht.

Aber, wird man entgegnen, die Wahrheit des Satzes zugegeben, dafs die Ueberlieferung ein Recht hat, die Geschichte an grofse Persönlichkeiten anzuknüpfen, so kann daraus keine Folgerung für die Zeitbestimmung gezogen werden, welche ein dem Volksbewufstsein wie der Ueberlieferung fremder Begriff ist; und so blieben jene Namen immer nur ein Unsicheres und Schwankendes, das für die Geschichte keine Bedeutung hat. Allerdings nun mufs für diesen Zweck die Forschung mit der Ueberlieferung sich verbinden, wenn der Ausgangspunkt bestimmt und geschichtliche Verknüpfung erreicht wer-

den soll. Nur kömmt es darauf an, von welcher Periode die Rede ist. Laelius antwortet auf die Frage des Scipio, ob Romulus ein Fürst über Barbaren gewesen sei? Allerdings, wenn wir den Griechen folgen, die nur den Gegensatz zwischen Griechen und Barbaren kennen. Aber wenn dieser Name nicht auf die Sprache, sondern auf die Sitten sich bezieht, so waren die Römer des Romulus so wenig Barbaren als die Griechen selbst. Und an einer andern Stelle desselben Buches ist zu lesen: Wir sehen, dafs das Leben des Romulus in eine Zeit gefallen ist, wo Wissenschaft und Bildung schon so tiefe Wurzeln geschlagen hatte, dafs das Leben der Menschen von allen Irrthümern gereinigt und geläutert war. Denn Homer ist viele Jahre vor Romulus gewesen, so dafs in einem so unterrichteten Zeitalter und bei der Bildung der Menschen kaum noch Raum für Täuschung übrig blieb. Wer diese Autorität nicht gelten lassen will, und mit dem Gemeinspruch sich behilft, dafs Cicero kein tiefer Kenner des Alterthums gewesen sei, der wird wenigstens die Zusammenstellung mit der gleichzeitigen Entwickelung der Griechen billigen und zugestehen müssen, dafs der Geist des Zeitalters, von dem sie sonst so Vieles zu erzählen wissen, die Zeit der Messenischen Kriege und der zehnjährigen Archonten, schrankenloser Mythenbildung nicht eben günstig war. Der Kampf der Aristokratie mit dem Königthum, welcher nach Albas Sturz überall in Latium entbrennt, setzt schon eine bedeutende politische Entwickelung voraus, welche von den Spielen einer müfsigen Phantasie und von allegorischer Sagenbildung weit entfernt, den Blick der Menschen auf die Wirklichkeit und auf das Thatsächliche gerichtet hielt.

Haben wir bisher die Nothwendigkeit erkannt, dafs die Ueberlieferung nur an ausgezeichneten Persönlichkeiten sich bilden und wachsen kann, und sind wir zu der Ueberzeugung gelangt, dafs eine genauere Zeitbestimmung der Gründung Roms wenigstens nicht unmöglich war, so liegt uns ferner ob, den Charakter dieser Ueberlieferung selbst genauer zu bestimmen.

Roms Gründung, wie sie der Schlufsstein einer grofsen politischen Entwickelung war, so bildet sie den Anfangspunkt einer neuen Gestaltung. Dreihundert Jahre hatte das Reich von Alba geblüht, seine Herrschaft weit über das fruchtbare Latium verbreitet, und eine Menge blühender Städte theils gegründet theils durch Kolonisten erweitert und neu belebt. Da entstand Zwietracht im königlichen Hause, Partheikämpfe wurden durch den Hader hervorgerufen; dem Zwiespalt im Innern schien die äufsere Auflösung zu folgen, und eine Menge kleiner Herrschaften gingen aus dem grofsen Reich hervor. Zugleich nahten drohend von allen Seiten mächtige Feinde, von Norden die Etrusker, von Osten die Sabiner, von Süden Volsker, Aequer, Herniker, und rissen eine Stadt nach der andern von dem grofsen Städtebunde los. Das war der günstige Augenblick für neue Schöpfungen, wo der Kühnste den Preis erringt. Wie eine drohende Feste ward die neue Roma in der Mitte feindseliger Völker aufgebaut, um hier der rohen Kraft der Gebirgsbewohner, dort der überlegenen Cultur der mächtigen Etrusker Widerstand zu leisten; ein uneinnehmbar Bollwerk, um Alt-Latinische Sitte, Sprache, Bildung von dem Untergang zu retten. In den ersten Bewohnern Roms war jene glückliche Mischung von Eigenschaften, welche für das Wachsthum eines jungen Staates am fruchtbarsten erscheint. Weder war jener rohe Naturzustand, welcher die Einerleiheit

eines nur der Befriedigung des Bedürfnisses hingegebenen Lebens durch keinen höhern Gedanken unterbricht, noch war die Thätigkeit des Volkes vorzugsweise auf Gewerbe und Handelschaft gerichtet. Es war ein Volk von Hirten und Ackerbauern unter Führung eines kriegerischen Adels, der als Erbe der durch das grofse Albanische Reich gewonnenen staatlichen Entwickelung und durch Vereinigung mit seinen Dienstmannen in einer Stadt zu grofser Kraftanstrengung befähigt und geschickt, durch seine Lage und seine Verhältnisse vorzugsweise den Künsten des Krieges obzuliegen genöthigt war. Durch die feindselige Stellung gegen alle Nachbarvölker zu allen Mitteln der Selbsterhaltung hingedrängt, haben sie die Wohlfahrt des gemeinen Wesens als höchstes Gesetz erkannt und demgemäfs den Staat geordnet. So entstand ein Leben unter schwerer Arbeit, in strenger Zucht, im Dienst des Vaterlandes; ein Volk, nüchtern, arbeitsam, rauh an Sitten, aber gläubig, thatkräftig, gehorsam dem Gesetz. Da war nicht Mufse für müfsige Spiele der Gedanken, noch für die Träume einer üppigen Phantasie. Wie die Germanen der ersten Jahrhunderte in ununterbrochenen Kämpfen mit dem Erbfeinde die Bildung und Entwickelung sich errangen, wodurch sie endlich Sieger wurden, so haben die Römer der ersten Zeit, von allen Seiten mit Gefahr umgeben, von den verschiedenen feindlichen Völkern die Elemente in sich aufgenommen, um jeden mit den gleichen Waffen zu bekämpfen und die Selbstständigkeit sich zu retten. Da war kein müfsiges Verweilen bei dem Hergebrachten; die Noth drängte zur Entwickelung hin. Aber diese Entwickelung ist anfangs weder eine künstlerische noch eine wissenschaftliche gewesen. Denn wenn Alles nur aufs gemeine Wohl bezogen Bedeutung hat, so mufsten auch die geistigen Bestrebungen vorzugsweise diesem höchsten Zwecke dienen. So ward die Schreibekunst nur für die Zwecke des Staats geübt; die Poesie war im Dienst des Kultus und ländlicher Festlichkeit; die Baukunst hat in der Anlegung von Mauern, Befestigungen und der Gründung von Gotteshäusern ihre Anwendung gefunden; Handel und Gewerbe waren Fremden, Freigelassenen und Unterthanen überlassen; das Wissen, was dem Volke vor allen frommte, die Huld der Götter dem Vaterland zu sichern, bewahrte der Adel als ein ausschliefsendes Eigenthum seines Standes, und ein strenges Ritual und ein alle bürgerlichen Verhältnisse umspannender Kultus hielt das trotzige Geschlecht in strenger Unterwürfigkeit und beugte den stolzen Nacken unter das Gesetz. Unter diesen Einflüssen hat sich die Ueberlieferung gebildet, welche die Erinnerung an die frühesten Schicksale Roms erhalten hat. Ein neugegründetes Vaterland ist kein fruchtbarer Boden für die Thätigkeit schöpferischer Phantasie. Auch die nächste örtliche Umgebung konnte nicht begeisternd wirken, wenn eine gewisse Wechselwirkung zwischen den Reizen der Natur und dichterischem Vermögen angenommen wird. Eine ideale Richtung des Gemüths, wie man es zu nennen pflegt, war überhaupt dem Wesen des römischen Charakters fremd. Daher die Poesie entweder an den Gottesdienst geknüpft, dem sie die Weihe gab, oder als Ausdruck ländlicher Lustgefühle, in launigen Schwänken und derbem Spott und Scherz sich äufsernd, in beiden Beziehungen von den abenteuerlichen Gebilden einer schrankenlosen Phantasie sich ferne hielt. Gebete, Formeln der Weihe, der Sühne, der Bufse bewahrten strenge den Charakter des Hergebrachten; das skeptische Element, welches dem innersten Wesen des römischen Volks

entsprach, trat nicht aus den Schranken der Gegenwart heraus; und in demselben Sinne wirkte der dramatische Charakter, welcher frühzeitig in der römischen Volksdichtung sich offenbarte. Aber wird man entgegnen, wenigstens der aristokratische Theil der Poesie, die Lieder, welche die Thaten berühmter Männer verherrlichten und bei Gastmählern vorgetragen wurden, weil sie ein historisches Element enthielten, mufsten auf die Umgestaltung der Ueberlieferung wirken. Dagegen mufs erwiedert werden: Erstens besitzen wir durchaus kein Zeugnifs irgend einer Art, wie diese Gattung der Poesie entstand, ob bevor oder nachdem die Ueberlieferung sich bereits gebildet und befestigt hatte; wenn schon das Letztere dem natürlichen Gang der Entwickelung nach durchaus als das Wahrscheinlichere angenommen werden mufs. Zweitens sind wir über den Ton und Inhalt ebensowenig unterrichtet, dürfen aber voraussetzen, weil diese Lieder gesungen wurden, um die Jünglinge zu den Grofsthaten der Väter zu ermuntern, dafs das ethische Element der vorherrschende Charakter war. Leichtsinnige Erdichtung würde geradezu den Zweck vereitelt haben. Dann sind sie auf jeden Fall lange vor der Zeit entstanden, wo die Familieneitelkeit sich mit fremdem Ruhm zu schmücken begehrte. Wir werden schwerlich weit vom Ziele uns entfernen, wenn wir sie mit den Liedern der Neugriechen, den Liedern der Schweizer im Burgunderkriege, den Romanceros des Cid zusammenstellen. Die altrömische Zucht, der Ernst, die Sittenstrenge werden auch da sich nicht verläugnet haben, sonst würde Cato nicht sie unter den preifswürdigen Gewohnheiten der Väter aufgeführt haben. Schlofs aber diese Dichtung ihrem innersten Wesen nach jede Bewegung der Phantasie aus, so war diese so unbeschränkter im Gebiet der Religion. Denn der römische Landmann, trotz seiner unverhüllten Sinnlichkeit, war streng gläubig in Allem, was das Gebiet der Religion berührt, und empfänglich für jede Offenbarung aus der Geisterwelt, der er sich nach der Weise seines Volkes nahe fühlte. Der Wunderglaube hat daher recht eigentlich seine Heimath im alten Latium. Die Natur, welche mit der reichen Fülle ihrer Segnungen die Bewohner überschüttet, welche mit ihren Schrecknissen die Gemüther betäubt und überrascht, hat eine tiefe Ahnung ihres geheimnifsvollen Lebens in der Seele erzeugt. Da war nichts zufällig, nichts bedeutungslos. Da waren die Gemüther mit jener frommen Scheu erfüllt, welche stets die Nähe Gottes ahnt. Daher die Sage mit besonderer Liebe das Gebiet des Heiligen umfafste, da war ihr eigentliches Gebiet, da fand die Phantasie den Stoff, wo sie in ungemessenen Räumen sich frei und schrankenlos bewegen konnte. Wie lieblich sind nicht die Erzählungen von Numa und Egeria, von Faunus und der Fatua, von Picus und der Kirke, von Hercules und seinem Tempeldiener. Wie hat sich da die wunderbare Mischung des Latinischen Volkscharakters von Schalkheit und frommem Aberglauben ausgesprochen. Aber diese heilige Sage verhält sich zur urkundlichen Geschichte wie die christliche Legende zu den Chroniken und den Annalisten. Sie verrathen ihre Quelle, die älteste Vorstellungsweise von der Götterwelt, so offenbar, dafs sie mit der eigentlich historischen Tradition gar nicht verwechselt werden können. Denn allerdings besteht neben dieser Dichtung, die der Religion und dem Glauben angehört, eine wesentlich verschiedene Geistesthätigkeit. Wenn die Legende aus jener Naivität des Gefühls entspringt, welche die Götterwelt nach dem Bilde des Menschen schafft und

den Himmlischen nur den Vorzug der Allmacht und Unsterblichkeit gestattet, so ist die Ueberlieferung der eigentliche Ausdruck volksthümlicher Selbstbeschauung. Urkundliche Denkmäler waren für jene Zeit nur in sehr geringer Zahl vorhanden. Die eigentlichen Denkmäler waren ihre Thaten, und die Werke, die sie mit ihrer Hände Arbeit schufen, Mauern, Befestigungen, Tempel, die Stadt. Die thatkräftigsten Zeiten sind am wenigsten besorgt für das Andenken bei der Nachwelt; die Schwäche bedarf solcher Mittel, um die eigene Kraftlosigkeit dem Auge zu verbergen. Wohl aber hat jede lebenskräftige Zeit ihr Echo im Herzen des Volks. Diese ungeschriebenen Denkmäler sind die ewig strömende, nie versiegende Quelle, aus welcher die Geschichte schöpft. Diese Ueberlieferung pflanzt sich wie der Volksstamm selber fort von Geschlecht auf Geschlecht. Denn es ist der geistige Strom, der das innere Wesen eines Volkes offenbart und ihm seine geistige Selbstständigkeit verleiht. Eine Zeit, welche innerlich zerrissen und zerfahren, in ewiger Zerstreutheit von Erscheinung zu Erscheinung taumelt, in geistigen und sinnlichen Genüssen schwelgt und durch byzantinische Gelehrsamkeit mit Mühe die Erinnerung an die Väter sich erringt, Alles mit der Forschung zu durchdringen sucht, nur sich selber nie begreift, ein solches Zeitalter kann nur schwer zum Volksbewufstsein sich erheben, welches fern von aller Abstraction, nur in seinem Glauben und in dem geistigen Erbtheil seiner Väter sich selber wieder findet. Die feste Geschlossenheit der römischen Gedankenwelt, das Aufgehen seines ganzen Lebens im ewigen Rath der Götter, die Innerlichkeit der Gesinnung, die streng und spröde jeden störenden Einflufs von Aufsen ferne hält, erzeugt jenes durch und durch volksthümliche Geistesleben, das nur in sich selber wurzelt, Alles nur in Beziehung auf sein Inneres begreift, fremden Einflüssen fast unzugänglich ist. In diesem Sinne war jener alte Cato der treueste Spiegel seiner Zeit, das klarste Abbild seines Volks; verständig, klug, schroff, mifstrauisch gegen alles Neue, was aus der Fremde kam, aber kernhaft, arbeitsam, festhaltend an Zucht, Ordnung und Gesetz. Es ist daher nichts lächerlicher als die Behauptung, dafs die geschichtliche Ueberlieferung über die ältesten Zeiten Roms durch die Griechen gefälscht erst in dieser Gestalt Eigenthum der Römer geworden sei. Als wenn nicht diese Ueberlieferung seit Jahrhunderten sich gestaltet hätte und nach allen Richtungen ausgebildet worden wäre, ehe den Griechen nur der Sinn ankam, diese Gegenstände zu berühren. Dieser Gedanke ist in so schneidendem Widerspruch mit römischer Sitte und Art, dafs seine Entstehung schlechthin unbegreiflich wäre, wenn nicht die sogenannte höhere Kritik auch die abenteuerlichsten Voraussetzungen für erlaubt hielte, nur um ihr Lieblingsthema zu stützen und die Wahrheit der beglaubigten Geschichte zu erschüttern. Also während die Legende auf dem fruchtbaren Boden des Glaubens aufgewachsen, die verwandten Gegenstände in ihren Zauberkreis verflocht, hat neben ihr die geschichtliche Ueberlieferung als eigentliche Lebensader den Leib des Volks durchströmt, ihm das Bewufstsein seiner selbst gegeben und in der Erinnerung an die Väter die geistige Eigenthümlichkeit und die Quelle der Verjüngung stets bewahrt. Nicht als wäre ein schroffer Gegensatz zwischen diesen beiden Geistesthätigkeiten festgehalten worden. Die Legende, welche in anmuthigen Dichtungen das Leben der Götter sich vergegenwärtigt, kann den heimathlichen Boden nicht verlassen und

hält stets die Verbindung mit dem gottgeliebten Volke fest. Die Ueberlieferung, welche das Andenken an die Vorzeit mit frommer Scheu bewahrt, kann nicht umhin der Huld der Götter zu gedenken, welche zu allen Zeiten gnädig über dem Vaterlande wacht. „Wer es glaubt, dem ist das Heilige nah.“ Aber dennoch war es ein durchaus Verschiedenes nicht nur dem Stoffe nach, sondern namentlich im Sinn und Geist. Die Ueberlieferung hat nach der geistigen Richtung des Römervolks das Geschichtlich-Gegebene in volksthümlicher Weise aufgefafst, hat das Wesen der Persönlichkeit erfafst, hat mit scharfen Zügen die Eigenthümlichkeiten ausgeprägt. Sie hat alles Unbestimmte ausgeschieden und nicht nur die Handlungen in ihren gegenseitigen Beziehungen dargestellt, sondern Alles aufs schärfste durch Zeit und Oertlichkeit bestimmt. Mag sie den Helden einen Vertrauten und Sohn der Götter nennen, mag die Bewunderung ihn bis zu den Sternen und in das Reich der Himmlischen erheben, sein ganzes Leben mit reichem Farbenglanze schmücken, und Geburt und Tod mit dem Reiz des Wunderbaren umgeben, dieser Schmuck berührt das Wesen nicht, ist nur die Form des Ausdrucks für eine Zeit, welcher Göttliches und Menschliches zu vermählen gestattet war. Es steht der Gründer nur in dem Glanze da, welchen der höhere Geist von der staunenden Nachwelt zu fordern berechtigt ist. Wenn aber diese Form Andern dichterisch erscheint, und wenn sie daraus Folgerungen ziehen, um die Existenz eines grofsen Epos darzuthun, so legen sie dadurch nur das Unvermögen an den Tag, die tiefe Poesie in dem Leben und Schicksalen eines thatkräftigen Volkes zu erkennen. Aber selbst wenn man ein bewufstes oder unbewufstes Streben nach einer freien Dichtung oder allegorisirender Darstellung voraussetzen wollte, so würde einem schrankenlosen Schweifen der Phantasie schon durch die Natur der Verhältnisse ein Ziel gesetzt. Das ganze Leben des gefeierten Helden ist innerhalb der Ringmauern einer Stadt eingegränzt und überall tritt die feste klare Wirklichkeit flüchtigem Spiele der Phantasie entgegen. Uralte Denkmäler, Bauten, Verträge, Bündnisse, priesterliche Satzungen und Ordnungen, und was in der Verfassung als ursprünglich angenommen werden mufs, wenn auch später weniger beachtet und von den Geschichtschreibern nicht im gehörigen Mafse benutzt, mufsten schon durch ihr Vorhandensein allem Ueberstreifen ins Unbestimmte und Fabelhafte Ziel und Gränze setzen. Diefs gewinnt endlich noch Bestätigung durch Alles was ins Gebiet des Kultus überging und in Heiligthümern, Festen und Reliquien sich ausgeprägt. Der Charakter des Bleibenden und Stetigen war hier Gesetz: illa mutari vetat religio et consecratis utendum est. Der Tempel des Quirinus auf der Stelle erbaut, wo Romulus zum letztenmal den Sterblichen erschienen war; der Krummstab (lituus), mit dem er seine Kreise am Himmel beschrieben hatte, und welcher der Gewalt der Flammen widerstand; der Baum, der aus der Lanze erwuchs, welchen der starke Held vom Aventinus nach dem Palatin geschleudert hatte, und den die treue Pflege der gesammten Bürgerschaft erhielt; die kleine Hütte mit Rohr gedeckt (casa Romuli), welche an das Hirtenleben des tapfern Jünglings mahnte; der wilde Feigenbaum am Germalus, wo Faustulus die Neugebornen fand, die Höhle, in der die Wölfin sie gesäugt, die Gräber des Remus und Tatius auf dem Aventin, diefs Alles trägt ein so bestimmtes Gepräge innerer Consequenz, dafs hier volksthümliche Ueberlieferung nicht zu

verkennen ist. Und was sollen wir erst von den Festen sagen, welche alle das Leben und die Schicksale des Romulus zu verherrlichen gestiftet sind?

Die Lupercalien am 15. Februar gefeiert, welche die Erinnerung an seine Jugendzeit bewahrten; die Quirinalien zwei Tage später, wodurch seine Apotheose verherrlicht ward; die Palilia am 21. April, das Gründungsfest der Stadt; die Lemuria am 9. Mai, welche zur Sühnung von Remus Ermordung begangen wurden; die Nonae Caprotinae oder Poplifugia, am 7. Juli, an welchem der Todestag des Romulus gefeiert ward; die Consualia am 18. August, welche auf den Raub der Sabinerinnen sich bezogen. Da erkennt man, so rufen uns die Gegner zu, die Macht und den Einfluſs der heiligen Legende, welche Denkmäler, Feste und Reliquien erzeugt. Dagegen lautet das Zeugniſs der Geschichte: Niemals hat die Sage und Ueberlieferung sich um ein Leeres und Nichtiges gebildet. Nur ein groſser Mann übt solchen Zauber aus und je reicher der Sagenkreis sich ausgebildet, desto tiefer hat er in die Geschicke des Volkes eingegriffen. Mag man immerhin die Gunst des Zufalls geltend machen, die Macht der Zeitverhältnisse erwähnen, und alle möglichen Nebenumstände in Anschlag bringen, alle diese Aeuſserlichkeiten sind ohne Bedeutung gegen die geistige Kraft des Mannes, der sie leitet, beherrscht, zum Ziele führt. Dadurch hat er sich ein Angedenken in den Herzen der Menschen gründen können, das ihm Unsterblichkeit verbürgt. Solche Bewunderung erregt ein Held, welcher in stürmischen und bewegten Zeiten eine neue Stadt gegründet, der für die sinkende Macht des Albanischen Reiches eine neue Basis fand, der dem Vordringen der Sabiner und Etrusker einen starken Damm entgegenstellte, der aus den Elementen beider Völker neue Stützen seiner Herrschaft schuf, der durch Glauben, Ordnung und Gesetz ein trotziges Geschlecht in die Banden des Gehorsams zwang, der den Grund zu einer Gröſse legte, welche den Erdkreis unterworfen hat. Wenn die Sage von Aeneas nationales Eigenthum der Römer ist, wenn ihre geschichtliche Bedeutung nicht geläugnet werden kann, wenn der dreihundertjährige Bestand des groſsen Albanerreichs von Niemand in Zweifel gezogen wird, wenn die Völkerbewegungen der Sabiner und Etrusker beglaubigt sind, wie irgend eine Thatsache alter Zeit, so steht die Gründung Roms durch Romulus so fest, daſs sie durch keinen Zweifel erschüttert werden kann. — Es ist nicht schwer in unserer thatenlosen Zeit, welche im Gefühl ihrer Schwäche so gerne das Alterthum und seine Gröſse lästert, auf dem Gebiete der negativen Kritik einen Namen sich zu gründen. Mir ist es würdiger erschienen, der durch das Alterthum geheiligten Ueberlieferung ihr ewiges Recht zu sichern. Die Wahrheit in ihrer ganzen Höhe und Tiefe zu ergründen ist ein von den Sterblichen nie erreichtes Ziel. Aber wenn wir mit Ernst und einem festen und gewissen Geiste zu erforschen trachten, was ein groſses Volk Jahrhunderte geglaubt und als beglaubigte Geschichte überliefert hat, und was mit seinem innersten Bewuſstsein verwachsen ist und groſse Thaten und edle Entschlieſsungen hervorgerufen hat, so ist dieſs ein für den Geschichtsforscher nicht unwürdiges Ziel. Mögen andere den Olympus stürmen, ich kenne nichts Höheres, als eines Volkes tiefen, heiligen Ernst, wie er in Sage, Ueberlieferung und Geschichte sich offenbart.

Der Vice-Präsident: Ich eröffne über den so eben gehörten Vortrag die Discussion. (Pause). Da sich Niemand zum Worte meldet, so fordere ich Herrn Prof. Gerhard auf, den angekündigten archäologischen Vortrag zu halten, welcher hier folgt.

Der Verein deutscher Philologen und Schulmänner ist der Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum in dessen Gesammtheit gewidmet, und wird in seiner gegenwärtigen Versammlung die Gelegenheit gern wahrnehmen, welche, neben dem steten Andrang litterarischen Stoffes zu seinen Verhandlungen, auch für ein anderes weitschichtiges Feld klassischer Vermächtnisse, für die Kunstwelt der Alten, in unserer Hauptstadt ihm dargeboten wird. Wie dies in zehn der freiesten Benutzung dargebotenen Abtheilungen unsers Königlichen Museums geschieht, wie der gegenwärtige Standpunkt einer wissenschaftlichen Archäologie Werth und Wichtigkeit jenes Antikenschatzes steigert, wie aber die zunehmende Fülle archäologischen Wissens auch immer mehr nach engem Zusammenschlufs mit der Gesammtheit aller philologischen Wissenschaft drängt, welcher die Archäologie als eines ihrer Fächer angehört, — diese und ähnliche Gesichtspunkte im Einzelnen zu erörtern und zu verfolgen ist nach der Eigenthümlichkeit archäologischer Vorlagen und bei der noch immer nicht grofsen Anzahl von Philologen, welche im Gebiet alter Kunst verweilen mögen, für eine engere Zusammenkunft geeigneter als für den hier versammelten hochgeehrten gröfseren Kreis. Unter solcher Voraussetzung ist dafür gesorgt worden, archäologischen Besichtigungen und daran zu knüpfenden Verhandlungen in einer besonderen Versammlung Raum zu gewähren, welche jedem Mitgliede dieses Vereins offen steht; nichtsdestoweniger aber werden, wie unser Präsidium mich hoffen läfst, auch in diesem gröfseren Zuhörerkreise einige Mittheilungen archäologischen Inhalts zur bequemen Ansprache für einen so wichtigen Theil der gesammten Alterthumsforschung nicht unwillkommen befunden werden.

1. Vorlagen zur Denkmälerschau.

Die Archäologie ist auf Anschauung gegründet: ich habe daher dem festlichen Anlafs dieses Philologenvereins eine doppelte Vorlage monumentaler Darstellungen aus dem Gebiet altgriechischer Malereien bestimmt, welche nächstdem der archäologischen Erörterung, zuvörderst aber geneigter Einsicht und Kenntnifsnahme dieser hochgeehrten Versammlung dargeboten werden. Die erste dieser kleinen Gemäldegallerie aus dem Gebiet alter Kunst ist aus Vasenbildern des Königl. Museums entnommen [1]); sie schliefst früheren, in der Gröfse des Originals farbig ausgeführten, Publicationen gleicher Gattung und gleichen Ortes sich an, und enthält in lebensvollen Figurenreihen der ausgebildetsten griechischen Kunst, in Götter- und Heldengestalten homerischer und sonstiger Sage, neben gefälliger und belehrender Bilderschau auch in dieser und jener altgriechischen Inschrift manches der philologischen Forschung nah verwandte Element. Einer antiken Bildergallerie vergleiche ich aber auch die zweite der gegenwärtigen Betrachtung empfohlene Vorlage, obwohl sie weder in zahlreichen und gefälligen Blättern, noch auch im

1) Es lag das eben vollendete zweite Heft von Gerhard's „Trinkschalen und Gefäfsen des Königl. Museums" vor.

Style der blühendsten Kunst sich geltend macht, sondern auf einem einzigen schlichten Blatt Ihnen ein Figurengewimmel der alterthümlichsten Kunst vor Augen rückt. Welcher Philolog aber, dem Homer und das griechische Epos am Herzen liegt, hätte nicht schon bei dem ersten Gerücht die Entdeckung der Vase des Ergotimos und Klitias freudig begrüfst, eines Gefäfses, dessen von Götterzügen und Heldenkämpfen erfüllter Umkreis, ganz wie im Brautliede Catull's, Festteppiche attischer Theseussage über Peleus' und des Peleiden Sagengewebe gebreitet zeigt, und bei aller dieser kunstreichen Sagen- und Bilderschau uns ungewifs läfst, ob wir für Bildnerei oder Epigraphik, für Mythologie oder epische Dichtung, für Hesiod oder Homer, für Theseiden oder Achilleiden, für Pindar oder für römische Dichter es ausbeuten wollen. Der mannigfachen Empfindung, welche bei einem so grofsen und überraschenden Funde der neuesten Zeit, einem Funde, dem die Philologie unserer Tage so leicht keinen von gleicher Wichtigkeit zur Seite zu stellen vermag, nach so viel Seiten sich aufdrängt, ein genügendes Wort zu leihen, mafse ich mir nicht an; damit aber die philologische Forschung dem Gebiete jenes nur in seinem Umfang einzigen, in seiner Art manchem ähnlichen Vasenfunde vergleichbaren Denkmals mehr und mehr angenähert werde, habe ich gesucht durch ein synoptisches Blatt [1]) es übersichtlicher und durch dessen lithographische Ausführung dieser Versammlung zugänglicher zu machen.

2. Einladung ins Königliche Museum.

Nächst diesen Vorlagen, welche als treue Abbilder wichtiger Kunstdenkmäler des Alterthums Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, fühle ich mich verpflichtet, auch ohne unmittelbaren Anblick der Gegenstände, auf die Nähe des grofsen Antikenschatzes Sie hinzuweisen, den unser Königliches Museum umschliefst. Dieser Antikenschatz ist, das ägyptische Museum ungerechnet, in zehn Abtheilungen vertheilt: von den Sculpturen in Stein, Erz und Thon sind die etruskischen gesondert, die Werke der Glyptik und Toreutik sind als Gemmen, Münzen, Preziosen und Glassachen geschieden, die graphischen aber auf Gefäfsen, Wandmalereien und Mosaikfufsböden zu suchen. Es ist für wissenschaftliche Verzeichnisse der einzelnen Abtheilungen durchgängig, zum Theil für den besonderen Anlafs dieser Versammlung gesorgt [2]), und in einem zur Hälfte erschienenen Gesammtverzeichnifs [3]) ist überdies die Methode der Beschauung gefördert, indem auf Herkunft und Zeitalter, Stoff und Bestimmung, Styl und Darstellung einleitend verwiesen ist. Die Sicherheit der Beschauung zugleich und die Grenzen der Kunsterklärung festzustellen, sind Abbildungswerke, in originaler Gröfse und farbiger Ausfüh-

1) Gegenwärtig als Doppelblatt in der Archäologischen Zeitung von 1850, Taf. XXIII. XXIV, zu finden. nach Monum. dell' Instituto IV, 54—57.

2) Den längst verbreiteten Wegweisern zur Sculpturensammlung von *Tiek*, zu den Gypsabgüssen und etruskischen Bildwerken von *Panofka* und dem wissenschaftlichen Verzeichnifs der tiefgeschnittenen Steine von *Tölken*, ist mein 1845 gedruckter und nächstens zu erneuernder Leitfaden für die Vasen-, Terracotten- und Miscellensammlung, und so eben auch ein von *Tölken* verfafster „Leitfaden zur Sammlung alter Metallarbeiten" hinzuzufügen, so dafs eine ähnliche Erläuterungsschrift nur noch für die Sammlung der Kameen rückständig bleibt.

3) Berlins Antike Bildwerke von Gerhard. Erster Theil. (Sculpturen und Vasen enthaltend.) Berlin 1836. 8. Das Vasenverzeichnifs ist fortgesetzt in 3 Heften „Neuerworbener Denkmäler" (Berlin 1836—1846), zu welchem so eben ein bis Nummer 1977 der Sammlung reichender Nachtrag erschienen ist.

rung, für die Abtheilung der Vasen und Terrakotten vorhanden [1]); es steht der Münzsammlung ihr Apparat von Münzpasten zur Seite, und wie unsere Sammlung geschnittener Steine an günstiger Aufstellung alle ähnlichen Sammlungen überbietet, ist auch das Studium dieser Abtheilung durch den umfassendsten Vorrath von Abdrücken auswärtiger Sammlungen nutzbar gemacht. Aehnlich dem grammatischen Kritiker, der einen Sprachgebrauch abwägt, darf der Archäolog nie von dem Grundsatze abgehen: ***Monumentorum artis qui unum vidit nullum vidit, qui millia vidit unum vidit.*** Tausend Fälle beweisen gar oft nur für eine einzige Wahrheit; tausende aber wollen gesehen sein, um über ein einziges ihnen verwandtes Kunstwerk ästhetisch und antiquarisch ein gültiges Gefühl und Urtheil zu haben. In diesem Sinn wissenschaftlicher Würdigung der Kunstdenkmäler aus allem Gleichartigen geht den Abtheilungen antiker Originale die im steten Zuwachs begriffene Sammlung von Gypsabgüssen plastischer Werke, und neben dem reichen Vorrath von Münz- und Gemmenabdrücken ein Apparat archäologischer Zeichnungen zur Seite, dessen Bestimmung es ist für jede einzelne Abtheilung antiker Technik die wichtigsten Denkmäler auswärtiger Sammlungen, zu wissenschaftlichem Verständniß unsers hiesigen Antikenschatzes, vor Augen zu legen. Diese Aufgabe ist hauptsächlich für den antiquarisch so äußerst ergiebigen Schatz alter Vasenbilder, größtentheils aus Ineditis, aber auch für andere Abtheilungen verfolgt worden [2]), dergestalt, daß die darauf bezüglichen Fächer des archäologischen Apparats eine Grundlage des Denkmälerstudiums bilden, welche zwar noch sehr Vieles zu wünschen übrig läßt, bei keiner andern Antikensammlung aber in gleichem Maße erreicht ist. Es darf hierbei nicht vergessen werden, wie ein geschichtliches Bewußtsein den großartigen Stiftungen des hiesigen Königl. Museums von dessen Anbeginn an zu Grunde lag: nicht bloß künstlerischen Genuß und unmittelbare Vorbilder der lebenden Kunst zu schaffen, vielmehr die Entwickelung aller Kunst in Musterstücken vor Augen zu legen, war die am Portal des Museums ohne Widerspruch [3]) angedeutete Absicht, die auch beim neuesten Anbau desselben in ausgedehntestem Umfang verfolgt wird. Wie aber mit jenem, der Geschichte der Kunst und der Menschheit nicht weniger als dem Bedürfniß des Künstlers und dem Behagen des Kunstfreunds gewidmeten Grundgedanken unsers Museums auch der gedachte archäologische Apparat eng verknüpft sei, das kann am wenigsten dem Philologen entgehen, der zu vollem Verständniß erhaltener Dichterwerke den zerstreuten Bruchstücken gleicher Abkunft aufs emsigste nachzuspüren gewohnt ist.

---

1) Terracotten des Königl. Museums von Panofka. Berl. 1842. 4. Meiner Sammlung „Auserlesener Vasenbilder" welche in drei Quartbänden (Berlin 1840 — 47) 240 Blatt Inedita meist auswärtiger Sammlungen in verkleinertem Maßstab enthalten, ist eine Reihe von Publicationen hiesiger Inedita gleicher Kunstgattung in Folioformat gefolgt, in welcher dieselben in voller Größe und Färbung der Originale dargestellt sind; nämlich die Trinkschalen des Königl. Museums, Berlin, G. Reimer, 1840; die Etruskischen und Kampanischen Vasenbilder, ebend. 1843; die Apulischen Vasenbilder, ebend. 1845 (Imp.-Fol.), und eine letzte als Trinkschalen und Gefäße bezeichnete Reihenfolge, deren erstem ebend. 1848 erschienenen Heft so eben das zweite sich anreiht.

2) Namentlich für die etruskischen Todtenkisten und Spiegel-Zeichnungen, für manche Reihenfolgen von Gemmenbildern u. a. m., wofür meine Sammlungen archäologischer Inedita (Arch. Intell.-Bl. 1838 No. 5. 6.) reichen Stoff lieferten. Nähere Nachricht über den gedachten Apparat des Königl. Museums ward im Akademischen Monatsbericht des Jahres 1844 gegeben.

3) Die Zusammenstellung *Studio antiquitatis omnigenae et liberalium artium* ist seiner Zeit nur in ihrer Latinität, nicht wegen ihres dem gangbaren Kunstgeschmack keineswegs genehmen Inhalts, angefochten worden.

3. Archäologie und Philologie.

Haben wir somit aus dem Bereich hiesiger Thätigkeit und hiesiger Kunstsammlungen der Fülle archäologischer Anschauung uns versichert, die mit eindringlicher Würde und Wichtigkeit uns umgibt, so dürfen wir nun auch zu solchen verwandten Betrachtungen übergehen, welche, ohne von unmittelbarer Beschauung abhängig zu sein, in der Gemeinschaft strebender Bekenner des klassischen Alterthums sich nicht wohl abweisen lassen; ich meine zu der stets neu sich aufdrängenden Frage über Geltung und Behandlung der ***Archäologie*** im Zusammenhang aller philologischen Wissenschaft. Daſs Kunstdenkmäler, welche, wie die vor Augen gelegten und wie in tausenden dieser und anderer Art es der Fall ist, Götter Helden und Alltagsleben der klassischen Welt uns anschaulich machen, ernstliche Beachtung von Seiten des Philologen verdienen, wird nicht leicht bezweifelt werden. In diesem Kreise zumal wird Niemand, der in der Gesammtheit des klassischen Alterthums seinen Spielraum und seinen Beruf erkennt, etwa mit einem *τί ταῦτά μοι πρὸς τἄλφιτα* mir entgegnen, wohl aber vielleicht gegen die Vereinbarkeit archäologischer Studien mit denen der grammatischen und litterarischen Philologie praktische Bedenken hegen. Man kann geneigt sein Schönheit und Majestät einiger antiker Statuen zu geistiger und sittlicher Erhebung sich wohl gefallen zu lassen und aus andern Kunstgattungen wenigstens einige antiquarische Erudition sich anzueignen, ohne doch die verschlungenen Wege der Kunstgeschichte und Kunsterklärung weiter beschreiten zu mögen. Der unermeſsliche, zumal seit den letzten Jahrzehnden unendlich gesteigerte und auch der sorgsamsten Erkundung allzu oft entschlüpfte Denkmälervorrath des klassischen Alterthums stellt dem litterarischen Vermächtniſs desselben Alterthums in einem so reichen und mannigfaltigen Umfang sich gegenüber, daſs die Gesammtheit des antiquarischen Stoffes nicht anders als in zwei groſse Massen, eine litterarische und eine monumentale, getheilt sich denken läſst, wodurch denn auch die Behandlung beider Massen, aus innern Gründen wie nach aller bisherigen Erfahrung, zur doppelten Aufgabe einer zwiefachen, philologischen oder archäologischen, Forschung zu werden pflegt. Hierdurch werden denn freilich die Thätigkeiten des Philologen und Archäologen gesondert, wäre es auch nur wie die Beschäftigung mit Grammatik, Auslegungskunst und Kritik von der mit antiquarischen Realien seit längerer Zeit nur sehr selten von einem und demselben Forscher geübt wird, und wie selbst im Gebiete der Denkmälerforschung der Münz- und Inschriftkenner seinen vom Archäologen des üblichen Sprachgebrauchs gesonderten Weg zu gehen pflegt. Der Gesammtbezug aber aller jener Thätigkeiten zu einer einzigen Alterthumswissenschaft, zu jener Philologie höhern Sinnes, in deren Dienst Grammatik und Realien, Litteratur und Kunst für eine und dieselbe Idee der Erkenntniſs und Reproduction des antiken Lebens ihre Fortbildung finden, wird durch keine Sonderung jener Art aufgehoben[1]); er ist auch dem Ar-

1) Die Begeisterung, mit welcher ich vor geraumer Zeit (Hyperb. röm. Studien I. S. 1. ff. geschrieben 1827) dem archäologischen Studium sein eigenstes und das ihm zunächst verwandte Gebiet zu erkämpfen bemüht war, habe ich damals durch *Welcker's* Einspruch zu büſsen gehabt, der in einer Recension von Müller's Handbuch (Rhein. Museum II. 1834. S. 441 ff.) meine für praktische Zwecke beantragte Theilung des litterarischen und monumen-

chäologen um so gesicherter, je mehr die philologische Alterthumsforschung Kern und Grundlage seines von den Texten zu den Denkmälern übergetragenen Studiums bleibt, — dergestalt freilich, daſs neben der strengsten philologischen Grundlage und Methode noch eine dem Philologen fremde und zwar eine doppelte Aufgabe, in Bezug auf Stoff und Behandlung der Kunstdenkmäler, unter Beistand der Künstler sowohl als dilettantischer Alterthumsfreunde ihm zu lösen bleibt.

4. Dilettantismus.

Das hiermit berührte Verhältniſs des Archäologen zu Künstlern und Alterthumsfreunden — ein Verhältniſs von welchem der philologische Sprachforscher weder zu genieſsen noch zu leiden hat — steigert Umfang und Schwierigkeit der Denkmälerforschung in einer Weise, welche schärfer als gemeinhin gewürdigt zu werden verdient, wenn nicht gar manche im Dienst der Wissenschaft bestandene Mühsal statt zum Danke vielmehr zu bleibender Verdächtigung ausschlagen soll. Niemandem kann es entgehen, daſs alles künstlerische Element der alten Denkmälerwelt nur durch Vermittelung des Künstlers, von dessen Gefühl und erfahrener Anschauung geleitet, zu diesem Verständniſs gelangt, und die zu solchem Behuf zu erfüllenden Bedingungen sind es zunächst, in deren Erwägung der Philolog eine gründliche Denkmälerforschung gemeinhin scheut; aber es ist gewiſs eben so sehr zu betonen, daſs die Verpflichtung einen vielfach zerstreuten, seiner Natur nach sehr mannigfaltigen, überdies stets anwachsenden Stoff sich bekannt und überschaulich zu machen, eine gleich dauernde Abhängigkeit des Archäologen von Alterthumsfreunden der verschiedensten Art begründet. Ohne Künstler, wie an *Zoega's* Seite *Thorwaldsen*, wie in unsern Zeiten der griechisch fühlende *Stackelberg* und der in Roms Marmorwerken schauend und schaffend ergraute *Wagner* es waren, hätten die Fortschritte neuerer Archäologie ihres sichersten, leitenden zugleich und prüfenden, Beistands entbehrt; aber auch Touristen wie *Marianna Dionigi,* wie *Gell* und *Dodwell* waren nöthig, um in Aufzeichnung kyklopischer Mauern der Ethnographie und der Kunstgeschichte die sichersten Fäden pelasgischer Völkerzüge zu liefern, und eines Grundbesitzers wie *Lucian Bonaparte* bedurfte es, um auf etruskischem Grabgefilde das *Mundus patet*, mit dem er gleich einem etruskischen Augur Götter und Helden aus seiner Scholle ersteigen lieſs, zum Heroldruf einer neuen Welt antiquarischen und artistischen Wissens zu steigern. Neben so groſsen Namen und Schätzen, die in der Denkmälerkunde einen

talen Stoffs zwischen Philologen und Archäologen als eine Losreiſsung zusammengehöriger Studien von ihrer gemeinsamen Wurzel betrachtete. Hiebei ward nicht nur der praktische Vortheil hintangesetzt, den es gehabt hätte, Topographie, Numismatik und Epigraphik — Fächer, die innerhalb philologischer Lehrvorträge ihre Stelle gemeinhin nicht finden — archäologischen Handbüchern und Lehrvorträgen pflichtmäſsig eingereiht zu finden (vergl. Braun im Artikel Archäologie, Convers.-Lexicon der neuesten Zeit I. S. 197. 205. f.), sondern es ward auch den getadelten „Grundzügen der Archäologie" offenbar Unrecht gethan, denen für manche seitdem vorgefallene „thörichte Scheidung des Archäologen und Philologen" ausgesprochenermaſsen (Hyperb. röm. Studien I. S. 22.) keine Verantwortung zur Last fällt. Hierüber gegen einen hochverehrten Freund noch jetzt laut zu werden, veranlaſst mich der unveränderte Abdruck jener unverdienten Rüge in Welcker's Kleinen Schriften (III. S. 342. f.); die Genugthuung richtiger verstanden zu sein, nämlich als unwandelbarer Bekenner gemeinsamer philologischer Wissenschaft, als einer, der Philologen und Archäologen „als Bauleute an einem und demselben Gebäude" betrachte, hatte auf den Grund meines Aufsatzes bereits ein, dem Vernehmen nach von *Ritschl* herrührender, Aufsatz („Philologie" im Convers.-Lexicon der neuesten Zeit III. S. 505.) mir gewährt, mit welchem ich auch im Ziel einer Reproduction des klassischen Alterthums (S. 504, mehr als S. 500 vorausgesetzt wird) mich einig finde.

guten Klang haben, behalten aber auch viele kleinere ihren Anspruch auf dankbare Anerkennung, und wie auch die gröfsesten unter ihnen den Einsatz, den wir im Reich des Wissens ihnen verdanken, dann und wann durch Mangel an Wissenschaftlichkeit uns verleiden, kann Keinem, der mit der Denkmälerforschung je sich befafste, verborgen geblieben sein. Wenn die übliche Bezeichnung ihrer Thätigkeit mit der des wissenschaftlichen Archäologen zusammenfällt, so mag solche Sprachverwirrung in dem Dank, den man belehrenden, zum Theil hochverdienten Dilettanten schuldet, ihre Beschönigung finden; wenn aber auch in der Würdigung des Philologen die wissenschaftliche Denkmälerforschung mit den ihr hülfreichen Dilettantismus vermischt und einer von dem ganzen Fach unzertrennlichen Ungründlichkeit verdächtigt wird, so möge man, ein so schiefes Urtheil zu berichtigen, in die Anfänge deutscher Archäologie zurückgehen und aus deren Entwickelung geschichtlich sich überzeugen, *dafs alle Hochstellung des archäologischen Dilettantismus eigentlich nur auf der schweren Versäumnifs beruht, welche die deutsche Philologie*, der ästhetischen Kunstforschung gegenüber, bis auf unsere Zeiten herab *sich zu Schulden kommen liefs.*

Winckelmann müfste kein Deutscher, *Lessings* Laokoon nicht erschienen, *Heyne* kein geschmackvoller Erklärer des klassischen Alterthums gewesen sein, wollten wir leugnen dafs Studien auf Anschauung und Verständnifs der griechischen Kunst bezüglich nicht bereits seit einem Jahrhundert ihre Ansprache in Deutschland haben; aber zum Geschichtschreiber der Kunst ward Winckelmann erst in Rom befähigt, und die sehr schmale Auswahl von Kunstanschauungen, mit der man auch seit seiner Wirksamkeit sich in Deutschland begnügte, liefs die Idee eines Studiums der gesammten Kunstwelt der Alten nicht aufkommen. Wo die Archäologie zuerst nambaft und kathederfähig sich zeigte, bei *Christ* und *Heyne* in Leipzig und Göttingen, stand sie ungleich mehr im Dienste der schönen Wissenschaften und Künste als im Verein mit der damals nicht eben scharf ausgeprägten deutschen Philologie, und dieser schöngeisterische Charakter des damals noch kaum geborenen archäologischen Studiums hat bis auf unsere Zeit mehr oder weniger fortgedauert: darum hauptsächlich weil die von *Lessing* scharf ergriffene, von *Goethe* und dessen Freunden kunstsinnig fortgeführte, von *Hirt* und *Böttiger* den Grazien und Sirenen fast mehr als Apoll und den Musen gegönnte Kunstanschauung keiner philologischen Forschung begegnete, welche auf Winckelmanns Spur, mit den Denkmälern der Kunst gleich ihm vertraut, die Bedeutung derselben nicht nur gleich Lessing in ihren Gegensätzen zur Poesie, sondern, wie die neuere Philologie für die Werke der Litteratur es heischt, in vollem Zusammenhang mit Poesie und Religion, mit Staat und Leben der Alten dargelegt hätte. Es fehlte aber viel, dafs die deutsche Philologie mit einer so fern gelegenen und weit aussehenden Aufgabe sich hätte befassen mögen, oder dafs die Schärfe ihrer Kritik auch nur das Mifsverhältnifs geahndet hätte, welches eine auf wenig Meisterwerke der Kunst beschränkte analytische Bewunderung, aufserhalb der gesammten Forschung des Alterthums, nothwendig mit sich brachte; so liefs sie ein halbes Jahrhundert hindurch den Verhandlungen über Laokoons Körperschmerz freien Lauf, ehe es ihr einfiel in Zusammenhang mit der alten Tragödie nach Grund und Anlafs seiner Erscheinung, nach der Versündigung und tragisch empfundenen Schuld des edlen

und viel bemitleideten Dulders zu fragen [1]). Keine der deutschen Philologenschulen hat für das tiefere Verständnifs der alten Kunstwelt, wie sehr ***F. A. Wolf*** sie auch zu ehren geneigt war, etwas Durchgreifendes gethan. ***Winckelmann's***, ***Lessing's*** und ***Goethe's*** Gedankenblitze liefs man sich gern gefallen, liefs ***Hirt*** und ***Böttiger*** emsige Kunstantiquare sein, mochte als Deutschlands Stolz es erkennen, dafs deutsche Forscher die alte Münzkunde, wie später die griechische Epigraphik, wissenschaftlich begründeten: in die Philologie aber griff das Alles nur wenig ein, und ***Welcker***, der bei ***Zoega*** und bei den Marmoren Roms eingeübt gründliche Kunsterklärung in Deutschland zuerst versuchte, hatte noch Jahrzehnde zu warten, bis ***Müllers*** Handbuch [2]) und bis der allmähliche Einflufs der Deutschen in Rom ihre Wirkung auf deutschen Hochschulen zeigten. Hat nun aber die heutige Archäologie, durch Fortschritte der Philologie der sie angehört nicht weniger als durch die Fülle neuentdeckter Kunstschätze geleitet, statt jener beschränkten ästhetischen Auffassung, die alle das Leben der Alten durchströmende Kunst über der analytisch idealistischen Bewunderung einiger Gypsabgüsse zu vergessen im Stande war, ohne doch deren vollständiges Verständnifs zu erstreben, — hat sie statt dieser einen umfassendern Standpunkt eingenommen, bei welchem nicht nur die wirklich oder vermeintlich schönsten Kunstwerke des Alterthums, sondern die sämmtlichen Kunstüberreste desselben betheiligt werden, so möge man auch aufhören ein so vollständig auf philologischem Boden beruhendes in streng philologischer Weise verfolgtes Studium der vereinzelten Kunstforschung oder wohl gar dem Dilettantismus gleich zu stellen; dem Dilettantismus, dem dieses Studium von der Philologie preisgegeben war, während es, von den wesentlichsten Aufgaben aller Alterthumsforschung unzertrennlich, im organischen Inbegriff aller philologischen Studien eingereiht und geübt werden sollte.

5. Archäologischer Unterricht.

Eine Methodik dieses archäologischen Studiums festzustellen wird erst dann möglich sein, wenn über die eben berührte Bedeutung desselben als eines Theiles der Philologie nicht mehr gezweifelt wird. Dafs seine auf unermefsliche Trümmer des klassischen Alterthums gegründete, das kunsterfüllte Leben der Alten in seinen Kunstäufserungen erklärende, in stetem Verhältnifs zur philologischen Forschung gepflegte Doktrin ***keinem Philologen fehlen dürfe, ohne ihn der lückenhaftesten Bildung anzuklagen***, dieser

1) Gestützt auf „die Erfahrung, dafs nicht in einem einzigen Fall die alte Kunst die poetische Ueberlieferung ganz von sich geworfen und doch zugleich eine ihr angehörige Situation zu Akademiefiguren benutzt hat" (Welcker's Alte Denkm. I, 327.) hat *Welcker* bereits im Jahr 1827 (Kunstmus. zu Bonn S. 27 ff. Alte Denkm. I. 322 ff.) zur Erklärung der Gruppe des Laokoon den vermuthlichen Zusammenhang ihres Gegenstandes mit der gleichnamigen Tragödie des Sophokles und mit den mythischen Zügen der Laokoonssage (Hygin. Fab. 135. Serv. Aen. II, 201. Heyne Exc. 5. zu Aen. II.) hinlänglich dargelegt, um Laokoons priesterliche Würde und Schuld auch in Person und Beiwerk des ihn darstellenden Kunstwerks nicht mehr verkennen zu mögen. Wenn noch ganz neuerdings mit kernhafter Hartnäckigkeit dagegen geeifert worden ist (A. Stahr „Ein Jahr in Italien", III, 210 ff.), so mag der dabei gewählte Standpunkt durch achtbare Wärme für Kunst und Schönheit bestechen; er beruht aber zugleich auf dem Leichtsinn, Erkenntnisse wie die gereifte Kunst- und Alterthumsforschung unserer Tage im innigen Verband griechischer Kunst und griechischer Poesie sie an die Hand giebt, über ausschweifender Kunstbewunderung ignoriren zu wollen.

2) *Welcker's* Zeitschrift für alte Kunst, mit *Zoega's* Lehre und Anschauung reichlich ausgestattet, erschien im Jahr 1817, *Müller's* Handbuch der Archäologie erst dreizehn Jahr später.

einfache Satz mufs erst feststehen, ehe man fragen darf, in welcher Art und Begrenzung und für welches Publikum Archäologie sich lehren lasse. Abgesehen von der Anwendung klassischer Kunsteindrücke für den Schulunterricht, die strenger Auswahl und Vorsicht bedarf[1]), haben nicht blofs Philologen, sondern für allen der Archäologie von ihnen zugehenden Beistand auch Künstler und sonstige Alterthumsfreunde Anspruch auf archäologische Belehrung, und das grofse gebildete Publikum, welches bis jetzt die bekanntesten und besuchtesten archäologischen Vorträge hervorrief[2]), ist hierbei noch nicht einmal genannt. Für Reisende und ausgrabungslustige Dilettanten wird ein archäologischer Kursus in periegetischer oder sonstiger Form keinesweges verloren[3]) und gewifs anders abzumessen sein als für Künstler, und wenn es den wissenschaftlichen Archäologen nur freuen kann gerade dem Künstler die Kunstwelt des Alterthums, neben der stylistischen auch von dessen ideeller Seite, näher zu rücken, die Ideenarmuth der modernen Kunst durch den Reichthum antiker Anschauung ihm zu beleben, nebenher auch durch Compositionsversuche im Sinn der Alten geführt sein Erfindungsvermögen zu reinigen[4]), so ist doch dem philologischen Bedürfnifs gegenüber des Archäologen Aufgabe eine ganz andere. Namentlich ist, um hier den richtigen Weg zu gehen, jede wissenschaftliche Gesammtheit, in welcher die Kunstwelt der Philologie verknüpft erscheint, und jede Uebung, in welcher ein Gegenstand jener Kunstwelt dem philologischen Gebiet angeeignet wird, dem Reiz abgerissener Kenntnisse vorzuziehen, durch welche die Archäologie oft nur für den dilettantischen Standpunkt des gebildeten Kunstbeschauers, des empfänglichen Reisenden oder des rein empirischen Münz- und Gemmensammlers begehrt wird. Vielleicht vermag auf dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft ein umsichtiger philologischer Studienplan die Kunstgeschichte und Kunsterklärung frühzeitig in Einklang mit Litteraturgeschichte und Schrifterklärung zu setzen,

---

1) Ueber das Verhältnifs der Kunst zur Schule hat neulich *B. Stark* in einer zu Jena erschienenen besonderen Schrift gehandelt. Es ist sehr zu wünschen, und nach manchem schönen Vorgang auch zu hoffen, dafs wir es erleben mögen, grofse Eindrücke hellenischer Kunst, mit der Lesung der Alten verknüpft, mehr und mehr als bleibendes Element der geistigen Erhebung bewahrt zu sehen, welche vom klassischen Alterthum bisher ausging und, wenn uns die Götter nicht züchtigen wollen, auch fernerhin ausgehen wird. Zweierlei scheint mir hiebei besonders beachtenswerth, um manche wohlgemeinte Versuche nicht eher zum Schaden als zum Gedeihen ausschlagen zu lassen: die Musterstücke müssen augenfällig und müssen sparsam gewählt sein. Nichts kann willkommener sein, als dafs grofse plastische — solche wie berühmte Köpfe des Zeus und Apoll, der Hera und der Pallas sie gewähren können — die homerischen Götter, von denen der Knabe liest, ihm anschaulich machen, und auch gröfsere Figurenreihen mögen, wenn sie der Lesung Homers sich so schicklich verknüpfen wie die Tabula Iliaca und das Colonna'sche Relief der Apotheose, ihren grofsen Nutzen haben; eben so, zumal in natürlicher Gröfse und farbiger Ausführung, Vasenbilder, in denen diese oder jene Heroensage einen besonders sprechenden Ausdruck gefunden hat. Weniger würde ich Gemmenbilder benutzen, in deren Feinheit das ungeübte Auge nicht leicht eindringt, und entgegenstehen würde ich allezeit der frühzeitigen Ueberfüllung antiken Kunstapparates, welche, selbst wo man mehr als Bilderbücher, wo man Museen darbieten kann, das heilige Staunen nicht nur, sondern auch das tiefere Eindringen abschwächt.

2) Wie *Böttiger* in Dresden, *Raoul-Rochette* in Paris, ich in den Jahren 1835, 1836 und 1844 zu Berlin in gefüllten Sälen, und neuerdings in den kolossalen Räumen nordamerikanischer Städte vor ungleich gröfserer Menschenmenge *Gliddon* sie hielt.

3) Die wissenschaftliche Idee solcher Reisecollegia wird durch das noch allzuwenig ausgebeutete Feld einer Geographie der Kunstdenkmäler ausgefüllt, welche ich öfters zum Gegenstand besonderer Vorlesungen erwählt habe.

4) Zu archäologischer Ausbildung des Künstlers ist eine Mythologie aus Kunstdenkmälern, wie Hirt und Böttiger sie veranstalteten, zugleich mit Herstellungsversuchen nach Polygnot, Philostratos und sonstigen Beschreibungen alter Kunstwerke vorzüglich geeignet.

oder die vorzugsweise auf Werken der Kunst beruhenden Realien des klassischen Alterthums in die Gesammtvorträge der sogenannten Antiquitäten hineinzuziehen [1]); es kann, wenn bei solchen Versuchen nicht ohne Grund Ueberfüllung vielseitigen Stoffes oder die eigenthümliche Schwierigkeit des monumentalen gemieden wird, auch durch einen Vortrag archäologischer Encyklopädie, wie Müllers Handbuch, nur mit dem Zusatz eines praktischen Theils, ihn leicht an die Hand gibt [2]), die Bildung des jungen Philologen vervollständigt werden; wie aber auch, auf eine oder die andere jener Weisen, eine auf monumentalem sowohl als litterarischem Boden beruhende Vollständigkeit der philologischen Bildung erzielt werden möge, immer wird es nothwendig bleiben, dafs die bezweckte archäologische Vorbildung des studirenden Philologen innerhalb der Grenzen seines üblichen Trienniums unfehlbar erfolge, — früh genug wenigstens um bereits die ersten Versuche philologischer Auslegung mit einigem Gefühl für die alte Kunstwelt und mit einiger Sachkenntnifs ihres Gebiets zu befruchten. Es ist aber weit mehr zu wünschen, namentlich dafs archäologisches Wissen und Sinn für die alte Kunstwelt, ganz wie bei Lesung der alten Texte, auch zu gewandter Kritik und Auslegung ihrer Kunstüberreste gesteigert, dafs die monumentale Kritik und Hermeneutik gleich der grammatischen Kritik zur Bildung des Philologen erheischt, dafs im Bereich philologischer Seminare archäologische Uebungen entweder einbegriffen oder ergänzungsweise veranlafst werden mögen [3]): dergestalt dafs der für ein Münz- oder Gemmenbild nöthige Scharfblick, dafs die Erklärung eines Reliefs und Vasenbildes, die monumentale Kritik einer Inschrift und Aehnliches bei jedem gewissenhaften Philologen vorausgesetzt werden dürfen [4]). Selbständige Archäologen werden alsdann für die wenigen Fälle, in denen man ihrer bedarf, bei hinzutretendem Reichthum der Anschauung von selbst sich bilden; für ihre an Dilettanten und Nicht-Philologen nach Kräften zu vermindernde Anzahl

1) Wenn Philologen von Böckh's und Welcker's Vielseitigkeit die gleichmäfsige Behandlung philologischer Fächer, auch mit Inbegriff der Kunstwelt, noch in unserer Zeit für möglich erachtet haben, wenn Archäologie und Kunstgeschichte bei zahlreichen andern Philologen, bei *Creuzer, O. Müller* und *Thiersch*, bei *Ambrosch, Bergk, Göttling, K. F. Hermann, O. Jahn* und anderen namhaften Philologen unserer Zeit in der Reihe philologischer Lehrvorträge ihre Stelle fanden, wenn aber dennoch die Vereinigung archäologischer Lehre und Uebung mit den nächsten und dringendsten Verpflichtungen des Philologen in einer und derselben Person nur selten stattfindet, so mufs man zuletzt doch wohl glauben, dafs die menschliche Kraft hier durch die Fülle gelehrten Stoffs überboten und einverstandene Theilung der Aufgaben für gemeinsamen Gesammtzweck zeitgemäfser geworden ist, als die Polemik gegen vermeintliche Ablösung des Archäologen von der Philologie.

2) Da junge Philologen selten mehr als ein Semester auf Archäologie verwenden mögen, so gibt der Inbegriff archäologischer Kenntnisse, den Müller's Handbuch umschliefst, zugleich auch die Grenzen des Stoffs an, den man vermittelst eines einzigen Collegiums gern umspannt; es ist aber derselbe durchaus ungenügend, sobald nicht auch eine Anleitung zu stylistischer Sonderung der Kunstgattungen damit verbunden ist, wie solche am füglichsten durch einen Inbegriff der Denkmälerkunde (Numismatik und Epigraphik mit einbegriffen) erfolgt, den man nach Befinden der Umstände den Abschnitten von Kunstgeschichte, künstlerischer Technik und künstlerischer Darstellung voran oder nachstellen kann. Ein Uebergang zu hermeneutischer und kritischer Behandlung der Kunstdenkmäler ergibt sich alsdann wie von selbst.

3) Eine solche Vereinigung philologischer und archäologischer Uebungen ist an kleineren Universitäten nicht ganz ohne Beispiel; an gröfseren bleibt zu gemeinsamer Wirksamkeit nach beiden Richtungen Vieles zu wünschen übrig.

4) Dafs diese sehr mäfsigen Anforderungen den Mafsstab heutiger Philologenbildung übersteigen, wird Niemand in Abrede sein; hätte man sie früher beachtet, so würde unter andern das Aergernifs längst gehoben sein, dafs Deutschland, dem die Münzkunde für *Eckhel's*, die griechische Epigraphik für *Böckh's* Leistungen dankbar ist, für die römische Epigraphik noch keinen erheblichen Gelehrten gezogen, wohl aber manchen Versuch geliefert hat, in welchem der Mangel monumentaler Kritik sich rächt.

läfst zu reichlichem Ersatz sich verhoffen, dafs Kenntnifs und Benutzung des monumentalen Alterthums nicht mehr ausnahmsweise einem und dem andern Philologen nachgerühmt, sondern ein unerläfsliches Element aller philologischen Bildung sein werden.

6. Archäologischer Apparat.

Wie es aber nun bei der eigenthümlichen Schwierigkeit des monumentalen Stoffes möglich sei, das Studium der Kunstdenkmäler in den Kreis philologischer Studien durchgängig und planmäfsig einzuführen, das mufs man weder nach der nicht seltenen Besorgnifs eines Blickes für Kunstanschauung zu entbehren, noch auch nach der früheren Unerschwinglichkeit archäologischer Hülfsmittel beurtheilen. Die Gesetze der Rede und der technischen Darstellung bezeichnet der Sprachgebrauch mit der gleichen Benennung des Styls, und ein Philolog, wenn er anders gesunde Augen hat, sollte die Befähigung stylistischen Gefühls, für die Werke der Kunst so wenig als für die des Gedankens, so leicht nicht sich absprechen als dann und wann geschieht: darauf hinzuwirken ist, abgesehen von anatomischer Kenntnifs und graphischer Fertigkeit, schon durch Anschauung stylistisch gewählter Musterstücke einigermafsen erreichbar [1]). Hiezu und zu aller verwandten Aushülfe wird aber gegenwärtig sehr leicht Rath. Wenn im vorigen Jahrhundert die alte Kunstwelt den Philologen hauptsächlich darum verschlossen blieb, weil aufser Originalen und Abgüssen auch die vorhandene archäologische Litteratur, in Prachtwerken vergraben, gemeinhin unzugänglich war, so ist gegenwärtig eher die Fülle des Apparats hinderlich, der als Grundlage des archäologischen Studiums unschwer sich darbeut. Um für den Schulunterricht alte Denkmäler zur Unterstützung und Würze der Texterklärung anschaulich zu machen, dürften in den Händen eines verständigen Lehrers Müllers Handbuch und dessen Bilderhefte, Millins Galerie, die römischen Institutsschriften und wenige andere gangbare Bücher zugleich mit der Vorlage einer und der andern augenfälligen Nachbildung alter Originale genügen, ein Apparat, an welchem es in der Mehrzahl deutscher Gymnasien nicht fehlen kann, obwohl manchenorts zu bedauern bleibt, dafs statt einer so leicht zu treffenden und auch wohl erschwinglichen Auswahl der Zudrang ungesunden mythologischen und archäologischen Wustes in lexikalischen und Bilderbüchern mit gefährlicher Wohlfeilheit noch immer grassirt. [2]) Ungleich mehr bleibt dem für das archäologische Universitätsstudium erforderlichen Lehrapparat zu wünschen übrig: ihm wird einerseits dann und wann überschwenglich viel gegönnt, während für den eigentlichen Lehrzweck ihm das Beste oft mangelt. Der Gedanke an die Ausbildung eigentlicher Archäologen ist, ich wiederhole es, bei dieser Aeufserung völlig ausgeschlossen; Zahl und Zustand unserer Antikensammlungen macht

1) Durch diese vergleichende Anschauung von Kunstüberresten verschiedenen Werths und gesonderter Gattung vermag selbst für die Form, hauptsächlich aber für die Gruppirung das Kunstgefühl des wissenschaftlichen Archäologen dann und wann mit gröfserer Sicherheit sich zu bethätigen, als es dem bei tieferer Formenkenntnifs und emsiger Kunstanalyse einseitiger beobachtenden Künstler und Kunstfreund vergönnt ist.

2) Das Bedürfnifs eines gewählten und leicht zugänglichen archäologischen Haus- und Schulbedarfs kann nicht deutlicher sich aussprechen, als durch die Menge mythologischer Wörter- und Bilderbücher, mit denen die Litteratur von Jahr zu Jahr überschwemmt wird. Vergl. Archäolog. Anzeiger 1850, S. 216. (*Vollmer*, Stuttgart), und doch sind *Jacobi's* mythologisches Wörterbuch und *Müller's* Handbuch der Archäologie sammt Bilderheften, ergänzungsweise die „Archäologische Zeitung," leicht genug zu erschwingen.

ihrer überhaupt nicht viele nöthig, und diese zu bilden ist nach wohlerlangter philologischer Ausbildung Rom ungleich geeigneter als irgend eine deutsche Universität. [1]) Kann aber Deutschland dieser Sorge enthoben werden, so ist anderntheils die deutsche Wissenschaft um so verpflichteter, die vielfach erschwerte harmonische Ausbildung des Philologen durch Zugänglichkeit eines möglichst zweckmäfsigen Apparats zu befördern, und unter diesem Gesichtspunkt sind oft die glänzendsten Ausstattungen die mindest geeigneten. Den Sinn für das Schöne zu entfalten, wie es fern von modernem Flitterstaat in den plastischen Kunstformen sich offenbart, ist allerdings nichts geeigneter als eine gewählte Sammlung von Abgüssen, und der Dank, welchen jede ähnliche Stiftung in reichem Mafse hervorruft, pflegt nicht nur von der studirenden Jugend, sondern auch von zahlreichen andern Beschauern empfunden zu werden, die ein Element allgemeiner Bildung darin geniefsen. Wie sehr aber auch der Anblick gewählter Sculpturen in Statuen oder Reliefs den wärmsten Antheil, den regsten Eifer, das sicherste Kunstgefühl für die Werke der alten Kunst zu begründen vermögen, dem archäologischen Studium, dem tieferen Eindringen in das Verständnifs jener sowohl als der tausendfältigen sonstigen Ueberreste des bildenden Alterthums ist damit noch keinesweges genug gethan: es ist vielmehr das Bedürfnifs eines Lehr- und Uebungs-Apparats, wie er für jenes Studium unentbehrlich ist, nur in seiner Grundlage dadurch befriedigt. Archäologische Vorträge bedürfen eines durchgängigen Lehr-Apparats, und dieser erheischt aufser statuarischen und glyptischen Abgüssen auch noch architektonische Modelle, Musterstücke verschiedenartigster Technik und Vorlegeblätter nach graphischen und malerischen Werken des Alterthums.

Einem solchen allerorts zur Anschauung leitenden Lehrapparat, wie unter den neuesten archäologischen Sammlungen die Universitäten Jena und Leipzig mehr als andere ihn aufweisen können, mufs ferner zum Gedeihen archäologischer Interpretirübungen nothwendig auch ein Uebungsapparat beigesellt sein, bestehend zunächst, wie es bei philologischen Seminarien vorkömmt, aus dem unentbehrlichsten Büchervorrath archäologischer Werke sowohl als auch der in die Kunsterklärung zunächst einschlagenden Klassiker. Ich zweifle nicht, dafs gar mancher Philolog der Kunstwelt der Alten nur darum fern blieb, weil in seiner Studienzeit ein Exemplar des Pausanias und irgend ein archäologisches Bilderbuch ihm nicht tagtäglich zu Dienste standen.

Aehnliche Hülfsmittel lassen sich jetzt allerorts mit einem sehr mäfsigen Aufwand beschaffen, sind aber nicht als sonstiger bibliothekarischer, sondern als eigener Bestandtheil des Uebungsapparats die sichersten zugleich und dringendsten Bedingungen zu künftigem Gedeihen eines Studiums, welches, wo es bisher getrieben ward, ungleich öfter einem momentanen und illusorischen als einem wirklichen Mangel der nöthigsten Hülfsmittel unterlag.

---

1) Zu welchem Behuf das dortige archäologische Institut unter *Emil Braun's* Leitung sich bereits wesentlicher, durch archäologische Ausbildung deutscher Philologen offenkundiger und von Männern, wie *Otto Jahn* (Archäol. Aufsätze 1845) bezeugter, Erfolge zu rühmen hat. Fromme Wünsche derselben Art sprach bereits im Jahr 1833 vorahnend *Welcker* aus (Rhein. Mus. I. S. 345.).

7. Schlufs.

Mit diesen Unterrichtsvorschlägen, welche zu fernerer Prüfung der hochgeehrten Versammlung hiermit ans Herz gelegt werden, wird es nun aber auch Zeit sein, die von mir eröffnete Reihe archäologischer Erörterungen zu schliefsen. Vielleicht hat man eine Ansprache zu leichterer Kenntnifsnahme des überraschend anwachsenden monumentalen Stoffes vermifst; dafür zu sorgen ist jedoch ungleich weniger dringend als die Würdigung und Benutzung jenes Stoffes in seiner philologischen Gesammtheit für uns es ist. Was ein sehr grofses Publikum momentan für die archäologische Forschung erwärmt — jenes Publikum, dem es eben recht ist, wenn die Erde sich aufthut ihm die Zeit zu vertreiben — ist, wenn die Schätze Pompeji's, Roms und Etruriens daraus hervorgehen, allerdings auch dem Philologen nicht gleichgültig; aber Italiens und Griechenlands Boden kann er gewöhnlich nur aus der Ferne betrachten, und die Ausbeute spätrömischer Zeit, die aus klassischen Orten des Nordens hervorgeht, vermag, selbst wo es Geschichtsdenkmäler und Inschriften gibt, ihn nicht hinlänglich zu fesseln. Für Nachfragen und Berichte dieses Bezugs sind zahlreiche Alterthumsvereine seit längerer Zeit in Bewegung; der Mittelpunkt, dessen sie bedürfen, wird im Zusammenhang örtlicher Erforschung der Ueberreste des Mittelalters ungleich füglicher als, wie wohl gewünscht worden ist [1]), bei den Philologenvereinen sich finden. Dagegen macht das eigenthümliche Bedürfnifs des archäologischen Stoffs, dem nicht jede Räumlichkeit pafst, es macht die bisher nur sehr spärliche Theilnahme des philologischen Publikums an archäologischer Forschung es wünschenswerth, dafs der schöne Anlafs der Philologenvereine auch für die Behandlung der klassischen Kunstwelt nicht ganz verloren gehe. Aus diesen Gründen möchte es vielleicht nicht unangemessen sein, irgend eine besondere Zusammenkunft, wenn nicht in der bereits anders gefafsten Geltung einer Section, doch in gleicher Sonderung, auch für das in den üblichsten philologischen Grenzen allzu stiefmütterlich behandelte archäologische Fach festzustellen. Sowohl die Fülle dahin einschlagender Gegenstände und Hülfsmittel als auch die Zahl dafür befähigter Theilnehmer ist allmählich grofs genug geworden, um auch entfernt von Kunstsammlungen einen engeren Kreis versammelter Philologen für die Fortschritte des archäologischen Studiums in ähnlicher Weise zu beanspruchen, wie die auf morgen hiemit von mir eingeladene Versammlung dem Inhalt des gegenwärtigen Vortrags vielleicht nicht ungern weiter nachgehen wird.

Der Vice-Präsident: Ich fordere diejenigen Herren, welche über den besprochenen Gegenstand das Wort begehren, auf, sich zu melden. (Pause.) Da dies Keiner thut, so kann ich die heutige Sitzung schliefsen, füge aber bei der spärlich zugemessenen Zeit die Bitte hinzu, dafs sich die Herren zu der morgenden Sitzung pünktlich um 10 Uhr einfinden. — Schlufs um 12 Uhr.

1) Namentlich, auf Anlafs der gegenwärtigen Philologenversammlung, von *Klein* aus Mainz, dessen antiquarischer Eifer mit guten Absichten, wie *Laumits* in Frankfurt a. M. für einen Kunstverein der Freunde des Mittelalters seit längerer Zeit sie hegt, sich vortrefflich begegnen und in der von *Quast* und *Waagen* begründeten Berliner „Gesellschaft für Kunst des Mittelalters“ mancher Unterstützung gewifs sein könnte.

Dritte Sitzung.

Verhandelt Berlin, den 2. October 1850.

Der Präsident eröffnet die Sitzung wenige Minuten nach 10 Uhr.

Derselbe berichtet zuerst über das Ergebnifs der Vorberathung über die Wahl des nächsten Versammlungsortes. Auf Nachweis des beiliegenden Protokolls der Commissionssitzung (s. *A.*) waren die Städte Augsburg, Braunschweig, Erlangen, Frankfurt a. M. und Göttingen in Vorschlag gebracht worden. Davon konnten Braunschweig und Göttingen nach dem bisherigen Brauch als norddeutsche Städte nicht auf die Wahl gebracht werden. Man hatte sich für Erlangen entschieden, welcher Vorschlag auch in der Versammlung keinen Widerspruch fand. Zu Präsidenten dieser Versammlung kamen die Professoren Doederlein und Nägelsbach in Vorschlag, was gleichfalls von den Anwesenden genehmigt wurde. Den Orientalisten blieb die Wahl eines Vorsitzenden ihrer Section vorbehalten und sie werden davon noch Anzeige machen. Hierauf erbat sich Professor Doederlein das Wort, dankte für die getroffene Wahl mit der Versicherung, dafs Stadt und Universität Erlangen die Versammlung mit grofser Freude empfangen werde. Dixi, fügte der Redner hinzu, cur excusatus abirem, aber er habe auch nicht als simulator opis propriae, sibi commodus uni, die Ehre ablehnen wollen, werde vielmehr nach Kräften den ihm gewordenen Auftrag ausführen und lade hiermit in der Hoffnung eines recht zahlreichen Besuches für das Jahr 1851 die Versammlung nach Erlangen ein.

Nachdem einige Bemerkungen über die für morgen beabsichtigte Fahrt nach Potsdam von dem Präsidenten gemacht waren, ertheilte er dem Director Wex aus Schwerin das Wort.

Director Wex: Er wünsche an die geehrte Versammlung einen Antrag zu stellen betreffend das Grab Fr. A. Wolfs in Marseille. Der Gegenstand sei der Berathung einer deutschen Philologen-Versammlung werth. Kein Stein bezeichne Wolfs Grab; Freunde und Verehrer des grofsen Mannes fänden es nicht mehr. Man möge darum einige Mitglieder dieser Versammlung ernennen, welche an Ort und Stelle Erkundigungen über die Grabstätte einziehen, und dann der nächsten Versammlung Vorschläge machen über eine Bezeichnung des Grabes des Meisters und Begründers der deutschen Philologie.

Der Präsident schlug zu diesem Behuf den Prof. Gerlach, der Verwandte in Marseille hat, Dir. Wex den Professor Ulrich von Hamburg vor und beide erboten sich Erkundigungen durch dortige Bekannte einzuziehen. Inzwischen dürfe auch der Preu-

fsische Consul in jener Stadt nicht übergangen werden, damit von allen Seiten die Sache ergriffen werde. Die Resultate dieser Erkundigungen, meinte der Vicepräsident, dürften am zweckmäſsigsten dem Präsidenten der nächsten Versammlung eingeschickt werden, wogegen der Präsident es für zweckmäſsiger erachtete, daſs dies an das alte Präsidium geschehe, welches gern alle Mittheilungen an Prof. Döderlein befördern werde.

Es folgte der Vortrag des Professor Mullach aus Berlin:

Ueber eine neue Bearbeitung des Glossarii mediae et infimae Graecitatis von Ducange.

Hochgeehrte Versammlung! Eine Sprache, wie die griechische, welche ein mehr als dreitausendjähriges Leben hat, in allen ihren manigfachen Erscheinungen wissenschaftlich darzustellen, ist eine der höchsten Aufgaben der Philologie. Aber nicht die Kraft eines Einzelnen reicht aus, um diese Aufgabe würdig zu lösen; nur die vereinte Thätigkeit vieler vermag, einem solchen Ziele nachstrebend, diesen Theil der Wissenschaft allmählig der Vollendung näher zu führen. Denn es gilt, eine Gedankenwelt, welche ein groſses Volk in Jahrtausenden durchlebt hat, insofern ihr unmittelbarstes Abbild in der Sprache liegt, zu reconstruiren und dieselbe auf den unvergänglichen Boden der Wissenschaft zu versetzen. Dieser Boden ist, wenn es sich um Spracherscheinungen handelt, die Grammatik und Lexicographie. Nach beiden Beziehungen hin ist manches geleistet worden, aber es bleibt noch ein unendliches zu leisten übrig. Es sind Heroen auf dem Gebiete der Lexicographie aufgetreten, Henricus Stephanus, Suicer und Ducange, von denen der erste die klassische, der zweite die kirchliche, der dritte die mittelalterliche und neuere Gräcität zu bearbeiten sich bestrebt hat. Erlauben Sie mir nur von dem letzten hier zu reden. Das Glossarium mediae et infimae Graecitatis von Ducange ist trotz aller seiner Mängel unentbehrlich für alle die, welche die byzantinischen Historiker, die griechischen Schriftsteller über römisches Recht, die kirchlichen Schriftsteller des griechischen Mittelalters, die frühere poetische Litteratur der Neugriechen seit den Gedichten des Ptochoprodromus, sowie eine Reihe von Schriftstellern über Musik, Botanik, Mathematik, Astronomie, Chemie u. s. w., welche bei diesem Glossar benutzt wurden und zum Theil noch in den Bibliotheken verborgen sind, zum Gegenstand ihrer Forschung machen. Daher würde eine neue, den heutigen Bedürfnissen der Wissenschaft entsprechende Ausgabe gewiſs zeitgemäſs sein. Um aber eine Ausgabe dieser Art zu veranstalten, genügt es nicht, die Fehler, in welche der Verfasser aus Mangel einer gründlichen Kenntniſs des Neugriechischen verfiel, zu entfernen, sondern dies Werk muſs in allen seinen Theilen wesentliche Bereicherungen erfahren. Ehe ich jedoch auf diese letzteren übergehe, sei es mir erlaubt, die Mängel dieses Glossars in wenigen Worten zu charakterisiren:

1) Nicht wenige neugriechische Wörter und Wortformen werden falsch übersetzt, z. B. *νά' χαν* d. i. *νὰ εἶχαν* daſs sie hatten übersetzt Ducange S. 988 durch cum, quando, und schreibt es als ein Wort; — *βατόπουλον* hält er S. 184 für gleichbedeutend mit dem mittellateinischen batus, franz. bateau und übersetzt es durch scapha; es bedeutet aber die kleine Stachelroche, lat. raja, altgriechisch *ἡ βατίς* oder *ὁ βάτος*;

ἀρθοῦνι, wofür man auch *ὠρθοῦνι*, gewöhnlich aber *ῥωθοῦνι* sagt, da es vom altgriechischen *ῥώθων* stammt, übersetzt er sonderbarer Weise durch arteria.

2) Die Schreibung der Wörter ist nicht immer richtig. Dies hat seinen Grund theils in der Beibehaltung der Fehler, welche Ducange in den Handschriften fand, theils in dem damaligen Schwanken der Rechtschreibung manches neugriechischen Wortes oder in der eigenen Unsicherheit des Verfassers. So finden wir unter dem Artikel *κόλασις* S. 682. fast alle neugriechischen Wörter unrichtig geschrieben, nicht einmal diejenigen ausgenommen, welche der Form und Bedeutung nach auch altgriechisch sind, z. B. statt *ἀνταμοιβή*, *'ς τοὺς*, *γι' ἀγάπη* d. i. *δι' ἀγάπην*, *ἀφίνω*, *πᾷ* (d. i. *ὑπάγει*) *ἡ*, *χάριταν*, *κάμμιαν* schreibt er fälschlich *ἀνταμηβή*, *στοὺς*, *γιαγάπη*, *ἀφήνω*, *πάη*, *χάρηταν*, *καμίαν*.

3) Es werden auch Wörter, welche nie existirt haben, irrthümlich aufgeführt, z. B. *λίνειν* dicere S. 802, wofür es *λέγειν* heifsen mufs. Der Irrthum kommt daher, weil es eine Form *λὲν* für *λέγουν* d. i. *λέγουσι* gibt.

Νάρτειν S. 987 soll heifsen evenire, accidere. Die angeführte Stelle lautet: *ὁ ἄνθρωπος ὁποῦ δὲν θωρεῖ* (d. i. *θεωρεῖ*) *τὸ πρᾶγμα ὅπου μέλλει νάρτη* (zu verbessern *νά 'ρθη*). Der Sinn ist: „der Mensch welcher die Sache, welche kommen wird, nicht sieht.“ Die Form *νά'ρθη* bedeutet also nichts weiter, als *νὰ ἔρθη* oder *νὰ ἔλθη*. Ebenso steht es mit dem Verbum *ναυγάλειν* S. 987, das auch nur aus unrichtiger Deutung der Worte *ναυγάλεις χρασί*, wofür es hätte *νὰ 'βγάλῃς* (d. i. *νὰ ἐκβάλῃς*) *χρασὶ* heifsen müfsen, entstanden ist[1]).

In Bezug auf die orthographischen und andere Versehen läfst sich in einer neuen Ausgabe ein dreifaches Verfahren beobachten, indem man entweder den Text des Ducange unverändert wiedergiebt und die nöthigen Verbesserungen in Parenthese beifügt, oder statt des Falschen unmittelbar das Richtige gibt, ohne dem Leser von dem, was früher dastand, Rechenschaft zu geben, oder endlich indem man einen Mittelweg einschlägt, in der Weise, dafs man nur in wichtigen Fällen angibt, was früher im Texte stand, sonst aber ohne Bedenken das Ueberlieferte ändert und theilweise auf andere Artikel, unter denen das Richtige zu finden ist, verweist. Je nachdem man einen dieser Wege einschlägt, mufs die Redaction des Glossars wesentlich anders werden. Nach dem ersten Verfahren müssen zu den Artikeln *ἀβλάκι* und *ἠβρισία* die richtigen Formen *αὐλάκι* und *ὑβρισία* in Parenthese beigefügt werden, nach dem zweiten werden beide Artikel gestrichen und statt derselben an den passenden Stellen *αὐλάκι* und *ὑβρισία* aufgenommen, nach dem dritten werden beide Artikel ohne Erklärung beibehalten, jedoch wird auf die an einer andern Stelle befindlichen richtigen Formen verwiesen. Ich entscheide mich für das dritte Verfahren.

Wie ungleichmäfsig Ducange seine Quellen benutzt und excerpirt hat, möge folgendes beweisen. Das merkwürdigste historisch-poetische Werk des griechischen Mittelalters ist ein langer Threnos auf die Eroberung Constantinopels durch die Türken von

1) Ich könnte diese Beispiele vielfach vermehren: aber es bedarf keiner solchen Vermehrung, da es sich hier nur um eine Classification der Mängel handelt, und ich ohnehin in früheren Jahren bei meiner Bearbeitung des Demetrius Zenus und bei der Beurtheilung von Ausgaben alt- oder neugriechischer Schriftsteller auf manchen Fehler dieses Glossars aufmerksam gemacht habe.

einem Augenzeugen. Aus diesem grofsen Gedichte citirt Ducange nur 63 unter verschiedenen Artikeln des Glossars befindliche Verse, während unbedeutende Romane wie der über die Hochzeit des Theseus oder über Belthander und Chrysantza sehr oft angeführt werden. Dabei werden die Gedichte des Georgillas über Belisar und über die Pest zu Rhodos sowie das Werk eines Anonymus über Tamerlan nicht oft genug erwähnt. Nicht einmal das 1825 zum ersten Male herausgegebene Werk über die Kriege der Franken in Morea hat eine gebührende Berücksichtigung erfahren. Auch in Rücksicht der Wahl der Handschriften ist Ducange nicht immer glücklich und in der Benutzung derselben nicht immer gewissenhaft gewesen. Die Gedichte des Theod. Ptochoprodromus sind in zweien Handschriften auf der Pariser Bibliothek vorhanden, von denen die eine (No. 1310) als Original betrachtet werden kann und meist schwierige Lesarten darbietet, die andere (No. 382) fast mehr eine neue Bearbeitung als eine interpolirte Abschrift des Originals zu nennen ist, weshalb es sich auch erklären läfst, dafs die Einleitung zu dem ersten Gedichte in der einen Handschrift um 47 Verse kürzer als in der anderen ist. Ducange folgt bei der Anführung von Versen meist der schlechteren Handschrift oder gibt die Verse in einer so verunstalteten Form, dafs er vielmehr keiner Handschrift genau folgt. Nach der Einleitung steht (S. 3 ed. Koraïs) folgendes:

Ἀπὸ μικρόθεν μ' ἔλεγεν ὁ γέρων ὁ πατήρ μου,
τέκνον μου, μάθε γράμματα, ἂν θέλῃς νὰ φελέσῃς·
βλέπεις τὸν δεῖνα, τέκνον μου; πεζὸς ἐπεριπάτει·
καὶ τώρα (βλέπεις) γέγονεν χρυσοφτερνιστηράτος,
ἀλογοτριπλοντέλινος καὶ παχυμουλαράτος.
Αὐτός, ὄνταν ἐμάθανεν, ὑπόδησιν οὐκ εἶχεν·
καὶ τώρα (βλέπεις τον) φορεῖ τὰ μακρημύτικά του.
Αὐτὸς μικρὸς οὐδὲν ἴδεν τοῦ λουτροῦ τὸ κατώφλιν,
καὶ τώρα λουτρικίζεται τρίτον τὴν ἑβδομάδα.

Ich folge hier der Koraïschen Recension fast ohne Veränderung, da er mit Recht das barbarische *ὄνταν* des Cod. 1310, wofür Cod. 382 das gewöhnliche *ὅταν* bietet, in den Text aufgenommen hat. Aufserdem bedürfen *ἐμάθανεν* für *ἐμάνθανεν* und die barbarische Inclination in *οὐδὲν ἴδεν* bei diesem Schriftsteller keiner Entschuldigung. Was aber das vorletzte Wort des siebenten Verses betrifft, so habe ich es abweichend von den Handschriften und von Koraïs der Abstammung gemäfs geschrieben. Dieses Wort lautet nämlich in der Haupthandschrift *μακρημίτικα*, was Koraïs aufgenommen hat, in der andern *μακρομήτικα*. Da es aber von *μύτη* (bei den Neugriechen die Nase und verwandt mit dem altgriechischen *μύτις*) herzuleiten ist, was Koraïs selbst anführt, so darf man nur *μακρημύτικα* oder *μακρομύτικα* in den Text aufnehmen. Doch dies nur beiläufig. Ducange führt S. 929 unter dem Worte *μήτη* (besser *μύτη*) den in Rede stehenden Vers auf folgende Weise verstümmelt an:

καὶ τόρα βλέπεις, φέρει τὰ μάκρη μίτη κάτου.

Ich will nicht davon reden, dafs der Lexicograph den Vers bei dieser Schreibung nicht

verstanden hat, ich sage nur, dafs dieser und ähnliche Fälle den Beweis abgeben, mit wie geringer Sorgfalt Ducange oft bei der Benutzung der Handschriften zu Werke gegangen ist [1]). Aber man könnte sagen, dafs die Schwierigkeit einzelne Handschriften zu lesen die Ursache vieler Fehler gewesen ist, und es läfst sich von vornherein vermuthen, dafs die aus gedruckten Schriftstellern entlehnten Citate mit mehr Genauigkeit gegeben werden. Dies will ich auch im Allgemeinen nicht in Abrede stellen, aber auch hierbei begegnet man manchen wunderlichen Erscheinungen. Lassen wir also den Ptochoprodromus, welcher 1828, oder das Gedicht über die Kriege der Franken in Morea, welches, wie ich oben bemerkte, 1825 im Druck erschien oder ähnliche Werke, welche erst in neuerer Zeit veröffentlicht wurden, von Ducange aber nur im Manuscript gelesen worden sind, bei Seite, und sprechen wir nur von Schriftstellern, welche dem Lexicographen gedruckt vorlagen. Es läfst sich nicht leugnen, dafs er viele mit grofser Genauigkeit gelesen und excerpirt hat. Was soll man aber dazu sagen, wenn der Verfasser des Glossars den in politischen Versen geschriebenen Roman eines Anonymus in zwölf Büchern über die Hochzeit des Theseus, welcher 1529 zu Venedig in Quart erschien und aufserdem handschriftlich (cod. 2569) in Paris vorhanden ist, zwar in zahlreichen Citaten benutzt, aber nicht selten in diesen Citaten die Worte des Schriftstellers in einer so verfälschten Gestalt gibt, dafs er dieselben unmöglich verstanden haben kann, z. B. S. 47. gibt Ducange unter dem Worte *ἀλάγη* (besser *ἀλάγι*) *ἀλάγιον* turma equitum unter andern folgende fehlerhaft geschriebene Stellen aus dem eben genannten Roman. Aus dem ersten Buche:

Λοιπὸν ἀφ' ὧν ἐποίκασί τ' ἀλάγηος συμποροῦσαν
ἐκεῖ εἰς τὴν παραγιαλία ὁποῦσαν συναγμένοι

Aus dem zweiten Buche:

Αἰγέος γὰρ ὁ βασιλεὺς ὅρθωσε ἑπτὰ ἀλάγια
'Απολλοὺς γὰρ τοὺς βασιλεῖς τὸ κάθε ἀλάγια δέκα

und nachher:

καπετοὺς πρώτους βασιλεῖς ἦσαν αἱ κεφαλάδες
ὅπου τ' ἀλάγια σύρνουσι, κιόλους τοὺς πριγγιπάδες.

Wie diese Stellen zu verbessern sind, leuchtet von selbst ein. Ohne zu weit zu gehen, kann man den Text auf folgende Weise herstellen:

Λοιπὸν ἀφ' οὗ ἐποίκασι τ' ἀλάγι ὡς ἠμποροῦσαν
ἐκεῖ εἰς τὴν παραγιαλιά' ὁποῦ 'σαν συναγμένοι [*συνηγμ.*]

---

1) Wollte man obige Stelle, bei welcher der Verfasser des Glossars nicht geringe Schwierigkeiten gefunden zu haben scheint, durch eine Nachahmung im Deutschen wiedergeben, so möchte sie etwa so lauten:

Von früher Jugend sagte stets der greise Vater zu mir,
Mein liebes Kind, studire nur, wenn Du willst Förd'rung haben.
Siehst Du den Mann, mein lieber Sohn, er wandelte zu Fufse,
und jetzo ward er, wie Du siehst, ein goldgespornter Reiter,
auf reichbezäumtem Rosse bald, und bald auf feistem Maulthier.
Der, als er in die Schule ging, mufste stets barfufs gehen,
jetzt, siehst Du, schreitet er daher mit langen Schnabelschuhen.
Der, als er klein war, schaute nie die Schwelle eines Bades,
und jetzo badet glänzend er dreimal in jeder Woche.

Αἰγαῖος γὰρ ὁ βασιλεὺς ὅρθωσ' (ὤρθωσ') ἐπτὰ ἀλάγια
'Απ' ὅλους γὰρ τοὺς βασιλεῖς ὁ κάθε ἀλάγια δίκα.

κ' ἀπὸ τοὺς πρώτους βασιλεῖς ἦσαν οἱ κεφαλάδες
ὅπου (*ὁποῦ* pron. rel.) *τ' ἀλάγια σύρνουσι κι' ὅλους τοὺς πριγγιπάδες.*

Wie viel von diesen Fehlern auf Rechnung des alten venezianischen Abdrucks zu schreiben ist, weifs ich nicht, da mir derselbe jetzt nicht vorliegt. Aber auch etwaige Druckfehler hätten aus jener Ausgabe nicht in ein Wörterbuch übergehen sollen. Wollte man übrigens glauben, dafs Ducange alles auf seinen Zweck bezügliche, was er auf der Pariser Bibliothek fand, benutzt hätte, so würde man sich irren. Ein weitläufiges griechisches Gedicht über die Schlacht bei Varna im Jahre 1444 wird unter den Pariser Handschriften dieser Gattung erwähnt von Fauriel in seiner bekannten Sammlung neugriechischer Volkslieder. Ducange hat nirgends dies Gedicht benutzt. Von den Basiliken sind nicht alle Bücher bei diesem Glossar benutzt worden, obgleich der Verfasser die von Cujacius ehemals gebrauchte vollständige Handschrift vorfand. Diese Andeutungen mögen genügen, um auf die Mängel dieses grofsartigen Werkes aufmerksam zu machen.

Was die Bereicherungen dieses Glossars betrifft, so ist es wünschenswerth, dafs dasselbe durch die Aufnahme der Eigennamen zum Theil zu einem Repertorium der Byzantinischen Geschichte gemacht werde. Wörter und Redensarten sind in gröfserer Fülle als bisher aus den Byzantinern, den Basiliken und anderen Denkmalen des Mittelalters aufzunehmen. Endlich in Rücksicht des Neugriechischen sind aufser den Schriftstellern selbst alle lexicalischen Vorarbeiten späterer Zeit, sowie das in den Schriften Koraïs und anderer Neugriechen zerstreute Material zu benutzen. Hierbei könnte man die den neugriechischen Dialekten angehörigen Wörter, soweit sie bekannt sind, mit Einschlufs des Zakonischen Idioms, welches in der Mitte zwischen der alten und heutigen Sprache dasteht, in dies Werk aufnehmen. Ueber das Zakonische ist die Abhandlung von Thiersch bekannt und meine Beurtheilung derselben in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik No. 107—108. Juni 1838.

Auf die nach Beendigung dieser Vorlesung ausgesprochene Bitte um Erklärungen über den besprochenen Gegenstand begehrte Niemand das Wort.

Prof. Dr. Scheibe aus Neustrelitz hielt hierauf seinen Vortrag:

Vergleichende Charakteristik der griechischen und römischen Beredtsamkeit.

Wenn die Aeufserungen und Hervorbringungen des Geistes eines Volkes überhaupt unter dem Einflusse der Individualität und des herrschenden Charakters desselben stehen, welchem sich, wie der Atmosphäre, Niemand entziehen kann; wenn sie in dem Unterrichte, welcher dieser Individualität entspricht, und in der Erziehung, welche diesen Charakter in sich trägt und von ihm bestimmt wird, ihre Quelle und ihren Ursprung haben: so gilt dies vor Allem von der Beredtsamkeit, die nicht abgerissen von dem Leben, neben demselben nur hergeht, sondern unmittelbar aus demselben entspringt und wiederum auf dasselbe einzuwirken die Bestimmung hat. Will man also das Wesen

dieser Litteraturerscheinung bei den Alten erfassen, will man namentlich die Entwickelung derselben bei den Griechen und Römern vergleichen, so ist es nöthig, zunächst eine Einsicht in den Charakter, in die Sitten, in die religiösen und sittlichen Anschauungen, in die Staatseinrichtungen und in die Grundlagen des gesellschaftlichen und politischen Lebens, in Erziehung und Unterricht jedes der beiden Hauptvölker des Alterthums zu gewinnen. Gestatten Sie mir wenigstens, meine Herren, dafs ich Ihnen in einem kurzen Umrisse dasjenige über den Charakter der Griechen und Römer zusammenstelle, was zwar bekannt ist, aber für unsern Zweck förderlich erscheint.

Während die Athener (denn von diesen kann bei der Behandlung der Beredtsamkeit unter den Griechen nur die Rede sein) [1]) einen ureigenen, im weitern Sinne des Wortes poetischen Schöpfungstrieb besitzen, welcher sie zum Begreifen, Schaffen und Gestalten alles Schönen befähigte, offenbart sich bei den Römern jener praktische Sinn, welcher sie das Nützliche und Zweckmäfsige überall finden und ausführen liefs, und jegliche Richtung und jede äufsere oder innere That nur nach dem Mafsstabe ihrer Angemessenheit und Anwendbarkeit beurtheilte. Der originelle Schöpfungs**trieb** aber, von dem Bewufstsein der Schöpfungs**kraft** getragen und gehoben, ist kein beschränkter oder gebundener; er kennt keine andere Schranke, als die, welche ihm sein geistiges Zeugungsvermögen selbst errichtet; der Praktiker dagegen geht nur soweit, als es für seine Zwecke dienlich ist, nicht weiter. Daher das energische, mitunter leidenschaftliche Vordringen, wie in der Wissenschaft, so im Staate bei den Athenern, wogegen der praktische Sinn der Römer von dem ihnen eigenthümlichen würdevollen Ernst durchdrungen, einen bornirten Nationalitätseifer ausbildete, welcher am Eigenen und Ueberlieferten starr festhaltend und über hergebrachte Gewohnheit und Sitte mit Eifersucht wachend das Fremde nur erst in später Zeit und mit Vorsicht und Besonnenheit aufnahm und so verarbeitete, dafs das eigenthümlich Römische nicht verwischt wurde, sondern nur einen Zuwachs und neue Nahrung erhielt. Diese von der oft gerühmten Gravität begleitete conservative Natur verleiht dem Römerthume vom Anbeginn seiner Geschichte bis zu den Zeiten des Hinsinkens der Republik durchweg einen aristokratischen Anstrich, und steht im Gegensatze zu der Erregbarkeit und Unruhe, die das Wesen des ionischen Volksstammes und somit auch der Athener bezeichnet, welche die in steter Bewegung sich kundgebende Regierungsform, die Demokratie, so rein ausgebildet haben, wie kein anderes Volk, aber freilich auch in Folge jener Beweglichkeit es in dem Leichtsinne den meisten andern zuvorthaten. Die Beschränkung der Römer auf das Praktische wies sie lediglich auf das Staatsleben als das Ziel hin, welchem alle Erziehung, Bildung und Thätigkeit zugewendet sein sollte, während die Athener in demselben nur ein Mittel für den Zweck allseitiger Ausbildung erblickten. Daher gingen jene mit ihrem ganzen Wesen und Thun im Staate auf und bildeten sich vorzugsweise zu Staatsbürgern, diese mit mehr oder weniger Bewufstsein durch das Staatsbürgerthum

1) Dieser Staat wurde in Folge der Isegorie der eigentliche Boden für die Redekunst. Cic. Brut. 13, 49. Vellej. Pat. I. 18. Dagegen verlautet nichts von Lakedämonischen, Kretischen, Argivischen, Korinthischen, Elischen, Thebanischen Rednern (Epaminondas etwa ausgenommen). Cic. Brut. 13. Dialog. de or. 40. Pausanias in Plat. Sympos. p. 182. B. *ἐν Ἤλιδι μὲν γὰρ καὶ ἐν Βοιωτοῖς καὶ οὗ μὴ σοφοὶ λέγειν.* Ueber die Beredtsamkeit in andern griech. Staaten vergl. im Allgemeinen Westermann, Gesch. der griech. Beredtsamkeit §. 62. p. 123. f.

zu edler Menschlichkeit heran. Nach der Verschiedenheit des Zieles der Bildung bestimmte sich auch die Verschiedenheit der Erziehung und des Unterrichts.

Je nach diesen verschiedenen Grundlagen mufste nicht nur die historische Entwickelung der Beredtsamkeit bei den beiden Nationen einen verschiedenen Gang nehmen, sondern es mufste auch das ganze eigenthümliche Wesen derselben bei beiden verschieden sein. Vergleichen wir zuerst die Geschichte der griechischen und römischen Beredtsamkeit und knüpfen wir den Begriff ihrer Blüthe an die Namen Demosthenes und Cicero: so finden wir, dafs bei den Athenern die Vollendung aller Zweige der Poesie und Kunst der Vollendung der Beredtsamkeit, als einer auf das praktische Leben gerichteten und mit ihm zusammenhängenden Thätigkeit, vorausgeht[1]), während bei den Römern umgekehrt die Beredtsamkeit bereits ihren Höhepunkt erreicht hatte, als die verschiedenen Gattungen der eigentlichen Kunstpoesie erst auftraten. Lassen Sie mich diefs jetzt im Einzelnen nachweisen.

Solon bedurfte zur Empfehlung und Begründung seiner Institutionen der Rede[2]), nicht minder Peisistratos[3]), als einer Stütze seiner Tyrannis beim Volke, durch welches er sich erhoben hatte, ferner Kleisthenes zur Förderung seiner Staatsreformen[4]), Aristides zum Zwecke der Weiterbildung der Demokratie und als Gegner des klügsten, kühnsten und einflufsreichsten Staatsmannes, des Themistokles, dessen Gewandtheit im öffentlichen Sprechen häufig gerühmt wird[5]). Aber aller dieser Männer Rede folgte mehr instinctartig den Objecten, ordnete diese mehr nach zufälliger Eingebung, als mit sicherem Bewufstsein, wog den Ausdruck, welcher der Sprache des gemeinen Lebens entlehnt war, nicht allzu gewissenhaft und wählerisch ab; es war eine natürliche Beredtsamkeit, in welcher der Stoff die Form überwog, sie war noch nicht zur eigentlichen Kunst gediehen, welche die Erzählung des Thatbestandes, Gründe, Gegengründe, Widerlegung des Gegners, kurz alle einzelnen Elemente der Rede an die wirksamste Stelle bringt und zu einem harmonischen Ganzen verknüpft, und dieses durch eine Diction vorführt, welche sich über die Umgangssprache erhebt, durch den Numerus aufsteigt und sinkt und klangreich an das Ohr schlägt, endlich durch die Plastik des Periodenbaues zu übersichtlicher Anschaulichkeit erhoben wird. Diese Kunstmäfsigkeit der Rede tritt mit der Erhebung der Prosa zur Kunstform überhaupt ein, d. h. unmittelbar nach der Perikleischen Zeit, nicht urplötzlich, sondern in natürlichen Entwickelungsstufen. Auf der Grenzscheide zu dieser neuen Periode steht Perikles selbst, der Olympische, dessen Rede einen ebenso überwältigenden als bleibenden Eindruck hervorbrachte, so dafs Eupolis von ihm sagen konnte, seine Gedanken hafteten wie Stacheln tief im Herzen der Hörer. Es war, wie wir aus den Schilderungen der Alten und aus den drei

---

1) Schon Cicero deutet das späte Auftreten der Beredtsamkeit in der griech. Geschichte an Brut. c. 6, 25. und 7, 26., leitet aber diese auffallende Erscheinung nicht von der Eigenthümlichkeit der Athener, sondern von der Schwierigkeit der Beredtsamkeit überhaupt her. Vergl. auch c. 10, 39. und 13, 49.

2) Aeschin. Timarch. §. 25.

3) Cic. de orat. II. 34.

4) Cic. Brut. 7, 27.

5) Thucyd. I. 138. Lysiae Epitaph. §. 42. Cic. Brut. 7, 28. u. 10, 41.

von Thukydides mitgetheilten Reden zu schliefsen vermögen, die allerdings nicht daguerrotypisch das von Perikles Gesprochene wiedergeben, sicherlich aber ein die Hauptzüge im Ganzen wiedergebendes, idealisirtes Bild desselben sind; es war, sage ich, die Grofsartigkeit und Idealität seiner Weltanschauung, zum Theil ein Resultat seines Umgangs mit dem Klazomenier Anaxagoras, die Erhabenheit, majestätische Gewalt [1]) und das Treffende in seinen Gedanken, die Angemessenheit und Energie seines Ausdrucks, vor Allem aber die Macht der Wahrheit, was seine Beredtsamkeit charakterisirte, so dafs von ihm, wie von keinem andern Redner, das Wort gilt: pectus est quod disertos facit. Immer aber war selbst noch bei Perikles der Stoff vorherrschend und die Gewalt desselben zog gleichsam das Wort nach sich [2]). Es bedurfte für die Athener noch eines Irrganges, um zur vollen Wahrheit zu gelangen. Bei der immer mehr überhand nehmenden Macht der subjectiven Reflexion und bei dem durch die Bewegung aller Kunstthätigkeiten lebendig gewordenen Bedürfnisse nach formeller Cultur der Rede war ein Anstofs von Aufsen hinreichend, um das leicht erregbare Volk von Athen in das gerade Gegentheil von jener vorperikleischen Richtung hineinzutreiben, und die künstlerische Form zum Zweck, den Stoff nur zum Mittel werden zu lassen, zur Erreichung eines rein ästhetischen Genusses.

Dieser Anstofs ging von der Sophistik aus, welche in der Subjectivität der Zeitrichtung in so fern begründet war, als nicht mehr die Schranke des Gesetzes, innerhalb deren sich Alle gleichmäfsig in voller Selbstständigkeit zu entwickeln und bewegen hätten, als wahres Ziel des vernünftigen Staates anerkannt, sondern die subjective Willkür und Schrankenlosigkeit als das Ideal der staatlichen Glückseligkeit angesehen wurde. Nach Protagoras aus Abdera, welcher schon zur Zeit des Perikles in Athen bei seinem

1) Das ist „das Blitzen und Donnern" nach dem Ausdrucke des Aristophanes in den Acharn. 530. (welchen Vers Cic. orat. 9, 29. mit dem bekannten Ausspruche des Eupolis verwechselt. Sintenis zu Plut. Pericl. p. 94. u. 95.), „die Gewalt und der Schrecken der Rede" nach Cic. Brut. 11, 44., wozu Bernhardy passend die Worte des Thucyd. II. 65. anführt: *ὁπότε γοῦν αἴσθοιτό τι αὐτοὺς παρὰ καιρὸν ὕβρει θαρσοῦντας, λέγων κατέπλησσεν ἐπὶ τὸ φοβεῖσθαι· καὶ δεδιότας αὖ ἀλόγως ἀντικαθίστη πάλιν ἐπὶ τὸ θαρσεῖν.*

2) Cic. Brut. 11, 44. Sed tum fere Pericles — primus adhibuit doctrinam: *quae quanquam tum nulla erat dicendi,* tamen — exercitationem mentis a reconditis abstrusisque rebus ad caussas forenses popularesque facile traduxerat. Die Rede des Perikles war noch keine accurata et facta quodammodo oratio, welche von Cic. ibid. 8, 30. der natürlichen der älteren Redner, und unter diesen auch des Perikles, entgegengestellt wird, und welche erst ein Ergebnifs der Lehren der Sophisten war: vergl. Cic. ibid. 12, 46. Freilich sagt Philostratos V. Soph. I. 9. (p. 208. der Kayser'schen Gesammtausg.) *ὁ δὲ* — nämlich Gorgias — *οἶμαι, καὶ τοὺς ἐλλογιμωτάτους ἀνηρτήσατο, Κριτίαν μὲν καὶ Ἀλκιβιάδην νέω ὄντε, Θουκυδίδην δὲ καὶ Περικλέα ἤδη γηράσκοντε.* Diese Nachricht hält Spengel *συν. τεχν.* p. 65. wegen des *οἶμαι* für eine blofse Vermuthung Philostrats; Geel in der Hist. crit. Sophist. erklärt sie so, als hätten Thuk. und Perikles den Gorgias aus seinen Schriften schon vor seinem Auftreten in Athen kennen gelernt: eine Erklärung, welcher nach Kayser's richtiger Bemerkung die Bedeutung des Verbum *ἀναρτήσασθαι* entgegensteht. Wenn aber die Nachricht auch begründet wäre, was ich mit Spengel a. a. O. p. 68. bezweifele, zumal da die Redner und Sophisten bis auf Aeschines von Philostr. oberflächlicher behandelt sind, als die seiner Zeit näher stehenden, so könnte man aus derselben wenigstens noch nicht auf eine Nachahmung des Gorgias schliefsen. Merkwürdig bleibt indessen immer die vereinzelte Notiz Plutarchs im Perikl. c. 36., dafs des Perikles Sohn Xanthippos den Umgang seines Vaters mit Protagoras und ihre gemeinschaftlichen kleinlichen und sophistischen Untersuchungen in's Publikum gebracht und lächerlich gemacht habe. S. Sintenis in der Ausg. p. 248. f. K. Fr. Hermann, Plato p. 212. Anm. 244. Bergk, Comment. de reliq. com. Att. ant. p. 101. Wenn aber auch den beiden Zeugnissen des Philostr. und Plutarch (wozu man noch fügen kann Philostr. Ep. 63. p. 364. ed. Kays. *Λέγεται δὲ καὶ Ἀσπασία — τὴν τοῦ Περικλέους γλῶτταν κατὰ τὸν Γοργίαν θῆξαι*) nicht die Geltung zugeschrieben werden kann, um einen entschiedenen Einflufs der Sophistik auf die Beredtsamkeit des Perikles zu begründen, so sehen wir doch eben daraus, dafs die damals erst aufkeimende Zeitrichtung bereits den Begründer der Demagogie ergriffen hatte, die sich aus jener entwickelte.

Auftreten grofses Aufsehen machte und sich lange Zeit in Achtung erhielt, kam bekanntlich Gorgias als Gesandter seiner Vaterstadt Leontini zu Anfange des peloponnesischen Krieges nach Athen, wo die schönen Formen seiner Vorträge mit um so wunderbarerer Macht und reifsenderer Schnelligkeit auf die Einwohner wirken mufsten, da diese selbst, wie wir gesehen, mit poetischem Geiste in reichem Mafse ausgestattet, das Bedürfnifs zu dem, was ihnen jetzt gewährt wurde, als Zeitrichtung in sich trugen [1]), ohnehin auch schon von den bereits in Athen heimischen Sophisten für die Aufnahme dieser neuen Richtung des Sikulers vorbereitet waren. Durch die Verbindung dieser sicilischen Sophistik sodann [2]), welche, von Korax und Tisias begründet, ihr hauptsächliches Studium auf die Schönheit der Darstellung, die *εὐέπεια*, richtete, mit der einheimisch griechischen des Protagoras und Prodikos, welche sich mehr mit der Correctheit der Sprache, der *ὀρθοέπεια* [3]), beschäftigte, wurde die Prosa, und somit auch die Beredtsamkeit zur Kunst erhoben. In letzterer schufen die Sophisten Werke der epideiktischen oder panegyrischen Gattung, welche um ihrerselbstwillen da waren, und einen rein ästhetischen Zweck, die Ergötzung und den Genufs der Hörenden oder Lesenden, kein Staats- oder persönliches Interesse verfolgten [4]), gewissermafsen Dichtungen in ungebundener Rede [5]). Und das ist ihr unverkennbares Verdienst, welches ihnen oft wegen des vorwaltenden verderblichen Einflusses, den sie unleugbar auf die ganze Zeitrichtung in der Politik, Religion und Wissenschaft geäufsert haben, geschmälert worden ist. Die Sophistik ist den Nebeln zu vergleichen, welche an sich widerwärtig und ungesund, doch den Boden befruchten, auf welchem sie sich lagern. Sie mufste den Zeitgenossen zwar gefährlich werden, indem sie den Schein für die Wirklichkeit, das Zufällige für das Wesen ausgab und mit Worten Alles, auch das Entgegengesetzteste zu beweisen unternahm; aber ihr unbestreitbares Verdienst für die Entwickelung der Beredtsamkeit bestand eben in der correcten und schönen Form, in der Anwendung des Numerus, welcher bisher nur ein Eigenthum und das Geheimnifs der Dichtkunst gewesen war, auf die Prosa, in dem

---

1) Diodor. Sic. XII. 53. *οὗτος οὖν (ὁ Γοργίας) — τῷ ξενίζοντι τῆς λέξεως ἐξέπληξε τοὺς Ἀθηναίους ὄντας εὐφυεῖς καὶ φιλολόγους.*

2) Spengel *συν. τεχν.* p. 84.

3) Spengel ebendas. p. 93. ff. Die *ὀρθοέπεια* des Protagoras bezog sich besonders auf Gegenstände der Grammatik (Spengel p. 43.), die des Prodikos auf den Sinn (Plat. Prot. p. 340. A.) und den richtigen Gebrauch der Worte (*ὀνομάτων ὀρθότης*, Pl. Euthyd. p. 187. E. Cratyl. p. 384. B.; daher ist die Stelle bei Aristoph. in den Fröschen 1189. *Τῶν σῶν προλόγων τῆς ὀρθότητος τῶν ἐπῶν* von Prodikos zu deuten), auch auf die Unterscheidung der Wortbedeutungen. Welcker, Prodikos von Keos in seinen Kleinen Schriften II. p. 452. Dafs die *ὀρθοέπεια* des Protagoras unter der Person des Sokrates in den Wolken des Aristoph. verspottet werde, hat aus v. 632. ff. Spengel p. 43. nachgewiesen. S. Kayser zu Philostr. V. Soph. p. 201. der Specialausg., Bergk Comment. de rel. com. p. 333. f.

4) Allerdings sagt Gorgias in dem gleichnamigen Platonischen Dialog p. 452. D. f. auf die Frage des Sokrates, was er für das höchste Gut halte, welches er ausübe: „die Ueberredung der Richter in den Gerichten, der Senatoren im Senat, des Volkes in den Volksversammlungen und in jeglicher politischen Zusammenkunft." Abrr er meint mehr die Fähigkeit der Ueberredung vermittelst der Rede.

5) Die poetische und fast dithyrambische Diction brachte zuerst Gorgias auf, und seit der Zeit bemächtigte sie sich der Redner Athens. Dionys. Hal. Lys. III. p. 458. ed. Reiske. Der Grund, warum dieselbe dem Gorgias gefiel, wird von Aristot. Rhetor. III. 1. 9. (p. 309. Buhle) angegeben. Eine Probe gibt Platon im Sympos. in der Rede des Agathon, welcher zugleich Dichter war, gleich dem Euenos (Schneidewin Delect. p. 133. Bergk, Poet. lyr. p. 436. ff.), Kritias (Spengel *συν. τεχν.* p. 120. ff.) u. a. Dichter hatten überhaupt einen grofsen Einflufs auf die Bildung der Sophisten; so verdankte nach Platon Protag. p. 341. A. f. Prodikos seine Weisheit seinem Landsmanne Simonides (Welcker, Prodikos p. 432. ff. und 452.).

Gebrauche der *παρισώσεις*, *παρομοιώσεις* und *ἀντιθέσεις*[1]), endlich überhaupt in der Begründung der neuen Wissenschaft von der Rede, der Rhetorik. Da aber ihre Beredtsamkeit von einem concreten Inhalte nicht erfüllt war, so mufste allmählig statt einer Redekunst, zumal in dem Munde der Schüler Agathon, Polos, Alkidamas und Anderer, welche die Sophistik überhaupt in Mifskredit brachten, ein blofses Virtuosenthum sich erzeugen, das, wie in der Musik, nur für den Augenblick berechnet, nur an die ausübende Person gebannt ist, keine grofsartige Richtung in Gang bringt, sondern höchstens vielleicht gewisse Manieren fortzupflanzen vermag.

Es trat defshalb naturgemäfs nunmehr ein Ringen ein, um diese Kluft zwischen der kräftigen Natürlichkeit, welche ihren würdigsten und gröfsten Vertreter in Perikles hat, und der abstracten Sophistik auszufüllen. Das Bewufstsein dieser Nothwendigkeit wurde besonders in Männern lebendig, wie der Rhamnusier Antiphon, Isokrates, Andokides und Lysias waren, welche den Uebergang zu der kunstmäfsigen Beredtsamkeit bezeichneten: Antiphon, archaïstisch[2]) und noch mehr auf einem rohen, sophistischen Standpunkte; daher, auch ohne unmittelbarer Schüler der Sophisten zu sein[3]), doch offenbar noch von dem Formalismus seiner Vorbilder befangen, aber nach der dialektischen Seite der Rede hin stark: Lysias, den sophistischen Einflufs allerdings zu verleugnen nicht im Stande[4]), aber doch vorzugsweise der Ausbildung des geschichtlichen Elementes der Rede, der narratio, zugewandt[5]) und Begründer einer neuen Gattung des Stils, des tenue dicendi genus. Wenn bisjetzt dem Streben, eine Kunstberedtsamkeit durch die Verschmelzung jener beiden entgegengesetzten Extreme zu Stande zu bringen, die Richtung auf die gerichtliche Gattung gegeben worden war, so versuchte es Isokrates zuerst, diese Vereinigung auf dem Gebiete des Staatslebens in dem symbuleutischen *εἶδος* herbeizuführen[6]); da er aber wegen der Schwächlichkeit seines Körpers und wegen einer

---

1) Als Erfinder dieser Schemata wird Gorgias genannt von Aristot. Rhetor. III. 9. Dionys. H. ep. ad Pomp. 1. Cic. or. 52, 175. Vergl. Diod. Sic. XII. 53. extr., welcher als die von Gorgias gebrauchten Schemata aufführt die *ἀντίθετα, ἰσόκωλα, πάρισα, ὁμοιοτέλευτα*. Westermann Quaestt. Dem. II. p. 16.

2) Dionys. Hal. Isae. 20. p. 627. R. *Ἀντιφῶν γε μὴν τὸ αὐστηρὸν ἔχει μόνον καὶ ἀρχαῖον.* Bernhardy gr. Syntax p. 19. Anm. 38.

3) Suidas unter *Ἀντιφῶν* sagt: *διδάσκαλος αὐτοῦ οὐδεὶς προγινώσκεται.* Philostr. V. Soph. Antiph. 2. p. 17. der Kayser'schen Specialausg. (p. 211. der Gesammtausg.) *Ῥητορικὴν δὲ τὸν Ἀντιφῶντα οἱ μὲν οὐκ οὖσαν εὑρεῖν οἱ δ' εὑρημένην αὐξῆσαι, γενέσθαί τε αὐτὸν οἱ μὲν αὐτομαθῶς σοφὸν οἱ δὲ ἐκ πατρός.* Auch Pseudo-Plut. läfst ihn einen Autodidakten sein; der Grund wird von dem anonymen Verf. der Biographie des Antiphon angegeben: *ὅτι μηδὲ ἦν πω τις λόγων μήτε τεχνῶν ῥητορικῶν συγγραφεὺς μήτε σοφιστὴς προεστηκὼς διατριβῆς.* Dafs er aber bestimmt kein Schüler des Pythodoros gewesen, hat Dryander in seiner gründlichen Schrift: De Antiphontis Rhamn. vita et scr. Hal. 1838. p. 20. f. bewiesen. Gleichwohl mufs er die Schriften der Sophisten studirt haben; denn wäre er Erfinder der von ihm gebrauchten sophistischen Redeweise, so würden die Athener nicht die *ξένη λέξις* des Gorgias so sehr bewundert haben (Kayser zu Philostr. a. a. O. p. 217.); er hatte aufser Anderem auch das mit den Sophisten gemein, dafs er eine Schule der Rhetorik eröffnete (Welcker, Prodikos p. 422. Anm. 90.), so wie er denn von den Alten mitunter geradezu unter der Zahl derselben mit aufgeführt wird, wenn sie als Lehrer der Rhetorik erwähnt werden.

4) In Thurioi hatte er den Tisias selbst gehört (Hoelscher de vita et scr. Lysiae p. 19.), welchen Lehrer er auch noch später eifrig verehrte. Plat. Phaedr. p. 273. A.

5) In dieser liegt bei ihm sehr häufig die Beweisführung verhüllt. Daher Dionys. H. de admir. vi dic. Dem. p. 957. R.: *τὸ δ' ἀπατῆσαι καὶ κλέψαι τὰ πράγματα τῆς Λυσίου* (nämlich *λέξεως ἴδιον*), wo in scharfsinniger Charakteristik Lysias dem Thukydides gegenüber gestellt wird.

6) Dionys. H. Isocr. c. 1. p. 536. R. Wenn nichts desto weniger Hermogenes *περὶ ἰδεῶν* Vol. III. p. 387. Walz. von Antiphon dem Rhamn. sagt: *ἐπεὶ καὶ πρῶτος λέγεται τοῦτο μετελθεῖν τὸ εἶδος καὶ ὅλως εὑρετὴς καὶ ἀρχηγὸς γενέσθαι τοῦ τύπου τοῦ πολιτικοῦ*: so ist diefs so zu vereinigen, dafs Antiphon die Grundsätze der

gewissen ängstlichen Scheu die Rednerbühne nicht betreten mochte, so konnte er nur auf dem Wege der Lehre und Schrift in jenem Sinne wirken [1]). Seine Reden selbst haben keine praktische Tendenz, aber eine concrete Unterlage, einen der Wirklichkeit entnommenen Stoff, und dadurch unterscheiden sie sich von den sophistischen, während ihre Form zwar die einfache Klarheit des Lysias mit der schimmernden Pracht des Gorgias zur Vollendung des von Thrasymachos angeblich erfundenen medium dicendi genus vereinigte, gleichwohl aber eine bis zur Pedanterei abgemessene und regelrechte ist [2]): Isokrates ist ein Redekünstler, welcher nicht von der Leidenschaft seiner Seele getrieben das Wort ergreift, sondern nur, weil er es so will, und in der Absicht einen Gegenstand so angemessen und so schön als möglich darzustellen.

Die vorzüglichen Eigenschaften, welche jedem dieser Redner ausschliefslich angehörten, vereinigte in sich Demosthenes, indem er zugleich das, was jedem einzelnen fehlte, ergänzte, und somit die Kunst der Beredtsamkeit zum Abschlufs brachte [3]): er besafs die natürliche Kraft und das Pathos des Perikles [4]), die Reinheit des Ausdrucks und die Abrundung des Periodenbaus, welche zu den charakteristischen Vorzügen des Isokrates gehören, die Anmuth und ungeschminkte Einfachheit, besonders in der Erzählung des Thatbestandes, die wir vorzüglich an Lysias zu rühmen hatten; er eignete sich von seinem Lehrer Isäos die über Lysias hinausgehende künstlerische Gestaltung und Anordnung der Gedanken [5]), so wie die gröfsere Manigfaltigkeit und Energie des Ausdrucks an [6]); er verstand es, wie die Sophisten, den Inhalt mit demjenigen Tone zu begleiten, welcher jenem die Einförmigkeit benimmt, und die Seelenstimmung bei den Hörern hervorlockt, welche Willen und Herzen für Vorschläge, Meinungen und Entschliefsungen um so leichter öffnet; ihm stand die Kunst zu Gebote, das Ganze zu einer schönen Harmonie zusammenklingen zu lassen. Aber nicht nur, dafs in ihm alle ausgezeichneten Eigenschaften der bisherigen Rednergröfsen zusammengefafst erscheinen,

---

Sophisten zuerst auf die gerichtliche, Isokrates zuerst auf die symbuleutische Gattung anwandte; denn *πολιτικὸν εἶδος* umfafst beide Gattungen, insofern sie gemeinschaftlich dem *πανηγυρικὸν* entgegengesetzt werden. Diese Ansicht wird bestätigt durch eines Anonymi Proleg. in den Rhett. Gr. vol. VII. p. 6. *Λέγουσι δέ τινες δικανικὸν λόγον εἰρηκέναι πρῶτον Μενεσθέα τὸν στρατηγὸν τῶν Ἀθηναίων —· ἄλλοι δὲ λέγουσιν Ἀντιφῶντα, τοῦτον τὸν ῥήτορα κατὰ Θησέως περὶ τῶν Παλλαντιδῶν* (auch bei Spengel *συν. τεχν.* p. 211.).

1) O. Müller gr. Litteraturgesch. II. p. 384. ff.

2) Dionys. H. Dem. 4. p. 963. Spengel *συν. τεχν.* p. 94. Hermogenes in den Rhett. Gr. III. p. 383. nennt dieses Wesen *πρεσβυτικὸν καὶ διδασκαλικόν.* Ueber den Unterschied der Isokratischen Beredtsamkeit von der sophistischen spricht Isokr. selbst in der Lobrede auf Helena §. 5 u. 6., den formellen Unterschied setzt Cic. orat. 12, 40. auseinander. Vergl. Dionys. Isocr. c. 1. Vol. V. p. 535. R.

3) Dionys. H. Dem. c. 8. p. 974. f. R. *ἑνὸς οὐδενὸς ἠξίωσε γενέσθαι ζηλωτὴς οὔτε χαρακτῆρος οὔτ' ἀνδρός· ἡμιέργους τινὰς ἅπαντας οἰόμενος εἶναι καὶ ἀτελεῖς· ἐξ ἁπάντων δ' αὐτῶν ὅσα κράτιστα καὶ χρησιμώτατα ἦν, ἐκλεγόμενος συνύφαινε καὶ μίαν ἐκ πολλῶν διάλεκτον ἀπετέλει* u. s. w. Daher wird er weiterhin mit Proteus verglichen, und jene Behauptung durch die Vergleichung mit Thukydides p. 977. ff., mit Lysias p. 983. ff., mit Isokrates p. 1001. ff. u. Platon p. 1024. ff., welche zwei letzteren ihm die Vollendung des medium dic. genus hinterliefsen (p. 1000, 10.), erhärtet.

4) Panätius bei Plut. Demosth. 13. extr., wo er aufserdem noch mit Kimon und Thukydides zusammengestellt wird. Ueber den letzteren als Vorbild des Demosthenes spricht Voemel zu Dem. Phil. Commentar. p. 13. u. 33. Dafs aber das weitverbreitete Urtheil über die Nachahmung des Thukyd., welche dem Demosth. zugeschrieben wird, um ein Bedeutendes beschränkt werden müsse, hat Bake in der Bibl. crit. nova Vol. V. p. 176—188. überzeugend nachgewiesen; ähnliches gilt von der Nachahmung des Platon. Bake ebendaselbst p. 188. ff.

5) Dionys. Hal. Isae. c. 14. Vol. V. p. 611.

6) Dionys. a. a. O. p. 590. Nach diesem Kritiker war die *δεινότης τῆς κατασκευῆς* des Isäos die Quelle der Rednergewalt des Demosthenes. Vergl. p. 628. und Hermog. in den Rhett. Gr. III. p. 381.

auch die Vielseitigkeit seines Genius, welche ihn alle drei Redegattungen mit gleicher Meisterschaft behandeln liefs, machte ihn zum ersten Redner Griechenlands. Die ihm gegenüber und neben ihm stehenden Redner, vor allen Aeschines, welcher an Genialität und Fülle dem Demosthenes nicht nachsteht, wohl aber durch Wahrheit, Kraft, Ernst und Sorgfalt in der Darstellung von ihm weit übertroffen wird, ferner Lykurg, Hyperides u. A. befinden sich mehr oder minder auf der Bahn nach demselben Ziele. In dieser Zeit der Vollendung der Beredtsamkeit war, wie gleich Anfangs bemerkt, die Blüthe der Poesie längst vorüber: das Epos gehörte schon einer mythischen Periode an, die Lyra war seit länger als einem Jahrhundert verklungen, und das Drama sah nur die Anfänge und die Weiterentwickelung der kunstmäfsigen Beredtsamkeit, nicht deren höchste Ausbildung. Nach einem ewigen Naturgesetze ist in der vollsten Blüthe auch schon die Bedingung des Zerfallens enthalten. Und so folgt der Demosthenischen Zeit zugleich mit dem Verfall und der Auflösung der politischen Selbstständigkeit und Freiheit der Athener der Verfall der Redekunst, welche sowohl daheim als in Asien und Rhodos nur noch ein kränkelndes Nachleben fristete. Gleichwohl enthielt dieses ersterbende Leben Keime für ein neues, frisches Dasein, wenn es in einen noch gesunden, nicht ausgesogenen Boden verpflanzt und in freiere Luft versetzt wurde. Diefs geschah nach den Kriegen mit Pyrrhus durch die Uebersiedelung griechischer Litteratur nach Rom und durch die berühmte athenische Philosophengesandtschaft.

Da wir somit auf römischem Boden angelangt sind, so ist es nunmehr am Orte zu zeigen, wie sich zu dieser Entwickelung der griechischen Beredtsamkeit der historische Verlauf der römischen verhält. Diese war, wie die griechische, zu Anfange eine blofs natürliche, unreflectirte, aber sie blieb es verhältnifsmäfsig viel länger, als die letztere, da bei den Römern der Sinn für die Kunstform überhaupt erst durch die Bekanntschaft mit Griechen und griechischer Litteratur geweckt wurde. Das praktische Bedürfnifs blieb ihnen nach dem im Eingang entwickelten Charakter auch bei dem Vortrage mafsgebend, welcher von dem Geiste der Poesie nicht berührt bis auf Cato jedenfalls ungebildeter und roher war, als der Vortrag der anmuthig milden Griechen bis auf Perikles, denen defshalb die lenitas von Cicero [1]) zugeschrieben wird. Allmählig lernten sie zweckmäfsig, gewandt und mit einer gewissen Fülle und natürlichen Wärme sprechen, aber bestimmte, einem Kunstideale abstrahirte Regeln kannten sie nicht, weil sie sich dieses selbst weder gebildet hatten, noch auch ein Bedürfnifs in sich fühlten es zu bilden [2]). Der erste Redner, welcher diesen Namen wegen der Gewandtheit und des Reichthums der Sprache verdient, ist Cato Censorius [3]), dessen Vorläufer Appius Claudius Caecus und M. Cornelius Cethegus waren; wenn ihn aber die Menge nach Plutarch [4]) den römischen Demosthenes nannte, so mufs man bedenken, dafs diefs eben von der gleichzeitigen Menge geschah, welche sich in dem

1) Brut. 25, 96., wo sich freilich auch die Variante levitas findet. Bernhardy zu d. St.
2) Atticus bei Cic. Brut. 74, 258.
3) Westermann, Gesch. der röm. Ber. §. 23. Bernhardy, röm. Litt. p. 522. und besonders 583. Meyer, Oratt. Rom. Fr. p. 11. ff.
4) Cato c. 4.

Lobe bedeutender Zeitgenossen leicht übernimmt; mindestens hatten des Cato Reden nichts weniger als den Kunstcharakter, welcher die Demosthenischen auszeichnete. Auch die bekannte Parallele mit Lysias, welche Cicero im Brutus (16.) aufstellt, hat so wenig für sich, dafs der feingebildete Atticus sagte [1]), er habe bei derselben kaum das Lachen unterdrücken können. Denn an Feinheit, Eleganz des Ausdrucks und hinsichtlich der Anordnung des Stoffs stand Lysias gewifs weit höher als Cato; höchstens konnte dieser dem Griechen wegen seiner natürlichen Einfachheit, Kürze [2]) und grofsen Fruchtbarkeit [3]) an die Seite gestellt werden. Ein grofser Impuls zur Weiterbildung der Beredtsamkeit kam den Römern nicht aus ihnen selbst, sondern einmal durch die Kenntnifs der griechischen Litteratur, gegen die sich Cato und alle Römer von echtem Schrot und Korn anfangs spröde, später nachgiebiger, wenn auch stets argwöhnisch bewiesen [4]), mehr aber noch durch die Philosophengesandtschaft im Jahre 599, an deren Spitze Karneades stand, welcher ein ähnliches Aufsehen hervorbrachte wie Gorgias zu Athen. Doch würde man irren, wenn man glaubte, dafs die Gesandtschaft einen gleich grofsen Wendepunkt in der Entwickelung der römischen Beredtsamkeit gebildet habe, wie die des Gorgias. Denn während die Athener die Beredtsamkeit der Sophisten um der Form willen verehrten und ihre rhetorischen Lehren aufnahmen, nur in der Absicht, sich dieselbe schöne Form und dieselben Kunstfertigkeiten zu eigener Befriedigung und Anderer Ergötzung anzueignen, benutzten die Römer die neue Erscheinung in ihrem praktischen Sinne, indem sie von nun an auch die Rhetorik für die politische Rede auszubilden sich bestrebten; während die Sophisten den Inhalt als Nebensache ansahen und loci communes oder fingirte Stoffe zur Behandlung wählten, wandten die Römer die griechische Rhetorik gleich auf concrete Fälle an; während die neuen von Sicilien zugeführten Lehren von den Athenern mit der gröfsten Bereitwilligkeit und Begeisterung angenommen [5]) und in unglaublich schneller Zeit Sophisten- und Rhetorenschulen gebildet worden waren, hatten die griechischen und römischen Rhetoren bei den Römern, unter denen als erster L. Plotius Gallus genannt wird [6]), mit den gröfsten Schwierigkeiten zu kämpfen, und nachdem die Rhetorschulen bereits durch ein Senatsconsult im Jahre 593. aufgehoben worden waren, erfolgte im Jahre 662. auch noch ein Edict der Censoren Cn. Domitius Aenobarbus und L. Licinius Crassus gegen diese „Pflanzstätten der Unverschämtheit [7]):“ eine Aeufserung ihres eifersüchtigen Stolzes auf ihre Nationalität und ihrer Ansicht von dem Unpraktischen dieses Wissens, welches ihnen noch obenein von einem unterdrück-

1) c. 85, 298. Westermann, Gesch. der röm. Ber. §. 26. Anm. 1. Bernhardy, röm. Litt. p. 582. Anm. 532.

2) Plin. Epist. I. 20.

3) Cic. Brut. 16, 68. Meyer, Fragm. p. 11. Ueber die Menge der Lysianischen Reden Hoelscher, de vita et scr. Lys. p. 42.

4) Bernhardy a. a. O. p. 185.

5) Allerdings war auch Protagoras verfolgt und aus Attika verbannt worden (Diog. Laert. IX. 54. Philostr. V. Soph. Protag. c. 10. p. 15, 9. der Kayser'schen Specialausg.); diefs geschah aber in Folge der Vorlesung (vielleicht im Hause des Euripides, Diog. Laert. a. a. O.), in welcher er die Existenz der Götter bezweifelte. Vergl. K. F. Hermann, Plato p. 207. f.

6) Westermann, röm. Br. §. 30. Anm. 12. Jetzt ist noch zu vergleichen C. Fr. Hermanni disputatio de scriptoribus illustribus, quorum tempora Hieronymus ad Eusebii Chronica annotavit. Gotting. 1848. p. 9.

7) Worte des Edicts selbst, Cic. de or. III. 24, 94., welches sich findet bei Gellius N. A. XV. 11. Sueton. de claris rhett. 1. Dial. de or. 35.

ten und der Unterdrückung werthen, entarteten Volke zugebracht wurde. Dennoch konnte nunmehr die griechische Einwirkung nicht mehr abgewiesen werden, denn die Zeit von Cato bis auf Cicero ist die Periode des Gährungsprocesses zwischen dem eindringenden Griechenthum und dem starren, ungefügigen Römerthum, bis in der Ciceronianischen Periode die Mischung zu Stande gebracht wird. Es ist ein ähnliches Ringen, wie wir es zwischen dem Auftreten der Sophistik und dem Höhepunkte der Beredtsamkeit in Griechenland kennen gelernt haben, nur dafs dieses Ringen dort vor Allem der Vollbringung der Kunst durch die Aufnahme eines geistesverwandten Elementes galt, hier die Reinigung und Läuterung der Sprache und die Veredelung der Denkart durch die Aneignung eines ursprünglich fremdartigen Elementes erstrebt wurde. Scipio Africanus der Jüngere und C. Gracchus [1]) wurden die Tonangeber in dieser Richtung und liefsen alle vorhergehenden Naturalisten, welche ohne Studium und Technik waren, und zu denen Servius Sulpicius Galba und Papirius Carbo und sehr viele seit Einführung der quaestiones perpetuae gehörten, weit hinter sich. Aber trotz des Genies, der Energie, der Erhabenheit und hinreifsenden drastischen Eindringlichkeit der Reden des C. Gracchus fehlte zur Kunstform immer noch jene unentbehrliche Ruhe, welche über den eigenen Gedanken, über Ausdruck, Anordnung und Action, sofort eine unerbittliche Kritik übt, fehlte auch die Anwendung einer geschmackvollen Rhetorik [2]). Selbst bei Antonius und Crassus, welche von Cicero als Ideale der Redekunst hingestellt werden, und von denen jener eine mehr naturwüchsige Beredtsamkeit erstrebte, dieser die Kenntnifs aller Wissenschaften als für einen guten Redner nothwendig darstellend ein nur durch viele Mühsale und Studien zu erreichendes Kunstideal sich gebildet hatte, selbst bei diesen scheint die Form noch nicht in gleiche Rechte mit dem stoffartigen Interesse eingesetzt worden zu sein [3]). Derjenige, welcher eine neue Aera in der Redekunst heraufführte und deren Abschlufs möglich machte, war nach Cicero's eigenem Urtheile Hortensius [4]), der sich von seinen Vorgängern wesentlich unterschied, nicht nur durch sein eminentes Gedächtnifs, nicht nur durch seinen Phantasiereichthum und durch die Fülle der Gedanken, nicht nur durch die logische Schärfe in der Anordnung und Eintheilung und in der Widerlegung der gemachten oder präoccupirten Gegengründe, nicht nur durch die Menge der schönen Sentenzen [5]), sondern vor Allem durch die lebendige, feurige, man möchte sagen jugendlich erregte [6]) und zugleich klangreiche Sprache, durch

1) Bernhardy, röm. Litt. p. 191. mit der Anm. 146.

2) Was den älteren Rednern überhaupt abging, gibt Cic. im Orat. 50. an, besonders §. 168. Es fehlte ihnen der numerus oder wenigstens bedienen sie sich desselben noch nicht mit Bewufstsein. Cic. ebendas. §. 170. Diefs war erst der Ciceronianischen Periode vorbehalten. §. 171. Et apud Graecos quidem iam anni prope quadringenti sunt, cum hoc probatur, nos nuper agnovimus.

3) Bernhardy (röm. Litt. p. 199. f. Anm. 154.) hat zuerst das überschwängliche Lob des Cicero über diese Männer in engere Schranken eingewiesen. Zu dem dort Angeführten vergleiche man noch, was Quintil. XII. 9. 5. über Antonius bemerkt: Veteribus quidem etiam dissimulare eloquentiam fuit moris: idque M. Antonius praecipit (Cic. de orat. II. zu Anfange) —. Sed illa dissimulari, quae tum erat, potuit: nondum enim tantum dicendi lumen accesserat, ut etiam per obstantia erumperet.

4) Brut. 88. ff. Man sehe besonders Bake, de temperanda admiratione eloquentiae Tullianae in den Schol. hypomnem. I. p. 11. ff.

5) Brut. 95, 326.

6) Brut. 95.

den Glanz und die Schönheit des Ausdrucks und überhaupt durch die künstlerische Composition, welche von einer angemessenen und würdevollen äufseren Beredtsamkeit unterstützt wurde: Vorzüge, für welche es bei seinen Landsleuten wenig oder keine Vorbilder gab, und die er den Vorbildern für alles ästhetisch Schöne und Kunstvolle, den Griechen, verdankte. Denn er war durch seine feurige Phantasie zu der allerdings ausschweifenden, üppigen und tändelnden asianischen Redegattung hingezogen worden. Dieser erste wahre Kunstredner fand viele Anhänger. Aber im Gegensatze zu dieser asianischen Redeweise bildete sich zu Rom eine Richtung aus, welche die alten attischen Redner in Correctheit und natürlicher Einfachheit zum Muster nehmend das tenue dicendi genus in trockene Nüchternheit, Dürftigkeit und Rauhheit umsetzte und verbildete. Dieser Richtung gehörte Brutus, Calvus und Asinius Pollio an [1]). Weder die eine noch die andere dieser Richtungen allein konnte den Ruhm höchster Vollendung für sich in Anspruch nehmen; denn was die eine zu viel hatte, das hatte die andere zu wenig: erst in der Vermittelung und Verschmelzung beider konnte sich der Beruf der wahrhaft künstlerischen Beredtsamkeit erfüllen und diese Vermittelung bewirkte Cicero, indem er sich der zwischen jenen beiden Richtungen mitten inne stehenden Rhodischen Gattung anschlofs. Hiermit ist zugleich die Bedeutung und das eigenthümliche Wesen der Ciceronianischen Beredtsamkeit wenigstens im Allgemeinen bestimmt: er hatte die Correctheit jener attischen Schule, ohne deren Nüchternheit zu theilen, und die phantasiereiche Lebendigkeit der asianischen, ohne mit der Weichlichkeit und Schwülstigkeit derselben etwas gemein zu haben. Diese Eigenschaften, zu einer schönen Harmonie vermittelst einer bewufsten, aber mehr zu ahnenden, als offen daliegenden Technik [2]) und in einer hauptsächlich von ihm vermittelst griechischer Bildung zur höchsten Vollendung gebrachten Sprache verwebt, drücken der Beredtsamkeit des Cicero den Stempel der ewigen Mustergültigkeit auf und fordern, wie von selbst, zu einer Vergleichung mit der Demosthenischen heraus: eine Vergleichung, welche seit dem Alterthume häufig angestellt worden [3]), und erspriefslicher ist, als andere Parallelen dieser Art. Welches gediegenere Urtheil könnte man aber über das Verhältnifs der beiden gröfsten Redner des Alterthums aussprechen, als dasjenige ist, welches, wie bekannt, Quintilian im 10ten Buche über sie fällt, und mit welchem wir uns im Allgemeinen begnügen können? Aber am Schlusse jener Vergleichung trägt Cicero als der später Lebende, welchem die Demosthenische Beredtsamkeit zu benutzen vergönnt war und welcher den Standpunkt seines griechischen Vorgängers überwand, doch den Preis davon. „Nam mihi videtur M. Tullius, quum se totum ad imitationem Graecorum contulisset, effinxisse vim Demosthenis, copiam Platonis, iucunditatem Isocratis. Nec vero quod in quoque optimum fuit, studio consecutus est tantum, sed plurimas vel potius omnes ex se ipso virtutes extulit immor-

1) Bake a. a. O. p. 14. ff. Vorzüglich Goeller zu Cic. Orat. 9, 29. p. 98. ff.

2) Cicero sagt selbst von sich im Orat. 12. §. 38., nachdem er alle einzelnen Mittel der sophistischen Rhetorik aufgeführt hat: quae in veritate caussarum et rarius multo facimus et certe occultius.

3) Quintil. X. 1. 105. ff. und der Verfasser der dem Longinus gewöhnlich zugeschriebenen Schrift de sublim. c. 12., welcher beide in geistreicher Weise, aber nur vom Gesichtspunkte des Erhabenen aus mit einander vergleicht. Am ausführlichsten Jenisch, Aesthetisch-kritische Parallele der beiden gröfsten Redner des Alterthums, Demosth. und Cicero. Berlin 1801.

talis ingenii beatissima ubertate." Die von Quintilian aufgestellten Vergleichungspunkte aber sind nicht die einzigen. Auch der Umstand, dafs beide Repräsentanten der vollendeten Beredtsamkeit und neben ihnen eine Menge von bedeutenden Rednern gerade vor dem Untergange der politischen Freiheit ihrer Staaten auftreten mufsten, und dafs sie sich als die Herolde des kommenden Sturzes ankündigen, ist nicht ohne tieferen Grund und Bedeutung. In Athen war die makedonische Herrschaft im Anzuge, in Rom die Usurpation eines Einzigen; die wankenden Säulen beider Staaten bedurften daher der Stütze kräftiger Arme. Die Gesinnung reichte nicht hin, um in Athen die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, in Rom die alt-republikanische Verfassung vor dem Untergange zu retten. Dazu war die energische Rede in Volksversammlungen und Senat nöthig. Je furchtbarer also die Zuckungen bei den Wehen jener Zeiten waren, welche die neue Geburt in ihrem Schoofse bargen, desto gröfser die Anstrengungen der durch Geist, Charakter und Rednergaben hervorragenden Männer, desto leidenschaftlicher aber auch die Strebungen der Gegner, welche entweder aus der Ueberzeugung; dafs das Alte sich nicht mehr halten könne, oder aus Ehrgeiz, oder bestochen von den Eindringlingen, oder von der Macht der Persönlichkeit derselben hingerissen, sich der neuen Sonne zuwandten. Das gemeinschaftliche Tragische ist, dafs beide Koryphäen der Redekunst in ihrem Ringen unterliegen: Demosthenes, die drohende Herrschaft des Makedoniers bekämpfend, zuletzt in dem sichern Bewufstsein der Erfolglosigkeit der riesenhaften Anstrengungen, Cicero als ein Opfer seiner conservativ-republikanischen Gesinnung.

Aber in einer andern Beziehung waren die Zeiten völlig verschieden. In der Demosthenischen Periode war die Herrlichkeit der Poesie, wie wir gesehen haben, längst entschwunden, und die Sophistik, eine Uebertragung der bereits vorhandenen poetischen Kunstformen auf die prosaischen Gebiete und die durch diese ausgebildete oder wenigstens in Gang gebrachte Rhetorik, geht der Vollendung der Beredtsamkeit vorher; bei den Römern dagegen mufste die praktische Kunst der Beredtsamkeit früher zur Vollendung gelangen als die Kunstpoesie, und es konnte weder die mit der Poesie verwandteste panegyrische Gattung, noch die wissenschaftliche Begründung der Beredtsamkeit vor dem Höhepunkte derselben sich geltend machen, sondern die Theorie arbeitet sich bei den Römern, besonders durch Cicero selbst, aus der vollendeten Praxis heraus, und nach dem Abschlufs der Kunstpoesie in der Augusteischen Zeit begann die declamatorische Richtung, welche der sophistischen bei den Griechen entspricht [1]). Technische Schriften, um von diesen zuerst zu sprechen, existiren zwar schon vor Cicero, wie selbst von Cato Censorius [2]), allein diese sind wahrscheinlich nur darauf gerichtet, die Erfordernisse zu einem guten Redner und einer guten Rede auf- und zusammenzustellen, und zu Einübungen der oratorischen Regeln anzuleiten. Erst durch Cicero wird die Beredtsamkeit zu einem Objecte der Speculation, und die Kenntnifs der correcten und schönen Formen zu einer besondern Wissenschaft erhoben, wie sie es in Griechenland längst vor Demosthenes gewesen.

1) Cic. orat. 12, 42.
2) Westermann, Geschichte der röm. Ber. §. 25. Anm. 7.

Mit der Umwandlung der republikanischen Staatsform in die Monarchie wurde die Beredtsamkeit, die schon in der letzten Zeit der Republik durch die lex Pompeja de vi beeinträchtigt [1]) und durch die Vertheilung des Redestoffes in einem und demselben Processe unter mehrere Redner der künstlerischen Einheit entkleidet war, auf einen beschränkten Kreis im öffentlichen Leben, im Senat und in den Centumviralgerichten eingeengt, in welchen letzteren die caussidici, patroni und advocati auftraten [2]), um ihre Kunst, die häufig in schönen Phrasen bestand, glänzen zu lassen, und so stellte sich allmählig eine Schulberedtsamkeit, die nur auf Effect berechnet war und je länger je mehr von Natur und Wirklichkeit sich entfernte, auf die Stelle der eigentlichen Staatsberedtsamkeit. Es war nun nicht mehr der gesunde Boden des politischen Lebens, in welchem der Baum der Redekunst wurzelte, sondern das Treibhaus der Schulweisheit, in welchem dieselbe ein Gewächs ohne Frucht und Duft, wenn gleich durch Glanz und Farbenreichthum das Auge bestechend [3]), ein künstlich gehegtes Dasein fortführte. Wenn diese Eigenschaften der Redekunst der Kaiserzeit ein Analogon in der Sophistik haben, so unterscheiden sich die Declamatoren von den Sophisten dadurch, daſs nur wenige von jenen das Verlangen hatten einen gewissenhaft abgemessenen Numerus herzustellen, wie die Sophisten. Von dem dritten Jahrhundert an blieb die römische Redekunst nicht mehr ausschlieſsliches Eigenthum Roms, sondern drang überall hin, wohin sich die Ströme des römischen Lebens ergossen, ähnlich wie in der nachdemosthenischen Zeit in Griechenland. Denn griechisches Leben und mit ihm griechischer Geist und Litteratur verlief sich nach Asien, nach Rhodos, nach Aegypten; das römische fand Pflanzstätten in Gallien, Spanien, Africa. Daher finden wir die griechische Redekunst auch dort, die römische auch hier. Gallien [4]) erzeugte eine leichtfertige, sentenzenreiche Manier, besonders in den panegyricis, Africa eine üppige und schrankenlose.

Es bliebe für diesen Theil des Vortrags vielleicht noch übrig, einzelne griechische und römische Redner mit einander zur Vergleichung zusammenzustellen, wenn eine solche mit Ausnahme der zwischen Demosthenes und Cicero angestellten überhaupt möglich wäre. Denn da wir die vollständigen Reden keines einzigen Römers mit Ausnahme Cicero's besitzen, und uns demnach nur auf spärliche und magere Bruchstücke und auf die Urtheile Cicero's, Quintilian's und anderer Schriftsteller angewiesen sehen; so fehlt uns jede feste Handhabe zur Erfassung und Beurtheilung der einzelnen Redner, jede concrete Anschauung ihrer oratorischen Wirksamkeit und somit jedes sichere Merkmal zu einer Vergleichung mit den attischen Rednern, die wir zum gröſsten Theile aus ihren Werken kennen. Ohnehin hat eine solche Vergleichung einen nur geringen Nutzen für die Wissenschaft und ist meist nur ein Spiel des Witzes. Die Parallele zwischen Cato und Lysias ist schon gewürdigt worden. Was gewinnen wir daraus, wenn Cicero den M. Cornelius Cethegus, welchen Ennius Suadae medulla nennt, mit dem Perikles in Ver-

1) Westermann a. a. O. §. 59. p. 149. Wir kommen im zweiten Theile auf dieselbe zurück.

2) Darüber, sowie über den Zustand der Redekunst unter den Kaisern überhaupt gibt das vortreffliche Programm von Bonnell: De mutata sub primis Caesaribus eloquentiae Romanae condicione, imprimis de rhetorum scholis, commentatio historica. Berlin, 1836, die beste Auskunft.

3) Bonnell p. 9.

4) Westermann, Geschichte der röm. Ber. §. 78 u. 89.

bindung bringt, weil Eupolis sage, daſs die Göttin *Πειθώ* sich auf dessen Lippen niedergelassen habe [1]); wenn ferner derselbe Cicero [2]) den C. Servilius Glaucia, einen unsittlichen und aufrührerischen Schreier, mit Hyberbolos zusammenstellt; vollends wenn er [3]) den berüchtigten und verhaſsten Ankläger M. Brutus, den Verwandten des bekannten Republikaners, dem Redner Lykurg an die Seite setzt; ein Vergleich, der nur in den Anklagen, aus welchen beide Profession machten, seinen Grund hat, sonst aber gegen den attischen Redner durchaus unbillig ist.

Nach dieser Vergleichung der historischen Entwickelung der griechischen und römischen Beredtsamkeit wende ich mich nun dem zweiten Theile dieses Vortrags zu, welcher der Ankündigung zufolge eine Vergleichung des bestimmten Wesens und der gewordenen Zustände derselben zum Gegenstande haben sollte.

Die den Griechen angeborene und angeschaffene schöne Natur zeigte sich schon in der äuſsern Haltung ihrer Redner, welche von Solon bis auf den Beginn des peloponnesischen Kriegs mit ruhigem Ernst und schöner Würde, nicht einmal die Hand zur Gesticulation bewegend, sondern im Gewande geborgen [4]), vor die Zuhörer hintraten; Perikles wird auch in Hinsicht auf diese Wohlanständigkeit auf der Rednerbühne als Muster aufgestellt [5]). Zuerst verstieſs Kleon, auch sonst eine unschöne Erscheinung, durch sein fahriges, leidenschaftlich cynisches Auftreten gegen jene Strenge der Sitte [6]), welche von Solon sogar zum Gesetz erhoben worden war. Aber wenn dieselbe auch seit dieser Zeit nicht mehr so heilig gehalten wurde, als ehedem, und wenn auch das Abhandenkommen derselben, namentlich auch in der Demosthenischen Zeit von Aeschines beklagt wird, so sieht man doch aus der besondern Rüge einzelner Redner, daſs die Verletzung der *εὐκοσμία* nur eben von einzelnen begangen wurde, und nicht so allgemein war, als wenigstens seit C. Gracchus (welcher deſshalb mit Kleon zusammengestellt wird [7]) bei den Römern, die man sich überhaupt heftiger und leidenschaftlicher in Mienen und Bewegungen zu denken hat, da ihnen der feine Sinn der Griechen für eine ruhige, gleichsam plastische Erscheinung auf der Rednerbühne abging. Vermiſst doch Cicero [8]) an dem M. Calidius die Hauptmittel zur Belebung und Begeisterung der Zuhörer, nämlich das Schlagen an Stirn und Schenkel und, was noch das Geringste sei, das Stampfen mit dem Fuſse [9]); berührte doch Antonius, der sonst wegen seiner körperlichen Beredtsamkeit gerühmt wird [10]), den Boden mit dem Knie, als er sich nach der

1) Cic. Brut. 15, 59.

2) Ibid. 62, 224.

3) Ibid. 34, 130. und daselbst Bernhardy.

4) Aeschin. in Timarch. §. 25. f. rühmt dieſs, wie von den älteren Rednern überhaupt, so von Solon insbesondere, der in einer Statue auf Salamis ἐντὸς τὴν χεῖρα ἔχων dargestellt sei. Vergl. Aeschin. in Ctes. §. 2. Quintil. XI. 3. 138. Es war dieſs fast mit dem Begriffe eines Attischen Redners verbunden. Quint. XII. 10. 21.

5) Plut. Pericl. 5.

6) Plut. Nic. 8. und Tib. Gracch. 2.

7) Plut. Tib. Gracch. 2. Allerdings wurde in der früheren Zeit den jüngeren zuerst auftretenden Rednern das Zurückziehen des Arms in die Toga auch zur Pflicht gemacht. Cic. pro M. Caelio 5. Nobis quidem olim annus erat unus ad cohibendum brachium toga constitutus. Vergl. im Allgemeinen Quintil. XI. 3. 138.

8) Brut. 80, 278. Quintil. XI. 3. 155.

9) Diese supplosio pedis verlangt er selbst unter gemäſsigteren Regeln, die er über die äuſsere Beredtsamkeit aufstellt, de orat. III. 59, 220.

10) Cic. Brut. 38, 141. 59, 215. Quintil. XI. 3. 8.

lex Varia vertheidigte [1]); fuhr doch C. Julius Caesar, als er für den Masintha gegen den numidischen König Hiempsal sprach, dem Sohne des Juba in den Bart [2]); und werden doch alle diese eccentrischen Ausbrüche der Leidenschaft von Quintilian [3]) als üblich, für Unwillige wohl geeignet und die Zuhörer erregend dargestellt und empfohlen.

Aber der künstlerische und poetische Sinn der Griechen äufserte seine Einwirkung auch auf die Form der Reden; nicht als ob dieselben poetischer wären als die römischen; im Gegentheil: mit dem allmählichen Verlöschen der Sophistik emancipirte sich die Beredtsamkeit auch von der vorzugsweise poetischen Sprechweise, und nur in dem Bau der Reden zu Kunstwerken im Einzelnen und Ganzen sind die Nachwirkungen der Poesie zu erkennen; selbst von Tropen und Figuren machen wenigstens Lysias, Demosthenes und Aeschines einen nur mäfsigen Gebrauch. Durch die demegorischen sowohl als gerichtlichen Reden Cicero's dagegen, in welchem sich mit einem Male alle die Erscheinungen zusammengefafst zeigen, die bei den Griechen sich nach einander überwunden und abgelöfst haben, zieht sich ein poetisch-panegyrischer Ton [4]), welchen die Griechen in der besondern epideiktischen Gattung angewendet hatten, und von welchem sie sich in der nachsophistischen Zeit bis auf Demosthenes vor Volk und Richtern allmählich befreiten. Hierin hat auch auf der einen Seite die gröfsere Fülle der römischen Redner und die gröfsere Gedrängtheit und Einfachheit der griechischen, welche wenigstens in den in Privatprocessen gehaltenen Reden erkennbar ist [5]), ihren Grund, während auf der andern die Anmuth und Grazie der Attiker sich durch rhetorische Künste nicht erreichen oder ersetzen liefs [6]).

Aus der Liebe der Griechen zur Dichtkunst überhaupt und aus dem lebendigen Interesse für die nationalen Dichterwerke, welches ein Redner zu Athen bei seinen Zuhörern mit gutem Grunde voraussetzen konnte, läfst sich die öftere und uns übermäfsig scheinende Anwendung von homerischen, sophokleischen, euripideischen, solonischen und andern Dichterstellen bei Lykurg, Aeschines und Demosthenes erklären. Zwar hat auch Cicero [7]) Stellen aus Attius, Ennius, Pacuvius, Lucilius, Plautus, Terentius und Cäcilius zur Ergötzung und Erholung der Hörer [8]) angeführt, aber es sind doch nur kleine und unbedeutende Bruchstücke, nicht, wie bei den Griechen, gröfsere Partieen aus ihren Dichtern. Diefs gefiel erst einem späteren Zeitalter, wie diefs von dem seinigen der geistreiche Verfasser des Dialogus de oratoribus bezeugt [9]). Allgemeine philosophische Sentenzen sind der römischen Natur entsprechender und wurden daher auch, besonders von Hortensius, oft ohne innere Nothwendigkeit [10]), ge-

1) Cic. Tusc. II. 24, 57.
2) Sueton. C. Julius Caes. 71. Meyer, Oratt. Rom. fragm. p. 416.
3) XI. 3, 123.
4) S. vor Allem Bernhardy's röm. Litt. p. 599.
5) Diefs ist z. B. bei Demosthenes der Fall, welcher in den Philippischen Reden voller und erhabener erscheint, als in den in Privatprocessen gehaltenen. Fr. A. Wolf, Prolegg. ad Dem. Leptin. p. 41.
6) Man sehe das höchst interessante Urtheil Quintil. XII. 10, 35. nach
7) Pro Sest. c. 55. 56. 57. 58. Pro Caelio c. 16. Pro Balbo c. 22. in Pison. c. 19. 25. 33. Philipp. XIII. c. 21. Noch häufiger hatte solche Dichterstellen Asinius Pollio.
8) Quintil. I. 8, 11. und dazu Spalding.
9) c. 20.
10) Cic. Brut. 95, 326.

wissermaſsen als Ersatz für jene poetischen Zugaben, in die Reden hineingezogen [1]). Natürlich muſste auch die mit der Poesie in engem Zusammenhange stehende Kunst des oratorischen Numerus [2]), welche von den Sophisten zuerst mit Bewuſstsein, aber im Uebermaſse angewendet, von Isokrates zum Gipfel der Vollkommenheit erhoben [3]) und von keinem der attischen Redner auſser Acht gelassen wurde, bei den Römern lange Zeit ruhen, bis man das Miſstrauen gegen die hinterlistig überredende Kraft derselben in gerichtlichen und Volksreden überwand [4]), d. h. eigentlich erst in der Ciceronianischen Periode.

In diesem Falle war also der Entwickelung der Kunst die heilige Achtung vor der Wahrheit hinderlich, eine Achtung, welche eine Verdrehung, Verfälschung, Unterschlagung oder gar Erfindung und Unterschiebung von Gesetzen und Beschlüssen nicht so leicht aufkommen lieſs [5]), wie sie so häufig ein attischer Redner dem andern vorwirft. Diese Wahrheitsliebe der Römer und die ehrfurchtsvolle Scheu vor der Unantastbarkeit der Gesetze hatte als Quelle denselben Ernst, welcher auch in der Verehrung alles Göttlichen sichtbar ist, und sie trieb alle Staats- und Privatangelegenheiten mit den Göttern zu beginnen; hätte da die Rede, welche als ein schweres Gewicht in die Wagschale des Staates fiel, ohne Gedanken an die Gottheit sein können? Bei den ältern Rednern wenigstens herrschte der heilige und schöne, zu Cicero's Zeiten freilich wieder abgekommene [6]) Brauch der Anrufung der Götter im Eingange der Reden; namentlich versäumten es Cato und Gracchus niemals ihren Reden ein Gebet voraufzuschikken [7]). Die Griechen dagegen brachten eine so ehrwürdige Einleitung durchaus niemals regelmäſsig, sondern nur höchst selten in Anwendung, und dann geschah es, wie bei Demosthenes und Lykurg [8]), nur, wenn in dem Gegenstande der Rede selbst eine Veranlassung dazu geboten war [9]).

Diesem ehrwürdigen Ernst der Römer steht der wenn auch liebenswürdige Leichtsinn des athenischen Volkes gegenüber, welcher den durch die Demokratie blühenden Staat nach dem Tode des Perikles wie spielend den Händen des Pöbels überlieferte und mit der Ochlokratie zwei Ausgeburten derselben groſs zog, die sich der Rednerbühne bemächtigten, und in solch cynischer Wildheit so wenig bei den Römern vorkamen, daſs ihnen sogar die Namen für dieselben fehlten: ich meine die Demagogie und Syko-

1) Quintil. XII. 10, 48. Ceterum hoc quod vulgo sententias vocamus, *quod veteribus praecipueque Graecis in usu non fuit* (apud Ciceronem enim invenio), dum rem contineant et copia non redundent et ad victoriam spectent, quis utile neget?

2) G. Hermann de differ. prosae et poet. orationis in den Opusc. I. p. 121. gibt den Unterschied des poetischen und oratorischen Numerus schärfer und bestimmter als die Alten an.

3) Cic. orat. 52.

4) Goeller in den sehr lesenswerthen Prolegg. zu Cic. orat. cap. 41. sq., besonders p. 310.

5) Allerdings wirft Cic. dem Antonius in der zweiten Philippica c. 3, 6. vor, daſs er selbst eingestanden habe, Gesetze, welche niemals promulgirt worden seien, in seiner eigenen Sache gegeben zu haben. Allein man muſs immer bedenken, daſs jenes in Zeiten der Bürgerkriege, also in gesetzlich nicht geordneten Zuständen und von einem Antonius geschehen ist.

6) Cic. div. in Caecil. 13. ironisch: Si quid ex vetere aliqua oratione, Jovem ego optimum maximum.

7) Servius ad Virg. Aen. XI. 301. Maiores nullam orationem nisi invocatis numinibus inchoabant, sicut sunt omnes orationes Catonis et Gracchi. Nam generale caput in omnibus legimus. Meyer, Or. Rom. fr. p. 19.

8) Demosth. in der Rede für den Kranz und Lykurg gegen Leokrates.

9) Dissen zu Dem. de cor. §. 1. p. 156. seiner Ausg.

phantie; die römischen Delatoren wenigstens, welche mit den Sykophanten verglichen werden können, gehörten erst der Kaiserzeit an. Die Reden der Demagogen mufsten durch Schmeicheleien, welche sie in den Volksversammlungen dem Volke spendeten, die der öffentlichen Sykophanten durch die Verläumdungen, welche sie gegen die höher Gestellten und Begüterten in den Gerichtshöfen schleuderten, einen Geist der Unwahrheit und Lüge annehmen, welcher allmählig die meisten Redner ergriff und selbst die besseren bisweilen mit fortrifs [1]). Diesen Unsitten gesellte sich, besonders in der Demosthenischen Periode, eine der Gesunkenheit des Demos entsprechende Würdelosigkeit und Gemeinheit bei, welche sich nicht selten, wenn der Redner in Aufregung und Zorn über den Gegner gerieth, in den spitzigsten Stachelreden oder in den gröbsten und anstöfsigsten, zum Theil selbst von Demosthenes nicht verschmähten Schimpfworten Luft machte [2]), wie *κίναδος, κίναιδος, θηρίον, γόης, βαλαντιοτόμος, κάθαρμα, ἀλιτήριον, κατάρατος, κατάπτυστος, μιαρός, γραμματοκύφων, ἀλώπηξ* u. a., gegen welche belua des Cicero fast vereinzelt dasteht [3]). Dieser besafs, wie die Römer überhaupt, eine weit schneidendere Waffe gegen seine Widersacher an der Ironie und dem Witze [4]), an welchem namentlich Demosthenes arm erscheint.

Die schaffende Kraft der Griechen gab sich aufser in der Poesie auch in der Tiefe und Schärfe der philosophischen Speculation kund, welche sich in der Beredtsamkeit nicht verläugnete, sondern in den gewissermafsen dialektischen Theilen der Rede hervortrat, d. h. in der confirmatio und refutatio. Scharfsinn in der Auffindung der Gründe zur Vertheidigung oder Widerlegung, feines Geschick in der Anordnung derselben, die Kunst, die Einwürfe den Händen des Gegners im Voraus zu entwinden und in ihr Nichts aufzulösen, zeichnete die Attiker mehr oder weniger aus [5]). Auch die Römer vernachlässigten die Philosophie seit dem Bekanntwerden mit griechischer Litteratur keinesweges, und Cicero, welcher von sich sagt, dafs er nicht aus den Werkstätten der Rhetoren, sondern aus den Räumen der Akademie als Redner hervorgegangen sei [6]), nahm für den Redner die ausgebreitetsten philosophischen Kenntnisse in Anspruch [7]). Allein in ihren Reden selbst offenbart sich mehr die Anwendung der praktischen Disciplinen der Philosophie, des psychologischen und ethischen als des speculativen Elements; ich meine, sie sind stärker als die Griechen in der Zeichnung der Charaktere, in der Auffindung und Darlegung von innern Motiven zu Gesinnungen, Worten und Handlungen, und in der feinen psychologischen Behandlung des menschlichen Her-

1) K. Fr. Hermann, gr. Staatsalterth. §. 163. Wachsmuth, Hellen. Alterthumsk. II. p. 597. u. 666. Schoemann, Antiq. iuris publ. Gr. p. 185. Hier kann nicht ausgeführt werden, in wie weit Aeschines, Demosthenes, Dinarch u. a. die Wahrheit verfälscht haben.

2) Wachsmuth I. p. 669.

3) Verr. V. 42, 109. pro Sestio 7, 16. und daselbst Halm, welcher noch anführt pro Sulla 27, 76. Cicero sagt sogar vom Antonius, dem er doch alle erdenklichen Verbrechen vorhält, Phil. II. 3, 6., dafs er ihn mit Mäfsigung behandelt und sich aller Schmähungen enthalten, indem er fortfährt: Quod quidem cuius temperantiae fuit de M. Antonio querentem abstinere maledicto?

4) Quintil. X. 1, 106. pugnat ille (Demosthenes) acumine semper, hic (Cicero) frequenter et pondere. XII. 10, 36. Subtilitate vincimur; valeamus pondere.

5) Orat 4, 12. Dialog. de oratt. 32.

6) Quintil. X. 1, 107. Ein schönes Beispiel pro Murena c. 30.

7) Orat. 4 u. 5., ferner 33, 118.

zens[1]); auch machen sie einen häufigeren Gebrauch von moralischen Gemeinplätzen; in der Dialektik der Beweisführung aber, in dem von den Griechen oft angewendeten *ἐκ τῶν εἰκότων εἰπεῖν*[2]), in der Widerlegung und in der geschickten, zuweilen schlauen Auslegung der Gesetze und Beschlüsse stehen sie ihren Vorbildern im Allgemeinen nach[3]). Wie oft muſs daher Cicero da, wo seine Gründe nicht ausreichen wollen, zur Anflehung des Mitleids für den Angeklagten seine Zuflucht nehmen, in dessen Erregung er[4]), so wie die Römer überhaupt[5]), eine gröſsere Stärke besaſs als die Attiker, vor deren Areopag sogar jede stärkere Appellation der Redner an das Gefühl der Areopagiten verboten war[6]). Daher überlieſsen die andern Redner dem Cicero gern die peroratio[7]), in welcher es auf einen letzten, starken und haftenden Eindruck auf die Richter abgesehen war. Aber nicht nur in Beziehung auf die innern Beweise, welche ein Ergebniſs der Reflexion des Redners selber sind[8]), auch in der äuſserlichen[9]), nämlich in der Beibringung von Aktenstücken und Beweisschriften aller Art, tritt der Unterschied ein, daſs dieselben inmitten aller gerichtlichen Reden der Griechen ohne Ausnahme an den geeigneten Stellen nach der Aufforderung des Redners durch den Grammateus verlesen, bei den Römern dagegen in der Regel nicht eingeschoben wurden; wenigstens werden die Zeugen in öffentlichen Gerichten erst nach den Reden des Anklägers und Angeklagten abgehört[10]), im Verlaufe der Rede nur gewisse Fragen an dieselben von dem Sprecher selbst gestellt, und bloſs in einigen bestimmten Fällen die Ver-

---

1) Daher Cicero summus ille tractandorum animorum artifex heiſst. Bernhardy, röm. Litt. p. 599.

2) Wachsmuth, Hell. Alt. II. p. 275. Ueber Begriff, Anwendung und Wirksamkeit des *εἰκὸς* s. Anaxim. Rhetor. 7. p. 27. f. ed. Spengel und dessen Bemerkungen p. 154.

3) Jenisch, Aesthetisch-kritische Parallele zwischen Dem. und Cic. p. 121. ff.

4) Er spricht selbst davon Orat. 38. und führt zwei Beispiele aus eigener Praxis an. Vergl. pro Sestio c. 2.

5) Quintil. X. 1, 107. Salibus certe et commiseratione — vincimus. Beispiele zum Theil der stärksten Art von solchen Erregungen des Mitleids bei den Römern gibt in Menge derselbe Quintil. VI. 1. Man begnügte sich nicht nur Kinder und Greise vorzuführen, Wunden (Cic. Verr. V. 1, 3.) und blutbefleckte Schwerter zu zeigen, den gemiſshandelten Leib zu entblöſsen (Quintil. VI. 1, 30 und 31.), was bei den Griechen auch vorkam (Wachsmuth, Hell. Alt. II. p. 275.), sondern man lieſs sogar irgend ein Verbrechen, eine scheuſsliche That auf dem Vorhange der Rednerbühne oder auf einem besonders aufgestellten Gemälde bildlich den Augen der Richter darstellen. Quintil. a. a. O. §. 32. und dazu Spalding. Beispiele von Servius Sulpicius Galba (Meyer, Or. Rom. fragm. p. 166 u. 167.), von Antonius, Cic. Tuscul. II. 24. de orat. II. 47. Vergl. Bernhardy, röm. Litt. p. 582. Anm. 533.

6) Der allgemeine Ausdruck war *τὸ ἔξω τοῦ πράγματος λέγειν*. Aristot. Rhet. I. 1. 5. Lycurgi Leocr. § 13. Taylor, Lectt. Lys. p. 310. ff. Daſs dieses Verbot von allen Gerichten galt, wie Quintil. II. 16, 4. VI. 1, 7. und Athenaeus p. 590. E. berichten, ist ein Irrthum, welcher schon von Spalding zur ersteren Stelle Quintil. widerlegt worden ist.

7) z. B. pro Murena, pro Balbo, pro Sestio. S. Cic. Orat. 37, 130. Brut. 51, 190. pro Balbo c. 7. Dergleichen rührende Schluſsreden waren mitunter verlacht worden. Pro Plancio 34.

8) Anaxim. Rhetor. 7. p. 27. ed. Spengel. *τὰ μὲν γὰρ εἰκότα καὶ παραδείγματα καὶ τεκμήρια καὶ ἐνθυμήματα καὶ αἱ γνῶμαι καὶ τὰ σημεῖα καὶ οἱ ἔλεγχοι πίστεις ἐξ αὐτῶν τῶν λογων καὶ τῶν ἀνθρώπων καὶ των πραγμάτων εἰσίν, ἐπίθετοι δὲ δοξα τοῦ λέγοντος μαρτυρίαι βάσανοι ὅρκοι.*

9) Anaxim. a. a. O. nennt sie *ἐπίθετοι*, Aristol. Rhet. I. 15. p. 149. ed. Buhle *ἄτεχνοι πίστεις* (Quintil. V. 1. 2. probationes inartificiales), deren er fünf aufführt: *νομοι, μάρτυρες, συνθῆκαι, βάσανοι* (quaestiones bei Cic. in Cluent. 66. u. Brut. 80, 277.), *ὅρκοι*. Vergl. auch Cic. orat. 35, 122. de orat. II. 27, 116. Ernesti lex. techn. Gr. v. *πίστεις*. Maercker de Theodecte p. 45. Anm. 15. Uebrigens füge ich noch hinzu: *ἐρωτήσεις* (Lys. 13. in Agor. §. 30. 32.), *ἀραί, μαντεῖαι*.

10) Cic. pro Flacco 10. Nam antea quum dixerat accusator acriter et vehementer quumque defensor suppliciter demisseque responderat, *tertius ille erat exspectatus locus testium*. Quintil. V. 7, 25. Quod iis temporibus, quibus testis non post finitas actiones rogabatur, et facilius et frequentius fuit. Von welcher Zeit an dieſs geschehen, ist nicht zu bestimmen.

lesung der schriftlichen Zeugnisse durch den scriba vorgenommen [1]). Weil diese Einschiebungen und Zusätze nicht das unmittelbare Werk des Redners waren, so wurde bei den Griechen die Zeit, welche dergleichen Unterbrechungen wegnahmen, in das für den Vortrag bestimmte Maafs nicht mit eingerechnet, sondern jedes Mal unterdessen die Klepsydra aufgehalten [2]). Solche Einschnitte in die Rede mufsten dem Redner sowohl als den Zuhörern erwünschte Ruhepunkte gewährern, jenem zur Sammlung für neue und gröfsere Anstrengung und Entwickelung rednerischer Kraft, diesen zu augenblicklicher Erholung von geistiger Spannung und innerer Bewegung, gleich dem Chor in der Tragödie, welcher auf Schauspieler und Zuschauer gleich wohlthätig und für weitere Anspannung gleich kräftigend wirkte. Wenn eine solche Sammlung dem römischen Redner nicht vergönnt war, indem die ganze Last des Vortrags auf ihm ruhte, so hatte er es dagegen in seiner Hand, das Interesse ungetheilt bis zum Schlusse für sich und seinen Gegenstand zusammenzuhalten und den Eindruck, der bei den Griechen vertheilt war, auf einen Punkt zu concentriren.

Nicht blofs indessen durch die innere Verschiedenartigkeit der Natur und des Charakters der beiden Völker des Alterthums war das verschiedenartige Wesen der Beredtsamkeit derselben bedingt; auch in der abweichenden Eigenthümlichkeit einiger staatlichen Einrichtungen lag es begründet, dafs die Beredtsamkeit sich in mancher Hinsicht anders gestaltete bei den Römern, anders bei den Griechen.

Ich erwähne zuerst das zu Athen bestehende Gesetz, nach welchem jede der betheiligten Parteien in Privatsachen vor Gericht das Wort für sich selbst zu nehmen verpflichtet war und nur in öffentlichen Processen zur weiteren Ausführung gewisser Punkte nach der Hauptrede gerichtliche Beistände auftreten durften. Da hierzu aber nicht ein Jeder die nöthige Rednergabe besitzen konnte, so wurde es seit Antiphon, welcher als der erste Logographos genannt wird [3]), Sitte, dafs der Sprecher sich die zu haltende Rede von einem Redner vom Fache für Geld anfertigen und aufschreiben liefs. Der nicht eben in hoher Achtung stehenden [4]) Logographie widmeten sich gleichwohl die bedeutendsten Redner, wie aufser Antiphon besonders Lysias, Isaeos und selbst Demosthenes. Die Römer dagegen, bei denen die persönliche und mündliche Durchfechtung des Rechtshandels nicht geboten war, sondern die Procefsführenden durch ihre im Sprechen geübten patroni vollständig vertreten werden durften, haben mit Ausnahme des L. Aelius [5]) keine Logographen aufzuweisen.

1) Quintil. V. 7. W. Rein in Pauly's Real-Encycl. unter Testimonium p. 1729.

2) Meier u. Schömann, Att. Proc. p. 717.

3) Spalding zu Quintil. III. 1. 10. Meier und Schömann, Att. Proc. p. 707. Welcker, Prodikos p. 422. Anm. 89. Antiphon deshalb von den Komikern verspottet. Westermann, Gesch. der griech. Ber. §. 40. Anm. 10. O. Müller, gr. Litt. II. p. 325.

4) Plat. Phaedr. p. 257. C. u. D., wo zuerst Phaedros zum Sokr. sagt, dafs neulich einer der Staatsmänner den Lysias einen *λογογράφος* geschimpft habe, und dann spricht: *καὶ σύνοισθά που καὶ αὐτὸς ὅτι οἱ μέγιστον δυνάμενοί τε καὶ σεμνότατοι ἐν ταῖς πόλεσιν αἰσχύνονται λόγους τε γράφειν καὶ καταλείπειν συγγράμματα ἑαυτῶν* (Funkhaenel in Schneidewin's Philologus III. 2. p. 322. f.) *δόξαν φοβούμενοι τοῦ ἔπειτα χρόνου, μὴ σοφισταὶ καλῶνται.* Weiterhin beweist Sokr. dem Phaedros, dafs *τὸ γράφειν λόγους* an sich nicht schimpflich sei, sondern nur *τὸ μὴ καλῶς λέγειν καὶ γράφειν*. Aber auch Aeschines Ctes. §. 173. u. Timarch. §. 94. gebraucht es mit verächtlicher Nebenbedeutung. Man trieb die Sache, die *λογογραφία*, den Namen aber scheint man verschmäht zu haben.

5) Westermann, Gesch. der röm. Ber. §. 33. Anm. 8.

Jenes athenische Gesetz schloſs von selbst den von Cicero [1]) getadelten Miſsbrauch aus, welcher sich zu Rom allmählig in Folge des Mangels einer gesetzlichen Bestimmung über die Anzahl der patroni eingeschlichen hatte, daſs vier, dann sechs, ja nach den Bürgerkriegen sogar zwölf patroni in einem und demselben Processe als Redner auftraten [2]), welche den Stoff unter sich vertheilten. Denn die συνήγοροι der Athener schlieſsen sich in ihrem Vortrage nur an den des Hauptredners an, um einzelne Punkte in demselben zu ergänzen, zu erweitern und zu bekräftigen, und sind eigentlich mehr geduldet als daſs sie wesentlich zur Proceſsführung gehörten [3]). Daſs dem Cicero hierbei oft die peroratio zufiel, ist schon bemerkt worden. Durch diese Verzettelung des Redestoffs wurde nicht nur der folgende Redner gezwungen, immer den vorhergehenden an Kraft, Fülle, Schönheit und Neuheit zu überbieten, sondern es muſste auch alle Einheit und zugleich mit dieser die eben erst errungene Kunstmäſsigkeit des Vortrags und mit dem Haschen nach gesteigertem Effect und nach immer neuen Reizmitteln für den Eindruck und Beifall die Wahrheit zu Grunde gehen.

Wenn die Logographie dadurch, daſs das gesprochene oder zu sprechende Wort durch die Schrift fixirt und einem weiteren Kreise zur beschaulichen Betrachtung überliefert wurde, zur Weiterbildung der Beredtsamkeit wesentlich beitrug, so muſste hingegen eine gesetzlich dem Redner für seinen Vortrag zu eng bestimmte Zeit, zumal wenn dieselbe einen wichtigen und in kurzer Frist nicht erschöpfend zu behandelnden Gegenstand betraf, für die Redekunst von nachtheiligen Folgen sein. In Athen war dem vor Gericht Sprechenden eine bestimmte Zeit durch die Klepsydra von der Behörde je nach der Wichtigkeit der Sache zugemessen [4]). In Rom dagegen war dem Redner kein Maaſs und Ziel gesetzt [5]) bis auf Pompejus, welcher, um jeden Proceſs an einem und demselben Tage zu Ende zu führen, durch die lex de vi in seinem dritten Consulate im Jahre 702 zwei Stunden für den Ankläger, drei für den Beklagten zum Sprechen bestimmte [6]), nach Ablauf welcher Zeit der praeco sein „dixere" erschallen lieſs [7]): ein Gesetz, durch welches der freie Erguſs der Rede gehemmt und diejenigen, welche sich einer solchen Beschränkung nicht fügen wollten oder konnten, von der Führung aller wichtigeren Processe zurückgeschreckt und abgehalten wurden, während Andere, um die Zeit auch wirklich auszufüllen, nach Erledigung der Hauptsache zu allerlei Abschweifungen und unnützem Gerede ihre Zuflucht nahmen.

Ein weiterer, in der Sitte und in gesetzlichen Bestimmungen begründeter Unterschied der griechischen und römischen Beredtsamkeit betrifft die Leichenreden, auf welche bei den Römern bis auf die Kaiserzeit die selbständige epideiktische Gattung beschränkt war. Die Epitaphien der Griechen nämlich, wie der des Perikles, Lysias,

---

1) Brut. 57, 207. de orat. II. 7, 30. (durch den Mund des Antonius).
2) Ascon. in Scaur. p. 20. Westermann a. a. O. §. 59. Anm. 15. Goeller zu Cic. Orat. p. 254.
3) Meier u. Schöm. Att. Proc. p. 708 u. 9.
4) Herm. Staatsalterth. §. 142. p. 318. Wachsmuth, Hell. Alt. II. p. 273.
5) Dial. de oratt. 38.
6) Göttling, Gesch. der röm. Staatsverf. p. 482. Ellendt zu Cic. de orat. III. 34. 138. p. 415. Westermann a. a. O. §. 59. Anm. 14. Die Kaiser wichen mitunter von dieser lex ab, wie aus Plin. ep. II. 11. 14. ersichtlich.
7) Quintil. I. 5. 43. VI. 4. 7., u. daselbst Spalding. Cic. Verr. II. 30.

Demosthenes, Hyperides [1]), wurden zum Lobe der im Kampfe für das Vaterland gemeinschaftlich Gefallenen in der Absicht gehalten, damit einerseits dasselbe durch den Mund seiner Redner eine Schuld der Dankbarkeit und Pietät abtrüge, andererseits die übrigen, besonders die jüngern Bürger zu gleicher Aufopferung entflammt und begeistert, die alten getröstet würden [2]), hauptsächlich aber, damit dem Verlangen des souveränen Volkes Genüge geschähe, sich bei dieser schicklichen Gelegenheit, wo es in den Todten einen Theil seines eigenen Wesens dahin gegeben und verloren hatte, einmal recht gepriesen, erhoben und geschmeichelt zu sehen [3]), mit Verschweigung der einzelnen grofsen Männer, welche allein die Triebfedern und die eigentliche Seele der nur dem Demos nachgerühmten Grofsthaten waren. Ja es wurde sogar Sitte, zum Andenken an die gefallenen Vaterlandsvertheidiger eine solche Leichenrede alljährlich zu wiederholen [4]). Dieses Lob einer ganzen Gesammtheit von Gebliebenen und dieses Ignoriren der einzelnen Wohlthäter und Beglücker des Volks gegen die grofse, auf jedes Verdienst eifersüchtige Masse vergegenwärtigt uns in den griechischen Epitaphien das Bild einer echt demokratischen Einrichtung, wie sie den Römern fremd ist [5]). Da diese vermöge ihrer aristokratischen Natur das Individuum nicht in der Masse aufgehen liefsen, sondern ihm seine besondere Berechtigung dieser gegenüber zuerkannten, so galten bei ihnen die Leichenreden auch nur jedesmal einem Verstorbenen, und zwar hatte eigentlich der nächste Anverwandte die Verpflichtung dieselbe zu halten, oder es wurde dies durch Senatsbeschlufs einem der Magistrate vielleicht in dem Falle übertragen, dafs der Verstorbene eine der höchsten Würden des Staates bekleidet hatte [6]). Wenn auch Frauen seit den Zeiten des Camillus [7]) ganz abweichend von dem griechischen Gebrauche Leichenreden erhielten, so liegt der Grund in der hohen Achtung der Römer, welche sie vor den Matronen als den wahren Trägerinnen der Erziehung für das Staatsleben hatten.

Bei dieser Gelegenheit will ich zuletzt noch eine von der griechischen Sitte abweichende Erscheinung berühren, welche vor Cicero's Zeit schwerlich vorgekommen ist. Wir finden nämlich bei ihnen auch vor Gericht sprechende Frauen, wie die Quinta Hortensia [8]), Tochter des berühmten Hortensius, ferner Amaesia Sentia und Afrania [9]). Diefs ist in Athen ebenso unerhört, als ein öffentlich sprechender Knabe, wie Octavius, welcher nach Sueton [10]) im 12ten Jahre seines Alters die laudatio funebris für seine Grofsmutter Julia hielt.

Da wegen der Kürze der Zeit eine Besprechung dieser nur zum Theil vorgetragenen Vorlesung nicht möglich war, so ertheilte zum Schlusse der Vorsitzende dem Prof. Piper aus Berlin das Wort zu einem Vortrage:

1) Ueber den letzten s. Sauppe in der Ausg. der Orat. Att. II. p. 292. f.
2) Plat. Menex. p. 236. extr.
3) Roscher, Thukydides p. 505., welcher Dahlmanns Forschungen auf dem Gebiete der Gesch. I. anführt.
4) Taylor, Lectt. Lys. p. 236. f.
5) Ueber den Unterschied der griech. von den röm. Leichenreden handelt besonders Dionys. H. Ant. Rom. V. 17.
6) Diefs ist wenigstens eine sehr ansprechende Vermuthung Taylor's in den Lectt. Lys. p. 237.
7) Liv. V. 50. Plut. Camill. 8. Taylor a. a. O. p. 239. Bernhardy, röm. Litter. p. 40. Anm. 23.
8) Meyer, Oratt. Rom. fragm. p. 378.
9) Westermann, röm. Ber. §. 71. Anm. 29.
10) Octav. 8.

Ueber die Gründung der christlich-archäologischen Kunstsammlung bei der Universität zu Berlin und das Verhältnifs der christlichen zu den klassischen Alterthümern.

Hochverehrte Herren! Wenn sonst diese Versammlung erwarten darf, dafs nur reife Früchte des Wissens ihr dargeboten werden, so wage ich es ein junges Reis in Ihre Mitte zu bringen, das eben erst gepflanzt wird. Ich möchte es nicht blofs Ihrer Aufmerksamkeit, sondern gemeinsamer Pflege empfehlen in der Hoffnung eines fröhlichen Wachsthums und einer reichlichen Erndte. Es ist die Gründung der christlich-archäologischen Kunst-Sammlung bei der hiesigen Universität, die ich in diesem Kreise zur Sprache bringen darf nach dem Verhältnifs, in welchem dieselbe zu den klassischen Alterthümern steht.

In der klassischen Alterthumswissenschaft unterliegt es keinem Zweifel, dafs sie des Studiums der Denkmäler (Inschriften und Kunstwerke) nicht entbehren kann. Wenn für die christliche Alterthumswissenschaft dasselbe Erfordernifs noch nicht allgemein anerkannt ist, so erklärt sich dies daraus, dafs diese Wissenschaft seit mehr als 100 Jahren im Umfang wie in der Methode nicht wesentlich fortgeschritten ist: sie ist auf dem Standpunkt stehen geblieben, auf den sie Bingham gebracht hat. Nachdem jedoch die klassischen Studien so erfolgreich vorangegangen, — nach der Verbindung, in welcher die Wissenschaften unter einander stehen, kann die Theologie den gleichen Ansprüchen, die an sie gemacht werden, nicht ferner sich entziehen. Dem in derselben sich regenden Bedürfnifs ist die Fürsorge des vorgesetzten hohen Ministerium entgegengekommen: durch Rescript vom 23. Mai 1849 ist die Einrichtung eines christlichen Kunst-Museum bei der hiesigen Universität angeordnet. Die Erwerbungen für diese Sammlung sind nach Wunsch von statten gegangen; nur die Ermittelung eines passenden Locals hat Schwierigkeiten gemacht. Sobald ein solches überwiesen sein wird, welches jetzt in naher Aussicht steht, wird die Sammlung eröffnet werden.

Erlauben Sie mir zuvörderst von der Bildung und dem Zweck derselben Rechenschaft zu geben, um sodann das Verhältnifs dieser christlichen Sammlung zu den klassischen Alterthümern in Betracht zu ziehen.

I.

Die Sammlung ist bestimmt, von den wichtigern Denkmälern aus dem gesammten Gebiet der christlichen Kunst Copieen zu umfassen; denn auf Originaldenkmäler, die natürlich sehr willkommen sein würden, wird für sie nur ausnahmsweise zu rechnen sein.

1. Dies Gebiet bedarf freilich bei seiner unermefslichen Ausdehnung einer nähern Begrenzung. Es erhält dieselbe der Zeit nach dadurch, dafs wie ein fester Anfangspunkt gegeben ist mit dem Beginn der christlichen Kunst, die, abgesehn von einigen Spuren aus den frühesten Zeiten der Kirche, doch erst im dritten und vierten Jahrhundert sich weiter ausbreitet und bedeutendere Werke uns hinterlassen hat, — so diese älteste Periode nach ihrem schöpferischen Werth und grundlegenden Einflufs vorzüglich Beachtung fordert. Aber auch an einem Endpunkt fehlt es nicht in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts: es ist das Zeitalter Raphael's, Michelangelo's und Dürer's, in wel-

chem die christliche Kunst zwar zu ihrer Vollendung gelangt, aber auch in ihrer geschlossenen Existenz zu Ende geht; denn sie verliert sich in die moderne Kunst, die das Christenthum nicht mehr als ausschliefsliche Grundlage, sondern höchstens als einzelnes Element, gleichberechtigt neben andern anerkannte. Die letztere Grenze bedingt auch den Charakter der Sammlung als einer archäologischen; denn die christlichen Alterthümer überhaupt (die man mehrentheils zu früh abschliefst) erstrecken sich bis in's sechzehnte Jahrhundert: da nimmt die Erkenntnifs wie das Leben eine andere Gestalt an, die Wiederherstellung der Wissenschaften und die Reformation führen eine neue Zeit herauf. — Durch diese zwiefache Begrenzung soll jedoch nicht ausgeschlossen sein, einerseits dafs auch einige vorchristliche Denkmäler zur Anschauung gebracht werden, namentlich solche, die der vergleichenden Religionsgeschichte angehören und durch Analogie oder Gegensatz das Eigenthümliche der christlichen Kunstideen in's Licht setzen; — so wie andererseits eine Reihe von Denkmälern neuerer Zeit wird zuzulassen sein, solche zumal, die die Verwandtschaft mit jener geschlossenen christlichen Kunst mitten unter den modernen Bestrebungen behaupten. — Sodann dem Raume nach reicht die christliche Denkmälerkunde allerdings so weit, als nur das Christenthum selbst gekommen ist und sichtbare Spuren seines Daseins hinterlassen hat: das ist für jene Zeit durch ganz Europa, so wie Kleinasien und Nordafrica. Wenn es jedoch auf Copieen für unsere Sammlung ankommt, so tritt sofort die natürliche Beschränkung ein, dafs man nur solche Denkmäler in's Auge fafst, die zugänglich sind und zwar unter nicht unverhältnifsmäfsigen Bedingungen. Doch sind auch diese Länder in sehr ungleichem Maafse ergiebig. Einestheils hat die christliche Kirche manche Eroberungen, die sie frühzeitig gemacht, früh wieder aufgeben müssen, — wie in Kleinasien und Nordafrica: da sind es denn hauptsächlich nur Denkmäler des höhern christlichen Alterthums, freilich um so kostbarere, die dort angetroffen werden. Anderntheils ist die Kunst in einem Lande regsamer gewesen als in dem andern: am meisten bietet Italien dar von den Anfängen der christlichen Kunst an in zusammenhängender Entwickelung und Vieles noch an der ursprünglichen Stelle oder doch in der Nähe, — während die Denkmäler Griechenlands in alle Welt zerstreut sind. Demnächst Frankreich und England. Vor allem aber Deutschland mit den stammverwandten Ländern, der Schweiz, dem Elsafs und den Niederlanden: wo den Rhein entlang und an der Mosel wichtige Denkmäler auch aus dem höhern christlichen Alterthum sich finden, während die zusammenhängende Reihe mit dem carolingischen Zeitalter anhebt. Da ist es nicht blofs der archäologische Werth, der einer Sammlung von Denkmälern zusteht: sie hat zugleich ein grofses vaterländisches Interesse, indem sie uns Gelegenheit gibt, in die Gedanken und Gefühle unserer Vorfahren einzudringen, und uns mahnt, das Leben, das sie dem Steine eingehaucht oder in Zeichnung und Farbe ausgeprägt haben, uns zu eigen zu machen.

Endlich ergiebt sich noch eine Abstufung unter den Gattungen der Kunst, deren Werke hier gesammelt werden. Zwar ist die eigentlich grundlegende Kunst die Architectur, welche der Sculptur und der Malerei nicht allein die würdigen Räume zur Aufstellung und Ausbreitung schafft, sondern das Entwickelungsgesetz derselben mit bestimmt. Schon um dieses Einflusses willen, noch mehr unmittelbar wegen der heiligen

Oerter der Christen, um in die Kirchen, Kapellen und Klöster, so wie in die Friedhöfe und Grüfte den Einblick zu gewähren, dürfen auch architectonische Denkmäler nicht aufser Acht gelassen werden. Doch richtet sich der Hauptzweck der Sammlung auf die beiden andern Künste. Demnach umfafst sie einestheils auserlesene Sculpturwerke einschliefslich der Münzen und Siegel in Gypsabgüssen, auch Schwefel- oder Wachsabdrücken, und wo solche nicht zu erlangen sind, in Abbildungen. Daran schliefsen sich die Abdrücke von Inschriften, die an sich schon für die christliche Alterthumskunde so wichtig, häufig aber auch von Kunstvorstellungen begleitet sind. Anderntheils werden Copieen von Werken der zeichnenden Künste genommen: insbesondere Durchzeichnungen (in den wichtigsten Fällen auch Facsimile's) von Miniaturen, die, weil sie in solcher Vollständigkeit, in einer so grofsen Folge und weiten Ausbreitung sich darbieten, vorzüglich instructiv sind. Dazu kommen natürlich für beiderlei Denkmäler sowohl einzelne Kupferstiche oder Steindrücke, als ganze Werke, — doch ist durch diese Hülfsmittel, besonders was Plastik und Malerei betrifft, bis jetzt mehr nur für die spätere Zeit der christlichen Kunst gesorgt. Weiter zurück reichen sie für die christliche Baukunst: für diese wird man auf solche Mittel der Veranschaulichung fast ausschliefslich angewiesen sein, da die Erwerbung architectonischer Modelle, welche vorzüglich erwünscht sein würden, nur seltener in Aussicht stehen möchte.

Der leitende Gesichtspunkt für die Auswahl der wichtigern Denkmäler ist das Interesse des öffentlichen Unterrichts: ihm soll für das Studium des Lebens und der Lehre der alten Christen dieses christliche Museum ein authentisches Material darbieten, gleich den Museen, die für das Studium des klassischen Alterthums auf mehreren Universitäten, namentlich in Bonn, Greifswald, Halle, so wie in Göttingen und Kiel, längst bestehen, denen unsere Sammlung nachzueifern strebt.

2. Nun möchte es freilich scheinen, als ob die hiesige Universität der letzte Ort wäre, wo es einer christlichen Kunstsammlung bedürfte, da die Königlichen Museen hier offen stehen, welche so reiche Schätze von Originalwerken aus allen Zweigen und Perioden der christlichen Kunst, der Sammlung von Abgüssen nicht zu gedenken, enthalten. — Natürlich kann es bei einer akademischen Sammlung nicht die Meinung sein, mit den grofsen Kunst-Museen des Staats zu wetteifern; auch dahin geht die Absicht nicht, eine Art Auszug daraus zu Stande zu bringen. Sondern sie ist nach Auswahl und Anordnung etwas Anderes, weil sie einen ganz andern Zweck verfolgt.

Der Zweck der Kunst-Museen ist zunächst ein künstlerischer; es werden die Kunstdenkmäler an einander gereiht, um den Entwickelungsgang der Kunst und die manigfaltige Begabung der Künstler vor Augen zu stellen, auch durch das Kunstschöne auf Geist und Gemüth der Beschauer zu wirken: da ist ein Sonnenaufgang von Salvator Rosa oder eine häusliche Scene von Gerhard Don eben so berechtigt als die Anbetung des Lammes von van Eyck oder die Vision des Ezechiel von Raphael. Aber neben der Form, welche nach künstlerischem Maafsstab für die Hauptsache gilt, bieten die wahren Kunstwerke auch einen Inhalt dar, sie zeigen eine ausgesprochene Absicht oder doch einen Gedanken, der in der Seele des Künstlers geschlummert hat; kurz es liegen ihnen geistige Motive zum Grunde. Und selbst die Kunstbetrachtung kann sich der

Frage nicht entziehen nach dem Verhältnifs dieser Motive zu der Ausführung, zu untersuchen, in wie weit Inhalt und Form sich decken oder wo ein Ueberschufs vorhanden ist. — Diese Gedanken haben aber auch für sich einen Werth. Und da im christlichen Alterthum wie das ganze Mittelalter hindurch die Kunst, mit religiösen Gedanken erfüllt, fast nur christliche und kirchliche Vorstellungen ausgeprägt hat; so ist der Vorrath derselben ausnehmend grofs: diesen christlichen Gehalt der Kunstdenkmäler zusammenzubringen ist der Zweck unserer christlich-archäologischen Kunstsammlung. Das Interesse an dem Inhalt ist es, welches die Auswahl bestimmt.

Dabei kommen der Sammlung die engern Dimensionen, auf welche sie als ein akademisches Institut angewiesen ist, selbst zu statten: denn während in den Museen die Kunstwerke nothwendig gesondert sind nach den verschiedenen Abtheilungen als Sculpturen, Gemälde, Handzeichnungen und Kupferstiche u. s. w., demnach ein Zusammenschauen der verwandten Gegenstände aus verschiedenen Abtheilungen nicht möglich ist so wird dies bei unserer Sammlung keine Schwierigkeit haben, da alles nahe beisammen ist: es ist aber auch gerade darauf abgesehen das Gleichartige zusammenzubringen, so dafs die manichfaltigen Gestaltungen derselben Kunstidee unmittelbar mit einander verglichen werden können, — dies aber in ihrer ganzen Folge. Es wird also die Sachordnung zum Grunde gelegt und damit die chronologische Ordnung verknüpft. Und darin hat eine solche Sammlung, wie beschränkt sie auch sonst sei, doch eine aufserordentliche Ausbreitung, da sie die Entwickelung der christlichen Kunstideen durch mehr als zwölf Jahrhunderte zu verfolgen hat, in welchen namentlich die Miniaturen gleichwie die kirchlichen Bauwerke vom vierten Jahrhundert an in fast ununterbrochener Folge vorhanden sind, — während die antiken Denkmäler, besonders wenn es sich um eine zusammenhängende Folge handelt, nur wenige Jahrhunderte umfassen. Dazu kommt der Vortheil, dafs in der Regel das Zeitalter der christlichen Denkmäler sich sehr nahe, häufig selbst bis auf das Jahr bestimmen läfst: von welchem Werth aber eine genaue Chronologie für das Verständnifs der Entwickelung der Kunstideen ist, darf nicht erst bemerkt werden.

Was für Frucht aber dies Verständnifs selber schafft, dafür bietet der Vorgang der klassischen Alterthumswissenschaft den zuverlässigsten Maafsstab dar. Denn in dieser ist man längst gewohnt bei den antiken Denkmälern auch auf den Gehalt der Kunstvorstellungen zu achten, welche überwiegend mythologischer Art sind. Daher das Gebiet der Kunstmythologie dort mit regem Wetteifer und mit grofsem Erfolg angebaut ist. So würden auch die christlichen Kunstvorstellungen für die Kirchen- und Dogmengeschichte und zwar der angedeuteten Vortheile wegen in noch höherem Grade ergiebig sein, wenn man sie im Zusammenhang benutzen könnte. Es ist merkwürdig, welche Schätze da unbenutzt liegen, vieles verborgen und doch kaum verhüllt: denn wer auf die Erforschung derselben ausgeht, braucht nur die Hand auszustrecken, um überall Neues zu erfassen. Wenn irgendwo Eine Handschrift aufgefunden wird mit einem noch ungedruckten Text, zumal aus dem höhern Alterthum, welche Spannung und Bewegung herrscht nicht, bis der neue Text Gemeingut geworden und man sich sattsam darüber ausgesprochen hat. Wie viel mehr aber, wenn eine ganze Menge ungenutzter Handschriften aus allen Zeiten der Kirche beisammen entdeckt würde, — wie man

wohl Münzfunde aus einer Reihe von Regierungen macht. Nun aber die Summe der Vorstellungen in der grofsen Folge der christlichen Kunstdenkmäler kommt an Umfang und Gehalt mindestens dem gleich, was Hunderte von Handschriften nur enthalten könnten. Besonders wenn man erwägt, was ein Bild vor der schriftlichen Aufzeichnung voraus hat.

Während nehmlich in dieser die Gedanken auseinander liegen und der eine den andern verdrängt, so fafst das Bild sie alle zugleich und läfst das Ganze in allem Einzelnen erschauen, auch gibt es leicht ein gröfseres Detail, als durch die Schrift erreicht wird, ohne doch durch die Einzelheiten den Gesammteindruck zu verwischen. Daher in Bildern Aufschlüsse zu finden sind, die man in schriftlichen Quellen vielleicht vergebens sucht. — Noch ein anderer Punkt gibt den Bildern des christlichen Weltalters eine Bedeutung vor den gleichzeitigen Schriften, dafs, während diese letztern in der Regel hervorragenden Persönlichkeiten angehören und meist auch nur in die Resultate (verhältnifsmäfsig) höherer Bildung einführen, ohne in das Getriebe der Massen einblicken zu lassen, die christlichen Bilder den Blick in das Innere der Gemeinden eröffnen. Denn nicht Künstlerlaune hat sie hervorgebracht; sondern wie die christlichen Anschauungen im Volk lebten und im Fortgang der Ueberlieferung feste Gestalt gewannen, so wurden sie von den Künstlern vorgestellt. Es war die Macht des objectiven Geistes in der Kirche, die auch dahin sich erstreckte: die Künstler standen unter dem Gesetz der gesammten christlichen Entwickelung; womit nicht ausgeschlossen ist, dafs auch sie, gleichwie die Männer der theologischen Wissenschaft, eine Wechselwirkung auf diese Vorstellungen ausübten. Aber es tritt dies individuelle Interesse bei weitem zurück gegen jenes volksthümliche, welches die altchristlichen und mittelalterlichen Bilder einflöfsen.

Dessen ungeachtet hat dieses Feld in der Theologie bis auf die neueste Zeit fast brach gelegen. Das hat vornehmlich seinen Grund in der Schwierigkeit zu den Denkmälern zu gelangen, die erst allmählig einzeln an's Licht gezogen wurden: von einer Sammlung aber im Bereich des Universitätsunterrichts war gar nicht die Rede. Auch hatte die Theologie manche Jahre, ja seit Generationen so viel mit innern Streitigkeiten zu thun, dafs dazwischen kaum die Ruhe gefunden wurde ein so friedliches Geschäft zu treiben. Nun aber, da mit dem Unentbehrlichsten, einem christlichen Museum an der hiesigen Universität begonnen ist, auch zu erwarten steht, dafs die erste akademische Sammlung dieser Art nicht lange die einzige bleiben wird; so erscheint diesem Studium sein Platz unter den Gegenständen des öffentlichen Unterrichts gesichert. Und wie man schon in andern Disciplinen, namentlich von Seiten der Kunstgelehrten und Archäologen, in dieser Richtung thätig ist, so werden auch die Theologen nicht zurückbleiben, mit gesammelter Kraft den edlen Schatz für ihre Wissenschaft zu heben.

3. Jedoch die theologische Arbeit, die hier zu verwenden ist, hat nicht blofs einen wissenschaftlichen Zweck, wie sie auch nicht einen ausschliefslich theologischen Verlauf hat; sondern ihre Resultate gestatten, ja fordern die ausgedehnteste Anwendung: und das ist ein Hauptinteresse in dieser Sache.

Vor Allem sollen die christlichen Kunstvorstellungen nach gehöriger Ordnung und

Sichtung dem Volke zu gute kommen. Dem christlichen Leben sind sie entsprungen, so können sie auf dasselbe auch wieder zurückwirken. Schon im frühern Mittelalter galt die Kunst für ein wichtiges Bildungsmittel: Papst Gregor der Grofse um 600 charakterisirt die Bilder in den Kirchen als die Bibel der Laien [1]), — ein oft wiederholtes Wort. Wie viel mehr aber galt es später als damals. Denn seitdem erst hat die Kunst mehr und mehr des ganzen Schriftinhalts und so vieler kirchlichen Stoffe sich bemächtigt: die geheimnifsvollen Epochen der Weltschöpfung und des Weltendes, vor Allem die Thatsachen der Erlösung sind die vornehmsten Gegenstände der christlichen Kunst, die in wenig Zügen das Gröfste darzustellen und auch das Unsichtbare in sinnvoller Symbolik anzudeuten erreicht hat, — woran sich als die sichtbaren Pfänder der unsichtbaren Güter die Thaten und Leiden der Glaubenshelden und Blutzeugen anschliefsen.

Freilich kann es scheinen, als ob die neuere Zeit und zumal das protestantische Volk diesem Bildungsmittel entwachsen sei: denn erstens haben bei uns die Laien das geschriebene Wort, die Bibel selbst in der Hand; überdies ist das geflügelte Wort, wofür die Predigt einstehen soll, die Macht der modernen Zeit, — wozu bedarf es da des Umwegs durch die Bilder? Allein die rechten Bilder sind Thaten, die viele Worte in sich schliefsen; und sie bieten im Gegentheil einen abgekürzten Weg der Erkenntnifs dar, die auch eindringlicher wirken kann: denn das Bedürfnifs der Anschaulichkeit ist zu allen Zeiten dasselbe, und von Bildern zu lernen ist recht eigentlich das Talent der Jugend und des Volks, welche beide nicht sowohl in dem zersetzenden Gedanken, als in der zusammenfassenden Anschauung (wie eng auch das Gesichtsfeld sei) leben.

Aber das protestantische Volk und die mittelalterlichen Bilder? Dazwischen steht ja die Reformation. Allerdings! Je mehr wir aber ihres Segens uns erfreuen, desto mehr haben wir eine weit verbreitete Ansicht abzuwehren, die scheinbar zu ihrem Gunsten auftritt: die Ansicht, als ob die Theile der Zeit dort auseinander klaffen und kein Zusammenhang sei zwischen denen, welche diesseits stehen auf Seiten der Reformatoren, und der mittelalterlichen Kirche. Das ist aber so ungeschichtlich wie möglich und würde vielmehr die Reformatoren verunehren, die ja nicht im Wege des Umsturzes mit der Geschichte brechen wollten, sondern das seit Jahrhunderten in der abendländischen Christenheit genährte, durch allgemeine Concilien besiegelte Verlangen nach einer Reformation an Haupt und Gliedern zur Erfüllung bringen sollten. Auch gehen deutlich die Fäden herüber und hinüber: es sind die Gaben des Mittelalters auf unsere Kirche übergegangen, wie man auch seiner Fehler sich nicht hat erwehren können. Machte doch die Scholastik in ihrer Verbildung als ein vom Lebensgrunde abgelöstes Fortrechnen der Gedanken, zu Zeiten in der protestantischen Kirche, zumal bei den Reformirten im 17. Jahrhundert, mit Macht sich wieder geltend; — wogegen bis heute noch die grofsen Theologen und Mystiker des Mittelalters die Lehrer auch unserer Kirche sind. Es ist gerade eine Hauptaufgabe der protestantischen Theologie die Continuität der geschichtlichen Entwickelung, wodurch unsere Kirche mit der apostolischen verbunden ist, im Bewufstsein aufrecht zu erhalten. Dazu dienen ganz besonders auch

1) Gregor. M. Epist. Lib. XI. ep. 13., worauf Durandus Rationar. div. offic. Lib. 1. c. 3. sich bezieht.

die Bilder. Freilich fehlt es aus mittelalterlicher Zeit nicht an Kunstvorstellungen, welche specifisch-katholischen Lehren oder Gebräuchen, die von unserer Kirche verneint werden, zum Ausdruck dienen. Doch sind dergleichen nicht gar häufig; und ihnen stehen nicht wenige Bilder gegenüber, welche das Bedürfnifs und Verlangen nach einer Kirchenverbesserung andeuten und als Vorläufer des Protestantismus Jahrhunderte ihm vorangehen [1]): da begegnet man, um einen früher in der Dogmengeschichte beliebten Ausdruck zu gebrauchen (wie man z. B. von einem Manichäismus vor den Manichäern spricht), dem Protestantismus vor den Protestanten in der Kunst des Mittelalters. Weit überwiegend ist jedoch die Zahl solcher Kunstvorstellungen, die durch das Wort Gottes eingegeben sind: es ist der Reichthum christlicher Gedanken, der in der Kunst sich ausbreitet, es ist der Inbegriff des apostolischen Glaubensbekenntnisses, den man dort zusammenlesen kann. Dies Bekenntnifs ist aber weder römisch-katholisch noch protestantisch, sondern gehört der allgemeinen Christenheit und darum beiden Kirchen. Und so auch die Mehrzahl jener Bilder, die gleichwie etwa die Melodie: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'“ oder „Jesus meine Zuversicht“ keine besonders protestantische Färbung hat, so auch ihrerseits nicht specifisch-katholisch gedacht sind. Darum soll diese Laienbibel auch unserem Volk aufgeschlagen sein. Und dazu dient eine akademische Sammlung, wie sie hier gegründet ist. Zunächst haben die künftigen Diener des Worts und Lehrer des Volks sich in dem weiten Gebiet zu orientiren und mit den Anschauungen der christlichen Kunst zu erfüllen: dann kann durch Schule und Kirche der reiche und tiefe christliche Sinn aus den Werken der Kunst in den geistigen Haushalt der Gemeinden eindringen.

Noch eine andere Anwendung, zwar für einen engern Kreis, aber mittelbar von fast nicht minderer Wichtigkeit, ist von der Geschichte der christlichen Kunstideen, die an einem christlichen Museum zu Tage kommt, zu machen, — nehmlich für die Künstler. Denn wie die Wissenschaft, so hat ja auch die Kunst ihre Wurzel in dem Gemeingefühl und wird durch das Gesammtbewufstsein getragen. Daher der Künstler, der christliche Gegenstände darstellen will, sowohl in die Tiefe des christlichen Bewufstseins eingehen, als auch in den Zusammenhang der christlichen Kunstentwickelung (welche selbst ein Produkt jenes Bewufstseins ist) sich versenken mufs. Daran scheint es zu unserer Zeit auch in der Kunst, gerade bei der Vielseitigkeit, deren sie sich rühmt, leicht zu fehlen. Es zeigen sich aber auch die nachtheiligen Folgen, wenn sie von der christlich-künstlerischen Ueberlieferung sich lossagt: — ohne dies hätten aus grofsen christlichen Ideen nicht Genrebilder gemacht werden können, — wie es bei dem guten Hirten und dem heiligen Christoph geschehen ist. Aber der Zugang zu diesen Ideen war auch den Künstlern sehr erschwert, da es an einer systematischen Bearbeitung und Veranschaulichung derselben gänzlich fehlt.

Wenn nun eben dies als eine wichtige theologische Aufgabe, als eine unabweisliche Forderung an die christliche Alterthumswissenschaft erkannt ist; so wird sich

1) Man hat darüber eine Abhandlung von E. S. Cyprianus: De pictura, teste veritatis sub papatu, in s. Dissertat. varii argumenti colleg. Fischer. Coburg. 1755. n. IV. p. 66—73.

bei weiterer Nachforschung zeigen, wie nahe betheiligt die **klassische Alterthumswissenschaft** dabei ist. Und das ist ja die Frage, um derentwillen vornehmlich dieser Gegenstand in diesem Kreise vorgelegt ist, — auf die ich jetzt übergehe.

II.

1. Ein gemeinschaftliches Interesse an den christlichen Denkmälern ergiebt sich schon daraus, dafs die **Methode** der Erforschung und Bearbeitung dieselbe ist wie bei den antiken Denkmälern. Wie die heiligen Schriften nach allgemeinen philologischen Grundsätzen ausgelegt werden, so sind auch die christlichen Denkmäler nach allgemeinen archäologischen Grundsätzen zu erklären. Also, da die Methode die **Seele** der philologischen Thätigkeit ist, so erscheint es zunächst nur als eine Theilung der Arbeit, wenn der Eine der antiken, der Andere der christlichen Alterthumsforschung sich zuwendet. Um so mehr, da andererseits das klassische Alterthum in demselben **Geist**, von demselben es überragenden christlichen Standpunkt erfafst sein will, welcher den Schlüssel der gesammten Weltentwickelung gibt.

Allerdings ist der Stoff ein verschiedener und jedes der beiden Gebiete fordert die volle Hingabe eines ganzen Lebens, — wodurch die Theilung der Arbeit auch eine Verschiedenheit des Berufs bedingt. Aber es gilt auch vielfach die **Verwandtschaft des Stoffs**: und darum sind die Berufsgenossen der beiderseitigen Gebiete darauf angewiesen sich einander in die Hände zu arbeiten.

Es gibt erstens ein weites **Grenzgebiet** vom Beginn des christlichen Zeitalters bis über den Fall des abendländischen Kaiserthums hinaus, in welchem die heidnischen und christlichen Denkmäler und Vorstellungen sich **äufserlich berühren** und zwischen einander hinlaufen. Da ist eine gemeinsame Bearbeitung ganz unerläfslich. So ist es, um nur einen Gegenstand von Wichtigkeit zu bezeichnen, bei der Sammlung von Inschriften, sowohl den griechischen als den lateinischen, in der Regel gehalten, dafs man zu den heidnischen Inschriften die altchristlichen mit aufnahm; denn diese fanden sich mit den andern, — wer die einen sammelt, dem fallen die andern von selbst zu. Demgemäfs ist es ja auch die Absicht bei den neuesten grofsen Inschriftensammlungen, die von der hiesigen Akademie der Wissenschaften ausgehen, die christlichen am Schlufs zu geben: sowohl dem Corpus der griechischen Inschriften von unserm Meister Böckh, welches Herr Prof. Franz zu Ende führt, als der Sammlung lateinischer Inschriften, welche, noch in der Vorbereitung begriffen, Herrn Prof. Zumpt obliegt. Bei dem grofsen Gewinn, welcher aus den christlichen Inschriften für die christliche Alterthumskunde hervorgehen wird, ist es auch von theologischer Seite dringend zu wünschen, dafs diese Unternehmungen ihrem Ziel baldmöglichst entgegengeführt werden.

Noch mehr aber, die Berührung ist nicht selten auch eine **innerliche**, so dafs es nach Wort oder Bild zweifelhaft sein kann, ob man ein heidnisches oder ein christliches Denkmal vor sich hat. So ist eine merkwürdige Inschrift zu Milet [1]), worin als Planetengeister die Erzengel angerufen werden, vielleicht christlichen Ursprungs [2]), von

1) Boeckh Corp. inscr. Graec. n. 2895. T. II. p. 568.
2) S. meine Mythol. und Symb. der christl. Kunst Bd. I. Th. 2. (der nächstens erscheint) S. 221 f.

Boeckh jedoch absichtlich unter den heidnischen Inschriften mitgetheilt. Hingegen die Inschrift eines Iaspis in der hiesigen K. Sammlung [1]) mit dem Bekenntniſs des Einen Gottes (εἷς θεός), die ich für heidnisch halte, ist von Tölken unter die christlichen Gemmen aufgenommen.

Ja es zeigt sich auch in einem und demselben Denkmal eine Mischung beiderseitiger Vorstellungen. So erblickt man auf Münzen Kaiser Constantins des Groſsen, welche in Trier geprägt sind [2]), zugleich den Sonnengott und das Kreuz, — also aus einer Zeit Constantins, in der er schon zur Religion des Kreuzes sich bekannte, doch ohne der Verehrung des Sonnengottes (den er auf Christus deuten mochte) entsagt zu haben. Zumal findet sich diese Mischung der Religionen im Orient, wo die Scheidewand der Geister gefallen war und man in der gewaltigen Gährung die Ideen der alten und der neuen Welt mit einander austauschte. Davon zeugt eine denkwürdige Gemme in der hiesigen K. Sammlung [3]), auf welcher ägyptische, orphische, gemeingriechische und jüdische Vorstellungen zusammenkommen, nehmlich Osiris als Aeon und Demiurg, Anubis und die dreigestaltige Hekate-Bubastis, dazu unter anderen Inschriften die griechische Anrufung der Erzengel: „Michael, höchster! Gabriel, stärkster!"

Das ist freilich eine trübe Mischung mythischer Phantasiebilder auf einem Standpunkt, der von dem klassischen Alterthum sich entfernt, ohne in die Religion der Offenbarung einzugehen. — Tiefer begründet ist die Verwandtschaft der beiderseitigen Ideen, die, indem sie naturwüchsig in ihrem eigenthümlichen Gebiet verharren, der andern Seite sich zuneigen. Es zeigt sich nämlich in klassischen Denkmälern eine Richtung auf das Christenthum, wie umgekehrt in christlichen Denkmälern eine Richtung auf die Antike, — zwei Punkte, die vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

2. Das erstere, die Hinneigung des heidnischen Alterthums zu den Gedanken der Offenbarung, ist eine Art Weissagung, die durch das ganze Alterthum sich hinzieht und in allen Grundlehren der heidnischen Religionen sich nachweisen läſst: ich erlaube mir nur die beiden Endpunkte des Dogma, die Lehre von Gott und von den letzten Dingen, hervorzuheben, wie sie auf Denkmälern uns entgegentreten.

Es geht erstens durch die Zersplitterung des heidnischen Gottesbewuſstseins die Ahndung von Einem Gott hindurch, der es nicht fehlt an der Kraft, wenn auch an der Klarheit der Erkenntniſs. Ich will mich nicht berufen auf den θεὸς ἄγνωστος der Athener, wenn auch der Apostel Paulus (Apostelgesch. 17, 23.) von dieser Widmung Anlaſs nahm auf den wahren Gott überzugehen: denn ihnen war es dabei nicht um den Einen Gott, sondern um die Allheit der Götter, die auf jegliche Weise ergänzt werden sollte, zu thun. Aber anderweit zeigt sich ein Ringen zu der Einheit der Gotteserkenntniſs durchzudringen, das nicht selten auch zu anschaulichen Vorstellungen führte. Es gab mehrere Uebergänge aus dem Polytheismus: am gangbarsten ist der, daſs Ein Gott

1) Kl. IX. n. 127. Tölken Erkl. Verzeichn. S. 456.
2) Piper Mythol. und Symb. der christl. Kunst Bd. I. Th. 1. S. 96ff. 509.
3) Kl. IX. n. 101. Tölken Erkl. Verzeichn. S. 449 f.

über die andern erhoben, demnächst als der alleinige Gott, als Gott schlechthin aufgefafst und verehrt wurde.

Vor Allem war es die Idee des Zeus, die die Anlage zu einer solchen Verklärung enthielt, da er nach uraltem Glauben als Vater der Götter und Menschen verehrt wurde, und als höchster Zeus zu Theben, Athen und an andern Orten einen eigenen Cultus hatte. Zwar sollten nach dem Mythus die Reiche der Welt zwischen ihm und seinen Brüdern, dem Poseidon und Pluto, getheilt sein: auch finden sich zuweilen auf Bildwerken die drei Götter bedeutsam beisammen [1]), ein Inbegriff aller göttlichen Herrschergewalt; oder ein dreifacher Zeus, wie man ihn, den Zeus Hypsistos, den Zeus Chthonios und einen dritten, wahrscheinlich den Meer-Zeus, zu Korinth im Freien aufgestellt sah [2]). Von dieser Zusammenstellung und Benennung aber war es nur ein Schritt weiter zu der Erkenntnifs, dafs eigentlich Zeus allein es sei, der in allen drei Reichen, im Himmel, im Meer und in der Unterwelt, waltet. Dies hatte in seiner Gestalt einen symbolischen Ausdruck gefunden zu Argos, wo er nehmlich verehrt wurde als *τριόφθαλμος*, mit drei Augen, — ein Bild der Vorsehung, welche die drei Reiche umfassen soll [3]). Demgemäfs erscheint er mit den Attributen der drei Reiche, dem Blitz des Himmels, dem Dreizack des Meeres und dem Wagen der Unterwelt, auf einem Sarder in der hiesigen K. Sammlung [4]).

In den Zeiten des sinkenden Heidenthums, zum Theil vom Orient aus, erhoben sich andere Göttergestalten zu ähnlicher Würde. Von Aegypten verbreitete sich der Cultus des Serapis, der bei den ägyptischen Griechen zunächst für den Gott der Unterwelt galt, jedoch in dem Glauben der Völker die Gewalten des Zeus und des Helios an sich zog, — wie er als dieser dreifache Gott häufig auf Votivsteinen gefeiert wird: ein Denkmal dessen ist auch eine Gemme in der hiesigen K. Sammlung [5]), auf welcher er aufser mit dem Modius, seinem eigenthümlichen Attribut, mit den Widderhörnern des Ammon und den Strahlen des Helios versehen ist. [6]) Andererseits gelangt Helios zu gleicher Verehrung, ein Dienst, der zumal von Syrien ausging, und von mehreren Kaisern, zuerst von Elagabal — der, selber ein ehemaliger Sonnenpriester, ihn nach Rom verpflanzte —, ferner von Aurelian, und selbst in Zeiten des christlichen Staats von Constantin dem Grofsen und Julian dem Abtrünnigen eifrig gepflegt wurde. Auf den orientalisch-ägyptischen Ursprung dieses Cultus weiset ein Jaspis im hiesigen K. Museum [7]), welcher den Harpokrates zeigt, wie er aus dem Lotoskelch hervorsteigt, dazu die Inschrift: *Σεμε Σειλαμ* d. i. שֶׁמֶשׁ שְׁלוֹם „Sonne, sei gegrüfst!“ der Ausdruck der Anbetung gegen die aufgehende Sonne, deren Bild jener Harpokrates ist. — Wie aber der Son-

1) Wie auf dem Relief im Palast Albani zu Rom, zuletzt bei Welcker Alte Denkmäler Th. II. S. 85 ff. Taf. IV.

2) Pausan. II, 2, 8. s. Welcker a. a. O. S. 87.

3) Pausan. II, 24, 3. 4.

4) Kl. II. n. 92. abgebild. bei Creuzer Symb. und Mythol. 3. Ausg. Th. III. II. 1. S. 204. Taf. VI. n. 26. nach Panofka.

5) Kl. I. n. 68. Tölken Erkl. Verzeichn. S. 20.

6) So ist auch der schöne Kopf des Serapis im Pio-Clementinischen Museum mit 7 metallenen Strahlen bekränzt, s. Gerhard in der Beschreib. Roms II, 2. S. 226.

7) Kl. I. n. 182. Tölken Erkl. Verzeichn. S. 42.

nengott als der Herrscher der Welt nach populärer Vorstellung aufgefafst wurde, so war es ein speculativ-mystischer Gedanke, das Weltganze selber zur Gottheit zu machen, eine Deutung, die dem Pan widerfahren ist, nachdem er sonst schon den Lichtgottheiten zugesellt worden: darnach gilt er für den Chorführer des himmlischen Reigen, der auf der Flöte spielend mit einem Hauch alle sieben Sphären beseelt, wie er in einem orphischen Gesang angerufen wird [1]):

> begeisterter unter den Sternen,
> spielend die Harmonieen der Welt auf scherzender Flöte, —

und wie er auch, umgeben von dem Thierkreise (und den Planeten), in Gemmenbildern erscheint [2]).

Auch bei diesen Gebilden, die aus der Vielheit der Götter hervorwuchsen, blieb man nicht stehn. Es geschah, dafs der Gottesgedanke ganz von dem Mythus sich ablöste, indem an die Stelle der Göttervielheit die abstracte Einheit der ewigen Gottheit trat, welche als weltbeseelend durch philosophischen Einflufs, insbesondere von der Stoa her, angenommen und so auch verehrt wurde. Davon zeugen mehrere Votivsteine, namentlich eine Widmung an den deus magnus aeternus in einer berühmten Inschrift zu Verona [3]). Auch in einer neuerdings bekannt gewordenen Grabschrift aus Syrien ist von dem ewig lebenden Gott (ϑεὸς ἀείζωος) die Rede, weshalb man sie für christlich gehalten hat [4]).

Die blofse Einheit des Gottesgedankens aber, noch dazu in der pantheistischen Fassung, enthält noch keine wahre Erhebung über den Standpunkt des Heidenthums als Naturreligion. Diese beginnt erst, wenn jener Gedanke seine ethische Erfüllung erhält. Eine solche Beseelung deutete das erhabenste Werk der hellenischen Kunst an, der olympische Zeus des Phidias, dem der grofse Künstler etwas von der Gottähnlichkeit, die in seiner Seele lag, eingehaucht hatte [5]), — wie noch ein später Redner ihn sagen läfst [6]): „er habe den Zeus geschildert huldreich und majestätisch, in ungetrübter Klarheit, als den Geber aller guten Gaben, den gemeinsamen Vater, Helfer und Behüter der Menschen, so weit es dem Sterblichen vergönnt war ihn zu denken und das göttliche und überschwengliche Wesen im Bilde darzustellen.“ Das Wort dafür zu finden, war dem Plato gegeben, dessen ethische Grundgedanken Göttliches und Menschliches auseinander halten, Anfang und Ende des menschlichen Lebens verknüpfen, — und darum gerade hier (wo wir die beiden Endpunkte des Dogma betrachten) in die Mitte treten. Sie sind in diesem Sinn zusammengestellt auf einem unschätzbaren Denkmal, der Bildnifsherme des Plato, die unlängst (1846) zu Tivoli gefunden ist und aus seinem

1) Orph. Hymn. XI. v. 6. vergl. Creuzer a. a. O. Th. IV. S. 215.

2) Auf einer antiken Paste in der K. Sammlung zu Berlin, Kl. III. n. 1114. Von diesem und andern Denkmälern s. meine Abhandl. von der Harmonie der Sphären S. 9f. (Mythol. und Symb. der christl. Kunst Bd. I. Th. 2. S. 255ff).

3) Orelli Collect. n. 2141. Mai Script. vet. nov. Collect. T. V. p. 3. n. 1.

4) S. dagegen meine „Erklärung einer stoischen Inschrift,“ Zeitschr. für die Alterthumswiss. 1845. No. 40.

5) So vergleicht Tertullian. De resurrect. carn. c. 6. mit der Schöpfung des Menschen aus Erde nach dem Bilde Gottes die Bildung der Statue des Zeus durch Phidias: Phidiae manus Jovem Olympium ex ebore molitur et adoratur: nec jam bestiae et quidem insulsissimae deus est; sed summum seculi numen, non quia elephantus, sed quia Phidias tantus.

6) Dio Chrysostom. Orat. XII. p. 215. d.

Munde die Sprüche enthält: „die Schuld ist zur Wahl gegeben; Gott ist ohne Schuld; jede Seele aber unsterblich [1]:“ — so ragen da schon aus dem Alterthum die Grundgedanken hervor (welche neuere Weltweisheit als Summe des ganzen Christenthums hinzustellen vermeint hat): von der Freiheit des Menschen, der Heiligkeit Gottes und der Unsterblichkeit der Seele.

Wir wenden uns zu dem letzten Punkt, der mit dem Andenken Plato's, des Lehrers der Unsterblichkeit, so eng verbunden ist. Ein Sinnbild derselben ist vorzugsweise zum Kennzeichen seines Bildnisses gebraucht: mehrere Gemmenbilder [2]) nehmlich, welche den Plato sitzend vor einem Todtenkopf zeigen, haben neben demselben einen Schmetterling. Denn es wurde die Seele mit dem Schmetterling verglichen (wiewohl Plato dieses Vergleichs sich noch nicht bedient hat), wie umgekehrt der Schmetterling auch *ψυχή* genannt wurde (wovon zuerst Aristoteles zeugt [3]), — da er das Schicksal der Seele im Tode tröstlich vorzubilden schien. — Diese Hoffnung aber war weder eine Entdeckung der Philosophen, noch auch ihren Schulen besonders eigen: sie wurde vielmehr in den Mysterien genährt und hatte auch im Mythus Gestalt gewonnen; wonach die Gräber der Alten mit Bildern der Unsterblichkeit und eines ewig seligen Lebens geschmückt wurden. Zwei Kunstvorstellungen sind besonders bedeutsam: die eine auf dem Sarkophag aus der Villa Pamfili im Capitolinischen Museum [4]), worauf man vorne nächst den Urstoffen des körperlichen Seins die Bildung des Menschen durch Prometheus erblickt: da empfängt der aus irdischem Stoff geformte Leib die Seele von der Göttin der Weisheit, Athene setzt dem Gebilde den Schmetterling auf das Haupt; die Schicksalsgöttinnen sind bei diesem Akte zugegen. Weiter folgt das Abscheiden des Menschen aus dem irdischen Dasein: der Genius des Todes löscht die Fackel des Lebens auf seiner Brust; über der Leiche schwebt die aus dem Körper entflohene Seele in Gestalt eines Schmetterlings; daneben sitzt Nemesis das Buch aufrollend, in welchem die Thaten seines Lebens verzeichnet sind; Hermes aber trägt die Psyche, welcher Eros nachweint, in ein anderes Dasein hinüber [5]). Das ist die geläufige Vorstellung von Hermes als den Führer der Seelen (*Ψυχοπομπός*). Aber auch Dionysos war ein Führer zur seligen Unsterblichkeit, wie er als *Ἡγεμών* in einer Inschrift zu Rom vorkommt [6]): und so erscheint auf einem Sarkophag im Pio-Clementinischen Museum [7]) der Verstor-

1) *αἰτία ἑλομένου· θεὸς ἀναίτιος· ψυχὴ δὲ πᾶσα ἀθάνατος,* — die beiden ersten Sätze sind aus Plat. Republ. Lib. X. p. 617. e., der letzte aus Phaedr. p. 245. c., wie Boeckh nachgewiesen hat; s. d. Bericht über die Verhandl. der Königl. Akad. der Wissenschaften zu Berlin, 1846. S. 271. Vergl. Gerhard in d. Archäol. Zeit. 1846. No. 45. S. 343.

2) Eine antike Paste mit diesem Bilde in der K. Sammlung zu Berlin, Kl. V. n. 51. Tölken Erklär. Verzeichn. S. 315. Vergl. Voss Mythol. Briefe. 2. Ausg. Bd. II. S. 70.

3) Aristotel. Hist. anim. Lib. V. c. 19. Vergl. O. Jahn in der Neuen Jen. Lit.-Zeit. 1843. Dec. S. 1165.

4) Mus. Capit. T. IV. Tab. 25. Platner Beschreib. Rom's III, 1. S. 190. Auf demselben Sarkophag hat man die Figuren von Adam und Eva zu erkennen geglaubt, s. Piper Mythol. und Symb. der christl. Kunst Bd. I. Th. 1. S. XXII.

5) Entgegengesetzt findet sich „der Mensch von Prometheus aus Erde geformt nach epicureischer Ansicht“ auf dem 1817 bei Pozzuoli gefundenen Sarkophag im Museum zu Neapel: da ist es nicht Athene, sondern Aphrodite, welche den Menschen in's Dasein ruft, aus dem er nur in den Staub und das Dunkel des Todes zurückkehrt; die Verwesung erscheint als das eigentliche Todtenreich. S. Welcker Alte Denkm. Th. II. S. 292. 295.

6) Welcker Griech. Tragödien S. 1311.

7) Gerhard in der Beschreib. Rom's II, 2. S. 146.

bene, eine in die Mysterien des Bacchus eingeweihte Seele, welche von einem Zuge bacchischer Genien zu ihrem himmlischen Sitz zurückgeführt wird.

Auch ohne Bild und ohne Mythus bekunden diese Zuversicht ewigen Lebens zahlreiche Grabschriften, die zum Theil den Verstorbenen in den Mund gelegt, den Ueberlebenden Trost und Hoffnung einsprechen, — aus denen ich zwei Gedanken hervorhebe. Den einen enthält eine erst neuerdings bekannt gewordene Grabschrift aus Corcyra [1]), worin die Verstorbene erklärt: „dem grofsen Vater gehorsam, lafs' ich den Leib zwar auf Erden, aus der ich geworden bin, die Seele aber habe ich unsterblich empfangen." Den andern Gedanken drückt Callimachus aus in der Grabschrift auf den Saon [2]), — und nach ihm die Grabschrift der Popilia zu Rom [3]), worin sie ihren Gemahl auffordert ihrer zu gedenken und mit den Worten schliefst: „und sprich, o Gemahl, dafs Popilia schläft —

οὐ θεμιτὸν γὰρ
θνήσκειν τοὺς ἀγαθούς, ἀλλ' ὕπνον ἡδὺν ἔχειν.

Solche Worte sind werth den Stein zu überdauern, in den sie gegraben waren, und bleiben unverwelkliche Blüthen des klassischen Alterthums.

Sie sind auch wichtige Urkunden nicht allein für die vergleichende Religionsgeschichte, sondern unmittelbar für die christliche Theologie. Denn seit es eine Wissenschaft der Theologie gegeben, als deren Gründer vorzüglich die alexandrinischen Kirchenlehrer zu Ende des zweiten und in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts anzusehen sind, ist das Streben dahin gegangen, unbeschadet der grundlegenden Erkenntnifs, dafs das Christenthum eine neue Schöpfung sei, den Zusammenhang wie zwischen der ersten und zweiten Schöpfung, so auch zwischen dem heidnischen und christlichen Weltalter zu erforschen und den gemeinsamen Grund in der göttlichen Weltregierung festzuhalten. Man hatte dafür den Vorgang des grofsen Apostels, welcher dem Volk zu Lystra erklärte, dafs Gott auch unter den Heiden sich nicht unbezeugt gelassen (Apostelgesch. 14, 17.). Man war dazu aufgefordert nicht allein durch den Drang der Entwickelung des monotheistischen Gottesbewufstseins, sondern auch durch den Gegensatz gegen äufsere und innere Feinde, welche die Einheit desselben antasteten: denn die Heiden warfen den Christen vor, dafs sie neue Götter verkündigten (wie schon dem Paulus zu Athen, Apostelgesch. 17, 18.), — aber auch innerhalb der Kirche behauptete eine falsche Gnosis, der Gott des Evangeliums sei ein ganz anderer, als der die sichtbare Welt geschaffen (der Demiurgos), der Juden und der Heiden Gott. Solcher Zerklüftung gegenüber machte man von Seiten der christlichen Apologetik und Polemik geltend, dafs die Einwirkung des göttlichen Logos den Zeiten des Christenthums voran und neben der Offenbarung hergehe: mit besonderer Liebe ging man den Spuren dieser Einwirkung nach und erklärte daraus bei Dichtern und Philosophen die

---

1) Boeckh Corp. Inscr. Graec. n. 1907. bb. T. II. Addend. p. 987.

2) Callimach. Epigr. 10. auch bei Jacobs Anthol. Gr. Palat. Cl. VII. n. 451. T. I. p. 443:
τῇδε Σάων ὁ Δίκωνος Ἀκάνθιος ἱερὸν ὕπνον
κοιμᾶται. θνήσκειν μὴ λέγε τοὺς ἀγαθούς.

3) Jacobs l. c. App. epigr. n. 310. T. II. p. 855.

Aeufserungen einer reineren Gotteserkenntnifs, die man eifrig sammelte, — den Heiden zum Beweis, dafs sie selbst schon auf dem Wege zum Christenthum sich befunden, und den Christen zur Bestätigung der Offenbarung. So ist uns durch die christlichen Apologeten mancher bedeutsame Spruch aus dem klassischen Alterthum erhalten; wiewohl man auch durch unkritische Voraussetzungen und untergeschobene Stellen vielfach irre geführt wurde (wie insbesondere in der Schrift de monarchia unter dem Namen Justin's d. M. sich zeigt). Und zu dem Kern der heidnischen Religiosität drang man nicht durch. Aber das Suchen danach war doch etwas Grofses. Die Aufgabe aber kehrt immer wieder, je weiter die Erkenntnifs des Alterthums vorschreitet: sie liegt auch der Gegenwart vor, wo das alte Material vielfach strenge gesichtet und so viel neues, zumal aus Inschriften und Kunstdenkmälern, gewonnen ist. Auch ist durch neuere Forschungen, wie von Blümner, Bäumlein, Klausen, Schömann, Welcker u. A., manch schöner Beitrag für einzelne Grundlehren gegeben: — wie dieses einer Bearbeitung im Ganzen vorausgehen mufs. Eine solche aus der Mitte der klassischen Philologie hervorgehend, wird eben so ehrend für diese, als förderlich der Theologie sein, — deren ursprünglicher Beruf es ist, auch von sich aus die grofse Frage von der Entwickelung der antiken Religionsideen in der Richtung auf die Offenbarung nicht aus den Augen zu verlieren.

3. Im Austausch dafür hat aber die Theologie den Nachweis zu führen, wie auf christlichen Denkmälern vom Anbeginn der christlichen Kunst und in allen Zeitaltern derselben eine Richtung auf die Antike sich findet, ausgeprägt in einer ganzen Welt alterthümlicher Ideen, — deren Studium nicht minder an dieser Stelle, als wo sie in ihrer Heimath auf heidnischem Boden erscheinen, eine Angelegenheit auch der klassischen Alterthumswissenschaft ist.

Die christliche Kunst nehmlich hat aufser dem formellen Einflufs, den sie der antiken Kunst einräumen mufste, vielfach auch heidnische Vorstellungen sich angeeignet: unter denen aber der wesentliche Unterschied zu beachten ist, dafs sie entweder dem geschichtlichen Göttermythus angehören, wie die Figuren von Amor und Psyche auf altchristlichen Sarkophagen, oder die Naturgottheiten repräsentiren. Vorstellungen der ersteren Art sind zuweilen freilich durch eine Verirrung des christlichen Bewufstseins zugelassen; sonst berühren sie das Dogma nicht und haben theils symbolische oder allegorische Geltung, theils sind sie ohne alle Bestätigung des Inhalts lediglich als künstlerische Motive aufgenommen. Ich übergehe aber dies weitreichende Gebiet (von dem ich anderswo ausführlich gehandelt habe), um noch von der Darstellung der Naturgottheiten in der christlichen Kunst einen Ueberblick zu geben [1]).

Es ist merkwürdig, während der Ruf: „der grofse Pan ist todt," den zur Zeit des Tiberius von der Insel Paros aus vorüberfahrende Schiffer vernommen [2]), wie ein Klageton durch das sinkende Alterthum geht, welches unter dem Einflufs physiologischer Weltweisheit die Naturkräfte ihrer Persönlichkeit entkleidete; erkannte das junge Christenthum in

1) Die ausführliche Bearbeitung dessen wird der schon erwähnte zweite Theil meiner Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst bringen.

2) Plut. De orac. defect. p. 419. ed. Wyttenb. T. II. p. 716 sq.

dem Universum eine lebenvolle Gestalt und freudige Erhebung. Es ist der grofse Schöpfungshymnus, an dem die ganze Natur Theil nimmt: und indem man den Widerhall dessen im eigenen Herzen spürte, gab man mit wahrer Innigkeit diesen Eindrücken sich hin [1]). Man war dazu angeleitet durch die heilige Schrift selbst, welche in diesem Sinn das Schöpfungswerk betrachtet und Naturgemälde enthält sowohl von anmuthigstem idyllischem Reiz, als von erhabenster Feier: das letztere zumal bei Hiob und in den Psalmen, — so dafs auch die neuere Naturforschung „in dem einzigen 104ten Psalm ein Bild des ganzen Kosmos dargelegt fand“ und „mit Erstaunen in einer lyrischen Dichtung von so geringem Umfang, mit wenigen grofsen Zügen, das Universum, Himmel und Erde geschildert sah [2]).“ Aber nicht blofs belebt, sondern auch seelenvoll erscheint das Schöpfungswerk, wenn der Apostel in der Creatur die Sehnsucht erkennt, frei zu werden von dem Dienst der Vergänglichkeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes (Röm. 8, 19—22.). Selbst Persönlichkeit wird ihr geliehen, — wie in einem Psalm alle Welt aufgerufen wird, dem Herrn zu jauchzen (Ps. 98, 4. 7—9): „es brause das Meer, es klatschen die Ströme in die Hände, es jauchzen allzumal die Berge vor Jehova, denn er kommt zu richten die Erde.“

Auf solchem Grunde hätte die christliche Kunst auch ohne die Antike dazu kommen können, die Erscheinungen der Natur als Personen abzubilden. Deutlich ist es jedoch der Einflufs der heidnischen Vorstellungsweise, den die frühesten christlichen Kunstdenkmäler verrathen, indem sie Himmel und Erde, Sonne und Mond, Winde, Berge, Flüsse, Städte, alle in menschlicher Gestalt erscheinen lassen. So sieht man die Nymphe der Quelle vor der Stadt Nahor, wo Abrahams Knecht die Rebecca trifft, in zwei Miniaturgemälden der Wiener Handschrift der Genesis aus dem 4ten oder 5ten Jahrhundert; den Gott des rothen Meeres beim Durchgang der Israeliten durch dasselbe auf Sarkophagen in Rom, Arles, Aix; den Flufsgott des Jordan, Berggötter und zahlreiche Städtefiguren, wie Gilgal, Jericho, Ai, Gibeon, in Miniaturen der Vaticanischen Pergamentrolle des Josua; den Windgott bei der Schifffahrt des Jonas auf Sarkophagen in Rom; wiederum den Flufsgott des Jordan bei der Himmelfahrt des Elias auf Sarkophagen in der Peterskirche und im Louvre, — so wie häufig bei der Taufe Christi, zuerst in Mosaiken zu Ravenna aus dem 5ten und 6ten Jahrhundert. In der Regel dienen diese Figuren nur die Scene zu bezeichnen; — sie werden aber auch mit dem Hauptgegenstand in eine innere Verbindung gebracht als Träger eines christlichen Gedankens. So wenn Sol und Luna auf einer Lampe im K. Museum zu Berlin über dem Haupte Christi, des guten Hirten, erscheinen, als Zeichen seiner himmlischen Abkunft; aber auch Tellus so wie Coelus unter seinen Füfsen, als Zeichen seiner Herrschermacht im Himmel und auf Erden, auf Sarkophagen zu Rom, — der letztere vom Jahre 359 in den Vaticanischen Grotten. Auf demselben sind auch die Genien der Jahreszeiten gebildet, welche hier am Grabe den Kreislauf der Natur, insbesondere den Uebergang vom Winter zum Frühling vor Augen stellend, die Idee der Auferstehung und des ewigen Lebens erwecken.

1) Von dem Naturgefühl und den Naturschilderungen der Kirchenväter s. Al. v. Humboldt Kosmos Th. II. S. 26—30. 111. 112.

2) Ebendas. S. 46. 47.

Noch reicher an solchen Naturbildern ist das folgende Zeitalter vom 9ten bis ins 13te Jahrhundert, — obwohl darin minder abhängig von der Antike. Da erscheinen diese Figuren hin und wieder sogar dramatisch bewegt, selbst in die Handlung eingreifend [1]), wie in Miniaturmalereien des Durchzugs der Israeliten durch's rothe Meer in einer Pariser und einer Vaticanischen Handschrift, wo die Person des Abgrundes den Pharao bei den Haaren hält und in die Tiefe zieht. Und in einem Gemälde der Taufe Christi auf dem Berge Athos sieht man das Meer in Gestalt eines Weibes vor ihm zurückweichen und den Flufsgott des Jordan mit Schrecken vor ihm flüchten, gleich dem rothen Meer beim Durchgang der Israeliten nach Ps. 114: „das Meer sah es und floh; der Jordan wandte sich zurück; die Berge hüpften wie Widder; die Hügel wie junge Lämmer. Was ist dir, Meer, dafs du fliehest? ... Vor dem Antlitz des Herrn beb' o Erde." — Sonst treten sie jedoch aus einer epischen Ruhe nicht heraus. Vornehmlich finden sich Himmel, Erde und Meer, Sonne und Mond, in Miniaturen und Elfenbeinreliefs bei der Schöpfung als die ersten Werke aus der Hand Gottes; — so wie bei den Hauptepochen der Erlösung als deren aufmerksame Zeugen: am häufigsten Sonne und Mond bei der Darstellung des Gekreuzigten, oft ihr Antlitz verhüllend, wodurch nicht allein die Finsternifs beim Tode Christi, sondern auch die trauernde Theilnahme der ganzen Natur angedeutet wird. Aber auch Tag und Nacht sind als Statuen gebildet bei Darstellung des Schöpfungswerks an der Kathedrale zu Chartres aus dem 13ten Jahrhundert.

Als eine Nachwirkung dieses Interesse für physische Personificationen zu einer Zeit, wo es sonst schon ziemlich erloschen war (zu Ende des 13ten und zu Anfang des 14ten Jahrhunderts) ist es anzusehn, wenn auch noch die Meister, die als Wiederhersteller der Malerei in Italien gefeiert sind, solche Figuren geschaffen haben. Cimabue nehmlich stellte in seinem Gemälde der Weltschöpfung zu Assisi Sonne und Mond in menschlicher Gestalt als ganze Figuren dar, wogegen die Bilder von Erde und Meer die natürliche Erscheinung nachahmen. Und Giotto's Mosaikbild in der Peterskirche, die Navicella, zeigt in der Scene, wie Petrus aus dem Schiff auf dem Meere Christus entgegengeht und ein plötzlicher Sturm sich erhebt, diesen in Gestalt zweier nackter, geflügelter Jünglinge, die zu beiden Seiten des Segels in ein Horn blasen.

Ganz anders seit dem funfzehnten Jahrhundert, als die Kunst, vom Christenthum allein nicht mehr festgehalten, in der Götterfabel ein neues, unermefsliches Gebiet der Thätigkeit fand, in welchem mit sämmtlichen Bewohnern des heidnischen Olymp auch die übrigen Götter und Dämonen der Natur zu vielfältiger Darstellung kamen. Doch fanden auch damals in christlichen Scenen die Naturgottheiten nur seltener Eingang.

1) Gleichwie auf antiken Denkmälern, wenn z. B. in einem Pompejanischen Gemälde (O. Müller Denkm. a. K. H. II. Taf. 17. Fig. 183.) bei der Verwandlung des Aktäon der Berggott des Kithäron Erstaunen ausdrückt, und in einem Gemälde von dem Tode des Hippolytus, welches Philostratus (II, 4.) beschreibt, die Bergwarten in Gestalt von Frauen vor Trauer ihre Wangen zerfleischen und die Quellnymphen ihr Haar zerraufen, während die Wiesen in Gestalt von Jünglingen ihre Blumen welken lassen (Vergl. O. Jahn Archäol. Beitr. S. 15. 327.): — und wenn sogar auf einer Münze Trajan's vom J. 105. (Eckhel Doctr. num. T. VI. p. 418 sq. Ein Exemplar in Grofserz in der K. Sammlung zu Berlin) der Flufsgott der Donau erscheint, wie er der niedergeworfenen Dacia das rechte Knie in die Seite setzt und ihr an die Kehle fafst, als Ausdruck der Hülfe, welche der Flufs bei Unterwerfung Daciens geleistet.

Dahin gehören aber einige Werke der beiden gröfsten Meister des funfzehnten Jahrhunderts, die an heiliger Stätte solchen Personificationen Raum gaben, sie auch in die christliche Symbolik verflochten: — um dieses dreifachen Interesse willen möge ihrer hier noch gedacht werden. Von Michelangelo sind für das Grab der Medici in S. Lorenzo zu Florenz aufser den Standbildern der beiden Fürsten die Figuren der vier Tageszeiten ausgeführt: die des Tages und der Nacht bedecken den Sarkophag Giuliano's, die der Morgenröthe und des Abends den Sarkophag des Lorenzo. Zumal die Statue der Nacht ist mehrfach in lateinischen und italienischen Versen besungen, — auch von einem neuern deutschen Dichter und Kunstrichter ist ihren Zügen ein grofser Ausdruck gegeben in der Anrede [1]):

Nein, nicht bist du die irdische Nacht, die von gestern und heute,
Sei, Michelangelo's Nacht, Mutter der Dinge, gegrüfst!

Von demselben wird die Statue der Morgenröthe mit den Worten gefeiert [2]):

Hebst du vom Lager dich, Frühe, des Tags aufdämmernde Botin?
Ein Jahrhundert erwacht so von lethargischem Schlaf.

Raphael aber hat in den Tapeten der Sixtinischen Kapelle, deren Hauptbilder der Apostelgeschichte entlehnt sind, die Sockelbilder mit Naturgottheiten, Flufs- Berg- und Waldgöttern ausgestattet, auch Figuren des geschichtlichen Mythus in den Seitenfriesen angebracht. Beides zusammen in den Friesen zu Seiten des Petrus, der vom Heiland die Schlüssel empfängt: da erscheinen zur Rechten die Parzen, zur Linken die Jahreszeiten, — ohne Zweifel um die Hauptvorstellung durch den Gegensatz zu heben. Es stehen sich gegenüber die Gewalt der Horen und Parzen über den Leib des Menschen, und die Schlüsselgewalt der Kirche, die Seelen zu binden und zu lösen. Und wie im Bereich jener der Kreislauf des irdischen Lebens, Anfang und Ende, Blühen und Vergehen ist; so ist die Kirche, welche der Herr auf einen Felsen gegründet, ein Hort des ewigen Lebens und läfst alle ihre ächten Glieder die Macht der Zeit und des Schicksals überwinden.

Solche Motive hatten damals ihre Quelle vornehmlich in der neuerwachten Begeisterung für das klassische Alterthum, seine Ideen und die Denkmäler, in denen die antike Kunst für alle Zeiten Mustergültiges geschaffen. Doch wird man nicht glauben, dafs damals, auf dem Gipfel der christlichen Kunst, (wie es später wohl geschehen) jene persönlichen Gestalten der Natur, gleich conventionellen Redensarten, von den antiken Denkmälern nur abgeschrieben seien. Denn woher wären sie vorher gekommen in den langen Jahrhunderten, als man diese Denkmäler nicht vor Augen hatte, als die christliche Kunst, nachdem der Einflufs der Antike fast aufgehört hatte, auf sich selber ruhte? Da hat sie offenbar selbständig diese Motive aus sich hervorgebracht, — aus derselben Quelle, aus der sie auch im Alten Testament abzuleiten sind.

Diese Quelle ist nicht blofs die Lebendigkeit des Naturgefühls (welches in dichterischer Schilderung den Erscheinungen der Natur Gestalt und Persönlichkeit leihen mag);

---

1) A. W. v. Schlegel Sämmtl. Werke Bd. II. S. 86.
2) Ebendas.

so wenig als diese Erklärung für das heidnische Alterthum ausreicht, wo vielmehr die Naturanschauung mit den religiösen Ahndungen der Völker verwachsen war. Aber auch von dem religiösen Bewufstsein unter der Herrschaft der Offenbarung läfst sich das Naturgefühl nicht trennen. Es fühlt sich der Mensch, der selbst ein Theil der Natur ist, angesprochen von ihren Lebensregungen und erregt von den tausend Stimmen, mit denen sie zu ihm spricht. In seinen auf- und niedersteigenden Gefühlen ist es wie ein Zwiegespräch, das er mit ihr führt; ja es scheint ihm in den Erweisungen der Macht und Güte, in dem zerstörenden Walten der Elemente, wie in dem lieblichen Wehen der Morgenröthe, dem Flüstern des Waldes, dem unendlichen Wallen der Gewässer ein Antlitz sich zu zeigen, — ein gleichartiges Wesen, das bald ein dunkles Grausen ihm erweckt, bald sehnsuchtsvolle Hingebung ihm einflöfst. Mit einem Wort, der Mensch, wenn er in die Natur sich versenkt, findet ein Subject sich gegenüber. Der letzte Grund davon ist der, dafs jenseits der Natur ein Subject ist, welches durch diese zu ihm spricht. — Diese Erkenntnifs der Natur als einer Sprache, welche der Geist Gottes zu dem Geist des Menschen redet, ist es, welche die Naturerscheinungen beseelt, auch ihnen als Personen in der christlichen Kunst Eingang verstattet. Sie ist es auch, welche den Schlüssel zu den Naturreligionen enthält, — da dieselbe Erkenntnifs, nur verdunkelt sei es als Ahndung oder Erinnerung, es gewesen, welche im Heidenthum die Naturgottheiten in's Dasein gerufen und göttliche Verehrung auf sie übertragen hat.

Hieraus geht hervor, wie die Gemeinschaft der höchsten Interessen das Studium des klassischen und des christlichen Weltalters verknüpft. Darum spreche ich schliefslich mit Zuversicht den Wunsch aus, dafs, wenn nun in der christlichen Alterthumswissenschaft das Streben sich hervorwagt, die Sammlung und Erforschung der langversäumten Denkmäler den Schöpfungen der klassischen Alterthumswissenschaft ebenbürtig an die Seite zu stellen, auch Ihrerseits dies Werk als ein gemeinsames betrachtet und zu dessen Förderung freundlich die Hand geboten werde.

Da wegen Kürze der Zeit hierüber Niemand zu sprechen Gelegenheit fand, so wurde die letzte Sitzung auf den folgenden Tag Vormittags 8 Uhr angesetzt und die heutige geschlossen.

Beilagen.

A.

Verhandelt Berlin den 1. October 1850.

Die zur Berathung über die Wahl des nächsten Versammlungsortes des Vereines der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten gewählte Commission, bestehend aus den Präsidenten der diesjährigen Versammlung, den Herren Boeckh, Bopp und Kramer, aus den anwesenden Präsidenten der früheren Versammlungen, Bergk (Cassel), Göttling und Hand (Jena), Gerlach (Basel) und den durch die Versammlung selbst hinzugewählten Prof. Doederlein und Seitens der Orientalisten Prof. Fleischer, trat unter dem Vorsitze des Präsidenten Boeckh um 5 Uhr zusammen. Derselbe theilte mit, dafs in Vorschlag gebracht seien die Städte Augsburg, Braunschweig, Erlangen, Frankfurt a. M. und Göttingen und eröffnete über die unter den-

selben vorzunehmende Wahl die Discussion. Die Versammelten einigten sich schnell, dafs Braunschweig und Göttingen als norddeutsche Städte für 1851 aufser der Wahl bleiben müfsten und bestimmten sich sodann mit grofser Einmüthigkeit für Erlangen. Zu Präsidenten der dortigen Versammlung sollen die Professoren Doederlein und Nägelsbach vorgeschlagen werden, denen die Orientalisten nach besonderer Berathung einen Präsidenten ihrer Section hinzufügen werden.

Eckstein.

B.

Der dritten Sitzung schlofs sich eine archäologische Versammlung an, über welche nachstehender Bericht erstattet wird:

Die vom Prof. Gerhard eingeladene, am 2. October von 12—2 Uhr gehaltene archäologische Versammlung im Bibliotheksaale des Königl. Museums knüpfte sich an den am 1. October gehaltenen allgemeinen Vortrag an, in welchem weitere Beschauungen und Ausführungen der angeregten Hauptpunkte dieser besonders anberaumten Zusammenkunft vorbehalten geblieben waren.

Als Gegenstände der Anschauung wurden mehrere Bände Inedita aus dem archäologischen Apparat des Kgl. Museums, ferner die aus dem Bereich dieser Sammlung erschienenen Abbildungswerke, denen ein erst eben vollendetes zweites Heft der „Trinkschalen und Gefäfse" sich anreiht, endlich auch eine synoptische Abbildung der Vase des Ergotimus und Klitias vorgelegt, welche in der archäologischen Zeitung (Jahrg. VIII, Taf. XXIII. XXIV) erscheinen soll [1]). Den hiezu von Hrn. G. gegebenen Erörterungen fügte auch Hr. Tölken anregende Bemerkungen bei, indem er namentlich seine vormalige Deutung der grofsen Hochzeitvase No. 1016 der Kgl. Sammlung (Gerhard Apul. Vasenb. Taf. XV. und B. 1—5: Herakles und Hebe) auf Theseus und Phädra noch nicht aufzugeben, sondern nächstens ausführlich begründen zu wollen versicherte. Hr. G. schlofs mit Vorlesung einer Reihe archäologischer Thesen, in denen der Inhalt seines am vorigen Tage gehaltenen Vortrags zusammengedrängt und fernerer Erwägung empfohlen war. Es ward darin hauptsächlich 1) strengere Wissenschaftlichkeit für Studien erheischt, welche nur als organischer Theil der höheren Philologie ihre volle Bedeutung haben und des Künstlers und Alterthumsfreundes benöthigt sind, ohne defshalb in Dilettantismus aufgehn zu dürfen; nächstdem ward 2) der Vortheil weniger und mächtiger Kunsteindrücke in Verbindung mit der Lesung der Alten für die Schulen, ein eigenthümlicher archäologischer Unterricht nur für die Universität, für diese aber um so dringender und im Zusammenhang ihres philologischen Studienplanes in Anspruch genommen, endlich auch 3) die Idee eines archäologischen Lehr- und Uebungsapparats als leicht ausführbar nachgewiesen. Die zahlreich von den Hrn. Bergk, Göttling, Schömann und anderen namhaften Beförderern archäologischer Studien besuchte Versammlung schlofs diesen Erörterungen in selbständiger Theilnahme sich an, wie denn namentlich die besonnene Einführung auserlesener Kunstwerke des Alterthums in die klassische Schulbildung von Seiten der Hrn. Ranke, Schönborn und anderer erfolg-

1) Hiervon sind Exemplare an die Mitglieder des Vereins vertheilt worden.

reich wirkender Schulmänner aufs wärmste befürwortet und durch deren glückliche Erfahrungen unterstützt ward. Auch der herrschende Sprachgebrauch des Wortes Archäologie ward berührt und dem Vortheil einverstandener Ausdrücke zu Liebe gegen Prof. Piper's sprachgerechte Einwendungen in Schutz genommen. Im Allgemeinen blieb der Wunsch zurück die von dem Philologenverein, wie Prof. Döderlein ausdrücklich bemerkte, schon früherhin nie verleugnete Theilnahme für die monumentale Seite des Alterthums auch bei künftigen Versammlungen desselben in einer ähnlichen gesonderten Weise vertreten zu sehen, welche, ohne den bereits anticipirten Namen einer Section zu beanspruchen, den Freunden monumentaler Forschung im Philologenverbande Gelegenheit gäbe ihren Vorlagen eine geeignete Räumlichkeit und ihren Verhandlungen die volle Aufmerksamkeit aller dabei Betheiligten zu sichern.

Die oben erwähnten archäologischen Thesen sind folgende:

1. Als Archäologie bezeichnen wir denjenigen Zweig der klassischen Philologie, welcher, im Gegensatz litterarischer Quellen und Gegenstände, auf den monumentalen Werken und Spuren antiker Technik beruht; die Werke der Baukunst und der bildenden Künste, aber auch Orts- und Inschriftkunde sind dazu gehörig.

2. Hauptfächer des archäologischen Studiums sind Denkmälerkunde, Kunstgeschichte und Kunstalterthümer; Kunstlehre, Kunstkritik und Kunsterklärung sind in ähnlicher Weise als Organon ihnen beigesellt, wie die Grammatik samt litterarischer Kritik und Hermeneutik der Philologie im engern Sinne zur Seite stehen.

3. Aufgabe der Archäologie ist es, nicht nur eine Auswahl von Kunstdenkmälern, sondern die Gesammtheit des monumentalen Stoffes, an und für sich und in seinem Ergebnifs für litterarische, Religions- und Privatalterthümer, der Gesammtheit aller philologischen Forschung und der Gesammtanschauung des antiken Lebens zu überliefern.

4. Die Denkmälerforschung des klassischen Alterthums mufs von dessen litterarischer Kenntnifs ausgehen, auf welcher die im engeren Sinn sogenannte Philologie beruht; ihren monumentalen Theil bearbeitet auf philologischer Grundlage der Archäolog, zu welchem Behuf Alterthumsfreunde verschiedenster Art den Stoff ihm ermitteln, Künstler denselben ihm begutachten und prüfen müssen.

5. Diese Abhängigkeit des Archäologen von Alterthumsfreunden und Künstlern, welche oft zu mifsbräuchlicher Ausdehnung jener Benennung auf antiquarische Dilettanten aller Art Anlafs gegeben hat, legt dem Archäologen für Beischaffung und Beurtheilung seines Stoffes um so gröfsere Schwierigkeit auf, als dieser Stoff aus sehr verschiedener Oertlichkeit und bei sehr verschiedenem Kunstwerth in stetem Anwachs begriffen ist.

6. Als Alterthumsfreunde, welche den Denkmälerschatz der klassischen Welt zur Kenntnifs des Archäologen bringen, sind theils gelehrte Reisende, theils die an Orten klassischen Angedenkens wohnhaften Beobachter und Forscher dankbar in Anschlag zu bringen.

7. Beim Architekten und bildenden Künstler hat der Archäolog über die Gesetze und Vorbilder der Kunst sich zu unterrichten, um durch Besichtigung und Ver-

gleichung zahlreicher Kunstwerke verschiedenster Gattung sein eigenes Gefühl für Zeichnung und künstlerischen Styl auszubilden.

8. Der Archäolog hat den solchergestalt ihm überlieferten Stoff durchgängig in philologischer Form und Begrenzung zu bearbeiten, dergestalt daſs seine Kunsterklärung der Kritik und Erklärung philologischer Texte, seine Kunstgeschichte der Litteraturgeschichte des Alterthums, seine sonstige Forschung, hauptsächlich in Religions- und Privatalterthümern, der realen Darstellung des antiken Lebens gleichartig und in wechselseitiger Ergänzung zur Seite stehen müssen.

9. Zu diesem Bewuſstsein ihrer Aufgabe ist die deutsche Archäologie erst seit den letzten Jahrzehenden gelangt; darum hauptsächlich weil theils die Einseitigkeit ästhetischer Auffassung, theils der Mangel einer reichlichen Anschauung alter Denkmäler der verschiedensten Gattung ihm früher entgegenstanden.

10. Um die Archäologie in jenem philologischen Sinn zu fördern, ist deren Methode nicht sowohl den Bedürfnissen des Alterthumsfreundes oder des Künstlers anzupassen — obwohl auch auf diese sie auszudehnen an und für sich empfehlenswerth ist, — sondern in strengem Zusammenhang mit dem gesammten philologischen Unterricht zu begründen.

11. Die Kunstwelt der Alten bereits in die Schulbildung einzuführen ist nur in Zusammenhang mit der Lesung der Alten zu rathen; auſserdem kann bei der Erwerbung technischer Fertigkeit auf das Gefühl für antike Kunst hingewirkt werden.

12. Auf den Universitäten wird das archäologische Studium erst dann gedeihen, wenn dessen Lehrfächer sowohl als dessen praktische Uebungen innerhalb des üblichen Trienniums in festeren Zusammenhang mit der philologischen Bildung treten, als es nach bisherigen Studienplänen möglich war. Junge Männer, welche ohne gründliche philologische Bildung oder besondere artistische Fähigkeit der Archäologie sich zuwenden, soll man lieber abschrecken als darin bestärken.

13. Wenn Philologen ihrem ästhetischen Gefühl miſstrauend von der Kunstwelt der Alten fern bleiben, so vergessen sie, daſs die alten Denkmäler nicht bloſs an und für sich, sondern auch als Quellen antiquarischen Wissens ihnen unentbehrlich sind; wenn andere sich an die Schwierigkeit archäologischer Hülfsmittel stoſsen, so ist ihnen unbekannt, daſs diese Hülfsmittel jetzt nicht minder erschwinglich als förderlich sind.

14. Sammlungen statuarischer Gypsabgüsse sind das vornehmste Mittel den Sinn für Schönheit und Majestät der griechischen Kunst anzuregen und bis zu einer gewissen Stufe auszubilden, dagegen der Sinn für Composition mehr durch die Vergleichung anderer Kunstgattungen gebildet wird und Musterstücke derselben aus keiner Kunstgattung entbehrt werden können.

15. Als Hülfsmittel des archäologischen Universitätsstudiums ist theils ein Lehrapparat, um den Vortrag durch mannigfache Anschauung zu unterstützen, theils auch ein Uebungsapparat nothwendig, um den Lehrling mit den nöthigen Hülfsmitteln zur Kunsterklärung frühzeitig zu umgeben. Von jenem dürfen architektonische Modelle, Musterstücke jeder Technik, augenfällige und übersichtliche Vorlegeblätter neben den Gypsabgüssen nicht ausgeschlossen sein; dieser muſs auſser ähnlichen Vorlegeblättern

hauptsächlich aus einer Auswahl der für das archäologische Studium wichtigsten Bücher bestehen, — in ähnlicher Stellvertretung der nicht immer auslangenden öffentlichen Bibliotheken, wie sie auch philologischen Seminarien zu statten zu kommen pflegt.

16. Die Archäologie oder monumentale Philologie war von Deutschland aus lange Zeit fast nur in Münzkunde und griechischer Epigraphik gefördert worden; ihre Wichtigkeit wird immer mehr erkannt, ohne jedoch in den rechten Zusammenhang mit der gesammten Philologie getreten zu sein; es ist daher kein passendes Mittel zu diesem Behuf zu versäumen, und demnächst auch eine regelmäfsige Beachtung des archäologischen Studiums von Seiten der Philologenvereine zu wünschen.

Vierte Sitzung.

Berlin, den 3. October 1850.

Die Sitzung wird um 8 Uhr eröffnet und durch den Vorsitzenden zuerst dem Gymnasiallehrer Klein aus Mainz das Wort ertheilt zu dem angekündigten Vortrage:

Ueber das Schwert des Tiberius.

Zuerst mufs ich wohl eine hochzuverehrende Versammlung um einige Nachsicht bitten, dafs ich, nachdem vorzügliche Vorträge über allgemeine Gegenstände gehalten wurden, Vorträge, welche ganze Zweige und bedeutende, allgemeines Interesse erregende Theile unserer Studien umfassen, dafs ich für ein paar Worte über einen ganz einzelnen Gegenstand Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehme. Ich würde es wahrhaftig nicht thun, wenn ich längst nicht bedauerte, dafs unser Philologenverein die antiquarischen Funde zu wenig berücksichtigte; längst war es wohl nicht mein Wunsch allein, dafs uns in diesen Versammlungen eine wenn auch nur kurze Uebersicht der in letzter Zeit in Deutschland oder auch anderwärts aufgefundenen vorzüglichen Alterthümer vorgelegt, die bedeutendsten Gegenstände einer Besprechung unterworfen würden. Weil nun seit der letzten Philologen-Versammlung in Deutschland ein in mehrfacher Hinsicht höchst wichtiges Alterthum aufgefunden wurde: glaube ich mit einigem Rechte Ihre Aufmerksamkeit darauf lenken zu dürfen.

Mainz, das alte Mogontiacum, die mehr als 400jährige Hauptstadt von Germania sup., ist von jeher eine Fundgrube alterthümlicher Gegenstände gewesen; sind ja daselbst bis jetzt an 400 Inschriften ausgegraben worden, von denen noch 200 übrig sind, so dafs wohl keine Stadt diesseits der Alpen mehr in loco gefundene lateinische Inschriften aufweisen kann. Andere Gegenstände jeglicher Art hat Mainz seit Jahrhunderten in zahlloser Menge zu Tage gefördert; dessen sind Zeugnifs viele Museen des In- und Auslandes, deren schönster Schmuck oft aus unserer Gegend stammt. Unseren Tagen aber war es vorbehalten ein Werk aufzufinden, das ohne Bedenken in mehrfacher Hinsicht den bedeutendsten Ueberresten aus alter Zeit an die Seite gesetzt zu werden verdient. Das Schwert nämlich, das im August 1848 dicht bei Mainz ist ausgegraben worden, erweist sich durch seine Inschriften und die Deutung der Reliefs als ein Eigenthum des Augustischen Hauses und speciell des Tiberius, und gehört ohne Zweifel zu den denkwürdigsten Reliquien aller Museen. Mögen auch manche Denkmäler alter Zeit

einen gröſseren Werth edlen Metalles enthalten, wie das Toilettenkästchen, das im Jahre 1794 in Rom gefunden wurde; mögen andere eine kunstreichere Arbeit zeigen, wie zwei Gefäſse im Petersburger Museum; mögen andere nicht minder wichtige Gegenstände darstellen, wie die beiden Cameen im Wiener und Pariser Museum: nirgends findet sich eine Antike, die unzweifelhaft irgend einer historischen Person der römischen Geschichte vindicirt werden kann. Daher kein Wunder, daſs des Tiberius Schwert Aller Augen auf sich zog und vielfacher Besprechung unterworfen wurde, sowohl in Vereinen wie z. B. hier in Berlin, in Rom und anderwärts, als auch in verschiedenen Zeitschriften. Eine ausführliche Beschreibung und Erklärung lieferte zuerst der für die Wissenschaft zu früh verstorbene Prof. Lersch in Bonn: seine Abhandlung ist zwar ein Zeugniſs seines Fleiſses und seiner Gelehrsamkeit, allein sie trägt zu viel die Spuren der Eile an sich und irrte vielfach in wesentlichen Dingen von der Wahrheit ab, wie er selbst später theilweise einsah. Daher hat der Alterthumsverein in Mainz, wiewohl das Schwert nicht in seinem Besitze ist, beschlossen, eine bessere Abbildung und genauere Erklärung zu veröffentlichen, welche letztere mit mir mein Schüler und Freund, M. Becker in Hadamar, der demnächstige Herausgeber des Lucilius, übernahm. Weil diese Abhandlung zunächst für die Mitglieder des Mainzer Vereins bestimmt ist und noch nicht dem Buchhandel übergeben wird: hielt ich es nicht für unpassend, einige Worte über diesen merkwürdigen Fund der Versammlung vorzulegen, um vielleicht dadurch beizutragen, daſs einige noch nicht ganz fest ermittelte Punkte der Erklärung einer näheren Betrachtung unterzogen und so die richtige Deutung gefördert werde.

Indem ich jetzt zur Beschreibung und Erklärung des Denkmals übergehe, ist vorerst nicht nothwendig, die einzelnen Theile ausführlich zu beschreiben, indem ich die zwei eben erwähnten Hefte hier deponire, damit sie mit ihren Abbildungen in der Versammlung ein genaueres Bild des antiken Gegenstandes vorführen. Nur kurz sei der Erklärung wegen Einiges vorausgeschickt. Das stählerne Schwert ist an die silberne Scheide angerostet; von letzterer ist nur die vordere Hälfte vorhanden: auf der anderen Seite des Schwertes zeigen Spuren von Holz, daſs das Schwert ein hölzernes Futteral hatte, auf welchem die silberne Scheide angefügt war: letztere enthält ein silbernes Medaillon und zwei Reliefs von Gold oder goldähnlicher Bronze, welche durch ihre kunstvolle Arbeit den besseren toreutischen Werken des Alterthums an die Seite gesetzt werden können. Das obere Relief ist von besonderer Wichtigkeit. Hier sehen wir in der Mitte einen Imperator, wie der olympische Zeus thronend, und wie auf den oben erwähnten Cameen die römischen Kaiser dargestellt sind. Vor ihn tritt ein junger Held, im Kriegskleide, dem Kaiser eine kleine Victoria überreichend, welche in der Rechten einen Kranz vorhält, in der Linken einen Palmenzweig hat. Der junge Held zeigt mit der Linken auf einen neben stehenden, bärtigen, mit Schild und Sporn bewaffneten Heros oder Gott, welcher zur Rechten des Kaisers gleichsam Wache hält. Auf der anderen Seite schwebt dem Kaiser herzu Victoria, mit Speer und Schild versehen, auf welchem die Worte VICtoria AVGusti stehen, während auf einem anderen Schilde, welches links am Thronsitze des Kaisers steht und worauf dieser die Linke legt, die Worte FELICITAS TIBERI zu lesen sind. Die Mitte der Scheide nimmt das Medaillon ein, wel-

ches das lorbeerumkränzte Haupt eines Kaisers darstellt. Die Spitze der Scheide ziert das andere Relief, das in zwei Theile geschieden ist: der obere Theil zeigt einen Tempel von ziemlich eigenthümlicher Konstruktion, in dessen Mitte ein Legionsadler mit einer Perlenschnur, in dessen Hallen Stäbe mit den gewöhnlichen militärischen Ehrenzeichen stehen; auf dem unteren Theile präsentirt sich eine heroisch gestaltete, idealisch gehaltene Person bewaffnet mit Speer und der amazonischen Doppelaxt. An der Scheide sind aufserdem noch erhalten mehrere Wehrgehänge mit schöner Eichenlaubverzierung, welche aber nicht toreutisch, sondern mit einem Stempel geschlagen sind, sowie mehrere Ringe in dem Knopf der Spitze; dagegen ist der Griff abgebrochen, jedoch noch einige Hoffnung vorhanden, dafs derselbe bei weiterer Ausgrabung dürfte aufgefunden werden.

Indem ich nun zur Erklärung dieses merkwürdigen Denkmals mich wende, bemerke ich vorerst, dafs ich, da die mir zugemessene Zeit zur Kürze mahnt, die bisher vorgebrachten Erklärungen nicht sämmtlich Ihnen vorlegen kann, sondern nur kurz auseinandersetzen werde, welches die wahrscheinlichste Deutung der verschiedenen Darstellungen sein dürfte, wobei gelegentlich auch andere Meinungen Berücksichtigung finden werden. Zuerst mufs angenommen werden, dafs sich die beiden Reliefs und das Medaillon auf ein Factum beziehen, dessen Hauptmoment das obere Relief ohne Zweifel andeutet: hier aber werden durch die Inschriften die Personen, die besonders dabei betheiligt sind, klar angegeben. Denn sowie die Worte Victoria Augusti, die auf dem Schild der herzuschwebenden Victoria stehen, andeuten, dafs der hier thronende Kaiser Octavianus Augustus ist, indem bekanntlich alle Siege, welche die Feldherrn unter jenem errangen, nur ihm, dem Kaiser, zugeschrieben wurden: so wird durch die Worte Felicitas Tiberi, welche der Schild am Thronsitze des Kaisers zeigt, angegeben, durch wessen Glück der Kaiser den Sieg errungen hat, d. h. wer der auf den Kaiser zuschreitende Held sei: und während die gröfsere Victoria im Allgemeinen anzeigt, dafs sie stets dem Augustus zuschweben werde, deutet die kleinere Victoria, welche Tiberius dem Kaiser darreicht, den speciellen, eben erfochtenen Sieg an. Da die eine Inschrift klar auf Augustus, die andere auf Tiberius hinweist, mufs man sich billig wundern, dafs Lersch in seiner Abhandlung den Germanicus in dem Sieger, im Kaiser den Tiberius erkennen wollte, so dafs beide Inschriften auf eine Person, den Tiberius, gingen, der einmal mit seinem Namen, dann mit Augustus bezeichnet werde, wiewohl das einfache Augustus schwerlich irgendwo auf Tiberius sich beziehen dürfte. Eine andere Erklärung, welche von Prof. Bergk herrührt und in dem Sieger den Drusus erkennen will, zeichnet sich durch ihren Scharfsinn aus, kann aber hauptsächlich wegen der Inschrift nicht stattfinden, wie ich weiter unten zeigen werde. Wenn aber somit durch das obere Relief die Personen, die vorzüglich in Frage stehen, eruirt sind: so ist damit noch nicht die Zeit, die das Denkmal berührt, oder der Sieg, wegen dessen es verfertigt wurde, fixirt, indem bekanntlich Tiberius an vielen Orten mit Glück Kriege geführt hat. Nach der Analogie anderer Denkmale der Augustischen Zeit, wie der oben erwähnten Cameen, sowie der Münzen, welche wegen errungenen Sieges geprägt wurden, ist das besiegte Volk am unteren Theile des Monumentes regelmäfsig dargestellt: somit wird die räthselhafte Figur an der Spitze der Scheide das besiegte Volk oder die eroberte Provinz bezeich-

nen. Welches Land aber hierunter zu verstehen sei, war lange zweifelhaft: wir am Rhein dachten zunächst an die Germania: allein diese wird auf römischen Denkmälern anders dargestellt (gewöhnlich mit einem langen schmalen und sechseckigen Schilde); namentlich ist die Streitaxt auffallend, wiewohl bekannt ist, dafs diese die gewöhnliche Waffe der nordischen Völker, und seit der Franken Zeit bei den Deutschen eingeführt war: nur von einem so frühen Gebrauch bei den Germanen wissen die alten Schriftsteller nichts. Lersch schwankte hin und her: bald wollte er in dieser Figur ein Sinnbild der kriegerischen Tapferkeit der Germanen mit Beziehung auf deren edle Frauen erkennen, bald sah er darin die Göttin Roma u. s. w. Das Verdienst diese räthselhafte Person zuerst richtig gedeutet zu haben, gebührt dem Scharfsinn des Prof. Bergk, welcher aus Horatius unzweifelhaft nachwies, dafs hier das Volk der Vindelicier gemeint sei. Als nämlich Drusus und Tiberius im J. d. St. 739 die Rätier und Vindelicier, welche vielfache Einfälle in die römischen Provinzen machten, vollständig geschlagen und der römischen Herrschaft unterworfen hatten, dichtete bekanntlich Horatius zu Ehren der beiden Sieger zwei Oden, die 4. und 14te des IV. Buches. In der ersteren Ode nun kommen die Worte vor:

Videre Raetis bella sub Alpibus
Drusum gerentem Vindelici, quibus
Mos unde deductus per omne
Tempus Amazonia securi
Dextras obarmet, quaerere distuli;
Nec scire fas est omnia.

Hieraus ersieht man also, dafs die Vindelicier damals als Waffe eine amazonische Streitaxt führten: da nun auf unserer Scheide ebenfalls eine kriegerische Person mit solcher bewaffnet erscheint und zwar in Beziehung auf einen Sieg des Tiberius, so wird Jederman in derselben die Personification der vom Tiberius mit unterworfenen Provinz Vindelicia erkennen und somit ist unser Schwert ebenso ein Beweis der Aechtheit der eben erwähnten Worte des Horatius, die allerdings wegen ihres weniger poetischen Gehaltes vielfach angefochten und für unächt erklärt worden sind: wie diese Worte selbst unser Schwert als ein neues Denkmal jenes Sieges hinstellen.

Wenn aber hierdurch der Moment, den das obere Relief darstellt, unzweifelhaft eruirt ist, so sind die Ansichten über den rückkehrenden Sieger auf demselben noch getheilt, indem Einige besonders weil das Schwert in der von Drusus gebauten Festung Mogontiacum gefunden worden ist, den Drusus auf dem Relief erkennen wollten, indem sie meinten, dafs Tiberius vielleicht auf einem Schilde ebenso gefeiert sei, wie auf dem Schwerte Drusus, so dafs sich diese beiden Monumente gegenseitig ergänzten. Wir können einen solchen Parallelismus nicht annehmen, indem wir kein ähnliches Beispiel aus dem Alterthum nachzuweisen vermögen, behaupten vielmehr, dafs nur Tiberius oben dargestellt ist, einmal wegen der Inschrift, und dann, weil wir geschichtlich wissen, dafs im erwähnten Kriege Tiberius besonders gegen die Vindelicier stritt, während des Drusus Thätigkeit mehr gegen die Rätier gerichtet war. Und somit ist unser Schwert ein Denkmal des vindelicischen Krieges, welches Augustus für den Tiberius als Ehrengeschenk

hat fertigen lassen: dafs es eben ein Ehrengeschenk ist, zeigt sowohl die Sitte der Alten, bei denen Waffen oft als solche vorkommen, als auch die kunstvolle Arbeit und die ganze Anordnung beweist, dafs es ein kaiserliches Geschenk, ein Unicum ist. Der Geschenkgeber aber ist ohne Zweifel auf dem Medaillon zu erkennen, der sich nach der Ansicht Vieler als Augustus erweist, wiewohl Andere, wie Lersch, den Tiberius darauf zu sehen wähnten.

Hier könnte man kurz die Frage einschalten, wie ein so kostbares Ehrengeschenk nach Mogontiacum gekommen sei? Wir halten diese Frage für eine ganz unnöthige und müfsige, die Beantwortung derselben für unmöglich. Dafs das Schwert in keinem Tempel deponirt war, wie Manche meinten, ist jetzt gewifs, da man weifs, dafs es dort, wo die Schiffswerfte und der Rheinübergang der Römer war, in Schlamm und Sand mit dem Griffe nach unten versunken war. Ist vielleicht hier ein Römer, der dasselbe trug, verunglückt? Doch wir wollen die Muthmafsungen nicht vermehren, sonden nur bemerken, einmal dafs auf ähnliche Art der berühmte sogenannte Schild des Scipio (?) (jetzt im Pariser Museum) in der Rhone 1656 gefunden worden ist und dann dafs, da man dies Augustische Schwert mit der Drusus-Stadt in besondere Verbindung bringen wollte, die übrigen Denkmäler jenes Kaisers, wie die oben erwähnten Cameen, an Orten entdeckt wurden, die mit dem betreffenden Denkmal in keinerlei Berührung standen.

Indem wir dieses gleichsam nur als Parenthese betrachten, kehren wir zur Erklärung zurück, und werfen kurz einen Blick auf den Tempel, den das untere Relief darstellt. Man hat darin einen Tempel in Mainz erkennen wollen, allein mit Unrecht, da der Legionsadler und die Insignien, die in den Hallen des Tempels stehen, uns klar anzeigen, dafs hier der Tempel des Mars Ultor, den Augustus zur Aufbewahrung der Feldzeichen und zu sonstigen militärischen Zwecken erbauen liefs, gemeint sei; und zwar haben wir höchst wahrscheinlich hier auf dem Schwerte die einzige überlieferte Abbildung vom grofsen Tempel jenes Gottes auf dem forum Augusti übrig, indem die aedicula des Mars Ultor auf dem Capitol nur klein und rund war, wie viele Münzen des Augustus ausweisen. Auch stimmen die drei grofsen Säulen, die von jenem Tempel noch übrig sind, so ziemlich mit der Abbildung auf unserem Schwerte überein. Wenn aber dieser Tempel der des Mars Ultor ist, so ist der Gott, der auf dem oberen Relief zur Rechten des Kaisers steht, kein anderer als der nämliche Mars Ultor, besonders da manche Münzen ihn ebenso darstellen, wie er sich auf unserem Schwerte zeigt.

Und somit wäre jede Darstellung auf der Scheide in harmonische Deutung gebracht: einzelne Punkte, die nicht in unmittelbarer Beziehung stehen, konnte ich aus Mangel an Zeit kaum andeuten; z. B. gibt mir die Streitaxt in der Hand der Vindelicia einen Grund mehr ab, warum ich dieses Volk wenigstens für verwandt mit den Germanen halten möchte, so wie ich auch die Stammverwandtschaft der Amazonen mit unserem Volke nicht für unmöglich halte. Gern würde ich noch über die meist vollendete kunstreiche Arbeit so wie über die Anordnung der einzelnen Theile und Gegenstände Einiges vorbringen; doch die Zeit zwingt zum Schlusse zu eilen und so will ich nur noch ein Wort über die Anordnung der Figuren im oberen Relief und deren Bedeutung anfügen. Die allgemeine Idee, die vorgestellt werden soll, drücken der Kaiser, Mars und Victoria

aus: zur Rechten des Kaisers hält Mars Ultor Wache, anzeigend, dafs, wo immer der Kaiser wegen zugefügter Unbilden oder erlittener Niederlagen Krieg und Rache nehmen mufs, der rächende Gott ihm fest zur Seite stehen werde, während von der anderen Seite die Victoria, wo es immer nothwendig ist, ihm mit der Devise VIC. AVG. herzuschweben wird. Den speciellen Fall, den das Denkmal feiert, d. h. den eben errungenen Sieg, gibt die kleinere Victoria an, die der heimkehrende Sieger dem Augustus darreicht, welcher durch die Worte, die auf dem am Thronsessel hingestellten Schilde stehen, als Tiberius unzweifelhaft bezeichnet wird: das besiegte Volk ist, wie schon erwähnt, am unteren Theile des Denkmals angebracht.

Indem ich schliefslich glaube, das Nothwendigste zur Kenntnifsnahme des Schwertes Ihnen, hochgeehrte Herren, vorgelegt zu haben: wird es mich sehr freuen, wenn ich durch diese Worte, welche ich über ein Denkmal vorbrachte, das einen vor 1865 Jahren errungenen Sieg feiert, und welches die beglaubigte Reliquie einer historischen Person der Römerzeit ist, beitragen werde nicht nur, dafs die Antike, wie sie es schon an und für sich verdient, bekannter werde, sondern auch dafs ein oder der andere damit in Frage stehende, noch nicht zur allgemeinen Anerkennung erwiesene Punkt einer weiteren Betrachtung unterworfen und so die wahrhaftige Deutung einer endlichen Lösung näher gebracht werde.

Hierauf theilte der Präsident mit, dafs Professor Hoffmann von der Versammlung der Orientalisten für das nächste Jahr zum Präsidenten derselben in Erlangen gewählt sei.

Es folgte die Berathung über die Statuten. Der Präsident eröffnete dieselbe mit dem Bedauern, dafs die Versammlung wegen der zu gleicher Zeit stattfindenden Sectionsverhandlungen noch so klein sei, dafs man aber wohl, weil eine bestimmte Anzahl von Mitgliedern zu solcher Berathung nicht vorgeschrieben werde, dieselbe unverzüglich beginnen könne. Es sei behufs der Revision eine Commission von neun Personen ernannt worden, jedoch hätten sich nur sechs (die beiden Präsidenten und die Herren Bergk, Döderlein, Eckstein und Gerlach) zu der Berathung eingefunden. Das Ergebnifs derselben liege in No. 4 des Tageblattes gedruckt vor. Er werde die alten Statuten und das neue Project, das sich von jenen hauptsächlich durch die Fassung, durch Veränderung der Ordnung und durch Zusammenziehung unterscheide, neben einander stellen und über jeden einzelnen Paragraphen die Discussion eröffnen.

Alte Statuten §. 1. Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat:

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, dafs es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfafst;

b) die Methode des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, so wie den doctrinellen Widerstreit der Systeme auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, sowie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) gröfsere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer gröfseren Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

Diese Statuten sind von einer bestimmten Anzahl von Gelehrten abgefafst, die erst etwas beabsichtigten, was seitdem in das Leben getreten ist. Daher sei schon der Eingang des neuen Projects abgeändert, welches im §. 1. also lautet:

§. 1. Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a) das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dafs es die Sprache und die Sachen mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfafst;

b) die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c) wie in den alten Statuten;

d) desgleichen.

Die Commission habe in §. 1. *a*) Anstofs an der Specialisirung genommen und eine recht concise Fassung vermifst. Metrik z. B. sei eine zu grofse Specialität, gegen die ungerecht zu sein, von ihm Keiner erwarten werde; eben so erscheine die Stellung des Artistischen ungenau. Selbst die neue Fassung sei theoretisch nicht vollkommen, weil die Sprachen auch zu den Sachen gehören, indessen komme nicht viel darauf an und man könne sich dabei beruhigen. Um jedes Bedenken zu heben, wird auf Lachmann's Vorschlag angenommen zu setzen „dafs es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfafst."

In *b*) werde ausdrücklich des „höheren" Unterrichts gedacht, weil der niedere Volksunterricht nicht Gegenstand der Berathungen für diese Gesellschaft sei. Ebenso sei das Wort „fruchtbringend" in Wegfall gebracht; denn was bilde, sei auch fruchtbringend. Der frühere zweite Theil des Satzes beruhe auf speciellen Erscheinungen, die jetzt keine Geltung mehr haben. Die neue Fassung wird genehmigt. Ebenso die unverändert gebliebene litt. *c*).

In §. 1. *d*) wird nach Eckstein's Vorschlage gesetzt „vereinigte Kräfte" und auf Boeckh's Antrag der Zusatz „oder die Hülfe einer gröfseren Anzahl" gestrichen.

A. St. §. 2. Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

b) in einem schon bestehenden oder neu zu begründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfassenden Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten;
d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

Davon hat der neue Entwurf nur litt. d) in folgender Fassung beibehalten:

Zu diesem Zwecke versammeln sie sich jährlich einmal an einem vorher zu bestimmenden Orte.

Es sei das jährliche Zusammentreten festgestellt worden in der Voraussetzung, dafs, wenn einmal Hindernisse eintreten sollten, dem Präsidium eine Vertagung zustehe, wie dasselbe auch bereits in Bezug auf die Berliner Versammlung gethan habe. Lachmann weist darauf hin, dafs man in Göttingen bei der Stiftung des Vereines wegen der Ferien viel berathen habe und schliefslich auf die bis jetzt stets festgehaltenen Zeit gekommen sei. Dafs man die Bestimmung über die Zeit freilasse, scheine ihm zweckmäfsig, weil wir später zu einer besseren Einsicht gelangen könnten; aber es entstehe noch die Frage, ob nicht die Dauer der Versammlungen (vier Tage) in den Statuten erwähnt werden müsse. In diesem Sinne schlägt Mafsmann vor hinzuzusetzen „auf die Dauer von vier Tagen" und Unger empfiehlt die Fassung: „die Versammlungen sind jährliche auf die Dauer von höchstens vier Tagen." Die Versammlung einigt sich zu der Fassung:

Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

A. St. §. 3. In jenen Versammlungen finden Statt:
a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;
b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;
c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;
d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat;
e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besonderen Berathung gebracht werden sollen.

Der neue Entwurf lautet:

§. 3. In jenen Versammlungen finden Statt:

Nach Mafsmann's Vorschlage ist dies abgeändert in „in diesen Versammlungen."

a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neu begonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung.

Beide Abschnitte werden ohne Discussion angenommen.

c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

Zur Begründung dieser von den früheren Statuten sehr abweichenden Bestimmung sprach besonders Lachmann. Bei den Abhandlungen komme in der Regel nicht viel heraus, weil man in der Hoffnung sie später lesen zu können kaum recht hinhöre. Das kurze Sprechen sei viel wichtiger und auch angemessener. Da jedoch Niemand im Augenblicke des Hörens gehörig vorbereitet sei, so werde die vorherige Bekanntmachung der Gegenstände gefordert. Auch dafs „Fragen und Aufgaben" gesagt werde, sei von Gewicht. Aufserdem will Brenske „zusammenhängende freie Vorträge" gesagt wissen, zieht aber auf die Gegenbemerkungen Boeckh's und Eckstein's seinen Antrag zurück. Der Satz wird in der vorgeschlagenen Fassung angenommen.

d) Bestimmung des Ortes, der Zeit und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

Eckstein beantragt die Worte „der Zeit" zu streichen und wird von Lachmann, der auf das ungeschriebene Recht des Vereines verweist, darin unterstützt. Boeckh und Tölken erklären sich gegen den Antrag, der jedoch von der Versammlung angenommen wird.

A. St. §. 4. Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, dafs er an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höheren öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen sich an diese Vereinigung anzuschliefsen.

§. 5. Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts, noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

Dafür hat die Commission folgende Fassung vorgeschlagen:

§. 4. Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt. Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts verpflichtet.

Gegen die Worte „durch bestandene Prüfungen“ erklärt sich Meinicke (Prenzlau) weil ohne dieselben Niemand ein öffentliches Amt erhalte, dafür Mafsmann und Eckstein. Sie werden unverändert beibehalten.

Gröfsere Bedenken erregte der zweite Satz. Boeckh trug auf Streichung desselben an; Eckstein schlug vor „Jede Theilnahme ist eine freiwillige,“ August: statt „Beitritt“ zu sagen „Theilnahme;“ Weifsenborn hinzuzufügen „Niemand ist zu Leistungen verpflichtet.“ Nachdem sich für die Beibehaltung des Satzes Piper, dagegen Lachmann ausgesprochen hatte, wurden die übrigen Anträge zurückgezogen und nach dem Vorschlage des Präsidenten die Streichung des Satzes beliebt.

Als neuer §. ist von der Commission hinzugefügt:

§. 5. Der Verein hält dreierlei Versammlungen; 1) allgemeine philologische und 2) Sections-Versammlungen *a*) für die Behandlung pädagogisch-didactischer Gegenstände und *b*) Sections-Versammlungen der Orientalisten.

Der Vorsitzende motivirt diesen Vorschlag genauer und gibt zugleich die Gründe an, warum die Commission sich gegen die Begründung einer kunstarchäologischen Section erklärt habe. Mafsmann will *a.* und *b.* in 2. und 3. verwandelt wissen, findet aber keine Billigung seines Vorschlags.

Auch §. 6. Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vice-Präsident vor, welche nach §. 3. gewählt werden. Den Sections-Versammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen ist neu hinzugefügt und wird mit der von Eckstein vorgeschlagenen Fassungsänderung „dem Vereine steht ein Präsident und ein Vice-Präsident vor (§. 3.). Den Sectionsverhandlungen u. s. w.“ angenommen.

A. St. §. 6. Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll. Dafür gibt der neue Entwurf

§. 7. Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung statt finden soll. was ohne Widerspruch genehmigt wurde.

Damit war die Berathung geschlossen und auf die Frage des Präsidenten, ob die Versammlung das Ganze der neuen Statuten anzunehmen bereit sei, gaben alle Anwesenden durch Cheirotonie ihre Zustimmung zu erkennen.

Es bestieg der Vice-Präsident Dir. Dr. Kramer den Präsidentenstuhl und richtete an die Versammlung folgende Schlufsworte;

Hochgeehrte Herren,

Gestatten Sie mir zum Schlufs noch einige Worte. Fürchten Sie nicht, dafs ich, bei der sehr kurz gemessenen Zeit, die uns übrig bleibt, Ihre Geduld zu sehr in Anspruch nehmen werde: was ich sagen will, wird eben nur ein Schlufswort sein. Wie könnten wir uns aber trennen, ohne zuletzt noch, ehe wir auseinander gehen, einen Blick zurückzuwerfen auf die verflossenen Tage unseres Zusammenseins, und uns Re-

chenschaft zu geben über das Gesammtresultat desselben? Wenn ich dies nun aber in wenigen Worten auszusprechen versuche, so scheint es mir, aufser den mannigfaltigen Förderungen und Anregungen, die der Einzelne vielfach, Jeder in verschiedener Weise, empfangen haben mag sowohl in unseren gemeinsamen Zusammenkünften, als auch durch die mancherlei persönlichen Beziehungen, welche in diesen Tagen geknüpft oder erneuert und belebt worden sind, ganz besonders dies zu sein, dafs eben durch das ungestörte einmüthige Zusammensein selbst das unmittelbare Bewufstsein der Zusammengehörigkeit, der engen Verbindung in einem grofsen gemeinsamen Gedanken, zu einem grofsen gemeinsamen Zwecke gestärkt ist. Und das, meine Herren, ist ein unschätzbarer Gewinn, namentlich in unseren Tagen. Denn wenn auch ich ebenso, wie unser hochverehrter Herr Präsident, jene trübe Ahnung eines tiefedeln Herzens nicht zu theilen vermag, welches vor nun 20 Jahren kurz bevor es brach, bei dem Hervorstürmen ungezügelter Leidenschaften sich der Sorge nicht erwehren konnte, es werde die europäische Gesittung einer neuen Barbarei unterliegen: so dürfen wir uns doch nicht verhehlen, dafs Gefahr genug von dieser Seite her vorhanden ist. Um so wichtiger ist es, sich der Kräfte bewufst zu werden, die bereit sind, dieselbe zu bestehen. Und sie wird bestanden, wenn sich erfüllt, was freilich ich noch weit weniger als unser Herr Präsident mich unterfangen werde vorherzusagen, was ich aber mit der ganzen Kraft meiner Seele herbeiwünsche, dafs nämlich die klassische Bildung sich mehr und mehr durchdringen möge mit den Elementen der modernen Bildung. Was sind aber diese Elemente moderner Bildung anders, als das Christenthum mit allen den mannigfaltigen reichen Entwickelungen, die es hervorgerufen hat in dem Leben der Völker, vornämlich der Völker germanischen Stammes. Wird diese Durchdringung lebendig vollbracht, wahrlich dann dürfen wir nicht sorgen vor einem Siege der Barbarei, dann sind wir sicher, den höchsten Punkt humaner Bildung erlangt zu haben. Meine Herren, die edelsten Interessen unseres Volkes liegen grofsentheils in unserer Hand, lassen Sie uns danach streben, soviel in unseren Kräften steht, dafs dieses köstliche Ziel erreicht werde. Ich gebe mich der freudigen Hoffnung hin, dafs auch unser diesmaliges Zusammensein ein Schritt sein werde, ihm näher zu kommen. Nehmen Sie daher schliefslich noch unsern herzlichen Dank dafür, dafs Sie durch Ihre freundliche und lebendige Theilnahme dasselbe möglich gemacht haben. Leben Sie wohl!

Aus der Versammlung erhob sich Prof. Dr. Göttling. Es sei ihm der Auftrag geworden den Dank der Versammlung auszusprechen, ihm, dem unberedtesten Menschen von der Welt. Aber er unterziehe sich demselben und drücke der Regierung, welche die Versammlung gefördert, dem Präsidium, welches dieselbe so trefflich vorbereitet und geordnet, Allen, die etwas für dieselbe gethan, den tiefgefühlten, nachhaltigen Dank der Versammelten aus.

Schlufs 10 Uhr Vormittags.

Eckstein.

IV.

PROTOKOLLE DER SITZUNGEN DER PÆDAGOGISCHEN SECTION.

Erste Sitzung.

Im Saale des französischen Gymnasiums. Am 30. September 1850, von 12 – 2 Uhr Mittags.

Nachdem der Vice-Präsident der eilften Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten Director Dr. Kramer diejenigen Mitglieder derselben, die sich zum Behuf der Constituirung einer pädagogischen Section im Saale des französischen Gymnasiums eingefunden hatten, in einer kurzen Anrede begrüfst hatte, erfolgt die Wahl der Secretäre.

Director Kramer schlägt dazu Dir. Dr. Eckstein aus Halle und Prof. Dr. Weissenborn aus Erfurt vor. Der erstere lehnt die Theilnahme an den Geschäften dieses Secretariats ab und schlägt dazu Prof. Dr. Mützell aus Berlin vor. Nachdem dieser sich bereit erklärt dem etwaigen Wunsche der Versammlung zu entsprechen, werden Mützell und Weissenborn zu Secretären ernannt. Später wird Prof. Dr. Wiese aus Berlin ihnen beigegeben, mit dem besonderen Auftrage, die Namen derer aufzuzeichnen, welche sich zum Worte melden.

Dir. Kramer legte hierauf den Entwurf zu einer Geschäftsordnung vor, den er unter Zuziehung der in der Landesschulconferenz von 1849 angenommenen ausgearbeitet hatte. Es wird über denselben eine Berathung eröffnet und das Ergebnifs derselben ist folgende Geschäftsordnung:

1) Der Vorsitzende leitet die Verhandlungen und eröffnet, nachdem ein kurzes Protocoll über die letzte Sitzung verlesen und genehmigt ist, die Discussion.

2) Die Versammlung erwählt aus ihrer Mitte 2 Protokollführer.

3) Die Mitglieder, welche das Wort über den zu verhandelnden Gegenstand wünschen, melden sich bei einem der Secretäre dazu und erhalten nach der Ordnung der Meldungen das Wort, doch so, dafs die Redner für und wider den Antrag möglichst abwechseln. Zur Berichtigung factischer Irrthümer hat der Vorsitzende auch aufser der Reihe das Wort zu ertheilen.

4) Jeder Redner hat das Recht, seine Ansicht ohne Unterbrechung vorzutragen; doch wird für einen jeden Vortrag in der Regel nur die Zeit von 10 Minuten bestimmt.

5) Der Vorsitzende darf den Redner erinnern, wenn er von dem eigentlichen Gegenstande abschweift oder der Gegenstand hinreichend erörtert scheint.

6) Der Vorsitzende hat den von wenigstens 10 Mitgliedern unterstützten Antrag auf Schlufs der Debatte zur Abstimmung zu bringen.

7) Der Vorsitzende faſst nach Schluſs der Debatte das Resultat zusammen und frägt, ob etwas gegen die Fassung zu erinnern ist.

Ist dieses nicht der Fall, so wird die Genehmigung der Versammlung ausgesprochen. Nach stattgehabter Abstimmung darf Jeder seine abweichende Meinung zu Protokoll geben.

8) Will ein Mitglied einen besonderen Antrag stellen, so hat es denselben dem Vorsitzenden schriftlich zu übergeben; Amendements müssen von wenigstens 4 Mitgliedern unterstützt sein.

9) Der Antragsteller erhält zur Begründung des Antrags zuerst das Wort, desgleichen am Schluſs der Debatte.

Demnächst bringt Dir. Kramer die Frage zur Sprache, welche Gegenstände die Versammlung in Berathung nehmen wolle, und ob es angemessen sei, für die einzelnen Gegenstände, welche erörtert werden sollen, einen Referenten zu ernennen. Keine Frage sei wichtiger als die: welche Stellung den klassischen Studien auf den Gymnasien zukomme. Daran müſsten sich specielle Erörterungen anschlieſsen, namentlich über das Verhältniſs des Griechischen und Lateinischen, über die Methodik der einzelnen Zweige dieses Unterrichts, über die lateinischen Aufsätze. Die Ernennung eines Referenten über diese Fragen würde die Erörterung im Schooſse der Versammlung erleichtern.

Eckstein erinnert daran, daſs die zehnte Versammlung zu Basel den Ephorus Prof. Dr. Bäumlein zu Maulbronn mit Abfassung einer Schrift über die Bedeutung der klassischen Studien beauftragt habe, die in der Berliner Versammlung hätte zur Berathung kommen sollen. Die Schrift sei auch erschienen, der Verfasser aber habe leider nicht zu dieser Versammlung sich einfinden können. Der Vorsitzende habe diese Schrift unberührt gelassen und dagegen jene allgemeinen Fragen zur Debatte vorgeschlagen. Ueber diese würde sich aber ohne Weiteres nicht auf eine genügende Weise debattiren lassen. Er schlage daher zur Vermittelung vor, daſs die von Prof. Mützell im Namen der Berlinischen Gymnasiallehrergesellschaft der Versammlung überreichte Schrift: pädagogische Skizzen, und zwar zunächst §§. 15. 16, zur Grundlage für die Discussion genommen, und unter Beziehung auf die in jener Schrift geäuſserten Ansichten über die von dem Vorsitzenden berührten wichtigen Fragen gesprochen werde; dann bedürfe es auch keines besonderen Referenten.

Kramer bemerkt hiergegen, die Schrift von Mützell enthalte ein vortreffliches Material; die einzelnen von ihm bezeichneten Punkte seien alle darin behandelt, allein nicht in der Weise, daſs sich eine Debatte anknüpfen lasse. Auch enthalte die Schrift zu viel.

August hält die Ernennung eines besonderen Referenten für unangemessen. Man solle in medias res gehen. Wer etwas vorzubringen habe, der solle es thun.

Eckstein schlägt demnächst vor, mit den in §. 16, 9 *) der pädagogischen Skizzen

*) Nach den genommenen Gesichtspunkten gehört es zur Hauptaufgabe der Gymnasien:

1) eine sichere Kenntniſs des grammatischen Baues der beiden alten Sprachen im Allgemeinen, und damit überhaupt grammatisch-logische Bildung zu begründen,

aufgestellten Hauptsätzen über die Hauptaufgabe der Gymnasien in Betreff der klassischen Studien den Anfang zu machen; dann würde man ja auch, entsprechend dem ersten Antrage des Vorsitzenden, über die Bedeutung der klassischen Studien für die Schule zu sprechen haben.

Auf die Erinnerung von Schrader und Kleiber, dafs dieser Antrag Ecksteins von seinem früheren verschieden sei, zieht zwar Eckstein den ersteren, über §§. 15. 16 zu debattiren, zurück; allein Kleiber macht denselben zu dem seinigen, und nachdem Mafsmann noch die Bemerkung gemacht, dafs mit den in §. 16, 9 gegebenen Sätzen der Anfang nicht gemacht werden könne, da in denselben Voraussetzungen enthalten seien, über die die Versammlung sich erst aussprechen müsse, so wird mit überwiegender Stimmenmehrheit beschlossen, dafs eine Erörterung über §§. 15 und 16. vorgenommen werden solle.

Da man jedoch bei der kurzen Zeit, die für die Berathungen der pädagogischen Section zu verwenden war, nicht hoffen konnte, mit dem gesammten Stoff fertig zu werden, so wurde, auf Böhms Antrag, Mützell ersucht, diejenigen Abschnitte der §§. 15 und 16. zu bezeichnen, in welchen die wichtigsten Sätze vorlägen.

Mützell schlägt hierauf vor, zunächst folgende Abschnitte von §. 15. in Berathung zu nehmen:

5 *), woran sich die Entgegnung in 6—9 **) anschliefsen würde.

---

2) im Bereich der für die Schule geeigneten Schriftsteller durchschnittlich ein festes, durch Einsicht in den eigenthümlichen Entwickelungsgang der Begriffe und durch Beziehung auf das deutsche Idiom getragenes lexikalisches Wissen zu bewirken,

3) die Hauptgesetze der antiksprachlichen Darstellungskunst für sich und im Gegensatz zum Deutschen zum Bewufstsein zu bringen.

4) ein möglichst reines und glattes Verständnifs derjenigen römischen und griechischen Schriftsteller anzubahnen, in denen sich die geistige Bedeutung des Alterthums für die Jugend am erkennbarsten darstellt und die zugleich auf die Entwickelung der deutschen Cultur am tiefsten eingewirkt haben.

5) Gewandtheit im freien Gebrauch der lateinischen Sprache mindestens zur Darlegung des aus dem Alterthume gewonnenen Gedankenstoffes zu sichern.

Dafs in neuester Zeit nicht alle diese Momente mehr nach ihrer ganzen Wichtigkeit anerkannt werden, dafs namentlich die Fertigkeit in der Handhabung der lateinischen Sprache in Rede und Schrift immer weniger als erstrebenswerth angesehen zu werden pflegt, dagegen an die Lectüre der Classiker in idealisirender Ueberschwänglichkeit Anforderungen gemacht und Hoffnungen an sie geknüpft werden, die von dem jugendlichen Alter gar nicht erfüllt werden können, ist für die gesammte Wirksamkeit der Gymnasien bereits von sehr nachtheiligen Folgen gewesen.

*) 5. Man verspricht sich von einem solchen Plan [wie von dem in der Landesschulconferenz 1849 berathenen], im Ganzen und Grofsen genommen, besonders folgende Vortheile:

1) Einheitliche Grundlegung der höheren Bildung, Beförderung der Einheit des nationalen Sinnes und Lebens,

2) Möglichkeit einer späteren Entscheidung der Eltern über den von ihren Kindern einzuschlagenden Bildungsweg,

3) Erleichterung der Obergymnasien
   sowohl in Hinsicht der Schüler, welche nicht studiren wollen,
   als auch in Hinsicht des Unterrichtsstoffes, der im Interesse solcher Schüler aufgenommen werden mufs,
   und demgemäfs die
   Möglichkeit, eine gründlichere Vorbereitung der zur Universität übergehenden Schüler zu erlangen,

4) Zweckmäfsigere Vorbildung derer, welche für die höheren Kreise des bürgerlichen Lebens bestimmt sind, auf den Realgymnasien, so wie
   Sicherung einer zweckmäfsigeren Vorbereitung für gewisse Gattungen wissenschaftlicher Studien, namentlich für Naturwissenschaften, Medicin, neuere Sprachen.

**) 6. Dagegen ist zu bemerken:

ad 1. Durch eine Gemeinschaftlichkeit des Unterrichts für die Schüler der Gymnasien und höheren Bürgerschulen (Realschulen), welche sich nur auf die ersten drei Curse beschränkt, kann eine einheitliche Grundlegung der höheren Bildung nicht erreicht werden.

11. Z. 1—3*).

12**), woran sich die nächst folgenden Nummern***) anschliefsen müfsten.

Gemeinschaftlichkeit der Unterrichtszweige ist schon bisher vorhanden gewesen, bis auf die alten Sprachen. Was aber in drei Jahrescursen vom Lateinischen gelernt werden kann, darf weder als so umfangreich und bedeutend, noch als so weit nachwirkend angesehen werden, dafs darin ein wesentliches Moment jener Einheit läge. Diese beruht viel mehr auf den religiösen, ethischen und nationalen Bildungselementen der ganzen Schule als auf dem Elementarunterricht im Lateinischen. S. §. 14, 6, c. S. 37. 38.

Die Gemeinschaftlichkeit der Unterweisung kann dazu beitragen, unter den Knaben ein gewisses Gefühl der Gleichartigkeit, der Zusammengehörigkeit, der Einheit anzuregen. Aber diefs mufs durch die schnell folgende strenge Scheidung beider Bildungswege abgeschwächt, wo nicht in das entgegengesetzte Gefühl umgewandelt werden.

Aber auch abgesehen hiervon, können jene schwachen Anfänge weder die Schüler noch die Mehrzahl der Eltern zu dem idealen Gedanken einheitlicher Vorbildung hinführen, von dem die Verfechter dieser Ansicht erfüllt sind. Denn jene haften eben am einzelnen Fall.

7. Ad 5, 2. Der Vortheil für die Angehörigen, einige Jahre später, als es jetzt geschehen kann, über die Zukunft der Knaben bestimmen zu können, ist nicht ganz gering zu achten. Aber den Bedürfnissen der Mehrzahl entspricht eine so unbedeutende Anzahl von Jahren nicht. Die Erfahrung lehrt, dafs aus Quarta verhältnifsmäfsig wenig Schüler abgehen, um ins bürgerliche Leben oder auf Specialschulen überzutreten, und dafs der Hauptabgang von Schülern dieser Art aus Tertia oder Secunda nach der kirchlichen Confirmation oder ein Paar Jahre später, durchschnittlich nach dem 14ten bis 16ten Jahre, vor sich geht. Hiernach drängt der preufsische und sächsische Plan die Angehörigen zu einer Zeit zur Entscheidung, in der eine solche weder immer möglich noch wünschenswerth erscheint. Zweckmäfsiger ist es, mit dem nassauer Plan ein vierjähriges Untergymnasium anzunehmen, ein Verhältnifs, welches auf dasselbe Princip zurückführt, wonach man z. B. in Bayern die lateinische Schule vom Gymnasium (s. Roth Das Gymnasial-Schulwesen in Bayern 1845. 8. die Tabelle am Ende), in Württemberg die lateinische Schule von der höheren gelehrten Schule (s. Entwurf einer neuen Schulordnung für Württemberg 1848 §. 5 u. 6) getrennt hat. S. §. 14, 6, a. S. 36. 37.

8. Ad 5, 3. Die Folge des eben Angedeuteten wird sein, dafs eine grofse Zahl von Schülern ohne die bestimmte Absicht, zur Universität zu gelangen, in das Obergymnasium übergehen wird, um sich wenigstens die Freiheit des Entschlusses zu bewahren.

Um dieser Schüler willen wird man nicht umhin können, in der Lehrverfassung der Tertia und Secunda der Obergymnasien mancherlei Unterrichtsstoff beizubehalten, welcher nur durch die Rücksicht auf die Nichtstudirenden bedingt wird.

Da hierdurch die Vereinfachung des Lehrplans, die Vertiefung in die für eine wissenschaftliche Laufbahn wesentlichsten Objecte, die Concentrirung der Kraft gehemmt werden mufs, so ist es nicht wahrscheinlich, dafs die Vorbereitung der auf die akademischen Studien hinarbeitenden Schüler durch die neue Einrichtung erheblich werde gefördert werden. Anderer Schwierigkeiten nicht zu gedenken, von denen nachher.

9. Ad 5, 4. Die Realgymnasien werden zwei sehr verschiedene Gattungen von Schülern haben,

in äufserst geringer Anzahl diejenigen, welche Zeit und Mittel genug besitzen, um die langsame Verwendung der dem Realgymnasium eigenthümlichen oder in demselben besonders hervortretenden Bildungsmittel vollständig abzuwarten, welche in ihm die Vorbereitung für gewisse wissenschaftliche Studien suchen,

in weitaus überwiegender Mehrzahl diejenigen, welche aus Tertia oder aus Secunda zu einem praktischen Lebensberuf oder in eine Specialschule werden übergehen wollen.

Jenen frommt die langsame, ruhige Entwickelung der Lehrmittel, welche ihr Gesetz allein in sich selbst trägt und den nächsten Nutzen gar nicht mit in Berechnung zieht.

Den Anderen ist die Zeit gemessen; sie müssen möglichst eilen, um sich anzueignen, was ihr Beruf in nächster Frist von ihnen fordert.

Wie kann dieselbe Schule Beiden gerecht werden? Wie soll sie den Einen wahrhaft nützen, ohne die Anderen zu hemmen?

Jedenfalls wird den Realgymnasien die Vorbereitung auf einen praktischen Lebensberuf besser gelingen als die auf gewisse akademische Studien. Bei jedem tieferen Studium wird sich die Lücke fühlbar machen, die aus der Verwerfung oder Zurückstellung der klassischen Sprachen hervorgeht. S. §. 13, 17. 15, 14.

*) 11. Z. 1—3. Diejenigen Schüler, welche aus dem Untergymnasium in das bürgerliche Leben übergehen wollen, werden eine genügende Vorbildung nicht erlangen. S. Zeitschr. f. d. G. W. 3, 911. 912.

**) 12. Dafs das Untergymnasium sowohl für das Obergymnasium als für das Realgymnasium vorbereiten soll, ist darum nachtheilig, weil dieser doppelten Bestimmung halber einerseits das Gymnasium, andererseits die höhere Bürger- oder Realschule sowohl in Hinsicht der Unterrichtsgegenstände und des Unterrichtsstoffes als in Hinsicht der Methode nicht zu der einheitlichen Gestaltung gelangen kann, welche durch die eigenthümliche Aufgabe beider Anstalten bedingt wird. S. Zeitschr. f. d. G. W. 3, 905—911. Bäumlein Ueber die Bedeutung der klassischen Studien für eine ideale Bildung (1849) S. 15.

***) 13. Das Gymnasium will seine Schüler mit den Mitteln ausrüsten, die erforderlich sind einerseits zu

16 *).

einem gründlichen Studium der Wissenschaft, andererseits zu einer tieferen Auffassung des nationalen Lebens. S. §. 16, 3. S. 57. In beiden Beziehungen ist es nothwendig, dafs die Schüler zu einer gründlichen Kenntnifs der alten Sprachen und Litteraturen geleitet werden. Dazu mufs der Grund in frühem Alter gelegt werden. Das Lateinische aber ist in dem Plane des Untergymnasiums von 10 auf 6 Wochenstunden herabgesetzt, und man kann es nicht für wahrscheinlich halten, dafs gleichwohl dieselben Leistungen in drei Cursen werden erzielt werden können, die bisher in eben so viel Cursen an wohlgeordneten Anstalten erreicht worden sind. Es ist keine Methode bekannt, die eine so starke Einbufse an Zeit zu übertragen vermöchte. Einzeln stehende Lehrervirtuositäten oder seltene Lerntalente können nicht den Maafsstab für das Allgemeine abgeben. Es ist daher zu besorgen, dafs das Wissen der Schüler beim Abschlufs der Quarta weniger sicher und vollständig, die Fertigkeit geringer, der Gewinn für die gesammte geistige Entwickelung spärlicher ausfallen wird. Die Nachwirkung hiervon für die Oberklassen ist um so mehr zu fürchten, als auch in diesen das Zeitmaafs durch Streichung eines Jahrescursus und durch Beschränkung der Stundenzahl verringert worden ist.

Die Abschwächung des altklassischen Bildungselementes ist theils durch die gänzliche Ausscheidung des Griechischen aus dem Untergymnasium, theils durch die Einführung des Französischen von Quinta an mit 4 Wochenstunden gesteigert worden.

Das Griechische ist ein Opfer der Condescendenz gegen die Realschule. Seine Ausscheidung wird an sich schwer empfunden und übertragen werden (s. §. 14, 7. S. 38); um so schwerer aber, wenn, dem Plane gemäfs, die 3 Oberklassen auf 5 Jahrescurse zusammengezogen werden sollten. S. Zeitschr. f. d. G. W. 3, 906. Poppo im Frankfurter Osterprogramm von 1850.

Das Französische wird mit um so weniger Erfolg (in Quinta) eintreten und um so verwirrender wirken, als erst ein einjähriger lateinischer Unterricht mit 6 Wochenstunden vorausgegangen ist. S. Zeitschr. f. d. G. W. 3, 908.

14. Die Aufgabe der höheren Bürgerschule oder Realschule ist „bestimmungs- und erfahrungsmäfsig“ (s. Zusammenstellung der Aeufserungen der Königl. Provinzialschulcollegien und Regierungen, so wie einzelner Directoren höherer Bürgerschulen über die Organisation der höheren Bürgerschulen §. 1. S. 1) „die allgemeine wissenschaftliche Ausbildung von künftigen Mitgliedern des Handels- und höheren Gewerbestandes, von technischen und Subalternbeamten und von Mitgliedern des Militärstandes“ gewesen. Vergl. Schleiermacher Erziehungslehre S. 459. Scheibert Ueber das Wesen der höheren Bürgerschule S. 18. 19. Als Vorbildungsanstalt von „allgemein wissenschaftlichem“ Charakter hat sie sich mehr und mehr von Specialfachschulen, Gewerbschulen u. s. w. loszulösen gesucht und gewufst. S. Schulblatt für Nassau 1849, S. 27 ff.

Andererseits hat die in manchen Kreisen gesteigerte Abneigung gegen das klassische Element der Gymnasien, die hohe Schätzung der auf denselben zurücktretenden und auf dem Gebiete der Wissenschaft in den letzten Jahrzehnden sehr cultivirten Bildungselemente, namentlich der Naturwissenschaften, endlich die Zuversichtlichkeit neuerer pädagogischer Theorieen, die auf kürzerem Wege und unter Verwendung mannigfaltigerer Bildungsmittel zu einer universelleren und dem Zeitbedürfnisse mehr entsprechenden Bildung leiten zu können meint, die höhere Bürgerschule aus ihrem einfachen und naturgemäfsen Gange zu lenken versucht und sie zu einer Nebenbuhlerin des Gymnasiums gemacht. S. §. 13, 17. S. 32. 33.

Eine Wirkung dieses Strebens zeigt sich auch in der Parallelisirung beider Anstalten, welche der preufsische Plan darstellt, obwohl er augenscheinlich nur ein erster Schritt auf diesem Wege ist.

Betrachtet man nun das Untergymnasium in Beziehung zu der Aufgabe, welche den Oberklassen der Realschule nach jener ihrer ursprünglichen „bestimmungs- und erfahrungsmäfsigen“ Stellung zukommt, so scheint dasselbe dieser Aufgabe nicht zu genügen. Das Latein ist zu schwach vertreten, als dafs es eine tüchtige Grundlage für die logische und grammatische Bildung abgeben könnte. Das Englische ist ganz ausgeschlossen. Aufserdem dürfte die Realschule eine Vermehrung oder theilweise Umgestaltung des Unterrichtsstoffes im Französischen, in der Geographie, der Mathematik, im Rechnen für das Untergymnasium fordern. S. Zeitschr. f. d. G. W. 3, 909.

Betrachtet man dagegen das Untergymnasium als Unterbau für eine versuchsweise unternommene höhere Bildungsanstalt, in der man irgend einen Complex von Unterrichtsgegenständen, und zwar entweder „die Mathematik mit den Naturwissenschaften“ oder „die Muttersprache und deren Litteratur“ oder „den Cyclus von Lehrgegenständen, welche eine unmittelbare Einführung in das Verständnifs der modernen Culturzustände bezwecken (neuere Staaten- und Culturgeschichte, neuere Staatenkunde, deutsche, französische und englische Sprache und Litteratur),“ oder den „gesammten Sprachunterricht“ als eigentlichen Mittelpunkt für den höheren Unterricht angesehen wissen möchte, so wird das Urtheil über Zulässigkeit und über das Zureichende des Plans je nach der Verschiedenheit der Ansichten über den Oberbau sehr verschieden ausfallen. Was das Lateinische aber anbetrifft, so ist so viel sicher, dafs, mag man dasselbe aus den Oberklassen ganz verschwinden oder nur schwach in denselben fortführen lassen, im Unterbau zu wenig für die allgemeinen und besonderen Zwecke solcher Anstalten darin wird erreicht werden können.

*) 16. Die Idee der „parallelen Gleichstellung“ der Gymnasien und Realschulen hat sowohl für die Einrichtung der Obergymnasien als für die der Realgymnasien nachtheilige Folgen gehabt.

17 *).

Diese Stellen behandelten diejenigen Fragen, welche die Schulwelt gegenwärtig besonders interessiren.

Nachdem die Versammlung diesen Vorschlag einstimmig angenommen, macht Mützell noch darauf aufmerksam, dafs man bei der Berathung dieser Punkte mitten in der Kritik der Reformvorschläge des preufsischen Ministeriums und der von der sächsischen und nassauischen Regierung ernannten Commissionen sich befinden würde.

Schliefslich wird die Frage über die Bestellung eines Referenten wieder aufgenommen und Mützell erhält den Auftrag, die Discussion über den Inhalt der einzelnen Nummern durch kurze Referate einzuleiten.

---

*) 17. Für die Obergymnasien zeigen sich diese ganz augenscheinlich in dem Umstande, dafs ihnen nur ein einjähriger Cursus für die Tertia, also nur ein fünfjähriger für die ganze Anstalt zugestanden werden konnte. Denn einen längeren konnte und durfte das Realgymnasium nach der Eigenthümlichkeit seiner Schüler nicht in Anspruch nehmen. S. Zeitschr. f. d. G. W. 3, 898. 915 f.

Jener Nachtheil zeigt sich zunächst in Betreff der Schüler, die künftig studiren sollen.

Am empfindlichsten nämlich wird von jener Einbufse das Griechische betroffen, zumal dasselbe schon den Cursus der Quarta verloren hat.

Durch diese Beeinträchtigung des Griechischen, so wie durch die Streichung eines Jahrescursus für das Lateinische ist das klassische Bildungselement im Obergymnasium bedeutend abgeschwächt worden.

Aber auch für alle übrigen Objecte tritt die Wahrscheinlichkeit ein, dafs sie unter der Beschränkung der Zeitdauer leiden werden; denn die Bestimmungen über den Umfang des in ihnen künftig im Obergymnasium zu Leistenden enthalten entweder keine Verringerung der früher reglementsmäfsig feststehenden Forderungen oder gar, wie im Deutschen, eine Steigerung.

Da wir nun nicht Grund haben, auf plötzliche Auffindung oder Verbreitung einer besseren, zeitsparenden Methode zu rechnen, da wir auch nicht gerade auf kleinere Klassen, noch weniger auf besser vorbereitete (Zeitschr. f. d. G. W. 8, 917), gewecktere Schüler hoffen dürfen, so steht zu erwarten, dafs in Zukunft die Schüler

entweder Geringeres erreichen und noch dazu mehr werden gehetzt werden müssen,

oder dafs man sich gezwungen sehen wird, sie länger in den einzelnen Klassen zu belassen, als die Zeitdauer der Curse es andeutet.

Endlich ist die Streichung eines Jahrescursus aber auch für diejenigen Schüler des Obergymnasiums nachtheilig, welche nach Absolvirung der Tertia ins bürgerliche Leben übergehen wollen. Denn für diese kann nun in der Tertia weder in formeller noch auch in materieller Hinsicht genugsam gesorgt werden. Siehe Zeitschr. f. d. G. W. 8, 917.

Bei dieser Verkürzung des Obergymnasiums ist es übrigens um so auffallender, dafs man es hinsichtlich der Stundenzahl mit dem Realgymnasium nicht gleichstellen wollte. Diesem wurden 34 Wochenstunden zugestanden, dem Obergymnasium nur 32. S. Zeitschr. f. d. G. W. 8, 729. Anm. 919. 920.

Zweite Sitzung.

Am 1. October 1850 von 12—2 Uhr Mittags.

Nach Verlesung des Protokolls der ersten Sitzung durch Prof. Weifsenborn erhält Eckstein das Wort. Er fordert die Versammlung auf, nachträglich durch Acclamation zu erklären, dafs sie den Vice-Präsidenten der allgemeinen Versammlung Director Kramer als ihren Vorsitzenden anerkenne, indem in der ersten Sitzung, gegen den Gebrauch in der pädagogischen Section der Philologenversammlungen, eine Wahl desselben nicht stattgefunden habe. Kramer rechtfertigt sich über sein Verfahren, indem er angiebt, wodurch er zu der Voraussetzung gebracht worden sei, dafs er sich als den Vorsitzenden der pädagogischen Section anzusehen habe.

Demnächst übergiebt Kramer eine Anzahl Exemplare seines Programms über den Fuciner See (1839. 4) zur Vertheilung an Mitglieder der Versammlung, die es zu besitzen wünschen sollten.

Ein Antrag des Dir. Nauck aus Königsberg i. d. N.:

> „die Versammlung solle es aussprechen, dafs sie die Eintheilung des Schuljahres in ein Sommer- und Wintersemester für unzweckmäfsig ansehe und die in Schweden schon bestehende Eintheilung nach der ersten und zweiten Hälfte des bürgerlichen Jahres für angemessener erachte"

wird vorläufig von der Versammlung nicht in Berathung genommen.

Mützell erhält das Wort, um die Discussion über §. 15, 5 der pädagogischen Skizzen einzuleiten. Er erinnert daran, dafs, da die pädagogische Section nur noch 4 bis 5 Stunden für sich in Anspruch nehmen könne und eine Reihe der wichtigsten Fragen behandelt werden solle, die Zeit im eigentlichsten Sinne ausgekauft werden müsse. Auf weitläuftige Entwickelungen komme es um so weniger an, als die angeregten Fragen seit langer Zeit bereits Gegenstand der eifrigsten Besprechung unter den Schulmännern gewesen seien und als sich annehmen lasse, dafs Jeder der Anwesenden über dieselben eine bestimmte Ueberzeugung sich gebildet habe. Als Hauptsache erscheine — neben dem Austausch bestimmter Erfahrungen — eine Meinungsäufserung der Versammlung über die gegenwärtig die pädagogische Welt gerade lebhaft interessirenden Cardinalfragen. Diese knüpfen sich an den thatsächlich bestehenden Gegensatz von Gymnasien und höheren Bürgerschulen oder Realschulen. In der Betrachtung desselben dürfe man sich

nicht auf die neuere Zeit beschränken, sondern man müsse auf den seit Jahrhunderten bestehenden Unterschied zwischen deutschen und lateinischen Schulen zurückgehen und anerkennen, dafs sich eben aus jenen die höheren Bürger- und Realschulen, aus diesen die Gymnasien entwickelt haben. Je reicher und mannigfaltiger die Bildung geworden, um so gröfsere Anforderungen habe man an beide gestellt, um so gröfser sei die Masse des in beiden zu verwendenden Unterrichtsstoffes geworden, und da in beiden zum Theil dieselben Gegenstände zu behandeln gewesen wären, so hätte sich schon darum die Idee einer Annäherung oder Vereinigung immer mehr aufdrängen müssen. Am entschiedensten habe sich dieselbe in Zeiten mächtiger Erregung geltend gemacht, so gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, so nach den Befreiungskriegen, so in den beiden letzten Jahren. Der Sprechende erinnert an Gedike, an Schleiermacher und aus der neuesten Zeit an die beredten Worte seines in der Versammlung anwesenden Freundes Schmidt aus Wittenberg, in denen die Idee verfochten sei, dafs es nur eine Art von Schulen zur Erlangung einer höhern Bildung geben müsse. — Die mannigfaltigen Vorschläge, welche in neuester Zeit über die Organisation der höheren Schulen gemacht worden wären, seien in drei Gruppen zu ordnen. Es sei gefordert:

1) die Bildung eines Gesammtgymnasiums für alle Knaben und Jünglinge,
2) die anorganische Vereinigung der Gymnasien und Realschulen,
3) die Gemeinsamkeit des Unterrichts in einem von Allen zu besuchenden Untergymnasium und die völlige Trennung desselben in den drei oberen Klassen des Gymnasiums und der Realschule.

Da die Versammlung entschieden habe, dafs über den dritten Plan, wie er namentlich in Preufsen, Sachsen und Nassau vorgeschlagen und berathen sei, verhandelt werde, so beantrage er zunächst,

> die Versammlung möge der Erklärung beistimmen, dafs durch die vorgeschlagene Einrichtung eines dreijährigen gemeinsamen Cursus, eines gemeinschaftlichen Untergymnasiums, die bezweckten Vortheile*) nicht oder nicht hinreichend erreicht werden würden.

Es wird hierauf die Discussion über den Einwurf gegen den ersten jener Vortheile eröffnet, der in den Pädag. Skizzen §. 15, 6 so gefafst war:

> „Durch eine Gemeinschaftlichkeit des Unterrichts für die Schüler der Gymnasien und höheren Bürgerschulen (Realschulen), welche sich nur auf die drei ersten Curse beschränkt, kann eine einheitliche Grundlegung der höheren Bildung nicht erreicht werden.

Eckstein erkennt an, dafs dieser Satz unzweifelhaft sei, dafs aber, nachdem gleichzeitig mit der Hoffnung auf eine Einigung von ganz Deutschland die 1848 gehofften Wünsche für eine einheitliche Gestaltung des höheren Schulwesens sich als praktisch unausführbar dargestellt hätten, man durch die vorgeschlagene Einrichtung wenigstens so viel habe erreichen wollen, dafs die Jugend so lange wie möglich bei einander behalten werde.

---

*) Pädagog. Skizzen §. 15, 5.

Mafsmann findet in den Pädagogischen Skizzen mancherlei Unklarheiten über den Begriff der höheren Bildung. Man solle es klar aussprechen, was denn das Trennende zwischen der Gymnasial- und Realschulbildung sei.

Bloch wünscht, dafs man sich darüber vereinige, ob Realschulen überhaupt nothwendig seien oder ob sie nur ein Zweig der Gymnasien sein sollten.

Mützell macht darauf aufmerksam, dafs man sich nicht von der vorliegenden Frage entfernen möge. Man habe an die Kritik eines bestimmten Schulplanes gehen wollen, und es handle sich jetzt nur um ein Urtheil über die Vortheile, die man sich von dem gemeinsamen Unterbau verspreche.

Der Schlufs der Debatte wird gefordert und beschlossen, worauf bei der Abstimmung über den von Mützell aufgestellten Satz §. 15, 6 die grofse Mehrheit der Anwesenden der darin enthaltenen Erklärung beistimmt.

Demnächst erhält Mützell das Wort zur Erläuterung von §. 15, 7:

> „der Vortheil für die Angehörigen, einige Jahre später als es jetzt geschehen kann, über die Zukunft der Knaben bestimmen zu können, ist nicht ganz gering zu achten. Aber den Bedürfnissen der Mehrzahl entspricht eine so unbedeutende Anzahl von Jahren nicht. Die Erfahrung lehrt, dafs aus Quarta verhältnifsmäfsig wenig Schüler abgehen, um ins bürgerliche Leben oder auf Specialschulen überzutreten, und dafs der Hauptabgang von Schülern dieser Art aus Tertia oder Secunda nach der kirchlichen Confirmation oder ein Paar Jahre später, durchschnittlich nach dem 14 bis 16ten Jahre, vor sich geht. Hiernach drängt der preufsische und sächsische Plan die Angehörigen zu einer Zeit zur Entscheidung, in der eine solche weder immer möglich noch wünschenswerth erscheint. Zweckmäfsiger ist es, mit dem nassauer Plan ein vierjähriges Untergymnasium anzunehmen."

Der Vorsitzende bringt zuerst den Punkt zur Besprechung, ob ein dreijähriges Untergymnasium den Schülern den versprochenen Vortheil gewähre.

Rigler macht für dasselbe die äufsere praktische Zweckmäfsigkeit geltend.

Dielitz fragt, ob, nach des Referenten Meinung, auch bei einem vier- oder fünfjährigen Cursus des Untergymnasiums noch kein Griechisch in demselben gelehrt werden solle? Die Realschullehrer würden dann auch geneigt sein, die Fächer, welche sie in ihren Oberklassen an die Stelle des Griechischen treten lassen, erst später einzuführen. Worauf Mützell entgegnet, dafs seiner Ueberzeugung nach es wünschenswerth sei, wenn alle Schüler, auch die Realisten, einen tüchtigen Grund im Griechischen legten.

Der Vorsitzende macht bemerklich, dafs die Erörterung der von Dielitz aufgeworfenen Frage zu weit führen würde, und dafs dasselbe von dem positiven Theil der Sätze Mützells gelte. Er befragt daher die Versammlung, ob sie dem negativen Theile, nämlich der Erklärung:

> dafs ein Untergymnasium von drei Jahrescursen für den beabsichtigten Zweck nicht genügen werde,

ihre Zustimmung geben wolle. Die überwiegende Mehrheit der Anwesenden bejaht die Frage.

Ebenso tritt die Versammlung dem von Mützell aufgestellten und kurz motivirten Satze (Päd. Skizzen §. 15, 8):

> dafs ein Untergymnasium von drei Jahrescursen und die gänzliche Scheidung der Obergymnasien und Realgymnasien den Obergymnasien weder in Hinsicht der Schüler, welche nicht studiren wollen, noch in Hinsicht des Unterrichtsstoffes, der im Interesse solcher Schüler aufgenommen werden mufs, eine wesentliche Erleichterung gewähren werde,

mit Stimmenmehrheit bei.

In Betreff der nun folgenden Sätze §. 15, 9 motivirt Mützell sein Bedenken, dafs die Realgymnasien nicht im Stande sein werden, den Schülern, welche in ihnen die Vorbereitung für gewisse wissenschaftliche Studien suchen, und denen, welche mitten aus ihnen heraus zu einem praktischen Lebensberuf oder in eine Specialschule übergehen wollen, in gleicher Weise zu genügen.

Der Vorsitzende bemerkt, dafs eine Erörterung über diese Bedenken die Versammlung von ihrem Hauptzwecke zu weit ablenken und zur Frage über die Zweckmäfsigkeit der Realschulen überhaupt führen würde. Er beantragt deshalb die Auslassung dieses Punktes, da er doch nicht scharf fafsbar sei. Diesem Antrage gibt die Versammlung Folge.

Man schreitet hierauf zu §. 15, 11:

> „diejenigen Schüler, welche aus dem Untergymnasium in das bürgerliche Leben übergehen wollen, werden eine genügende Vorbildung nicht erlangen."

Mützell hebt bei der Motivirung besonders die Nachtheile hervor, die aus der grofsen Beschränkung des lateinischen Unterrichts auf einen dreijährigen Cursus bei 6 wöchentlichen Lehrstunden hervorgehen dürften; denn wenn man sich darauf berufe, dafs diese Verkürzung durch methodische Geschicklichkeit auszugleichen sei, so müsse er wenigstens bekennen — und er thue das in Uebereinstimmung mit sehr vielen Lehrern, — dafs ihm keine Methode bekannt sei, bei welcher in so beschränkter Zeit das bestimmte Ziel erreicht werden könnte.

Der Vorsitzende findet den Begriff einer „genügenden Vorbildung" etwas unbestimmt, meint aber, dafs Jeder wohl wissen werde, was man sich dabei zu denken habe.

Schönborn aus Breslau erklärt, man müsse hier auf eine doppelte Frage eingehen:

1) Ist es überhaupt möglich, das aufgestellte Ziel bei einer derartigen Einrichtung des Untergymnasiums zu erreichen? (Wenn diese Frage verneint werden müsse, so sei hiermit der Stab über die Vorlage der vorjährigen Conferenz gebrochen.)
2) Selbst wenn jenes Ziel erreicht werden könnte, wird dann nicht eine solche Bildung noch für eine ungenügende zu halten sein?

Eckstein erinnert, dafs diese Frage nicht hierher gehöre. Es seien in der Landesschulconferenz Idealisten gewesen, welche, weitergehend als die sehr zweckmäfsige Vorlage, das Untergymnasium zu einem gewissen Abschlufs hätten bringen wollen. Die Schüler, welche nur dieses besuchen, und dann ins bürgerliche Leben übergehen, seien nur die Beiläufer, bei denen es auf eine genügende Vorbildung nicht so viel ankomme.

Er erklärt sich gegen die Fassung des obigen Satzes, weil nicht genügend bestimmt werde, was genügende Vorbildung sei.

Mützell replicirt, dafs man diesen Ausdruck ohne Rücksicht auf den Zusammenhang auffasse: aus diesem erhelle, seiner Ansicht nach, was damit gemeint sei.

Eckstein meint, man habe nur auszusprechen, das Untergymnasium habe die Aufgabe auf das Gymnasium und die Realschule vorzubereiten. Weil in kleineren Städten, in denen die Stadt- und Bürgerschulen noch unvollkommen sind, die Zahl der Schüler sehr grofs sei, welche das Gymnasium bis Quarta besuchten, so sei jedenfalls auch für diese die Einrichtung des Untergymnasiums von grofser Wichtigkeit. Schliefslich fordert er die anwesenden Collegen aus kleineren Städten dringend auf, ihre Erfahrungen auf diesem Gebiete offen darzulegen.

Böhm findet, dafs die Conferenz den klaren Ausdruck der ministeriellen Vorlage in §. 3 (Skizzen S. 42) etwas verwischt habe. Was den der Discussion unterliegenden Satz anbetreffe, so schlage er vor zu sagen:

> „diejenigen Schüler, welche aus dem Untergymnasium in das bürgerliche Leben übergehen wollen, werden in demselben nicht eine mehr genügende Bildung erhalten, als sie bisher erhalten haben.“

Nachdem Poppo die Conferenz, zu deren Minorität er gehört, gegen jenen Vorwurf gerechtfertigt hatte, schlägt Schönborn vor zu sagen: die gehoffte oder die beabsichtigte Bildung, statt: eine genügende Vorbildung.

Meinicke aus Prenzlau wendet ein, eine nicht genügende und eine genügende Bildung seien nur relativ, dem Grade nach verschiedene Begriffe. Da die Vorlage eine „mehr als bisher genügende Bildung“ nicht als Forderung aufgestellt habe, so könne man §. 15, 11 ganz fallen lassen.

Rigler bemerkt, dafs von einer abgeschlossenen Bildung hier nicht gesprochen werden könne.

Kramer beantragt die Erklärung:

> dafs die Versammlung mit der von Mützell in §. 15, 11 geäufserten Einwendung gegen die von den Vertheidigern des gemeinschaftlichen Unterbau's gehofften Vortheile einverstanden sei.

Dieser Erklärung stimmt die Mehrheit der Versammelten bei.

Dritte Sitzung.

Am 2. October 1850 von 12 — 2 Uhr Mittags.

Beim Beginn der Sitzung wurde mit Bezug auf die gestrigen Verhandlungen folgender Dissensus zu Protokoll gegeben:

Auf Grund der angenommenen Geschäftsordnung geben die unterzeichneten Mitglieder der pädagogischen Section gegen den in der Sitzung am 1. October gefafsten Beschlufs die Erklärung zu Protokoll:

> dafs sie die Motive, welche für die Zweckmäfsigkeit des von dem preufsischen Unterrichtsministerium gefafsten Planes, dem Gymnasium (resp. Obergymnasium) und der Realschule (resp. Realgymnasium) einen gemeinschaftlichen Unterbau zu geben, auf der im April 1849 abgehaltenen preufsischen Landesschulconferenz geltend gemacht worden sind (cf. Mützell's pädagogische Skizzen §. 15, 5 S. 46), vollkommen billigen.

Berlin, den 1. October 1850.

Dr. Kleiber. Dr. Bartsch. Dielitz, Director. Dr. Nauck.

Von mehreren Seiten wurde der Wunsch ausgesprochen, die begonnene Besprechung, als zu keinem oder nur zu negativen Resultaten führend, zu verlassen und eine andere Tagesordnung zu wählen. Auch Geh. R. Brüggemann*) erklärte, die Vorlagen der Regierung, auf welche bisher immer Bezug genommen sei, so wie auch die Ergebnisse der Verhandlungen der zur Berathung derselben berufenen Conferenz, dürften nicht in sofern als feste Grundlagen angesehen werden, als enthielten dieselben feststehende Beschlüsse; gehe man immer darauf zurück, so würde man vielleicht ein Object treffen, das nicht mehr bestehe oder von keiner praktischen Bedeutung mehr sei; es sei ja leicht möglich, dafs die neue Vorlage des Ministeriums etwas wesentlich Verschiedenes von der damaligen enthalte.

Mützell wünscht gleichwohl, dafs die Tagesordnung nicht verlassen werde, da die damalige Vorlage des Ministeriums und die Beschlüsse der Conferenz bereits Einflufs auf die Praxis gewonnen hätten und jedenfalls theoretisch von Wichtigkeit wären. Auch würde man durch die Gegenstände, die heute auf der Tagesordnung ständen, auf Erör-

*) Derselbe hatte den ersten beiden Sitzungen Krankheits halber nicht beiwohnen können.

terung der wichtigsten didaktischen Fragen geführt werden. Desgleichen Poppo, da das neue Unterrichtsgesetz doch jedenfalls den Kammern werde vorgelegt werden, für die diese Verhandlung, als eine öffentliche Stimme, nicht gleichgültig sein werde. Uebrigens sei er überzeugt, dafs heute die Majorität wohl eine ganz andere sein werde, als bei den damaligen Conferenzen, nämlich, wie auch auf anderen Gebieten, viel conservativer.

Kramer erklärt, der wichtigste Gegenstand der Besprechung sei ihm die Stellung der klassischen Studien auf den Gymnasien; er wünsche, dafs die Frage erörtert werde: wie haben wir uns auf den Gymnasien zu verhalten, damit in der Bildung, welche sie beabsichtigen, die Alterthumsstudien ein lebenskräftiges Element bleiben?

Als darauf, nach Schrader's Antrag, Mützell seine 5 hierauf bezüglichen Thesen vorgelesen hatte, entschied sich die Versammlung dafür, sie in Berathung zu nehmen und bei der Tagesordnung zu bleiben. Die Sätze lauten:

1) Wenn der lateinische Unterricht im Untergymnasium von 10 auf 6 wöchentliche Stunden herabgesetzt wird, so ist eine gründliche Aneignung des dafür angenommenen Pensums nicht wahrscheinlich.
2) Die gänzliche Ausscheidung des Griechischen aus dem Untergymnasium kann nur dann ohne Nachtheil sein, wenn dasselbe im Obergymnasium einen sechsjährigen Cursus hat und wenn wenigstens in einigen Oberklassen die demselben zugewiesene Stundenzahl erhöht wird.
3) Die Beibehaltung einer zweijährigen Tertia ist sowohl für das Obergymnasium als für das Realgymnasium wünschenswerth.
4) Die Ermäfsigung der Stundenzahl für das Lateinische in den Oberklassen ist nicht empfehlenswerth.
5) Das in der Berliner Conferenz dem Obergymnasium im Deutschen gesteckte Ziel ist zu billigen, aber die Zahl der deutschen Stunden wenigstens in Prima reicht zur Erreichung desselben nicht aus.

Brenske bestreitet das erste Bedenken und hält, auch bei geringerer Stundenzahl, das Ziel für erreichbar.

Dagegen Meinicke: Seine Erfahrung lehre, dafs Mützell Recht habe: wenn er Tertianer aus Realschulen im Lateinischen examinire, finde er sie darin nur für Quarta reif.

Dielitz: Ganz natürlich; denn die wenigsten Realschulen hätten schon die vollen 6 Stunden für das Lateinische.

Dir. August: Erfahrung gegen Erfahrung; er wisse aus 25jähriger Praxis, dafs 6 Stunden allerdings hinreichend seien; Ueberläufer, d. h. Schüler, welche von einem Gymnasium zum andern gingen, könnten nicht für Normalschüler angesehen werden.

Bonnell: Er habe mehrmals gerade bei den befähigtsten Schülern der Stadtschulen, nicht bei den Ueberläufern, das Maafs nicht erreicht gefunden; wobei Kleiber bestreitet, dafs dies ein häufig vorkommender Fall sein könne. — In derselben Weise wurden noch mehrere Erfahrungen für und wider mitgetheilt.

Kramer: Es komme darauf an, was den Mittelpunkt der Beschäftigung für eine

Anstalt ausmache; auf den Gymnasien seien dies die alten Sprachen, darum könne in derselben Zeit auf ihnen darin mehr erreicht werden als auf anderen Schulen: dennoch halte er 6 Stunden durchaus nicht für hinreichend.

Bei der Abstimmung erklärte sich die Mehrzahl für den ersten Mützellschen Satz.

Geh. R. Brüggemann: Es sei vor allen Dingen fest zu halten, daſs die Bestimmungen in dem Entwurf des neuen Lehrplans unter der Bedingung und Voraussetzung gemacht worden seien, daſs das Lateinische und Deutsche in die Hand desselben Lehrers gelegt würde, und daſs es dann auch seiner Beurtheilung, für den Zweck eine sichere grammatische Grundlage zu schaffen, überlassen bleibe, wie er die Summe von 12 Stunden für das Lateinische und Deutsche verwenden wolle: er könne z. B. zunächst vielleicht alle 12 Stunden für das Lateinische bestimmen, nach einiger Zeit 10 für das Lateinische und 2 für das Deutsche, dann in dem Verhältniſs von 8 und 4 und schlieſslich von 6 und 6. Den Realschulen seien 6 Stunden für das Lateinische nur als das Minimum zugewiesen, wobei auch gar nicht die Auffindung neuer methodischer Künste vorausgesetzt sei; sondern man habe sich der Hoffnung hingegeben, der denkende Lehrer werde seine Methode selbst fortwährend corrigiren und nach dem Bedürfniſs der Schüler modificiren. Nichts habe ferner gelegen bei dem Entwurf, als das in der Betreibung der altklassischen Sprachen liegende Princip abzuschwächen. — Die Bezeichnung „Untergymnasium" könne man übrigens fallen lassen; auf diese abstracte Unterscheidung komme es nicht an.

Mützell's zweiter Satz wird ohne Debatte angenommen.

Geh. R. Brüggemann knüpft daran noch die Bemerkung: in älteren Zeiten sei in 5 Jahren sicherlich dasselbe geleistet wie jetzt. Die Reducirung der Stundenzahl werde auch jetzt ohne Nachtheil sein, wo eine tüchtige Kraft des Lehrers, Liebe der Schüler zum Gegenstande und nicht überfüllte Klassen vorauszusetzen seien; aber die meisten Gymnasien seien in den mittleren Klassen überfüllt; darum werde man wohl überall auf einen 6jährigen Cursus bedacht sein. Die Besorgniſs der Lehrer, daſs diese hochwichtigen Studien leiden möchten, seien für einen Staat wie der unsrige von der gröſsesten Bedeutung, so daſs er sie sicherlich nicht übersehen werde.

Kramer: Früher habe man in kürzerer Zeit mehr erreichen können, weil die ganze Zeit mitarbeitete, dem Schüler Lust am Griechischen und Latein beizubringen; jetzt sei alle Kraft gegen den Widerstand aufzubieten, den die Stimmung der Zeit diesen Studien entgegensetze. Es gelte fest zu halten was wir haben, nichts durch Probiren auf's Spiel zu setzen: einmal verloren, werde es nicht wiederzuerlangen sein.

Geh. R. Brüggemann: Diese ungünstige Atmosphäre sei schon lange da gewesen und man sei doch hindurchgekommen; wenn es nur gelinge, die Schüler für die klassischen Studien zu begeistern, so würden diese nachher im Leben auch die besten Vertheidiger derselben sein.

Mützell's dritter Satz. Es sei wichtig für solche Schüler, die später studiren sollen, aber auch für die anderen; da indessen nicht alle Schulen die Mittel dazu haben, so könne es nur als wünschenswerth bezeichnet werden.

Poppo: Man habe natürlich einen 2jährigen Cursus aus 2 über- und untergeordneten Abtheilungen zu verstehen.

Meinicke: Er hege denselben Wunsch für alle Objecte, und schlage aufserdem vor, statt „wünschenswerth" zu setzen: „ist für das Gedeihen der Gymnasien nothwendig."

Holtzapfel wünscht dasselbe auch auf Secunda ausgedehnt, und Bonnell auch auf Prima.

Geh. R. Brüggemann: Wo fortschreitende, nicht repetitorische Curse stattfinden, seien zwei geschiedene Tertia, die eine der anderen untergeordnet, allerdings eine Nothwendigkeit; man sei schon oftmals von Parallelcötus zu subordinirten übergegangen; aber allerdings sei auf die vorhandenen Lehrkräfte Rücksicht zu nehmen. Bei einer geringeren Schülerzahl könne man übrigens ohne besondere Schwierigkeit auch verschiedene Coetus in den Elementen neben einander unterrichten; aber 4 verschiedene Generationen neben einander, das sei freilich zu viel.

Kramer: Für Secunda halte er die Sache nicht so angemessen, sondern zweckmäfsiger da die Curse nicht zu trennen.

Holtzapfel: Dann werde man aber des stimulus entbehren, der in der Versetzung aus dem einen Coetus in den andern liege.

Bei der Abstimmung sind alle für den 3. Satz und für die Unterordnung in 2 Coetus (August: er setze voraus, dafs dabei in dem Gymnasium überhaupt das Realgymnasium mitbegriffen sei), hauptsächlich im Griechischen, wo möglich aber in allen Objecten. Auch für Secunda fand man es wünschenswerth, nicht so allgemein für Prima.

Mützell's 4ter Satz. Auf 10 Stunden, auch für die oberen Klassen, sei zu beharren.

Brenske weist auf die Verschiedenheit der Lectionspläne der Gymnasien in dieser Beziehung hin.

August: Er wolle einfach die Ueberzeugung aussprechen, dafs 8 Stunden vollkommen hinreichen.

Bonnell: Auf dem Friedrichs-Werderschen Gymnasium seien allerdings meist nur 9 Stunden angesetzt, aber das Latein und das Deutsche in derselben Hand.

Bei der Abstimmung sind die Wenigsten für 8 Stunden, die Mehrzahl für 10.

Hierauf nimmt Mützell noch das Wort über den Werth der schriftlichen lateinischen Compositionen; und spricht die Ueberzeugung aus, dafs sie obligatorisch bleiben müssen. Diese Ansicht findet fast allgemeine Zustimmung.

Kramer: Erst wenn die Schüler in der fremden Sprache auch zu schreiben angeleitet werden, lesen sie aufmerksam und mit Urtheil.

Mützell: Er sei seinerseits überzeugt, auch die lateinischen Sprechübungen seien nicht blofs zu gestatten, sondern zu fordern.

Tzschirner: Nur nicht bei der Interpretation der Dichter; was Mützell schon durch seinen Ausdruck „Sprechübungen" vorgesehen zu haben erklärte.

Hanow wünscht, dafs das Lateinisch Sprechen sich nicht blofs auf Disputationsübungen beschränke.

Kramer: Das werde man der Einsicht der Lehrer selbst überlassen müssen, wo und wie sie es zu machen hätten.

Schliefslich erklärt sich mehr als die Hälfte der Anwesenden dafür, dafs die lateinischen Sprechübungen „geboten," nicht blofs gestattet sein müfsten. Doch einigt man sich darnach noch in August's Ausdruck: sie seien für „förderlich" erkannt.

Gegen die Annahme der beiden letzten Mützellschen Anträge erklärt sich Albani aus Dresden in folgendem Separatvotum:

> Unterzeichneter hat gegen die Verbindlichkeit zu freien lateinischen Arbeiten wie gegen die des Lateinsprechens gestimmt, theils weil ihm die Forderungen zu allgemein gehalten waren, theils weil er in denselben eine Beeinträchtigung des Griechischen und anderer Lehrgegenstände erblickt.
>
> R. Albani.

Eine kurze Besprechung über das Hebräische, die durch einen Antrag von Pökel aus Prenzlau angeregt wurde, hatte zum Resultat, dafs die Versammlung sich einstimmig dafür erklärte, dafs es die zukünftigen Theologen schon auf der Schule zu lernen hätten.

Hierauf stellt Mützell nach kurzer Begründung den Antrag, dafs für den Unterricht im Deutschen in der obersten Klasse eine Einführung in die historische Kenntnifs unserer Sprache zur unerläfslichen Bedingung gemacht werde.

August ist dagegen, dafs diese Kenntnifs bei der Beurtheilung der Reife eines Abiturienten für etwas Bindendes angesehen werde, aber er wünscht auch, dafs der Gegenstand in den Lectionsplan aufgenommen werde; es werde wie Chemie und dergl. Schmuck und Zierde sein.

Mützell: Gewifs werde es im vollen Sinne des Wortes eine Zierde des Lectionsplanes sein; nur besorge er, dafs es für's Erste noch an geeigneten Lehrern fehlen werde.

Hanow: Ein leerer Schmuck dürfe an der Schule nicht geduldet werden. Auch finde er es darum bedenklich diesen Gegenstand noch aufzunehmen, weil des Vorhandenen schon genug sei für die wenigen deutschen Stunden, und weil dieser historische Unterricht in der Regel auf einen sehr detaillirten grammatischen hinauslaufe.

Mützell: Einer Ueberbürdung der Schüler wolle er gewifs nicht das Wort reden; er habe nur das Allernothwendigste gewünscht.

August verwahrt sich dagegen, von leerem Schmuck gesprochen zu haben; er habe den Ausdruck Schmuck nur im Gegensatz zum Nothwendigen gemeint, und wisse, dafs man es schon in Secunda ohne besondere Anstrengung dahin bringen könne, mit den Schülern das Nibelungenlied zu lesen.

Da die Zeit abgelaufen war, schlägt Kramer vor, noch die Stunde von 8 bis 9 des nächsten Tages für die pädagogische Section anzusetzen. Geh. R. Brüggemann ist dagegen, und spricht den Wunsch aus, dafs man sich der allgemeinen Sitzung nicht

entziehe; schon die Bildung einer pädagogischen Section überhaupt sei nicht überall gut aufgenommen worden.

Die Majorität erklärt sich jedoch für Kramer's Vorschlag. Als Tagesordnung für diese nächste Sitzung wird festgesetzt:

1) Vortrag von Sausse über psychische Statistik.
2) Fortsetzung der Debatte über die Benutzung der deutschen Philologie als Unterrichtsmittel.

Vierte Sitzung.

Am 3. October 1850 von $8\frac{1}{4}$ — 9 Uhr Morgens.

Prorector Sausse aus Guben erhält das Wort und beginnt den hier folgenden Vortrag über psychische Statistik zu halten:

Ueber die psychische Statistik.

In jeder Statistik finden wir aufgezeichnet, wie viele Anhänger jedes der kirchlichen Bekenntnisse in einer Landschaft, in einem Staate zählt. Die Statistiker vergleichen die Einwohnerzahl eines Staates mit dem Schulbesuche, jene und diesen mit der Menge der Fälle, in denen die Polizei und die öffentlichen Gerichte Verletzungen der Sittlichkeit und der Landesgesetze zu bestrafen genöthiget gewesen sind, ferner mit der Zahl der Anstalten, welche der Wissenschaft und der schönen Kunst gewidmet sind, so wie mit der Benutzung derselben, und nehmen daraus den sittlichen, den rechtlichen und den geistigen Zustand des Volkes ab. Direktoren und Lehrer stellen ihren Schülern Zeugnisse aus, sowohl über deren Wissen und Können, als über das Maafs des Fleifses und der an der schulgerechten Thätigkeit beobachteten geistigen Anlagen und Fähigkeiten. Ein derartiges Zeugnifs wird aber auch vom schulkundigen Leser erst dadurch verstanden, dafs Wissen, Können, Anlagen und Fähigkeiten mit einem bestimmten allgemein bekannten Maafsstabe gemessen werden, welcher den das Verhältnifs bezeichnenden Aussagen: gering, genügend, gut, vorzüglich, u. s. w. die rechte Bedeutung giebt. So z. B. enthält die Vorschrift, nach welcher die Prüfungen mit den zu den Universitäten übergehenden Gymnasiasten veranstaltet werden, einen Maafsstab, wie er dem Zwecke angemessen ist. Eben so ist die Censur, welche dem Schüler über dessen Verhalten während einer gewissen Zeit zu dem ihm vorgesteckten Ziele ertheilt wird, ein Ausdruck für die nach einem Maafsstabe beurtheilte Gröfse der Leistungen. Andere hierher gehörige Beispiele aus allen Beziehungen des menschlichen Lebens, in so weit dessen Thätigkeitsäufserungen auf Vergleichungen und Maafse zurückgeführt werden können, lassen sich noch in Menge nennen. Der vollkommene Mensch, wenn dieser anders als im abgezogenen Denkbilde vorhanden wäre, würde allerdings nicht mefsbar sein, weil eine Vollkommenheit dem Begriffe der Gröfse sich nicht unterordnen läfst; aber die Menschen, wie sie eben sind, unvollkommene, endliche, begrenzte Wesen, sind mefsbar und werden seit Jahrtausenden z. B. von den Geschichtsschreibern gemessen, ohne dafs bisher Je-

mand Anstofs daran genommen hätte. Jede Messung kann aber ihren Zahlenausdruck haben, und eine Zahl, falls sie die rechte ist, verräth nicht weniger Geist, als eine rednerische Beschreibung, man wolle denn das gesammte Gebiet der Naturwissenschaften und einen gewichtigen Theil der Staatswissenschaft der leidigen Zahlen wegen geistesarm schelten.

Die vorher erwähnten Beispiele, so wie alle das seelische Leben eines Volkes unmittelbar berührende Thatsachen gehören zum Inhalte der psychischen Statistik, welche namentlich von dem zur Anschauung gelangten geistigen Vermögen eines Volkes Rechenschaft ablegt und die Beziehungen kennen lehrt, nach denen jenes während eines bestimmten Zeitraumes in der Wirklichkeit benutzt wurde und thätig schaffte.

Theils unterwirft die psychische Statistik den heranwachsenden, in der Schule sich erst entwickelnden geistigen Erwerbstamm der Jugend eines Volkes der Rechnung, theils beschäftigt sie sich mit Thatsachen des gemeinen und des öffentlichen Lebens, der Wissenschaften und der Künste, um geistige Verhältnisse im Volke zu ermitteln. Die Standpunkte, von denen aus man derartige Betrachtungen anstellen kann, sind mannigfach. In der ersten Hinsicht werden der niederen und der höheren Schulwissenschaft, in der zweiten der Bildungsgeschichte nützliche Dienste geleistet. Dafs jede hierher gehörige Rechnung nur eine Annäherung an die Wahrheit, nur eine Wahrscheinlichkeit giebt, bedarf kaum der Erinnerung.

An einigen der leichtesten Beispiele, welche ich dem Kreise der Schule als dem uns nächsten entlehne, will ich jetzt das von mir angewandte Verfahren erläutern.

Die erste Aufgabe sei folgende:

Gegen das Ende eines Schuljahres haben die Schüler einer Klasse in den verschiedenen Unterrichtszweigen A, B, C, D u. s. w., denen die wöchentlichen Stundenzahlen ${}^1h$, ${}^2h$, ${}^3h$, ${}^4h$ u. s. w. entsprechen, nach Maafsgabe ihrer Leistungen während des Jahres bestimmte Plätze erhalten. Ein Schüler nimmt nun in A den Platz ${}^1p$, in B den ${}^2p$, in C den ${}^3p$ u. s. w. ein: welcher Platz im Durchschnitte gebührt ihm in der Klasse?

Die Frage wird durch die Summe

$${}^1h\,{}^1p + {}^2h\,{}^2p + {}^3h\,{}^3p + \ldots + {}^nh\,{}^np$$

beantwortet, wenn man nämlich nach dieser Formel den Platz jedes einzelnen Schülers berechnet hat. Der Schüler, für dessen Platz die kleinste Zahl kommt, ist durchschnittlich der beste oder der erste. Dividirt man durch diese kleinste, welche mindestens ${}^1h + {}^2h + {}^3h + \ldots + {}^nh$ betragen mufs, alle übrige Verhältnifszahlen und berechnet die Quotienten annäherungsweise nur auf einige Ziffern, so gewinnt man eine bequemere und doch hinreichend genaue Uebersicht.

Betragen, Aufmerksamkeit und Fleifs lassen sich, wie man leicht begreift, eben so mit in Rechnung bringen.

Die Versetzung der Schüler aus der niedern Klasse in die nächst höhere, mag eine zu diesem Zwecke besonders bestimmte Prüfung vorhergehen, oder nicht, kann durch eine Berechnung der Zahlenwerthe der Schüler nach der oben stehenden Formel auf die leichteste, von äufseren Rücksichten freieste, daher auch gerechteste Weise bewerkstelliget werden. Auch das Maafs der Billigkeit, wenn man diese aus pädagogischen Grün-

den hinsichtlich des einen oder des anderen Schülers will walten lassen, stellt sich durch dessen Zahlenwerth auf das Schärfste heraus.

Kommt der bei unablässiger und stets gespannter Beobachtung freilich äufserst selten eintretende Fall vor, dafs mehrere Schüler hinsichtlich desselben Unterrichtszweiges gleich Werthvolles leisten; so mufs jedem derselben auch das gleiche p ertheilt werden.

Eben so verfährt man auch, wenn man aus irgend einem Grunde feinere Prüfung nicht anwendet, sondern die Schüler nach Verwandtschaft der Werthe der Leistungen in Gruppen vertheilt.

Ich übergehe manche andere vielleicht noch wichtigere und interessantere Bemerkung über die oben stehende Formel, um zu einer zweiten Aufgabe zu eilen.

Es ist auf vielen Schulen Gebrauch, den durchschnittlichen Werth der Censur, welche einem Schüler nach dem Verlaufe eines bestimmten Zeitraumes über Betragen, Aufmerksamkeit, Fleifs und Fortschritte in den verschiedenen Unterrichtszweigen ertheilt wird, durch eine an die Spitze geschriebene Ziffer kurz auszudrücken. Um dieselbe dem Wortlaute der Censur völlig angemessen zu berechnen, wähle man die Zahlen m, ${}^2m$, ${}^3m$ u. s. w. so, dafs diese den Abstufungen der Urtheile, gleichviel welcher Wörter oder Redensarten zur Bezeichnung jener die einzelnen Lehrer sich bedienen, entsprechen. Die Zeichen h, ${}^2h$, ${}^3h$ u. s. w. behalten die Bedeutung, welche wir ihnen in der vorhergehenden Aufgabe beigelegt haben.

Die verlangte Ziffer für den durchschnittlichen Werth der Censur mufs dann sein

$$\frac{hm + {}^2h\,{}^2m + {}^3h\,{}^3m + \ldots + {}^nh\,{}^nm}{h + {}^2h + {}^3h + \ldots + {}^nh}.$$

Ist nun hinsichtlich eines durchaus mit den besten Aussagen belobten Schülers $m = {}^2m = {}^3m = \ldots = 1$, so wird

$$\frac{hm + {}^2h\,{}^2m + {}^3h\,{}^3m + \ldots + {}^nh\,{}^nm}{h + {}^2h + {}^3h + \ldots + {}^nh} = 1.$$

In den meisten Fällen wird man dagegen gemischte Zahlen erhalten, die so zu verstehen sind, dafs z. B. 1, 2 bis 1, 4 für 1, dagegen 1, 5 bis 1, 9 für 2 genommen werden.

Da, wo man 2^a und 2^b unterscheidet, wird 2^a für 1, 5 bis 2, 4, dagegen 2^b für 2, 5 bis 3, 4 genommen. Die letztgenannte Grenze wird bisweilen durch Rücksichten der Billigkeit gerechtfertiget, z. B. wenn Fleifs und Fortschritte durch Krankheit oder nicht verschuldete äufsere Störungen gehindert worden sind.

Ein Urtheil der Lehrer über das Maafs und die Art der erkannten Anlagen und Fähigkeiten mufs, weil sie ein Verdienst des Schülers nicht sind, von der Censur ausgeschlossen werden, so wie sie eben in die Hand des Schülers und der Eltern gelangt. Ihm dagegen einen wesentlichen Einflufs auf die Abfassung der Censur durch die Lehrer zu gestatten, ist gerecht. Wie dies geschehen mufs, läfst sich leicht abnehmen.

Wenn Rektor Ilgen in Schulpforte den Schülern die halbjährlichen Censuren über Fleifs und Fortschritte vor der feierlichen Versammlung der Lehrer und der Schüler ertheilte, was nur mündlich, nicht schriftlich geschah; so pflegte er vorher, ohne irgend einen Namen zu nennen, eine Uebersicht der Zahl der Köpfe nach deren Fähigkeiten,

welche er durch beständige Prädikate bezeichnete, von jeder Klasse zu geben. Dies ist das erste mir bekannte Beispiel einer psychischen Statistik der Schule.

Genug hiervon. Ich wende mich zu einer dritten Aufgabe.

Das, was man den Werth eines Menschen oder eines Dinges im Allgemeinen nennt, ist stets ein bezüglicher (relativer) Begriff. Man mifst das Ding mit irgend einem Maafsstabe, und der Name des Verhältnisses, in welchem das Ding zu diesem Maafsstabe steht, ist der Ausdruck für den Werth des Dinges. So z. B. ist der sittliche Werth eines Menschen das Maafs, in welchem er das Sittengesetz wirklich erfüllt hat; denn die Gesinnung desselben vermag der fremde Beobachter schlechterdings nicht anders als an der Handlungsweise zu erkennen, wie sie sich in Thaten kund giebt. Der Werth eines Kopfes ist der Ausdruck für das Maafs der Tüchtigkeit jenes, ein vorgestecktes Ziel zu erreichen oder vorgeschriebenen Bedingungen zu genügen. Daher kann der psychische Werth desselben Kopfes nach Maafsgabe der Ziele oder der Bedingungen höchst verschieden sein. Männer, wie Albrecht Dürer, welcher in der schönen Kunst und der Wissenschaft zugleich Ausgezeichnetes geleistet hat, oder wie Leibnitz, dessen Geist die meisten Zweige des Wissens seiner Zeit mit gleicher Gründlichkeit und Tiefe umspannt und durch eigene Forschungen erweitert hat, sind geradezu Ausnahmen von der Regel, welche weise Beschränkung der Thätigkeit gebietet, und gehören zu den gröfsten Seltenheiten in der Geschichte der Bildung des menschlichen Geschlechtes. Daher ist es billig, den psychischen Werth eines Kopfes nach dem besonderen Fache zu berechnen, in welchem er ausschliefslich oder doch vorzugsweise durch Leistungen sich ausgezeichnet hat. Je niedriger d. h. je näher blofs mechanischer Thätigkeit ein Gegenstand der Erkenntnifs steht, desto geringer zeigt sich in der Bethätigung derselben die Verschiedenheit des psychischen Werthes der Köpfe. Je höher dagegen ein Gegenstand der Erkenntnifs den Geist erhebt, je mehr er das reine Denken in Anspruch nimmt und von ihm durchdrungen werden mufs, um so weiter entfernt sich der psychische Werth des einen Kopfes von dem eines anderen, um so mannigfaltigere Anlagen und Fähigkeiten des Geistes entfalten sich. Man findet dieses Gesetz bestätigt, wenn man z. B. die Thätigkeit beim gewöhnlichen Lesen und Schreiben mit der zu Sprachforschungen erforderlichen Thätigkeit vergleicht. Ich darf hier solche Vergleichungen, so anziehend und dem Lehrer nützlich sie sind, nur andeuten.

In Beziehung auf irgend einen Gegenstand der Erkenntnifs, gleichviel welchen, sollen nun n Schüler, von denen wir voraussetzen wollen, dafs sie alle gleich fleifsig seien, nach dem Ablaufe einer bestimmten Zeit das Ziel A erreicht haben. Einige, ${}^1z$, werden es auch wirklich erreichen, andere, ${}^2z$, ${}^3z$, ${}^4z$ u. s. w. aber sich demselben nur mehr oder minder annähern, wie es deren Fähigkeiten mit sich bringen. Der psychische Werth der einzelnen Köpfe läfst sich demnach durch die Brüche

$$\frac{{}^1z}{n}, \frac{{}^2z}{n}, \frac{{}^3z}{n}, \dots \frac{{}^mz}{n}$$ darstellen, so dafs stets

$$n = \frac{{}^1z}{n} + \frac{{}^2z}{n} + \frac{{}^3z}{n} + \frac{{}^4z}{n} + \dots + \frac{{}^mz}{n}$$ ist, wenn man nämlich m Abtheilungen zu bilden Veranlassung gefunden hat.

Um zu sehen, wie grofs der geistige Erwerbstamm unter unserer Schuljugend sei und welche Hoffnungen er für die Zukunft erwecke, verglich ich die jugendlichen Köpfe, so weit ich unmittelbar und mittelbar zu reichen vermochte, mit den Anforderungen der Anfängerschulen, der mittleren Bürgerschulen, der Realschulen oder höheren Bürgerschulen, und der Gymnasie in Preufsen. Ich bildete sechs Ordnungen der Köpfe, eine Eintheilung, welche willkührlich scheinen mag, aber immerhin eine gewisse praktische Berechtigung hat. In die erste Ordnung brachte ich die gemeinen Köpfe, welche sich nur so weit erheben, um den geringsten Anforderungen der Schulbildung zu genügen; in die zweite die mittelmäfsigen, welche zwar mehr leisten, als die gemeinen, aber schon in mittleren Bürgerschulen nur mühsam fortschreiten; in die dritte die guten, welche leichte Fassungskraft, doch wenig Erfindungsgabe besitzen, so dafs sie die ihnen überlieferten Kenntnisse mit dem Gedächtnisse und dem Verstande wieder hervorzubringen vermögen; in die vierte die vorzüglichen, welche mit glücklichem Erfolge das Erlernte inkräftig und selbständig in sich verarbeiten; in die fünfte die erfinderischen, denen es leicht fällt, durch schickliche Verbindung gegebener Gedanken eine Reihe neuer hervorzubringen; in die sechste die ausgezeichneten, welche mit leichtester Fassungskraft und eben so inkräftiger (energischer) als selbständiger Verarbeitung des Erlernten eine hervorstechende Erfindungsgabe vereinigen, sich daher erst in den oberen Klassen der höheren Schulen recht bemerkbar machen und hier nicht nur ihren Mitschülern, sondern oft auch dem Unterrichte weit voran eilen. Natürlich lassen sich die Grenzen dieser Ordnungen in der Wirklichkeit nicht haarscharf ziehen, nicht alle Zweifel über die Einreihung eines Kopfes, welcher, der ihm eigenen wissenschaftlichen Richtung folgend, in den verschiedenen Unterrichtszweigen ungleiche Befähigung zeigt, sofort beseitigen. Ich habe hier immer die Leistungen, welche am Günstigsten für einen Kopf sprechen, als Grund der Einreihung gelten lassen. Zur Erforschung des Werthes der Köpfe, die ich in die vier höheren Ordnungen bringe, ist zwar die landesgesetzliche Vorschrift, nach welcher in den preufsischen Staaten die Prüfungen mit den zu den Universitäten übergehenden Gymnasiasten abgehalten werden, ein vortrefflicher Maafsstab; allein ich mufs wiederholt erinnern, dafs wir den Werth eines Kopfes immer als einen bezüglichen abschätzen, in jener Vorschrift nur das Ziel des Gymnasiums erblicken dürfen, daher einen starken Irrthum uns würden zu Schulden kommen lassen, wenn wir nach diesem Maafsstabe gerade als einem allgemein giltigen den schlechthinigen Werth eines Kopfes bestimmen zu können wähnten. Im Gegentheile weiset mir meine Beobachtung zahlreiche Fälle auf, in denen das Urtheil des Gymnasiums über den Werth eines Kopfes mit dem Urtheile über dessen Werth, wie sich derselbe im späteren Geschäftsleben herausgestellt hat, wenig, bisweilen sogar nicht übereinstimmt, entweder weil der Kopf wohl für gelehrte Beschäftigungen taugte, später aber in einen Beruf geworfen wurde, welcher der natürlichen Neigung und Befähigung die rechte Befriedigung versagte, oder weil der Kopf erst später den Kreis der Thätigkeit fand, für welchen ihn die Natur ausschliefslich oder doch vorzugsweise gleichsam geschaffen hatte.

Die Menschen pflegten von je her den Werth eines Dinges um so höher zu schätzen und es mit um so mehr Staunen oder Bewunderung zu betrachten, je ungewöhnlicher

und seltener es ihnen war. Ich mag nicht behaupten, dafs diese Abschätzungsweise so durchaus die richtige ist; aber allen Erfahrungen und besonders der Bildungsgeschichte zufolge darf man ihr wenigstens hinsichtlich geistiger Gröfsen guten Grund und Giltigkeit nicht absprechen. Daher steht der Werth eines Kopfes für ein bestimmtes Ziel im geraden Verhältnisse mit der Seltenheit, in welcher er vorkommt, oder im umgekehrten mit der Menge seiner Art. Die Brüche $\frac{{}^1z}{n}, \frac{{}^2z}{n}, \frac{{}^3z}{n}, \ldots \frac{{}^mz}{n}$ drücken mithin den Werth der Köpfe so aus, dafs derselbe ein um so höherer ist, einem je kleineren Bruche er entspricht.

Ein besonderes Beispiel diene zur Erläuterung dieser Sätze.

Nach Maafsgabe der Schulziele hatte auf den Schulen Preufsens im jährlichen Durchschnitte

	von 1825 bis 1832 den Werth:	von 1833 bis 1840 den Werth:
der gemeine Kopf	0,99363;	0,98046;
- mittelmäfsige	0,00474;	0,01624;
- gute	0,00095;	0,00235;
- vorzügliche	0,00058;	0,00069;
- erfinderische	0,00008;	0,00019;
- ausgezeichnete	0,00002;	0,00007.
	1,00000.	1,00000.

Ich bemerke jedoch hierbei ausdrücklich mit der nothwendigen Vorsicht, dafs ich diesen Zahlen eine nur sehr bedingte, der Wahrheit sich erst aus der Ferne annähernde Gültigkeit beilegen darf, da ich noch nicht ganz 0,1 der Bevölkerung Preufsens, obgleich aus entlegenen Orten, doch sehr ungleich, theils nach eindringlicheren und fortlaufenden, theils auf Reisen nach flüchtigen und vorübergehenden Beobachtungen verglichen, und in Ermangelung umfassender, tiefer eingehender und genauer Hilfsmittel die meisten Thatsachen im Betreff der Köpfe der höheren Ordnungen den höchst dürftigen Nachrichten der Schulprogramme entnommen haben, indem ich oft voraussetzte, dafs überall das Verhältnifs der Köpfe mit demjenigen übereinstimme, welches ich durch unmittelbare Beobachtungen in der Nähe durchschnittlich gefunden hatte. Auch aus anderen Gründen bin ich voraus überzeugt, dafs weitere Forschungen von Männern, deren Interesse ich gern für eine Sache, die fast weniger für die Schule als für die gesammte Staatsverwaltung von gröfster Wichtigkeit ist, gewinnen möchte, auf zum Theile gewifs ganz andere Zahlen, als die vorstehenden sind, führen werden, da erstens bei Weitem nicht alle Knaben und Jünglinge, welche vielleicht vermöge ihrer Anlagen wissenschaftlichen Bestrebungen mit glücklichem Erfolge sich würden widmen können, Gymnasien oder andere höhere Schulen zu besuchen; zweitens von denen, welche mehr Gelegenheit haben, diese Bildungsanstalt zu benutzen, die meisten aus Mangel an Geldmitteln oder anderen Ursachen das Ziel der Abgangsprüfung nicht erreichen; drittens eine gleichförmige Beobachtung und Abschätzung der jugendlichen Fähigkeiten weder an verschiedenen Schulen noch an denselben durch verschiedene Lehrer Statt hat, wirklich tüchtige Leistungen der Schüler von blofs scheinbar tüchtigen nicht immer scharf genug unterschieden werden, daher in diesem Falle aus Leistungen schlechthin auf den wahren Werth des Kopfes nicht recht sicher geschlossen werden kann und darf, wobei ich bemerke, dafs

aus mancherlei Ursachen entsprungene Lehrervorurtheile, welche das spätere Leben des Schülers aufgedeckt und widerlegt hat, im Volke hier und da den Wahn erzeugt haben, die Schule, namentlich das Gymnasium sei überhaupt nicht der Ort, wo der geistige Werth des Menschen sich zeigen könne und wahrhaft erkannt werde; viertens nicht alle Schüler unter gleichen äufseren Bedingungen, so weit diese von wesentlichem Einflusse darauf sind, den wissenschaftlichen Bestrebungen und überhaupt dem Zwecke der Schulen leben. Will man daher in den Rechnungen der psychischen Statistik genau verfahren, so mufs man auch diese äufseren Bedingungen wohl beachten, als da sind: Armuth, Mittelstand, Reichthum, äufsere Stellung der Eltern, Kleidung, Ernährungsweise oder Gebrauch der Nahrungsmittel, Wohnung nach Gegend und häuslicher Umgebung, Staatsverfassung, in so fern von ihr die erleichterte oder erschwerte Benutzung der Bildungsmittel abhängt. Aus den wenigen Beispielen, welche einer sorgfältigeren Rechnung zu unterwerfen ich Gelegenheit fand, habe ich sattsam ersehen, dafs man durch Beachtung der äufseren Umstände zum gröfseren Theile sehr verschiedene Zahlen von denen ermittelt, welche die einseitige Beschränkung auf Wahrnehmungen im Unterricht liefert. Es bemeistert sich des Vaterlandsfreundes das lebhafteste Bedauern, wenn er erkennt, was für ein beträchtlicher Theil des im Volke vorhandenen geistigen Erwerbstammes lediglich durch äufsere Bedingungen und verderbliche Einflüsse dem Staate verloren geht, also dessen Kraft dadurch vermindert wird, und wie nur ein verhältnifsmäfsig sehr kleiner Theil in rechter Weise thätig wird und der Wohlfahrt des Staates, der Gemeinde, der Familien zu Gute kommt. Wir haben triftigsten Grund zu der Annahme, dafs in der Wirklichkeit gegenwärtig schon die Anzahl der gemeinen Köpfe weit geringer, die der mittelmäfsigen und die der guten ebenso viel gröfser unter dem Volke ist, als die oben angeführten Zahlen ausweisen, dürfen dagegen mit minderer Wahrscheinlichkeit hoffen, dafs die Anzahl der Geister von höherer Begabung, weil diese beinahe unter allen Umständen, mögen sie ihnen ungünstig, selbst widerwärtig sein, selten verkümmern, sondern vielmehr durch die ihnen meist eigene Inbrünstigkeit und Spannung sich Bahn zu brechen und äufsere Hindernisse zu besiegen pflegen, bedeutend gröfser sich herausstellen werde. Ein Mittel giebt es allerdings, Gewaltigen im Staate ein sehr leichtes und einfaches, durch trügerischen Schein die Zahl begabter Köpfe völlig nach Belieben zu vermehren: man stimme gerechte Anforderungen herab und messe die Geister mit einem Maafsstabe, auf welchen, wie auf ein kindisches Spielzeug, hinabzublicken man Helden in Wissenschaft dann billig verzeihen möge. Ein anderes Mittel giebt es noch, aber ein mit sehr grofsen Schwierigkeiten in der Ausführung verknüpftes: man räume die oben berührten Hindernisse hinweg, welche den überwiegenden Theil des geistigen Erwerbstammes im Volke zu Blüthe und Frucht nicht lassen gelangen.

Das weibliche Geschlecht habe ich von meinen Berechnungen ausgeschlossen, weil für dessen höhere geistige Entwickelung bis jetzt noch äufserst dürftig gesorgt ist und ein sicherer Maafsstab fehlt. Der Staat erkennt zu wenig und schätzt viel zu gering die Vortheile, welche ihm aus einer dem Geschlechte angemessenen, durchgreifenden und tüchtigen Bildung der Mädchen sicherlich erwachsen würden.

Merkwürdig sind die Schwankungen der Köpfe von einer Ordnung zu einer ande-

ren, am schwächsten merkbar bei gemeinen, am stärksten bei ausgezeichneten, so dafs jene innerhalb der engsten, diese innerhalb der weitesten Grenzen schwanken. Solche Schwankungen der Befähigung haben, falls man ein Gleichnifs, das mehr als Metapher sein soll, gestatten mag, auffallende Aehnlichkeit mit Erscheinungen der Interferenz, der Schwingungen elastischer Körper, der Wellenbewegung. Das Maafs der Befähigung, wie die gegenständliche Richtung des Geistes bleibt sich nicht durch alle Lebensalter, in der Jugend kaum von einem Tage zum andern vollkommen gleich. Erst nach dem fünf und zwanzigsten Lebensjahre, mit welchem Leib und Geist der meisten Menschen in Deutschland ihre vollkommene Ausbildung zu erreichen pflegen, schwankt das Maafs der Befähigung des Einzelnen innerhalb immer engerer Grenzen, welche sich gegen das Greisenalter hin fast ganz zusammenziehen.

Bekanntlich zeigen die meisten Köpfe aller Ordnungen, diejenigen, welche sich in eine der drei höheren bringen lassen, bisweilen schon in der frühesten Jugend mit einseitiger Bestrebung und leidenschaftlicher Unruhe, eine vorwaltende Richtung auf einen gewissen Gegenstand des Wissens oder des Könnens oder des Handelns, welchen sie mit fast unbezwingbarer Vorliebe, daher auch mit sichtbarerem Erfolge, als andere, betreiben. In sofern sich eine solche Richtung unabhängig von äufseren Einflüssen oder gar im Widerstreite mit dergleichen geltend macht, ist sie durch sich selbst berechtiget und wird treffend als der natürliche Gang der Anlagen bezeichnet. So lange nun diesen der ihnen vorzugsweise oder ausschliefslich zusagende Gegenstand nicht dargeboten wird, befindet sich der Kopf auch nicht in dem ihm angemessenen Thätigkeitskreise, nicht in seinem Elemente, wie man zu sagen pflegt, verräth daher gewöhnlich niedere Befähigung, als er in Wahrheit besitzt. Besonders trifft dies praktische Köpfe, deren Richtung immer auf eine That, eine bestimmte Anwendung des Wissens und des Könnens, auf einen äufseren Erfolg ausgeht. Ihnen steht der besondere Fall meist weit höher als das allgemeine abgezogene Gesetz, für welches sie gewöhnlich erst durch Anwendung auf jenen Sinn und Theilnahme kund geben. Um aber jeden Kopf an dem gerade für ihn geeigneten Gegenstande zu prüfen, ist der Kreis des Gymnasialunterrichts viel zu enge, darf auch aus den gewichtigsten pädagogischen Gründen schlechterdings nicht noch mehr erweitert werden, da in dieser Beziehung die gegenwärtig vorherrschende unheilvolle atomistische Ansicht vom Schulwesen, welche die dynamistische täglich mehr zurückdrängt, die äufsersten Grenzen bereits übersprungen hat. Man erkennt deutlich an vielen Schülern geistige Anlagen, wie sie nur höher befähigten Köpfen eigen sind; aber die Leistungen derselben für die Schule stehen mit jener Wahrnehmung im grellsten Widerspruche, wefshalb in solchen Fällen Mangel am rechten Fleifse beklagt wird. Hiermit geschieht manchen volles Recht, anderen beziehungsweise Unrecht, zumal wenn man alle Schüler ohne Unterscheidung mit demselben Maafsstabe mifst. Es ist dies der wunde Fleck aller Vorschriften für Schulprüfungen. Sollen dieselben der Natur entsprechen, so müssen sie eine gewisse Dehnbarkeit besitzen, welche gestattet, die eigenthümliche gegenständliche Richtung der Anlagen in den Schülern zu berücksichtigen, wie dies z. B. der Wortlaut, doch mehr der Geist der preufsischen Vorschriften für die Prüfung der zu den Universitäten übergehenden Gymnasiasten fordert. Theilen wir

nach Anleitung derselben die Köpfe in drei Klassen, erstens in solche, welche entschiedene Anlage für sprachliche Erkenntniſs, zweitens in solche, welche entschiedene Anlage für wissenschaftliche Erkenntniſs offenbaren, und drittens in solche, an denen man auf der Schule eine mit Entschiedenheit hervortretende gegenständliche Richtung innerhalb des Unterrichtskreises nicht sicher wahrnimmt; so kommen nach meinen Beobachtungen von **1000** Gymnasiasten, welche die Prüfung glücklich bestanden haben, auf die erste Klasse **79**, auf die zweite **289**, und auf die dritte **632**, welche nachmals vorzugsweise dem Staate sehr gewandte Geschäftsmänner und sehr tüchtige praktische Beamte geliefert hat *). In kleineren Zahlen ausgedrückt ist das Verhältniſs **3 : 11 : 24**, dessen Berechnung noch aus der Zeit stammt, da die Abgangszeugnisse beziffert wurden, und Mittheilungen von Gymnasien anbequemt ist, welche, wie ich zu glauben Ursache hatte, ungefähr nach gleichen Ansichten mit gleicher Strenge verfuhren. Ein schlechthin gleiches Verfahren der höheren Schulen bei den Prüfungen läſst sich schon wegen der verschiedenen Persönlichkeit der Lehrer durch kein Gesetz erzielen, falls man von wunderlichem Eifer verleitet den Geist ächter Pädagogik nicht etwa austreibt, um nur den todten Leib des Buchstabens im Gesetze übrig zu behalten.

Nicht berichtigende Erfahrungen, sondern bloſs praktische Rücksichten haben mich später veranlaſst, an die Stelle des Verhältnisses **3 : 11 : 24** das noch mehr vereinfachte **1 : 4 : 7** zu setzen. Hiernach rechnete ich den psychisch-statistischen Thatsachen gemäſs auf eine Gelehrtenschule vier Gewerbeschulen und sieben Beamtetenschulen, für diese drei Arten der Gattung der höheren Schulen gewählte Benennungen, welche synekdochisch zu verstehen sind, indem sie durch einen Theil der Bestimmung dieser Schulen das Ganze bezeichnen sollen. Unsere Gymnasien, wie sie eben sind, eingerichtet nnd geleitet nach schwankenden Grundansichten, sollen vorgeblich Allen Alles sein, befriedigen aber in der That keinen Theil. Denn der gründlichen Vorbereitung auf gelehrte Bestrebungen im eigentlichen Sinne bieten sie zu wenig, nicht durchaus Zweckdienliches noch in der rechten Weise; den praktischen Köpfen, denen häufig die wenig willkommene Beschäftigung mit gelehrten Studien nur der gesetzlich erzwungene Durchgang zu dem ihnen zusagenden Wissen ist, zu viel und dennoch nicht durchaus das Rechte; die Köpfe endlich, welche wissenschaftliche Erkenntniſs ohne gelehrtes Beiwerk suchen, werden am Wenigsten befriedigt. Die von mir vorgeschlagene auf psychisch-statistische Verhältnisse begründete Einrichtung des höheren Schulwesens vermeidet unter besonnener Leitung alle Uebelstände und würde nebenbei den Wünschen der jetzt unzufriedenen Eltern genügen, so weit dieselben durch die geistige Begabung der Söhne irgendwie gerechtfertiget sind. Der Staat aber, was die Hauptsache ist, gewinnt dadurch eine weit bedeutendere Menge brauchbarer Kräfte, welche sich jetzt in Bestrebungen, zu denen sie ohne Anlage und Neigung gedrängt werden, erfolglos verzehren, somit den geistigen Erwerbstamm des Volkes nicht erhöhen.

*) Erfahrungsmäſsig ist nicht tiefe Gelehrsamkeit, nicht einmal besonders ausgezeichnete theologische, die wahre Ursache der segensreichsten Wirksamkeit eines Seelsorgers auf dessen Gemeinde, sondern vielmehr der Besitz gewisser anderer persönlicher Eigenschaften, welche von der Gelehrsamkeit ganz unabhängig sind, daher auch für die Verwaltung des Seelsorgeramtes einen weit höheren Werth haben, als gelehrtes Wissen: woraus nicht folgt, daſs letzteres entbehrlich sei. Aehnliches gilt von den Beamteten aller Verwaltungszweige des Staates.

So viel, oder richtiger gesagt: so wenig von der psychischen Statistik im Betreffe des Schulwesens.

In der Schule werden die Keime der Saaten gepflegt, welche nachmals in dem Vereine der Menschen, den wir Staat nennen, aufschiefsen, Früchte tragen und zur Ernte reifen sollen. An den Früchten mifst, prüft und erkennt die psychische Statistik das geistige Leben des Volkes.

Das Ergebnifs jeder statistischen Berechnung bezieht sich auf einen willkührlich oder durch dazu passende merkwürdige Ereignisse begrenzten Zeitraum, und hängt ab von dem gewählten Maafsstabe so wie von dem Umfange des Gesichtskreises und dem in demselben angenommenen Standpunkt. Ich mufs mich hier darauf beschränken, die wichtigsten allgemeinen Gesichtskreise zu nennen.

Zuerst betrachten wir das geistige Leben des Volkes, wie es sich in der Sitte, den häuslichen und den geselligen Beziehungen, der Gesetzlichkeit und der Achtung vor dem Rechte ausprägt. Hierüber haben uns öffentliche Blätter, vor allen die preufsische Staatszeitung, bereits sehr belehrende Aufsätze gebracht, den Gegenstand aber mehr von der negativen, als von der verhüllteren positiven Seite aufgefafst. Auch verweise ich auf die mühsamen und trefflichen Arbeiten von Quételet, obgleich ich die ihm bisweilen eigene Raschheit im Schliessen von einzelnen Thatsachen auf allgemeine Gesetze nicht billige.

Ein zweiter Gesichtskreis umfafst die Thatsachen, welche von den Stufen der politischen Bildung des Volkes, der verschiedenen Schichten und Parteien in demselben Zeugnifs ablegen, namentlich auch von der Gesinnung für das gemeine Wohl in der Verwaltung der staatlichen und der gemeindlichen Angelegenheiten. Materialien dazu sind in den Archiven unzweifelhaft vorhanden, aber meines Wissens noch nicht zusammengestellt und bearbeitet.

Drittens hat die gewerbliche Betriebsamkeit nicht blofs eine materielle, sondern auch eine geistige Seite. Von dieser sie zu durchforschen scheint mir für den Staat eine Aufgabe von nicht geringerem Belange zu sein, als den Erzeugnissen erleichternde Mittel und Wege zu schaffen.

Ein vierter Gesichtskreis umfafst das Gebiet der Wissenschaften, ein fünfter das der schönen Künste, ein sechster die Erscheinungen des religiösen und des kirchlichen Lebens. Es würde mich hier zu weit führen, wenn ich nachweisen wollte, wie viel in Werken über die Geschichte der Litteratur und der schönen Künste der psychischen Statistik bereits vorgearbeitet ist, wie viel nicht.

Siebentens kann man nach einem bestimmten Gesichtskreise, Standpunkte und Maafsstabe verschiedene Völker mit einander vergleichen: was nicht blofs von theoretischer, sondern auch von praktischer Wichtigkeit ist. Hierbei bin ich unter anderen Sätzen auch auf folgenden gekommen: Je näher die mittleren Ordnungen der Befähigung in einem Volke, gleichviel wie man sie benennt, einander stehen und je kleiner die Winkel sind, unter denen die gegenständlichen Richtungen einander schneiden; desto weniger gemeine und ausgezeichnete Köpfe giebt es unter demselben. Dieser Satz ist auch umgekehrt richtig. Die Folgerungen, welche sich hieraus ziehen lassen, übergehe ich mit

der Bemerkung, dafs unter keinem Volksstamme Europa's die psychisch-statistischen Verhältnisse weiter auseinander weichen, als unter den Germanen, vorzüglich unter den Bewohnern Deutschlands.

Wäre es mir gelungen, die Aufmerksamkeit auf einen Zweig des Wissens, welcher trotz seiner Wichtigkeit für die Schulwissenschaft und die Staatswissenschaft noch wenig gekannt und beachtet ist, hinzulenken und Theilnahme an Bestrebungen für die psychische Statistik zu erwecken und zu gewinnen; so würde die Absicht, welche mich veranlafste diesen Vortrag zu halten, schon erreicht sein. Denn das zu bebauende Feld ist, wie die oben gegebene sehr dürftige und lückenhafte Uebersicht zeigt, ein so ausgedehntes und zum gröfseren Theile noch so völlig wüstes, dafs mehr als eines Menschenlebens Arbeit dazu gehört, um den Boden nach und nach erst in ertragfähiges Land umzuwandeln und wenigstens stellenweise Früchte zu ernten. Das Wenige, was ich selbst hier mitgetheilt und angedeutet habe, bitte ich mit Wohlwollen und Nachsicht aufzunehmen. —

Nach 8½ Uhr stellt der Vorsitzende die Frage, ob es nicht wünschenswerth sei, die noch übrige kurze Zeit auf Erörterung des zweiten Gegenstandes, der auf der Tagesordnung stehe, zu verwenden, zumal der ganze Vortrag des Herrn Pror. Sausse in den Protokollen veröffentlicht werden könne.

Die Versammlung entscheidet im Sinne des Vorsitzenden und Mützell erhält das Wort zur Begründung seines Antrages über die Benutzung der deutschen Philologie als Unterrichtsmittel. Er deducirt aus dem Begriffe des deutschen Gymnasiums, wie er ihn auffasse, die Nothwendigkeit, den Schülern der obersten Klasse eine Anleitung zur historischen Kenntnifs der Muttersprache zu geben. In Betreff des Methodischen erklärt er sich gegen die Beschränkung dieses Unterrichts auf eine oberflächliche Lectüre mittelhochdeutscher Schriftwerke. Dagegen verlangt er gründliche Behandlung des Wesentlichen aus den wichtigsten Capiteln der Formenlehre (Deklination, Conjugation, Pronomina), Anleitung zum genauen Verständnifs einiger besonders hervorragenden Schriftwerke, Charakterisirung der lexikalischen Umwandlungen an einzelnen Gruppen von Begriffen.

Brüggemann bemerkt, man müsse Litteraturgeschichte und Einführung in die historische Kenntnifs der Sprache scheiden. Die erstere sei schon lange Unterrichtsgegenstand, ja an vielen Anstalten mit grofser Liebe gepflegt. Wie weit man in Beziehung auf sie vorschreiten könne, das hänge zu sehr von individuellen Bedingungen, Mitteln und Lehrkräften ab, als dafs allgemein normirende Forderungen dafür sich aufstellen liefsen. — In Betreff der grammatisch-historischen Sprachstudien sei es wichtig, dafs der Jugend Verehrung vor deutscher Sprachforschung eingeflöfst werde. Zu dem Ende kann man irgend einen einzelnen Theil der Grammatik, z. B. die Pronomina oder die Deklination durch übersichtliche Darstellung zur Anschauung bringen, und dabei in der Methodik sich an die alt-klassische Philologie anlehnen. Gegen Aufnahme der ganzen historischen Grammatik müsse er sich erklären. Schliefslich erinnert der Sprechende, dafs man nicht eine Forderung aufstellen solle, da unter den obwaltenden Verhältnissen höchstens von einem Verstatten die Rede sein könne.

Sausse verlangt, unter Beziehung auf seine langjährige Schulpraxis, einen Ueberblick über das ganze Gebiet der Formenlehre.

Schrader stellt die Frage, wie viel Stunden für den deutschen Unterricht bei der geforderten Vermehrung des Unterrichtsstoffes, nöthig sein dürften und welcher Gegenstand bei Vermehrung der hergebrachten deutschen Stunden leiden solle.

Kramer hofft keinen wesentlichen Gewinn von der Aufnahme der historischen Sprachstudien; man werde sich gezwungen sehen andere Objecte zu benachtheiligen.

Mützell bedauert, daſs man nicht zuerst die Frage zu erledigen suche, ob der geforderte Unterricht aus dem Princip des deutschen Gymnasiums mit Nothwendigkeit sich ableiten lasse. Was die dazu erforderliche Zeit anbetreffe, so habe er, im Uebereinstimmung mit vielen Pädagogen, schon längst in seinen diesen Gegenstand betreffenden, der Zeitschrift für das Gymnasialwesen einverleibten Arbeiten und auch in den pädagogischen Skizzen S. 64 vier deutsche Stunden in Prima gefordert; drei setze auch der ministerielle Plan an, die vierte könnte der Mathematik abgenommen werden. Für den von ihm proponirten Cursus in der deutschen Sprache und Litteratur beanspruche er wöchentlich 2 Stunden im ersten Jahre der Prima und 1 Stunde im zweiten.

Schrader wendet ein, daſs dabei auſser anderen Objecten namentlich die philosophische Propädeutik zu kurz kommen müsse, die in die deutschen Stunden fallen werde.

August findet drei deutsche Stunden für Prima ausreichend; vorausgesetzt, daſs man schon in Secunda mit dem Mittelhochdeutschen beginne, werde man, was die Schule beabsichtigen könne, wohl erreichen. Sie habe in diesem Objecte nur wenige Saatkörner auszustreuen.

Runge erklärt sich gegen die Aufnahme der historischen Grammatik, wenn dieselbe durch Beschränkung eines anderen Unterrichtsgegenstandes bedingt sein sollte.

Rosenberg stimmt den Ansichten des Herrn Geh. R. Brüggemann bei; man solle die Schüler nicht mit Grammatik plagen, sondern ihnen vielmehr die Beschäftigung mit der Sprache angenehm zu machen suchen.

Sausse verlangt einen zweijährigen Cursus der Litteraturgeschichte mit 1 Stunde wöchentlich.

Brüggemann erklärt sich gegen eine Vermehrung der Stunden; gelegentlich müſste den Schülern gezeigt werden, was sie nicht lernen könnten; die Lust zu späteren Studien sei anzuregen.

Joachimsthal spricht sich gegen eine Benachtheiligung der Mathematik aus, dringt auf Concentration in den Unterrichtsgegenständen und meint, daſs beiläufige Berücksichtigung der altdeutschen Sprache für den Zweck der Schule genügen werde.

Mützell stellt, unter Berücksichtigung der in der Versammlung vorherrschend laut gewordenen Stimmen, und weil die Zeit eine weitere Erörterung der schwierigen Frage nicht zulasse, man vielmehr zu irgend einem Abschluſs zu gelangen eilen müsse, den Antrag, zu erklären:

„Es ist wünschenswerth, daſs das Interesse für die Kenntniſs unserer älteren Sprache auf den höheren Schulen angeregt werde."

Schrader wünscht eine schärfere Entscheidung herbeizuführen. Man solle also zu-

erst fragen, ob die Sache nothwendig erscheine; und wenn das verneint werde, ob sie wünschenswerth sei.

Hierauf erklärt sich nur die Minorität für die Bejahung der Frage: ist eine Erweiterung des deutschen Unterrichts im Obergymnasium in grammatisch-historischer Beziehung nothwendig?

Dafs dieselbe wünschenswerth sei, dafür spricht sich die Versammlung einstimmig aus.

Schliefslich spricht Kramer gegen Herrn Geh. R. Brüggemann den Dank der Versammlung aus für die lebendige Theilnahme, die derselbe den Berathungen der Section in ihren beiden letzten Sitzungen zugewendet habe.

Schlufs der Sitzung.

V.

KURZER BERICHT UEBER DIE VERHANDLUNGEN DER ORIENTALISTEN.

Die erste Sitzung der Orientalisten, den 30. September, wurde vom Präses, Prof. Bopp, mit einer Ansprache eröffnet, in welcher er der Versammlung für das ihm geschenkte Vertrauen dankte. Zum Vice-Präsidenten schlug derselbe den Geh. Kirchenrath Prof. Dr. Hoffmann aus Jena, zu Secretären Dr. Dieterici und Dr. Brugsch vor, was durch Acclamation angenommen wurde. Dr. Arnold als Secretär der deutschen morgenländischen Gesellschaft erstattet darauf den Bericht über die Angelegenheiten der Gesellschaft; Prof. Dr. Anger gab einen Bericht über die Redaktion der Zeitschrift, Prof. Dr. Seyffarth den über die Bibliothek der Gesellschaft. Aufserdem wurden in dieser Sitzung mehrere Geschäftsangelegenheiten besprochen.

In der zweiten Sitzung, den 1. October, welche durch die Gegenwart Sr. Excell. des Herrn Alex. v. Humboldt beehrt war, stattete Prof. Dr. Rödiger den wissenschaftlichen Jahresbericht über den Stand der morgenländischen Litteratur ab, worauf ein Vortrag des Hofrath Dr. Holtzmann aus Carlsruhe über die sogenannten medischen Keilinschriften folgte. Am Schlusse der Sitzung traten die Versammelten auf Antrag des Dr. Bodenstaedt der Erklärung der Allgemeinen Versammlung über den Grimmschen Antrag bei.

Die dritte Sitzung, den 2. October, wurde ganz von der Erörterung und Beschlufsnahme über eine unter den Halleschen und Leipziger Mitgliedern entstandene Differenz in Betreff der in der vorjährigen Versammlung in Leipzig vorgenommenen Veränderung der Gesellschaftsstatuten ausgefüllt.

In der vierten Sitzung, den 3. October, wurden die Neuwahlen in den Vorstand der Gesellschaft und andere Geschäftsangelegenheiten vorgenommen. Einige noch angekündigte wissenschaftliche Vorträge konnten der Kürze der Zeit wegen nicht gehalten werden, sollen aber in der Zeitschrift der morgenländischen Gesellschaft abgedruckt werden. Ebendaselbst, im 1sten Heft des 5ten Bandes, findet sich auch der ausführlichere Bericht über die Verhandlungen der Orientalistenversammlung in Berlin.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünstr. 18.

INHALT.

In demselben Verlage sind erschienen:

ZEITSCHRIFT
FÜR
VERGLEICHENDE SPRACHFORSCHUNG AUF DEM GEBIETE DES DEUTSCHEN, GRIECHISCHEN UND LATEINISCHEN.

Herausgegeben

von

Dr. S. TH. AUFRECHT und **Dr. AD. KUHN.**

I. Heft. Gr. 8. Geh. 15 Sgr.

Inhalt:

Deutsche volksetymologie von Förstemann. — Griechische etymologien von G. Curtius. — Vokaleinfügung im Oskischen von Kirchhof. — Konsonantenverbindung im anlaut von Ag. Benary. — SCADO von Jacob Grimm. — Lateinische adverbien auf im von Aufrecht. — Die oskische inschrift von Agnone von Aufrecht. — Die wurzel KAD von Kuhn. — Ueber eine ahd. abkürzungsweise von Jacob Grimm. —

Das binnen Kurzem erscheinende zweite Heft wird unter andern folgende Aufsätze enthalten:

Ueber die deutschen eigennamen von Förstemann. — Griech. dativ pluralis auf σιν. — und: zwei Corcyräische inschriften von Aufrecht. — Lateinische zahlwörter auf iens, desgleichen. — Die wurzel SAMBH, von Kuhn. — Slavisch und Germanisch von Schleicher. — Ueber eine construction des imperativs von Jacob Grimm. — Ueber gothische etymologien von Schweitzer. —

Ein Prospect über das ganze Unternehmen, der dem ersten Heft beigegeben, ist auch durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Wer vor Erscheinen des vierten Hefts auf einen Band (8 Hefte) subscribirt, erhält Titel und ausführliche Register zu demselben mit dem achten Hefte gratis.

Augusti Wilhelmi Zumptii

COMMENTATIONUM EPIGRAPHICARUM

ad antiquitates Romanas pertinentium volumen.

Gr. 4. cart. Preis 5 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt:

I. Fastorum municipalium Campanorum fragmentum restitutum et explicatum.
II. De Quinquennalibus municipiorum et coloniarum.
III. De Quattuorviris municipalibus.
IV. De coloniis Romanorum militaribus libri quatuor.

ÜBER DIE URFORM EINIGER RHAPSODIEEN DER ILIAS

von

Dr. Eduard Cauer,
Privatdocent an der Universität zu Breslau.

Gr. 8. Geh. 10 Sgr.

DIE
UMBRISCHEN SPRACHDENKMÄLER.

Ein Versuch zur Deutung derselben

von

Dr. S. Th. Aufrecht u. **Dr. A. Kirchhof.**

Zwei Theile. Zusammen 77 Bogen hoch 4. Mit 10 lith. Tafeln. In einem Bande. Cart. 10 Thlr.

Gratis zu erhalten:

VERZEICHNISS SPRACHWISSENSCHAFLICHER WERKE
AUS DEM VERLAGE
VON
FERD. DÜMMLER'S BUCHHANDLUNG
IN
BERLIN.

FESTREDE,

AUF DER UNIVERSITÄT ZU BERLIN
am 15. October 1849 zur Geburtstagsfeier des Königs Friedrich Wilhelm IV.

gehalten von
AUGUST BÖCKH.

Gr. 4. Geh. 7½ Sgr.

ÜBER SCHULE, UNIVERSITÄT, ACADEMIE.

EINE IN DER ACADEMIE DER WISSENSCHAFTEN AM 8. NOVEMBER 1849 VON JACOB GRIMM GEHALTENE VORLESUNG.

40 S. Gr. 4. Geh. 15 Sgr.

ÜBER DAS VERBRENNEN DER LEICHEN.

EINE IN DER ACADEMIE DER WISSENSCHAFTEN AM 29. NOVEMBER 1849 VON JACOB GRIMM GEHALTENE VORLESUNG.

86 S. Gr. 4. Geh. 1 Thlr.

Beide abhandlungen besonders abgedruckt aus den abhandlungen der academie der wissenschaften.

DE

CAROLI THIMOTHEI ZUMPTII

VITA ET STUDIIS

NARRATIO

AUGUSTI WILHELMI ZUMPTII.

Accedunt Caroli Timothei orationes Latinä.

Mit C. G. Zumpt's Portrait in Stahlstich. Gr. 8. Geh.

(Unter der Presse.)

DR. **EDUARD MUNK,**

GESCHICHTE
DER
GRIECHISCHEN LITERATUR
FÜR
GYMNASIEN UND HÖHERE BILDUNGSANSTALTEN.

1. Band:
GESCHICHTE DER GRIECHISCHEN POESIE.
26¾ Bogen. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

2. Band:
GESCHICHTE DER GRIECHISCHEN PROSA.
43 Bog. 8. 2 Thlr. Beide Theile zusammen 3 Thlr.

Gratis zu erhalten:

VERZEICHNISS

VON

BÜCHERN AUS ALLEN FÄCHERN DES UNTERRICHTS

AUS DEM VERLAGE

VON

FERD. DÜMMLER'S BUCHHANDLUNG

IN

BERLIN.

VERHANDLUNGEN

DER ZWÖLFTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER

PHILOLOGEN, SCHULMÄNNER UND ORIENTALISTEN

IN

ERLANGEN

VOM 30. SEPTEMBER BIS 3. OCTOBER 1851.

MIT ZWEI LITHOGR. TAFELN.

ERLANGEN,
VERLAG VON THEODOR BLAESING.
1852.

I.

Revidirte Statuten

des

Vereins deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

---

§. 1.

Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a) das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es die Sprache und die Sachen mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§. 3.

In jenen Versammlungen finden Statt:

a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d) Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

1

§. 4.

Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§. 5.

Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen a) für die Behandlung pädagogisch-didactischer Gegenstände und b) Sectionsversammlungen der Orientalisten.

§. 6.

Dem Vereine steht ein Präsident vor (§. 3.). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.

§. 7.

Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiet die Versammlung statt finden soll.

Anm. Obige Fassung der Statuten ging aus den Beschlüssen der eilften Versammlung zu Berlin (s. Verhandl. S. 105 ff.) hervor, durch welche die ursprünglichen zu Göttingen d.d. 20. Sept. 1837 festgestellten Statuten abgeändert wurden.

II.

Frühere Bekanntmachungen.

Einladung.

Mit allerhöchster Genehmigung wird in diesem Jahr die Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in den Tagen vom **30**. September bis **3**. October einschliesslich dahier Statt finden, wozu die Unterzeichneten hiedurch ergebenst einladen. Anfragen und Anträge bitten wir an einen der Unterzeichneten zu richten; über Wohnungen wird Herr Gymnasialprofessor Dr. **Schäfer** dahier die gewünschte Auskunft geben.

Erlangen, den **22**. Juni **1851**.

Dr. **Döderlein**. Dr. **Nägelsbach**. Dr. **Hofmann**.

Ankündigung.

Die diessjährige oder zwölfte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten wird vom **30**. Sept. bis zum **3**. Oct. in Erlangen stattfinden. Nach den Statuten ist „jeder Philolog oder Schulmann, welcher durch bestandene Prüfung, durch ein öffentliches Amt oder durch literarische Leistungen dem Vereine die nöthige Garantie giebt, zur Mitgliedschaft berechtigt". Hiesige Gelehrte, welche als Mitglieder beitreten wollen, werden ersucht, sich Montags den **29**. Sept. zwischen **3—5** Uhr in dem Empfangsbureau, welches im südlichen Wartsaal des Bahnhofgebäudes eingerichtet ist, in das daselbst aufliegende Album einzuzeichnen und die Mitgliedskarte in Empfang zu nehmen.

Die erste Sitzung findet am **30**. Sept. früh um **9** Uhr in der Aula der Universität statt. Wer ohne selbst Mitglied zu sein den Sitzungen beizuwohnen wünscht, bedarf einer besonderen Eintrittskarte. Solche Karten können, in soweit der beschränkte Raum des Sitzungslocals es gestattet, bei Herrn Universitätspedell **Santerre** täglich von **1—3** Uhr in Empfang genommen werden.

Erlangen, den **26**. September **1851**.

Das Comité.

Döderlein. Nägelsbach. Hofmann. Delitzsch. Weinmann.
Wölfing. Schäfer. Schmidt. Cron. Schiller.

Dieses Comité, in welchem sich der zweite Bürgermeister **Weinmann** und Kaufmann **Wölfing** mit den philologischen Mitgliedern vereinigten, hatte sich auf Einladung des ersten Präsidenten gebildet, um das Präsiduum in der Besorgung der Vorbereitungen für die Versammlung zu unterstützen. Dasselbe übernahm auch unter freundlicher Beihilfe mehrerer Mitglieder der städtischen Collegien den Empfang der Ankommenden, wozu die königl. Bahnhofinspection in Nürnberg ein geräumiges Local in dem hiesigen Bahnhofgebäude eingeräumt hatte.

Jedem Mitglied wurde bei der Einzeichnung seines Namens ausser dem unten abgedruckten Programm über die Eintheilung der Versammlungstage folgende Schrift überreicht: Zur Begrüssung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten bei ihrer Ankunft in Erlangen am **30**. September **1851**. Inhalt: I. Duorum in Platonis Politico locorum emendationem proponit Dr. Christianus Cron, scholae latinae praeceptor. II. Schulrede des Studienrectors Dr. Ludwig Döderlein: über den Werth des äusseren Anstandes. III. Einige Beiträge zur Kritik des Vendidad von Dr. Friedrich Spiegel, Professor der orientalischen Sprachen.

Programm

für die

VERSAMMLUNG DER PHILOLOGEN, SCHULMÄNNER UND ORIENTALISTEN

in Erlangen.

Diejenigen Mitglieder, welche mit einem Bahnzuge ankommen, werden bei ihrem Aussteigen von eigenen durch das Comité bestellten Dienern in den zum Empfangsbureau eingerichteten Wartsaal geleitet, und daselbst ersucht, sich in das Album einzuzeichnen; sie erhalten hier ausser der Mitgliedskarte zugleich die gewünschte Auskunft über die schon bestellte oder erst zu wählende Wohnung, und hierauf einen Führer in dieselbe.

* * *

Für die einzelnen Tage ist folgende Anordnung getroffen:

Sonntag den **28**. September.

Abendversammlungsort: Local der Harmoniegesellschaft.

Montag den **29**. September.

Abendversammlungsort: Gasthof zur blauen Glocke.

Dienstag den **30**. September.

Erste, vorbereitende und allgemeine Sitzung, um 9 Uhr in der Universitätsaula.

Der Eintritt in den Sitzungssaal findet gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte statt, welche die Mitglieder ersucht werden jederzeit bei sich zu führen. Nichtmitglieder erhalten auf ihren Wunsch besondere Eintrittskarten, so weit es der beschränkte Raum gestatten wird.

Mittagsessen um 2 Uhr im Gasthof zum Wallfisch, das Gedeck zu 1 fl. 12 kr.
Die Mitglieder, welche sich bei diesem ersten und allgemeinen Diner betheiligen wollen, werden ersucht, sich wo möglich schon Abends zuvor in eine ihnen vorzulegende Liste einzuzeichnen.

Abends Theater um 6 Uhr, auf freundliche Veranstaltung der Stadt Erlangen.

Abendversammlungsort: Pratergarten.

Mittwoch den 1. October.

Zweite Sitzung um 9 Uhr, für die Philologen und Schulmänner in der Aula,
für die Orientalisten im Sitzungszimmer des Universitätssenates.

Ländliches Gabelfrühstück nach 12 Uhr im Welsischen Garten, laut der besonderen Einladung des Präsidiums.

Abendversammlungsort: Gasthof zum Wallfisch.

Donnerstag den 2. October.

Dritte Sitzung um 9 Uhr.

Mittagsessen um 2 Uhr im Gasthof zur blauen Glocke, das Gedeck zu 1 fl. 12 kr.

Abendversammlungsort: Local der Harmoniegesellschaft.

Freitag den 3. October.

Vierte oder Schluss-Sitzung um 9 Uhr.

* * *

Da vielleicht mehrere Mitglieder nach dem Schluss der Versammlung einen Besuch der interessereichen Stadt Nürnberg beabsichtigen, so wird die Sitzung schon um 11 Uhr geschlossen werden, um die Benützung des um 12 Uhr abgehenden Bahnzuges möglich zu machen. Doch ist die Anmeldung dieses Vorhabens schon Tags zuvor nöthig, damit das Comité für die erforderliche Zahl disponibler Waggons rechtzeitig Fürsorge tragen kann.

Erlangen, den 26. September 1851.

Das Präsidium der Versammlung.

Dr. Döderlein. Dr. Hofmann.

III.

Verzeichniss der Mitglieder.

1. Dr. Ludwig **Döderlein**, Professor in Erlangen, Präsident.
2. Dr. Karl Friedrich **Naegelsbach**, Professor in Erlangen, Vicepräsident.
3. Dr. **Hofmann**, Professor in Erlangen, Präsident des Orientalistenvereins.
4. Dr. **Delitzsch**, Professor in Erlangen, Vicepräsident des Orientalistenvereins.

5. Dr. Hassler, Professor aus Ulm.
6. Essig, Prof. aus Oehringen.
7. Ottenbacher, Repetent aus Schönthal.
8. Dr. Hans Conon von der Gabelentz, geh. Rath aus Poschwitz bei Altenburg.
9. Dr. Schiller, Studienlehrer a. Erlangen.
10. Dr. Stähelin, Prof. theol. aus Basel.
11. Lotzbeck, Prof. aus Bayreuth.
12. Spiegel, Prof. aus Erlangen.
13. Dr. Schmidt, Studienlehrer a. Erlangen.
14. Kern, Christian, Subrector u. Pfarradjunct aus Uffenheim.
15. Dr. Cron, Studienlehrer aus Erlangen.
16. Dr. Pfaff, Siegfried, Studienlehrer aus Schweinfurt.
17. Pfaff, Hans, Rector der Gewerbschule in Nördlingen.
18. Zimmermann, Prof. aus Erlangen.
19. Dr. Hartung, Gymnasialdirector aus Schleusingen.
20. Buhler, Studienlehrer a. Oettingen.
21. Dr. Leutbecher, Vorstand einer Erziehungsanstalt, aus Erlangen.
22. Dr. Wiese, L., Prof. am Joachimsthalgymnasium zu Berlin.
23. Wüstemann, Ernst Fr., Prof. a. Gotha.
24. Schneidewin, F. V., Prof. a. Göttingen.
25. Dr. Schäfer, Prof. aus Erlangen.
26. Dr. Roth, Rudolph, Prof. aus Tübingen.
27. Dr. Bippart H., Prof. aus Jena.
28. Dr. Fleischer, H. L., Prof. aus Leipzig.
29. Dr. Dieterici, Fr., Prof. aus Berlin.
30. Gericke, Gymnasiallehrer aus Torgau.
31. Köstlin, Rector aus Nürtingen.
32. Rott, Studienlehrer aus Eichstädt.
33. Meyer, Inspector am Colleg. St. Anna zu Augsburg.
34. Graf Jenison Walworth aus München.
35. Sartorius, Studienlehrer aus Hof.
36. Dr. Friedreich, Prof. u. Stadtgerichtsarzt aus Erlangen.
37. Dr. Lechner, Studienrector aus Hof.
38. Lechner, M., Candidat der Philologie aus Hof.
39. Grossmann, Grg., Gymnasial-Assistent aus Bayreuth.
40. Dr. Nägelsbach, Eduard, Repetent u. Privatdocent aus Erlangen.
41. Dr. Glasser, Heinrich, Prof. a. Erlangen.
42. Dr. Rost, Oberschulrath aus Gotha.
43. Dr. Ruckdeschel, Studienlehrer aus Wunsiedel.
44. Dr. Henneberger, Prof. a. Meiningen.
45. Unger, G. Fr., Cand. phil. a. Bayreuth.
46. Beitelrock, Studienrector u. Prof. aus Dillingen.

47. Dr. Mezger, Studienrector a. Augsburg.
48. Mezger, M., Cand. phil. aus Augsburg.
49. Seitz, Inspector am Collegium St. Anna in Augsburg.
50. Dr. Thomasius, Prof. aus Erlangen.
51. Dr. Höfling, Prorector und Prof. aus Erlangen.
52. Zillober, Matth., Gymnasial-Professor aus Augsburg.
53. Wocher, Rector u. Prof. aus Ehingen.
54. Lochner, Studienrector aus Nürnberg.
55. Rauch, M., Prof. aus Augsburg.
56. Mertl, O. S. B., Gymnasial-Prof. aus Augsburg.
57. Böckh, geh. Reg.-Rath u. Prof. a. Berlin.
58. Dr. Rücker, Prof. aus Erlangen.
59. Dr. Eckstein, Gymnasialdirector a. Halle.
60. Oppenrieder, Fr., Studienlehrer aus Augsburg.
61. Neger, G., Lehrer d. höh. Bürgerschule in Perleberg.
62. Dirschedl, Studienrector aus Passau.
63. Stier, Cand. phil. aus Neapel.
64. Kindler, Pfarrer aus Nürnberg.
65. Port, Pfarrer u. Vorsteher ein. Erziehungs-Institutes aus Nürnberg.
66. Kelber, Pfarrer aus Uttenreuth.
67. Dr. Bayer, Studienlehrer und Landtagsabgeordneter aus Erlangen.
68. Dr. Schelling, Prof. aus Erlangen.
69. Dr. Schmidtmüller, pens. Militärarzt I. Cl. d. k. niederl. Armee in Ostindien aus Erlangen.
70. Dr. v. Raumer, Rudolph, Prof. a. Erlangen.
71. Luthardt, Repetent aus Erlangen.
72. Dr. Schmid, Prof. aus Erlangen.
73. Hansen, Pastor aus Schleswig.
74. Fuhrmann, Stadtpfarrer aus Erlangen.
75. Dr. v. Scheurl, Prof. aus Erlangen.
76. Adler, G. B., Decan und Districtsschulinspector aus Gräfenberg.
77. Aschenbrenner, pens. Lyceal-Prof.
78. Dr. Irmischer, II. Pfarrer u. II. Univ.-Bibliothekar aus Erlangen.
79. Dr. Schmidtlein, Prof. aus Erlangen.
80. Sommer, Friedrich, Subrector a. Weissenburg.
81. Doignon, Wilh., Conrector a. Weissenburg.
82. Dr. Heyder, Prof. aus Erlangen.
83. Hess, Studienlehrer aus Wunsiedel.
84. Dr. Renaud, Pfarrer aus Erlangen.
85. Göbel, Pfarrer aus Erlangen.
86. Dr. Bomhard, Schulrath a. Ansbach.
87. Schaad, Prof. aus Bamberg.
88. Ruith, Studienrector aus Münnerstadt.
89. Horst, Prof. aus Bamberg.
90. Dr. Enderlein, Prof. aus Schweinfurt.
91. Dr. Oelschläger, Studienrector aus Schweinfurt.
92. Dr. Gutenäcker, Studienrector aus Bamberg.
93. Leitschuh, Prof. aus Bamberg.
94. Dr. v. Jan, Prof. aus Schweinfurt.
95. Buchert, Prof. aus Bamberg.
96. Kober, Studienlehrer aus Bamberg.
97. Schrepfer, Assistent aus Bamberg.
98. Linsmayer, Assistent aus Bamberg.
99. Lahmeyer, Doctor aus Hannover.
100. Brock, Doctor aus Hannover.
101. Lange, L., Doctor aus Göttingen.
102. Dr. Wittmann, Prof. aus Schweinfurt.
103. Dr. Grotefend, Subconrector am Lyceum zu Hannover.
104. Geffers, Director des Gymnasiums zu Göttingen.
105. Ahrens, Director des Lyceums zu Hannover.
106. Dr. Krüger, Director des Obergymnasiums zu Braunschweig.
107. Bäumlein, Ephorus des theol. Seminars in Maulbronn.
108. Zink, Studienlehrer aus Schweinfurt.
109. Hartmann, Verweser a. Schweinfurt.
110. Dr. Meyer, Prof. aus Nürnberg.
111. Weyh, Prof. aus Regensburg.
112. Dr. Gerlach, Prof. aus Basel.
113. Dr. Prantl, Prof. aus München.

114. Bacher, Cand. phil. aus München.
115. Dr. Spengel, Prof. aus München.
116. Dr. Thiersch, Hofrath und Prof. aus München.
117. Dr. Weber, Prof. aus Berlin.
118. Dr. Wachsmuth, Prof. aus Leipzig.
119. Dr. Anger, Prof. aus Leipzig.
120. Hegmann, Studienlehrer a. Würzburg.
121. Ahrens, Prof. aus Coburg.
122. Jessen, Collaborator aus Kiel.
123. Dr. Bergmann, Prof. aus Luckau.
124. Dr. Arnold, Prof. aus Halle.
125. Göttling, Prof. aus Jena.
126. Ritter, Schulrath aus Dessau.
127. Vater, Prof. aus Kasan.
128. Mayring, Studienlehrer aus Bamberg.
129. Rein, Prof. aus Eisenach.
130. Dr. Endler, Prof. aus Nürnberg.
131. Fischer, Prof. aus Nürnberg.
132. Held, Studienrector aus Baireuth.
133. Dr. Barth, geh. Rath. aus Erlangen.
134. Wild, Studienlehrer aus Nürnberg.
135. Hartwig, Studienlehrer aus Nürnberg.
136. Herold, Prof. aus Nürnberg.
137. Krafft, Gymnasialassistent a. Nürnberg.
138. Sixt, Pfarrer, d. z. zu Nürnberg.
139. Hoffmann, Studienlehrer aus Nürnberg.
140. Dr. Wüstenfeld, Prof. aus Göttingen.
141. Dr. Wölffel, Studienlehrer a. Nürnberg.
142. Dr. Ebrard, Prof. aus Erlangen.
143. Dietlen, Pfarrer aus Baiersdorf.
144. Ladewig, Prof. aus Neustrelitz.
145. Dr. Marquardt, Prof. aus Danzig.
146. Dr. Pözl, Prof. aus München.
147. Dr. Firnhaber, Prof. aus Wiesbaden.
148. Dilthey, Schulinspector u. Kirchenrath aus Biberich.
149. Dr. Keil, Privatdocent aus Halle.
150. Auer, k. k. österr. Reg. Rath u. Director d. k. k. Hof- u. Staatsdruckerei a. Wien.
151. Dr. Roth, Oberstudienrath a. Stuttgart.
152. Halm, Rector aus München.
153. Beilhack, Prof. aus München.
154. Steininger, Prof. aus München.
155. Fleckeisen, Gymnasiall. a. Weilburg.
156. Weissgärber, Studienl. aus Dillingen.
157. Stanko, Conrector aus München.
158. Lauth, Studienlehrer aus München.
159. Hektor, Privatgelehrter aus Nürnberg.
160. Dr. Schreiber, Studienl. a. Ansbach.
161. Döderlein, Wilh., Gymnasial-Assistent aus Speyer.
162. Spiess, Prorector aus Wiesbaden.
163. Steger, Pfarrer aus Nürnberg.
164. Dr. Lommatzsch, Prof. u. Director am k. Prediger-Seminar zu Wittenberg.
165. Sand, Inspector am k. Alumneum zu Ansbach.
166. Dr. Sausse, Prorector aus Guben.
167. Dausend, Prof. aus München.
168. Geyer, Prof. aus Speyer.
169. C. Trebitz, Inspector d. Rettungshauses in Puckenhof bei Erlangen.
170. Dr. Hess, Pfarrer aus Gründlach.
171. Schiller, Pfarrverweser a. Hersbruck.
172. Dr. Höfler, Regierungsr. u. Archivar aus Bamberg.
173. Dr. Martinet, Prof. aus Bamberg.
174. Dr. Zeuss, Prof. aus Bamberg.
175. Dr. Krinninger, Assistent a. Bamberg.
176. Bursian, Doctor aus Leipzig.
177. Dr. Forchhammer, Prof. aus Kiel.
178. Hiller, Studienlehrer aus Würzburg.
179. Dr. Münscher, Gymnasialdirector aus Hersfeld.
180. Karl v. Raumer, Prof. aus Erlangen.

IV.

Protocolle der allgemeinen Sitzungen.

Erste, vorbereitende Sitzung.

Erlangen, den 30. Sept. 1851.

Die 12. Versammlung der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten wurde in Gegenwart der königlichen und städtischen Behörden, sowie zahlreicher Einwohner, Studierender und Frauen in der von der Universität mit entgegenkommender Bereitwilligkeit überlassenen akademischen Aula um 9 Uhr Vormittags mit folgender Rede des zu Berlin erwählten ersten Präsidenten, Professor Dr. **Döderlein**, eröffnet.

Meine Herren!

Seien Sie in Erlangens Mauern auf das herzlichste willkommen! Diesen Gruss, der Ihnen von vielen Seiten durch Wort und Händedruck entgegenkam, darf ich kraft des Ehrenamtes, zu dem mich Ihr Vertrauen berief, hier öffentlich wiederholen: im Namen Erlangens für alle, die in seine Thore eingezogen; im Namen Frankens für die Gäste, die aus den übrigen Theilen unseres engeren Vaterlandes zu uns kamen, um die Bande, die uns als Unterthanen und Diener Eines Königs längst umschlangen, durch persönlichen Verkehr noch enger zu knüpfen; im Namen Bayerns für Sie, die das theure grosse Vaterland vom Norden und vom Süden, vom Rhein und von der Donau uns zuführte, zum Zeugniss, dass über seiner zerrissenen Erde doch noch ein einigender Geist schwebt und lebt und belebt; endlich im Namen unserer Wissenschaft und Kunst für alle, die hier versammelt sind. Sie tragen verschiedene Titel, als Philologen, als Schulmänner, als Orientalisten, aber folgen insgesamt der gleichen Fahne, mit der Aufschrift: Pflege ächter Menschlichkeit, und wollen ihr Achtung schaffen und Siege erringen.

Als Sie im vorigen Jahr, umgeben von der Pracht der preussischen Königsstadt, das einfache Erlangen zum diessjährigen Versammlungsort erwählten, hab ich nicht verhelt, was hier Sie erwarte. Keine grosse Vergangenheit, deren Bild Ihr Gemüth höher stimmen könnte, keine Namen und Gräber von Heroen unserer Wissenschaft, deren Geister ich heraufbeschwören könnte uns zu umschweben, keine Denkmäler der alten, keine Kunstschäze der neuen Zeit, deren heiterer Genuss mit der ernsten Arbeit wechseln könnte.

Wie gern würde ich meinen ersten Gruss nach dem Beispiel manches Vorgängers mit solchen Erinnerungen und Eröffnungen schmücken! Und dennoch, hoffe ich, soll die Wahl Erlangens Sie nicht gereuen! Was wir überall fanden, freundlichen Empfang, haben Sie

auch bei uns nicht vermisst; auch der fernere Verkehr wird dem ersten Empfang entsprechen; die Umgebungen dürften Ihnen mehr Reize enthüllen als Sie erwarten; selbst das Bewusstsein, uns hier in Deutschlands Mittelpunkt zu sehn, der eine Rundschau auf unser theures Vaterland gestattet, kann wohlthuende Gefühle wecken. Und was Erlangen selbst nicht bieten kann, das bieten Ihnen um so reichlicher die altehrwürdigen Nachbarstädte Nürnberg und Bamberg. Vor allem aber finden Sie hier das, wornach Sie sich anderwärts oft inmitten der herrlichsten Genüsse und der zuvorkommendsten Freundlichkeit von Herzen sehnten — Ruhe, und die Möglichkeit zusammen und versammelt zu bleiben mit gesammeltem Geist und Gemüth; die Möglichkeit für jeden, etwaige Erholung und Zerstreuung nach eigener Wahl suchen zu können, ohne die Nothwendigkeit sie von sich abwehren zu müssen. Ja, wenn Sie hier mehr als anderwärts sich selbst überlassen bleiben, so will das als Achtung vor Ihrer Freiheit und nicht als Mangel an Aufmerksamkeit gedeutet sein, einem Wunsche gemäss, den die achtungswerthesten Mitglieder unseres Vereines vielfach laut machten, oft vergebens, für dieses Jahr aber mit unzweifelhaftem Erfolg.

Soll ich dieser einfachen Begrüssung nach dem Beispiel meiner Vorgänger noch einige Worte allgemeineren Inhalts beifügen, zur Weihe der beginnenden Arbeiten, was liegt da dem Philologen, der zu Philologen spricht, näher als von der Philologie und ihrem Verhältniss zur Zeit zu sprechen? Ich werd' es thun, meine Herren, nicht zu Ihrer Belehrung, sondern um der Wissenschaft, der wir dienen, die Ehre zu geben die sie verdient. Nichts neues, meine Herren! Wer vermöchte das, nach dem vielen, und vor Ihnen! Allein wie kein Athener je satt wurde, bei jeder Festversammlung die Heldenthaten und das Lob seiner theuren Ahnen von neuem zu hören, so mag auch Ihr Gemüth in dieser Stunde sich eines alten Lieds erfreuen, wie in andern Stunden eine neue Entdeckung Ihren Geist fesselt. Selbst nuzlos ist eine solche Wiederholung nicht; denn so lange Irrthum und Lüge nicht müde werden, sich ewig zu wiederholen, so lange muss auch die Wahrheit dasselbe thun, zu ihrer Gegenwehr und Selbsterhaltung.

Wir können uns nicht verhelen, dass in unsern Tagen mehr als sonst ein Missverhältniss besteht zwischen dem Werth der klassischen Studien und ihrer Werthschäzung, als ob es sich rächete, dass sie einen alten bescheideneren Namen, den der Humanitätsstudien, aufgegeben und den anspruchsvolleren Titel der klassischen Studien angenommen haben.

Ich spreche keineswegs von jener Menge, die, ohne unsere Studien aus eigener Erfahrung zu kennen, von ihrem Standpunkt aus eine Art Recht besizt, das zu missachten und zu hassen, was theils ausserhalb ihres Gesichtskreises liegt, theils ihren Lebenszwecken hindernd oder feindlich entgegentritt; denn zwischen dem Nüzlichen und dem Schönen herrscht, seitdem die Welt steht, ein ehrenwerther Kampf, durch den die Welt besteht. Allein schlimmer ists, wenn wir im eigenen Lager laue Freunde und geheime Feinde zählen. Und doch ist dem so, wenn selbst die Zöglinge dieser Studien so vielfach ihrer Amme spotten.

Oder wäre es eine Täuschung, dass die Jugend, der sie als Bildungsmittel geboten werden, sich ihre Wohlthaten lieber aufdringen lässt als freudig nach ihnen greift? dass das reife Alter sie meist als eine überstandene Arbeit bei Seite legt, als einen überwundenen Standpunkt verlässt? dass in Vergleich mit dem Sonst so selten ein Greis aus dem Gewühl des Lebens sich in den stillen Hain des klassischen Alterthums zurückzieht, und mit den

unsterblichen Geistern die ihn bewohnen in beruhigendem Verkehr lebt? dass selbst die Lenker der Staaten vielfach sie theils nur bestehen lassen wie ein altes Herkommen, dessen gänzlicher Untergang manches andere Bestehende mit sich in seinen Sturz ziehen möchte, theils mit Bewusstsein schüzen und pflegen, aber ohne eigene aufrichtige Verehrung und Liebe, blos im Gefühl der eigenen Ohnmacht, ein Bildungsmittel von gleicher Wirksamkeit an ihre Stelle zu sezen?

An geistreichen Vertheidigern und begeisterten Lobrednern hat es der Philologie sicher nicht gefehlt; französische und englische Staatsmänner, schwedische und dänische Bischöfe, deutsche Philosophen und Dichter — um von den Zunftgenossen zu schweigen — haben ihre Stimme erhoben, um die offenen Feinde zu versöhnen oder zu bekämpfen, die erloschene Theilnahme wieder anzufachen, die öffentliche Meinung für sie zu gewinnen, und noch tönen in unsern Ohren die inhaltsreichen Worte, mit denen unsere vorjährige Versammlung eröffnet wurde.

Allein Worte und Reden haben in unserer Zeit die Kraft verloren die Andersdenkenden zu bekehren; jeder will nur das hören und lesen, was seinen schon gehegten Glauben bestätigt.

Diese unerfreulichen Vorerinnerungen scheinen Ihnen vielleicht Missklänge, wenig geeignet zu einer ersten Begrüssung! Mit vollem Rechte, wenn unsere Zusammenkunft blos Freudentage feiern wollte. Erkennen wir aber in dem Wohl unserer Wissenschaft, in ihrer Erweiterung und Vervollkommnung, in der Förderung ihres wohlthätigen Einflusses auf das Leben, mithin in einer ernsten Aufgabe den Hauptzweck unseres Vereins, dann dürfen wir es nicht scheuen, auch das Unerfreuliche aufzusuchen und dem Feind ins Angesicht zu blicken.

Und Muth oder Trost gegenüber jenen Anfeindungen darf nicht ich Ihnen einsprechen. Unsere Sache steht fest genug, kann, einer starken Regierungsgewalt vergleichbar, den offenen Angriff wie die stille Unzufriedenheit ertragen.

Als Athens Bürgerschaft die Unbequemlichkeiten des Krieges, den sie auf Pericles Rath begonnen, zu empfinden begann, da zürnten sie ihrem Rathgeber und belegten ihn mit Strafe, aber wählten ihn gleichzeitig von neuem zu ihrem Berather und Leiter.

Es ist ein wohlthätiges Gefühl, zahlreiche Freunde zu zählen und ausgebreitete Beliebtheit zu geniessen, und durch diese Mittel Macht zu üben, aber ein grosses, stolzes Gefühl ist es, sich unbeliebt und dennoch unentbehrlich zu wissen.

Nun, meine Herrn! den Humanismus nenne ich das Gegenbild jenes missliebigen Leiters Pericles. Schon über ein Jahrhundert dauern ununterbrochen die Klagen und Anklagen, erst in Frankreich, dann in Deutschland, nun auch in England erhoben; es würde die Machthaber ein einziges Machtwort kosten, so stürzte unter dem augenblicklichen Beifallsruf, nicht blos einer rohen Menge, das alte Gebäude zusammen. Nun lassen Sie mich fragen: Warum hat noch kein Fürst das Todesurtheil des Humanismus unterschrieben? Was verzögert den Untergang dieser „untergehenden Sonne,“ den Tod dieser „abgelebten Schönheit,“ die Abdankung dieser „ausgedienten Kunst“, und wie die schmeichelhaften Ehrennamen weiter lauten mögen? Was schüzt ihn in Mitten aller Lauheit und Missachtung, in Mitten alles Spottes, Hohnes und Hasses? Gewiss, ein unbegreifliches Wunder oder — ein Gefühl seiner Unentbehrlichkeit, das sich neben aller Verblendung über seinen Werth dennoch nicht bewältigen lässt.

Eine innige Achtung vor der Vergangenheit überhaupt lässt sich mit Billigkeit nur auf zwei Stufen der menschlichen Bildung als Pflicht fordern, von der patriarchalischen Unschuld, die kindlich-dankbar ihr Gemüth von ihr so wenig trennen kann als vom Grab der Mutter, und dann erst wieder von der höchsten Bildung des Geistes und Gemüths, welche das Ganze der Welt und der Geschichte nicht zu zerstückeln und zu verstümmeln vermag. Für jene Mittelstufe, auf welcher der praktische industrielle Weltverstand den Ton angibt, ist es ich möchte sagen natürlich, in der Vorzeit nichts als ein todtes Grab zu sehn, aus dessen Moder höchstens eine liebliche Blume hervorspriesst, die zum Zeitvertreib und zum Puze dient. Doch die Vorsehung lässt die grosse Vergangenheit nicht vergehn! Mögen hundert Omars erscheinen und gegen unsere Bibliotheken einen siegreichen Vernichtungskampf führen — die Bücher sind brennbar, das Bewusstsein der Menschheit ist unverbrennlich und spottet aller Autodafes, die gegen die Erbschaften der grossen Culturvölker wüthen können. Das Aechte ist der Nachwelt unverloren geblieben, während die eiteln Jahrtausende der Eskimos und der Botokuden wie blose Scheinbilder in Nichts zerflossen und verschwunden sind. Wie der Menschengeist ewig und die Thierseele vergänglich ist, so gibt es auch sterbliche und unsterbliche Jahrhunderte und Menschengeschlechter.

Allein dies alles begründet nicht jene Unentbehrlichkeit, deren Anerkennung unsere Sache aufrecht erhält, wohl aber das dunkle auf Erfahrung gegründete, durch Anschauung genährte Gefühl, wie nicht blos unsere höhere Bildung, sondern das ganze europäische Leben mit den altklassischen Lebensansichten verwachsen ist. Frankreich, England, Deutschland gehen jedes seinen eigenen Weg geistiger Entwickelung unaufhaltsam vorwärts, und theilen durch Harmonie und durch Conflict sich wechselseitig und dem übrigen Europa die gewonnenen Früchte mit; aber ihre Schulen sind von den altrömischen Klassikern erobert wie vom alten Rom einst die Welt. Wenn die Jugend von Millionen Ciceros und Horazens Denkweise kennen lernt, freiwillig oder widerstrebend, von Lissabon bis Petersburg, von Neapel bis Edinburg, in Wien wie in Berlin trotz aller Verschiedenheiten und Abneigungen, die diese Pole und ihre Bewohner in Folge ihres Glaubens, ihres Volksthums, ihrer staatlichen Stellung auseinanderhalten ober befeinden, so kann bei der verschiedensten Methode und bei den verschiedensten Gemüthern doch eine ähnliche Wirkung nicht ausbleiben. Diese Jugendstudien drücken einen gemeinschaftlichen Characterzug auf, den kein späteres Vergessen oder Verachten oder Verwerfen je mehr vertilgen kann, und werden für die europäische Menschheit zu dem, was die Muttersprache für das einzelne Land ist, zu einem Sinnbild geistiger Verwandtschaft.

Und wie manch anderes Gefühl wirkt hier noch mit, ohne sich zum klaren Bewusstsein zu gestalten! Wir bedürfen des klassischen Alterthums um unsere Neuzeit zu verjüngen. Denn wir sind eigentlich die Alten und müssen uns auffrischen durch den Umgang mit jenen jugendlichen und ewig jungen Geistern, die wir die Alten zu nennen gewohnt sind.

Und möchte doch jeder Stand und jedes Alter Einsicht, Willen und Kraft haben, die Gebrechen unseres modernen Lebens zu heilen durch Nachahmung jenes glückseligen Volkes, das wie keines in der Weltgeschichte die grosse Aufgabe gelöst hat, Geist und Bildung mit Natur und Einfachheit zu versöhnen und zu paaren.

Wir werden so wenig als unser Dichter im Ernste die Götter Griechenlands zurückwünschen, werden keine Versuche machen, der Natur zum Troz unsere ungestalten Dächer durch zierliche flache zu ersezen oder unsere künstliche Männerkleidung mit ihren sechserlei

Hüllen zu vertauschen gegen die leichte schöne Tracht des Atheners, der mit Einem Kleidungsstück vollständig und anständig angethan war. Wenn das alte Leben in hundert Seiten vom neuen Europa überwunden, überboten ist, so können wir andere tausend Seiten des Alterthums nur bewundern oder beneiden, unfähig sie wieder ins Leben zu rufen, und aber hundert vermögen wir mit thätigem Wetteifer auch nachzuahmen — wenn wir wollen. Beneidenswerthes Jahrhundert, in welchem das öffentliche Leben noch keine durch die Sitte geheiligten Widersprüche und Lügen kannte, wo noch keine Verirrung der Höflichkeit das wahre Du in ein erlogenes Sie umwandelte, und noch nicht der freie Mann den freien Mann seinen Herrn nannte, wo noch keine Schmeichelei den Fürsten mit göttlicheren Ehrennamen ehrte als die Götter selbst und so das Wahrheitsgefühl abstumpfte, und es gewöhnte tagtäglich die Sprache und das eigne Wort Lügen zu strafen! wo die geistigsten Güter der Menschheit noch blos im Glanz ihrer Schönheit prangten und nur aufrichtige Verehrer anlockten, ohne blos den Weg zu angstvollen Staatsprüfungen und kümmerlichen oder prunkvollen Anstellungen bahnen zu sollen! wo noch kein unnatürlicher Zwiespalt zwischen Sitte und Sittlichkeit herrschte, noch nicht Sitte und Ehre ein Duell forderte, während es gleichzeitig von der Sittlichkeit verboten, von der Religion verdammt, vom Gesez bestraft wird!

Um diese Wahrheit im öffentlichen Leben und um seinen Einklang mit sich selbst lässt sich jenes Alterthum nur beneiden, mit jenem unschädlichen, edlen Neid, der ein Bruder oder ein Kind der Bewunderung und nicht der Selbstsucht ist, und obschon hoffnungslos doch das Gemüth erhebt und veredelt.

Aber hundert anderes ist uns ein Vorbild zur wirklichen Nachahmung, ohne dass die geänderten Verhältnisse der Nachahmung entgegen treten. Galten die Alterthumsstudien vor vier Jahrhunderten als Mittel gegen die Barbarei, so dienen sie jetzt als das einzige Gegengift gegen die Verbildung, die zum Ueberdruss an der wahren Bildung führt, und auf diesem Weg mit der Rückkehr zur Rohheit als zu einem Naturzustand droht. Wollten unsere Knaben zurückkehren zu dem schönen und naturwüchsigen Jugendleben der griechischen Knaben, zu ihren Spielen und Erholungen, die fern von Altklugheit und Weichlichkeit und Rohheit, nur der Musik und der Gymnastik verwandt waren! Dass fromme Knaben Steine und Siegel sammelten, Käfer und Schmetterlinge fingen und spiessten, dass die kräftigere, lebhaftere, unbändigere Jugend ihre Kraft darin zeigte, verstohlen oder öffentlich die Erholungen und Genüsse der Erwachsenen vorweg zu kosten, im Wirthshaus, am Zechtisch, beim Glücksspiel, davon weiss die Geschichte nichts zu erzählen. Eine solche Umkehrung der Natur kam weder den Kindern noch den Eltern in den Sinn. Jedes Alter wollte sein und scheinen, was es war, und fühlte sich wohl dabei.

Und wenn wir Männer von den Alten lernen wollten! wenn auch nicht Sittlichkeit und Tugenden, wenn auch nicht Vaterlandsliebe und Schönheitssinn, doch wenigstens irdische Klugheit und die Kunst der Glückseligkeit, um unser vielfach verkümmertes Leben zu schmücken, zu erheitern, vom Philisterthume zu befreien, durch die Rückkehr zur Wahrheit und Einfalt und Natur. Denn kein Weg zur Natur ist unersteigbar und verschlossen, nur verwachsen ist mancher durch Unkraut und Dornen, die der thatkräftigen Erkenntniss weichen. Verliert ihr gar das Vorbild aus dem Auge, so erstirbt mit diesem Andenken auch der Glaube an die Möglichkeit eines natürlicheren Daseins und die Sehnsucht nach der Rückkehr zu einem solchen Leben.

Selbst die Staatskunst, was könnte sie dem Alterthum ablernen, nachthun und dann

zu danken haben! Die macedonische Kunst der Schlauheit und der Hinterlist, die an die Stelle von Athens ehrlich eingestandenen und kräftig verfolgten Herrschgelüsten trat, und die sich jezt gern allein Staatskunst nennt — sie ist bis ins staunenswerthe fortgebildet; aber verloren, aufgegeben, niedergedrückt ist jener Geist, der die alten Staatslenker durchdrang und sie in dem Staat, in der Monarchie wie in der Republik, einen lebendigen Organismus, bedingt durch die Lebensfähigkeit seiner Glieder, sehen liess, nicht eine künstliche Maschine, die Ein kräftiger Arm mit geschickten Helfern in Bewegung erhalten könne. Wollte unsere Staatsweisheit zu dieser Ansicht und Kunst zurückkehren und der Allmacht ihrer Verwaltung misstrauen, und auf die Macht der Gesinnung bauen — das wäre ein Rückschritt, der uns vorwärts brächte.

Scheint es doch, als liege mir aller Segen der Alterthumskunde in ihrem streng geschichtlichen Theil, weil ich von dem alten Sprachstudium schweige. Das sei ferne! Was ich hier sprach, sollte nur an den Gewinn erinnern, nicht den unsere Geistesbildung, sondern den unser Leben aus ihr ziehen kann. Zur Wahrung meines philologischen Glaubens möchte ich einen bekannten Ruf umgestaltet auf unsere Sache übertragen: Ja, alles für den Geist des Alterthums, aber alles durch die Sprachen desselben Alterthums.

So dürfen wir denn guten Muth behalten, oder falls der oft gehörte Ruf, dass die Philologie sich überlebt habe, irgendwo Eindruck gemacht haben sollte, neuen Muth fassen.

Göthe, fast am Ziel seiner erfahrungsreichen Laufbahn, bekannte sich zu dem Wunsch, dass die klassische Literatur fortan die Grundlage aller höheren Bildung bleiben möge. Das gesammte Deutschland, das diesen grossen Mann ehrt, wird auch dieses Wort als einen Theil seines lezten Willens in Ehren halten.

Aber lassen Sie uns diese Zusammenkunft eben so wie die früheren auch zu ernster Untersuchung benüzen, was wir alle, und besonders wir Schulmänner, was wir denn thun können, um jener Lauheit und Missachtung entgegenzuarbeiten, wenn Lobreden und Vertheidigungen kein Ohr finden, wenn das immer reinere Licht, mit welchem grosse Geister das Alterthum erleuchten, nicht zugleich auch ringsum Wärme verbreitet, wenn aller Ernst und Eifer, mit welchem wir diese Studien der Jugend nahe zu bringen suchen, die erwünschten Früchte nicht trägt.

Diese Untersuchung bleibe den traulichen Besprechungen in enger geschlossenen Kreisen vorbehalten. Statt diesen hier vorzugreifen, wage ich es nur zwei Worte gleichsam in Ihre Mitte zu werfen, Ihrem Urtheil anheimstellend, ob Sie dieselben entweder wie eine unreife Frucht liegen lassen, oder ihnen wie alten oft gesehenen Bekannten freundlich zunicken und dann stillschweigend vorübergehn, oder endlich sie wie einen Fehdehandschuh aufheben wollen, mit dem Vorsaz, weiter darüber zu sprechen, Rechenschaft zu verlangen, auf Widerruf zu dringen, oder freundliche Ausgleichung zu versuchen.

Sollen die alten Sprachen dem Gemüth des Knabenalters wieder näher kommen und Gegenstand seines freien und freisinnigen Interesses werden, so müssen diese Sprachen ihm in den ersten Stadien ihrer Erlernung in Gestalt einer Kunst und nicht einer Wissenschaft entgegentreten. Denn die naturwüchsige Jugend fühlt vor allem Können wie vor jeder Kraft eine angeborne Hochachtung, während sie das blose Wissen wie blosen Reichthum geringschätzt und bei ihres Gleichen als unnatürliche Altklugkeit belächelt oder verlacht. Diesem naturgemässen Gefühl und unaustilgbaren Vorurtheil ist Rechnung zu tragen.

Und sollen die grossen Alten dem Jüngling wieder lieber werden, so müssen wir nach

dem Beispiel gebildeter Nachbarvölker den Dilettantismus höher achten lernen. Kein Wort, welches Liebe bedeutet, sollte einen so übeln Nebenbegriff enthalten! Wieviel tiefer würde der klassische Unterricht in das Leben eingreifen, wenn der rastlose Forscher und tiefe Kenner des Alterthums immer zugleich auch sein warmer Liebhaber wäre, selbst auf die Gefahr einer blinden Bewunderung hin! Ich wenigstens glaube an die Möglichkeit, eine solche Vorliebe mit aller Anerkennung der Neuzeit, mit allen Ansprüchen des Nationalgefühls, mit dem ernstesten Christensinn zu vereinigen. Der philologische Schulmann aber bedarf eines warmen Gefühls der Liebe zu den grossen Alten neben dem klaren Bewusstsein von ihrem Werth in doppeltem Maass. Es ist eine Wohlthat für den Unterricht, dass sie neben ihren Schönheiten auch eben so viel Schwierigkeiten enthalten. Aber die Lösung dieser Schwierigkeiten, welche zwar zu reizen, zu fesseln, zu kräftigen, aber nicht zu wärmen vermögen, darf nicht als einziger oder höchster Zweck erscheinen. Da gilts nun, jenen edlen Geist der Gründlichkeit, der in Deutschland heimisch ist, zu unterscheiden von manchem leeren Phantom und von manchem unheimlichen Gespenst, das unter dem gleichen Namen und in ähnlicher Gestalt in dem nämlichen Deutschland umherwandelt, spukt und quält. Ist es einerseits eine geistige Barbarei und Stumpfsinn, das Wissen um sein selbst willen werthlos, und die Gelehrsamkeit, wenn sie keinerlei Frucht bringt als eben die Wahrheit, vornehmen Müssiggang zu nennen, so ist es andererseits sittliche Barbarei und Grausamkeit, der Jugend ein Wissen aufzudringen, das weder geradenwegs noch auf Umwegen zur Geistes- und Gemüthsbildung führt, das den wahrhaft bildenden Elementen der klassischen Studien theils den Weg versperrt und die Zeit raubt, theils von seinem Schulstaub mittheilt und ihrem Reize Abbruch thut.

Zu diesem Zwecke wollen wir alle hier zusammenwirken, meine Herrn, und uns einander Handreichung thun; die Philologen, indem sie die Höhen und die Tiefen des grossen Alterthums aufschliessen, seine weiten Räume wie seine verborgenen Winkel erleuchten; die Orientalisten, indem sie der klassischen Philologie, wo ihr der Faden abreisst und auf ein leztes Woher? die Antwort fehlt, freundlich die Hand bieten, den Weg zu den Quellen der europäischen Menschheit zeigen, und für Räthsel, an deren Lösung der klare Westen verzweifeln muss, aus dem geheimnissvollen Osten den Zauberschlüssel senden; und die Schulmänner, indem sie die Errungenschaften beider dankend in Empfang nehmen, um diese Güter zu zerschlagen, zu vertreiben und als Humanitätsstudien für Geist und Herz des heranwachsenden Geschlechtes fruchtbringend und zinstragend zu machen.

So lassen Sie uns denn unter günstigen Vorzeichen und unter dem Schuz des Gottes, der dem Sophokles und Plato tiefe ahnende Blicke in sein Wesen und seine Geheimnisse gönnte, der dem Gemüth des Cicero und Tacitus Wärme genug gab, um die Menschheit zu lieben die ihnen noch im Namen Rom aufging, unter dem Schuz des Gottes, der nicht immer und überall genannt, aber auch niemals und nirgends vergessen sein will, wenn er dem Werk dauernden Segen geben soll — in Seinem Namen wollen wir unser Werk beginnen!

* * *

Nach dem Schlusse dieser mit gespannter Aufmerksamkeit angehörten Rede wendete sich der Präsident zu der Erledigung einiger auf die Aeusserlichkeiten bezüglichen Geschäfte. Das erste war, die Kenntniss der Persönlichkeiten zu vermitteln, zu welchem Behufe die Liste der bereits eingezeichneten Mitglieder, 142 an der Zahl, verlesen wurde, und jeder

Einzelne bei der Nennung seines Namens sich vom Plaze erhob. Unter diesen Namen wurden zwei vermisst, denen noch am Schlusse der Berliner Versammlung der herzliche Wunsch eines fröhlichen Wiedersehens in Erlangen zugerufen war, Hand und Lachmann, deren Andenken der Präsident ehrende Worte widmete. Auch viele norddeutsche Gelehrte und Freunde des Vereines sind durch die gleichzeitige Veranstaltung einer Versammlung des norddeutschen Lehrervereins in Hamburg an der Theinahme verhindert. Aus Oestreich ward aller Besuch vermisst, während doch schon bei der ersten Versammlung in Nürnberg wenigstens ein Wiener die Versammelten begrüsst hatte; das Präsidium hatte nicht verabsäumt, nach Wien und Prag besondere Einladungen ergehen zu lassen, aber amtliche und andere Geschäfte haben die Geladenen abgehalten der Aufforderung zu folgen.

Zur Mittheilung an die Versammlung kam ferner folgendes Anschreiben:

Der

Magistrat der königl. Universitätsstadt Erlangen

bringt

dem hochverehrten Verein deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten bei Seiner heutigen Versammlung in hiesiger Stadt den freundlichsten Gruss des Willkommens durch diese Zuschrift dar.

Möge es Ihnen, verehrteste Männer, in der Mitte einer jeder geistigen Bestrebung längst befreundeten Bevölkerung wohl und gemüthlich gefallen und Ihnen die dargebotene geringe aber herzlich gemeinte Gastfreundschaft genügen.

Als Gesammtausdruck dieser Gesinnung stellen wir eine Festvorstellung im Theater Ihrer gefälligen Theilnahme zu Gebot und überreichen Ihnen beifolgend die erforderlichen Eintrittskarten.

Genehmigen Sie hierbei die Versicherung der innigsten Hochachtung, womit im Namen der Stadt verharren

die beiden Bürgermeister
Dr. Lammers. Weinmann.

Das Präsidium wurde aufgefordert, für diese zuvorkommende Theilnahme der genannten Corporation den innigsten Dank der Versammlung auszudrücken.

Dasselbe beehrte sich hierauf, die Mitglieder des Vereins auf den folgenden Tag 12 Uhr zu einem ländlichen Gabelfrühstück in den Wels einzuladen. Die Ungunst der Elemente hatte die Ausführung eines anderen Vorhabens, in Forchheim dies ländliche Fest zu veranstalten, vereitelt.

Nachdem hiermit die Geschäfte für die Doppelversammlung der Philologen und der Orientalisten beendigt waren, begaben sich die Letzteren in den gleichfalls von der Universität für sie eingeräumten Saal. Nach einer kurzen Pause schritt der Präsident zur Bildung des Büreau's. Er schlug zu Schriftführern die Herrn Dr. Schmidt, Dr. Cron, Dr. Schiller aus Erlangen und von den Auswärtigen die Herrn Director Eckstein aus Halle und Professor Buchert aus Bamberg vor. Die Versammlung genehmigte diese Vorschläge.

Von Abwesenden sind herzliche Grüsse und werthvolle Geschenke eingegangen. Prof. Dr. K. Fr. Hermann in Göttingen, der leider durch eine schwere Krankheit in seiner

Familie verhindert ist, zu der Versammlung zu reisen, welcher er immer die lebhafteste Theilnahme geschenkt hat, übersendet seine neuesten Programme ***de Philone Larissaeo, de Midia Anagyrasio, de potasi paratactica,*** und eine deutsche Festrede über die sittliche Weihe des Berufs in einer grössern Anzahl von Exemplaren zur Vertheilung. Director Dr. Wex in Schwerin hat einige Exemplare seines neuesten Schulprogramms, Thucydidea enthaltend, zu gleichem Zwecke eingesendet. Eine besonders erfreuliche Gabe ist von dem Professor Dr. Ed. Eyth in Schönthal eingegangen, eine Uebersetzung des König Oedipus von Sophocles nach den von dem Uebersetzer schon bei Homer angewendeten neuen Grundsätzen der Prosodie. Da dieses Werkchen sowohl dem zu Elberfeld versammelten evangelischen Kirchentage als auch dieser Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner gewidmet ist, sein Ertrag zur Unterstützung der vertriebenen Geistlichen und Lehrer aus Schleswig verwendet werden soll, so fordert der Präsident zu recht zahlreicher Betheiligung bei dem Ankaufe der Schrift auf.

Hierauf wird zur Einsetzung der Commission geschritten, welche über die Wahl des nächsten Versammlungsortes zu berathen und darüber an die Versammlung zu berichten hat. Zu den Mitgliedern derselben gehören nach dem bisher beobachteten Verfahren die drei Präsidenten der diesmaligen Versammlung, die anwesenden Präsidenten der früheren Versammlungen: Thiersch (Nürnberg), Rost (Gotha), Göttling (Jena), Gerlach (Basel) und Boeckh (Berlin); ausserdem werden auf den Vorschlag des Präsidenten Ahrens von Hannover, Eckstein von Halle und Krüger von Braunschweig aufgefordert, der Commission beizutreten, zu der überdies die Orientalisten ein Mitglied aus ihrer Mitte zu wählen haben. Die Zusammenkunft der Commission wird auf den folgenden Tag festgesetzt.

Der Präsident theilt ferner mit, dass sich die Herren von Jan aus Schweinfurt, Bippart aus Jena, Boeckh aus Berlin, Bayer aus Erlangen, Wocher aus Ehingen, Vater aus Kasan zur Haltung von Vorträgen haben bereitwillig finden lassen, und dass auch noch andere der Anwesenden Hoffnung dazu gemacht haben. Es wird bemerkt, dass besonders kürzere Vorträge, welche mehr anregen wollen als belehren, vorzüglich willkommen sein würden.

An die Versammlung ergeht ferner die Bitte, sich bei der Subscription auf ein Werk zu betheiligen, welches der Gymnasiallehrer Dr. Queck in Sondershausen über das Leben seines verehrten Lehrers, des Geheimen Hofraths Hand, herauszugeben beabsichtigt. Ebenso hat der Geheime Hofrath Zell in Heidelberg, dem es die Prorectoratsgeschäfte unmöglich gemacht haben, bei der Versammlung zu erscheinen, mehrere Exemplare der zu Ehren des Geheimraths Creuzer geprägten Denkmünze zum Verkaufe übersendet, was für die Freunde und Verehrer dieses Seniors unserer Wissenschaft gewiss von Interesse sein wird. Der Lehrer an dem Progymnasium zu Osterode, Richard, hat das Präsidium ersucht, auf seine lateinische Grammatik für untere Gymnasialklassen aufmerksam zu machen.

Die wissenschaftlichen Sammlungen der Universität sowie das Lesezimmer des Museums im Harmoniegebäude werden den Mitgliedern der Versammlung zugänglich sein.

Zur Bildung der pädagogischen Section werden diejenigen Mitglieder, welche sich bei derselben zu betheiligen beabsichtigen, aufgefordert, sich um 12 Uhr in dem Gebäude des Gymnasiums, dem dazu passendsten Orte, einzufinden. Der Wunsch des Prof. von Jan, dazu ein näher belegenes Local zu wählen, damit der Besuch sowohl der allgemeinen als

jener speciellen Verhandlungen möglichst erleichtert werde, erledigt sich durch die Mittheilung Ecksteins, „dass die Schulmänner ihre Berathungen niemals gleichzeitig mit der allgemeinen Versammlung gehalten haben, und gewiss auch ferner jede Collision mit derselben vermeiden werden.“ Der zweite Präsident, Professor Dr. Naegelsbach, bringt den Wunsch der Orientalisten, dass ihnen durch Verlegung der interessanten Vorträge in die Anfangszeit der Sitzungen die Theilnahme an denselben ermöglicht werde, zur Sprache, lässt aber nach Böckhs Bemerkung, dass gerade diese Bezeichnung, „interessante Vorträge“, das Präsidium in eine üble Lage bringen werde, ein weiteres Eingehen auf denselben fallen und bemerkt nur zur Aufklärung, dass die am wenigsten auf specielle Gegenstände eingehenden Vorträge damit gemeint sein sollen. Die von dem Präsidium angeordnete Zeit der allgemeinen Versammlungen (Vormittags 9 Uhr) wird auch für die folgenden Tage beibehalten; eine Feststellung der Tagesordnung für jede derselben ist zunächst noch nicht möglich.

Um 11 Uhr wurde diese erste Sitzung geschlossen.

Zweite Sitzung.

Erlangen den 1. October 1851.

Der Vicepräsident, Dr. Naegelsbach, eröffnet die Sitzung um $9^1/_2$ Uhr mit der Bitte, seine Geschäftsleitung mit Nachsicht beurtheilen zu wollen. Derselbe theilt die Tagesordnung mit:

1) Verlesung der seit dem gestrigen Tage neu zugetretenen Mitglieder.

2) Vortrag des Rector Prof. Wocher aus Ehingen über die Aufgabe der Phonologie —, von welchem der Vorsitzende reiche Belehrung und vielfache Anregung erwartet.

3) Bericht des ersten Präsidenten über ein Denkmal für F. A. Wolf.

4) Vortrag des Professor Dr. Bippart aus Jena über Metrik.

5) Lateinischer Vortrag des Dr. Bayer aus Erlangen *de simulacro quod plerique interpretes dicunt Leucotheae*, der zugleich ein Bekenntniss für die Wichtigkeit und Nothwendigkeit des Lateinschreibens ablegen soll.

Der Vorsitzende verliest die Liste der neuangekommenen Mitglieder, die sich bei der Nennung des Namens von ihren Plätzen erheben. Hierauf wird Rector Wocher eingeladen den angekündigten Vortrag *)

über die Aufgabe der Phonologie

zu halten.

Wocher: Ueber Aufgabe und besondere Anwendung der „Phonologie" möchte der Redende einiges vortragen. Seit vielen Jahren sei ihm durch amtliche Verhältnisse die Möglichkeit benommen gewesen, bei den Philologen-Versammlungen Theil zu nehmen und über diesen eigenthümlichen Theil der Sprachkunde zu reden, der eben auf dem Wege der mündlichen Erklärung und Verständigung freilich schneller die richtige Würdigung finden könnte. Zufällig sei ihm die Einladung nach Erlangen vor ein paar Tagen erst bekannt geworden; so müsse er nun wegen mangelhafter Vorbereitung die Nachsicht der verehrlichen Versammlung um so mehr in Anspruch nehmen. Zudem sei es auch nur einiges Wenige, was in gedrängter Kürze hier sich ausheben lasse.

*) Von dem Redner nachträglich aus der Erinnerung aufgezeichnet und der Redaktion eingesandt.

Vor Allem habe man den sonderbaren Irrungen zu begegnen (wozu freilich bei nur flüchtiger Ansicht der Ausdruck „Phonologie" Veranlassung biete), als sei darunter weiter nichts als eine Lautlehre oder Theorie von den Lauten und Lautgesetzen zu verstehen! Weit mehr als eine blose Phonetik sei die Phonologie und insofern allerdings die Bezeichnung nicht klar genug; deutlicher wäre der umgewandte Ausdruck: Logophonik, als Wahrnehmung und Theorie der besondern Ordnung und Gesetzmässigkeit, die im Walten des Logos und dessen Verkörperung durch den (mannigfaltig ausgeprägten und abgegliederten) Laut der Sprache sich kund gibt. Was in aller Sprachkunde von grosser Wichtigkeit, sei nicht schon der Laut für sich, sondern eben der Laut in seiner innigen Beziehung zum Geiste, der den Laut bildet und gestaltet und sich gerade auch durch zarte Wahrnehmung der Lautgesetze und inniges Anschmiegen besonders an die Erfordernisse des Bequemlauts eben das so leicht bewegliche und geschmeidige Organ zu schaffen gewusst habe, wie ja auch der Künstler sich immer an die Natur des Stoffes, der mehr oder weniger spröd sein mag, anzuschmiegen habe, um damit selbst den Stoff zu beherrschen und zu gestalten für die Idee.

Wenn nun hiemit eine Kenntnissnahme von den auch unbewusst herrschenden Lautgesetzen gewiss als eine entschiedene Forderung der Sprachkunde sich ergeben werde, so sei es im Voraus ein Grundirrthum, der noch immer seltsam und vielfältig einer richtigen Auffassung hinderlich werde, als hätten die Lautgesetze nur Beziehung auf den Wohllaut für das Ohr, während doch das Mundsprachgefühl und die eigenthümliche Einrichtung des Sprachorgans vor Allem den Ausschlag geben müsse. Was man gewöhnlich und, wenn nur der Wohllaut für das Ohr maassgebend wäre, nicht sehr konsequent anerkenne, sei allenfalls einiger Bequemlaut in der Wortbildung, in dem unmittelbaren Zusammentreffen von Vokalen und Konsonanten. In der Regel aber fasse man die einzelnen Sprachlaute, wie auch in der physiologischen Beobachtung, nur einzeln, nicht auch die lebendige organische Wechselbeziehung aller Laute und Silben eines Wortes zur natürlichen Einheit, wo Alles lebendig ineinander greife; noch weniger die lebendige Wechselbeziehung der zur Einheit eines Satzes oder Satztheiles verwachsenden Wörter und die daraus hervorgegangene organische, Alles assimilirende Eigenthümlichkeit der verschiedenen Idiome hinsichtlich der Wortbildung u. s. w. Was man von Lautgesetzen anerkenne, finde also nicht die gehörige volle und durchgreifende Anwendung. Und doch sei das lautliche Element, aus welchem die Sprache erwachsen muss, von so wichtigem Belang, dass es nicht blos auf alle Art und Besonderheit der Aussprache, der Wortbildung und Flexion, sondern auch im Bereich des Satzbaus vielfältig wesentlichen Einfluss übt.

Gut werde es daher sein, über die besondern Lautgesetze für das Mundsprachgefühl sich klar zu machen. Nicht genug sei es, den Grundsatz festzuhalten, dass jeder einzelne Laut, Vokal oder Konsonant, und jede Nüançe der Aussprache, immer auf einer besondern Art von Mundstellung beruhe. Sehr zu beachten seien auch die anderen Lautgesetze; einmal das Gesetz, wornach das verschiedene Maass von Dehnung oder Kürze im Aussprechen wesentlich auf die Art des Bequemlauts wirkt (blos Länge oder Kürze der Silben anzunehmen, da sie doch so viele Stufen haben könne, sei ohnedem ganz ungenügend); sodann das weitere besonders wichtige Gesetz, dass je nach der Natur der in nähere Umgebung zusammentretenden Laute, je nach dem was vorangeht oder folgt, eine verschiedene organische Gegenwirkung oder Attraktion sich ergibt und den Bequemlaut wie den Wohllaut

modificirt. Wenn z. B. in einem mehrsilbigen Wort eine Silbe ihren Laut ändere, so greife das organisch in das Ganze der Silben ein: Trapezunt-***Trebisonda***; ***recurro-ricorro***; hebr. Perf. im Piel oder Hiph.: ***sigg'ráni***, ***hisgiráni***, im Imp. ***sagg'réni***, ***hasgireni***, ebenso gefällig und bequem wie z. B. ***h'rimáni-h'riméni*** (הֲרִימַנִי – הֲרִימֵנִי); die Endungen wirken zurück auf den Inlaut, und umgekehrt; ähnlich die Vorsilben. Schon bei geringem Unterschied im Konsonantenbestand könne dasselbe Lautgesetz doch abweichende Vokale ergeben; z. B. von ***redigere***, ***reficere***, bei ähnlichem Perf. doch ungleiches Supinum: ***redactum***, ***refectum***. Es greife aber die lebendige Attraktion unwillkürlich assimilirend auch über die einzelnen Wörter hinaus; die grammatische Kongruenz z. B. vom Adj., Pron. und Subst. lasse in der homogenen wohlfügsamen Lautgestaltung der beweglichen, abhängigen Sprachbestandtheile den natürlichen Zug des Wohl- und Bequemlauts wahrnehmen; nicht ohne Störung könnte man Theile abweichender Mundarten zusammenfügen, wenn man willkürlich den Versuch machen wollte. So z. B. in dem Satze: ***tout le monde me dit***; ital. ***tutto il mondo mi dice***; span. ***todo el mundo me dice***, wenn man in wiederholtem zusammenhängendem Aussprechen des Zusammengehörigen das Sprachgefühl befragt, ob hier etwa ***mi*** mit ***me***, ob ***il*** mit ***el*** ohne alle Störung der bequemsten und fliessendsten Aussprache zu vertauschen wäre; ob unmittelbar nach ***tutto il*** nicht auch ***mondo*** fügsamer als ***mundo*** erscheint u. s. w.? Beachtenswerth, dass man auch ohne Kenntniss des Italienischen blos nach einiger Uebung des Mundsprachgefühls bald z. B. finden kann, dass ***mi*** vor ***lo*** besser ***me*** lautet: ***essi melo dicono***, und so vieles Andre, auch im Gebiet der alten Sprachen! So bei der Wahl des Artikels z. B. ***ἡ νόσος***, wo die Flexion mit dem Masc. nicht so fügen mag; ähnlich in der ungekünstelten Assimilation der Eigennamen, z. B. ***ὁ Μόμμιος***, ***ὁ Πόπλιος***, ***hic Mummius***, ***hic Publius***.

Diess die wichtigsten Lautgesetze für das Mundsprachgefühl, woneben — nur weit unsicherer für die konkrete Anwendung — auch die des Wohllauts für das Ohr sich geltend machen werden. Die thatsächliche, feine Wahrnehmung aber des an solche Lautgesetze gebundenen Sprachgefühls, die — wenn auch unbewusste — Handhabung derselben in der Wahl und in der Zusammenordnung der Laute und Wörter und im Ausbau der Sprache müssen wir immer als Sache des sinnig schaffenden Geistes (nicht als Werk einer blinden Naturkraft) erkennen, wobei auch das freie Spiel der Phantasie, nationale und gemüthliche Einflüsse, Klima und Sitte ihre Rechte haben mochten. — Viel wäre zu sagen von der geschichtlichen Entwicklung der Sprachen, und die oft viele Jahrhunderte umfassende Umgestaltung der Wörter, wo sich Geist und Laut nicht minder innig durchdringen und, wenn wir auf das Walten der Lautgesetze achten, überall interessante Aufschlüsse sich ergeben, die nothwendige Ergänzung der rationellen historischen Sprachkunde.

Wenn wir nun das festhalten und weiter verfolgen, wie im lautlichen eben das geistige oder logische Element der Sprache walten muss, so lasse sich im Ausbau der Sprachen eine sinnige und geschickte logische Technik hinsichtlich der Verwendung der Lautformen bemerken, eine gewisse Symbolik der Sprache, wornach für bedeutsame Intension des Gedankens gern etwas vollere und breitere Lautgebilde geschaffen wurden, und z. B. für das Präteritum zum Unterschied vom näher liegenden, einfachen Präsens, ebenso wie z. B. für den Ausdruck des bedeutsamern und gewichtigern Konjunktivs im Unterschied vom Indikativ (der immerhin das Näherliegende ist) auch im Lautgepräg einige Auszeichnung und Hervorhebung angemessen sich ergab; ähnlich in den Numerus- und Kasus-Verhältnissen; —

z. B. *convĕnit*, davon das Perf. *convēnit*, der Konj. *conveniat*; vgl. ich will, ich wollte, ich wolle. Bei manchen Wortstämmen hat die Reduplikation zur vollern Ausprägung gedient. Phonetische Wahrnehmungen geben vorherrschend das Ergebniss, dass durch Verkürzung aus *e* oder *a* oft der *i*-Laut entsteht, und umgekehrt bei grösserer Dehnung eher als *i* ein *e*- oder *a*-Laut bequem fügen mag, wie andererseits, wenn man *o* und *u* vergleicht, bei mehr Dehnung auch der o-Laut eher als u fügen mag, und in beschleunigter Aussprache eher das *u* nahe liegt. Darauf beruhe denn auch die technische Wahl der Vokale, z. B. in *ago — transigo — transegi; emo — eximo — exēmi* etc.; auch *volgus*, *volt* erscheinen dann als alterthümliche gedehntere Wortformen, ähnlich dem alterthümlichen Dat. und Abl. *naveboe* oder *navebous* (statt *navibus*). Bei dem alterthümlichen Perf. *kecurri* von *curro* ist es ebenso leicht nachzufühlen, dass bei ziemlich gedehnter Aussprache sich gar wohl fügsam das *e* in der Vorsilbe ergibt, unwillkürlich aber *u* daraus wird (*cucurri, cucurri*), je rascher man es ausspricht; ein Beweis, dass es nicht aus *curcurri* erwuchs. Und so lasse sich durch alle Eigenthümlichkeit der Wortbildung und Flexion, namentlich auch in den klassischen Sprachen, die ungezwungenste Natürlichkeit, das behaglichste Walten der Lautgesetze, aber auch in der feinen Wahrnehmung derselben eine sinnige Wahl und Vertheilung der Laute für das logische Bedürfniss wahrnehmen.

Nach allem Gesagten werde schon erhellen, dass die blos phonetische Auffassung, die bei vielen Spracherscheinungen wohl auch schon ihren Werth hat, doch sehr verschieden ist von der auch das logische Moment beiziehenden phonologischen oder logophonischen Methode, die, nichts weniger als mühsam, als ein belebendes Element rationelle und historische Sprachstudien leicht und spielend begleiten und ergänzen kann, und überall die mannigfaltigste Anwendung finden mag. Da wäre z. B. die Frage nach dem grammatischen Genus der Hauptwörter und dessen naturwüchsige, phonologische Begründung gewiss von Interesse; ebenso die auf ähnlichem Grund beruhende Art und Anzahl von Konjugation und Deklination; wie auch die grammatische Kongruenz, von der schon die Rede war; sodann die Erwägung der Verschiedenheit des Sprachbaus in Hinsicht auf Kasus und Personalflexion, Tempora, Modi, und Rückwirkung auf das Syntaktische, namentlich auf die so tief eingreifende Ordnung der Wortfolge, u. A.; weiterhin die namentlich in den älteren Sprachen auffallende Unsicherheit und Mannigfaltigkeit im Wechsel der Wortformen und der Konstruktion ohne wesentlichen Unterschied der Bedeutung (z. B. ob im Lat. *dies* als Masc. oder Fem. gebraucht werde, ob *similis* den Dat. oder Genitiv regiere, *similis Dei* oder *Deo*, wie es eben der Deutlichkeit der Rede, oder — wo es diese Rücksicht nicht erfordert, dem Bequemlaut und Wohllaut zusagt.) Bei Allem aber, was in der Sprachvergleichung in Hinsicht auf Verschiedenheit der Wortformen, Aussprache und Betonung und Anderes zu betrachten ist, müsse gewiss die phonologische Methode die nächste und eingreifendste Anwendung finden; was unter Anderm besonders in Hinsicht der englischen Aussprache der Fall sei.

Nach diesen zerstreuten und flüchtigen Andeutungen über die Aufgabe und besondere Anwendung der Phonologie, wo es freilich unmöglich gewesen, die volle eingreifende Bedeutung und tiefere Begründung der einzelnen Punkte gehörig anschaulich zu machen, müsse nothwendig Beziehung genommen werden auf die verschiedenen phonologischen Schriften, in welchen der Redner die Principien der Phonologie vielseitig beleuchtet und durch mannigfaltige Anwendung auf alte und neue Sprachen zu begründen versucht habe. Möge man

über Einzelnes auch verschiedener Ansicht sein: das könne doch dem Wesen der Sache, der guten objektiven Begründung einer solchen linguistischen Disciplin nicht Eintrag thun.

Der Vorsitzende glaubt als das Eigenthümliche in der Ausführung des Redners hervorheben zu können, dass der Laut sich nicht nur als Laut gegenseitig mit Nothwendigkeit fordert, sondern auch auf die grammatische Struktur einwirkt, und knüpft, nach einer Zwischenerläuterung Woehers, die Bemerkung daran: Er habe oft an angehende Philologen die Frage gerichtet, woher es komme, dass die Sprache der unmittelbarste Ausdruck des Gedankens ist, den Geist am unmittelbarsten repräsentirt. Die Sprache ist der unmittelbarste Ausdruck des Gedankens desswegen, weil in diesem Verhältniss ein Minimum von Materie nöthig ist, um den Geist zu verleiblichen. Für die praktische Anwendung ergebe sich hieraus der Gewinn, dass dadurch die Achtung vor der geistigen Bedeutung der Sprache erhöht werde.

Auf die Aufforderung des Präsidenten, in eine Debatte über den angeregten Gegenstand einzugehen, erhebt sich Hofrath Thiersch, um an das Gehörte einige Bemerkungen*) anzuknüpfen über einen Gegenstand, der der Versammlung so nahe liege, und der doch so controvers sei. Um diese Controverse zu entscheiden, müsse eine weitere Frage aufgeworfen werden über die Laute selbst und ihre Scala. Man halte in der Regel die Scala der Sprachlaute zwischen U und I, dem tiefsten und höchsten derselben, für beschränkt im Verhältniss zur musikalischen Scala. Dies sei aber nur scheinbar, weil viele Völker nur nicht gewohnt seien, die feineren Unterschiede, welche hier möglich sind, wahrzunehmen und zu trennen. Er habe in Paris Gelegenheit gehabt, mit einem Deutschen bekannt zu werden, der in Bezug auf Charakter, Geist und Einwirkung auf seine Umgebung ausgezeichnet war, dem Grafen Schlabrendorf, der sich die Grabschrift wählte: ***Civis civitatem quaerens obiit octogenarius.*** Dieser habe seine lange und tiefe Zurückgezogenheit unter andern auch zu besondern Studien über die Incunabeln der Sprachbildung verwendet und namentlich nachzuweisen versucht, dass die Scala der Sprachlaute eine noch reichere sei als die musikalische; aber, wie bei dieser, wenigstens in der neuern Tonkunst, ausser den ganzen Tönen gemeiniglich nur die halben Töne unterschieden würden, während die Alten bei feiner entwickeltem Gehör auch die Drittel- und Vierteltöne zu unterscheiden vermochten, so verhalte es sich auch mit den Lauten der Vocale; er habe z. B. zu beweisen versucht, dass das I einen zehnfachen Unterschied der Aussprache zulasse. Die Sprachmelodie, bemerkt der Redner, sei also mindestens eben so reich als die musikalische. Auch unsere Sprachen unterschieden die halben und dunkeln Laute des A und E, selbst des I, bei den Griechen aber sei diese Unterscheldung namentlich der I-Laute eine viel mannigfaltigere gewesen. Auch die gegenwärtigen Griechen, selbst gemeinere Leute, entwickelten z. B. in der Aussprache des I-Lautes eine grosse Feinheit der Unterscheidung. Was also in dem Alphabete durch ι, η, ει und οι bezeichnet würde, das seien zum Theil nur verschiedene Modificationen desselben Lautes von seinem hellsten Tone bis zu dem dunkeln, der sich bei dem vor einem ρ stehenden η z. B. in θήρ, θηρίον ganz dem E-Laute nähere.

*) Die nachstehende Fassung ging aus der Aufzeichnung der Sekretäre hervor, welche von dem verehrten Redner mit freundlicher Bereitwilligkeit durchgesehen und verbessert wurde.

Eben so würde σχοῖνος und σχῖνος in der gegenwärtigen Sprache des griechischen Volkes sogar von Bauern wohl unterschieden, und in seinem, des Sprechers eigenen, Namen hätten die Griechen der Schreibung Θήρσιος, die ihnen Thersios lautete, die andere Θείρσιος vorgezogen, um in ει das gedehnte i zu gewinnen, das im Deutschen ir sich in etwas dem e zuwendet. Es bestätige sich dadurch die Meldung alter Autoren z. B. des Dionysius aus Halicarnass über die durch jene verschiedenen Bezeichnungen (ι, η, οι, ει) ausgedrückte Scala des I-Lautes, zum Beweis, dass hier eben so wie im Aussprechen der Consonanten, namentlich in der feinen Scheidung des T-Lautes, in Betonung und Enklisis der Worte die Griechen der Weise ihrer Vorfahren im Wesentlichen treu geblieben seien. Der Redner unterliess, um jetzt nicht zu viel Zeit in Anspruch zu nehmen, weitere Bemerkungen über die Vereinigung des Rhythmus mit dem Metrischen bei dem Vortrage poetischer Reden, und erinnerte nur noch, dass es endlich Zeit sei, nicht nur von dem Plateiasmos in der Aussprache der griechischen Vocale, sondern auch von der barbarischen Scandirung der Verse mit Aufopferung des Rhythmus und Accents abzulassen und durch Gewöhnung in der Schule der alten classischen Weise der Griechen und Lateiner sich wieder zu nähern, damit nicht ferner dem Rhythmus und der Betonung der Worte zum Behuf des Versmaasses Gewalt geschehe, die schöne und edle Harmonie des Griechischen wie des Lateinischen zerstört und dem Kundigen durch das Radbrechen der alten Sprachen ein Aergerniss gegeben werde.

Hierauf erstattete der erste Präsident den Bericht über das Denkmal F. A. Wolfs. Schon im Jahre 1838 seien Stimmen laut geworden, dass der Name Wolf eines Denkmals würdig sei, und es sei damals beschlossen worden, dass die Philologen-Versammlung „sich zur Subscription für eine in Halle aufzustellende Statue des grossen Mannes vereinige". In Berlin habe 1850 Director Wex darauf aufmerksam gemacht, welche Unehre für Deutschland und für die Philologen es sei, wenn man in Marseille nicht nur kein Denkmal des grossen Mannes finde, sondern nicht einmal seine Grabstätte nachweisen hönne. Darauf habe man beschlossen, Nachsuchungen in Marseille zu veranlassen. Diese Recherchen hätten Anfangs kein günstiges Resultat gehabt und es sei bereits an der Auffindung der Grabstätte verzweifelt worden. Den eifrigen Nachforschungen der Töchter Wolfs, die in diesem Jahre persönlich in Marseille anwesend gewesen, sei es endlich gelungen, zu ermitteln, dass eines von drei dicht neben einander liegenden Gräbern die Gebeine ihres Vaters enthalten müsse. Diese Grabstellen abzulassen, seien die Behörden in Marseille bereit, und wenn die Höhe der dafür geforderten Summe (170 Rthlr.) einiges Bedenken erregen könne, so werde auch dies dadurch gehoben, dass nach einer Mittheilung des Prof. Rudolf v. Raumer die verwittwete Frau Dr. Körte in Halberstadt, Wolfs Tochter, sich bereit erklärt habe, die Stätte zu kaufen und dieselbe den Philologen zur Disposition zu stellen. Auch Anderes komme der Ausführung des Plans fördernd entgegen. Nach einer Nachricht von derselben Seite befinde sich in dem Besitze des Dr. Oelsner in Breslau eine trefflich gelungene Büste Wolfs, so dass nur eine technische Nachbildung derselben erforderlich sei, nicht die Herstellung eines neuen Kunstwerks. Unter diesen Umständen habe er eine Liste zur Subscription für ein solches Denkmal auf dem Büreau niedergelegt und fordere zur Unterzeichnung, beziehungsweise zu sofortiger Zahlung von Beiträgen auf.

Auf die Anfrage des Vorsitzenden, ob bereits ein Comité für diese Angelegenheit bestehe, nimmt Geheimerath Boeckh das Wort. In Berlin sei diese Angelegenheit gar nicht weiter erwogen worden; man habe sich begnügt, auf die Ermittelung der Grabstätte hinzuwirken. Seiner Ansicht nach sei es erforderlich, ein Comité zu ernennen und diesem zur Erwägung zu geben, ob es nicht zweckmässiger sei, in Deutschland Wolf irgend ein Denkmal zu errichten. Wo einer gestorben sei, darauf könne es nicht ankommen; hier haben wir nicht einmal sicher das richtige Grab und noch weniger irgend eine Garantie für den Bestand eines auf demselben errichteten Denkmals. Wolf gebühre ein Denkmal an dem Sitze seiner vorzüglichsten Wirksamkeit, in Halle. Im Alterthum hätte man entweder die Gebeine oder Asche heimgebracht oder ein Kenotaphion errichtet; so solle man auch Wolf im deutschen Vaterlande ehren, obschon seine Gebeine in fremder Erde ruhen. Er beantrage die Ernennung eines Comité's. Professor von Jan macht hiezu einen Nebenvorschlag. Er habe selbst erfahren, als er vor zwanzig Jahren in Marseille gewesen, wie betrübend es sei, dort Wolf's Grabstätte nicht finden zu können; man möge also in Deutschland ein Denkmal errichten und das Grab selbst in Marseille mit einer Gedenktafel bezeichnen.

Der Vorsitzende fasst die Erörterung zusammen. Dass man das Andenken Wolf's erhalten und ehren wolle, darüber sei wohl kein Zweifel. Das Comité werde am besten seinen Sitz in Berlin oder in Halle nehmen oder aus Mitgliedern in beiden Städten gebildet werden. Daher richte er die Frage an die Versammlung:

„Soll von Seite des Präsidiums dafür Sorge getragen werden, dass zur weiteren Be-
„rathung über das Wolf'sche Denkmal ein Comité zusammentrete, welches das Er-
„gebniss der nächsten Versammlung vorlege?"

Sämmtliche Anwesende geben durch Erheben von ihren Plätzen ihre Zustimmung zu erkennen.

Hierauf berief der Vorsitzende den Professor Dr. Bippart auf die Rednerbühne, welcher folgenden Vortrag las:

Hochzuverehrende Versammlung!

Unter allen Disciplinen unserer Wissenschaft giebt es wol keine, in welcher die Meinungen soweit auseinandergehen, und in Theorie wie Praxis eine so grosse Verschiedenheit herrscht, als in der Metrik. Denn wenn auch die unvergleichlichen Arbeiten eines Böckh allwärts Bahn gebrochen, und nach der offenen Erklärung des unsterblichen Hermann, dass er die Zurückführung des Verhältnisses von Arsis und Thesis auf die Kategorie der Causalität nur bildlich gemeint und den Begriff der Wechselwirkung habe ausdrücken wollen, — der bekannte Principienstreit erledigt sein dürfte, so findet doch in der Hauptsache, in der thatsächlichen Beurtheilung des antiken Rhythmus überhaupt, und in der Reproducirung der lyrischen Versmasse insbesondere noch eine Unsicherheit statt und eine so bunte Mannigfaltigkeit, wie sie kaum grösser und unerquicklicher gedacht werden kann. Versucht man hier durch Sonderung und Gruppirung zu einer allgemeinen Uebersicht zu gelangen, so treten zunächst zwei Parteien auseinander, von denen die eine annimmt, dass in den antiken Versmassen die Intervalle von Ictus zu Ictus gleichzeitig sind und

somit ein tactmässiges Fortschreiten das Gesetz der rhythmischen Bewegung bestimmt; die andere Partei hingegen erklärt die antiken Rhythmen für tactlos und verwirft jede Analogie, die zwischen Tact und Metrum gezogen werden könnte. Ferner macht sich unter den Anhängern der erstern Partei wieder ein dreifaches Auseinandergehen der Ansicht bemerkbar, indem die Einen die Lehre von der doppelten Mensur an die Spitze stellen und jede tactmässige Construction darauf basiren, die Anderen jene Lehre von der doppelten Mensur entschieden verwerfen und die antiken Versmasse für Formen halten, die dem rhythmischen Satz in unsrer Musik vollkommen homogen sind. Neuerdings ist endlich drittens noch die Meinung ausgesprochen worden, dass in den antiken Rhythmen viel Tact herrsche, dass aber zwischen diesem antiken Tact und dem in der modernen Musik eine zu grosse Kluft liege, als dass eine Parallelisirung derselben möglich und erspriesslich sei.

Die Zeit, welche ich für meinen Vortrag in Anspruch nehmen darf, gestattet weder eine genauere Charakteristik noch eine critische Beleuchtung dieser verschiedenen Richtungen. Ich begnüge mich, die Ansicht, welche ich über das Wesen des antiken Rhythmus und die Bedeutung der lyrischen Versmasse durch mehrjähriges Studium der griechischen Lyriker und Tragiker, nach mancherlei Versuchen die schwierigeren Metra im Deutschen nachzuahmen, unter Leitung der alten und neueren Metriker gewonnen habe, so kurz als möglich vorzutragen und durch Analyse und Reproducirung einiger Pindarischen Strophen practisch zu bewähren.

Es bedarf kaum der Erklärung, dass nicht die Absicht, zu belehren, mich bewogen, vor dieser glänzenden Versammlung, welche die Notabilitäten der Philologie in sich vereint, als Redner aufzutreten. Nur zur Sprache bringen wollte ich einen Gegenstand, der vorzüglich geeignet schien, durch mündlichen Austausch der Gedanken die verschiedenartigsten Richtungen zu vermitteln, und eine Einheit zu ermöglichen, die in wissenschaftlicher wie pädagogischer Beziehung von der grössten Wichtigkeit wäre.

Keineswegs sind mir die Schwierigkeiten entgangen, welche sich meinem Vorhaben entgegensetzen, einen so complicirten und dem Missverständniss so sehr ausgesetzten Stoff in die engen Grenzen eines kurzen Vortrages zu bannen, und nur die Hoffnung, bei einem Kreise der sachkundigsten Männer gerade um so leichter eine nachsichtige Beurtheilung zu finden, konnte mich ermuthigen, auf dieser Rednerbühne aufzutreten, und den Umständen gemäss das genannte Thema in mehr rhapsodischer, als wissenschaftlich abgerundeter Darstellung der Aufmerksamkeit der h. Versammlung zu empfehlen.

Bei solcher Bewandtniss scheint es vor allem in der Ordnung, dem Vortrage selbst meine Hauptansichten in Form kurzer Thesen voranzustellen. So beginne ich denn mit der Erklärung:

1) Was die Griechen Rhythmus nannten, ist seinem Wesen nach nichts anderes, als was wir Tact heissen.

2) Die griechischen Gesänge wurden tactmässig vorgetragen.

3) Die metrischen Formen der griechischen Lyrik sind ganz analog dem rhythmischen Satz unsrer Musik.

4) Wir können die wahre Gestalt und Bedeutung der Rhythmen griechischer Lyrik nur noch annähernd wieder erkennen, und müssen uns bei der Reconstruction derselben unsrer Noten bedienen, um das rhythmische Schema genau zu bestimmen, welches heut zu Tage die Richtschnur für die Recitation lyrischer Verse und Strophen abgeben soll.

Die Basis aller dieser Behauptungen bildet der an erster Stelle ausgesprochene Satz, und ihn zu beweisen, erlaube ich mir die Aufmerksamkeit der h. Versammlung am ersten und längsten in Anspruch zu nehmen.

Zu den bewundernswürdigsten Erscheinungen des griechischen Wesens gehört die schöne Harmonie von Können und Wissen, und die naturgemässe Einheit in der Ausbildung und Darstellung der verwandten Künste. So geschah es unter andern, dass Poesie, Musik und schöne Tanzkunst unzertrennlich wie die drei Grazien selbst von demselben Künstler gepflegt und zu gemeinsamer Erscheinung gebracht wurden; so geschah es auch, dass diese Künste in ebenso unzertrennlicher Verbindung zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung gemacht wurden. Wie man diese Künste unter dem Namen der „musischen" zusammenfasste, so war „Musik" die allgemeine Bezeichnung, wenn es ihrer wissenschaftlichen Betrachtung galt. Die Rhythmik nun bildete einen Haupttheil der theoretischen Musik, und die Metrik war nichts als angewandte Rhythmik. Leider ist mit dem Klang der griechischen Gesänge auch die grosse Anzahl theoretischer Schriften über Wesen und Darstellung der „musischen Künste" unwiederbringlich verschollen und verloren, und nur aus der Zeit, wo griechisches Leben und griechische Kunst dem allgemeinen Schicksal des Verblühens und Absterbens bereits zu erliegen begann, oder schon verfallen war, sind uns die hieher gehörigen Ansichten der Alten theils durch gelegentliche Aeusserungen der verschiedenartigsten Schriftsteller, theils durch selbständige Abhandlungen erhalten worden. Unter lezteren Werken stellt sich jedoch ein sehr auffallender Unterschied dar, indem einige noch im lebendigen Verkehr mit wirklichen Kunstleistungen verfasst sind, andere hingegen einer spätern Zeit angehören, und von Verfassern herrühren, denen die Unmittelbarkeit des Erlebnisses gänzlich abging, und welche die Versmasse der Dichter mehr mit dem Auge als dem Ohre massen; daher auch die Metrik losgetrennt von den Disciplinen, mit denen sie naturgemäss verwachsen war, behandelten. Fragen wir nun: was besagt die Tradition, was lehren die Alten selbst über Rhythmus und Versbau? — so müssen wir natürlich so viel als möglich aus reiner, ursprünglicher Quelle schöpfen, und nicht aus den verfehlten Abstractionen und aus halbverstandenen Angaben der späteren Grammatiker die Antwort zusammensetzen. Von dem grössten Werthe aber sind uns hierbei die Schriften des Aristoxenus, eines geistvollen Schülers des Aristoteles, von denen die eine die Harmonik als den ersten, die andere die Rhythmik als den zweiten Theil der theoretischen Musik behandelte. Zwar ist uns letztere nicht vollständig erhalten, aber doch so weit, dass wir aus ihr mit Hülfe der Ergänzungen seiner späteren Nachfolger, namentlich des Aristides Quintilianus, eine vollständige Kenntniss seiner Rhythmik und Metrik gewinnen können.

In der glücklichen Lage, den Beweis meiner Ansichten fast ganz mit den Worten des Aristoxenus selbst führen zu können, erlaube ich mir, ehe ich dazu schreite, mit wenigen Worten daran zu erinnern, dass das Wort ῥυθμός seiner Abstammung von ῥέω gemäss zunächst auf die Bedeutung von Lauf, Fluss hinführt, und die Beobachtung des wirklichen Sprachgebrauches lehrt, dass es den Begriff einer gleichmässigen, in sich zurückkehrenden Bewegung ausdrückte; denn Archilochus, — wol der älteste Schriftsteller, bei dem es sich findet, braucht es in der Bedeutung von dem stets sich wiederholenden Gang des Naturlebens, dem Kreislauf der irdischen Dinge. Darauf wurde es technischer Ausdruck für den wichtigsten Begriff in den Künsten der Bewegung und bezeichnete nach der Definition Platon's: „die Ordnung in der Bewegung — τῇ δὲ τῆς κινήσεως τάξει ῥυθμὸς

ὄνομα εἴη Gesetze II, 665. — Damit stimmen die Erklärungen der späteren Theoretiker überein: Ordnung, Regelmässigkeit der Bewegung, gleichmässige Aufeinanderfolge von Zeittheilen ist nach allen das Hauptmerkmal. Aus den vielen Definitionen alter Rhythmiker seien nur die des Nicomachus und Aristoxenus erwähnt; nach jenem ist Rhythmus *χρόνων εὔτακτος σύνθεσις,* nach diesem: *χρόνος διῃρημένος ἐφ' ἑκάστῳ τῶν ῥυθμίζεσθαι δυναμένων.* Diese Definition ergänzt Aristoxenus im 2. Kapitel seiner Grundzüge der Rhythmik, indem er geltend macht, dass nicht jede Aufeinanderfolge von Zeittheilen Rhythmus sei, sondern nur diejenige Abgliederung der Zeittheile, die eine festbestimmte Ordnung habe (*ὅταν ἡ τῶν χρόνων διαίρεσις τάξιν τινὰ λάβῃ ἀφωρισμένην*). Zugleich erklärt er den Rhythmus für ein dynamisches Princip, das zwar nur an bestimmten Stoffen zur Erscheinung komme, aber von diesen selbst ganz und gar verschieden sei und sich dazu verhalte, wie das Gestaltende zu dem der Gestaltung Fähigen. Die rhythmusfähigen Stoffe bezeichnet er als sinnenfällige Theile theilbarer Stoffe, und so beschaffen, dass sie sich allen möglichen Zeitgrössen und Verbindungsweisen anpassen lassen; es seien ihrer aber drei: der Sprachtext, der musicalische Ton, die körperliche Bewegung (*λέξις, μέλος, κίνησις σωματική* p. 4. 7. Feussner). Das Verhältniss des Rhythmus zu denselben spricht er folgendermassen aus: Wie der Körper mehrere Arten von Gestalten annimmt, wenn seine Theile in verschiedene Lagen oder Stellungen gebracht werden, so nimmt auch jeder einzelne von den rhythmusfähigen Stoffen mehrfache Formen an, nicht in Folge eigener, sondern in Folge der Gestaltungskraft des Rhythmus, denn ein und derselbe Sprachtext, setzt man ihn in Zeittheile, die von einander abweichen, nimmt gewisse derartige Abwandlungen an, welche entsprechend sind den Abwandlungen im Wesen des Rhythmus selber.

Wer möchte nicht zugeben, dass alles diess wesentlich die Entwickelung des Begriffes ist, den wir mit dem Worte Tact bezeichnen?

Wer noch zweifelt, der möge die folgenden Kapitel im genannten Buche des Aristoxenus mit den trefflichen Erläuterungen des scharfsinnigen Feussner vergleichen. Wir wollen daraus hier nur folgendes hervorheben: Der Rhythmus, lauten ungefähr die eigenen Worte des Aristoxenus, stellt sich dar in einer Reihe von Füssen, jeder Fuss besteht nothwendig aus 2 Zeiten, die in einem bestimmten Verhältniss der Länge zu einander stehen, und von denen die eine die Arsis, die andere die Thesis heisst; ohne diese Zweigliederung von Momenten der Zeit und Bewegung ist überhaupt kein rhythmischer Fuss möglich, es giebt aber auch Füsse, die aus mehreren solcher Theile bestehen, nämlich aus 3 oder 4, jedoch nicht darüber; d. h. es giebt Füsse, die je 1 Arsis und 1 Thesis haben, aber auch solche, die 1 Arsis und 2 Thesen, oder 2 Arsen und 1 Thesis oder 2 Arsen und 2 Thesen haben; letzteres ist der Fall bei allen Füssen, die einen bedeutenden Zeitgehalt haben, damit durch Zerlegung eines Fusses in mehrere Theile sein Umfang übersichtlicher werde. Diese Zerfällung des Fusses in 2, 3, 4 Theile ist jedoch nichts, als das Schema, welches die verschiedenen Arten des Rhythmus darstellt; die genannten Zahlen geben nur die abstracten Factoren an, aus welchen jede Art des Rhythmus besteht, nicht aber die möglichen Zerfällungen eines concreten rhythmischen Abschnittes; jene heissen *χρόνοι ῥυθμικοί,* diese *χρόνοι κατὰ τὴν τῆς ῥυθμοποιΐας χρῆσιν,* beide verhalten sich zu einander wie Rhythmik zu Rhythmopöie, wie Theorie zu Praxis. Die Stelle, an welcher das Verhältniss zwischen rhythmischen Zeiten und Zeiten der Rhythmopöie am entschiedensten ausgesprochen wird, lautet in wörtlicher

Uebersetzung: „Und es muss besonders hervorgehoben werden, dass die rhythmischen Zeiten eines jeden Fusses fortwährend gleich bleiben, nicht nur der Anzahl, sondern auch dem Zeitumfang nach, dagegen die von der Rhythmopöie vorgenommenen Zerfällungen einen mannichfachen Wechsel gestatten." *) Zur Ergänzung dienen folgende Worte, die wir in Aristoxenus' Grundzügen der Harmonik **) lesen: „Während das Verhältniss bleibt, nach welchem die Geschlechter des Rhythmus bestimmt sind, verändert sich die Grösse der Füsse vermöge des Tempo, und während die Grösse bleibt, nehmen die Rhythmusformen verschiedene Gestalt an, und ein und dieselbe rhythmische Grösse wird bald durch einen einfachen, bald durch einen doppelten Fuss dargestellt (*καὶ τὸ αὐτὸ μέγεθος πόδα τε δύναται καὶ συζυγίαν*). —

Passt diese Unterscheidung von rhythmischen Zeiten und Zeiten der Rhythmopöie nicht auf den Unterschied zwischen dem abstracten Schema einer bestimmten Tactart und der Mannichfaltigkeit ihrer concreten Erscheinungsform in einem wirklichen musicalischen Satz? gilt nicht jene Lehre von der 2—4fachen Zerfällung eines Fusses ganz ebenso von den Tacten unsrer Musik, und sind es nicht auch hier die grösseren Tactarten, welche in jedem Abschnitte 4 rhythmische Zeiten, nämlich 2 schwere und 2 leichte, haben, während die von geringem Umfang nur je 1 Arsis und 1 Thesis umfassen?

Die Analogie drängt sich jedem auf, der nur einige Tacte eines Volksliedes oder Walzers sich zu vergegenwärtigen weiss; und mit Recht hat daher Feussner Rhythmus sofort übersetzt durch Tact, Fuss durch Tactabschnitt, rhythmische Zeit durch Tacttheil. Und wenn auch die Alten das Wort *ῥυθμός* oft in einem weniger abstracten Sinne gebrauchen, als es Aristoxenus in der Regel thut, und als wie wir es mit dem Worte Tact immer thun, so wird wesentlich dadurch nichts geändert; denn dann verstehen sie darunter ungefähr das, was wir rhythmische Figur nennen, nämlich die bestimmte Darstellung rhythmischer Formen in einem gegebenen rhythmischen Gebilde. Es bedarf kaum der Erinnerung, dass auch so Rhythmus und Tact keine heterogenen Begriffe sind, sondern sich dann verhalten wie der concrete Fall zu der abstracten Regel, oder vielmehr, wie die Variation zum Thema: wie jenes nicht ist ohne dieses, so ist auch der Rhythmus nicht ohne Tact, und es kann wol sein, dass Tact vernommen wird ohne Rhythmus, nie aber Rhythmus ohne Tact. Achten wir z. B. auf irgend eine Instrumentalmusik, so machen wir leicht die Bemerkung, dass nur die Hauptinstrumente sowol Melodie, als Rhythmus vollständig ausführen, manche andere hingegen, wie Bass, Pauke, Trommel in der Regel nur in einfachster Weise den Tact markiren.

Indem ich darauf verzichte, der weiteren Entwickelung des Aristoxenus ins Einzelne zu folgen, erlaube ich mir nur noch die Aufmerksamkeit auf das 7. Kapitel zu lenken, wo die Hauptsache kurz zusammengefasst und eine Eintheilung der Tactabschnitte nach folgenden Unterschieden vorgenommen wird: 1) nach Grösse und Umfang; 2) nach dem Geschlecht; 3) nach der Rationalität und Irrationalität; 4) nach der Zusammensetzung; 5) nach der Theilung (*διαιρέσει*); 6) nach der Tactform (*σχήματι*); 7) nach dem Gegensatz.

Hiezu folgende Bemerkungen: Nach dem Geschlecht findet ein dreifacher Unterschied statt, je nach dem Verhältniss von Arsis und Thesis: diess ist entweder das gleiche von

*) S. 19.

**) p. 33 ed. Meib.

1 : 1, oder das doppelte von 2:1, oder das $1^1/_2$ fache, wie $1^1/_2$: 1; somit giebt es 3 rhythmische Geschlechter: 1) das gleiche oder dactylische, 2) das doppelte oder iambische; 3) das hemiolische oder päonische. Je nachdem nun die einzelnen Füsse oder Abschnitte dieser Tactgeschlechter die Grundzeit mehr oder weniger Mal enthalten, unterscheiden sich in jedem Geschlechte wieder mehre Arten, die zwar dasselbe Verhältniss zwischen Arsis und Thesis beobachten, aber untereinander verschieden sein können an Grösse. So gab es im dactylischen Geschlechte eine Art, die unserem $^2/_4$, eine andere, welche unserem ganzen Tact entsprach, in dem iambischen Geschlecht war unter andern der $^3/_8$ und $^3/_4$ Tact, in dem päonischen der $^5/_8$ und $^5/_4$ Tact möglich. Ferner gab es eine gemischte Tactart, welche aus je 2 Füssen des iambischen Geschlechtes zusammengesetzt war, und so in Bezug auf die mit einander verbundenen Füsse das Verhältniss der Gleichheit darstellte, dagegen innerhalb jedes einzelnen Fusses selbst das des doppelten. Dahin gehörte z. B. der $^6/_8$ und $^6/_4$ Tact.

Verschieden nach Rationalität und Irrationalität sind die Füsse oder Tactabschnitte, insofern in einigen die rhythmische Geltung und die metrische Form vollkommen adäquat ist, während diess bei andern nicht stattfindet, sondern z. B. ein Dactylus nur die Geltung eines Tribrachus oder Trochäus haben kann. Zusammengesetzte Füsse werden solche genannt, welche aus mehreren Tönen oder Silben bestehen, unzusammengesetzte diejenigen, wo zum Ausdruck eines Tactabschnittes oder Tacttheiles eine einzige Silbe, oder ein einziger Ton verwandt ist; zu jener Classe gehörte z. B. ein Abschnitt des ganzen Tactes, der in mehreren Vierteln und Achteln ausgeführt war, zur letzteren dagegen ein solcher, der nur aus 1 ganzen oder aus 2 halben Tönen bestand.

Nach der Tacttheilung weichen Füsse von einander ab, wenn dieselbe Zeitgrösse in ungleiche Theile zerlegt wird, sei es nach beiden, nach Anzahl und Zeitwerth, oder nach einem von beiden. Dem Schema nach unterscheiden sie sich, wenn dieselben Theile ein und derselben Grösse nicht auf gleiche Weise angeordnet sind, z. B. $^3/_4$ Tact einmal durch einen Jonicus, ein andermal durch einen Doppeltrochäus ausgedrückt. Dem Gegensatz nach findet ein Unterschied statt, indem ein Fuss mit der Arsis oder Thesis beginnt, und so eine rhythmische Composition im Auf- oder Niedertact anfangen kann.

Diese mannigfachen Unterschiede wurden theils hervorgerufen, theils ausgeglichen durch die ἀγωγή. Darunter verstand Aristoxenus und die übrigen alten Musiker das, was wir Tempo nennen, und wodurch nicht nur die grössere und geringere Schnelligkeit ganzer Stücke und einzelner Partieen bewirkt wurde, sondern auch das längere und kürzere Verweilen auf einzelnen Tönen; „durch das Tempo, sagt Aristoxenus bestimmt, geschieht es, dass dieselbe Zeit durch einen einzigen und durch mehrere metrische Füsse bezeichnet sein kann.“ In ähnlicher Weise wirkten die Pausen, welche ebenfalls in der griechischen Musik Anwendung fanden. Eine grosse Verschiedenheit in der Form grösserer rhythmischer Compositionen wurde endlich durch das hervorgebracht, was die alten Rhythmiker die μεταβολή nennen. Damit bezeichneten sie den Wechsel der Tactart selbst in ein und demselben Stück, eine Erscheinung, die vollkommen analog ist den Uebergängen in unsrer Musik, z. B. vom ganzen zum $^6/_8$ Tact.

Unter solchen Umständen dürfte nichts weniger kühn erscheinen, als die Behauptung, dass man mit Fug und Recht die Rhythmik der Alten bezeichnen kann mit dem Namen der antiken Tacttheorie, und eine genauere Vergleichung der antiken und modernen

Tactheorie möchte leicht ergeben, dass beide nicht viel weiter auseinanderliegen, als die antike und moderne Mathematik.

Dafür sprechen nicht blos die bestimmt formulirten und wissenschaftlich begründeten Lehren des Aristoxenus und der andern alten Musiker, sondern auch einzelne leicht hingeworfene Andeutungen derselben, in denen wir moderne Gedanken oft auf das Ueberraschendste wiederfinden. Um nur eines zu erwähnen, so finden wir die Lehre des Aristoxenus von der Grundzeit auf die Annahme basirt, dass die Schnelligkeitsgrade der Bewegungen nicht eine Steigerung ins Unendliche zulassen, sondern innerhalb des menschlichen Vermögens liegen, dieselben mit dem Gefühle aufzufassen. Ganz in ähnlicher Weise lehrt A. W. Schlegel in seinen geistreichen Briefen über Silbenmessung, dass der Tact in der physischen Organisation des Menschen begründet ist, indem gerade diejenigen Functionen des Körpers, in denen sich das Leben am unmittelbarsten äussert, der Pulsschlag und das Athemholen, in tactmässiger Bewegung vor sich gehen; und in dieser gleichmässigen Bewegung nicht nur der Massstab liegt für jede andere Zeitmessung, sondern auch der Grund, warum dem Menschen jede tactmässige Bewegung so wol thut, — in dem Grade, dass er sie nicht allein instinctmässig beginnt bei gemeinsamen, geräuschvollen Arbeiten, sondern auch überall, wo er die innere Bewegung seines Gemüthes äusserlich darstellen will, sei es durch Töne, durch Worte oder durch Gebärden.

Diese Begründung des Tactes auf die äussere Organisation des Menschen liesse sich leicht noch verstärken durch den Nachweis, dass im Geiste des Menschen ähnliches stattfindet. Denn liegt nicht im menschlichen Geiste trotz dem Verlust seiner ursprünglichen Reinheit das tiefe Bedürfniss nach Regel und Gleichmass, verbunden mit dem Missbehagen an allem Unsteten, Gesetz- und Gestaltlosen? Und lässt sich nicht das ganze sittliche Leben darstellen als die Beobachtung des rechten Masses? — Bedeutungsvoll aber ist, dass gerade die Griechen es waren, welche diess thaten.

So haben wir gefunden, dass die Griechen unter Rhythmus wesentlich dasselbe verstanden, was wir Tact nennen, und dass dieser überall das höchste Gesetz in allen Künsten der Bewegung enthält, weil er nicht etwas individuelles, nicht etwas nationales, sondern etwas allgemein menschliches ist, begründet in der gesammten, geistigen, wie körperlichen Anlage des Menschen. Wenn dem so ist, so bedarf es wol keines weitläufigen Beweises, dass die Griechen alle ihre rhythmischen Compositionen, namentlich ihre lyrischen Gedichte nicht nur in einem gewissen Tact setzten, sondern sie auch in demselben vortrugen. Abgesehen von den Lehren der Alten selbst, welche nothwendig darauf führen, dürfte folgende Beweisführung Schlegels ziemlich bündig sein. Er sagt: um die lyrischen Versmasse der Griechen zu verstehen, müsse man vor allem bedenken. **1)** dass die lyrischen Gedichte nicht für die Recitation und noch weniger für die einsame Lectüre bestimmt waren, sondern durch Gesang und Tanz zur Erscheinung kamen; **2)** dass die Lieder der höheren Lyrik von einem Chore vorgetragen; **3)** dass dieser mimische Chorgesang von musicalischen Instrumenten begleitet wurde. Daraus zieht er nun die Consequenz, dass die lyrischen Metra einem bestimmten Tacte unterworfen waren; denn ohne denselben sei undenkbar: **1)** ein Gesang mit Instrumentalbegleitung, **2)** ein Chorgesang und **3)** ein menschlicher Gesang überhaupt.

Aber hier entsteht nun die Frage: wie sind die rhythmischen Formen der künstlicheren, aus den mannichfachsten Versfüssen gemischten Strophen aufzufassen, damit sie

als schöne Compositionen in einem bestimmten Tacte erscheinen? Die Antwort ist allerdings nicht einfach, aber doch nicht zweifelhaft, denn sie ist klar und bestimmt enthalten in der rhythmischen Theorie der Alten. Hier sei es vergönnt aus dem schon Gesagten nochmals die Lehre des Aristoxenus in's Gedächtniss zu rufen, dass der Rhythmus seine Gestaltungskraft ganz in gleicher Weise übt auf Sprachtext wie auf musicalische Töne. Dann ist von grosser Wichtigkeit die Lehre von den zusammengesetzten und irrationalen Füssen, sowie auch die Berichte der Alten über ἀγωγή und μεταβολή. Endlich aber erscheint von der grössten Bedeutung, was Aristoxenus über die Grundzeit sagt. Hier spricht er bestimmt und deutlich von der griechischen Tactzerfällung und lehrt namentlich, dass ein gewisses, durch die Fassungskraft des Menschen selbst gegebenes Mass der Länge und Kürze einer rhythmischen Zeit vorhanden sei, und dass das möglichst kleinste Maass derselben, die Grundzeit, sich nicht blos verdoppeln lasse, sondern es gäbe Zeiten, die sie **3**, **4** und mehrmal umfassten. Diess steht der Lehre der Grammatiker von der ein- und zweizeitigen Mora schnurstracks entgegen, und stellt die einzelnen Silben eines rhythmischen Gebildes nicht nur unter das einfache Verhältniss der Länge und Kürze, wie **2**:**1**, sondern gestattet in der Geltung und Messung ganz dieselbe, oder doch ähnliche Mannichfaltigkeit, wie ein Satz unserer Musik hinsichtlich der einzelnen Töne; und das stimmt vollkommen mit dem überein, was bei der Lehre von zusammengesetzten und unzusammengesetzten Versfüssen berichtet wurde, nämlich dass ein Fuss durch nur **1** oder **2** Silben, ein anderer von gleicher Zeitdauer durch eine ganze Menge von Silben dargestellt werden könne. Der berührte Gegensatz war schon im Alterthum Gegenstand des Streites zwischen Musikern und Grammatikern, wie wir aus der Erzählung des Scholiasten zum Hephästion (p. **78**) entnehmen. Um denselben zu schlichten, bin ich nun der innigsten Ueberzeugung, dass man nicht den Grammatikern ohne weiteres Recht geben und ihre Lehre von der doppelten Mensur zum Grundgesetz aller rhythmischen Composition erheben darf, sondern dass man Musiker und Grammatiker in die jedem zukommende Sphäre verweist, und die Lehre der Grammatiker für die allgemeine Norm der Prosodie hält, dagegen die Meinung der musikalischen Rhythmiker durchaus für massgebend erachtet, sobald es sich um die Construction und Recitation einer lyrischen Strophe handelt.

Es ist klar, wie bei solcher Bewandtniss es seine grossen Schwierigkeiten hat, die wahre rhythmische Gestalt der kunstvolleren Strophen zu reconstruiren. Dass wir es auch nur annähernd versuchen dürfen, dazu kommt uns der Umstand zu statten, dass nach dem übereinstimmenden Zeugniss der Alten die Poesie unter ihren Schwesterkünsten einen zwar nicht exclusiven, aber doch vorherrschenden Rang einnahm, indem Musik und Tanzkunst nur dazu diente, das poetische Wort in schönster und wirksamster Weise zur Erscheinung zu bringen. So kam es, dass weit entfernt von der neuern Weise, wo der poetische Text gewöhnlich nur als etwas accessorisches betrachtet wird, dessen Rhythmus und metrische Geltung sich völlig den rhythmischen Figuren der Musik unterzuordnen habe, — der Text der lyrischen Dichtungen bei den Griechen selbst die Grundlage der gesammten rhythmischen Composition bildete und somit in seinen Strophen, Versen und Versfüssen den wahren rhythmischen Satz darstellte, der bei der Aufführung wirklich hervortrat. Etwas ähnliches hat die neuere Musik in den grossartigen Schöpfungen des genialen Gluck und den interessanten Opern Richard Wagner's aufzuweisen; beide Künstler gingen auch ähnlich wie die Grie-

chen von dem Bewusstsein aus, dass bei einem naturgemässen Zusammenwirken der Musik und Poesie, letztere nicht eine untergeordnete, sondern wenigstens gleichberechtigte Rolle spielen müsse.

Erst in dem letzten Stadium der griechischen Lyrik und Musik änderte sich jenes Verhältniss, die Musik emancipirte sich von der Poesie und die vom Gesang losgetrennte Instrumentalmusik machte schnelle Fortschritte in kunstvollerer Anwendung der Harmonie und dem rhythmischen Auseinandergehen einzelner Stimmen, ein Umstand der denn auch da seine Wirkung übte, wo Musik und Poesie wieder zusammentrafen. Da diess jedoch erst zu der Zeit geschah, wo griechisches Leben und Kunst seine höchste Blüthe längst erreicht hatte und dem Untergang entgegen ging, so hat diess für die Würdigung ihrer klassischen Dichtwerke in dieser Beziehung keinen Einfluss, und wir werden daher sowol die lyrischen Gedichte, als die Chorgesänge in den Dramen für rhythmische Gebilde zu halten haben, deren Formen bei der musicalisch-mimischen Aufführung massgebend waren. Erst mit der Wahrheit dieses Satzes erhält alle unsre Bemühung um die Kunde der antiken Rhythmik ihre practische Bedeutung; denn nun erst sind wir in den Stand gesetzt, vorhandene Werke der rhythmischen Kunst der Griechen in ihrer wahren Gestalt zu erkennen, und durch Recitation ihnen annähernd das Gepräge zu geben, welches ihnen einst bei der musicalisch-orchestischen Darstellung zu Theil wurde. — Eine nach diesem Grundsatz und den hier entwickelten Ansichten von Rhythmus und rhythmischer Composition angestellte Betrachtung der Ueberreste der griechischen Lyrik lehrt in der That, dass dieselben mit ihren Strophen, Versen und Versfüssen eine analoge Erscheinung bilden zu dem rhythmischen Bau unserer Musikstücke. Die Strophen entsprechen den musicalisch-rhythmischen Perioden, die Verse theils den Unterabtheilungen derselben, theils dem, was wir gewöhnlich einen musicalischen Gedanken nennen, die Versfüsse den Tactabschnitten.

Dafür einige Belege zu geben wird meine nächste und letzte Aufgabe sein, wofür ich mir die Aufmerksamkeit der hohen Versammlung noch auf kurze Zeit zu erbitten erlaube.

Zuerst muss ich hier dem Einwurf begegnen, dass eine musicalisch-rhythmische und eine poetisch-rhythmische Composition sich nicht miteinander vergleichen liessen, weil der Tactbau über den musicalischen Ton ganz willkürlich verfügen dürfe, während er in der Poesie an die bestimmte und gegebene Mensur der Worte gebunden sei. Hieraus erwächst allerdings eine Verschiedenheit, allein keineswegs eine solche, welche das Wesen des Tactbaues selbst träfe. Hier wie dort ist ihm ein Stoff gegeben, geeignet das rhythmische Schema zu erfüllen und den Rhythmus in mannichfachster Form darzustellen; der Unterschied ist nur, dass der eine Stoff geschmeidiger ist, als der andere, und der eine sich den Intentionen des Künstlers ohne weiteres fügt, während der andere gewisse Normen an sich trägt, die der Componist berücksichtigen und daher eine sorgfältige Auswahl unter den Worten und Silben treffen muss, um sie zu einem rhythmischen Ganzen zusammenfügen zu können. Hierbei kommt es jedoch auf die Beschaffenheit der Sprache selbst wieder an, ob sie mehr oder weniger Schwierigkeiten einem solchen Unternehmen entgegensetzt. Was die griechische betrifft, so war sie dazu vorzüglich geeignet nicht nur wegen des melodischen Baues der einzelnen Wörter, sondern hauptsächlich wegen ihrer Mannichfaltigkeit in Bezug auf Länge und Kürze der Silben. So war es möglich, dass der griechische Dichter mit seiner Sprache auf leichte Weise die mannichfachsten rhythmischen Formen bilden konnte;

und so geschah es auch, dass das musicalisch-rhythmische Moment in der griechischen Sprache bei weitem das Uebergewicht erhielt über das logische, und einestheils nicht die Bedeutung, sondern der Klang die Länge und Kürze der Silben bestimmte, anderntheils sogar der Wortaccent von der Quantität der Silben abhängig gemacht wurde und auf den Machtspruch derselben stets seinen Sitz verändern muss. Ferner aber machte auch hier der Rhythmus seine Kraft geltend, und gestattete dem Dichter manchen Eingriff in das natürliche Recht der Silbenquantität und die gewöhnliche Aussprache der Worte. Die hieraus resultirenden Erscheinungen der Synizesis und der Verlängerung und Verkürzung der Silben sind von alten und neuen Metrikern anerkannt, und hier genügt es, mit einem Wort die Aufmerksamkeit darauf gelenkt zu haben. Hier kommen nun auch die oben erwähnten Freiheiten in Betracht, vermöge deren der Künstler irrationale Füsse gebrauchen und so gut den Sprachtext, als den musicalischen Ton beliebig dehnen durfte, — in der Art, dass er einen Tactabschnitt nur durch eine einzige, lange Silbe ausfüllen und einem Einzelfuss dieselbe Zeitdauer, wie einem danebenstehenden Doppelfuss zuertheilen konnte.

Schreiten wir so gerüstet zur Betrachtung der vorhandenen lyrischen Gedichte und ihrer rhythmischen Verfassung, so werden wir zunächst durch den natürlichen Gang der geschichtlichen Entwicklung genöthigt, verschiedene Zeiten und Dichtergruppen zu unterscheiden. Aehnlich wie Hermann:

I. Die Elegiker. Ein dactylischer Hexameter und Pentameter zusammengefügt war die älteste Art der Strophe. Als rhythmisch-musicalische Composition betrachtet kann sowol der Hexameter als der Pentameter als eine Periode von je zwei $^3/_2$ Tacten betrachtet werden, indem je drei Dactylen oder Spondeen als ein $^3/_2$ Tact gelten; im Pentameter würde dann in jedem Tactabschnitt an der dritten Stelle eine einzige lange Silbe anstatt eines Dactylus oder Spondeus stehen und so der Fall eintreten, dass jeder 3. Tacttheil ein unzusammengesetzter wäre, — in der oben angegebenen Bedeutung, — während die beiden ersten zusammengesetzte, nämlich durch mehr als 1 Silbe ausgefüllte *). Ausserdem finden wir bei den ältesten Lyrikern, z. B. bei Terpander den dactylischen Hexameter und anapästische Verse von ähnlicher Länge entweder in beliebiger Anzahl an einander gereiht, oder in bestimmter Anzahl zusammengruppirt; leider können wir wegen des fragmentarischen Zustandes der hierher gehörigen Dichtungen in Bezug auf Umfang und Gesetz dieser Strophen nichts Zuverlässiges erkennen.

II. Die melischen Dichter: die äolischen und jonischen (Anakreon); Strophen von je 4 Versen, entweder in ganz regelmässiger Wiederholung desselben Fusses, oder mit Aenderung des σχῆμα, (Doppeltrochäus für Jonicus a minore) oder durch Mischung irrationaler und rationaler Füsse. Der Umfang jedes Verses in der Regel der eines Dimeters, der Schlussvers in manchen Strophen nur halb so gross, — in den einfacheren Strophen alle Verse gleich gross und die einzelnen Strophen durch Wiederholung desselben Anfangsverses abgetheilt. Auch in diesen Strophen vollkommene Correspondenz der grösseren und kleineren Abtheilungen, indem in jedem Verse je 2 Dipodien von kleineren Versfüssen (Trochäen und

---

*) Somit bestünde jede Strophe eines Distichons aus 4 Tactabschnitten, die in symmetrischer Weise so gruppirt sind, dass je 2 zusammen die Unterabtheilung, den Vers, bilden, und eine ähnliche Correspondenz wie von Vers zu Vers, auch wieder innerhalb jeder Abtheilung durch die gleichen Hälften — besonders stark markirt im Pentameter — bewirkt wird.

Jamben) oder je 2 Einzelfüsse umfangreicherer Versfüsse, namentlich des Jonicus a minori einen Tactabschnitt bilden, also in jedem Vers deren 2 sich entsprechen; diese wieder in dem folgenden Verse ihr Gegenbild haben, und in gleicher Weise die Abschnitte des 3. und 4. Verses, so dass jede Strophe in 2 Hälften von je 4 Tactabschnitten zerfällt und im Ganzen deren 8 enthält. Sowol die äolischen als jonischen zeichnen sich aus durch ein rasches Tempo und lassen sich leicht in den $^6/_8$, $^9/_8$ und $^3/_4$ Tact setzen, entweder im Auf- oder im Niedertact.

III. Die ersten chorischen Lyriker: Stesichorus etc. Strophen von grösserem Umfang, aber fast durchgängige Gleichartigkeit der Versfüsse. z. B. der dactylische Tetrameter in 8maliger Wiederholung; — ein rhythmisches Ganze, das bei dipodischer Messung zusammen 32 Tactabschnitte im C-Tact enthält, so gruppirt, dass je 4 die Unterabtheilung, je 8 und je 16 die nächst höhere, je 32 endlich das Ganze ausfüllen.

IV. Die Vollendung der chorischen Lyrik in den Gedichten des Pindar, und der Dramatiker. Längere Strophen und kürzere mit bald langen, bald kurzen Versen, die mannichfachsten Füsse gebraucht, bald mit einfacher Aneinanderreihung gleichartiger, bald in bunter Mischung der verschiedenartigsten, wobei denn alle ebengenannten Verschiedenheiten in Bezug auf Grösse, Rationalität, Gestalt, Tacttheilung vorkommen, und oft schwierig ist, die Tactart und die herrschenden rhythmischen Figuren zu erkennen; doch ergiebt eine sorgfältige Beobachtung auch hier die Entdeckung eines kunstvoll durchgeführten rhythmischen Schema, welches das Gesetz der Correspondenz ebensogut innerhalb der einzelnen Verse und Strophen ausprägt, als in Bezug auf Anordnung und Aufeinanderfolge der Strophen selbst. In Bezug auf letztere bietet sich die Erscheinung dar, dass bei Pindar nur in wenigen Gedichten sich immer nur dieselbe Strophe wiederholt; in der Regel wird je 2 sich vollkommen entsprechenden eine 3. von ähnlicher, aber doch etwas anderer Composition hinzugefügt, und diese Dreiheit von Strophe, Gegen- und Schlussstrophe als eine höhere Einheit verschiedene Male wiederholt. In den Chorgesängen der Dramatiker dagegen ist das Gewöhnlichste die Aneinanderreihung von Strophe und Gegenstrophe in beständigem Fortschritt, so dass das 2. Strophenpaar von dem 1., das 3. von dem 2. wieder verschieden ist; oft wird eine grosse Mannichfaltigkeit in der Anordnung der Strophen dadurch hervorgebracht, dass nicht die entsprechenden Strophen paarweise aneinander gereiht, sondern in buntem Wechsel durcheinandergewürfelt sind.

V. Die Dithyrambiker: die letzte Entwicklung der griechischen Lyrik und Musik. Herrschaft des Musicalischen über das Poetische. Die Gesänge nicht mehr in sich wiederholenden Strophen componirt, sondern in freierer Weise, ähnlich wie die sogenannten durchcomponirten Stücke der heutigen Musik, nur mit dem Unterschiede, dass der moderne Componist in der Regel einen strophisch verfassten Text mit Hintansetzung der strophischen Eintheilung als ein Ganzes betrachtet, dem er einen von Anfang bis zum Ende in bunter Mannichfaltigkeit fortschreitenden rhythmisch-musicalischen Satz anpasst, während bei den Griechen, auch hier, wie in früherer Zeit, Dichter und Musiker in einer Person vereinigt, sogleich dem poetischen Text diese Mannichfaltigkeit der rhythmischen Form verlieh.

Das Gesagte zu veranschaulichen, sei mir zum Schluss noch vergönnt, wieder auf Pindar zurückzukommen, und die rhythmische Analyse einiger seiner Epinikien vorzunehmen.

Hier ist nach Analogie der Färbung des Dialectes und der Anwendung verschiedener Tonarten bei der musikalischen Composition auch in rhythmischer Beziehung ein dreifacher

Unterschied der Pindarischen Gesänge gemacht worden, indem man dieselben eintheilt **1**) in d o r i s c h e, **2**) in l y d i s c h e, **3**) in ä o l i s c h e. Und in der That tritt uns in den Gedichten des Pindar ein entschiedener Gegensatz entgegen in Bezug auf ihre rhythmische Anlage, indem einige ein ziemlich gleichmässiges Metrum von Dactylen, Spondeen und zweiten Epitriten haben; andere dagegen die verschiedenartigsten Versfüsse mit mannichfachem Wechsel langer und kurzer Silben verbinden; eine dritte Partie endlich zwischen beiden die Mitte hält. Die erstere Gruppe entspricht, wie im Dialect, so im Metrum ganz dem dorischen Stamme mit seinem ernsten, besonnenen Character; das Schema des Rhythmus ist einfach, der Gang desselben feierlich und stätig, der zu Grunde liegende Tact lässt sich mit grosser Wahrscheinlichkeit als der $^4/_4$ u. $^3/_2$ Tact bezeichnen, indem **1**) eine dactylische Dipodie und ein Epitrit die einfachste Darstellung je eines Tactes bieten, nämlich a) ♩ ♫ ♩ ♫ | b) ♩. ♪ ♩ ♩ und ein Doppelspondeus gleich zwei halben Tönen 𝅗𝅥 𝅗𝅥 dazwischen tritt, im **2**. Fall hingegen Dactylen und Spondeen tripodisch zusammengefasst ebenso einfach den $^3/_2$ Tact darstellen. Dieser Weise gerade entgegen steht der rhythmische Satz der durch den äolischen Dialect gefärbten Gesänge; gemäss dem leidenschaftlichen Character der Aeolier und der stürmischen Bewegung in den Liedern der äolischen Dichter ist das Tempo rasch, das metrische Gepräge buntfarbig, indem Trochäen, Dactylen, Jamben, Anapästen, Tribrachen, Proceleusmatiker, Päonen, Bacchien, Kretiker, Choriamben, Joniker in grösster Mannichfaltigkeit gemischt sind, ähnlich wie in unsrem Notensatz Compositionen von $^1/_{16}$, $^1/_8$, $^1/_4$, halben und ganzen Noten, Triolen und punctirten Noten. Zu bemerken ist hier besonders die Erscheinung, dass in manchen der hierher gehörigen Gedichte deutlich der Dochmius in verschiedener Gestalt den einzelnen Tactabschnitten zu Grunde liegt, in andern Glykoneen und Pherekrateen die herrschenden rhythmischen Figuren bilden. Mit grosser Wahrscheinlichkeit lässt sich hier der $^6/_8$, $^9/_8$, $^3/_4$ und $^4/_4$ Tact erkennen. Was die Gesänge im lydischen Rhythmus betrifft, so ist ihre Bewegung eine mittlere, ihr metrisches Gepräge bald eine Vereinfachung des äolischen, bald eine Verflüchtigung des dorischen Schema; ersteres z. B. im **9**., letzteres im **5**. olympischen Epinikion.

Eingedenk des alten Spruchs ***exempla probant*** erlaube ich mir ein Gedicht jeder dieser drei Gruppen herauszuheben und zu analysiren.

Bei der Einfachheit des dorischen Rhythmus wird es mir verstattet sein, mich so kurz als möglich zu fassen, und ein Gedicht zu wählen, welches die Richtigkeit der ausgesprochenen Ansichten am augenscheinlichsten darthut. Ein solches ist das **12**. pythische. Es ist eins von den wenigen, in welchen der rhythmische Satz nicht aus Strophe, Antistrophe und Epode besteht, sondern einfach aus einer sich mehrfach wiederholenden Strophe. Dieselbe hat **8** Verse:

1) den Vorschlag einer langen Silbe, **2** Dactylen, einen Spondeus, **2** Dactylen und eine lange Schlusssilbe.

2) **2** Dactylen, **1** Spondeus, **2** Dactylen und **1** lange Schlusssilbe.

3) den Vorschlag einer langen Silbe, **2** Dactylen, **2** zweite Epitriten, von denen der letzte catalectisch endet.

4) ganz wie der **2**.

5) und **6**) ganz wie der **3**.

7) **2** Dactylen, **1** Spondeus, ein catalectischer Epitrit.

8) 2 akatalectische zweite Epitriten.

Die ganze Anlage, namentlich aber die häufig eintretende Diärese führt darauf hin, den dem Doppeldactylus regelmässig angefügten Spondeus nicht mit diesem zusammen zu einer Tripodie zu verknüpfen, sondern beide gesondert zu halten; dann wird man den Doppeldactylus als die Darstellung eines Viervierteltactes in je 1 Viertel- und 2 Achteltönen auffassen, dem Spondeus dieselbe Zeitdauer beimessen, als einem $^4/_4$ Tact in 2 halben Tönen. Dieselben 2 Tacte bilden sofort die erste Hälfte des 1. Verses, die zweite Hälfte ist ganz ebenso, nur dass der letzte Tact nicht durch einen vollständigen, sondern einen catalectischen Spondeus ausgedrückt ist, also nicht durch 2 halbe, sondern 1 ganzen Ton oder durch einen halben Ton und eine Pause; die lange Silbe, womit der Vers beginnt, bildet einen Auftact. Der 2. Vers ist eine reine Wiederholung des 1. mit Ausnahme des Auftactes; er stellt 4 ganze Tacte dar durch a) je 1 Viertel und 2 Achtel, b) 2 halbe Töne, c) je 1 Viertel und 2 Achtel, d) 1 ganzen Ton oder $^1/_2$ und eine Pause. Ganz denselben Verlauf hat das folgende Verspaar, der 4. ist auch an Gestalt dem 2. vollkommen gleich, und der 3. vom 1. nur dadurch verschieden, dass er die letzte Hälfte nicht durch Dactylen, sondern durch Epitrite ausdrückt, deren jeder dasselbe Mass hat, wie ein Doppeldactylus, und den ganzen Tact in einer Weise darstellt, die wir durch ein punctirtes Viertel, 1 Achtel und 2 darauf folgende Viertel ♩. ♪ ♩ ♩ | bezeichnen; da der 2. Epitrit catalectisch ist, so würden wir die letzten 2 Viertel durch eine halbe Note oder durch 1 Viertel mit einer Pause darstellen. — So haben wir auch am 3. und 4. Vers ein Paar, welches zusammen 8 Tactabschnitte enthält, die ebenso wie im ersten Verspaar je zwei durch einen gleichen Schluss sich als die erste rhythmische Periode darstellen, je vier eine dergleichen grössere; und beide Paare entsprechen sich wieder gegenseitig nicht nur im Ganzen als Ausdruck von 8 Tactabschnitten, sondern auch im Einzelnen durch Correspondenz der je ersten und zweiten Hälfte eines jeden Paares. Beide Paare zusammen bilden wieder eine grössere rhythmische Abtheilung von 16 Tactabschnitten, sie machen die höchste Unterabtheilung, nämlich die Hälfte der ganzen Strophe aus, die auch syntactisch einmal markirt ist durch schwere Interpunktion. Dasselbe Fortschreiten von Tactabschnitt zu kleineren und grösseren rhythmischen Perioden findet in den vier Versen statt, welche die 2. Hälfte der Strophe bilden. Hier tritt nur die Varietät ein, dass nicht die einzelnen Verse der beiden Paare sich alternirend entsprechen, sondern die Verse eines jeden Paares einander selbst adäquat sind, indem jeder Vers des ersten Paares mit einem Auftact beginnt, den ersten Tactabschnitt durch je 1 Viertel und 2 Achtel, den 2. durch 2 halbe Töne, den 3. durch ein punctirtes Viertel, 1 Achtel und 2 darauf folgende Viertel, den 4. durch ein punctirtes Viertel, ein Achtel und 1 Viertel mit Pause ausfüllt; während die folgenden Verse beide brachycatalectisch enden und am Ende eine grössere Pause, oder ein längeres Anhalten auf der letzten Silbe erfordern. Also erscheint die ganze Strophe als ein völlig symmetrischer Bau, dessen Grundmass in einfachster Weise variirt wird und mit der grössten Regelmässigkeit sich zu immer höheren Einheiten zusammenschliesst.

Das analysirte Gedicht ist der Zeit nach eins der ersten pindarischen Epinikien, und sein rhythmisches Gepräge hat auch grosse Aehnlichkeit mit dem Strophenbau der früheren Periode, es entspricht ganz den achtzeiligen Strophen in dactylischen Tetrametern und weicht nur darin von diesen ab, dass Epitriten mit Doppeldactylen abwechseln und der Spondeus immer an derselben Stelle wiederkehrt.

(Demnach würde man das Gedicht folgendermassen zu lesen haben.) *).

Um ein Beispiel des äolischen Rhythmus zu geben, versuchen wir die Analyse eines, was Sprache und Gedanken betrifft, der grossartigsten, und was die metrische Form, eines der schwierigsten pindarischen Gedichte, nämlich das 2. olympische.

Nach öfterem Lautlesen und mehrfachem Versuch, diese Ode ins Deutsche zu übersetzen, schien mir Folgendes die einfachste und ungezwungenste Lösung dieses rhythmischen Räthsels:

Der herrschende Versfuss ist der Päon und zwar theils der erste und der vierte, theils die durch Zusammenziehung derselben entstehenden Formen des Kretikus und Bacchius; darunter gemischt sind häufige Jamben und einige wenige Anapäste und Dactylen. Je 2 Füsse sind dipodisch verbunden und bilden einen Abschnitt, den man als einen $^{4}/_{8}$ oder auch als $^{4}/_{4}$ Tact auffassen kann. 4 dergleichen Abschnitte bilden eine rhythmische Periode, die zugleich syntactisch abgeschlossen wird nicht nur durch Wortende, sondern auch durch leichte Interpunction; je 2 solcher 4tactigen Perioden verbinden sich wieder zu einer höheren Einheit, welche die Hälfte der Strophe ausmacht und vielfach durch schwere Interpunction markirt wird. Indem ein gleiches mit dem 3. und 4. Verse stattfindet, besteht die ganze Strophe aus vier Versen oder aus 4 rhythmischen Perioden, von denen je 2 wieder sich enger aneinander anschliessen; aber auch jeder einzelne Vers lässt sich wieder in zwei gleiche Theile theilen und Cäsur und Diärese geben abwechselnd die Stelle an, wo die Scheidung stattfindet. — (Um die Uebersicht zu erleichtern, möchte es practisch sein, die Verse wirklich in zwei Hälften von einander zu legen und als engverbundne zwei Halbverse ohne Rücksicht auf Wortbrechung, die übrigens nur selten vorkäme, nebeneinander zu schreiben). So haben wir auch hier eine vollkommen symmetrische Composition, die in Bezug auf die Viertheilung der einzelnen Verse, die Correspondenz der niederen und höheren rhythmischen Abtheilungen, namentlich der gleichen Hälften der ganzen Strophe dem vorhin analysirten dorischen Tactbau ganz und gar analog erscheint. Selbst die Grösse der einzelnen Tactabschnitte kann es hier zufälliger Weise sein, indem auch hier der ganze oder $^{4}/_{4}$ Tact zu Grunde gelegt werden kann. Und doch welche Verschiedenheit, wenn man das rhythmische Gepräge im Einzelnen betrachtet!

I. Jambus, Bacchius, Bacchius, 4. Päon, Bacchius, 4. Päon, 4. Päon, Jambus. d. h. : der Auftact eines Achtels, ein $^{4}/_{4}$ Tact in: einem Viertel mit Punct und einem Achtel in der Arsis, einem Viertel, einem punctirten Achtel und einem Sechzehntheil in der Thesis; ein desgleichen in: einem Viertel, punctirten Achtel nebst Sechzehntheil, zwei Achteln und einem punctirten Achtel mit Sechzehntheil; ein desgleichen in derselben Gestalt, und 4. ein desgleichen in: 2 Achteln, einem punctirten Achtel mit Sechzehntheil in der Arsis, und 1 Viertel in Thesis, das 4. Viertel fehlt und wird durch den Auftact des folgenden Verses ersetzt. Dieser hat folgende Gestalt:

II. 2 Jamben, 2 erste Päonen, 3 Palimbacchien, ein erster Päon und eine lange Silbe: . Der Unterschied mit dem vori-

*) S. die lithographirte Beilage Nr. I.

Pind. Pyth. XII Str. 1.

Αἰτέω σε, φιλάγλαε, καλλίστα βροτεᾶν πολίων,
Φερσεφόνας ἕδος, ἅ τ' ὄχθαις ἔπι μηλοβότου
ναίεις Ἀκράγαντος ἐΰδματον κολώναν, ὦ ἄνα,
ἵλαος ἀθανάτων ἀνδρῶν τε σὺν εὐμενίᾳ
δέξαι στεφάνωμα τόδ' ἐκ Πυθῶνος εὐδόξῳ Μίδᾳ
αὐτόν τέ νιν Ἑλλάδα νικάσαντα τέχνᾳ, τάν ποτε
Παλλὰς ἐφεῦρε θρασειᾶν Γοργόνων
οὔλιον θρῆνον διαπλέξαισ' Ἀθάνα.

Max Lochner scripsit Lith. v. [illegible]

Pind. Ol. II.

Str. ⏑ — ⏑ — —   ⏑ — — ⏑ ∽ —   ⏑ — — ⏑ ∽ —   ⏑ ∽ — ⏑ —
— — ⏑ — — ⏑ ∽   — ⏒ ⏑ — —   ⏑ — ⏒ ⏑ — —   ⏑ — ∽ ⏑ —
— — ⏑ ∽ ⏒ —   ∽ ⏑ — — ⏑ —   ⏑ — — ⏑ ∽ —   ⏑ — — ⏑ —
⏑ — — ⏑ —   ⏑ — — ⏑ —   ⏑ ∽ — ⏑ —   ⏑ — ⏑ ⏑ —

Ep. — — ⏑ —   — ⏑ ⏑ — ⏑ —   — ⏑ —   ⏑ — ∽ ⏑ —
⏑ — — ⏑ —   ∽ ⏑ — — ⏑ —   ⏑ — ⏑ ∽   — — ⏑ —
— — ⏑ —   — ⏑ —   — ⏑ ∽   — —
⏑ — ∽ ⏑ —   ⏑ — — ⏑ — —   ⏑ — ⏑ —   ⏑ — —

Str.

Ep.

Str. 1. Ἀναξιφόρμιγγες ὕμνοι, τίνα θεόν | τίν' ἥρωα, τίνα δ' ἄνδρα κελαδήσομεν;
ἤτοι Πίσα μὲν Διός, Ὀλυμπιάδα δ' ἔστασεν Ἡρακλέης ἀκρόθινα πολέμου·
Θήρωνα δὲ τετραορίας ἕνεκα νικαφόρου | γεγωνητέον ὄπι δίκαιον ξένων,
ἔρεισμ' Ἀκράγαντος εὐωνύμων | τε πατέρων ἄωτον ὀρθόπολιν.

Ant. 1. Καμόντες οἳ πολλὰ θυμῷ ἱερὸν ἔσχον οἴκημα ποταμοῦ, Σικελίας τ' ἔσαν
ὀφθαλμός, αἰὼν δ' ἕπετε μόρσιμος, πλοῦτόν | τε καὶ χάριν ἄγων γνησίαις ἐπ' ἀρεταῖς.
Ἀλλ' ὦ Κρόνιε παῖ Ῥέας, ἕδος Ὀλύμπου νέμων | ἀέθλων τε κορυφὰν πόρον τ' Ἀλφεοῦ,
ἰανθεὶς ἀοιδαῖς εὔφρων ἄρουραν ἔτι πατρίαν σφίσιν κόμισον

Ep. 1. λοιπῷ γένει. τῶν δὲ πεπραγμένων | ἐν δίκᾳ τε καὶ παρὰ δίκαν
ἀποίητον οὐδ' ἂν Χρόνος ὁ πάντων πατὴρ | δύναιτο θέμεν ἔργων τέλος·
λάθᾳ δὲ πότμῳ σὺν εὐδαίμονι γένοιτ' ἄν.
ἐσλῶν γὰρ ὑπὸ χαρμάτων πῆμα θνᾴσκει | παλίγκοτον δαμασθέν.

gen Vers besteht nur darin, dass in der 1. Hälfte die bacchische Bewegung ♩♩. ♪ übergegangen ist in die kretische ♩. ♪ ♩ — Aehnliches findet auch beim 3. Verse statt, der vierte dagegen zeichnet sich durch grössere Einfachheit aus und hat in der Thesis nicht 3 oder 4 Silben zur Bezeichnung zweier Viertel, sondern nur 2, von denen die erste ein Viertel mit Punct, die 2. ein Achtel ausmacht.

Dieser aus 16 ganzen Tacten bestehenden Strophe entspricht nun vollkommen die Epode, auch sie hat dieselbe Anzahl von Tactabschnitten, dieselbe Gliederung der niederen und höheren Abtheilungen und dasselbe rhythmische Gepräge im Einzelnen. Aber übereinstimmend mit dem Umstand, dass in die Epoden meist der bedeutsame Ausdruck allgemeiner Wahrheiten gelegt ist, erscheint die rhythmische Bewegung etwas retardirt, es kommen also weniger Silben auf einen Tactabschnitt, und daher findet sich einigemal die Länge eines halben Tones, oder diese Zeit ist einfach durch 2 Viertel oder ein punctirtes Viertel mit 1 Achtel ausgefüllt. — Hie und da, z. B. im vierten Verse der Strophe tritt deutlich der Dochmius in seiner gewöhnlichen Form hervor und so könnte man jeden Tactabschnitt als die Variation oder einfache Gestaltnng des Dochmius auffassen. Den etwaigen Bedenken in Betreff der Annahme der Bacchien bei Pindar setzen wir die Thatsache entgegen, dass alle alten Rhythmiker diese Füsse ohne weiteres neben den übrigen aufzählen, dass Dionysius von Halicarnass, ein nicht zu verachtender Gewährsmann, diese rhythmische Form nennt **ἀνδρώδες πάνυ καὶ εἰς σεμνολογίαν ἐπιτήδειον,** und dass in den Volksliedern wie Künstlercompositionen die bacchische Bewegung sehr häufig vorkommt, sei es im $^{6}/_{8}$ Tact ♩. ♩ ♪ oder im $^{2}/_{4}$ Tact ♩ ♩. ♬ oder im $^{3}/_{4}$ Tact ♩ ♩. ♪ — Was aber die vielen punctirten Noten betrifft, die man auch als Triolen bezeichnen könnte, so dürfen dieselben nach den mitgetheilten Aussprüchen der alten Rhythmiker über irrationale Versfüsse wie über die veränderte Gestalt und Tacttheilung derselben nicht mehr auffallen, und daraus, dass die alte Notenbezeichnung keine Andeutung hiefür enthalte, kann kein Beweis genommen werden, dass die Griechen bei der practischen Ausführung ihrer Musik dergleichen rhythmische Modificationen nicht angewandt hätten

Der Hauptbeweis für die Richtigkeit meiner Analyse scheint mir darin zu liegen, dass bei der Recitation nach dem gegebenen Schema nicht nur ein schöner, schwunghafter Rhythmus vernehmbar wird, sondern auch die einzelnen Worte in ihrer naturgemässen, nicht nur durch die Quantität, sondern auch durch den Wortaccent bestimmten, Bedeutung zur Erscheinung kommen *).

---

*) S. die lithographirte Beilage Nr. II.

Das zweite olympische Epinikion des Pindar

übersetzt nach dem Originalmass

von

Georg Bippart.

Ol. II.

O Hymnen, Phorminxbeherrscher, wem rauschet Str. 1.
der Sang — welchem Gott, welchem Heros, welchem Mann?
In Pisa thront Zeus, und Olympias Kampfspiel
setzt' Herakles ein aus der Beute des Kriegs;
Doch jetzt ob des Viergespannes ziemet uns Therons Lob,
der biederen Sinnes ist den Fremden ein Hort,
Und Akragas' Fels und schirmende Burg,
und glorreicher Ahnen blühender Spross.

Die wählten einst sich nach reichlicher Mühsal Astr. 1.
die Stadt hier am Strom, und sie waren das Aug'
Sikelias; und es erfolgt eine Glückszeit
und bracht' ihren Tugenden Reichthum und Glanz. —
Doch Kronos' und Rhea's Sohn, der auf Olympos weilt,
Den Preis aller Kämpfe am Alpheos lenkt,
O neige dein Ohr jetzt freudig dem Lied,
und wahre der Väter weites Gefild

Mit gnäd'gem Sinn spätesten Enkeln noch. — Ep. 1.
Was einmal gescheh'n, ob gerecht,
Ob unrecht, es kann auch Allmutter Zeit sogar
die Folgen nimmer spurlos verwehn;
Doch wird uns ein Vergessen
wol durch ein gütig Schicksal;
Es stirbt ja von edlen Freuden gebändigt
die zähe Qual der Schmerzen, —

Wenn Gottes Moira den Segen emportreibt. — St. 2.
Mein Wort gilt der Kadmostöchter göttlichen Thron;
Wol traf sie einst grosses Leid, aber ihr Trauern —
es sank vor der Wucht grössrer Wonne dahin.
Die lockige Semele starb von des Blitzes Strahl,
doch lebte sie auf im Olympierkreis;
Dort liebet sie Pallas, liebet sie Zeus —
mit Macht, und der epheutragende Sohn.

Sodann auch meldet die Sage, im Meer sei — Astr. 2.
Der Ino unsterbliches Leben verlieh'n,
In Ewigkeit zugesellt den Töchtern des Nereus.
Noch nie ward des Todes Grenze Sterblichen kund,
Noch ob wir den frohen Tag, Helios' heitern Sohn,
vollenden in harmloser Fülle des Glücks:
bald stürzen der Freuden Ströme und bald
die Fluten des Jammers auf uns herab.

So führt der Gott, der das beglückte Loos — Ep. 2.
dieses Hauses lenket und schirmt,
Mit gottvollem Segen auch wol ein Ungemach
zu anderer Zeit im Wechsel herbei:
Seit in des Streites Hitze
darniederschlug den Lajos
Der Sohn des Verderbens, und so erfüllte
den alten Spruch von Python.

Diess sah mit funkelnden Augen Erinnys — Str. 3.
und würgt' ihm in Wechselmord das Heldengeschlecht.
Jedoch es blieb, als Polyneikes dahinsank,
Thersander allein noch zurück, — er gewann
Sich Ruhm bei der Knaben Spiel, wie in dem Schlachtendrang,
ein hilfreicher Sprössling dem Haus des Adrast.
Von da wuchs dem Theron die Wurzel des Stamm's:
ertön' ihm o Phorminx, preiss ihn Gesang!

Denn jetzt empfing er olympischen Kampfpreiss, — Astr. 3.
in Python jedoch und am Isthmos ertheilt'
Die Charis mit gleicher Huld jüngst auch dem Bruder
Den Kranz ob der zwölfmal durchflogenen Bahn. —
Begonnenen Kampf besteh'n scheuchet den düstern Sinn,
und Reichthum verklärt von der Tugenden Zier
Ist reichlichen Glückes Quell, und erregt
hochherzigen Drang nach rühmlicher That.

Er ist ein hellleuchtender Stern dem Mann — Ep. 3.
und ein ächter Glanz, so er denkt
Der kommenden Zeit, dass Frevlern die Strafe folgt,
sobald des Todes Hand sie ereilt.
Denn was in Zeus' Gebiete
verruchtes ward begangen,
Dem fällt in der Unterwelt unerbittlich
den Spruch ein strenger Richter.

Doch stets, — des Nachts wie am Tage umstrahlt — Str. 4.
eine Sonne die Guten, es schauet ihr Aug'
Nie Qual und Noth, nimmer durchwühlet den Boden
die Kraft ihrer Hände noch die wogende Flut

Zu fristen ein kärglich Loos. Thränenlos weilen dort
mit machtvollen, allverehrten Göttern vereint,
Die Treue und Glauben heilig bewahrt, —
die Andern erdulden grausige Pein.

Und denen dreimal gelungen, von Unrecht — Astr. 4.
so hier, wie dort sich zu wahren das Herz,
Die wallen auf Zeus Bahn zum Thurme des Kronos:
wo der Seligen Inseln Okeanoshauch
Stets lieblich umwehet, und Blumen von Gold erglüh'n:
die einen dem Lande an Stauden entsprosst,
Die andern des Wassers nährendem Nass:
mit ihren Gewinden schmücken sie dort

Sich Arm' und Haupt, auf Radamanthys' Wort, — Ep. 4.
den zum trauten Genossen erkor
Der Allvater Kronos, Rhea's Gemahl, die hoch
vor Allen prangt auf hehrestem Thron.
Nur Peleus noch und Kadmos
sind ihnen dort vereinet,
Und Zeus überredend führt' auch die Mutter
dahin den Held Achilleus, —

Der einst den Hector, den nimmer gebeugten, — Str. 5.
gewalt'gen Pfeiler von Troja gestürzt,
Und Kyknos, und Eo's Sohn dem Tode geopfert. —
Ich trage noch manches Geschoss unter'm Arm
Im Köcher, es tönt sein Klang deutlich den Kundigen,
das Volk nur bedarf dann des deutenden Worts. —
Wer viel von Natur weiss, solcher allein
ist weise. — Es krächzen sinnlos Geschrei

Die mühsam lernenden Raben entgegen — Astr. 5.
dem göttlichen Aar. — Auf! richte mein Geist
Den Bogen auf's Ziel! wem entsenden wir ruhmvoll
Geschosse aus mildem Herzen? Akragas ist
Mein Ziel, und ich ruf' es laut. — wahr ist mein Eideswort:
in hundert der Jahre erzeugt' keine Stadt
Einen Mann, dem wärmer schlüge das Herz
dem Freunde, und reicher spendet die Hand,

Als Theron. Doch tastete Frevelmuth — Ep. 5.
seinen Ruhm an, tückisch genaht
Von wahnwitz'gen Männern: — stets ist der Neid bemüht.
zu schmäh'n und in Dunkel zu hüll'n
Der Edlen Thaten. Stets entfliehet
Der Sand dem Mass der Zahlen,
Und alle die Freuden, die Er rings bereitet,
wer möchte sie wol nennen?! —



Nach dem Schlusse dieses Vortrags wurde Geheimerath Böckh ersucht, seine Meinung über die so eben vernommenen Ansichten und Grundsätze zu äussern. Derselbe begibt sich auf die Einladung des Vorsitzenden zu dem Redner auf das Katheder und knüpft mit ihm ein Zwiegespräch *) über den verhandelten Gegenstand an. Zuerst erklärte Böckh in der Hauptsache seine vollkommene Zustimmung, namentlich in Bezug auf die entwickelte Ansicht, dass ῥυθμός wesentlich dasselbe bedeute, was wir Tact nennen, und dass die Gesänge der Griechen tactmässig vorgetragen wurden. Einige Bedenken äusserte er jedoch hinsichtlich der Bestimmungen des Redners über Wesen und Anwendung der ἀγωγή und μεταβολή. Böckh spricht die Ansicht aus, dass man für lyrische Masse der μεταβολή einen grössern Einfluss zugestehen müsse, und dass dieser sich auch auf die komischen Masse erstrecke. Nachdem sich Bippart damit einverstanden erklärt, erhebt Böckh weitere Bedenken gegen dessen Bestimmung des Begriffs der irrationalen Versfüsse. Der irrationale Dactylus sei z. B. nicht völlig dem Trochäus gleich, sondern nur annähernd an den Trochäus. Das Wesen des Irrationalen bestehe nach der Bestimmung des Aristoxenus einfach darin, dass das rationale Mass gebrochen werde. Im rationalen Dactylus sei Arsis 2 und Thesis 2, im irrationalen Arsis zwischen 1 und 2, Thesis aber 2. Dagegen hält Bippart seine ausgesprochene Ansicht fest, dass die Alten unter irrationalem Versfuss nichts anders verstanden, als eine Differenz zwischen dem natürlichen Zeitmass eines Wortes und dem in einer rhythmischen Composition ihm verliehenen, — eine Differenz, die durch den Vortrag vollkommen ausgeglichen worden sei, indem z. B. dem Worte ὀργή die Geltung eines Spondeus verliehen werde, während doch an sich die erste Sylbe keine vollständige Länge sei. Er beruft sich hiefür auf die von Aristides Quintilianus und Bacchius gegebenen Erklärungen und Beispiele. Böckh verweist dagegen auf Aristoxenus, der das Irrationale nicht in dem Inadäquaten der Sprache und des Rhythmus, sondern in dem Inadäquaten des Rhythmus selbst suche. Die von Bippart angeführte Stelle des Aristides widerspreche dieser Ansicht keineswegs, und Aristoxenus habe deutlich ausgesprochen, ein irrationaler Trochäus sei ein solcher, in welchem die Thesis die Mitte hat zwischen der dactylischen und trochäischen Thesis. Demnach biete ein solcher Tactabschnitt ein rhythmisches Verhältniss, welches dem herrschenden Tact nicht vollkommen adäquat sei, und durch den Vortrag nur annähernd demselben homogen gemacht werde. Ueber die ἀγωγή (Tempo) bemerkt Böckh, dieselbe dürfe nicht allein auf grössere Massen ausgedehnt werden, sondern sie afficire schon kleinere, selbst die Haltung einzelner Füsse; auch seien Tactabtheilungen durch den Vortrag wohl darzustellen. In Bezug auf die rhythmische Construction der vorgelesenen II. olymp. Ode erklärte sich Böckh nicht ganz einverstanden; er verlangte dabei die häufige Anwendung der μεταβολή und des verschiedenen Tempo, und recitirte die II. olymp. Ode nach seiner auf diese Ansichten basirten Construction, welche sich von der des Bippart unterschied theils durch die abweichende Accentuation der einzelnen Sylben, theils durch grössere Varietät in Bezug auf das Tempo und die rhythmische Form der einzelnen Abschnitte.

Der Vorsitzende dankte Böckh für die zuvorkommende Bereitwilligkeit, mit welcher er auf diese Erörterung eingegangen, und drückte zugleich sein Bedauern aus, dass die

---

*) S. die Anm. zu S. 23.

Kürze der Zeit nicht gestatte, noch mehrere der auf diesem wissenschaftlichen Gebiete zu einem Urtheile besonders berufenen Männer zu hören, welche die Versammlung in ihrer Mitte zu sehen die Freude habe.

Hierauf folgte der in freier Rede gehaltene Vortrag *) des Dr. Bayer:

De simulacro, quod plerique interpretes signum dicunt Leucotheae.

Monachii in glyptothecae conclavi, quod dicatum est Baccho, positum est simulacrum mirae pulchritudinis, quod cum primo adspectu spectantium animos movet tum summa sui admiratione implet intentis oculis intentaque mente ipsum contemplantes. Non possumus hoc signum sancti pudoris adspicere nisi cum reverentia: equidem omnibus glyptothecae simulacris Deorum hominumque signis hanc statuam antepono maximeque diligo.

Statua haec est mulieris humana natura augustioris singulari severitate, mira sanctitate parique dulcedine: capite paulisper demisso dextram manum ad coelum erigit, sinistra gestat puerum, puerili cum gaudio eam adspicientem. Amicta est veste usque ad talos fluente, ita ut corporis maturitas ac membrorum formositas perluceat. Antiquum est opus priscae simplicitatis, arte tamen adulta et vere confecta.

Saepenumero mihi Deos Deasque diu contemplanti videbantur de basibus esse descensuri interque se collocuturi; tum studii plenus quaerebam, quid dicet illa sancta? quis ea est? Quis ea sit, dicat mihi aliquis sapiens vir. Quod enim plerique interpretes volunt, hanc esse Leucotheae effigiem, magnopere dubito, num ita se habeat res.

Liceat mihi igitur pauca hac de imagine proponere. Non ut doceam neque multa polliciturus ad hanc rem accedere ausus sum, sed ut discam: summos enim esse video hoc in conventu viros, qui artis antiquae multo me peritiores hoc quoque artificium queant interpretari. Non ad exitum me spero perducturum quaestionem, sed dubitatione mea proposita mores hujus numeris reconditos paucis verbis demonstrare conabor.

Simulatque hoc signum conspexi, ita mecum loquutus sum: Haec est imago amoris cujusdam divini, seu Uraniae Veneris seu Genitricis. Imo, Schornius ait, hoc est signum Leucotheae, Cadmi filiae, Athamantis uxoris. Leucotheae? Non est hoc clarum per se: quibus argumentis docebit? quibus confirmabit testibus? Argumenta non affert, testem adhibet summum interpretem. Ipsum dixisse Winckelmannium, qui primus hoc simulacrum descripsit. Quum vero adiissem librum de monumentis ineditis, minime inveni argumenta e re ipsa hausta, et quae mihi possint persuadere, hanc esse imaginem Leucotheae.

Aliquamdiu se Winckelmannius confitetur haesitasse, utrum esset Dianae (**κουροτρόφου**) signum, an Cereris, quae Bacchum nutriisse fertur, an Junonis, quam perhibent Herculis educatricem. Miror, interpretem summum hoc putasse, miror, qua de causa hoc putare desierit. Desiise se dicit, quod huic statuae non sint adjecta Dearum symbola. Qui hoc dixit, eundem oportuit apud Leucotheam desiderare fulicam. Non hoc egebat argumento: Diana esse non potest, tota enim spirat quietem; non potest esse Ceres, nam se ipsa

*) S. Anm. zu S. 19.

contenta in rerumque contemplationem immersa videtur; neque fieri potest, ut Junonis imago habeatur, quia mollior est Junone et amoris plenior.

Tandem se intellexisse Leucotheam. At argumenta, quibus utitur Winckelmannius, minime nobis probantur. Puerum, quem gestat mulier, oportere esse Bacchum, quia cantharum tenet in manu. Hoc vas quod mulier manu tenet manuque comprehendit puer Bacchi oportere esse symbolum, persuaderi nobis non potest. Nonnulli puerum arbitrantur serius additum esse huic signo: et si ab hoc discesserimus, Schornius quoque concedit, refectas esse ut mulieris sic pueri manus.

Alterum argumentum hausit interpres ex illa vitta, quae complectitur comam dividuam decoreque cultam: hoc diadema esse ***κρήδεμνον***, quod Leucotheam facit Homerus porrigentem Ulyssi. Nego ***κρήδεμνον*** proprium esse Leucotheae symbolum, cum constet, Homerum idem aliis quoque Deabus atque mulieribus indidisse. ***Κρήδεμνα*** dedit vates suavissimae Nausicaae ceterisque virginibus:

„*σφαίρῃ ταί τ' ἄρ' ἔπαιζον, ἀπὸ κρήδεμνα βαλοῦσαι,*
„*τῇσι δὲ Ναυσικαὰ λευκώλενος ἤρχετο μολπῆς*"

dedit etiam ***κρήδεμνον*** Andromachae aurea Venus:

„*κρήδεμνόν θ' ὅ ῥά οἱ δῶκε χρυσέη Ἀφροδίτη.*"

Porro infitior, hanc nostri simulacri vittam esse ***κρήδεμνον*** illud Homericum, quo capita non modo ornantur, sed velari possunt obtegique. Leucothea ipsa „***κρήδεμνον ἄμβροτον***" praebet Ulyssi „***ὑπὸ στέρνοιο τανύσσαι***" atque Juno

„*κρηδέμνῳ δ' ἐφύπερθε καλύψατο δῖα θεάων,*
„*καλῷ, νηγατέῳ· λευκὸν δ' ἦν, ἠέλιος ὥς.*"

Et Penelope

„*ἄντα παρειάων σχομένη λιπαρὰ κρήδεμνα.*"

Quibus concessis concluditur, si forte haec Leucothea est, aliis de causis eam esse Leucotheam. Justiores causas potuit afferre Winckelmannius. Nam si quis eam cum ceteris Deabus compararit, haud dubie inveniet, hanc effigiem cum diviniorem humana, tum divina natura esse humaniorem: mortalibus ergo nata parentibus in coelum provecta videtur. Huc accedit, eam maxime videri idoneam, cui committatur puer educandus, hac enim coram nutrice castissima turpia dictu factuque dici fierive non possunt. Et quum aliud sit, esse matrem, aliud nutricem, hic vultus magis curae nutricis, quam materno amori congruere videbitur.

Sed et haec eodem arbitror referenda, unde omnis hujus simulacri oritur indoles. Quae est ea indoles? Seu vitam praebendo, seu nutriendo educandoque, dat hominibus salutem, solatium fert intuentibus: propria est ejus virtus caritas.

Caritatem intelligimus speciem quandam amoris. Animus in se perfectus, cum agit, libertas est, idem cum sentit, est amor. Quot genera sunt perfectionis divinae, tot sunt genera libertatis, tot amoris. Omnes igitur honestos animi sensus continet amor. Amoris species est illa benevolentia longe lateque diffusa, effectrix societatis hominum inter ipsos civitatumque conciliatrix: amoris species est amicitia, amoris species ille cupido, per cujus ardorem concipitur genus humanum. Detracto amore nulla virtus potest cogitari: veritas ipsa nihil aliud est, nisi amor sui ipsius conscius. Amo, cum sequor leges; amo, cum pulchritudine delector animique altitudinem admiror, amo, cum Deum adoro; is enim verus Dei cultus est, Deum cognoscere, cognitum amare, eum, quem amamus, imitari.

Quae vero species amoris est caritas? In se perfecta aliunde non pendet, neque, ut sit, ulla re eget: neque tamen secum deserta beata esse potest, vult esse alterum, cui benefaciat, sua sponte et gratuito, dando salutem, ferendo solatium, pectoris curas sanando. Caritas ergo est bonitas cunctis perpetuo salutaris. A principio verum insita est illa caritas servatrix naturae humanae: ad summum perventura in historia sacra.

Intaminato fulgens candore honestatis effingit hoc simulacrum caritatem beneficam. Oris forma indicat magnitudinem animi majestatemque, eadem gratiae abundantiam ostendit morumque lenitatem. In vultu agnoscimus puri pectoris castitatem sensumque diligendi sanctissimum. Oculi nonne indicant bonitatis beatitudinem laetitiamque benefaciendi hominibus? nonne exprimit frons mentem divinam, providam, cupidinibus solutam? Manuum quoque sollertiam ex motu agnoscimus et in tota corporis formosi figura pectoris fidem constantiamque et ingenii sublimitatem, fuso per omnia membra, mirum in modum inter se convenientia, vitali calore spirituque divino.

Jam tempus est, ab imaginibus animum traducere ad rem veritatemque. Quisquis est illa mulier sancta, periclitantibus sit misericordia Dei: nobis quoque totus adesto Deus!

Der Vorsitzende erkennt es als eine glückliche Fügung, dass jeder Vortrag auch seinen berufensten Kritiker in der Versammlung finde, und ersucht den Hofrath Thiersch, seine Meinung über die neue Auffassung des bezüglichen Kunstwerks zu sagen.

Thiersch*): Er wolle der Aufforderung gerne Folge leisten, obschon er dadurch zum zweiten Male die Geduld der Versammlung in Anspruch zu nehmen genöthigt werde. Aber das bewunderuswürdige Bildwerk habe auch ihn lange beschäftigt. Dass in der Figur keine Göttin, sondern eine Heroine, und zwar eine jugendliche, dargestellt sei, habe der Redner geistreich nachgewiesen; auch sei ein leiser Zug von Melancholie in derselben nicht zu verkennen, ein Hauptzug der höheren Schönheit, der sich über das Antlitz wie ein Schleier hinziehe, und der, wie er für eine Göttin nicht passe, sehr gut dagegen zu jener Tochter des Kadmus stimme, die gleich ihren Schwestern nach Pindar Schreckliches gelitten. Dagegen deute kein sicheres Zeichen auf den jungen Bacchos; denn, so viel ihm erinnerlich, die Schale, welche das Kind trage, sei eine spätere Ergänzung; wäre dieselbe ächt, so würde die kleine Figur unzweifelhaft zu dem Bacchischen Kreise gehören. Aber auch so weise die wundersame Heiterkeit und kindliche Zärtlichkeit seines Wesens auf den Knaben hin, welcher der Freudengeber sein soll. Noch habe sich keine andere Deutung als die Winckelmann'sche auffinden lassen. Herr Prof. Bayer sehe in dem Bildwerk eine Caritas, also ein Bild der Liebe, namentlich der mütterlichen Liebe. Das sei eine an sich ansprechende Idee, aber es stehen ihr nicht minder wichtige Bedenken entgegen, als den Gründen, welche Winckelmann für seine Meinung aufstellt, und deren Schwäche Herr Prof. B. hinreichend nachgewiesen habe. Zunächst waren in der Periode, welcher wir jene Statue zuweisen — sie ist aus dem Zeitalter des Phidias selbst oder wenigstens nach dem Typus desselben gebildet — allegorische Darstellungen der Art nicht gewöhnlich, die mehr der römischen Zeit der griechischen Kunst angehören: Nike, Eros und andere Wesen seien nur untergeordneten Ranges; so grosse Werke allegorischer Art fehlen in jener frühern Periode. Ja die Griechen haben nicht einmal einen Ausdruck für jenen römischen Begriff der Caritas. (Ober-Schulrath

*) S. Anm. zu S. 23.

Rost erinnert an *φιλοστοργία*). Diesen Begriff hält Thiersch nicht für ganz entsprechend, und das Wort gehöre wohl kaum in so alte Zeit. Eher könne man geneigt sein, an *χάρις* zu denken, nicht an eine jener anmuthigen, sondern an eine jener Charitinnen, welche Pindar als *σεμναὶ Χάριτες,* als ehrwürdige, bezeichnet, und deren Idee ein Denkmal im Vatikan entsprechen würde, welches die Charitinnen als drei Jungfrauen in dorischer Tracht darstelle. Aber dann entstünde eine neue Schwierigkeit, weil die Charitinnen gemeiniglich zusammen, als Gruppe von dreien, erscheinen, und somit dürfte auch eine solche Deutung nicht zu billigen sein.

Er finde sich deshalb bestimmt, bei der Meinung von Winckelmann trotz der Schwäche jener Gründe, die er für sie aufstelle, zu bleiben. Geist, Bedeutung und Haltung des Werkes sprächen deutlicher als alle zufälligen Umstände dafür, dass wir in dem bewunderungswürdigen Werke die Pflegerin des Bacchus besitzen.

Nach den Aeusserungen des Herrn Hofrathes Thiersch bittet Dr. Bayer um das Wort, um dem hochverehrten Vorredner innig dafür zu danken, dass er seinen Vortrag einer freundlichen Theilnahme gewürdiget. Zugleich fühlte er sich, um Missverständnisse zu verhüten, zu folgenden Bemerkungen gedrungen.

„Mein Vortrag hatte zwei Theile. Im ersten Theil war meine Absicht nicht, zu behaupten, dies herrliche Bild sei keine Leukothea, sondern ich behaupte, wenn es eine Leukothea ist, so hat Winkelmann durch sein divinatorisches Genie das Rechte getroffen, denn die Gründe, durch welche er diese Deutung rechtfertigen will, sind ohne Beweiskraft. Das Gefäss, das sowohl das Kind ergreift als die göttliche Frauengestalt, kann nichts beweissen, weil beide Hände sammt dem Gefässe restaurirt sind, und unmöglich ist das Stirnband das homerische *κρήδεμνον*, womit offenbar ein Schleier gemeint ist. Entschieden in Abrede zu stellen, dass es eine Leukothea sei, war ich so weit entfernt, dass ich vielmehr selbst neue Gründe für diese Hypothese aufzustellen suchte, die auch von Herrn Hofrath Thiersch freundlich anerkannt wurden.

Indem ich selbst eine Entscheidung über diese geheimnissvolle Gestalt nicht wagte, versuchte ich im zweiten Theil meines Vortrages den Charakter derselben als ***caritas*** zu bezeichnen und sodann psychologisch und ethisch den Begriff der caritas als den der allwohlthätigen Liebe zu rechtfertigen. Des Wortes bediente ich mich in Uebereinstimmung mit dem allgemein herrschenden Sprachgebrauch der Römer, welche die Liebe höherer Wesen gegen bedürftigere ***caritas***, die Liebe der hilfsbedürftigeren gegen höhergestellte Wesen ***pietas***, das Verhältniss gleicher und wechselseitig sich ergänzender Wesen aber ***amor*** zu nennen pflegen. Auch ich dachte an die „ehrwürdige *χάρις*," aber nur so, dass ich den Charakter dieses göttlichen Bildes bezeichnen wollte, nicht als hätte ich behaupten wollen, diese Statue sei die Göttin *Χάρις* oder eine allegorische Darstellung der *caritas* als menschlichen Tugend: „***propria est ejus virtus caritas***."

Schliesslich macht der Vorsitzende, um etwaigen Missverständnissen vorzubeugen, in Angelegenheit des Wolf'schen Denkmals die nachträgliche Bemerkung, dass es keineswegs die Meinung sei, die gegenwärtige Versammlung solle die Kosten aufbringen, sondern alle Philologen Deutschlands würden zur Betheiligung aufgefordert werden. Nach einigen geschäftlichen Mittheilungen untergeordneter Art erfolgte der Schluss der Sitzung um 12 Uhr.

Dritte Sitzung.

Erlangen den 2. October 1851.

Der Vorsitzende, Professor Dr. Döderlein, gibt vor der Tagesordnung dem Director Eckstein zur Mittheilung eines Antrages das Wort.

Eckstein: M. H. Es ist eine schöne Sitte und ein löblicher Brauch unserer Versammlungen, keine derselben vorübergehen zu lassen, ohne einem der grossen Meister der Wissenschaft den Dank und die Verehrung der Versammelten durch ein öffentliches Zeugniss auszudrücken. Diesen Tribut der Pietät haben wir den seitdem verstorbenen G. Hermann, Fr. Jacobs und A. W. von Schlegel, und unter den Lebenden dem ehrwürdigen Veteranen Fr. Creuzer und dem zu unserer grossen Freude jetzt unter uns weilenden A. Böckh gebracht. In dem Lande der Walhalla, in dem Lande, dessen Städte ein kunstliebender König mit zahlreichen Denkmälern grosser Männer geschmückt hat, in Bayern, dürfen wir jener Sitte nicht untreu werden. Lassen Sie uns hier den Mann ehren, dem unser Verein hauptsächlich seine Begründung und in den ersten fünf Jahren seines Bestehens durch rege Theilnahme Förderung verdankt; den Mann, durch den unsre Wissenschaft gerade in schwierigen Theilen folgenreiche Aufklärung erhalten hat, der sich um die Blüthe derselben nicht blos in diesem Lande unvergessliche Verdienste erworben hat, und dessen wichtige Schriften über das Schulwesen auch praktisch die wohlthätigste Einwirkung auf die Verbesserung des Schulwesens in dem gesammten deutschen Vaterlande geübt haben, — den Mann, dessen Namen ich in dieser Versammlung nicht erst zu nennen brauche, nachdem wir sein Wiedererscheinen in unserer Mitte dankbar freudig begrüsst haben. Ich glaube in Ihrer aller Sinne zu handeln, wenn ich an den Herrn Präsidenten die Bitte richte, die Versammlung zu befragen, ob sie geneigt sei, Herrn Hofrath Thiersch eine Adresse zu überreichen.

Nachdem die Versammlung die Anfrage des Vorsitzenden mit allgemeiner Zustimmung bejaht hatte (Böckh: „hätte schon längst geschehen sollen!"), fährt Eckstein fort: Dieser Zustimmung, m. H., sind wir im Voraus versichert gewesen und haben darum weislich einen Entwurf zu einer solchen Adresse bereits berathen, um denselben sofort ihrer Prüfung und Beschlussnahme zu unterbreiten. Gestatten Sie mir, dass ich dieselbe vorlese: (folgt die Vorlesung.)

Der Vorsitzende fragt die Versammlung, ob etwas gegen den Inhalt oder die Form der eben vernommenen Adresse zu erinnern sei; da dies nicht geschieht, so erklärt er dieselbe für angenommen und verspricht für den Druck bis zu dem morgenden Tage Sorge tragen zu wollen. In der Schlusssitzung soll sie durch den Präsidenten des Tages feierlich übergeben werden.

Der Präsident macht hierauf die Namen der neu zugegangenen Mitglieder bekannt, und theilt mit, dass die Commission für die Wahl des nächsten Versammlungsortes schlüssig geworden sei, worauf Ober-Schulrath Rost als Berichterstatter der Marschcommission, wie er sie nennt, das Wort nimmt:

Den Grundsätzen des Wandersystems gemäss habe der Verein für das nächste Jahr wieder eine norddeutsche Stadt zu wählen. Möchte es auch nicht leicht sein, eine Stadt zu finden, in welcher man sich gleich behaglich fühle, wie am hiesigen Orte, so fehle es doch nicht an solchen Städten, welche sich durch geographische Lage, zur Geschäftsleitung geeignete Männer und anderweitige günstige Verhältnisse bestens dafür empfehlen. Die Commission habe Hannover, Braunschweig und Göttingen in Betracht gezogen, sich aber rasch und einmüthig dafür entschieden, Göttingen, die Geburtsstätte unsers Vereins, in Vorschlag zu bringen, zumal in Folge vorläufiger Erkundigung von Seiten des Präsidiums die Genehmigung der königlich hannoverschen Regierung bereits in sichere Aussicht gestellt sei. Nachdem dieser Vorschlag allseitig gebilligt war, bringt der Berichterstatter den Präsidenten und Vicepräsidenten in Vorschlag. Die Commission sei einstimmig der Meinung gewesen, dass das Präsidium in keine würdigeren Hände gelegt werden könne, als in die des Prof. K. F. Hermann, des eifrigen Theilnehmers an den Interessen des Vereins, und habe zum Vicepräsidenten den Prof. Schneidewin erwählt, über dessen Berechtigung zu solcher Würde etwas zu bemerken der Redner durch die Anwesenheit des Gewählten in der Versammlung verhindert sei. Da auch diese Wahl genehmigt wurde, so schloss der Redner mit dem Wunsche, dass **1852** alle sich fröhlich in Göttingen wieder sehen möchten, und sagte zugleich wegen seiner nahe bevorstehenden Abreise der Versammlung ein herzliches Lebewohl.

Professor Schneidewin: Ich fühle mich verpflichtet, den innigsten Dank für die Wahl Göttingens zu sagen. Zwar hat mir mein Freund Rost den Wunsch, dass wir uns dort wieder treffen, vorweggenommen, aber das soll mich nicht verhindern, ihn zu wiederholen. Mögen Sie sich recht zahlreich bei uns versammeln und die Versammlung es nicht gereuen, eine solche Wahl getroffen zu haben. Wir werden mit Lust und Freude Alles thun, um Ihnen einen würdigen Empfang zu bereiten. Möchten namentlich die Collegen aus Süddeutschland es nicht scheuen, auch dem Norden im nächsten Jahre ihre Gegenwart zu schenken.

Der Vorsitzende theilt die heutige Tagesordnung mit. Auf ihr steht:

1) Vortrag des Geheimerath Böckh über eine griechische Inschrift;
2) Vortrag des Professor Dr. Döderlein: ein neuer Erklärungsversuch von Horat. Carm. I, 28.
3) Vortrag des Professor v. Jan: Ehrenrettung des M. Furius Bibaculus.
4) Vortrag des Professor Dr. Nägelsbach: eine Anfrage über den mythologischen Ausgangspunkt der Oresteia. —

Somit beginnt Geheimerath Böckh mit dem Vortrag *)

über eine griechische Inschrift

und leitet denselben mit der Bemerkung ein: Der Gegenstand sei eben nicht neu, habe aber eine besondere Beziehung zur Philologenversammlung. Ross, ein um die Epigraphik

*) S. Anm. zu S. 23.

wohlverdienter Gelehrter, habe im vorigen Jahre an die Versammlung in Berlin, der er nicht beiwohnen konnte, eine Begrüssungsschrift gesandt unter dem Titel: ***Ludovici Rossii ad Augustum Boeckhium epistola epigraphica. Insunt lapis Fourmonti Atticus restitutus titulusque Thespiensis ineditus.*** Die genannte Inschrift, aus den Fourmont'schen Papieren nach einer ziemlich unleserlichen Abschrift in dem ***Corpus Inscriptionum*** unter N. 28 mitgetheilt, sei wiedergefunden und dadurch als ächt bestätigt worden. Es sei überhaupt bemerkenswerth, dass von den Fourmont'schen Inschriften, deren Aechtheit unangefochten geblieben, viele in neuerer Zeit wieder aufgefunden worden seien, während sich keine Spur gezeigt habe von einer solchen, deren Entstehung einer Fälschung Fourmonts zugeschrieben wurde. Die fragliche Inschrift sei nach ihrer Wiederauffindung in drei Abschriften veröffentlicht worden: von Ross, Prokesch und Rangabé. In einer für unächt erklärten Amykläischen Inschrift von Fourmont (Corp. Inscr. N. 44), nämlich auffallender Weise *ματέρες καὶ κοῦραι τοῦ Ἀπόλλωνος* erwähnt, ein Ausdruck, den schon Payne Knight auf die dem Franzosen geläufige Bezeichnung ***les mères et les filles du bon dieu,*** wie in Urkunden französischer Klöster die Nonnen genannt werden, zurückgeführt habe. Ross dagegen sucht denselben zu schützen durch Berufung auf die erwähnte attische Inschrift, die der Verbesserung und Ergänzung bedürftig, von Ross in folgender Weise hergestellt wird:

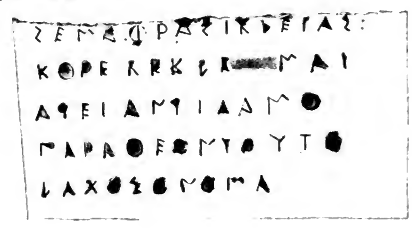
Σῆμα Φρασικλείας· κούρη κεκό[σ]μ[η]μαι Ἄρηι.
Ἀντὶ γάμ[ου] παρὰ θεῶν τοῦτο λαχ[οῦσ'] ὄνομα.

Ross glaubt hiemit eine *κούρη Ἄρεος* zu haben als Parallele zu den *κοῦραι Ἀπόλλωνος.* Andere Verbesserungsversuche, wie von Karl Keil (Archäol. Ztg. Jahrg. 1850 Anzeiger N. 21, 22. S. 205 ff.), der, aus metrischen Gründen an *κεκόσμημαι* Anstoss nehmend, *κεκόρευμαι,* und Meineke, der (ebendas. Jahrg. 1851. Denkm. und Forsch. N. 25 S. 285) *κέκλημαι Ἀρεία* vorgeschlagen, beruhten im Wesentlichen auf denselben Voraussetzungen. Dagegen habe Dr. Schwab in Maulbronn, damals in Berlin, eine Herstellung versucht, wodurch Ares ganz eliminirt würde. Und in der That biete auch die Lesung des Wortes, worin man den Namen des Ares gefunden, wegen Verschiedenheit der Ueberlieferung Grund zu Zweifel. Die archäologische Gesellschaft in Athen habe zur Constatirung der auf dem Stein sich vorfindenden Schriftzüge eine eigene Commission an Ort und Stelle geschickt. Der Bericht derselben sei in diesen Tagen bei ihm eingegangen. (Der Redner liest den betreffenden Brief vor (s. die Beil.) und zeichnet zur Veranschaulichung der Sache die in Frage stehenden Worte nach der genau copirten Abschrift an die Tafel.) Er weist nach, dass da, wo Ross ein *P* gefunden und dadurch *APEI* herausgebracht habe, nur ein *I* stehe, das durch eine neben dem Kopf des *I* in dem Stein befindliche Vertiefung wohl einigermassen das Aussehen eines Rho gewinne, aber sich auch so von der an andern Stellen der Inschrift vorkommenden Form dieses Buchstabens entferne. Es sei demnach *αἰεί* gegeben und das vorausgehende Wort in Rücksicht auf den Raum der vorhandenen Lücke *κεκλήσομαι* zu lesen, was der genannte junge württembergische Gelehrte durch eine glückliche Vermuthung schon früher hergestellt habe. Das Bedenken, welches gegen die Fassung des Gedankens erhoben werden könnte, sei nicht von Gewicht, da man nicht lauter Meisterstücke vor sich habe. Damit falle denn die gesuchte Stütze für die *ματέρες καὶ κοῦραι Ἀπόλλωνος,* die wohl als eine reine Fiction zu betrachten seien. Der Redner fügt noch einige Worte der Anerkennung für den genannten Gelehrten

Beilage zu S. 50

Τῷ κλεινῷ Βοικίῳ εὖ πράττειν.

Τὴν ἐν τῇ τοῦ Γερχάρδου ἀρχαιολογικῇ ἐφημερίδι γεγραμμένην περὶ τῆς ἐν Μαρκοπούλῳ Φοιμιουντείου ἐπιγραφῆς τῆς Φρασικλείας ἀναγνόντες, ἔδοξεν ἡμῖν πέμψαι τοὺς τῆς ἀντιγραφῆς καὶ τῆς ἐκδόσεως τῶν ἐπιγραφῶν ἐπιμελουμένους ἄνδρας ἐκ τοῦ ἡμετέρου ἀρχαιολογικοῦ συλλόγου, ἀντιγράψοντας ὡς οἷόν τε πιστότατα τὴν στήλην ταύτην. Καὶ ἐκ τῆς παρ' αὐτῶν γενομένης ἀντιγραφῆς τάς τε τῶν ἄλλων εἰκασίας καὶ τὰς ὑμετέρας παραβαλόντες, ῥᾳδίως ἔγνωμεν, ὡς οὔτε κεκόσμημαι οὔτε κεκόρημαι, ἀλλ' οὐδ' Ἄρεϊ, ὡς τῷ σοφῷ Ῥωσίῳ καὶ εἴ τινι ἄλλῳ ἐδόκει, ἐν τῇ στήλῃ γέγραπται ἢ ἀναγινώσκεσθαι δύναται, ἀλλ' αὐτὰ ἐκεῖνα, ἅπερ ὑμεῖς ὅτε ὁ Σβάβιος εἰκάσατε. Ἵνα δὲ τῶν ὑμετέρων εἰκασιῶν τὴν ἀλήθειαν καὶ ὑμεῖς αὐτοὶ ἴδητε, ἀντιγράφομεν ἐνθάδε πιστῶς τὸ παρ' ἡμῖν κείμενον τῆς στήλης ἀντίγραφον·


ΣΕΜΑ ΦΡΑΣΙΚΛΕΙΑΣ:
ΚΟΡΕ ΚΕΚΛΕ[illegible]ΜΑΙ
ΑΙΕΙ ΑΝΤΙ ΓΑΜΟ
ΠΑΡΑ ΘΕΟΝ ΤΟΥΤΟ
ΛΑΧΟΣ ΟΝΟΜΑ

Συγχαίρομεν ὑμῖν ἐπὶ τῇ εὐστόχῳ εἰκασίᾳ, ἐπιστέλλοντες ταῦτα. Εὐτύχει, ἄνερ σοφέ, καὶ ἔρρωσο ἐπὶ τῇ τῶν Ἑλληνικῶν γραμμάτων προόδῳ.

Ἀθήνησι τῇ κζ' Ἰουλίου ͵αων'.

ὁ πρόεδρος τοῦ Ἑλληνικοῦ ἀρχαιολογικοῦ συλλόγου
Γ. Γλαράκης

ὁ γραμματεύων
Π. Εὐστρατιάδης.

Max Lechner scripsit et del.

Lith. v. Kgl. Anstalt

bei und erinnert an seinen bei dem ersten gemeinsamen Mittagsmahl auf die philologische Jugend ausgebrachten Toast. *)

Hierauf trat der erste Präsident Prof. Döderlein den Vorsiz an den Vicepräsidenten Prof. Nägelsbach ab, um selbst den angekündigten Vortrag

über Horat. Carm. I, 28

zu halten.

Vor allem erklärte Prof. Döderlein nach den bisher gehörten rein wissenschaftlichen Vorträgen nun auch ein eigentliches Schulthema zur Sprache bringen zu wollen, einen neuen Erklärungsversuch einer vielbesprochenen Ode des Horatius. Er habe diesen Versuch bereits mehreren gelehrten Freunden mitgetheilt, ohne ihre Zustimmung gewinnen zu können, und wolle nun, keineswegs entmuthigt, an diese Versammlung als an eine höhere Instanz appelliren. Er werde alles aufbieten, um Ueberzeugung hervorzubringen, um mit seinem Vortrag nicht ein gleiches Schicksal zu erfahren, wie mit einem früheren, den er in Jena vor fünf Jahren über den Thersites gehalten; denn damals habe ihn der nun verewigte Lachmann versichert, diesem Vortrag mit grossem Interesse gefolgt zu sein; aber als der Redner sich beglückwünschte, wenn er sogar den strengsten Kritiker, den ungläubigen Lachmann überzeugt habe, einen Mann, dessen Worte man für baare Münze annehmen dürfe, sei ihm die Erwiederung geworden: „überzeugt? das hab' ich nicht gesagt; das ist etwas ganz anderes!" Dann fuhr er fort:

Nach einem Märchen aus der Schulwelt stellte einst ein Lehrer an seinen Schüler die Frage: „Was weisst du von Archŷtas?" und der Schüler antwortete: „Erstens, dass er Ar„chŷtas hiess; dann, dass er durch Schiffbruch in der Nähe von Unteritalien umkam, und „dass ihn Horaz darstellt, wie er vom Meer ans Ufer ausgeworfen einen vorübersegelnden „Schiffer um ein ehrliches Begräbniss anfleht." Die erstere Antwort war unbestreitbar richtig, die zweite galt viele Jahrhunderte lang für eben so richtig, nach Anleitung von Horazens alten Scholiasten.

Neuerlich aber ist besonders durch Weiske ziemlich festgestellt, dass der tragische Tod des Archytas auf keiner andern Autorität beruht als auf der vorliegenden des Horaz, und zwar auf einer Missdeutung der Worte *pulveris exigui munera*. Diese sollen nach Acron die entbehrte Wohlthat eines Grabes bedeuten, nach dem beliebten Gebrauch: *res pro defectu rei*. Unbefangen angesehn besagen sie jedoch nichts als „die Gabe von etwas Staub" zum Grabe, welches die Gebeine des Archytas umgibt und so zusammenhält, *cohibet*. Nehmen wir dagegen mit Acron an, dass Archytas eines Grabs entbehrte, unbeerdigt da lag, wie konnte da der Dichter *cohibent* gebrauchen? Wollte er ausdrücken, dass eben der Mangel an Begräbniss ihn nicht in den Orcus zur Ruhe gelangen lasse, ihn auf der Oberwelt zurückhalte, so musste er nothwendig *retinent* sagen; denn *cohibere* hindert blos das Auseinanderfallen, nicht das Weitergehn.

Somit nehme ich als ausgemacht an, dass Archytas in der Nähe von Matinum in

---

*) Diesem Toaste hatte Böckh die Verse der drei spartanischen Chöre zu Grunde gelegt:

Ἄμμες ποκ' ἦμες ἄλκιμοι νεανίαι.
Ἄμμες δέ γ' εἰμές· αἰ δὲ λῆς, πεῖραν λαβέ.
Ἄμμες δέ γ' ἐσσόμεσθα πολλῷ κάῤῥονες.

einem ordentlichen Grabe ruhte und nicht als ausgeworfene Leiche um ein Grab zu bitten brauchte.

Nun gehn aber die Ansichten der Gelehrten über die Art, wie die Anrede an den Archytas mit der zweiten Anrede an den Schiffer zusammenhänge, weit auseinander. Die einen sehen in dem ganzen Gedicht einen Monolog, die andern einen Dialog, den sie jedoch wieder verschieden unter verschiedene Personen vertheilen. Die Zeit verbietet mir diese Ansichten aufzuzählen und noch mehr, sie genau zu prüfen. Gewiss aber fühlt keiner der Ausleger durch eine derselben sich selbst völlig befriedigt — ausser, wenn er Horazens Kunst und Geschmack preis geben will! Denn das Hauptthema ist doch offenbar die Bitte um Beerdigung, die erste Hauptperson ist nach der jezt herkömmlichen Auffassung doch gewiss der Unbeerdigte, (der mit dem längst beerdigten Archytas nicht identisch ist,) dann die nächste ist der vorbeifahrende Schiffer, und erst in dritter Reihe folgt Archytas, eine Nebenperson. Dieser steht mit dem Unbeerdigten in keinem andern Verhältniss, als dass er, wie tausend Millionen andere, gleichfalls todt ist und etwa, dass er in derselben Gegend todt liegt. Und doch füllt die Anrede an diese Nebenperson mit ihrer Amplification und Exemplification die volle Hälfte des Gedichts!

Was nicht zusammmen taugt, das thut am bessten sich zu trennen; wenn sich ein gordischer Knoten nicht lösen lässt, muss man ihn zerhauen, wie auch der weise Salomo in einem desperaten Falle dachte.

Es sind zwei verschiedene, selbständige Gedichte, durch ein Versehn der Abschreiber in eines vereinigt.

Das erste derselben reicht bis V. 16. ***Et calcanda semel via leti***, und würde nach moderner Sitte die Ueberschrift führen: Gedanken am Grabe des Archytas. Dieser berühmte, hochgeachtete Staatsmann und Philosoph aus Tarent lag, wie wir aus dieser Ode vernehmen, unweit des Vorgebirgs Matinum begraben; warum nicht in Tarent selbst, weiss ich nicht, auch ist mir nicht bekannt, dass sich Tarents Herrschaft in dessen Blüthezeit, welche mit Archytas zusammenfällt, so weit nordöstlich nach Italien hinauf erstreckt habe, dass etwa Archytas bei Matinum Güter besessen haben könnte. Kurz, er lag dort begraben, in Apulien, unweit von Horazens Heimatsort Venusium. Die Gräber berühmter Männer wurden von geistesverwandten Seelen im römischen Alterthum so gern besucht als heut zu Tage, sogar mühsam gesucht, wenn sie unbekannt waren, wie das Grab des Virgilius, des Archimedes. Auch Horaz begrüsste das Grab des berühmten Archytas; denn ohne dass er selbst eine specielle Kenntniss der pythagoreischen oder überhaupt der speculativen Philosophie verräth, hegte er doch grosse Achtung vor allen philosophischen Bestrebungen, wenn sie auch über das practische Interesse und vielleicht über seinen Horizont hinausreichten. Ich erinnere mich keines eigentlichen Spottwortes über irgend einen geachteten Philosophen, der sich an die Ergründung unergründlicher Weltgeheimnisse gewagt hatte; denn etwaige Ausbrüche eines lebenslustigen Humors, in denen er „Vanitas vanitatum vanitas" singt und „all sein Sach auf nichts gestellt haben will," können nicht als Glaubensbekenntniss zählen: sein Spott trifft blos diejenigen Philosophen, die über der Speculation das wirkliche Leben vergassen, und sich als Aretalogen, Zeloten, Caricaturen im practischen und geselligen Leben lächerlich oder lästig machten. Archytas aber war ja als practischer Staatsmann und Feldherr eben so berühmt wie als Philosoph. Daher thut Kärcher gewiss sehr unrecht, wenn er in dem, was Horaz über Archytas sagt, Satire

auf dessen metaphysische Uebersteigungen findet; wie überhaupt die Neigung, in Horaz einen Spötter und Lacher zu sehn, auch nach Jacobsens Aufklärungen und Warnungen immer noch zu sehr vorherrscht, und seinem kritischen Verständniss eben so wie seiner sittlichen Würdigung Schaden bringt.

Wie Schiller den französischen König an der Leiche des Länderbezwingers ausrufen lässt:

Furchtbarer Talbot, unbezwinglicher!
Nimmst du vorlieb mit so geringem Raum?
Und Frankreichs weite Erde konnte nicht
Dem Streben deines Riesengeists genügen!

eben so und mit demselben wehmüthigen, von allem Spott himmelweit entfernten Gefühl spricht Horaz am Grab des Metaphysikers. „Im Leben hast du die ganze Erde mit deinem „Geist umfasst und beherrscht, jezt nimmst du vorlieb mit einer Handvoll Staubes, der deine „Gebeine deckt; im Leben weilte dein hoher Geist in den höchsten Regionen, in die dich die „Speculation emportrug, verkehrtest du gleichsam mit den Göttern; jezt ruhst du doch wie ein „gewöhnlicher Mensch unten im Grabe! Das gleiche Schicksal traf von jeher jeden, der „hochsinnig und hochbegabt im irdischen Leben sich zum Ueberirdischen emporschwang; „Tantalus, Tithonus, Minos, Freunde der Himmlischen, mussten doch sterben; ja Pythago„ras, dein grosser Vorgänger, sogar zweimal; denn die Natur fordert für jede Geburt und „für jedes Leben jedesmal auch einen eigenen Tod. Jeden erwartet die Todesnacht und der „Todesweg, den er wenigstens Einmal (diess bedeutet hier ***semel***, eben mit Bezug „auf des Pythagoras zweimaligen Tod) gehn muss.“

Auf diese Weise schliesst freilich die Betrachtung mit einem sehr allgemeinen, nüchternen, abgedroschenen Gedanken ab, und hinterlässt etwas unbefriedigendes. Dagegen folgt drei Verse später ein ähnlicher Gedanke, der daselbst die Gedankenreihe so auffallend stört, dass manche Kritiker ihn hinauswerfen:

Mixta senum ac juvenum densentur funera; nullum
Saeva caput Proserpina fugit.

Denn das unmittelbar folgende ***Me quoque*** kann sich unmöglich an diesen allgemeinen Gedanken anschliessen, sondern nur an den specielleren: ***Exitio est avidum mare nautis.*** Ausserdem gaben jene Verse noch Anstoss durch die Umkehrung des natürlichen Gedankens: „niemand entflieht dem Tod,“ in den unnatürlicheren: „der Tod flieht vor niemanden.“ Aber derselbe Kärcher, dessen Ansicht ich vorhin verwarf, nimmt sie mit vollem Recht in Schuz; diese Fassung ist pikant, ohne unnatürlich zu sein; sie gewinnt aber zugleich eine neue Bedeutung, wenn man dieses an dieser Stelle unstatthafte Distichon hinauf versezt und zum Schlusstein des ersten Gedichtes macht. Der allgemeine Gedanke: „alles muss sterben“, wird durch die Fortsezung specialisirt: „die Jugendkraft steht, dem Tod gegenüber, auf gleicher Stufe mit der Altersschwäche, und — was ***implicite*** in dem ganzen Gedicht liegt — die Geistesgrösse mit der Mittelmässigkeit; vor nichts und niemand, vor keiner Kraft und Macht hat Proserpina jemals die Flucht ergriffen.“

Mit V. **17**. ***Dant alios Furiae*** beginnt das zweite Gedicht: Eine Phantasie des Dichters, auf Anlass einer bestandenen Lebensgefahr. Horaz hat einstmals Schiffbruch gelitten in der Gegend von Unteritalien, wie aus seinen bekannten Anspielungen gewiss ist, zu denen sich vielleicht auch Od. III, **3**, **5** rechnen lässt:

nec auster, dux inquieti turbidus Adriae; zu welcher Zeit, sagt er nirgend; aber da wir nur von Einer Seereise wissen, von seiner Reise zur Schlacht bei Philippi und seiner Rückreise und Flucht nach dieser Schlacht, so ist es am natürlichsten, dieses Abenteuer in jene Zeit seiner Flucht aus Griechenland zu verlegen. Was ihm damals beinahe widerfahren wäre, im Meer zu ertrinken und dann vielleicht von den Wogen ausgespült zu werden, unbegraben am Ufer zu liegen, bis eine mitleidige Seele ihm eine Bestattung und mit ihr die Todesruhe schenken würde — alles diess stellt er hier als Wirklichkeit dar, so, wie seine Phantasie sie ihm in jenen Stunden der Lebensgefahr und Todesangst vorgemalt hatte. Theodor Körner hat seinen schönen „Abschied vom Leben" (Die Wunde brennt u. s. w.) sicher nicht in Reimen ausgesprochen, während er in seinem Blute schwamm; erst nach seiner Genesung hat er seine damaligen Gefühle und Vorstellungen künstlerisch reproducirt. Eben so Horatius. So ist dieses Gedicht ein Gegenstück zu jener Ode II, 13 ***Ille et nefasto te posuit die***, in welcher er seinen durch eine ähnliche Lebensgefahr erregten Gefühlen Worte leiht: dieses Gedicht unterscheidet sich von dem unseren fast nur durch die Worte ***quam paene***, indem hier die Erinnerung an die überstandene Gefahr sich nur allmählich zu dem Gefühl, als sei er ihr wirklich erlegen, steigert und in eine förmliche Vision übergeht, in der er das Todtenreich mit all seinen Einzelheiten zu sehn glaubt; dort aber, in unserem Gedichte, tritt der Dichter gleich anfangs nicht als blos Gefährdeter, sondern als wirklich Verunglückter auf.

Wenn ein Dichter ich sagt, ohne irgend anzudeuten, dass er dramatisire und im Namen einer andern Person spreche, muss man nach allen Gesezen der Logik, Poetik und Rhetorik annehmen, dass er wirklich sich selbst meine. ***Fiat applicatio!*** Dass unter ***me quoque*** wirklich Horatius selbst zu verstehn, mithin das ganze Gedicht als Monolog des Dichters selbst zu fassen sei, das ist doch warlich die einfachste Annahme. Hätte Göthe in seinem „Geistesgruss" nicht des „Ritters edlen Geist" als den Redner genannt, so würde man, freilich nicht ohne Verwunderung, den Dichter selbst als den Grüssenden betrachten; wenn Horaz Od. I, 15 nicht den Nereus als den Propheten genannt hätte, so würde man nothwendig ihn selbst für den Propheten halten müssen.

Nur Ein Ausleger — ich erinnere mich nicht welcher — erkennt in der Klage des Verunglückten eine „Anspielung" auf Horazens ähnliche Lebensgefährdung. Das ist nicht genug, aber doch mehr als wenn man unter dem Redenden irgend einen Schatten versteht, wie mehrere thun. Wäre diess richtig, so liessen sich zwei Fälle denken: entweder die ganze Scene hat eine historische Grundlage und Beziehung, oder sie ist ein reines Phantasiegebilde. Im ersten Fall, wozu diese Schweigsamkeit über die thatsächliche Grundlage? Im zweiten Fall, wenn der Verunglückte reine Fiction ist, warum gibt er dem selbstgeschaffenen Helden seines Gedichts nicht nach Dichterrecht nnd Dichterpflicht Individualität, und beschränkt sich, ihn der Phantasie seines Lesers lediglich als einen Jemand, ohne Namen, ohne Gestalt, ohne Gesicht vorzuführen? Für eine solche Allgemeinheit lässt sich kein Interesse noch Mitgefühl erregen. Wenn Göthe etwas ähnliches in seiner natürlichen Tochter that, so hatte er dabei einen tieferen Zweck, der ihm mehr galt als die Anschaulichkeit; aber jeder wird das Gefühl theilen, welches ein berühmter Dichter einst in die Worte fasste: „Die Personen haben ausser der Eugenie gar keine Gesichter!"

Und nun noch eine Frage. Das zweite Gedicht beginnt:

Dant alios Furiae torvo spectacula Marti.

Seit wann sind denn die Furien Mordgöttinen wie etwa die *κῆρες θανάτοιο* oder die Walkyren, ohne Bezug auf eine Schuld und auf früher vergossenes Blut, das um Rache schreit?

Die moderne „Kriegsfurie, die an der Donau los ist," wird niemand für eine antike Personification halten wollen. Daher muss die Nennung der Furien hier nothwendig eine besondere Beziehung haben. Es sind die Rachegeister des ermordeten Julius Cäsar, die nämlichen die dem M. Brutus vor der Schlacht bei Philippi das Gespenst Cäsars erscheinen liessen, die nämlichen die ihn zur unzeitigen Verzweiflung und zum Selbstmord trieben, und seine Mitschuldigen und Anhänger theils in der Schlacht dem Schwert von Cäsars Rächern erliegen liessen, theils nach der Schlacht auf ihrer Flucht verfolgten. Zu den lezteren gehörte Horatius. Der Schiffbruch, den er als Mitglied der anticäsarischen Partei erlitt, war das Werk von Cäsars Furien. Es ist derselbe Glaube an eine Nemesis, die den halb oder ganz Unschuldigen die Schuld des Ahnen oder des Gefährten mitbüssen lässt, wie er ihn anderswo ausspricht: ***Saepe Diespiter neglectus incesto addidit integrum***, und: ***Remi sacer nepotibus cruor.*** So gefasst gewinnt der Anfang des Gedichts eine individuelle Beziehung, ohne welche er ein bedeutungsloser, matter Gemeinspruch bleiben würde.

Und nach dieser Darlegung wage ich noch eine leichte Vermuthung, gestüzt auf die Thatsache, dass ***avidis*** eine wohlbegründete Lesart neben ***avidum*** ist, und auf das Gefühl, dass ***avidus*** ein müssiges Epitheton sowohl von ***mare*** als von ***nautis*** wäre; die Vermuthung, dass Horaz schrieb:

Exitio est aliis mare nautis.

„Die Feinde Cäsars sind theils auf dem Schlachtfeld gefallen, andere wie ich müssen als Schiffende ertrinken."

Nun erwarte ich freilich zwei Einwendungen. Erstens: „wie sollen denn diese zwei Gedichte in eines zusammengewachsen sein?" Das weiss ich allerdings nicht; aber wer den homerischen Hymnus auf Apollo in zwei Hymnen schied, wer Pindars Isthm. III. in III. und IV. zerlegte, wer die 7 Bücher von Xenophons Hellenica in zweierlei Werke zu 2 und 5 Büchern trennte, oder wer ähnliche Entdeckungen machte, der wusste auch nicht wie der Irrthum entstanden, und fand doch bei dem Gewicht der inneren Wahrscheinlichkeit Glauben. In der horazischen Kritik selbst — um von Peerlkamps Verwandlung der ersten Oden des dritten Buchs in Ein ***Carmen gnomicum*** zu schweigen — bekenne ich mich zu denen, welche die Ode ***Laudabunt alii*** in zwei Oden auflösen, in V. 1—14: Loblied auf das stille unberühmte Tibur; dann in V. 15—32: Ermunterung an Plancus, seinen Trübsinn im Wein zu ertränken! Aehnliche Irrungen in der modernen Literatur hat erst die Allgemeinheit der Sitte von Ueberschriften und Büchertiteln verhütet. — Und doch lässt sich sogar ein Anlass zu der Vereinigung beider Gedichte in eines errathen. In beiden ist von Todten und von Begräbniss die Rede, in beiden von Unteritalien, in beiden herrscht einerlei Versmass, — für Acron Versuchung genug, um sie für zwei Theile Eines Ganzen zu halten, und dem mangelnden Zusammenhang durch historische Notizen von eigner Fabrik nachzuhelfen.

Eine zweite Einwendung: Die ungetheilte Ode zählt 36 Verse, welche mit 4 dividirt netto 9 Tetraden oder horazische Strophen zu 4 Versen geben. Nach meiner Trennung aber besteht die erste Ode aus 18, die zweite gleichfalls aus 18 Versen, also eine Zahl, welche dem horazischen Gesez vierzeiliger Strophen, welches Meineke entdeckt hat, offenbar widerstrebt. Diese Entdeckung meines Freundes Meineke steht aber bereits in solchem Ansehen, dass man hie und da ganze Verse für unächt erklärt hat, nur um in den Rest mit

4 dividiren zu können. Also muss eine blose Conjectur, welche dieses Ebenmass zerstören würde, schon darum Widerspruch finden.

Meine Erwiederung lautet: Ich will die Evidenz der meinekischen Entdeckung hier auf sich beruhen lassen; jedenfalls aber darf man blos die cigentlichen Oden diesem Gesez der Vierzeiligkeit unterwerfen, nicht aber die horazischen Elegieen. Denn viele sogenannte Oden sind dem Geist nach Elegieen, im modernen Sinn (ihrem Inhalt nach) ganz, und im antiken Sinn (ihrem Versmass nach) wenigstens halb. Horaz hat — ich weiss nicht ob nach einer subjectiven Antipathie oder aus Neuerungslust — den Pentameter durchaus verschmäht, dafür aber die alte Form des elegischen Distichon modificirt, indem er dem Hexameter bald einen jambischen Senar (I, 4 und Epod. 16.) bald einen dactylischen Tetrameter (I, 7 und 28 und Epod. 12) bald einen halben Pentameter (IV, 7) bald einen andern kürzern Vers angefügt hat, niemals aber einen Pentameter. Die Elegie aber ist bisher noch keinem Zahlengesetz jener Art unterworfen worden, wie neuerdings auch der Hesiodus; und eine der horazischen Elegieen dieser Art, die schöne 16. Epode ***Altera jam teritur bellis civilibus aetas*** sträubt sich wirklich mit ihren 66 Versen eben so wie unsere vorliegenden Gedichte gegen die Vierzeiligkeit, wenn man nicht die sprachlich ganz unverdächtigen Verse 60. 61 als unächt herauswerfen, sondern höchstens nach Peerlkamps Rath sie hinter V. 52 versezen will.

Gesezt nun dass ich Sie von der Richtigkeit meiner Ansicht überzeugt habe, so verlieren wir allerdings ein horazisches Gedicht von ansehnlichem Umfang und von einer so tiefsinnigen Anlage, dass die scharfsinnigsten Kritiker über Inhalt, Zweck und Gedankengang die verschiedensten Ansichten hegen und von einer Verständigung noch weit entfernt sind, und wir gewinnen dafür zwei Gedichtchen, denen man mit dem ersten Blick auf den Grund sieht wie einem seichten Bächlein, Gedänkchen, hinter denen nichts, gar nichts ist, und die in Vergleich mit den grossartigen Schöpfungen der Iliade und der Antigone kaum der Mühe werth scheinen aufgeschrieben zu werden, geschweige denn auf die Nachwelt zu kommen — und doch sind Gedichte dieser Art die Perlen der lyrischen Poesie, die wir in Catulls, Göthes, Rückerts Sammlungen schmerzlich vermissen würden. Momentane Gefühle, wie sie irgend ein äusserer Eindruck hervorruft, sind in ihnen in Worte verwandelt, sie sind gleichsam amplificirte Interjectionen; kurz, sind wahre Gelegenheitsgedichte, im bessten Sinn, ganz verschieden von der Tendenzpoesie, an der unsere heutige Dichtkunst krankt, und von jenen allerhöchsten Orts bestellten Arbeiten, wie ***Qualem ministrum*** und das ***carmen saeculare***, sind Gelegenheitsgedichte, wie sie Göthe im Sinn hat:

> Willst du ein wahrer Dichter heissen,
> Musst du nicht Hirten und Helden preisen;
> Hier ist Rhodus, hier tanze du Wicht,
> Und zur Gelegenheit mach ein Gedicht! *).

*) Da der Vortrag ein extemporirter war, so stimmt diese spätere Aufzeichnung nur im allgemeinen mit dem wirklich Vorgetragenen überein. Auch hat der Verf. kein Bedenken getragen, noch einige bei dem Vortrag übergangene Momente für seine Ansicht einzufügen, um so weniger, als ihm keine Zeit und Gelegenheit mehr vergönnt war auf einige Einwendungen, die gegen seine vorgetragene Ansicht gemacht wurden, zu antworten. Dagegen wollte er die behagliche Breite, die einem extemporirten Vortrag natürlich ist, nicht gegen eine präcisere Darstellung eintauschen.
A. d. Vf.

Beilage *).

Horat. Carm. I, 28ᵃ.

Horatius Archytae sepulcro adstans sortem humanam commiseratur.

Te maris et terrae numeroque carentis arenae
  Mensorem cohibent, Archyta,
Pulveris exigui prope littus parva Matinum
  Munera: nec quidquam tibi prodest,
Aërias tentasse domos, animoque rotundum
  Percurrisse polum, morituro!
Occidit et Pelopis genitor, conviva deorum;
  Tithonusque, remotus in auras,
Et Jovis arcanis Minos admissus, habentque
  Tartara Panthoiden, iterum Orco
Demissum; quamvis clypeo Trojana refixo
  Tempora testatus, nihil ultra
Nervos atque cutem morti concesserat atrae,
  Judice te non sordidus auctor
Naturae verique. Sed omnes una manet nox,
  Et calcanda semel via leti;
Mista senum ac juvenum densentur funera: nullum
  Saeva caput Proserpina fugit.

Horat. Carm. I, 28ᵇ.

Horatius quasi naufragio oppressus et ejectus sepulturam precatur.

Dant alios Furiae torvo spectacula Marti:
  Exitio est avidum mare nautis.
[Mista senum ac juvenum densentur funera: nullum
  Saeva caput Proserpina fugit.]
Me quoque devexi rapidus comes Orionis
  Illyricis Notus obruit undis.
At tu, nauta, vagae ne parce malignus arenae
  Ossibus et capiti inhumato
Particulam dare: sic, quodcunque minabitur Eurus
  Fluctibus Hesperiis, Venusinae
Plectantur silvae, te sospite: multaque merces,
  Unde potest, tibi defluat aequo
Ab Jove Neptunoque, sacri custode Tarenti.
  Negligis immeritis nocituram

*) In einem besondern Abdrucke den Zuhörern zu bequemerem Ueberblicke in die Hand gegeben.

Postmodo te natis fraudem committere? Fors et
Debita jura vicesque superbae
Te maneant ipsum: precibus non linquar inultis,
Teque piacula nulla resolvent.
Quanquam festinas (non est mora longa), licebit
Injecto ter pulvere curras.

Da der Vorsitzende die Discussion über den eben vernommenen Vortrag eröffnet, nimmt Direktor Eckstein das Wort *):

Der Herr Präsident hat zu unserer grossen Freude ein „Primanerthema" behandelt; gestatten Sie mir der einmal gewählten Form treu zu bleiben, und meine Bemerkungen als die eines aufmerksamen und wissbegierigen, ich will nicht sagen naseweisen und vorlauten Primaners an den verehrten Herrn Rektor zu richten, von dem ich weitere Aufklärung über die sich aufdrängenden Bedenken, Lösung neu sich ergebender Schwierigkeiten mit gebührender Bescheidenheit mir erbitte.

Der Herr Rector haben mit Alexanders Kühnheit und Salomons Weisheit ein Gedicht, das bisher unbestritten als ein Ganzes gegolten hat, in zwei Gedichte zerlegt, die gar nichts mit einander zu thun haben sollen. Das erste Gedicht, mit der Ueberschrift „Gefühle bei dem Grabe des Archytas", soll die VV. **1—16** enthalten; weil es aber so mit einem ganz allgemeinen Gedanken ***omnes una manet nox et calcanda semel via leti*** schliessen würde, so hat der Herr Rektor nach der von ihm oft angewendeten Heilmethode der Versetzung zwei Verse aus dem andern Gedichte ***Mixta senum ac juvenum — Proserpina fugit*** herübergenommen und mit demselben das erste Gedicht geschlossen. Wird aber nicht dadurch wieder nur ein allgemeiner Gedanke gewonnen, der so eben für unzulässig an dem Schlusse des Gedichts erklärt ist? noch dazu in einer kaum zu ertragenden Breite und Trivialität. Denn zuerst müssen alle Menschen sterben, dann muss Alt und Jung sterben, und zuletzt müssen noch einmal alle Menschen sterben; denn dies ist doch der Sinn der Worte, dass der Tod keinen Menschen fliehe.

Das erste Gedicht des Herrn Rectors besteht nach jener Transposition aus **18** Versen: dies widerstreitet der uns oft und gewiss mit Recht empfohlenen Ansicht von dem strophischen Baue der horazischen Oden und verletzt Meineke's Gesetz von der Theilung der Gedichte in Strophen von je **4** Versen. Inzwischen auch diese Schwierigkeit ist bereits gehoben worden durch die Annahme, dass die beiden neuen Gedichte Elegieen seien, auf die natürlich jenes Gesetz keine Anwendung finde. Aber Horaz elegischer Dichter? noch dazu in einer Form, welche sich in der wirklichen Elegie der Alten nirgends findet? Das streitet wider den Respect, welchen der Herr Rektor uns in den Vorträgen über Rhetorik und Poetik gegen die Alten eingeprägt haben. Wir haben zu gut von ihm gelernt, von wie grosser Bedeutung die Form für den Inhalt ist, und wie streng und gewissenhaft die Alten für einen bestimmten Inhalt auch eine bestimmte Form beibehalten haben.

Das sind die Bedenken, welche sich mir bei dem Anhören des Vortrages sofort aufgedrängt haben. Ich bitte recht sehr um deren Beseitigung, wünsche aber auch die Vergünstigung, eine eigene Meinung äussern zu dürfen und der Prüfung des verehrten Lehrers

---

*) S. Anm. zu S. 19.

zu unterwerfen. Die Einheit des Gedichts mag ich nicht aufgeben, aber auch keine von den verschiedenen dialogischen Formen annehmen, in die das Gedicht zerschnitten ist. Mir ist es ein Monolog, und zwar des Dichters selbst. Indem ich aber so das Alte rette, weise ich das so eben dargebotene Neue nicht ab. Ich billige durchaus die von dem Herrn Rector angenommene Situation und die Beziehung auf ein Ereigniss aus dem Leben des Dichters. Der Anblick eines Denkmales des Archytas weckt in dem Dichter die Erinnerung an die Todesgefahr, in welcher er bei dem Schiffbruche geschwebt hat. Den Schiffbruch können wir nicht wegläugnen, denn er erscheint neben sonst beglaubigten Lebensgefahren des Horaz in der 4. Ode des 3. Buches. Grossen Werth hat übrigens die Ode nicht; ich betrachte sie nur als eine Studie des Dichters, deren grade das erste Buch der Oden recht viele enthält. Doch ich falle aus meiner Rolle, deren Durchführung ich gütiger Nachsicht empfehle.

Darauf erhebt sich Geheimerath Böckh und erklärt *), durch den Vortrag Döderleins ganz überzeugt worden zu sein, ohne für die Nachhaltigkeit der Ueberzeugung einstehen zu wollen. Das Zusammenleimen zweier Stoffe sei miserabel. Auch in der Auffassung des Gedankens von ***Nullum saeva caput Proserpina fugit*** stimmt er Döderlein bei. Derselbe sei keineswegs einerlei mit dem vorhergehenden; es sei ein Plus darin! Anlangend die aus dem Meineke'schen Kanon hergenommene Schwierigkeit, so würde diese das Gedicht auch in seiner bisherigen Form treffen, wenn man jenen Kanon darauf anwenden wollte. Denn das Ganze bestehe zwar aus 36 Versen, die aber als 18 Distichen zählten und dann doch nicht durch 4 getheilt werden könnten.

Hierauf nimmt Hofrath Thiersch das Wort *). Er sucht die schon von andern aufgestellte Ansicht, als die alle Schwierigkeiten ohne gewaltsame Trennung des Gedichts in zwei lösende in ihrem Recht zu schützen, indem er nachweist, dass das Ganze sich sehr wohl als der Monolog eines dort umgekommenen und unbeerdigten Seefahrers, dessen Schatten, ein Grab begehrend, noch am Ufer umherirrte, halten lasse, indem dieser von dem dort begrabenen Archytas, der nach den Scholiasten an jener Stelle dem gleichen Unfall erlegen und dort begraben war, und von Betrachtungen über ihn beginne, um mit Vers 21: ***Me quoque.... Notus obruit undis*** auf sich und sein Schicksal überzugehen und von den Vorüberfahrenden ein Grab zu begehren. Die Annahme liege sehr nahe, dass der Dichter an jenem von ihm oft besuchten und ihm werthen Strande seiner venusinischen Heimath irgend einmal den nach dem Schiffbruch an das Ufer geworfenen Leichnam eines Unglücklichen gefunden und an diesen jene Erwägungen geknüpft, sie dem Schatten des Unbeerdigten in den Mund gelegt habe: „Dich, Archytas, deckt eine Handvoll Staub; mir ist das Grab noch versagt." Die vorgeschlagene Transposition sei jedoch in jedem Falle sehr passend; der Zusammenhang gewinne dadurch. Aber bedenklich sei es, den Namen der Elegie hier beizuziehen. Die Alten hätten für den Inhalt ihrer Dichtungen die richtigste Form gefunden, und an diesen einmal ausgeprägten Formen festgehalten. Daher dürfe der bestimmte Typus nirgends über das ursprüngliche Gebiet ausgedehnt werden. Die Elegie und die Epode zu vermischen, sei um so bedenklicher, als Archilochus, der Urheber die-

*) S. Anm. zu S. 23.

ser beiden ältesten lyrischen Formen, die Verschiedenheit beider Gattungen selbst eingeleitet und gewahrt habe.

Da die Zeit vorgerückt war, behielt Döderlein seine Gegenerinnerungen späterer Besprechung vor. Ihm folgte nach einer kurzen Pause auf der Rednerbühne Professor von Jan aus Schweinfurt mit nachstehendem Vortrag *):

Ehrenrettung des M. Furius Bibaculus

in Bezug auf die Erklärung von Horazens Satiren (I, 10, 36 f. u. II, 5, 40 f.).

Hätte ich gewusst, dass ich, wie es jetzt der Fall ist, nach zwei solchen Heroen in der Wissenschaft auftreten sollte, so würde ich es nimmermehr gewagt haben, einen noch dazu so unbedeutenden Vortrag anzumelden. Da ich mich aber nun genöthigt sehe, mein Wort zu lösen, so muss ich doppelt um Nachsicht bitten, wenn ich die Aufmerksamkeit der hochverehrten Versammlung für die Mittheilung einer Notiz in Anspruch nehme, auf welche mich meine Plinianischen Studien geführt haben, und die nur in sofern von allgemeinerem Interesse sein dürfte, als sie auf die Erklärung einer viel besprochenen Stelle des Horaz einen unabweisbaren Einfluss ausübt.

Es handelt sich dabei um die Ehrenrettung des M. Furius Bibaculus, über den uns aus dem Alterthum etwa Folgendes überliefert worden ist. Nach Hieronymus im Chronicon Eusebianum war er 651 U. C. (103 v. Chr.) in Cremona geboren. Sueton (de illustr. gramm. 4.) nennt ihn neben Valerius Cato (der, wie er, Grammatiker und Dichter zugleich war) als *litterator*. Macrobius (Sat. II, 1, 13) berichtet, er verdanke einen Scherz des Cicero in seiner Rede für den Flaccus, den dieser in die schriftliche Aufzeichnung nicht aufgenommen habe, einem nicht näher bezeichneten Buche desselben, welches vielleicht mit dem von Plinius (Praefat. ad N. H. §. 24) unter dem Titel *Lucubratio* angeführten identisch ist. Als Jambendichter erscheint er neben seinem jüngeren Zeitgenossen Catullus bei Quintilian (X, 1, 96.) und bei Tacitus (Annal. IV, 34.); an beiden Stellen wird die Heftigkeit und Schmähsucht der beiden Dichter getadelt. Als vorzüglichen Jambendichter erwähnt ihn nach Lucilius, Catullus und Horatius der Grammatiker Diomedes (III, 6. p. 482. P.). Auf ein jambisches Gedicht desselben bezieht, Weichert (Poetar. Latin. reliqu. p. 362.) auch die Worte des Sosipater Charisius (I, 77. p. 102. P.): *Bibaculus: Duplici, inquit, toga involutus.* Aus einem epischen Gedichte, vielleicht demselben, welches die alten Erklärer des Horaz (zu Sat. II, 5, 40.) *Pragmateia belli Gallici* nennen, finden sich einige Verse bei Sueton (de illustr. gramm. 9 u. 11 f.), bei dem Scholiasten des Juvenal (zu Sat. VIII, 16.) und bei Gellius (N. A. XVIII, 11, 4.) angeführt; und dass ihm der von Quintilian (Inst. or. VIII, 6, 17.) als Beispiel einer harten, von einer zu ferne liegenden Aehnlichkeit hergenommenen Metapher erwähnte Vers:

Juppiter hibernas cana nive conspuit Alpes

angehöre, ergibt sich aus der Verspottung desselben bei Horaz (Serm. II, 5, 40 f.), wo man liest:

— seu pingui tentus omaso
Furius hibernas cana nive conspuet Alpes.

Diese Stelle benützt der grosse Bentley mit Recht zur Erklärung des *Turgidus Alpinus* (Serm. I, 10, 36), wobei er u. a. Folgendes sagt: *Plinius Praefat. Hist. Nat.*:

*) S. Anm. zu S. 19.

Nostri crassiores Antiquitatum, Exemplorum, Artiumque (libros inscripserunt) facetissimi, Lucubrationum, ut qui* Bibaculus *erat et vocabatur. Ita recte dederunt Harduinus et ad Catullum Is. Vossius: scripti ibi codices Vivaculus. Ergo Furius ille Bibaculi cognomen lucratus est, qui (quia?) bibax erat: idem erat pingui tentus omaso: utpote non minus cibi appetens quam vini. In dieser Erklärung der Worte: ***pingui tentus omaso*** folgten ihm die späteren Herausgeber des Horaz mehr oder weniger alle. Heindorf wollte diese Worte auf die Wohlbeleibtheit des Furius beziehen, der neueste Herausgeber seines Commentars führt aber Weichert (Poetar. Lat. rel. p. 344.) für die Ansicht an, dass er ein gefrässiger Mensch gewesen sei. Dort heisst es: ***Quidni enim Furius fuerit edax, cum bibacem eum fuisse ex accepta haud dubie fama referat Nat. Hist. praef. T. I. p. 22. ed. Frz.?*** In ähnlicher Weise sagt Orelli ganz naiv: ***Is enim Bibaculus erat et vocabatur: quidni altero etiam vitio laborarit?*** Weichert sucht sogar (p. 347) durch das Beispiel des L. Calpurnius Piso zu erweisen, dass das hohe Alter, welches Furius erreichte, kein Beweis gegen seine Schwelgerei sei, und fügt hinzu: ***Horatius, cum illa in Furium scriberet, vegeta adhuc fuit aetate, necdum illo, de quo Augustus iocatur, ventriculo instructus, ita ut proiectum Furii ventrem, qui senectutis post vitam in frequentibus conviviis et compotationibus transactam comes esse solet, tuto posset irridere.***

Man begnügte sich also nicht damit, in Folge des Zunamens ***Bibaculus***, den Furius zu einem Trunkenbolde zu machen, wofür man einen Gewährsmann an Plinius zu haben glaubte; sondern man schrieb ihm auch eine besondere Virtuosität im Essen zu. Was berechtigt aber zu dieser Annahme? Nach meinem Urtheile gar nichts. Selbst in physischer Beziehung möchte der Schluss gewagt sein, dass wer viel trinkt, auch viel isst; doch, ehe überhaupt von einem solchen Schlusse die Rede sein kann, fragt es sich, ob die Prämisse feststeht, dass der Dichter Furius den Beinamen ***Bibaculus*** vom Trinken erhalten habe?

Dass dies nicht der Fall ist, wird sich bald zeigen, wenn wir die Stelle des Plinius näher in's Auge fassen, auf welche sich die Erklärer des Horaz berufen. Dieser sagt nämlich in der Vorrede zur Naturalis Historia, wo von den gesuchten Büchertiteln der Griechen und von der grösseren Einfachheit der Römer in dieser Beziehung die Rede ist, ein Schriftsteller habe sein Buch ***Lucubratio****) betitelt, und zwar (nach der neuesten Sillig'schen Recension) mit dem Beisatze: ***puto quia Bibaculus erat et vocabatur.*** Diese Worte sind nun aber eine ***crux interpretum***, so dass mein verehrter Freund Sillig, der bekanntlich mit seinen Bemerkungen nie über das äusserste Bedürfniss hinausgeht, denselben in seinem Commentar fast eine ganze Seite gewidmet hat, ohne damit in's Reine zu kommen. Er nimmt an, Plinius habe hier gezeigt, wie wenig Geschick und Geschmack er zum Scherzen hatte. Um den Titel ***Lucubratio*** zu erklären, habe er den Beinamen des Schriftstellers, ***Bibaculus***, ausgebeutet, und, ohne einer verbürgten Nachricht zu folgen, angenommen, er habe gerne, und zwar bis tief in die Nacht hinein, getrunken. Allein dann müsste ***lucubratio*** das Nachtschwärmen bedeuten, eine Erklärung, die, wie Sillig selbst zugibt, sich durch keine ähnliche beweisen lässt, da ***lucubratio*** immer das Arbeiten zur Nachtzeit, oder ein in der Nacht ausgearbeitetes Werk bezeichnet. Wenn sich aber jene

*) Oder ***Lucubrationum***. So möchte ich bei Plinius schon wegen der vorausgegangenen Genitive lieber lesen, als ***Lucubrationem***, was freilich in allen Handschriften steht.

Bedeutung des Wortes auch nachweissen liesse, würde sie wohl hierher passen, wo von einem Büchertitel die Rede ist? In der That, der Scherz wäre allzu ungeschickt, wenn Plinius in seiner sonst so geschraubten, an den Imperator Titus gerichteten, Vorrede diesen und seine Leser hätte glauben machen wollen, es habe ein Schriftsteller, weil er gerne die Nächte durchschwärmt habe, sein Buch Nachtschwärmereien betitelt. Dass durch Nachtschwärmerei keine Bücher zu Tage kommen, und dass man dem Plinius am allerwenigsten eine solche Ansicht zuschreiben dürfe, wird mir die hochverehrte Versammlung gewiss zugeben.

Wer möchte daher nicht dem eben so scharfsinnigen als gelehrten Bernhardy beistimmen, der in seinem trefflichen Grundrisse der Römischen Literatur (S. 462) diese Worte als verdorben bezeichnet?

Sehen wir uns in dem kritischen Apparate um, so zeigt sich, dass der Name ***Bibaculus*** schlecht beglaubigt ist. Es werden dafür in der Sillig'schen Ausgabe nur drei Vaticanische Handschriften und eine des Escurial angeführt. Diese sind sämmtlich von dem Grafen de Turre Rezzonico verglichen, der in solchen Dingen kaum als zuverlässiger Zeuge betrachtet werden kann. Dagegen führt Harduin als die Lesart der ältesten Ausgaben und der Handschriften ***Vivaculus*** an; dasselbe findet sich bei Sillig in zweien der besten Handschriften; in den übrigen ***ut baculus***, was zwischen ***Vivaculus*** und ***Bibaculus*** in der Mitte steht. Dass die Handschriften ***Vivaculus*** haben, hat auch Bentley (s. oben) und Weichert (p. 344) angeführt; man müsste sich daher in der That wundern, dass die Bedeutung dieser Lesart für die Stelle des Plinius noch von niemanden erwogen worden ist, wenn nicht ***Bibaculus*** den beiden zuletzt erwähnten Gelehrten besser gepasst hätte, und auch andere, wie Sillig, darüber weggesehen hätten, als über eine blosse orthographische Verschiedenheit.

Dass die Buchstaben ***b*** und ***v*** früher schon, offenbar wegen naher Verwandtschaft in der Aussprache, verwechselt worden sind, ist bekannt. Daraus geht hervor, dass die Aussprache des ***v*** als ***f*** jedenfalls nicht die richtige ist; doch möchte das ***v*** darum nicht ohne Weiteres unserem ***w*** gleichzuachten sein; es bildete vielmehr einen Zwischenlaut zwischen ***b*** und ***f***, der dem ***b*** näher stand, und sich zu diesem etwa so verhielt, wie im Englischen das weiche ***th*** zu ***d***. Im Allgemeinen scheint aber fast häufiger ***b*** für ***v*** geschrieben worden zu sein *), so dass, selbst von dieser Seite betrachtet, die Schreibart ***Vivaculus*** Beachtung verdient hätte.

Sehen wir aber davon ganz ab, und beachten vielmehr den in ***Vivaculus*** liegenden Begriff, so eröffnet sich uns dadurch ein ganz neuer Gesichtskreis. Diese Form des Namens erscheint nämlich als eine Deminutivform von ***vivax***, die freilich ausserdem eben so wenig

*) Aus der Orelli'schen Inschriftensammlung wird im Forcellinischen Lexikon ***atabi***, ***curbatus***, ***boluerit***, ***balbae***, ***berna***, ***binaria***, dagegen nur ***deveret*** und ***vase*** statt ***basi*** angeführt; in den ***Notis Tironianis*** (p. 169.) ist das räthselhafte ***bibaria*** wohl auch auf ***vivaria*** zurückzuführen; bei Macrobius ist ***Paçubius*** die herrschende Schreibart; ausserdem findet sich ***bulba*** für ***vulva***, ***habeo*** für ***aveo*** oder ***haveo***, dagegen (Sat. II, 3, 6) ***Revilus*** statt ***Rebilus***, (Sat. VII, 14, 1) ***bulvos*** statt ***bulbos*** und (Sat. II, 6, 6) ***Valerius*** statt ***Laberius***, was das Mittelglied ***Laverius*** voraussetzt; in der Bamberger Handschrift des Plinius erinnere ich mir nur einige Male ***beneficia*** statt ***veneficia*** gelesen zu haben; an der bekannten Stelle (XXXVI §. 102) hat sie statt ***Diribitorii dilibitori***; in anderen Handschriften scheint ***diriuitori*** gestanden zu haben, da ***Jovi ultori*** daraus gemacht wurde.

als *bibaculus* von *bibax* vorkommt, uns aber, statt auf das Trinken, auf ein langes Leben hinführt. Der Sinn der ganzen Stelle wäre demnach etwa: „Ein Schriftsteller nannte sein Werk Nachtstudien, ich glaube, weil er *Vivaculus* hiess, und diesen Namen mit Recht trug, d. h. weil er nicht ein Lebemann war, was *Bibaculus* bedeuten würde, sondern so lange als möglich, oder, um bei der Deminutivform stehen zu bleiben, ziemlich lange lebte." Bedenkt man, dass, wer die Nacht wie den Tag zur Arbeit benützt, mehr wirkt, und also auch länger lebt, als wer die Nächte verschläft, so bleibt kaum eine andere Einwendung übrig, als dass es gewagt sei, diesen Gedanken dem Plinius so ohne Weiteres unterzulegen. Doch auch diese ist leicht zu beseitigen, da ja Plinius in derselben Vorrede nur sechs Paragraphen weiter oben (§. 18) sagt: *Dies vobis impendimus, cum somno valetudinem conputamus, vel hoc solo praemio contenti, quod, dum ista (ut ait M. Varro) musinamur*, **pluribus horis vivimus, profecto enim vita vigilia est** — und also das Wachen als das wahre Leben bezeichnet. Ist wohl noch daran zu zweifeln, dass Plinius *Vivaculus* schrieb, und so den Furius als einen *μακρόβιος* im edleren Sinne bezeichnete? — Ich werde mich keinen Augenblick bedenken, *Vivaculus* zu schreiben, wenn ich je dazu gelange, einen revidirten Text dieses Schriftstellers herauszugeben.

Diese meine Worte werden vielleicht Manchem der Anwesenden, der die Anzeige Teubners gelesen hat, dass ich den Plinius für seine Sammlung übernommen habe, sonderbar vorkommen. Zur Erläuterung diene Folgendes: In der Meinung, dass ein neuer Text ohne kritischen Apparat vielleicht der grösseren Ausgabe ein zahlreicheres Publicum verschaffen könnte, in keiner Weise aber derselben Eintrag zu thun im Stande wäre, gab ich der Aufforderung Teubners vorläufig meine Zustimmung; nachdem aber mehrere eben so einsichtsvolle als unpartheiische Männer die Ansicht gegen mich ausgesprochen hatten, dass mein Name vor einer Textausgabe jenem Unternehmen einen nicht unbedeutenden Nachtheil bringen könnte, bat ich den Verleger, mir mein Wort zurückzugeben, und wir verständigten uns, obgleich jene Anzeige bereits gedruckt war, dahin, dass ich mein gegebenes Versprechen erst dann zu erfüllen haben würde, wenn für jenes Unternehmen keinerlei Gefahr mehr daraus entstehen würde. Wie könnte ich auch zu einer Beeinträchtigung desselben die Hand bieten? Habe ich doch ein ganzes Jahr meines Lebens den Vorbereitungen dazu gewidmet, und seitdem dasselbe, so weit meine schwachen Kräfte reichen, zu fördern gesucht! Schon um des Verlegers willen möchte ich eine solche Schuld nicht auf mich laden, da er einen sehnlichen Wunsch von mir erfüllt hat, indem er es verhinderte, dass dieses Nationalwerk deutscher Wissenschaft nicht auf fremdem Boden an's Licht trat, vor allem aber bindet mich die Freundespflicht dem Manne gegenüber, der das schwere und grosse Werk bisher mit solcher Meisterschaft, Ausdauer und Uneigennützigkeit gefördert hat, dass wer an dem Werke und seinem Verfasser nur einigen Antheil nimmt, wünschen muss, dass er es ungehindert zu Ende führen, und die ohnehin spärlichen Früchte seiner Riesenarbeit ungeschmälert geniessen möge. —

Wenn nun aber bei Plinius *Vivaculus* ohne Zweifel das Richtige ist, so ist damit noch nicht gesagt, dass der Name überhaupt so, nicht *Bibaculus*, zu schreiben sei; vielmehr scheinen die Worte *puto, quia Vivaculus erat et vocabatur* den Gedanken zu enthalten: „ich glaube, weil der, den man gewöhnlich *Bibaculus* nennt, eigentlich *Vivaculus* zu heissen verdiente und wirklich so hiess."

Beachten wir die Stellen, wo der Name sonst noch vorkommt, so zeigt es sich, dass die Schreibart ***Vivaculus*** sich nur bei Späteren, so weit die mir zu Gebote stehenden Mittel reichen, findet, welche dieselbe dem Plinius entnommen haben konnten. So sprechen bei Macrobius (Sat. II, 1, **13**.) die Handschriften durchaus für ***Fusius Vivaculus***; ebenso hat der eine Scholiast des Cruquius. Bei dem Scholiasten Acron fand Bentley an einer Stelle (zu Horat. Serm. I, **10**, **36**.) ***Vivalium quendam***, woraus er ***Vivaculum*** machte, mit der Bemerkung: ***Sic enim librarii solent scribere apud Macrobium, Plinium, alios.*** An einer anderen Stelle (zu Serm. II, **5**, **41**.) führt er aus demselben ***Bibaculum*** an, und diese Schreibart findet sich bei dem Scholiasten zu Juvenal (VIII, **16**) und in allen mir zu Gebote stehenden Exemplaren des Quintilian und des Tacitus, so wie der Grammatiker Diomedes und Charisius ohne Variante. Ebenso liest man bei Livius und bei Valerius Maximus, von welchen jener (XXII, **49**, **15**.) unter den in der Schlacht bei Cannä Gefallenen einen Quästor ***L. Furius Bibaculus*** anführt, dieser (I, **1**, **9**.) einen Prätor dieses Namens erwähnt, woraus hervorgeht, dass ***Bibaculus*** ein Familienname war, für welchen der Dichter ***M. Furius*** in keiner Weise verantwortlich gemacht werden kann, wenn auch zuzugeben ist, dass sich weit eher annehmen lässt, dass derjenige, welcher diesen Beinamen zuerst erhielt, ihn vom Trinken (***Bibaculus***), als vom langen Leben (***Vivaculus***) bekam.

Dem sei, wie ihm wolle, Plinius wollte den Verfasser des ***Lucubratio*** betitelten Werkes sicherlich nicht als einen Trinker, sondern als einen den Studien ergebenen, fleissigen Mann bezeichnen; er kann also in keinem Falle als Gewährsmann angeführt werden, wenn nachgewiesen werden soll, dass der Dichter Furius im Essen wie im Trinken unmässig gewesen wäre.

Wie sind also bei Horaz die Worte ***pingui tentus omaso*** zu erklären? Beachtet man, dass Horaz den Furius selbst die Alpen mit Schnee bespeien lässt, um ihn zu verspotten, weil er diesen ungeeigneten Ausdruck vom Juppiter brauchte, so ist kein Zweifel, dass jene Worte mit diesem Spotte in unmittelbare Verbindung zu bringen sind. Soll also der Spott eine schwülstige und gemeine Redeweise bezeichnen, so ist ***pingui tentus omaso*** ein bildlicher Ausdruck für das, woraus jene Redeweise hervorgegangen ist. Wer sollte dabei nicht an ***pinguis Minerva*** erinnert werden? ***Omasum*** (nach einer Philoxenischen Glosse ein gallisches Wort für Rindskaldaunen) galt, wie Horaz selbst (Ep. I, **15**, **34**.) zeigt, als ein grobes, schwer verdauliches Nahrungsmittel gemeiner Leute. Die Worte ***pingui omaso*** deuten also auf die Gemeinheit, den Mangel an eleganter, ächt römischer Bildung, während in ***tentus***, was zunächst die Anfüllung des Magens bezeichnet, wie an jener andern Stelle (Serm. I, **10**. **36**.) in ***turgidus*** der Tadel einer schwülstigen Ausdrucksweise liegt, wenn man nicht etwa die drei Worte in den Ausdruck zusammenfassen will: „von Gemeinheit strotzend." So bedarf man, wie leicht zu ersehen ist, weder der Annahme, dass Furius im Essen und Trinken nicht das rechte Maass hielt, noch dass er besonders wohlbeleibt war, wenn gleich zugegeben werden kann, dass, wenn Letzteres, wie der Scholiast sagt, wirklich der Fall war, die Anwendung dieses spöttischen Bildes dadurch erleichtert wurde.

Nachdem der Vorsitzende dem Redner für seine belehrenden Mittheilungen gedankt und einige geschäftliche Angelegenheiten erledigt hatte, beschliesst die Versammlung, den letzten Gegenstand der heutigen Tagesordnung auf die morgende Sitzung zu verschieben.

Indess erbittet sich Professor Forchhammer das Wort: Er wolle noch ein Paar Worte über unsere Versammlungen sprechen. Es sei noch immer sehr zu beklagen, dass Niemand vorher wisse, wovon bei jeder Zusammenkunft die Rede sein werde. Nothwendig werde es, dass bestimmte Themen, die zur Verhandlung kommen sollten, den Mitgliedern vorher bekannt gemacht würden. Ja nicht einmal die Tagesordnung für morgen sei bekannt. Darum wolle er für das nächste Jahr der Versammlung einen doppelten Wunsch an das Herz legen, in Göttingen die Mythologie und Aristoteles, zwei Gegenstände von der grössten Wichtigkeit, zur Verhandlung zu bringen. Die Mythologie sei uns fast unter den Händen verschwunden; seit O. Müller sei kein weiterer Schritt in der Entwicklung dieser Wissenschaft gethan. Noch würden die Mythen vielfach als Fabeln behandelt, ohne dass man die religiöse Bedeutung derselben erkenne. Nicht minder vernachlässigt sei die Philosophie des Aristoteles, während wir doch von Plato genaue Kunde haben. Die Academie der Wissenschaften zu Berlin habe einen gereinigten Text geliefert, mit dem es gehe, wie mit den Werken des Phidias, die in den Museen stehen, ohne einen Einfluss auf die moderne Sculptur zu üben. Nur wenige seien durch die Werke des Stagiriten angezogen, und gemeinschaftlich sei nichts für sie gethan. Durch vereinte Kräfte müsse hier mehr geschehen, zunächst für die Aufhellung der Begriffe in der Aristotelischen Philosophie. Dazu sei vor allen Dingen ein raisonnirender Index erforderlich, mit dessen Anfertigung Bonitz in Wien von der Berliner Academie beauftragt sei. Wollte man sich hier zu gemeinschaftlicher Arbeit vereinigen, und wer dazu Neigung habe, ein Stück im nächsten Jahre mitbringen, so wäre damit nicht blos ein grosser Vortheil für die Wissenschaft errungen, sondern auch für die Versammlung selbst, die in der Verfolgung eines ganz bestimmten Zweckes eine schöne Aufgabe und festeren Halt erlange.

In Bezug auf den letzteren angeregten Gegenstand erinnert Professor Nägelsbach daran, dass Erlangen die leider nicht vollendete grösste lexicalische Arbeit über Aristoteles besitze, das *Lexicon Aristotelicum* des Prof. Kopp, der freilich wenig geschrieben habe, aber sicher der grösste Kenner des Philosophen gewesen sei. Staatsrath von Roth habe das Manuscript angekauft und der Universität bei ihrer Jubelfeier zum Geschenk gemacht. Er macht ferner mit rühmender Anerkennung auf Professor Heyder's Werk über die Aristotelische Dialektik aufmerksam.

Der Präsident gibt die von Prof. Forchhammer zur Sprache gebrachten Uebelstände zu, versichert aber auch aus eigner Erfahrung, dass es ein Mittel zur Beseitigung derselben nicht gebe. Der Grund liege in der Versammlung selbst, deren Mitglieder sich im Allgemeinen nicht sehr bereit zeigten, durch Vorträge zu erfreuen. Wünschenswerth bleibe es sicher, das Präsidium der nächsten Versammlung aufmerksam zu machen, dass die Vorträge vor der Versammlung angemeldet und wo möglich bekannt gemacht werden.

Zum Schlusse erbittet sich Rector Wocher das Wort, um seinen gestrigen Vortrag zu ergänzen und namentlich auf einige seiner Schriften die Aufmerksamkeit zu lenken, ausserdem aber ein kleines phonetisches Kunststück zu produciren, indem er die Skala der Vokallaute anführt, wie sie nach ihrer grossen Mannichfaltigkeit, aber in regelmässiger Folge aus einander hervorgehen und in einander übergehen. Unter grosser Heiterkeit über dies Kunststück trennt sich die Versammlung.

Vierte Sitzung.

Erlangen den 3. October 1851.

Der Vorsitzende, Prof. Nägelsbach, eröffnet die Sitzung mit Vorlesung der Namen der seit dem gestrigen Tage neu angekommenen Mitglieder, drückt dem Herrn Rektor Wocher seinen Dank aus, dass derselbe sein Werk „Neuere Phonologie" als Geschenk übergeben, und fährt dann fort: Meine Herrn! Erheben Sie sich mit mir, um durch Ehrung eines unserer ausgezeichnetsten Mitglieder eine längst verfallene Schuld abzutragen. Ich ersuche unsern Herrn Präsidenten und das Mitglied des Comité, Herrn Professor Schäfer, jetzt den Herrn Hofrath Thiersch auf die Tribüne zu geleiten. Nachdem diess geschehen, hält der Vorsitzende folgende Anrede *):

Theuerer, innig verehrter Mann! Ein Akt der Gerechtigkeit ist es, welchen mich die Versammlung nunmehr vollziehen heisst. Sie will nicht, dass in der Reihe der Meister unserer Wissenschaft, welche bereits mit Ehrendiplomen gefeiert worden sind, der Mann länger fehle, welchem sie als dem Stifter unseres Vereines huldigt. Als in gestriger Sitzung der Antrag hierauf gestellt worden war, rief der grosse Mann, den wir jetzt den Fürsten unserer Wissenschaft nennen, dass dies längst hätte geschehen sollen. Vernehmen Sie die Worte, in welche die Versammlung den Ausdruck ihrer Verehrung gegen Sie, die Anerkennung Ihrer Verdienste gefasst hat:

---

*) Von dem Redner aus der Erinnerung aufgezeichnet und der Red. mitgetheilt.

Q. F. F. F. S.

FRIDERICUM THIERSCHIUM

THURINGUM

PHILOLOGORUM GERMANICORUM CONVENTUUM INTER SAECULARIA GEORGIAE AUGUSTAE FELICISSIMIS AUSPICIIS ANNO MDCCCXXXVII CELEBRATA AUCTOREM

QUOD IN DICTIONIS HOMERICAE NATURA AC PROPRIETATE ACCURATIUS EXPLICANDA SALUTAREM JUVENIBUS OPERAM POSUIT: QUOD PINDARICORUM CARMINUM ADHIBITO METRORUM ARTIFICIO IN PATRIUM SERMONEM VERTENDORUM PRIMUS CONSILIUM SUSCEPIT SUSCEPTUM PROSPERO SUCCESSU EXSECUTUS EST: QUOD GRAECARUM ARTIUM MONUMENTA INSIGNI OCULORUM INGENIQUE ACUMINE CONTEMPLATUS EXQUISITAE PROMPTAEQUE DOCTRINAE COPIIS ADJUTUS ILLUSTRAVIT: QUOD DE GERMANIAE JUVENTUTE AD HUMANITATEM CONFORMANDA DEQUE OMNI RE SCHOLASTICA PER UNIVERSAM PATRIAM EMENDANDA EGREGIE MERUIT: QUOD PLURIMOS GRAECIAE JUVENES LIBERALI INSTITUTIONE A SE EXCULTOS NOVO PATRIAE AMORE INCENDIT ET PRO RECUPERANDA GRAECORUM LIBERTATE NULLUM LABOREM DETRECTAVIT: QUOD CUM RARA ANTIQUITATIS PERITIA INSIGNEM RECENTIORIS AETATIS COGNITIONEM FELICI TEMPERAMENTO MISCUIT: DENIQUE QUOD OMNI VITA AD VETERUM SIMPLICITATEM HUMANITATEM ELEGANTIAM COMPOSITA LITERARUM CULTORIBUS EXEMPLUM PRAEIVIT

GRATI AC VENERABUNDI CONSALUTANT

ET PRO VIRIDI EIUS OMNIBUSQUE VITAE BONIS FORTUNATA SENECTUTE

PIA VOTA NUNCUPANT

PHILOLOGI ERLANGAM CONGRESSI

D. III. OCTOBR. MDCCCLI.

Aber, theuerer Mann, wir wollten nicht blos einen Akt der Gerechtigkeit, sondern auch der Liebe vollziehen. Denn was ich bei Gelegenheit vor dreizehn Jahren zu sagen veranlasst war, dass Sie eben so gut als gross seien, davon ist die Versammlung aufs lebendigste überzeugt, besonderes Zeugniss aber können wir geben, die jetzigen und ehemaligen Lehrer der bayerischen Studienanstalten. Denn Sie sind nicht nur der Vater der philologischen Studien in unseren Landen, sondern sind oder waren auch in sehr schweren Zeiten der treueste Berather, der wärmste Freund, ja fast der einzige Hort der Gelehrtenschulen und ihrer Lehrer. Wohl lebt in uns die Erinnerung, wie Sie bei Ihren amtlichen Reisen in verschiedenen Theilen des Königreichs dem Gedeihen aller Anstalten gleichmässige Fürsorge widmeten, wie der grosse Philologe Thiersch in der Lateinschule des dorfähnlichen Landstädtchens sass, Lehrer und Schüler unterwies, den Bedrängten Trost, den Tüchtigen Ermunterung brachte, zu den Säumigen ernste Worte sprach, Alle aber durch wohlwollende, väterlich berathende Theilnahme erhob und erquickte. Was Sie für die Wissenschaft sind, davon geben deren Jahrbücher Zeugniss; was Sie für Griechenland gethan, war in den Zeitungen Europa's zu lesen; was Sie aber den Schulen und ihren Lehrern gewesen sind, das kam nicht in die Zeitungen, ist aber zweifelsohne irgendwo anders angeschrieben. Darum bitten wir Gott, dass er Ihnen, dem nicht minder als dem Pylischen Greise süsser denn Honig die Rede von den Lippen strömt, nestorische Jahre gewähren wolle, damit Sie, geehrt von Ihrem Könige, gepflegt von der Liebe der Ihrigen, noch recht lange auch unserer Liebe sich erfreuen mögen, welche jetzt Ihr ohnehin schon ruhmgekröntes Haupt mit diesem neuen Ehrenkranz geschmückt hat.

Thiersch erwidert: *) Mein verehrter und theuerer Freund, meine hochverehrten Amtsbrüder — denn so darf ich Sie alle begrüssen — und Freunde! Wenn die Alten, wo ihnen ein unerwartetes grosses Glück zu Theil wurde, die Götter baten, dass ihr Neid nicht über sie komme und das Erfreuliche störe, so bin ich gegenüber dem Ausdruck Ihrer Gesinnung in demselben Falle, wenn auch auf andere, nämlich christliche Weise, die Vorsehung zu bitten, dass sie, was in den ehrenden Worten, mit denen ich empfangen worden bin, über das Mass meines geringen Verdienstes hinausgeht, als den Ausdruck Ihrer Nachsicht gegen das Unvollkommene meiner Bestrebungen mir nicht anrechne, und dass sie bei soviel Ehre mir auch jene Bescheidenheit des Innern und aufrichtige Gesinnung bewahren möge, die uns an sich und gegenüber den grossen Gegenständen gebührt, deren Behandlung unser Leben gewidmet ist. So gross wir übrigens uns auch die Aufgabe unseres Lebens stellen, so wichtig die Güter, die wir anstreben, sein mögen: vor jeder unbefangenen Würdigung erscheint das, was man zu leisten vermag, als wenig gegen das Grosse, was zu leisten wäre. Auch ist mir wohl gestattet, bei dieser Gelegenheit ein Wort über die Lage unserer Genossenschaft zu sagen.

Allerdings sind unsere Studien von vielfacher Missachtung und vielen Gegnern umgeben; wir aber sind als *commilitones* zu einem Kriegsdienste vereinigt, und verpflichtet, nicht blos die Burgen der alten Bildung, die in der Zeit der Barbarei zerstört wurden, wieder herzustellen und ihre Tempel zu schmücken, sondern sie auch zu gleicher Zeit gegen die Angriffe der Feinde zu vertheidigen. Das ist unser Beruf, den wir kennen, in dem wir handeln. Getrosten Muthes aber dürfen wir mit Nehemias sagen: „Wir bauten die

*) S. die Anm. zu S. 23.

Mauern bis zur Hälfte, und das Volk nahm wieder ein Herz zur Arbeit." Wir haben, glücklich genug, die Hälfte des Baues vollendet, wie gross auch die Missachtung war, und das Volk hat wieder Herz zu uns gefasst; seine Gunst kehrt zu uns zurück; die Einsichtigsten, Besten und der Zukunft Kundigsten sind überzeugt, dass in unserer Burg die höchsten Güter der Menschheit bewahrt sind, und dass wir aus ihrer Fülle dem heranwachsenden Geschlecht mittheilen, was ihm heilsam ist, und in dieser Pflege unsre Knaben und Jünglinge mit Berufstreue und Hingebung heranbilden. Darum wollen wir in dem Werke freudig beharren, gleich jenen Wiederherstellern des Tempels in Jerusalem, in der einen Hand die Werkzeuge zum Fortbau, in der andern das Schwert zur Abwehr der Feinde. So sind wir ***commilitones***; so stehen wir zusammen wie in der alten Legion; und wie in dieser treu geleistete Dienste befähigten zur Aufnahme in die ***cohors veteranorum***, die für besondere Fälle zurückbehalten wurde, so haben auch Sie diesen alten und wohl begründeten Gebrauch bei uns eingeführt. Ich danke es Ihnen, dass ich nach so ruhmreichen Vorgängern durch dieses Diplom in jene ***cohors veteranorum*** aufgenommen bin, und verspreche, dass wo eine Gelegenheit sich bietet, Sinn und Geist der Alten zu vertreten, es an meiner Bereitwilligkeit in Zukunft so wenig wie früher ermangeln soll.

Meinen Dank zunächst Ihnen — (der Redner wendet sich bei diesen Worten zu Geheimerath Böckh) —, den wir nach Gottfried Hermanns Tod als Haupt und Führer deutscher Philologen begrüssen; und mit Böckh denjenigen, welche gleich mir die Schwelle des Alters bereits überschritten haben und wohlverdient in allgemeiner Verehrung und Achtung stehen; meinen herzlichen Dank in gleicher Weise den Jüngeren, den Epigonen, die zunächst berufen sind, den Bau zu vollenden, gegen den alle Anstrengung unserer Feinde vergeblich sei! ***Quod Deus bene vertat!***

So schloss der beredte Redner die tiefgefühlten Worte.

Auf der weiteren Tagesordnung stehen:

1) die auf den heutigen Tag verschobene „Anfrage" des Professor Dr. Nägelsbach;
2) ein Vortrag des Hofrath Thiersch über die Verbindung des Rhythmus und des Metrums bei der Recitation griechischer und lateinischer Gedichte.

Der erste Präsident, Professor Döderlein, übernimmt den Vorsitz und lädt den Professor Nägelsbach ein, seinen angekündigten Vortrag *) zu halten.

Nägelsbach: Die Anfrage, welche ich an die Versammlung zu stellen mir erlaube, betrifft den Ausgangspunkt der Fabel in der Aeschyleischen Orestie. Jedermann weiss, dass Klytaemnestra von Sohnes Hand fällt, weil sie den Gatten erschlagen, dass Agamemnon von ihr gemordet wird, weil er die Tochter geopfert hat; unklar ist aber, warum Artemis so furchtbar zürnt, dass sie den Heeresfürsten zur Sühne dieses Zorns die Tochter zu opfern zwingt. Früher zwar glaubte man **), auch Aeschylus folge in diesem Punkte der gewöhnlichen Sage, dass Agamemnon durch Erlegung einer der Artemis geweihten Hindinn oder durch vermessenes Rühmen seiner Kunst als Schütze den Zorn der

*) S. Anm. zu S. 66.
**) Vgl. z. B. Welcker Aesch. Tril. p. 409, Klausen zu Agam. 127.

Göttin erregt habe. Weil sich aber hievon bei Aeschylus nicht die entfernteste Andeutung findet, weil es auch der Würde und Tiefe der Aeschyleischen Poesie nicht gemäss scheint, die ungeheueren Schicksale des Atridenhauses auf die Verletzung einer Hindinn zurückzuführen, so haben Bamberger und Schömann *) diesen Erklärungsgrund des Zornes der Göttin aufgegeben. Bamberger nun setzt an die Stelle desselben den Neid der Göttin überhaupt, mit Berufung auf Ag. 131. ἄγα, v. 133. ἐπίφθονος· allein hiemit ist nichts gewonnen; denn es müsste eben nunmehr weiter nach dem Grund dieses neidischen, missgünstigen Stimmung gefragt werden. Schömann aber begründet den Zorn der Artemis erstlich mit den angeblich „versäumten Pflichten der Frömmigkeit, welchen Zorn eben so wohl die Achäer als die Troer verdient haben." Schömann stützt sich auf Ag. 67—75:

ἔστι δ' ὅπῃ νῦν
ἔστι· τελεῖται δ' ἐς τὸ πεπρωμένον·
οὐθ' ὑποκλαίων οὐθ' ὑπολείβων
οὔτε δακρύων ἀπύρων ἱερῶν
ὀργὰς ἀτενεῖς παραθέλξει.

Er übersetzt nämlich die drei letzten Verse so:

Kein Jammern und kein Trankspenden versöhnt,
Kein Weinen, den streng vergeltenden Zorn
Ob heiliger Opfer Versäumniss.

Aber gegen die Richtigkeit dieser Uebersetzung erheben sich die vielfältigsten Bedenken. Schon die Lesart ὑποκλαίων muss der unerträglichen Tautologie mit δακρύων wegen vertauscht werden mit dem längst vorgeschlagenen ὑποκαίων vgl. *Fragm. Niob.* οὔτ' ἄν τι θύων οὔτ' ἐπισπένδων ἄνοις. Indem dann der Dichter sagt, Agamemnon werde weder durch Brand- noch Trankopfer noch durch Thränen den unbeugsamen Zorn versöhnen, muss er mehr als das Vergehn einer Opferversäumniss, muss er ein Verbrechen im Sinn haben, das dem Chor als unsühnbar erscheint. Ein solches aber ist einzig und allein die Opferung Iphigenias, die nie versiegende Quelle der Besorgnisse des Chors, eine That, die derselbe, obwohl von der Göttin und den Fürsten dem Agamemnon abgedrungen, dennoch stets als eine ruchlose, nach Rache schreiende bezeichnet. Daher hat Fuhr zweifelsohne richtig die ἄπυρα ἱερὰ, das nicht verbrannte Schlachtopfer, auf Iphigenia selbst gedeutet, welche nach Aeschylus natürlich nicht wie ein Opferthier verbrannt, wohl aber wirklich geschlachtet und keineswegs vor der Schlachtung nach Tauris entrückt worden ist. Dies sagt nicht nur Klytämnestra wiederholt, nicht nur in den Choephoren Elektra (v. 242. καὶ τῆς τυθείσης νηλεῶς ὁμοσπόρου), sondern der Chor selbst spricht unten in der Beschreibung ihres Todes ausdrücklich davon, wie sie ihr Blut zur Erde strömen lässt; v. 239. κρόκου βαφὰς δ' ἐς πέδον χέουσα **). In der von Schömann angezogenen Stelle

*) *Bamberger de Aesch. Agam. commentatio. Brunsvigae* 1835. p. 7; Schömann, des Aesch. Eumeniden. Greifswald 1845. p. 2. 52.

**) Wohl weiss ich, dass Welcker Aesch. Tril. p. 410 das κρόκου βαφὰς vom safranfarbenen Gewande der Jungfrau versteht, das sie zu Boden habe fallen lassen. Allein dass κρόκου βαφαί, eigentlich die safranrothe Tunke oder Brühe, das Blut bedeuten kann, geht klar hervor aus Ag. 1121, wo κροκοβαφὴς σταγών, und aus Pers. 317, wo πορφυρᾷ βαφῇ für das Blut steht. Dass es aber an unserer Stelle das Gewand nicht bezeichnet, sondern Blut bedeuten muss, ergiebt sich aus

ist also nicht von dem der Opferung Iphigenia's vorhergehenden Zorne der Artemis, sondern von einem durch diese Opferung veranlassten unsühnbaren Zorn die Rede. Wer denselben hegt, lässt der Dichter absichtlich unbestimmt, damit man sowohl an die die Familienpietät schützenden Gottheiten als auch an Klytämnestra denken könne.

Aber Schömann findet einen zweiten Grund vom Zorne der Artemis in der unfrommen, schonungslosen, mit Frevel gegen alles Heilige verbundenen Zerstörung Troja's, welche die Göttin voraus sieht und als eine der stadtobwaltenden Gottheiten Troja's nicht anders als missbilligen kann. Hiemit scheint nur die auf das *οἴκῳ γὰρ ἐπίφθονος Ἄρτεμις κτλ.* unmittelbar folgende Epodos nicht zu stimmen. Der Sinn derselben (v. **140—145**) ist doch folgender: Obschon Artemis die Jungen des Wildes unter ihren besonderen Schutz genommen hat und folglich jenen Adlern zürnt, welche die trächtige Häsin zerfleischen, so fordert sie gleichwohl von Zeus *), dass er dieses den Untergang Troja's verkündende Zeichen in Erfüllung bringen möge. Dieser Sinn müsste sich nach Schömanns Anschauung in folgende Worte fassen lassen: Trotz dem dass Artemis, eine der Schutzgottheiten Troja's, über die durch das Zeichen der Adler und der Häsin vorbedeutete Zerstörung dieser Stadt grimmig zürnt, fordert sie diese Zerstörung dennoch. Aber gerade dieses Trotz dem — dennoch wäre vom Dichter nicht motivirt; es wäre durchaus nicht abzusehn, was die Göttin bestimmen sollte, diese von ihr missbilligte, um der sie begleitenden Frevel willen im Voraus verabscheute Zerstörung nicht nur nicht abzuwehren, sondern sogar zu fordern, oder, wenn man Schneidewin's *εἴθε κράναι* billigen wollte, wie der Chor ihr zumuthen könne, das selbst zu vollziehn, was ihr ein Greuel ist.

Wir fragen weiter: die Frevel bei der Zerstörung Troja's **), welche Artemis voraussehen soll, werden sie vom Hause der Atriden begangen? Wird irgendwo eine Mitwirkung der beiden Atriden zu diesen Freveln oder auch nur eine sträfliche Nachsicht ihrerseits in dem Maasse hervorgehoben, dass die Uebelthaten der Sieger dem Hause der Atriden zuzurechnen wären, nicht dem Heere? und doch sagt Aeschylus ausdrücklich, dass Artemis dem Hause der Atriden gram sei. Ich glaubte daher, um Artemis Zorn zu erklären, eine Schuld nicht des Heeres, sondern des Hauses suchen zu müssen, nicht eine noch zukünftige, sondern eine vergangene, noch ungesühnte, ferner eine dem *δεῖπνον ἀε-*

---

der ganzen Beschreibung Ag. 231 ff. Sie hat ihr Gewand so wenig als ihren Leib in ihrer Gewalt. Der Dichter schildert ja, wie sie mit Gewändern umhüllt (*πέπλοισι περιπετῆς*) von den Opferknechten, wie eine Ziege, auf den Altar gehoben, wie ihr jede freie Regung unmöglich gemacht, ja sogar der Mund geknebelt wird. Erst auf diese Schilderung folgt das *κρόκου βαφὰς ἐς πέδον χέουσα*, was somit ein unerträgliches *Πρωθύστερον* wäre, wenn es etwa von einer Handlung Iphigenia's verstanden werden wollte, welche den unmittelbaren Vorbereitungen zur Schlachtung, durch welche sie wehr- und regungslos gemacht wird, vorausgegangen sei.

*) Schneidewin will freilich im Philol. III. p. 531 statt des urkundlichen *αἰτεῖ κρᾶναι* gelesen wissen *εἴθε κράναι* (Wunsch des Chors: o möchte doch Artemis erfüllen —), hauptsächlich, weil man nicht wisse, was *αἰτεῖ* für ein Object haben solle. Mich dünkt, zu *αἰτεῖ* habe sich jeder Grieche *Δία* supplirt, der nach Pers. 740. *ἐπισκήπτει τελευτὴν θεσφάτων*. Analog Od. v. 73—75. *εὖτ' Ἀφροδίτη δῖα προσέστιχε μακρὸν Ὄλυμπον, κούρῃς αἰτήσουσα τέλος θαλεροῖο γάμοιο, ἐς Δία τερπικέραυνον.*

**) Denn nur von diesen kann die Rede sein; der Zug nach Troja an sich ist nach des Dichters nachdrücklich ausgesprochener Ansicht vollkommen gerecht.

τῶν verwandte, weil ja dieses *δεῖπνον* das Bild der Schuld ist, um deren willen die Göttin zürnt, endlich eine Schuld, welcher die Sühnung entspricht, die für sie gefordert wird. Da führte mich denn der Ausdruck *δεῖπνον ἀετῶν*, ich möchte sagen mit einer Art von psychologischem Zwang, auf das *δεῖπνον Θυέστου*. Dieser Frevel des Atreus an Thyestes ist noch ungesühnt; das Verbrechen des Atreus an dem Bruder und das der Adler an der trächtigen Häsin, beides ist ein ruchloses Mahl, und der Schuld entspricht die geforderte Sühne; denn dafür, dass Agamemnon's Vater Atreus die Söhne des Thyestes geschlachtet, muss Atreus' Sohn Agamemnon seine Tochter Iphigenia schlachten.

Gegen diese in meiner Schrift *de religionibus Orestiam Aeschyli continentibus* p. 6 und 20 aufgestellte, dort jedoch nicht näher begründete Ansicht hat Schömann scheinbar treffend eingewendet, dass, da die Adler unbestreitbar Agamemnon und Menelaos seien, nothwendig auch nur eine That dieser beiden, nicht ein Verbrechen ihres Vaters gemeint sein müsse. Ich glaube hingegen folgendes entgegnen zu können: Der Ausdruck *οἴκῳ ἐπίφθονος Ἄρτεμις* leitet absichtlich den Blick von den beiden Brüdern weg auf das ganze Haus. Nicht die Individuen für sich sind es, denen sie zürnt, sondern ihr Zorn gilt dem Geschlecht. Denn die nicht gesühnte Sünde der Aeltern geht auf die Kinder über; diese erben die Schuld ihres Vaters und müssen die Strafe dafür erleiden; dies ist ein unverbrüchliches Dogma der griechischen Theologie. Da nun das Wunderzeichen der Adler nach ausdrücklicher Angabe des Dichters eine doppelte Seite hat, eine siegverheissende und eine drohende, Frevel vorrückende, so können die Brüder zwar einerseits und innerhalb der glückverkündenden Seite des Zeichens durch die Adler blos nach ihren eigenen Personen dargestellt, andererseits aber können sie auch Repräsentanten des Geschlechts und Hauses sein, auf welchem noch der ungesühnte Frevel des *δεῖπνον Θυέστειον* ruht, und indem sie dies sind, kann die zürnende Artemis zur Sühne von ihnen die Opferung Iphigenia's fordern.

Nun stellt sich die Kette der Frevel im Atridengeschlechte, auf welche Aeschylus immer und überall zurückkommt, folgendermassen dar: Thyestes bricht die Ehe mit Atreus' Gattin Aërope; Atreus schlachtet des Thyestes Kinder und setzt sie dem Vater zur Speise vor; hiefür muss Agamemnon, Atreus' Sohn, seine Tochter schlachten, und für diese Schlachtung stirbt er von der Gattin Hand unter Mitwirkung Aegisths, eines übrig gebliebenen Sohnes von Thyestes; die Gattin aber, welche am Haupte des Gemahles und Königs gefrevelt, wird von dem eigenen Sohn erschlagen. Ist diese Darstellung richtig, so wäre der Grund von Artemis' Zorn: der selbst im siegverheissenden Zeichen mitangedeutete, noch ungesühnte, dem Geschlecht zugerechnete Frevel des thyesteischen Mahles.

Warum aber zürnt diesem Frevel gerade Artemis? Ich gestehe, dass ich auf diese zweite Frage keine mich befriedigende Antwort weiss. Wird Artemis als die zürnende Göttin genannt, weil sie sich einmal in der Sage vorfand und desshalb auch von Aeschylus nicht umgangen werden konnte? Oder führte die Beschaffenheit des vom Dichter gewählten Zeichens auf Nennung der Artemis? Ich bitte die Versammlung um freundliche Belehrung in Bezug auf beide Fragen, welche ich in möglichster Kürze so formulire: Warum zürnt Artemis dem Hause der Atriden, und warum gerade Artemis?

Auf die von dem Vorsitzenden an die Versammlung gerichtete Frage, wer zur Lösung des von dem Vorredner aufgestellten Zweifels bereit sei, erbittet sich Hofrath Thiersch

das Wort *): Auf die Frage müsse dieselbe Antwort gegeben werden, welche das Alterthum durch die Verschiedenheit der Deutung bereits gegeben habe: man weiss es nicht. Gerade in dieser Vieldeutigkeit liege die Andeutung eines Räthsels, das sich das Alterthum selbst gestellt. Es ist eine Erscheinung, die auch auf andern Gebieten sich wiederholt, dass bei Behandlung des urväterlichen Mythus die alte harte Form der Ueberlieferung zu Grunde gelegt und dafür ein sittliches Motiv gesucht wurde: die arge Götterthat der grauen Vorwelt sollte mit dem späteren religiös sittlichen Bewusstsein des Volkes in Einklang gebracht werden. Das Heer der Hellenen findet sich in dem Golfe von Aulis, welcher, wie jeder der Lokalität Kundige weiss, eine Art Sack mit schmaler Oeffnung bildet, so dass die Schiffe nur beim Nordwinde südlich und beim Südwinde nördlich aus ihm herauskönnen; der Nordwind also macht aus diesem Golfe die Fahrt nach Norden und der troischen Küste zur Unmöglichkeit. In dem Nordsturm nun, der die Griechen zurückhält, gibt sich der Zorn eines Gottes kund und ist dies nicht, so ist augenscheinlich wenigstens allein durch die Hülfe eines Gottes aus der Noth herauszukommen. Warum aber gerade der Artemis? In der Nähe des Golfs fand sich ein uraltes Heiligthum jener Göttin, unter dessen Einfluss und Bereich sich also das Heer befand. Es war aber die alte taurische Göttin, wie das Opfer selbst zeigt, deren Cultus wir aus andern Ueberlieferungen kennen. Noch in den Zeiten des Pausanias wurden die Knaben vor dem Altar dieser **ὀρθία** blutig gegeisselt: während dieser Handlung steht der Priester auf der andern Seite des Altars mit einem kleinen **ξόανον** der Göttin in den Händen, das, wenn weniger stark geschlagen wird, also zu wenig Blut fliesst, in den Händen des Priesters schwerer wird, weil die Göttin zürnt. Sei es nun, um den Zorn der Göttin zu sühnen, oder im Fall sie bei der Calamität nicht betheiligt war, ihre Hülfe zu gewinnen, ist das Blut der würdigsten Jungfrau dargebracht. Was Aeschylus sagt, ist also nur ein Versuch. Er geht von der Annahme aus, dass die Göttin in der That gezürnt habe, und ist sofort dem angegebenen Bedürfniss folgend bemüht, das alte Starre der Sage mit dem sittlichen Gefühle seiner Zeit auszugleichen. Es war natürlich, dass andere es anders versuchten. Daher die Annahme, dass Agamemnon in dem heiligen Hain der Göttin eine Hirschkuh auf der Jagd erlegte, oder dass Artemis selbst die Jungfrau vom Tode gerettet und nach Tauris gebracht habe; so dass wir hier nicht auf dem Gebiet von Thatsachen, sondern von Hypothesen uns befinden, welche die Alten zur Erklärung einer überlieferten Thatsache aufgestellt haben.

Der Vorsitzende kommt einer weiteren Debatte mit der Erinnerung an die Kürze der heute zugemessenen Zeit zuvor; der Gegenstand solle damit nicht bei Seite gelegt, sondern weiterer Prüfung vorbehalten werden — ***οὐδεὶς γὰρ ἔκφορος λόγος*** **).

Aus dem angeführten Grunde verzichtet auch Hofrath Thiersch auf die Haltung des angekündigten Vortrags.

---

*) S. die Anm. zu S. 23.

**) Diese Worte aus Platons Laches p. 201 A. will der Redner in dem Sinne verstanden haben, wie er in seiner Ausgabe des *Oedipus Col.* p. 570 erklärt: *neque enim ullus sermo ad finem perducet vel satis explicabit illam quaestionem.*

Zum Schlusse richtet der Vicepräsident Prof. Nägelsbach folgende Worte *) an die Versammlung:

Das in Gottes Namen unternommene Werk ist mit Gottes Hülfe zu einem glücklichen Ende gediehen. Und wenn wir uns die Ursachen des Gelingens vergegenwärtigen, so tritt uns wohl vor allen Dingen die gemeinsame Liebe zum klassischen und orientalischen Alterthum und zum edlen Werke der Jugendbildung vor die Seele, eine Liebe, welche sich in den Bemühungen der allgemeinen und besonderen Versammlungen bethätigt und welche auch unsere geselligen Zusammenkünfte verschönt und geadelt hat. Wir danken das Gelingen aber auch der Anwesenheit der grossen Männer, von welcher jener Hauch der Begeisterung ausging, der den strebenden Jünger emporhebt, wenn er den Meister vorangehn sieht. Weil aber eine solche Versammlung nicht nur an innere, sondern vielfältig auch an äussere Bedingungen geknüpft ist, so gedenken wir dankbarst der Freigebigkeit unserer Regierung, der zuvorkommenden Unterstützung unserer Universität, welche uns ebenfalls von dem Ihrigen mitgetheilt und uns freundlich hier in ihr ***Penetrale*** aufgenommen hat, endlich des ehrenvollen theilnehmenden Empfangs von Seiten hiesiger Stadt, und der eben so eifrigen als einsichtsvollen Handreichung mehrerer Ehrenmänner unter ihren Bürgern, welche ihren Sinn für edle Bildung durch Förderung unserer Zwecke aufs schönste beurkundeten. Recht gelungen mag man aber ein Werk wie das unsrige wohl nur dann nennen, wenn es eine nachhaltige Wirkung für die Zukunft verspricht. Auch eine solche Wirkung glaube ich von unserer diesjährigen Versammlung hoffen zu dürfen. Sie hat, hoffe ich, ihres Theils dazu beigetragen, das naturgemässe Band zwischen wissenschaftlicher Philologie und der Gelehrtenschule enger zu knüpfen. Ein schöner Gewinn, wie mich dünkt. Denn die Philologie verliert zum grössten Theil ihre praktische Bedeutung, wenn nicht die Ergebnisse ihrer Forschungen durch die Schule mit dem Leben vermittelt werden, und die Schule verkümmert und erstirbt, wenn in ihr nicht der erfrischende, stets verjüngende Geist der lebendig fortschreitenden Wissenschaft herrscht, sondern nur das Gespenst eines stehn gebliebenen, immer mehr veraltenden Wissens umgeht. Dass nun der Verein seine segensreiche Wirksamkeit in dieser und in vielen andern Beziehungen mehr und mehr entfalten werde, dafür giebt seine diesjährige Versammlung Bürgschaft. Der zwei Jahre lang unterbrochene Zusammenhang seines Wirkens ist in Berlin erfolgreich wieder angeknüpft, hier befestigt worden, und so möge denn das Schlusswort der diesjährigen Versammlung auch hinüberleiten zur nächstkünftigen. Darum lautet mein Scheidegruss: So Gott will und wir leben, ein fröhliches Wiedersehn in Göttingen!

Nach diesen herzlichen Worten trennte sich die Versammlung.

---

*) S. die Anm. zu S. 66.

V.

Protokolle über die Verhandlungen der pädagogischen Section.

Erste Sitzung

am 30. Sept. 1851.

Der Präsident der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner Prof. Dr. Döderlein hatte diejenigen Herren, welche sich an den Verhandlungen der pädagogischen Section betheiligen wollten, in das Gymnasialgebäude eingeladen und eröffnete in jenen Räumen, die seinem Herzen nicht minder lieb und werth sind als die academischen, die erste Sitzung. Nachdem er die Versammelten in der Schule willkommen geheissen und seine Freude darüber ausgesprochen, dass die Section sich nicht getrennt habe von den Philologen und somit der Philologie nicht den Rücken zukehre, schlägt er den Ephorus Bäumlein zum Vorsitzenden vor, da Rector Krüger, den er zunächst im Sinne gehabt habe, zufällig noch nicht anwesend sei. Bäumlein, obschon eher geneigt die ihm zugedachte Ehre abzulehnen, lässt sich durch die Bitten der Versammelten bestimmen, seinem Widerstande zu entsagen und übernimmt den Vorsitz. Die Geschäfte der Protokollführung werden dem Director Eckstein und Professor von Jan übertragen. Für die Zeit der Zusammenkünfte werden nach Eckstein's Vorschlage die Stunden von $7^1/_2$ Uhr bis zu dem Beginne der allgemeinen Versammlungen bestimmt und pünktlicher Anfang der Sitzungen, wie es sich für den Schulmann geziemt, zur Regel gemacht.

Nach dieser raschen Erledigung der Aeusserlichkeiten fordert der Vorsitzende auf, Gegenstände aus dem Gebiete der Pädagogik und Didactik, die einer Besprechung werth seien, vorzuschlagen. Wiese spricht zuvörderst den Wunsch aus, dass die Versammlung in einer die Gymnasien berührenden hochwichtigen Frage, wenn auch nicht eine Discussion führe, so doch ein Zeugniss ablege. Auf dem Kirchentage zu Elberfeld sei bekanntlich die Frage über den Werth der jetzigen Gymnasien zu Sprache gekommen; den exclusiv-christlichen Gymnasien sei von hoher Seite grosser Beifall geschenkt worden. Es komme darauf an zu erklären, dass sich die alten Gymnasien das Prädicat der Christlichkeit nicht nehmen lassen könnten noch wollten. Ueber jene Verhandlungen kann der Redner, da er denselben nicht beigewohnt hat, Genaueres nicht mittheilen, indess sei es aus den öffentlichen Blättern bekannt geworden, dass Landfermann zum Referenten und Dr. Rumpel zum Correferenten über das Verhältniss der Gymnasien zum Christenthum aufgefordert gewesen seien. Der Erstere habe nur das innige Verhältniss zwischen den Alterthumsstudien und der christ-

10*

lichen Kirche aufrecht erhalten und sich entschieden dagegen erklärt, Vorwürfe, die einzelne Schulen treffen können, zu generalisiren. Damit habe sich auch Rumpel einverstanden erklärt und nur hervorgehoben, dass es immer auf die Art und Weise ankommen werde, wie die Sache betrieben werde. Auch Voemel habe versöhnend gesprochen und in den Alterthumsstudien ein Complement erkannt, das Gott uns zu unserer Bildung gegeben. Bei christlichen Lehrern bedürfe es keiner besonderen Erwähnung des Christenthums. Nur Krummacher habe mit grosser Heftigkeit erklärt, dass die Schulen nur glaubenslose Schüler liefern. Inzwischen sei auch jene Versammlung zu dem Schlusse gekommen, dass kein Grund vorhanden sei, den bestehenden Gymnasien ihrer Stiftung und ihrer Bestimmung nach das Prädicat christlich zu entziehen. Zuletzt sei auch auf das christliche Privatgymnasium in Westphalen die Rede gekommen und dessen Zweck darin nachgewiesen, dass es nur aufmerksam machen solle auf das, was den andern fehle, und der Wunsch ausgesprochen, dass dergleichen Institute sich bald überflüssig machen möchten. Es wird sich freilich fragen, ob sie sich erhalten und den gegen sie begonnenen Kampf glücklich überwinden; hohe Gunst dürfte ihnen vielmehr verderblich sein.

Der Vorsitzende theilt mit, dass auch in Württemberg ähnliche Richtungen, wie in Preussen, entstanden seien und dass darin ein indirecter Vorwurf gegen die Gymnasien liege. Wir werden nie aufhören, christliche Gymnasien zu sein, und müssen an der Basis des Glaubens festhalten, auch in confessioneller Richtung. Daher werden wir in Bezug auf die Beschlüsse des Elberfelder Kirchentages uns in der Erklärung vereinigen, dass wir es für unsern Beruf und unsere heilige Pflicht halten, auf der christlichen Grundlage stehen zu bleiben und unsere Zöglinge darin auszubilden.

Dirschedl erinnert, dass auch katholische Bischöfe sich veranlasst gesehen haben, eigene Clerical-Gymnasien zu errichten, weil einzelne Gymnasiallehrer nur Philologie zu lehren für ihre Aufgabe hielten und alles Andere dem Religionslehrer überlassen wollten. Darum werde er gern seine Zustimmung zu der beantragten Erklärung geben, welche auch für die katholischen Schulen von Wichtigkeit sei. Denn wenn das Gymnasium an seiner Bestimmung eine christliche Erziehungsanstalt zu sein festhalte, wenn der ganze Unterricht eine christliche Färbung haben müsse, so werde dadurch der Anlass zur Gründung jener bischöflichen Anstalten aufgehoben.

Eckstein: Diese Bemerkung habe für die Mehrzahl der norddeutschen Gymnasien keine practische Geltung, weil es in der Regel besondere Religionslehrer nicht gebe, also auch jene schroffe Scheidung nicht bestehe. Der Anstalt von Gütersloh habe er besondere Theilnahme zu widmen, weil drei seiner Collegen als Lehrer an dieselbe gegangen seien; der Name „evangelisch“ sei ihm anstössig gewesen, weil dieser nach dem allgemeinen Sprachgebrauche dem katholischen entgegengesetzt werde, und ausserdem über die Anrechte der evangelischen Confessionen an die neue Anstalt Zweifel hervorrufe, die auch alsbald in Streitigkeiten, namentlich der Lutherischen sich gezeigt hätten. Etwas Neues, Eigenthümliches habe er in der Organisation jener Anstalt bis jetzt nicht erkannt, so weit ihm Mittheilungen darüber von den Betheiligten gemacht seien. Bei seiner amtlichen Stellung an der Anstalt, die A. H. Francke in wahrhaft christlicher Liebe gegründet, habe er sich der Untersuchung nie entzogen, was denn jener Mann, dem doch keiner das Prädicat christlich absprechen werde, in der Schule gethan, und gefunden, dass es ihm nicht auf eine Menge von Stunden für den Religions-Unterricht oder auf zahlreiche Andachtsübungen und Er-

bauungsstunden angekommen sei, ja dass das realistische Princip, das häufig als ein unchristliches bezeichnet werde, auf Francke zurückgeführt werden müsse. Dass dieser Gegenstand hier angeregt sei, müsse er willkommen heissen; auch er will eine Erklärung, wie sie der Vorsitzende vorgeschlagen, aber nicht ohne eine vorhergegangene genauere Erörterung, die uns jedenfalls nur in der Ansicht bekräftigen könne.

Brock stimmt diesem Vorschlage bei. Mit der blossen Zurückweisung des Vorwurfs sei es nicht abgemacht, zumal darin ein *pater peccavi* liegen müsse. Wolle man erklären, dass die classischen Studien dem Christenthume nicht entgegen seien, so könne das ein Ruf in die Zukunft sein. Das geistliche Amt nehme jetzt überall viel in Anspruch: so sei auch auf einer Versammlung hannöverscher Geistlicher zu Hildesheim dem jetzigen Bestande der Schulen jeder christliche Halt abgesprochen, das Gift liege in den classischen Studien, die Zucht sei nicht christlich, darum müsse sich die Schule an christliche Institute d. h. an die Kirche und das von der Kirche verordnete Amt anschliessen. Unter solchen Umständen müsse die Erklärung genau präcisirt werden.

Nach einer kurzen Besprechung über das, was in Betreff der Privatanstalten zu Elberfeld beschlossen sei, worüber bei dem Mangel authentischer Nachrichten zu keinem Resultate zu gelangen war, schlägt der Vorsitzende vor, über das Verhältniss der klassischen Studien zu dem Christenthume zu verhandeln. Da Nägelsbach auch die Aufstellung anderer Themate der Besprechung wünscht, so schlägt Wiese die Frage über die Lehrerbildung vor, Nägelsbach eine Erörterung über die in Württemberg erhobene Controverse, ob die griechischen Specimina beizubehalten seien oder nicht (er spricht sich sofort warm für das Erstere aus); v. Jan: ob die Naturwissenschaften unter die Gegenstände des Gymnasial-Studiums aufzunehmen seien und nach welcher Methode dieselben gelehrt werden sollen? (eine zunächst für Bayern wichtige Frage); endlich Cron, veranlasst durch die heutige Eröffnungsrede Döderleins, wie der Sprachunterricht von der untersten Stufe an zu betreiben sei?

Die Ordnung, in welcher die Vorschläge gemacht sind, soll auch für die Reihenfolge der Verhandlungen festgehalten werden. Da aber eine allgemeine Erörterung ohne eine bestimmte Grundlage zu einem festen Abschlusse weniger leicht geführt wird, so fordert Eckstein den Vorsitzenden auf, in einigen kurzen Sätzen das Verhältniss der classischen Literatur zu dem Christenthume zusammenzufassen und diese der morgenden Discussion zu Grunde zu legen.

Da einmal dieser Gegenstand gewählt war, so benutzt Nägelsbach diese Gelegenheit, Zeugniss abzulegen für seinen hochverdienten Lehrer, den würdigen Roth, der das Gymnasium zu Nürnberg auch als ein christliches bewahrt habe, aber derjenige Lehrer, der durch Vernachlässigung der classischen Studien sich das Prädicat christlich hätte vindiciren wollen, oder der statt Geographie und Geschichte etwa Missionsgeschichte zu lehren sich hätte beikommen lassen, würde bei diesem Rector schlecht weggekommen sein. Die erste und nächste Pflicht des Christenthums sei Treue, auch im Kleinen, und darauf hat Roth gehalten. Nicht frivol reden, aber auch nicht bekehren nach einer Schablone, dahin habe er gewirkt und in Gottes Namen und mit Gottes Segen sein Werk geführt, so dass man nach mehr als 16 Jahren noch immer die Früchte sehe. Auch Gutenäcker legt in gleicher Art Zeugniss ab von dem, wovon der Lehrer erfüllt sein müsse.

Zweite Sitzung

am 1. October 1851.

Der Vorsitzende mahnt mit Rücksicht auf die spärlich zugemessene Zeit an Kürze. Darum habe er sich in seinen Thesen auf das Wesentlichste beschränkt. Er bittet aber auch im Interesse der Sache um freundliche und nachsichtige Aufnahme der Sätze, die er in dem versöhnlichsten Sinne abgefasst habe, weil ja verschiedene Confessionen vertreten seien. Die Sätze lauten:

Das Verhältniss der classischen Studien zum Christenthum lässt sich nach dreifacher Beziehung auffassen, je nachdem man Rücksicht nimmt

1) auf das Verhältniss der Gegenstände an und für sich,
2) wie sich dasselbe in den Lehrern,
3) wie es sich in den Schülern gestalten soll.

1. Das Verhältniss der classischen Literatur an und für sich genommen muss
nicht als ein feindliches betrachtet werden,
richtiger wird die erstere in *ihrem religiösen Gehalte* als Vorstufe des Christenthums betrachtet, in welcher wir selbst bei ihren Verirrungen ein Suchen und Ahnen der Wahrheit anzuerkennen haben,
in ihrem übrigen Gehalte als die schöne Entfaltung einer wesentlichen Seite der Humanität, die sich harmonisch mit christlichem Glauben verbinden kann.

2. Bei dieser Auffassung ist in dem Lehrer kein Streit zwischen classischen Studien und Christenthum:

a) der lebendige christliche Glaube schliesst die Liebe zu der Humanität nicht aus, die in der classischen Litteratur sich offenbart, er schliesst nicht aus, auch in der classischen Litteratur Ahnungen, Strahlen göttlicher Wahrheit freudig anzuerkennen: aber unmöglich ist bei ihr eine *gegen* das Christenthum feindlich gerichtete Liebe des griechischen und römischen Wesens und Glaubens, unmöglich andererseits eine hochmüthige Verachtung heidnischen Glaubens.

Wir müssen noch einen Schritt weiter gehen:

b) da uns die Kirche die Segnungen des Christenthums vermittelt, so schliesst die Liebe zum Christenthum auch die Liebe zu der Kirche in sich, der wir das Christenthum verdanken;
der Lehrer kann die Kirche nicht ignoriren,
er kann sich nicht von ihr eigenmächtig lösen, ohne besorgen zu müssen, dass das Band mit dem Christenthume selbst gelöst werde.

3. In der gelehrten Schule soll der christliche Glaube das Leitende, die Seele, das Herz des ganzen Unterrichts sein; er soll die Norm sein, an welcher das Andere, seine Bedeutung für das innerste Leben gemessen wird:
aber die übrigen Lehrgegenstände und so auch der classische Unterricht sollen in ihrem eigenthümlichen Wesen erhalten und behandelt, nicht vom Religionsunterrichte verdrängt und absorbirt werden. Ebensowenig erscheint eine Vermehrung des Religionsunterrichts mit Beschränkung des classischen Unterrichts im Interesse der christlichen Religion nothwendig; sie würde auch zur Befestigung des christlichen

Glaubens nicht förderlich sein, wenn es der Schule an ihrer bewegenden Kraft, dem christlichen Sinne, fehlt.

Behufs der Discussion werden die einzelnen Punkte noch einmal verlesen, zunächst Nr. 1. Wocher ist damit ganz einverstanden, wünscht aber noch hinzugefügt, dass die classischen Studien eine vortreffliche geistige Gymnastik seien, um das Christliche erst recht zu erfassen. Bäumlein gibt zu, dass dies den Anfeindungen gegenüber ganz passend sein möchte, allein er habe sich kurz fassen wollen. Sonst hätte er allerdings auch noch die Erfahrung bethätigen können, dass dies Studium für den Theologen unentbehrlich sei und die rechte Vorübung, um in Sinn und Geist des Christenthums eindringen zu können. Zimmermann findet dies alles bereits in dem Ausdrucke „Vorstufe" enthalten und darum jeden weiteren Zusatz überflüssig. Nägelsbach verlangt eine nähere Bestimmung dieses Begriffs „Vorstufe"; das Christenthum hat sich nicht auf natürlichem Wege aus dem Heidenthum entwickelt, sondern der Begriff der Offenbarung ist festzuhalten. Bäumlein: Mir erscheint das Christenthum als der Mittelpunkt der ganzen Weltgeschichte; die Vorgeschichte ist die Hinleitung zu dem Christenthume, theils in der jüdischen theils in der heidnischen Religion. Die ganze Weltgeschichte ist zu fassen als Entwickelung zur Humanität; die verschiedenen Nationen haben eine verschiedene Bestimmung erhalten. So sollten die Juden den Glauben entwickeln und befestigen; andere Völker andere Missionen erfüllen, alle aber haben die Bestimmung, für die Entfaltung der Humanität zu wirken. Nachdem so völliges Einverständniss mit dem ersten Punkte herbeigeführt war, knüpft Eckstein noch eine practische Betrachtung daran. In der Wissenschaft habe diese Ansicht erst wenig Früchte getragen. Zwar habe Nägelsbach den Reichthum ethischer Anschauungen Homers in der Homerischen Theologie entwickelt und auch für Aeschylos einen Anfang gemacht, Lübker ein Gleiches für Sophocles gethan und Lasaulx in zahlreichen kleineren Schriften diese Vorbildung des Christenthums im Heidenthume nachgewiesen: aber noch sei die Erforschung der religiösen Seite des Alterthums und seines Verhältnisses zum Christenthume erst begonnen, verlange noch rüstige Arbeit; dazu die Fachgenossen aufzumuntern, fühle er sich bei dieser Gelegenheit ganz besonders gedrungen.

Nr. 2. wird verlesen. Nägelsbach weiss kein Jota hinzuzufügen; so vortrefflich sei Alles gesagt. Dirschedl erklärt, dass auch die katholische Kirche das mit Freudigkeit unterzeichnen könne. Diese Einigkeit erfüllt den Vorsitzenden mit dem grössten Danke.

Da dasselbe auch bei Nr. 3. der Fall ist und die Sätze ohne alle Discussion angenommen werden, so schliesst Bäumlein diese Frage ab mit der Hindeutung, dass dieser allgemeine Einklang uns allen gewiss eine theure, werthe Erinnerung bleiben werde.

Ehe zu einer neuen Discussion übergegangen wird, spricht Geffers den Wunsch aus, dass dem so eben erlangten Ergebniss die möglichste Oeffentlichkeit in Zeitschriften gegeben werde; das sei in dem gegenwärtigen Augenblicke wichtig und werde gewiss nicht ohne Wirkung bleiben. Wiese findet es nicht geeignet, anders als bisher mit den Verhandlungen in die Oeffentlichkeit zu treten; an wen solle man sich auch wenden mit solchem Zeugniss. Geffers erklärt sich auch gegen die Aufnahme einer Erklärung in Zeitungen, die als Demonstration gelten könnte; nur das sei sein Wunsch, dass das Verhandelte bekannt werde.

Ueber die zweite Frage „die Vorbildung auf den Gymnasiallehrer-Stand", welche von Wiese aufgestellt war, fordert der Vorsitzende denselben auf zu reden. Wiese erklärt

für heute nicht darauf vorbereitet zu sein; auch hier würden bestimmte Thesen die Erörterung erleichtern, doch gehe dieselbe vielleicht auch ohne solche Grundlage. Die Idee der Sache liege in dem vorher Besprochenen: Vieles darin sei noch ein Wunsch, es sei noch nicht überall vorhanden. Dass es aber also werde, liege in den Personen: die Schulen müssten ein tüchtiges Haupt und ein einmüthiges Lehrercollegium haben. In den preussischen Gymnasien sind für den Religionsunterricht nicht Kräfte genug vorhanden, weil seit dem Eichhornschen Ministerium eine Bestimmung des Prüfungs-Reglements zu Gunsten der Theologen aufgehoben sei. Dadurch sei der Uebelstand herbeigeführt, dass dieser Unterricht von solchen gegeben werden müsse, die weder Fähigkeit dazu haben noch den Beruf in sich fühlen, an einzelnen Schulen oft von sechs bis sieben Lehrern. Die Frage sei, wie werden die Lehrer fähig, in christlichem Sinne den Unterricht und besonders den Religionsunterricht zu ertheilen, und sodann die allgemeinere, wie können sich die Lehrer überhaupt auf ihren Beruf vorbereiten.

Der Vorsitzende präcisirt die Frage dahin, ob für die philologischen Lehrer auch eine theologische Bildung zu wünschen oder vorauszusetzen sei, also durch die Theologie dieselben für den Religionsunterricht befähigt werden, und sodann, auf welche Weise ist zu erreichen, dass in den Lehrern eine tüchtige, lebendige christliche Gesinnung liegt.

Nägelsbach: Es wäre bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft zu viel verlangt, wenn man forderte, dass jeder Philolog auch Theolog sein solle. Das ist eine reine Unmöglichkeit. Aber möglich ist, dass der Philolog sich nicht vornehm abkehrt von theologischen Dingen. Jedes Studium wird von einem innern Triebe bedingt; wer ihn hat, wird auch einige theologische Hauptcollegien, Exegese und Dogmatik, hören. Fehlt der Drang, so tritt der Staat vormundschaftlich ein und verlangt, dass jeder einige jener Collegien höre und bei dem Examen davon Rechenschaft gebe.

Roth: Es ist eine Einrichtung auf den Universitäten nothwendig. Die philosophischen Facultäten müssen sich vereinigen, für die Gymnasiallehrer ein Quadriennium einzurichten, und ihre Disciplinen so ordnen, dass dieselben Alles hören können. Dabei wäre es noch immer möglich, ein bestimmtes Maass von Freiheit vorzubehalten und dennoch Vollständigkeit zu erreichen. Daneben lässt sich ganz gut auch ein Antheil an theologischen Collegien denken. Nägelsbach gegenüber müsse er erklären, dass der Umfang der philologischen Disciplinen nicht so angewachsen sei, dass sich der Philolog nicht genug auch in der Theologie instruiren könne. Freilich sei dazu Concentration erforderlich und eine Auswahl zu treffen.

Nägelsbach: Die Concentration ergibt sich von selbst; für Grammatik, Rhetorik und Stilistik ist schon genug zu thun und deshalb befinde er sich in keiner Differenz von Roth. Aber eine Regulirung der Examina sei nothwendig, namentlich auch in Bayern.

Eckstein: Wir sind abgekommen von der Frage. Eine doppelte Vorbildung ist erforderlich; wie soll diese erreicht werden? Für die wissenschaftliche ist die Universität bestimmt; sie reicht dazu vollkommen aus; für die praktische sorgen die philologischen Seminarien, aber sie reichen nicht aus, weil sie mit Recht das Wissenschaftliche im Auge behalten. Es gehören ausgedehntere Uebungen dazu. In Preussen hat man die Nothwendigkeit besonderer Vorbereitungsanstalten längst erkannt und Seminarien für gelehrte Schulen zu Berlin, Breslau und Stettin eingerichtet. Da aber diese nur wenige Candidaten aufnehmen können, so ist ein Probejahr für die Candidaten angeordnet, das an den Schulen

selbst abgehalten wird. Die Vorschriften darüber sind recht gut, aber in der Ausführung derselben lassen es Viele fehlen. Auch sind die jungen Leute meist zu klug, als dass sie auf Lehre und Anweisung viel geben sollten. Durch solche Betrachtungen geleitet hat die preussische Regierung neuerdings den Plan gehabt, einzelne Gymnasien zu bestimmen, an denen diese practische Vorbildung zu erreichen sei; aber zu einer Ausführung des Planes ist es nicht gekommen. Das Zusammenleben der Candidaten in Seminarien wolle er nicht, das bilde nur zu leicht einen Cliquen-Geist; sie müssten in die Schule, dort beim Hospitiren Beispiele der Nachahmung finden und dann unter sicherer Leitung selbst an das Unterrichten gehen. Solch ein practischer Cursus müsse eine practische Prüfung als Abschluss haben, die dann nicht mehr in den Händen der Universitätsprofessoren liegen könne, sondern Sache der Schulbehörden (vorausgesetzt, dass nicht Regierungs-Assessoren Referenten in Schulsachen sind, wie es in einem deutschen Lande der Fall sein soll) und der Schulmänner sei. Die Göttinger Einrichtung sei ihm immer als vorzüglich erschienen und Geffers, als Leiter derselben, werde gewiss gerne darüber genauere Auskunft geben. Selbst die Bekanntschaft mit mehreren Anstalten könne erspriesslich werden, aber dazu seien Stipendien und andere Geldmittel erforderlich, die zu beanspruchen heut zu Tage erfolglos bleiben müsse.

Mezger versichert, dass er bei seiner Regierung (der k. bayerischen) in dieser Beziehung den besten Willen gefunden habe und Wesentliches von derselben geschehen sei. Die Einleitung für eine Vorbildung in Ecksteins Sinne sei hier bereits getroffen und der zweijährige practische Cursus werde, wie er hoffe, bald ins Leben treten.

Geffers: Das pädagogische Seminar in Göttingen zerfällt in zwei Sectionen, in eine theoretische und eine practische, jene fällt innerhalb der Universitätszeit, diese ausserhalb derselben. Jene steht unter Hermanns Leitung und beschäftigt ihre Mitglieder ein Jahr lang, nach dessen Ablauf sie in der Regel ihr Examen machen. Die zweite Abtheilung besteht aus vier Mitgliedern, die dem Gymnasium überwiesen werden, wo sie mit zwölf wöchentlichen Unterrichtsstunden in den mittleren und unteren Klassen beschäftigt sind. Sie bleiben zwei Jahre. Das Streben gehe dahin, die jungen Leute in wenigen Gegenständen einen festen und sichern Weg gewinnen zu lassen. Mancher macht allerdings viel Mühe und Noth, aber sie kommen doch zur Selbständigkeit und können nach dem Verlaufe der Zeit ein Lehramt übernehmen. Das Wandern, was Eckstein beabsichtige, behagt ihm nicht; durch verschiedene Beispiele kommen die jungen Leute leicht auf Abwege. Das leichte Urtheilen gewöhne leider auch an Aburtheilen.

Der Vorsitzende erinnert die von Eckstein vorgeschlagene Art der Discussion inne zu halten. Damit dies geschehen könne, schlägt Eckstein die Einsetzung zweier Commissionen vor, von denen die eine die erste, die andere die zweite Frage in bestimmten Sätzen zur Erörterung bringe. Für jene schlägt derselbe Wiese, Roth und Nägelsbach vor; die andere sollen Eckstein, Geffers und Krüger berathen und ihre Sätze in der nächsten Sitzung vorlegen.

Dritte Sitzung

am 2. October 1851.

Wiese berichtet, dass die aus Roth, Nägelsbach und ihm gebildete Commission sich über folgende sechs Sätze geeinigt habe:

1. Der Religionsunterricht ist ein integrirender Theil des Lectionsplanes der höheren Schule: nur dass derselbe nicht durch Location und Preise ins Profane herabgezogen wird.

2. Der Zweck des Religionsunterrichts ist die Erweckung der Religiosität durch das Mittel der den Schülern mitzutheilenden religiösen Kenntnisse.

3. Der Religionsunterricht an den Gymnasien wird im Auftrage derjenigen Kirche gegeben, welcher die Schüler angehören.

4. Es ist wünschenswerth, dass derselbe durch zwei oder drei Hauptlehrer des Lehrercollegiums besorgt werde, sofern sie die erforderliche Qualification dazu besitzen; im andern Falle wäre der Unterricht qualificirten Geistlichen zu übertragen.

5. Die Candidaten des höhern Schulamts, welche den Anspruch machen Classenlehrer (Ordinarien) zu werden, haben sich über die Benutzung exegetischer und dogmatischer Vorlesungen auszuweisen.

6. Es ist wünschenswerth, dass geprüfte Candidaten der Theologie, wenn sie die hinlängliche Befähigung in einem Hauptobject des übrigen Schulunterrichts, oder die allgemeine mindestens für die mittleren Classen nachgewiesen haben, ordentliche Lehrer sein können.

Die einzelnen Sätze kommen einzeln zur Verhandlung und Wiese übernimmt es als Referent dieselben zu erläutern und zu vertheidigen.

Nr. 1. zerfällt in zwei Theile, deren erster den Religionsunterricht nicht als einen blossen Fachgegenstand behandelt wissen will, und deren zweiter, wie Nägelsbach erläutert, sich darauf bezieht, dass in Bayern auch in der Religion Locationen gemacht und Preise vertheilt werden. Die Anschauung dieser localen Verhältnisse habe zu dieser Verwahrung Veranlassung gegeben. Diese Verhältnisse geben zunächst zu allerlei factischen Berichtigungen Anlass. Mezger (protest.) ertheilt selbst den Religionsunterricht, aber er habe nie eine Location eintreten lassen oder Preise ausgetheilt; man möge aber auf die andere Confession Rücksicht nehmen und keinen Beschluss fassen, wenn diese darin eine Förderung des Fleisses und des Eifers der Jugend sehe. Gutenäcker (kathol.) erinnert, dass die Locationen aufgehoben seien (was er durchaus billige), dagegen die Preise noch bestehen, mit deren Wegfall er auch einverstanden sein werde. Dirschedl (kathol.) meint, es werde mit dem Wegfallen der Preise einige Schwierigkeiten haben; 1842 seien Locationen und Preise für den Religionsunterricht aufgehoben worden, auf Bitten vieler Schulen habe man 1846 diese Bestimmung wieder aufgehoben. Wolle man hier eine solche Erklärung abgeben, so müsse die Regierung bedenklich werden und könne nicht wissen, was sie thun solle. v. Jan (protest.): man könne Preise austheilen, solle aber nicht. So stehe die Sache; der Versammlung werde es also unbenommen bleiben sich gegen diese Einrichtung auszusprechen.

Firnhaber: An andern Orten ist das Streben sichtbar geworden, derartige Locationen und Preise erst einzuführen. Es frage sich aber, ob denn nicht bei der Maturitätsprüfung von dem Abiturus auch die Geltendmachung der Religionskenntnisse zu verlangen sei.

In Betreff dieser, ausserhalb der zunächst vorliegenden Aufgabe stehenden Frage bemerkt Wiese, dass unbedenklich darauf zu dringen sei und dass man z. B. in Berlin wegen absoluter Unbekanntschaft mit der heiligen Schrift ein Zeugniss versagt habe, und Bäumlein, dass bei den jetzt in Württemberg eingeführten Zeugnissen über die sittliche und intellectuelle Reife auch auf die Religionskenntnisse Rücksicht genommen werde.

Cron wünscht statt des Ausdruckes „ins Profane herabziehen" eine andere Fassung; jener Ausdruck setze die übrigen Lehrgegenstände herab, von denen doch keiner ein profaner sei. Ist Location und Preisvertheilung eine Profanirung, so sind sie es auch für die Humanitätsstudien. Nägelsbach erklärt, dass der Ausdruck von ihm herrühre. In so schlimmem Sinne habe er natürlich das Wort nicht genommen; den weltlichen Lohn habe er im Sinne gehabt, die Lob- und Ehrsucht. Hier sollte die Preisvertheilung nicht besondere Nahrung geben.

Während Decan Adler hervorhebt, dass mit der Annahme dieser These die Schule sich dem Usus der Kirche anschliesse, welche die Confirmanden weder locire noch ihnen Noten ertheile, trägt Brock auf Streichung des Zusatzes an. Was derselbe besage, das liege schon in dem Begriffe des integrirenden Theiles. Die Sache anlangend könne er nur sagen, dass das, was für den Religionsunterricht nicht passe, auch für den andern Unterricht nicht passend sei, zumal Liebe zur Arbeit überall geweckt werden müsse, auch ohne äusserliche Reizmittel. Der Religionsunterricht, dem stimme er vollkommen bei, gehöre zu dem Gymnasium und wir dürfen ihn nicht als etwas ausser uns Liegendes betrachten. Auch der Vorsitzende hebt hervor, dass dieser Zusatz, mit dessen Inhalte gewiss Alle einverstanden seien, formell nicht hierher gehöre. Roth und Nägelsbach übernehmen die Vertheidigung desselben, der erstere, indem er bemerklich macht, dass doch eine irrige Ansicht über die Sache obwalte, welcher entgegenzutreten, keineswegs überflüssig erscheinen dürfe; dieser, indem er den logischen Zusammenhang des Zusatzes mit dem ersten Theile der Thesis nachweist. Der Religionsunterricht solle den übrigen Lehrgegenständen coordinirt werden, und doch auch wieder superordinirt, insofern keine Preise in demselben vertheilt würden. Ahrens will die Ansicht nur in einer Anmerkung ausgesprochen wissen, Roth es von der ersten Thesis ganz trennen und als selbständigen Satz hinstellen, Bäumlein es in einem Nebensatze fassen, Wiese es der zweiten Thesis hinzufügen.

Der erste Theil der Thesis wird ohne Abstimmung angenommen. Für den zweiten Theil, gegen dessen Beseitigung sich Firnhaber erklärt, weil die Sache keineswegs local sei, sondern auch in Oestreich, Nassau und Hessen Aehnliches gefordert werde, schlägt v. Jan eine andere Fassung vor: „doch soll, sofern bei andern Lehrgegenständen Locationen Statt finden und Preise vertheilt werden, dies auf den Religionsunterricht nicht ausgedehnt werden", mit welcher die Versammlung sich einverstanden erklärt.

Bei der zweiten Thesis findet Wocher die Fassung einseitig, Geffers zu allgemein. Mezger beantragt am Schlusse den Zusatz „und Uebungen", um auch die Wichtigkeit des Gottesdienstes hervorzuheben. Nägelsbach erläutert, dass der Religionsunterricht nicht blos Kenntnisse mitzutheilen habe, sondern den ganzen Menschen ergreifen solle; die Kenntnisse sollen allmählig zur Erkenntniss führen. Krüger und Eckstein finden gerade die allgemeine Fassung sehr zweckmässig, weil die Religiosität vorausgestellt sei und die Kennt-

nisse als etwas dieser Untergeordnetes hinzutreten. Den Zusatz Mezgers findet Roth nicht passend. Die Thesis wird in ihrer ursprünglichen Fassung genehmigt.

Zu der dritten Thesis erläutert Wiese, dass die Worte „im Auftrage der Kirche" eine gewisse Schranke andeuten sollten, in der sich der Unterricht zu halten habe, wie denn z. B. eine Kenntniss der *confessio Augustana* für den protestantischen Schüler nothwendig sei. Nägelsbach stellt sie als die Folgerung aus den gestrigen Beschlüssen dar. Inzwischen wird für jenen Ausdruck von dem Professor Höfling vorgeschlagen „nach dem Bekenntnisse der Kirche", und der Satz mit dieser Aenderung gebilligt. Es kehrt später die Debatte noch einmal hierauf zurück, weil Wocher darauf aufmerksam macht, dass der Religionslehrer die Mission zu diesem Unterrichte von der Kirche haben müsse, was für die protestantische Kirche nach dem Rechte des allgemeinen Priesterthums nicht passt. Die Vorschläge von Ahrens „im Sinne der Kirche" und von Rost „im Geiste der Kirche" werden im Interesse der Höfling'schen Aenderung zurückgezogen.

In der vierten Thesis rechtfertigt Wiese zunächst die Ertheilung dieses Unterrichts durch zwei oder drei qualificirte Hauptlehrer des Gymnasiums und nur in Ermangelung derselben durch Geistliche. Durch die Vielheit der Lehrer werde nur zu leicht eine beklagenswerthe Verwirrung in diesen Unterricht gebracht; er wolle aber auch keine Isolirung des Religionslehrers. Nach seinem Vorschlage müsse der Unterricht eine ganz andere Bedeutung bekommen. In demselben Sinne spricht sich auch Nägelsbach aus; ein Lehrer reiche nicht aus, aber die Vervielfältigung zu 5 oder 6 sei nicht wünschenswerth. In der Person des Lehrers müsse das conservative Element gegeben sein. Ueber die Zahl spricht sich auch Ahrens aus; in den untern Klassen müsse der Hauptlehrer diesen Unterricht, der nicht als ein Nebenfach erscheinen dürfe, ertheilen; für die oberen Klassen aber könne recht gut ein Lehrer den ganzen Cursus durchführen. Während so über die Sache keine Meinungsverschiedenheit war, fand die Form Widerspruch. Geffers und Krüger wollen den ersten Satz mehr in der Form eines Grundsatzes ausgesprochen sehen, was viel mehr zu der ganzen Aufgabe (Bildung der Gymnasiallehrer) passe. Deshalb schlägt Firnhaber die Fassung vor: „Es ist in jeder Art zu erstreben, dass u. s. w.", welche allseitige Billigung findet. v. Jan's Abänderungsvorschlag „von Hauptlehrern (höchstens drei)" wird zurückgezogen, nachdem Eckstein's Aenderung „durch ordentliche Lehrer des Lehrer-Collegiums" Beifall gefunden. Lechner's beiläufige Frage, ob ein besonderer Religionslehrer für das gesammte Gymnasium für zulässig erachtet werde, beantwortet der Vorsitzende dahin, dass ein einziger Lehrer sich selten so finden werde, dass er für alle Klassen gleich tüchtig sei.

Die fünfte Thesis enthält den Wunsch, dass die Klassenlehrer (Ordinarien) den Religionsunterricht ertheilen. Wiese erläutert sie dahin, dass von allen Lehrern verlangt werde, dass sie exegetische und dogmatische Vorlesungen hören; das liege, wie Nägelsbach hinzufügt, im Interesse der Philologie selbst. Das von Dilthey erwähnte Aufsichtsrecht der Kirche, welches Ahrens und Geffers dadurch hinlänglich gewahrt glauben, dass ein Theologe Mitglied der Prüfungs-Commission ist, veranlasst Höfling auf den Widerspruch mit den früheren Thesen aufmerksam zu machen. Es seien qualificirte Personen verlangt, die nach dem Bekenntnisse der Kirche zu unterrichten hätten. Der Nachweis der Qualification werde aber durch die blosse Benutzung der Vorlesungen nicht geliefert, die Prüfung könne also nur durch die Kirche geschehen. Eine weitere Discussion schneidet der Vor-

sitzende durch die Bemerkung ab, dass wir blos Wünsche, Ansichten, Ueberzeugungen aussprechen, nicht aber als Staatsbehörden Reglements entwerfen.

Die sechste Thesis bezieht sich allein auf preussische Verhältnisse, über die Wiese und Eckstein nähere Mittheilungen gaben; doch liess es der Letztere dahin gestellt sein, ob dieselben eine Aufnahme in diesen Sätzen finden müssten. Krüger fand es wünschenswerth, eine solche Ansicht auszusprechen, die den Theologen, wenn sie sonst qualificirt seien, den Weg ins Schulamt eröffne und auf die Philologen in sofern gut einwirken könne, als diese selbst auch nach dieser Seite hin sich mehr ausbilden müssten. Die Majorität hatte nichts gegen die Aufnahme dieser blos localen These. In der Fassung schlug Firnhaber vor zu schreiben: „es ist nicht ausgeschlossen"; Eckstein: „es ist zulässig", welche letztere genehmigt wurde. Gegen das verrufene Wort „hinlänglich" erklärte sich Roth und es wurde auf seinen Antrag gestrichen.

Vierte Sitzung

am 3. Oktober 1851.

Das Referat über die übrigen auf die Ausbildung der Lehrer sich beziehenden Thesen, welche von Geffers, Krüger und Eckstein aufgestellt waren, hatte Eckstein übernommen. Derselbe las zunächst die zwei, welche sich auf die wissenschaftliche Ausbildung beziehen, vor, mit dem Bemerken, dass es sich dabei nicht um die Aufstellung eines Prüfungs-Reglements oder einer Propädeutik für Studirende der Philologie (auf Mathematik und andere Fachwissenschaften sei gar nicht eingegangen), sondern zunächst um scharfe Sonderung der practischen Vorbereitung von der wissenschaftlichen gehandelt habe.

1. Die wissenschaftliche Ausbildung erlangt der künftige Gymnasiallehrer auf der Universität. Für diese einen festen Studien-Cursus vorzuschreiben ist unzulässig. In den Kreis desselben gehört a) neben einer Uebersicht über das gesammte Gebiet der Alterthumswissenschaft vornehmlich die grammatisch kritische Seite derselben, insbesondere in ihrer Anwendung auf die Bedürfnisse der gelehrten Schulen; b) das Studium der deutschen Sprache und Litteratur, c) Geographie und Geschichte, d) Philosophie und Pädagogik.

2. Die Prüfung über die wissenschaftliche Tüchtigkeit steht in der Regel den academischen Lehrern zu.

Zur Erläuterung dieses auffallenden „in der Regel" bemerkte Eckstein, dass dies um solcher Länder willen gesetzt werde, die keine Universität haben, auch nicht die Universität eines Nachbarlandes als Landes-Universität betrachten. Dirschedl bemerkte, dass in Bayern die Verordnungen so ziemlich dasselbe geben, was hier aufgestellt werde, und wohl kein Bedenken sei zuzustimmen. Diese Zustimmung erfolgte auch ohne weitere Discussion.

Eckstein verliest sodann die drei folgenden Thesen:

3. Für die practische Ausbildung der Candidaten wird an dazu geeigneten Gymnasien oder in besonderen Seminarien, die immer mit einem Gymnasium zu verbinden sind, in einem der Regel nach zweijährigen Cursus gesorgt.

4. Von besonderer Wichtigkeit für dieselbe ist zunächst aufmerksame Beobachtung der Methode tüchtiger Lehrer und die eigene Uebung unter Leitung derselben.

5. Erst nach der Vollendung dieses Cursus erfolgt eine Prüfung über die practische Befähigung des Candidaten durch eine besonders aus Schulmännern gebildete Commission.

Nachdem Eckstein über die dritte Thesis einige Erläuterungen gegeben, wie sie nach den factischen Verhältnissen nothwendig waren, verlangt Wiese eine genaue Erklärung über die Worte „dazu geeignete Gymnasien". Eckstein führt aus, dass nicht jeder Ort geeignet sei, einen jungen Mann wissenschaftlich anzuregen und zu fördern. Die grossen Städte bieten der Zerstreuungen zu viel, in den kleinen sei zu leicht ein Verkümmern und philisterhaftes Treiben zu befürchten. Es müsse an solchen Orten auch ein geistiges Leben vorhanden sein. Ebenso sei nicht jede Schule geeignet; denn wer wollte wohl einen solchen Anfänger in Klassen von 60—70 Schülern schicken? Die weitere Frage Wiese's, ob es bei diesem „geeignet" auch auf die Personen ankomme, beantwortet Eckstein ganz offen mit Ja. Wir dürften uns doch nicht verhehlen, dass nicht jeder Director und zu jeder Zeit geeignet sei, sich der Candidaten in zweckmässiger Weise anzunehmen, dass auch nicht überall Lehrer vorhanden seien, deren Beispiel als Vorbild und Muster dienen könne. Auf die Personen komme ihm das Meiste an; die müssten ein Herz haben auch für diesen Theil ihres Berufes, der vielleicht der lohnendste werden könne. Wiese findet es verletzend, wenn so einzelne Gymnasien bevorzugt werden, was Eckstein in Abrede stellt. Es könne sich ja jeder damit trösten, dass bei der Nichtwahl seiner Anstalt jene äusseren, in den allgemeinen Verhältnissen liegenden Gründe obgewaltet haben. Lechner wünscht, dass zur Beseitigung etwaiger Eifersüchtelei das Wort „geeignet" gestrichen werde. Bäumlein und Krüger vertheidigen dasselbe, weil die Staatsbehörde das Recht haben müsse, die geeigneten Anstalten und Personen zu bezeichnen. Die Majorität der Versammlung entscheidet für die Beibehaltung der Fassung.

Von den Seminarien glaubt Wiese nichts Besonderes erwarten zu können. Feste Anstalten, wie die Schullehrer-Seminarien, seien nicht zu empfehlen. Die Erfahrung spreche durchaus gegen eine solche Einrichtung. Geffers erinnert dagegen, dass mit diesen Seminarien kein wesentlicher Gegensatz gegen die freie Ausbildung an geeigneten Gymnasien aufgestellt werden solle; der Weg solle in beiderlei Beziehungen derselbe sein. Der Unterschied werde nur darin bestehn, dass den Seminaristen eine Unterstützung von Seiten des Staates gegeben werde. Gefahren habe er bis jetzt keine gesehen. Diese jungen Lehrer müssen den übrigen Lehrern gleich stehen, müssen den Schülern gegenüber sich frei bewegen können und nur in Verlegenheiten Gelegenheit haben, sich Raths zu erholen. Auf Bäumlein's Frage, ob der Vorsteher der Seminarien festgestellt sei und derselbe bleibe, antwortet Geffers mit Ja, in welchem Falle Bäumlein in Uebereinstimmung mit Wiese die Befürchtung ausspricht, dass die Sache sich, weil der Staat an diese Anstalt gebunden sei, in äussern Formen verlieren und zu einer starren, todten Weise werden könne. Der junge Mann müsse ganz in das practische Leben hineingeworfen werden. Auf die weitere Frage, ob dies Seminarium abgesondert vom Gymnasium gedacht werde, erwidert Geffers, dass die Anstalt ganz mit dem Gymnasium verbunden sei. Die Seminaristen sind Klassenlehrer; jeder hat seinen bestimmten Unterricht. Sie befreunden sich in der Regel schnell mit der Jugend und finden sich leicht in den Elementar-Unterricht. Die Frische und Freudigkeit, mit der sie an das Werk gehen, wiegt alle andern Nachtheile auf. Bäumlein frägt ferner, ob die

Seminarvorstände bei den Lectionen anwesend seien? Geffers: Ich gebe ihnen den Weg ganz im Allgemeinen an und lasse sie dann etwa 8 Tage frei schalten und walten. Dann spreche ich mich über das Geleistete aus und besuche die Lectionen wöchentlich einige Male. Hierbei, so wie in den Conferenzen, gibt es vielfache Gelegenheit, die Seminaristen aufmerksam zu machen. Bäumlein: Der Seminarvorstand muss immer mit dem Vorstande des Gymnasiums dieselbe Person sein? Geffers: Ja.

Inzwischen hatte der Begriff Seminar verschiedene Deutung erhalten, wie denn Dirschedl an eine besondere häusliche Einrichtung zu diesem Behufe, an ein convictorisches Zusammenleben gedacht hatte, und v. Raumer, um dies Missverständniss zu heben, einen andern Ausdruck zu wählen empfahl. Zwar wurde von Geffers bemerklich gemacht, dass doch bei dem Namen „philologisches Seminar" Niemand an ein Convictorium denke, jedoch, um die Differenz zwischen Nord- und Süd-Deutschland auszugleichen, die von v. Jan vorgeschlagene Fassung „Gymnasien, mögen eigene Seminarien (jedenfalls ohne convictorische Einrichtung) damit verbunden sein oder nicht" genehmigt.

In Betreff der zweijährigen Dauer des practischen Cursus erinnert Krüger, dass der Zusatz „in der Regel" Beruhigung geben solle. In Nord-Deutschland sei bisher ein Jahr Observanz gewesen; eine Ausdehnung der Vorbereitungszeit erscheine aber wünschenswerth; Geffers, dass zwei Jahre vollkommen ausreichen, um Selbständigkeit zu gewähren. Die Commission habe mehr an ein Minus als ein Plus gedacht und werde gegen Dispensationen von dieser Frist nichts einwenden. Nachdem auch Wiese und Bäumlein sich in diesem Sinne ausgesprochen, wird die ganze Thesis mit der Fassungsänderung v. Jan's genehmigt.

Ueber die vierte Thesis gab Eckstein eine kurze Erläuterung. Die jungen Leute müssten zuerst wieder auf der Schulbank sitzen, bei tüchtigen Lehrern zuhören und deren Methode kennen lernen. Die Kunst werde in gleicher Weise gelernt und geübt. v. Raumer nahm an dem Ausdrucke „auf der Schulbank sitzen" Anstoss, beruhigte sich aber, als Eckstein erklärte, der Candidat könne auch auf einem Stuhle Platz nehmen. Sie wird angenommen.

Bei der fünften Thesis fragt Wiese, ob pädagogische Vorlesungen vorausgesetzt würden. Eckstein bejaht dies. Wiese meint, dass dazu aber auch practische Uebungen gehören. Eckstein gibt dies vollkommen zu, sieht aber auch keine Schwierigkeit, dieselben zu veranstalten. v. Raumer habe vor 30 Jahren in Halle solche Uebungen begonnen, als ihn der Mangel eines mineralogischen Cabinets verhinderte, auf diesen Zweig seines Berufes alle seine Zeit und Thätigkeit zu richten und habe ausgezeichnete Männer gezogen. In dem eigentlichen pädagogischen Seminare seien noch jetzt bei den practischen Uebungen einige Schüler zugegen, freilich nur in zu geringer Zahl, und er habe als Schüler von den Studenten oft an sich herum experimentiren lassen. Auf eine weitere Frage Wiese's über die Beschaffung der Subsistenzmittel wird nicht eingegangen, weil dies Sache der einzelnen Regierungen sei. Auch die fünfte Thesis wird genehmigt.

Es war noch kurze Zeit übrig, um über die Beibehaltung der griechischen Compositionen in den Gymnasien zu verhandeln, aber doch nicht genug zu einer genauen Erörterung dieser Controverse. Deshalb schlug Eckstein den Satz vor: „Die Versammlung erklärt, dass zur Befestigung in der Kenntniss der griechischen Grammatik die Schreibübungen durch alle Klassen des Gymnasiums beibehalten werden müssen." Damit ist Bäumlein ganz einverstanden, der zugleich die Erfahrung mittheilt, dass die griechischen Arbeiten

der Schüler oft mehr Stil darbieten als die lateinischen, was Eckstein für seinen Kreis leider nicht bestätigen kann, Geffers aber von einzelnen Schülern auch aus seinem Wirkungskreise bestätigt. Auch Wiese klagt, dass die griechischen Schreibübungen, wenigstens in Preussen, immer mehr abkommen. Aber auch die Folgen liegen klar zu Tage. Neander habe sich oft beklagt, dass in dem theologischen Seminare die Sicherheit in dem Verständnisse des Griechischen immer mehr abnehme, das Lesen der griechischen Autoren werde schlechter, geschweige denn das Verstehen.

Ahrens wünscht nicht, dass eine Erklärung ohne Discussion abgegeben werde. Die Zeit, die auf solche grammatische Uebungen verwendet werde, könne man zu nützlicheren Dingen gebrauchen. Versemachen sei auch recht dienlich und doch lasse man es immer mehr von den Schulen verschwinden. Gegen dies Beispiel macht Wiese geltend, dass die Versübungen eine viel isolirtere Fähigkeit seien und dass man selbst in Oxford davon zurückkomme. Bäumlein spricht die sichere Erfahrung aus, dass alle Zeit, die auf grammatische Kenntniss verwendet wird, auch den eigentlichen Zweck des Gymnasiums fördert, das Eingehen nämlich in den Geist des antiken Lebens. Es ist ein gutes Mittel zu dem höheren Zwecke. v. Raumer erinnert an F. A. Wolf's Ausspruch über dergleichen zu weit getriebene Uebungen. Münscher führt die Erfahrung an, dass in Kurhessen durch die Schreibübungen das Studium des Griechischen gehoben sei. Da Wocher im Interesse Württembergs, wo neuerdings Einwendungen gegen diese Uebungen erhoben sind, eine Erklärung der Versammlung wünschenswerth findet, auch Geffers es für recht zweckmässig erklärt, eine Meinung auszusprechen, so zieht Eckstein seinen Antrag, diese Sache bis zu der Göttinger Versammlung zu vertagen, zurück, die Versammlung entscheidet sich für das Aussprechen einer Ansicht und nimmt die von Eckstein vorgeschlagene Fassung in ihrer Majorität an.

Die Zeit war bereits abgelaufen, daher der Vorsitzende nur noch in kurzen, herzlichen Worten seinen Dank für das Vertrauen und Wohlwollen, das er bei der Leitung der Verhandlungen erfahren, und den Wunsch ausspricht, dass die Erinnerung an eine so einträchtige Behandlung der wichtigsten Fragen allen Mitgliedern so theuer sein und bleiben möchte, wie er sie zu den schönsten seines Lebens rechne. Krüger richtet schliesslich Worte des innigsten Dankes an den Vorsitzenden, der durch seine Mitwirkung und seine treffliche Leitung das schöne Einverständniss erzielt habe.

Dr. FR. AUG. ECKSTEIN.

Mitglieder

der pädagogischen Section bei der Versammlung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten

in Erlangen 1851.

Dr. Mezger, Studienrector aus Augsburg.
Lochner, Studienrector aus Nürnberg.
Dr. C. G. Firnhaber, Professor aus Wiesbaden.
Buchert, Professor aus Bamberg.
Beitelrock, Studienrector und Professor zu Dilingen.
Dr. Bergmann, Gymnasiallehrer aus Luckau.
Dr. Endler, Professor aus Nürnberg.
Kober, Studienlehrer aus Bamberg.
J. B. Dirschedl, Studienrector aus Passau.
Dr. L. v. Jan, Professor aus Schweinfurt.
Wocher, Gymnasialrector aus Ehingen.
Dilthey, Schulinspector und Kirchenrath aus Biberich.
Dr. Brock, Gymnasiallehrer aus Hannover.
Dr. Grotefend, Subconrector aus Hannover.
Spiess, Prorector aus Wiesbaden.
Dr. Lahmeyer, Gymnasiallehrer aus Hannover.
Dr. Geffers, Gymnasialdirector aus Göttingen.
Dr. Ahrens, Gymnasialdirector aus Hannover.
Dr. Krüger, Director des Ober-Gymnasiums aus Braunschweig.
Dr. Lange, Assessor der phil. Fakultät aus Göttingen.
Zimmermann, Gymnasialprofessor aus Erlangen.
Leitschuh, Gymnasialprofessor aus Bamberg.
Rott, Studienlehrer aus Eichstädt.
Dr. Henneberger aus Meiningen.
Weissgaerber, Studienlehrer aus Dilingen.
Koestlin, Rector aus Nürtingen.
Dr. J. Gutenaecker, Studienrector aus Bamberg.
Heymann, Studienlehrer aus Würzburg.
Lauth, Studienlehrer aus München.
Dr. Sausse aus Guben.
Dr. W. Rein aus Eisenach.
Stanko, Conrector aus München.
Dr. Lechner Studienrector aus Hof.
Gg. Grossmann, Gymnas.-Assistent aus Baireuth.
Schaad, Gymnas.-Professor aus Bamberg.
Linsmayer, Gymnasial-Assistent aus Bamberg.
Horst, Lycealprofessor aus Bamberg.
Dr. Glaser, Gymnasial-Professor aus Erlangen.

Rauch, Gymnasial-Professor aus Augsburg.
Matthias Zillober, Gymnasial-Professor aus Augsburg.
Ruith, Studienrector aus Münnerstadt.
Bacher, cand. phillg. aus München.
Gericke, Gymnasiallehrer aus Torgau.
Kern, Subrector aus Uffenheim.
Jessen, Collaborator aus Kiel.
Dr. Schreiber, Studienlehrer aus Ansbach.
Mertl, O. S. B., Gymnasial-Professor aus Augsburg.
Buhler, Studienlehrer aus Oettingen.
Rücker, Professor aus Erlangen.
Dr. Schiller, Studienlehrer aus Erlangen.
Meyer, Inspector am prot. Colleg. St. Anna zu Augsburg.
Dr. Rudolf von Raumer, Professor aus Erlangen.
Sartorius, Studienlehrer in Hof.
Sommer, Subrector aus Weissenburg.
Dr. Fr. Aug. Eckstein aus Halle.
Dr. Naegelsbach, Professor aus Erlangen.
Adler, Dekan von Gräfenberg.
Dr. Ruckdeschel aus Wunsiedel.
Schnepfer aus Bamberg.
Mayring aus Bamberg.
Dr. Rosenhauer aus Erlangen.
Dr. Schmidt, Studienlehrer aus Erlangen.
Dr. Roth, Oberstudienrath aus Stuttgart.
Steininger, Professor aus München.
Dr. Beilhack, Professor aus München.
Lotzbeck, Professor aus Baireuth.
Hiller, Studienlehrer aus Würzburg.
Meyer, Professor aus Nürnberg.
Dr. Cron, Studienlehrer aus Erlangen.
Dr, L. Wiese, Professor aus Berlin.
Hoffmann, Studienlehrer aus Nürnberg.
Dr. Oelschläger, Studienrector aus Schweinfurt.
Sand, Alumnen-Inspector in Ansbach.
Dr. Enderlein, Professor in Schweinfurt.
M. Mezger, c. ph. aus Augsburg,
Ed. Oppenrieder, Studienlehrer aus Augsburg.
Dr. Heyder, Professor aus Erlangen.
Ottenbacher, Repetent aus Schönthal.
Essig, Professor aus Oehringen.
Dr. Wittmann, Professor aus Schweinfurt.
Bäumlein, Ephorus des theol. Sem. in Maulbronn.

VI.

Kurzer Bericht *) über die Verhandlungen der deutschen Orientalisten-Versammlung

in Erlangen,

vom 30. Sept. bis 3. Oct. 1851.

Nachdem die Mitglieder die von Hrn. Prof. Döderlein gehaltene Eröffnungsrede der allgemeinen Versammlung in der Aula der Universität angehört hatten, begaben sie sich in das für ihre Sitzungen bestimmte Local, das Senatszimmer der Universität, woselbst um 11½ Uhr der Präsident der Orientalisten-Versammlung, Hr. Prof. Dr. Hofmann, die erste Sitzung mit einer kurzen Ansprache eröffnete. Nach Constituirung des Büreau's und Besprechung einiger Angelegenheiten der deutschen morgenländischen Gesellschaft wurden die üblichen Geschäftsberichte des Sekretariats, der Redaction und der Bibliothek der genannten Gesellschaft von den betreffenden Geschäftsführern abgestattet. Hierauf hielt Prof. Stähelin einen Vortrag: „Zur Kritik der Psalmen." In der zweiten Sitzung wurden Vorträge von Prof. Fleischer: „Zur Geographie und Statistik des nördlichen Libanon" und von Prof. Roth: „Ueber die höchsten Götter der arischen Völker" gehalten. Die dritte Sitzung füllten Vorträge des Prof. Spiegel: „Ueber den Cultus der Gestirne und die Weltansicht der Parsen in den verschiedenen Epochen ihrer Entwickelung" und des Prof. Delitzsch: „Ueber den Begriff und die Geschichte der Chochma in Israel", nebst Verhandlungen über die Angelegenheiten der D. M. Gesellschaft aus. In der letzten Sitzung, den 30. Oct., wurde Cassenbericht der D. M. G. erstattet; dann hielt Dr. Weber: „Ueber einige auf Krishna's Geburtsfest bezügliche Data" und der Hr. Präsident: „Ueber die Entstehungszeit des Buches Henoch" einen Vortrag. Nach Anhörung der Schlussrede des Hrn. Prof. Nägelsbach in der allgemeinen Versammlung schloss der Hr. Vicepräsident Prof. Dr. Delitzsch die Sitzung mit einem Abschiedsworte.

*) Der ausführliche protokollarische Bericht nebst den gehaltenen Vorträgen findet sich im 1. Hefte des VI. Bandes der „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft" 1852.

Man bittet folgende **Druckfehler** vor der Lesung zu verbessern :

S. 17. Z. 3. *potasi* st. *protasi.*

S. 20. Z. 11. innniges st. inniges.

S. 40. Str. 1. V. 5. Viergespannes st. Viergespanns.

S. 44. Z. 14. v. u. hat sich durch einen unglücklichen Zufall nach der Correctur numeris st. numinis eingeschlichen.

S. 47. Z. 22. beweissen statt beweisen.

S. 58. ist mehrmals inconsequent Rektor st. Rector geschrieben.

Inhalt.

VERHANDLUNGEN

DER DREIZEHNTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER

PHILOLOGEN, SCHULMÄNNER UND ORIENTALISTEN

IN

GÖTTINGEN

VOM 29. SEPTEMBER BIS 2. OCTOBER 1852.

GÖTTINGEN,

VERLAG VON VANDENHOECK UND RUPRECHT.

1853.

I.

Ursprüngliche und revidirte Statuten

des

Vereins deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

A. Nach der Göttinger Fassung vom 20. September 1837.

---

§. 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat,

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, dass es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst,

b) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, so wie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen,

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren

d) grössere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer grösseren Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

b) in einem schon bestehenden oder neuzubegründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfassendern Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten;

1

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§. 3.

In jenen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat;

e) Berathungen über den Ort, die Zeit, und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollten.

§. 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch giebt, dass er an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höhern öffentlichen Unterrichtes, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschliessen.

§. 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige.

§. 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

§. 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.

B. Nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850.

§. 1.

Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a) das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es die Sprache und die Sachen mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§. 3.

In jenen Versammlungen finden Statt:

a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d) Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

§. 4.

Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt, oder durch litterarische Leistungen dem Verein die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§. 5.

Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen a) für die Behandlung pädagogisch-didactischer Gegenstände und b) Sectionsversammlungen der Orientalisten.

§. 6.

Dem Vereine steht ein Präsident vor (§. 3.). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.

§. 7.

Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiet die Versammlung Statt finden soll.

Anm. Obige Fassung der Statuten ging aus den Beschlüssen der eilften Versammlung zu Berlin (s. Verhandl. S. 105 ff.) hervor, durch welche die ursprünglichen zu Göttingen d. d. 29. Sept. 1837 festgestellten Statuten abgeändert wurden.

II.

Frühere Bekanntmachungen.

Einladung.

Mit allerhöchster Genehmigung wird in diesem Jahre die Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten vom 29. September bis 2. October dahier Statt finden, wozu die unterzeichneten Geschäftsführer jeden statutarisch Berechtigten hierdurch geziemendst einladen, und sich zugleich gern bereit erklären, nähere Anfragen oder Wünsche entgegenzunehmen und nach Möglichkeit zu erledigen.

Göttingen, den 14. Junius 1852.

Hermann. Schneidewin. Ewald.

Aufruf an die Bewohner Göttingens.

In den Tagen vom 29. d. M. bis zum 2. October wird die beim Jubiläum der Georgia Augusta im Jahre 1837 hier gestiftete Jahresversammlung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten in unsern Mauern stattfinden. Da die Gasthöfe nicht ausreichen werden, die Gäste, welche wir erwarten zu dürfen glauben, zu beherbergen, so wenden wir uns an unsere Mitbürger mit der freundlichen Bitte, dass sowohl diejenigen, welche erbötig sind, einen oder mehrere der die Versammlung

besuchenden fremden Gelehrten während jener Tage in ihre Wohnungen gastlich aufzunehmen, als auch diejenigen, welche gegen eine billige Vergütung ihre Zimmer zur Verfügung zu stellen gesonnen sind, bei einem der unterzeichneten Geschäftsführer baldigst ihre Anerbietungen schriftlich einreichen wollen. Die Vermiether werden zugleich ersucht, die Preise ihrer Zimmer, welche sie für jeden Tag in Anspruch nehmen, zu bemerken.

Wir richten diese freundliche Aufforderung mit um so grösserem Vertrauen an die Hospitalität unsrer Mitbürger, da jetzt zum ersten Male unsrer Universitätsstadt die Ehre widerfährt, zum Versammlungspunct eines der wissenschaftlichen Vereine Deutschlands ausersehen zu sein, und je mehr die bisher von unserm Verein besuchten Städte im Norden und Süden des Vaterlandes sich beeifert haben, den fremden Gästen mit preiswürdiger Bereitwilligkeit entgegen zu kommen und in ihnen eine freundliche Rückerinnerung an den Ort der Versammlung zu hinterlassen.

Es haben sich von Seiten des wohllöblichen Stadt-Magistrats Herr Syndicus Dr. *Oesterley*, von Seiten des verehrlichen Bürgervorsteher-Collegii Herr Bibliotheks-Secretair Dr. *Ellissen*, von Seiten der Bürgerschaft Herr Buchhändler *Deuerlich* zur Entgegennahme der Anmeldungen und zur weitern Besorgung mit Unterzeichneten vereinigt.

Göttingen, den 16. September 1852.

Hermann. Schneidewin. Ewald.

Ankündigung.

a) für Einheimische.

Die Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten, zu deren Mitgliedschaft nach den Statuten jeder Angehörige dieser Fächer berechtigt ist, der durch bestandene Prüfung, durch ein öffentliches Amt, oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, wird vom 29. September bis 2. October hier Statt finden. Hiesige Gelehrte, welche als Mitglieder beitreten wollen, werden ersucht, sich Montag den 27. September Nachmittags zwischen 2 und 5 Uhr bei dem im Hofe von England befindlichen Empfangsbureau einzuzeichnen und die Mitgliedskarte in Empfang zu nehmen.

Göttingen, den 21. September 1852.

Das Comité.

Hermann. Schneidewin. Ewald.

Dieckhoff. Lange. Ruprecht. Schmidt. Schöning. Wüstenfeld.

---

b) für Auswärtige.

Die Herrn Philologen, Schulmänner und Orientalisten, welche unserer Einladung vom 14. Juni d. J. zufolge der am 29. September dahier zu eröffnenden Versammlung beiwohnen wollen, werden hierdurch in Kenntniss gesetzt, dass vom Nachmittage des 27. d. M. an im Gasthause zum Hofe von England (nächst der Post) ein Empfangsbureau bereit sein wird, um ihnen die Mitgliedskarten einzuhändigen und wegen Wohnungen u. s. w. alle gewünschten Nachweisungen zu geben.

Göttingen, den 16. September 1852.

Hermann. Schneidewin. Ewald.

Vorstehenden Bekanntmachungen gemäss hatte das aus den Herren Licent. ***Dieckhoff***, Assessor Dr. ***Lange***, Buchhändler ***Ruprecht*** junior, Schulamtscandidat ***Schmidt***, Conrector ***Schöning*** und Professor Dr. ***Wüstenfeld*** bestehende Comité, das schon früher dem Präsidium in den Vorbereitungen seiner Geschäftsführung mit freundlicher Bereitwilligkeit zur Seite gestanden hatte, Veranstaltung getroffen, dass sich vom Nachmittage des 27. bis zum Morgen des 29. September fortwährend einige aus seiner Mitte, unterstützt von andern jüngern Freunden der Philologie, auf dem Empfangsbureau befanden, wo jedem Mitgliede bei Einzeichnung seines Namens zugleich ein Exemplar des diessjährigen Programms zum Prorectoratswechsel, enthaltend *C. Fr. Hermanni* Eloq. P. O. defensio disputationis de Graeciae post captam Corinthum conditione, sowie ein Exemplar der von dem Assessor ***Lange*** dem Vereine gewidmeten Druckschrift über das System der Syntax des Apollonios Dyskolos, und nachstehende Uebersicht der beabsichtigten Zeitverwendung mitgetheilt ward:

Programm.

Montag den 27. September.

Abendversammlungsort im literarischen Museum, dessen Localitäten (das selbsterbaute Haus des sel. Otfried Müller) die Freundlichkeit des Vorstands überhaupt für die Zeit der Versammlung dem beliebigen Besuche der Mitglieder geöffnet hat.

Dienstag den 28. September.

Abendversammlungsort im Gasthofe zur Krone.

Mittwoch den 29. September.

Erste, vorbereitende und allgemeine Sitzung um 9 Uhr in der Universitätsaula, von wo sich die Orientalisten dann in das Sitzungszimmer der K. Societät der Wissenschaften begeben. Für die Zusammenkünfte der pädagogischen Section ist der grosse Saal des Gymnasiums bestimmt.

Der Eintritt in den Sitzungssaal findet gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte Statt, welche die Herren ersucht werden stets bei sich zu führen. Für Nichtmitglieder, insofern sie nicht besondere Einladungskarten für den Saal haben, sind die Gallerien geöffnet.

Mittagessen um 2 Uhr im Gasthofe zur Krone.

Abendversammlungsort im Gasthofe zur Stadt London.

Donnerstag den 30. September.

Zweite Sitzung um 9 Uhr für die Philologen und Schulmänner in der Aula, für die Orientalisten im Sitzungszimmer der Societät der Wissenschaften im gleichen Gebäude.

Nach der Sitzung Frühstück im Gasthofe zur Stadt London um 1 Uhr; darauf Fahrt nach der Ruine Hardenberg auf freundliche Veranstaltung der Stadt Göttingen.

Abendversammlungsort im Gasthofe zum deutschen Hause vor dem Geismarthore.

Freitag den 1. October.

Dritte Sitzung um 9 Uhr wie oben.

Mittagessen um 2 Uhr im Gasthofe zur Stadt London.

Abendversammlungsort im deutschen Hause vor dem Geismarthore.

Sonnabend den 2. October.

Vierte oder Schlusssitzung um 9 Uhr.

Mittagessen im Gasthofe zur Krone um 1 Uhr.

* * *

NB. Die Mitglieder, welche sich an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten der einzelnen Tage betheiligen wollen, werden ersucht, um den dafür bedungenen Preis von 16 ggr. für Mittagessen, resp. 10 ggr. für das Frühstück (ohne Wein) sich jedesmal vorher eine Belegkarte bei dem Hausverwalter der Aula zu lösen.

Göttingen, den 16. September 1852.

Auf der Mitgliedskarte war ausserdem bemerkt, dass dieselbe den freien Eintritt in das literarische Museum, in die Bibliothek und die übrigen Sammlungen der Universität gewähre, welche die Güte ihrer Vorsteher in den Morgenstunden von 7 bis 9 Uhr den Gästen zugänglich machen werde.

III.

Verzeichniss der Mitglieder.

1. Dr. K. F. Hermann, Prof. in Göttingen.
2. Dr. F. W. Schneidewin, Prof. in Göttingen.
3. Dr. H. Ewald, Prof. in Göttingen.
4. G. F. Grotefend, Schulrath aus Hannover.
5. G. Waitz, Prof. in Göttingen.
6. Havemann, Prof. in Göttingen.
7. Benfey, Prof. in Göttingen.
8. Abt Lücke, Prof. in Göttingen.
9. Pabst, Collab. am Gymnasium zu Göttingen.
10. Elster, Rep. der theol. Facult. zu Göttingen.
11. L. Ruprecht, Lehrer am Progymnasium zu Northeim.
12. L. Duncker, Prof. in Göttingen.
13. John Nicholson, Dr. phil. aus Penvith.
14. Dr. phil. A. Ellissen in Göttingen.
15. César, Prof. in Göttingen.
16. Stähelin, Dr. und Prof. der Theologie aus Basel.
17. C. Ruprecht jun., Buchhändler.
18. G. Schmidt, Gymnasiall. in Göttingen.
19. Dr. L. Lange, Assessor der phil. Facultät in Göttingen.
20. F. W. Unger, Dr. jur., Bibliothekssecretair in Göttingen.
21. H. A. Lion, Dr. phil., Privatdocent in Göttingen.
22. C. Petersen, Prof. am Gymnasium zu Hamburg.
23. Ph. Sander, Pastor zu Geismar.
24. I. C. Lion, Gymnasiall. aus Hildesheim.
25. A. W. Dieckhoff, Licentiat und Privatdocent der Theologie in Göttingen.
26. F. Wüstenfeld, Prof. in Göttingen.
27. W. Müller, Prof. in Göttingen.
28. C. A. Pertz, Gymnasiall. in Göttingen.
29. L. Lion, Dr. phil. in Göttingen.
30. H. Ritter, Hofrath in Göttingen.
31. Dr. H. L. Fleischer, Prof. aus Leipzig.
32. F. D. Gerlach, Prof. aus Basel.
33. Dr. Flügel, Prof. aus Meissen.
34. H. A. Zachariä, Prof. in Göttingen.
35. F. W. Thiermann, Oberl. in Göttingen.
36. K. G. Thön, Dr. phil. aus Tübingen.
37. R. Anger, Dr. theol., Prof. aus Leipzig.
38. M. Haug, Dr. phil. aus Ostdorf in Würtemberg.
39. Hildebrand, Superintend. in Göttingen.
40. E. Hummel, Dr. phil. in Göttingen.
41. Th. Müller, Prof. in Göttingen.
42. J. Lattmann, Dr. phil. in Göttingen.
43. H. D. Müller, Collab. in Göttingen.
44. A. Meyer, Gymnasiall. in Göttingen.
45. H. Gercke, Gymnasiall. in Göttingen.
46. C. F. Schrickel, Rector in Göttingen.
47. R. A. J. Schöning, Conrector in Göttingen.
48. Ed. Gerhard, Prof. aus Berlin.
49. A. Geffers, Director des Gymnasiums in Göttingen.
50. E. v. Leutsch, Prof. in Göttingen.
51. Dr. Muhlert, Gymnasiall. in Göttingen.
52. Prof. Muhlert aus Clausthal.
53. Director G. T. A. Krüger aus Braunschweig.
54. Dr. phil. A. Baumeister aus Hamburg.
55. Dr. Wachsmuth, Prof. aus Leipzig.

56. Dr. phil. Schweckendieck, Gymn.-Director aus Emden.
57. Dr. Kraft, Director des Johanneums in Hamburg.
58. Dr. Redslob, Prof. aus Hamburg.
59. Dr. Hollander aus Hamburg.
60. Director Dr. Eckstein aus Halle.
61. Dr. Arnold aus Halle.
62. Conrector Hausdörffer aus Eutin.
63. Dr. Jessen aus Holstein.
64. E. F. Wüstemann, Prof. aus Gotha.
65. Dr. G. Papasliotis aus Griechenland.
66. Chr. V. Rost, Oberschulrath aus Gotha.
67. A. Schleiermacher, Geheimerrath aus Darmstadt.
68. Dr. Koch aus Berlin.
69. Dr. Precht aus Bremen.
70. Dr. H. W. Blume, Domherr aus Wesel.
71. Meissner, Conrector in Göttingen.
72. Dr. Keil aus Halle.
73. Dr. G. Lange, Oberl. aus Blankenburg.
74. Subconrector Hahmann aus Ilfeld.
75. Pastor Miede in Göttingen.
76. Dr. jur. Elvers, Privatdocent in Göttingen.
77. Dr. Volckmar aus Ilfeld.
78. Dr. Th. Finck, Privatdocent in Göttingen.
79. Subconrector Vollbrecht aus Clausthal.
80. Collaborator Richard aus Osterode.
81. G. Uhlhorn, Licentiat und Privatdocent der Theologie in Göttingen.
82. Th. Mündemann aus Lüneburg.
83. L. K. Aegidi, Dr. jur. in Göttingen.
84. Prof. Dr. Ullrich aus Hamburg.
85. G. Schambach, Rector aus Eimbeck.
86. O. Kunze, Bibliothekssecretair in Göttingen.
87. C. Valett, Schulamtscandidat daselbst.
88. Dr. L. Schweiger, Bibliothekar in Göttingen.
89. L. Preller, Oberbibliothekar aus Weimar.
90. G. Lothholz, Prof. aus Weimar.
91. Schömann, Prof. aus Greifswald.
92. Merian, Dr. phil. aus Basel.
93. Meyer, Conrector aus Osnabrück.
94. G. A. Hartmann, Subconrector aus Osnabrück.
95. Haenell, Pastor in Göttingen.
96. Dr. Horrmann, Prof. aus Detmold.
97. Classen, Prof. aus Lübeck.
98. Hoeck, Prof. in Göttingen.
99. Hanssen, Prof. in Göttingen.
100. M. Hertz, Privatdocent aus Berlin.
101. Dieterici, Prof. aus Berlin.
102. A. Köhler, Cand. theol. in Göttingen.
103. E. Herrmann, Prof. in Göttingen.
104. Prof. Gravenhorst aus Hildesheim.
105. Rector Blauel aus Osterode.
106. Brock, Gymnasiall. aus Hannover.
107. Dr. Lahmeyer, Gymnasiall. aus Hannover.
108. Dr. Wieseler, Gymnasiall. aus Hildesheim.
109. H. Runge, Gymnasiall. aus Hildesheim.
110. Dr. C. L. Grotefend, Subconrector aus Hannover.
111. H. Guthe, Gymnasiall. aus Hannover.
112. A. Ebeling, Gymnasiall. aus Hannover.
113. Dr. H. L. Ahrens, Director des Lyceums in Hannover.
114. Dr. Redepenning, Prof. in Göttingen.
115. Dr. A. Böckh, Geh.-Reg.-Rath aus Berlin.
116. Bertheau, Prof. in Göttingen.
117. Benlöw, Prof. aus Dijon.
118. Dr. Jaep, Collab. aus Münden.
119. Dr. Wagner aus Darmstadt.
120. Dr. W. Bleek aus Bonn.
121. Dr. Obbarius, Prof. aus Rudolstadt.
122. Kohlrausch, Oberschulrath aus Hannover.
123. G. Wallis, Progymnasiall. aus Münden.

124. G. F. Zimmermann, Conrector aus Clausthal.
125. F. Bruno, Collaborator aus Harburg.
126. Heinz, Rector des Progymnasiums in Münden.
127. K. Halm, Rector aus München.
128. Fleckeisen, Gymnasiall. aus Dresden.
129. Dr. Th. Obbarius aus Wollin.
130. Dirichlet, Prof. aus Berlin.
131. W. Weber, Prof. in Göttingen.
132. J. Olshausen, Orientalist aus Kiel.
133. Dr. König, Conrector aus Jever.
134. Dr. Hirschfelder aus Berlin.
135. Candidat der Philol. O. Blau aus Halle.
136. Gymnasialdirector Dr. Wex aus Schwerin.
137. Prof. Dr. Scheibe aus Neustrelitz.
138. Dr. G. Wolff aus Berlin.
139. Dr. F. Susemihl aus Greifswald.
140. Dr. J. Caesar, Prof. aus Marburg.
141. Dr. F. Haase, Prof. aus Breslau.
142. H. Müller, Prof. a. D. aus Naumburg.
143. H. Düntzer, Prof. aus Köln.
144. Dr. Fr. Lübker, Gymnasialdirector aus Parchim.
145. Lic. Dr. P. Bötticher, Docent aus Halle.
146. Bernhardy, Prof. aus Halle.
147. H. Weil, Prof. aus Besançon.
148. Schwerdtfeger, Lehrer in Göttingen.
149. Kramarczik, Oberl. aus Heiligenstadt.
150. C. Burchard, Oberl. aus Heiligenstadt.
151. H. Waldmann, Gymnasiall. aus Heiligenstadt.
152. Dr. Kirchner aus Heiligenstadt.
153. G. Schimmelpfeng, Schulamtscandidat aus Cassel.
154. Volbehr, Schulamtscandidat aus Kiel.
155. Gieren, Rector aus Northeim.
156. Holtzmann, Prof. aus Heidelberg.
157. Bergk, Prof. aus Marburg.
158. Pastor Schmidt aus Lenglern.
159. Conrector Heller aus Münden.
160. Pastor Henniges aus Niedernjesa.
161. Prof. E. Curtius aus Berlin.
162. Prof. G. Curtius aus Prag.
163. Prof. Steinhart aus Pforte.
164. Prof. Trendelenburg aus Berlin.
165. Gymnasiall. Dr. Scheele in Göttingen.
166. Espe, Lehrer aus Münden.
167. Grundmann, Lehrer aus Münden.
168. Prof. Lünemann in Göttingen.
169. Hildebrand, Lehrer aus Hannover.
170. W. Baum, Prof. in Göttingen.
171. G. Hertzberg, Privatdocent aus Halle.
172. Prof. Dr. W. Rein aus Eisenach.
173. Prof. Dr. A. Wittich aus Eisenach.
174. Dr. A. Th. Dryander aus Halle.
175. I. B. Albrecht, Prof. aus Wien.
176. Ehrenfeuchter, Prof. in Göttingen.
177. Bartelmann, Conrector aus Oldenburg.
178. A. Preime, Candidat der Philologie aus Cassel.
179. F. Schmeding, Lehrer am Gymnasium zu Oldenburg.
180. W. Münscher, Director aus Hersfeld.
181. F. Münscher, Director aus Marburg.
182. F. Wieseler, Prof. in Göttingen.
183. Forchhammer, Prof. aus Kiel.
184. Generalsuperintendent Rettig in Göttingen.
185. Pastor Brose aus Reckershausen.
186. Geh.-Reg.-Rath Wiese aus Berlin.

IV.

Erste vorbereitende Sitzung

am 29. September.

Zu dieser Sitzung waren durch besondere Einladungskarten die Glieder der Universität, des Magistrats und des Bürgervorstehercollegiums eingeladen worden, welche an den Langseiten der Aula Platz nahmen, während den Theilnehmern des Vereins das Mittelschiff, dem übrigen Publikum beiderlei Geschlechts die Gallerien eingeräumt waren. Nachdem sich bis zum Morgen des 29sten ungefähr 150 Theilnehmer angemeldet hatten, eröffnete der erste Geschäftsführer, Professor Dr. *K. Fr. Hermann*, die Versammlung Vormittags um neun Uhr mit folgender Rede:

Der Verein, dessen Stiftung zu den schönsten Erinnerungen gehört, die sich an das vor funfzehn Jahren begangene Jubelfest unserer Georgia Augusta anknüpfen, kehrt heute zu seinem Ausgangspuncte zurück und rüstet sich gleich der Sonne, wenn sie die zwölf Zeichen ihrer himmlischen Bahn zurückgelegt hat, zu einem neuen Kreislaufe; möge Gottes gnädige Obhut ihn auch auf diesem weihend und segnend geleiten und schon unsere gegenwärtigen ersten Schritte auf demselben mit erwünschten Erfolgen krönen! Dass Göttingen — Stadt und Universität — sich durch die Wahl, die es für einen Augenblick zum Mittelpuncte eines ehrenwerthen Theils des deutschen Gelehrtenstandes macht, hochgeehrt fühlen muss, spreche ich mit besonderem Nachdrucke aus; es begrüsst in derselben den thatsächlichen Beweis, dass die äusseren Schicksalsschläge, die es seit jenem Glanzpuncte so schwer getroffen haben, der Anerkennung seiner innern Vorzüge in den Augen der Sachverständigen nicht nachtheilig gewesen sind; und heisst daneben die Gelegenheit willkommen, seine werthen Gäste zu überzeugen, dass die Wissenschaft in seinen Mauern noch auf dieselbe Pflege, das Gemüth in den Reizen seiner Umgebung noch auf dieselbe Erheiterung und Erhebung rechnen kann, die dem Namen Göttingen in der Geschichte der deutschen Gelehrsamkeit wie der deutschen Dichtkunst einen unvergänglichen Platz gesichert haben. Ich allein, der ich es bei dieser Gelegenheit mehr als jemals empfinde, dass ich nach dem Laufe der Natur nicht hier zu stehen die Ehre haben würde, wenn nicht die Scheere der Parze gewaltsam den Faden eines Lebens zerschnitten hätte, das hoffentlich auch ausser Göttingen einen Stoff unauslöschlicher Erinnerung hinterlassen hat, — ich allein kann den Dank, den ich Ihnen auch persönlich für diese Wahl schulde,

weniger auf die mir dadurch gewährte Auszeichnung als auf das nachsichtige Wohlwollen richten, das ich zu verdienen erst noch streben muss; wollen Sie mir jedoch dieses, wie ich inständigst bitte, auch für die letzte und wichtigste Zeit meiner Geschäftsführung erhalten, so hoffe ich Ihnen durch die That zu beweisen, dass ich den Werth dieses Vertrauens in seinem vollen Umfange zu schätzen weiss.

Und so gewähren Sie mir denn jetzt gleich die Nachsicht, Ihre dreizehnte Versammlung vielmehr mit einem Vortrage über Thatsachen, als mit Betrachtungen eröffnen zu dürfen, in welchen ich doch nur hinter dem Geiste und Talente meiner Vorgänger zurückzubleiben fürchten müsste. Wohl fühle auch ich die Verpflichtung, es bei jeder Gelegenheit aufs Neue laut und öffentlich zu bezeugen, dass unsere Wissenschaft kein veraltetes abgethanes Ding, dass sie eine Pflegerin ewiger Besitzthümer der gebildeten Menschheit sei, deren Lebensquelle darum nicht zu fliessen aufhört, wenn sie für einen Augenblick von einer entgegengesetzten Zeitströmung überfluthet zu werden scheint; aber statt zu dieser Quelle selbst zurückzugehen, die Aufgabe und den Begriff der Philologie zu erörtern, die unvergängliche Herrlichkeit des classischen Alterthums vor Ihren Augen zu entfalten, erlauben Sie mir einfach bei dem Zunächstliegenden stehen zu bleiben, und durch einen kurzen Ueberblick der Fortschritte, welche die classische Alterthumsforschung nur innerhalb der kurzen Zeit des Bestehens unseres Vereins, der jüngsten funfzehn Jahre, gemacht hat, den thatsächlichen Beweis zu führen, dass ihre wissenschaftliche Lebenskraft mit nichten erloschen ist und ihr alter Stamm stets neue Zweige und frische Blätter ansetzt. Wir beugen uns dankbar vor den Meisterhänden, die unter den Sonnenstrahlen günstigerer Zeiten dem unerschöpflichen Boden des Alterthums reichere Aerndten abgewonnen haben, als wir sie augenblicklich dem grossen Ganzen bieten können; wenn man uns aber darum, weil jetzt die Winterdecke der öffentlichen Ungunst über unsern Fluren liegt, die rechte Lebendigkeit, den frischen Geist neuer Productivität abspricht, und uns einer Stockung beschuldigt, die sich begnüge, das was die Meister begonnen und angegeben, nur weiter und im Einzelnen auszuführen *), so ist das eine Kurzsichtigkeit, die wir getrost auf den Erfolg der nächsten Aerndte verweisen könnten, wenn nicht für das schärfere Auge schon jetzt das junge Grün allerwärts seine Hülle durchbräche. Und zwar ist es nicht etwa bloss, wie in früheren Perioden, eine einzige Richtung, worin sich diese Triebkraft des wissenschaftlichen Geistes auf unserem Gebiete offenbart; wenn es insbesondere vier Felder sind, welche der classischen Philologie anzubauen obliegt, so ist es kaum zu entscheiden, ob die geschichtliche Betrachtung des alten Völkerlebens und seiner Sitten, oder die Pflege und Erforschung seiner hinterlassenen Denkmäler, oder das Eindringen in das Verständniss der classischen Sprachen und ihrer Formen, oder Kritik und Auslegung der schriftstellerischen Hinterlassenschaft des Alterthums grösseren Gewinn daraus gezogen habe; und so schwer es desshalb auch fallen würde, die Uebersicht dieses Gewinnes zu erschöpfen, wenn sie unter einem andern als apologetischen Gesichts-

*) Vgl. deutsche Vierteljahrschrift 1851, Bd. IV, S. 254.

puncte geschehen sollte, so wird diesem gerade die Fülle des Stoffs nur förderlich sein können.

Was die Geschichtsforschung betrifft, so hat sich ein Theil ihrer Lebenszeichen allerdings zunächst nur als Reaction gegen die gewaltigen Erschütterungen kund gegeben, welche die kritische Richtung der vorhergehenden Generation insbesondere in der Betrachtung der früheren Abschnitte des Alterthums hervorgebracht hat, und wir müssen abwarten, welche Ergebnisse die Zeit aus diesem Gährungsprocesse als reinen Wein ausscheiden wird; die Selbständigkeit des wissenschaftlichen Strebens wollen wir jedoch auch darin nicht verkennen, und nur wünschen, dass sie nicht so weit gehe, ihren Standpunct ausserhalb des classischen Alterthums selbst zu nehmen. Daneben aber treten mit noch grösserer Selbständigkeit die quellenmässigen Bearbeitungen, die solchen Theilen der alten Geschichte zu Theil geworden sind, worauf sich die Thätigkeit der vorhergehenden Forscher noch gar nicht erstreckt hatte: die Reiche und Kämpfe der Nachfolger Alexanders sind mit einer Schärfe der Combination und einem politischen Tiefblicke dargestellt worden, den wir getrost den Vergötterern des Auslandes entgegenhalten können, die gerade jetzt die wort- und bändereiche griechische Geschichte eines Engländers als ein Werk preisen, dergleichen von keinem Deutschen habe geschrieben werden können; und für die römische Kaisergeschichte verspricht jetzt erst ein Tag anzubrechen, der durch unbefangene Würdigung der Zeugen und psychologische Objectivität manchen Nebel verjährter Vorurtheile zerstreuen wird. In ähnlicher Art hat sodann auch die Wissenschaft der griechischen wie der römischen Alterthümer eine Ausdehnung gewonnen, die man noch vor zwanzig Jahren kaum zu ahnen gewagt hatte; nicht zufrieden, den Fusstapfen der grossen Meister folgend die Erscheinungen des Staats- und Rechtslebens bald in übersichtlichen Zusammenstellungen zu concentriren, bald in einzelnen Untersuchungen genauer zu erörtern, hat sie das ganze Gebiet der nationalen Sitte, wie es sich von den einfachsten Elementen der leiblichen Existenz bis zu der höchsten Entwickelung der geselligen Cultur auf der einen, zu den charakteristischen Aeusserungen des religiösen Bedürfnisses auf der anderen Seite steigert, in ihren Bereich gezogen; und wenn es auch in der Natur der Sache liegt, dass hier kein Name eines Lebenden genannt werden kann, so wird es doch vergönnt sein, dem zu frühe verstorbenen Wilhelm Adolf Becker die Anerkennung nachzurufen, dass er zuerst die zerstreuten oder in trüben Compilationen aufgestapelten Züge des antiken Privatlebens mit kritischer Sichtung zu lebensvollen und quellenfrischen Bildern zu gestalten verstanden hat. Noch entscheidender und bahnbrechender freilich sind die Aufschlüsse gewesen, die die deutsche Wissenschaft für eine andere Seite des geselligen Verkehrs im Alterthume, die Gewichte, Münzfüsse und Maasse, nicht nur selbst gewonnen, sondern auch zu einer so allgemeinen Anerkennung gebracht hat, wie sie nur der mathematischen Sicherheit ihrer Resultate verdankt werden konnte; und dieser haben wir gerade hier um so mehr zu gedenken Ursache, als darin zugleich ein Berührungspunct des classischen Alterthums mit dem Morgenlande dargeboten ist, der der kritischen Negation weit festeren und nachhaltigeren Widerstand leistet, als dieser in anderer z. B. my-

thologischer Beziehung bis jetzt möglich sein dürfte. Denn so grossartige Fortschritte auch die Mythologie der alten Morgenländer als solche in den letztverwichenen Jahren gemacht hat, so wird es doch dem classischen Philologen, dem Charakter und Geschichte der classischen Völker eigenthümliche Maassstäbe darbieten, vergönnt sein, nicht Alles, was ihm von jener Seite als Gewinn geboten wird, ohne eigene Prüfung und Bestätigung von seinem Standpuncte aus annehmen zu müssen, und so wenig er sich von vorn herein gegen die Möglichkeit orientalischer Einflüsse und Elemente in den mannichfaltigen Religionen des griechischen Volkes abschliessen darf, so bleibt doch, um dieselbe zu historischer Gewissheit zu erheben, der sicherere Weg fortwährend der, den unser verewigter Müller von den örtlichen Culten der geschichtlichen Zeit aus eingeschlagen hat. Nur ist damit die Aufgabe der Mythologie noch bei Weitem nicht erschöpft; und wenn der Fortschritt der letztverwichenen Periode dieses Zweigs insbesondere darin bestanden hat, hinter und über die überlieferte Mythengeschichte die Symbolik der Naturreligion und ihres mythischen Ausdrucks im Ganzen und Einzelnen zu setzen, so werden wir es der gegenwärtigen allerdings zu gleichem Gewinne anrechnen können, dass daneben auch das ethische Moment des alten Volksglaubens und seine Modificationen durch die Phantasie oder Reflexion der Dichter und Künstler eine grundsätzliche und methodische Würdigung zu erfahren angefangen hat.

Damit stehen wir übrigens bereits an der Schwelle des zweiten grossen Feldes oder der monumentalen Alterthumsforschung, in welcher Bezeichnung selbst wir einen Fortschritt der letzten Jahre begrüssen, der für die zerstreuten und verschiedenartigen Reste des Alterthums, die im Gegensatze der handschriftlichen Ueberlieferung noch als autoptische Originalzeugen jener grossen Vergangenheit vor uns liegen, einen gemeinschaftlichen Begriff gefunden und diesen auch in der äusserlichen Form archäologischer Gesellschaften und Zeitschriften ausgeprägt hat; und so lebhaft ich es beklage, wenn aus dieser Concentrirung auf der einen Seite die Consequenz einer Isolirung von dem grossen Ganzen der Philologie auf der andern hat gezogen werden sollen, so trage ich desshalb um so weniger Bedenken, auch die gewaltigen Eroberungen, welche dieses Gebiet in den letzten Decennien gemacht hat, für jenes Ganze in Anspruch zu nehmen. Müssen wir auch, um sie in ihrem vollen Umfange zu würdigen, noch um einige Jahre weiter zurückgehen und von dem Zeitpuncte anheben, wo einestheils der italische Boden eine nie geahnte Fülle von Werken alter Thon- und Metallarbeit aus seinem Schoosse wiedergab, anderntheils die Befreiung Griechenlands und die Erhebung seiner alten Pallasstadt zu einem neuen Königsitze auch für Hunderte längst begrabener Denkmäler das Zeichen einer fröhlichen Auferstehung ward; die wissenschaftliche Ausbeute dieser Entdeckungen gehört doch zum überwiegenden Theile erst dem Zeitraume an, den ich durch die Gründung unseres Vereins abgegränzt habe, und welchen Zuwachs haben dieselben erst während dieses Zeitraums weiter erhalten! Rühme sich die Naturwissenschaft immerhin ihrer riesenhaften Fortschritte: unsere Epigraphik, unsere Numismatik hält jeden Vergleich mit jener aus; und wenn ich dieses in Beziehung auf römisch-italische mit der ganzen Unbe-

fangenheit ausspreche, die mir die Abwesenheit ihrer verdientesten Förderer gestattet, so darf ich hinsichtlich der griechischen die Thatsache, dass eine Sammlung, die wir noch vor fünfundzwanzig Jahren als ein unübertreffliches Meisterstück begrüssten, jetzt vielleicht zur Hälfte als veraltet erscheint, selbst im Angesichte ihres ehrwürdigen Begründers um so unbedenklicher erwähnen, je rüstiger und durchgreifender dieser fortwährend an jenem Fortschritte mitarbeitet. Aber auch die Topographie des classischen Bodens hat in diesen Jahren bedeutende Fortschritte theils durch neue Entdeckungen, theils durch berichtigte Ortsbestimmungen gemacht, worunter ich nur beispielsweise in ersterer Hinsicht an die Nachweisung des argivischen Heräon, in letzterer, um auch hier einem Frühverblichenen den Zoll der Dankbarkeit zu entrichten, an die Arbeiten unseres Landsmanns Ulrichs erinnere, obgleich es überhaupt eine bemerkenswerthe Thatsache ist, dass, während in den vorhergehenden Perioden fast nur Franzosen oder Engländer das Gebiet der classischen Topographie beherrschten, die gegenwärtige, wenigstens für das griechische Mutterland, in Reisenden, Kartenzeichnern und Periegeten den deutschen Fleiss entschieden in den Vordergrund gestellt hat. Nur auf dem asiatischen Continente überragen allerdings die Entdeckungen eines Fellows, Botta, Layard an überraschenden und weitreichenden Aufschlüssen alles, was der europäische Boden überall aus seinem Schoosse zu Tage gefördert hat; wenn wir aber für ein Gebiet, wo sich ohnehin classische und morgenländische Forschung bis zur Gränzvermischung durchdringen, hier wohl auch die innigen Beziehungen berühren dürfen, worin Rawlinsons keilschriftliche Ergebnisse mit den Divinationen eines einheimischen Gelehrten stehen, dem wenn irgend einem Göthe's Wort gilt: „was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter in Fülle" — so wollen wir noch weniger hinsichtlich der eigentlichen Kunstzweige die Wechselwirkung verkennen, die zwischen jenen Entdeckungen und den vorherrschenden Richtungen unserer heutigen Archäologie Statt hat. Was die Architektur betrifft, so war es nur eine ganz natürliche Entwickelung, dass neben dem dorischen Baustyle, der geraume Zeit hindurch als der ächt hellenische fast allein die Forschung in Anspruch genommen hatte, allmälig auch der ionische sein Recht auf selbständige Betrachtung geltend gemacht hat; und wenn sein vollendetstes Denkmal, das Erechtheion zu Athen, neuerdings noch nach ganz anderer Seite hin das antiquarische Interesse beschäftigt, so ist dagegen durch Fellows und Texiers Reisen in Lykien und Phrygien höchst bedeutender Stoff zur Geschichte dieser Ordnung gewonnen worden. Aehnliches aber gilt auch hinsichtlich der bildenden Kunst von dem vorclassischen Style, für den jede Entdeckung ächter Probestücke um so willkommener sein muss, je mehre von denjenigen, die sonst in unseren Museen dafür galten, durch die neuere Kritik als jüngere Nachahmungen erkannt worden sind; und auch hier verdanken wir jenen asiatischen Reisenden die Kenntniss der bedeutendsten Monumente, die theils wie das Harpyiengrab von Xanthos wirkliche Lücken in der griechischen Kunstgeschichte ausfüllen, theils wie die Sculpturen von Ninive und die von Steuart herausgegebenen phrygischen Reliefs Vergleichungen anregen, die für die wirklichen Einflüsse des Orients auf griechische Technik ungleich fruchtbarer als alles Aegypterthum zu werden

versprechen. Uebrigens beschränken sich die Bereicherungen des kunstgeschichtlichen Materials keineswegs auf diese Kategorien allein: in Lykien selbst begegnen uns neben dem genannten Grabe das Harpagosmonument und mehre andere Denkmäler, die vielmehr mit den Resten des Mausoleums von Halikarnas oder den sogenannten Canning Marbles gleichzeitig sind, deren Auffindung in den Mauern des heutigen Budrun gleichfalls zu den interessantesten Erweiterungen unserer archäologischen Kenntnisse gehört; neben der unerschöpften Ergiebigkeit des etruskischen Bodens an archaischen oder archaisirenden Gefässen, worunter die clusinische Amphora des Ergotimos und Klitias für sich allein eine Gallerie vorstellt, steht die vollendete Herrlichkeit der apulischen Vasenbilder, die uns doch auch erst in jüngster Vergangenheit durch die Berliner und Carlsruher Sammlungen näher gerückt worden ist; und wie in Rom selbst die Ausbeute der letzten Jahre eine doppelte Vermehrung der dortigen Sammlungen, neben dem gregorianischen Museum für etruskische Kunst das lateranische für Werke der Kaiserzeit nöthig gemacht hat, so hat sich auch diesseit der Alpen die steigende Bemühung um den Nachlass der Römerherrschaft durch unerwartete Fünde belohnt gesehen, worunter ich nur das kostbare Tiberiusschwert in Mainz und das elegante Capriccio des Vilbeler Mosaikfussbodens erwähnen will.

Kürzer werde ich mich hinsichtlich der Sprachforschung fassen können, deren Fortschritt wenigstens auf dem classischen Gebiete, obgleich in seiner Art nicht geringer, doch mehr in der Intensität als in der Ausdehnung ihrer Resultate besteht und desshalb mehr nur im Allgemeinen angedeutet als in Einzelheiten verfolgt werden kann. In extensiver Hinsicht kommt für die Lexikographie höchstens der Zuwachs in Anschlag, den sie durch die genauere und selbständige Betrachtung der Eigennamen nach ihren Formen und Beziehungen erhalten hat; im Gebiete der Grammatik harrt der reiche Stoff der griechischen Dialekte noch immer seines wissenschaftlichen Abschlusses, wenn gleich den Schritten, die seit 1839 dazu geschehen sind, ihr wesentlicher Platz unter den Errungenschaften dieses Zeitraums gebührt; und nur die mittel- und unteritalischen Sprachen, von welchen eine, die messapische, gleichsam erst jetzt entdeckt worden ist, liegen, mit einziger Ausnahme der noch immer unenträthselten etruskischen, durch deutschen Fleiss und Scharfsinn in einem fertigen Bilde vor uns, das zugleich für die allgemeine Sprachvergleichung von unabsehbarer Wichtigkeit ist. Dagegen hat die Sprachvergleichung selbst im Gebiete der classischen Sprachen immer grössere Anerkennung gefunden, so dass es jetzt wohl schwerlich mehr einen Philologen gibt, der es läugnete, dass der Körper, gleichsam das physiologische Element beider, in den Geheimnissen seines Baues und der Entwickelung seiner Formen und Stämme nur mit Zuziehung der älteren Schwestersprachen aus der grossen indogermanischen Familie begriffen werden könne; und wenn dazu auch bereits in der nächstvorhergehenden Periode die Bahn gebrochen worden ist, so bietet die gegenwärtige den bemerkenswerthen Unterschied dar, dass, während damals zunächst die Sprachvergleicher von ihrem allgemeinen Standpuncte aus Fernsichten eröffneten, zwischen welchen und uns noch grosse Kluften zu überspringen übrig blieben, jetzt die classische Philologie auf ihrem eigenen analytischen Wege immer mehr Material herbeischafft, um

jene Kluften auszufüllen oder zu überbrücken. Aber auch was ich den seelenhaften oder psychologischen und logischen Theil der Sprachlehre nennen möchte, den wir vielmehr als unser besonderes Eigenthum und unsere specifische Aufgabe pflegen, ist nicht nur fortwährend durch feine und quellenmässige Beobachtung des Sprachgebrauchs bereichert, sondern auch in seinen Principien und deren Anwendung selbst noch über den hohen Standpunct hinausgeführt worden, den er bereits in der vorhergehenden Periode insbesondere den Bemühungen zweier Männer verdankt hatte, die wir als jüngst Verstorbene hier auch zu nennen zwar nicht durch den Schmerz über ihren unzeitigen Verlust, aber durch das unvergängliche Andenken ihrer Verdienste verpflichtet sind. Was Gottfried Hermann durch die strenge Beziehung der Redetheile und ihrer Syntax auf logische Kategorien, was Karl Ferdinand Becker durch die Begründung dor Syntax selbst auf die Theorie des Satzes oder des logischen Urtheils gefördert haben, wirkt in trefflichen Lehrbüchern und der ganzen Methode des sprachlichen Unterrichts fruchtbar fort und hat neuerdings auch eine besonders ausgeprägte Gestalt in der Verwirklichung des Wunsches gewonnen, der in den früheren Zusammenkünften unseres Vereins selbst zu wiederholten Malen nach Parallelgrammatiken für die Schulen laut goworden war; die Wissenschaft jedoch, dio weder in der Sprachvergleichung noch in der Entwickelung der classischen Sprachen selbst eine durchgängige Congruenz der logischen und grammatischen Formen findet und zugleich in letzteren zu viele eigene Gesetze und Analogien wahrnimmt, um sie ihren Begriff und ihre Bedeutung erst aus ihrer Stellung im Satze empfangen und nicht bereits zu diesem mitbringen zu lassen, hat neben jenes Bedürfniss noch das zweite eines Mittelgliedes zwischen Form- und Satzlehre gestellt, das als Bedeutungslehre, Semasiologie, analytische Syntax, oder wie immer sonst benannt, die Kategorien der älteren Grammatik an der Hand der historischen und etymologischen Sprachforschung zurückführe; und es ist immerhin charakteristisch, dass, was die letzten Jahre an gelehrten Monographien auf diesem Gebiete gebracht haben, sich weit weniger mit Satzverbindungen und Constructionen als mit der Lehre von Casibus, Modis, Partikeln und ähnlichen Elementen des Satzes beschäftigt. Nur solche Satzgefüge, die minder auf abstracten Regeln, als auf dem lebendigen Geiste einzelner Sprachen und Sprachperioden, ja bestimmter Schriftsteller beruhen, haben gleichzeitig mit der eindringenderen Würdigung dieses Geistes überhaupt Grundsätze und Maassstäbe erhalten, die gleich den mikroskopischen Entdeckungen der Naturwissenschaft Hunderte von Organismen wahrnehmen lassen, wo man sonst nur willkürliche Agglomerate erblickte: die genialen Saamenkörner, die unser verewigter Dissen in seinem Schwanengesange aus der Analyse der thukydideischen, platonischen, demosthenischen Periode gewonnen hatte, sind auf dem Boden des Lateinischen zu einem reichen Lehrgebäude der Stylistik aufgegangen; und je specifischer sich dieses von seinen zahllosen Vorgängern dadurch unterscheidet, dass es nicht sowohl Regeln aus der Erscheinung abzieht, die doch immer noch einen incommensurabeln Rest zurücklassen, als vielmehr in der Erscheinung das innere Gesetz und das Walten des Sprachgenius verfolgt, desto dankbarer heissen wir auch es unter den Fortschritten der Gegenwart willkommen.

Mit dieser Richtung steht dann aber auch, was die classischen Sprachdenkmäler selbst betrifft, in enger Wechselwirkung das Bestreben, im Ganzen und Einzelnen Wort und Sinn der Schriftsteller in möglichst organischer und zusammenhängender Ursprünglichkeit darzustellen, und aus dieser Quelle gleichsam das Lebenswasser zu schöpfen, durch dessen Zauber sowohl die alten Schäden ihrer Texte geheilt, als auch die Pforten ihres Verständnisses geöffnet und der vertrocknete Zustand, worin sie dem profanen Auge erscheinen, in die Frische ewiger Jugend verwandelt werden könne; ein Bestreben, das zwar den Grössen unserer Wissenschaft zu keiner Zeit fremd gewesen, im Grunde jedoch erst innerhalb unseres Gedenkens zu dem Bewusstsein seiner Aufgabe und Methode gelangt ist, von dem sich seine Erhebung zu einem Gemeingute erwarten lässt. Dass wir eine griechische und lateinische Literaturgeschichte, die der wissenschaftlichen Bedeutung dieses Namens entspräche, kaum erst seit fünfundzwanzig Jahren besitzen, weiss wenigstens jeder meiner Altersgenossen, der mit mir seine ersten Schritte auf dieser Bahn an Hülfsmittel gewiesen gesehen hat, deren Namen selbst dem heutigen Geschlechte unbekannte Klänge sein dürften; und ohne dem Werthe der geistreichen ästhetischen Kritik Abbruch zu thun, die einzelne Theile dieses Gebietes schon in früherer Zeit — ich gedenke nur der beiden auch von unserer Versammlung gefeierten Männer Friedrich Jacobs und August Wilhelm Schlegel — erfahren haben, können wir die umfassendere Lösung der Aufgabe, den biographisch-bibliographischen Rahmen gelehrter Literaturnotizen mit lebendigen Bildern individueller Charakteristik zu füllen und mit dieser doch wieder den Nachweis der Hunderte von Fäden zu verbinden, durch die jeder Schriftsteller mit seinem Volke und seiner Zeit zusammenhängt, noch auf einen engeren Zeitraum beschränken, an dessen Anfang uns wieder unser unvergesslicher Otfried Müller mit seiner leider unvollendeten Geschichte der griechischen Literatur, diesem leuchtenden Muster edler Popularität der wissenschaftlichen Darstellung begegnet. Wenden wir uns sodann zu der Bearbeitung und Behandlung der classischen Texte selbst, so brauche ich nur den Namen Lachmann zu nennen, um an einen Fortschritt der kritischen Methode zu erinnern, der selbst die noch lebenden Meister dieses Fachs überrascht und überflügelt hat. Dass die philologische Kritik *severis historiae legibus* geübt werden müsse, hat allerdings ihr Bahnbrecher in Deutschland, Friedrich August Wolf, bereits deutlich anerkannt *); wenn er aber sogleich hinzufügt: *quas saepe negligunt, qui scriptores cujusvis aevi ad praecepta, quae sibi finxerunt, subtilitatis et elegantiae emendant*, so hat er damit nicht nur über den grösseren Theil seiner Vorgänger, sondern auch über viele seiner Nachfolger ein Urtheil gesprochen, dessen Richtigkeit insbesondere auch durch das einseitige Uebergewicht abstracter Logik oder Analogik über die historischen Elemente des Sprachgebrauchs und der Ueberlieferung begründet ist, worein ich bei der Grammatik den Unterschied einer jüngstvergangenen Periode von der gegenwärtigen gesetzt habe. Wohl war es ein unübersehbarer Gewinn, als schon in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts

*) Praef. Homer. p. L.

die abergläubische Verehrung der sogenannten Vulgattexte durch die Entdeckung erschüttert ward, wie diese zum überwiegenden Theile auf wenigen jungen oder flüchtig verglichenen und in wachsender Progression interpolirten Handschriften beruhen und eine ungleich grössere Zahl älterer und besserer Quellen noch unter dem Eise der Bibliotheken schlummere, dessen Decke zu zerbrechen erst einem von Wolfs talentvollsten Schülern in grösserem Umfange gelang; aber je reicher diese Quellen jetzt zu sprudeln anfingen, desto grösser ward das Labyrinth der Varianten, aus dem die subjective Exegese oder grammatische Theorie keineswegs immer den befriedigenden Ausweg fand; und die Kritik wäre in der Anarchie des Eklekticismus untergegangen, wenn sie nicht gelehrt worden wäre, auf dem Meere der Handschriften selbst den festen Ankergrund der gemeinschaftlichen oder doch besten Quelle zu suchen, für dessen Finden und urkundliches Herstellen eben der vorhin genannte theure Todte durch Lehre und Beispiel eine Anleitung gegeben hat, die ihm auch in unserer Wissenschaft wie in den anderen, die sein reicher Geist mit seltener Harmonie umfasste, ein unsterbliches Andenken sichert. Dass auch im Gebiete der sogenannten höhern oder literargeschichtlichen Kritik einzelne Versuche unserer Tage den argwöhnischen Standpunct Wolfs und seiner Schule mit einem urkundlicheren zu vertauschen bemüht gewesen sind, will ich nur im Vorbeigehen berühren, da mir in dieser Hinsicht noch nicht das wünschenswerthe Verhältniss zwischen Vertrauen und Verdacht hergestellt scheint; wenn gleich die positive Richtung, die schon vor zwanzig Jahren ein geistreicher Orientalist *) als ihren wesentlichen Begriff aufgestellt hat, auch was sie zerstören muss, doch wieder als ein Existirendes und Ueberliefertes nach seinem Ursprunge zu fragen, immer mehr durchdringt: was dagegen die Emendation der alten Texte betrifft, so ist für diese durch Lachmanns Methode geradezu ein neuer Tag angebrochen, und bei aller Anerkennung der Genialität der älteren Pathologen und Therapeuten auf diesem Gebiete kann doch eigentlich erst jetzt mit bewusster Klarheit von einer kritischen Diagnose die Rede sein, ohne welche alles Heilungsverfahren mechanisch wird oder im Finstern tappt. Endlich, die Krone und der Schlussstein aller philologischen Thätigkeit, das Verständniss und die Auslegung der Schriftsteller, welche neue Bahnen hat sie sich nicht in demselben Zeitraume eröffnet, die ebensowohl den Gesichtskreis der gelehrten Forschung zu erweitern als deren Ausbeute auf den grossen Markt des geistigen Verkehrs zu bringen geeignet sind? Ich rede hier nicht etwa bloss von neuen Entdeckungen ganzer Schriftsteller, wie des Hyperides, des Babrius, des Hippolyt, wobei unser Verdienst das geringste ist, so fruchtbaren Gebrauch auch die deutsche Philologie bereits davon gemacht hat; aber auch andere, zum Theil von hoher Wichtigkeit, wie Aristoteles, sind neuerdings erst recht in den Kreis philologischer Interpretation hereingezogen worden; von anderen, die man früher nur als untergegangene Sterne in den Lehrbüchern der Literaturgeschichte zu verzeichnen gewohnt war, liegen die Bruchstücke theils schon in Sammlungen von kaum geahntem Umfange vor, theils versprechen sie, wie von Heraklit, von Kallimachos, von

*) Hitzig, der Begriff der Kritik, am alten Testamente praktisch erörtert. Heidelb. 1831. 8.

Varro, durch künstliche Reagentien aus den vorhandenen Quellen dergestalt niedergeschlagen zu werden, dass sich aus den zerstreuten Elementen vielleicht noch mancher Organismus zusammensetzen lässt; und blicken wir daneben auf die Bearbeitungen der erhaltenen Schriftwerke selbst, so dürfen wir aller entgegenstehenden Verblendung zum Trotze uns rühmen, dass in dem Bestreben, ihre Ergebnisse praktisch und zum Gemeingute der Nation zu machen, die Philologie hinter keiner andern Wissenschaft zurückgeblieben ist. Kein Uebersetzer wird mehr, wie früher, die Treue gegen seinen Schriftsteller bis zum Verrathe an der Muttersprache treiben, und um aller anderen Fortschritte in dieser Richtung zu geschweigen, so hat die Verpflanzung dramatischer Meisterwerke des Alterthums auf die deutsche Bühne der philologischen Uebersetzungskunst verdienten Triumph bereitet; aber auch im Gebiete der Erklärung hat die Muttersprache eine Stelle eingenommen, die sie zum Ausdrucke der feinsten und tiefsinnigsten Erörterungen gemacht hat; und wenn sich die besten Köpfe, die gewandtesten Federn, die Träger und Meister der Wissenschaft selbst bereit finden lassen, die Schätze ihres Wissens in diesem Gewande zum Besten des heranwachsenden Geschlechtes auszumünzen, so kann es um die Zukunft der classischen Bildung noch nicht so schlecht bestellt sein, wie unsere Widersacher sich so gern einreden möchten.

Und hiermit berühre ich zugleich den Punct, in welchem sich die classische Philologie mit dem dritten Factor unserer Versammlung, dem pädagogischen, aufs Innigste verschmilzt und durchdringt und dadurch so zu sagen die mittlere Proportionale zwischen den beiden Aeussersten bildet, deren Zusammentritt in diesem Vereine ohne jenes Bindeglied schwer verständlich sein dürfte. Aber das ist ja gerade das Eigenthümliche, Specifische an unserer Philologie, was sie zur classischen und dadurch zu einer besondern Wissenschaft erhebt, dass sie mit dem historischen Elemente auf der einen, dem sprachlichen auf der andern Seite, die gleichsam ihren Körper, ihr Fleisch und Blut ausmachen, noch ein höheres sittliches und geistiges Element, das exemplarische, wie wir es mit einem würdigen Veteranen unseres Fachs nennen können*), und in diesem das pädagogische verbindet, ohne welches sie wohl ein höchst ehrenwerther und wesentlicher Theil anderer Wissenschaften, aber kein Berufsfach, keine Lebensaufgabe für sich sein würde. Den historischen, den sprachlichen Factor theilt sie mit den Orientalisten, welchen wir desshalb auch in dieser Versammlung willig und freudig die Bruderhand reichen, zumal da es schwer, ja unmöglich sein möchte, einen wissenschaftlichen Orientalisten zu finden, der nicht durch die classische Bildung hindurch gegangen wäre und dieses Vaterhaus mit uns gemein hätte; eben so gut aber könnten, ja müssten auch wir Orientalisten werden, wenn unsere Aufgabe nur in der historischen oder sprachwissenschaftlichen Forschung bestünde, deren keine sich auf die classischen Völker allein beschränken, der Rücksicht auf das Morgenland ganz entschlagen dürfte; und wenn wir uns gleichwohl dieser Anmuthung entziehen, die allerdings gerade jetzt, wo so viele das Seelenhafte ganz hinter dem Kör-

*) Morgenstern de literis humanioribus, Gedani 1800. 8, p. 63.

perlichen vergessen, oft genug an uns gestellt wird, so liegt der Grund einfach darin, dass wir unsere Aufgabe noch von einer ganz andern Seite auffassen, die uns mindestens eben so nahe mit den Pädagogen verschwistert und nach Zahl und Maass billig den besten Theil unserer Kraft in Anspruch nimmt. Denn in den Werken des classischen Alterthums liegen absolute Bildungselemente enthalten, die weder bloss wie die Erscheinungen der Geschichte den Zeiten und Völkern anheimfallen, aus welchen sie hervorgegangen sind, noch wie die Sprache doch immer nur mehr oder minder relativen Vermittelungsprocessen dienen, sondern als eine dauernde Errungenschaft der Menschheit zu betrachten sind und dadurch ihren Kennern und Hütern die Verpflichtung auflegen, sie nicht bloss um ihrer selbst willen zu erhalten und zu pflegen, sondern auch zum gemeinen Besten nutzbar und fruchtbringend zu machen; und wenn es desshalb schon im Begriffe des Philologen liegt, entweder selbst Jugendbildner zu sein oder solche zu bilden, so wird auch das höchste Ziel alles ächt philologischen Studiums nur darin liegen können, sich oder andere zu Jugendbildnern zu befähigen. Dass freilich auch der ganze Inbegriff des philologischen Wissens nicht ausreicht, dem heutigen Menschen den Grad von Bildung mitzutheilen, den Vaterland und Welt von ihm fordern, weiss ich wohl, und würde es, auch wenn ich das Leben nur aus meinen Büchern kennte, schon daraus abnehmen können, dass das Wort *φιλόλογος*, das im Alterthume gerade den Inbegriff allseitigster Bildung ausdrückte, heutzutage nur die Bezeichnung eines sehr speciellen Fachs ist; aber gerade darin spricht sich das culturgeschichtliche Verhältniss aufs Deutlichste aus, das nicht will, dass in der Bildung des einzelnen Menschen wie der ganzen Menschheit eine organische Stufe übersprungen werde: was im Alterthume Bildung, *παιδεία,* war, das soll heutzutage Vorbildung, Propädeutik, sein, und dadurch eben wird der Kenner des Alterthums zum Pädagogen und Vorbildner der heutigen Menschheit, sowie anderseits die Kenntniss des Alterthums, als des Jugendalters der Menschheit, die beste Vorschule des Pädagogen ist. Denn auch dieses Verhältniss muss ein wechselseitiges sein, und wie den wissenschaftlichen Orientalisten, so wünsche ich mir auch den höhern Pädagogen durchgehends classisch gebildet denken zu dürfen, obgleich er darum eben so wenig selbst Philologe zu sein als der Philologe alle übrigen Fächer des höhern Bildungsunterrichts wissenschaftlich zu verstehen braucht; doch diesen Gegenstand hier weiter zu verfolgen würde zu weit führen, und ich begnüge mich hier zum Schutze meines eigenen Fachs nur die Folgerung zu ziehen, dass nicht, wie der Erbe eines schönen Namens *) dessen eigenen Erinnerungen zum Trotze einer früheren Versammlung unseres Vereins ins Gesicht zu sagen sich vermessen hat, ein Philologe, der zugleich guter Lehrer ist, dieses ungeachtet seiner Philologie sei, sondern dass vielmehr jeder, der sich mit Bewusstsein und innerem Berufe der Philologie zugewendet hat, bis zum Beweise des Gegentheils als geborener Pädagoge gelten müsse. Dazu befähigt ihn jedenfalls die Harmonie der Stimmung, die aus dem künstlerischen Geiste des Alterthums auf seine ächten Pfleger übergeht, und wie ich so eben die classische Philologie als har-

*) Bernhard Matthiä offener Brief an die Philologen, Jena 1846. 8.

monisches Bindeglied zwischen den scheinbar heterogenen Elementen unserer Versammlung bezeichnet habe, dieselbe überhaupt für jedes concertirende Zusammenwirken geistiger Kräfte zum geeignetsten Grundtone stempelt; in diesem Sinne bitte ich denn auch die Ehre, die Sie mir als classischem Philologen in dem Auftrage zur Geschäftsleitung dieser Zusammenkunft erwiesen haben, auffassen und Ihre Verhandlungen im Geiste der Harmonie und des organischen Einklangs leiten zu dürfen.

Sodann theilte derselbe der Versammlung zwei Begrüssungsschreiben mit, welche von dem Prorector und Verwaltungsausschusse der Universität und von dem städtischen Magistrate an dieselbe erlassen waren. Sie lauteten folgendermassen:

Die Georgia Augusta genügt einer angenehmen Pflicht, indem sie den Verein der deutschen Philologen und Schulmänner bei seiner Ankunft in Göttingen willkommen heisst.

Die Universität sieht sich der verehrten Versammlung nicht bloss durch die Gemeinschaft des Elementes der Wissenschaft, in welchem sie beide leben, eng verbunden: es war die Saecularfeier der Georgia Augusta auch der Geburtstag dieses gelehrten Vereins und die Stadt Göttingen, in welcher er heute wieder zusammentritt, seine, wie unsere Wiege.

Dieser doppelten näheren Beziehung, in welche die Universität sich zu der verehrten Gesellschaft gestellt weiss, wünscht und hofft die Georgia Augusta wie durch diesen Willkommsgruss, so auch durch das besondere Interesse zu entsprechen, welches sie an dem fruchtbaren Fortgange dieser Versammlung zu nehmen und nach ihren Kräften zu bethätigen gedenkt.

Nochmals heisst sie den Verein und die um Wissenschaft und Bildung hochverdienten Mitglieder desselben freundlichst willkommen.

Göttingen, den 29. September 1852.

Im Namen der Georg-Augusts-Universität

Der Verwaltungs-Ausschuss.

Dr. Fuchs,
d. Z. Prorector.

Der Magistrat der Königlich Hannoverschen Universitäts-Stadt Göttingen fühlt sich gleich beehrt als erfreut, dem Vereine deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten, welcher für seine diesjährige Versammlung die Stadt Göttingen ausersehen hat, Namens derselben den herzlichsten „Willkommen“ damit zuzurufen und ihn hiermit freundlichst zu begrüssen.

Mögen Sie, verehrteste Männer, auch in den Mauern unserer Musen-Stadt gleiche Befriedigung an Geist und Herz finden, und möge es Ihnen gefallen, die dargebotene, wenn

auch geringe, doch herzlich gemeinte Gastfreundschaft mit Nachsicht und Wohlwollen aufzunehmen.

Genehmigen Sie die Versicherung unserer innigsten Hochachtung und Ergebenheit.

Göttingen, den 29. September 1852.

Der Magistrat der Universitäts-Stadt Göttingen.

Namens desselben der Ober-Bürgermeister

G. C. E. Ebell, Dr.,

Ritter des Königlichen Guelphen-Ordens etc. etc.

Die Versammlung genehmigte, dass beiden Behörden ihr Dank für diese zuvorkommende Theilnahme durch das Präsidium ausgedrückt werde.

Hierauf schritt dieselbe zur Bildung ihres Bureaus, wozu auf Vorschlag des Präsidiums die Herren Conrector ***Schöning,*** Assessor Dr. ***Lange*** und Schulamtscandidat ***Schmidt*** von hier, von Auswärtigen aber Professor Dr. ***Cäsar*** aus Marburg und Gymnasiallehrer Dr. ***Fleckeisen*** aus Dresden berufen wurden. Die Erwählten nahmen den Secretariatstisch ein und Assessor Dr. ***Lange*** verlas darauf die Namenliste der bereits angemeldeten Theilnehmer, deren jeder sich bei Nennung seines Namens zur Kenntnissnahme der Versammlung erhob.

Nunmehr entfernten sich die Orientalisten, um in dem ihnen durch die Freundlichkeit der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften eingeräumten Sitzungszimmer ihre eigene Section zu constituiren; in der allgemeinen Versammlung aber ging der Vorsitzende zunächst zur Ankündigung einiger dem Vereine zur Vertheilung überreichten Druckschriften über. Es sind dieses, ausser den bereits erwähnten Abhandlungen von ***Hermann*** und ***Lange*** je dreissig Exemplare des neuesten Programms des Carlsruher Lyceums: Krates Gebet von Professor ***Helferich***, und der dasselbe begleitenden Schulnachrichten von Hofrath Dr. ***Kärcher,*** welche letztere der pädagogischen Section zugewiesen wurden.

Darauf folgte die Bestellung der Commission, die in der dritten Sitzung über die Wahl des nächstjährigen Versammlungsortes Bericht erstatten sollte. Das Präsidium beantragte, die Vollmacht dieser Commission dahin zu erweitern, dass dieselbe überhaupt eventuelle Vorschläge über geschäftliche Einrichtungen und Modificationen des Vereins berathen und begutachten solle, und zu diesem Ende auch andere Theilnehmer, die solche Vorschläge zu machen beabsichtigten, anzuweisen, dieselben der genannten Commission zum gleichzeitigen Berichte einzuhändigen; die Versammlung genehmigte dieses und ernannte auf weiteren Vorschlag des Präsidiums zu Mitgliedern der Commission ausser den zeitigen Geschäftsführern die anwesenden Präsidenten früherer Versammlungen in den Personen der Herren ***Rost*** (Gotha 1840), ***Bergk*** (Cassel 1843), ***Wagner*** (Darmstadt 1845), ***Gerlach*** (Basel 1847), ***Böckh*** (Berlin 1850), und zu diesen weiter die Herren ***Classen***

aus Lübeck, *Georg Curtius* aus Prag und *Haase* aus Breslau, welchen endlich noch die orientalistische Section den Professor *Fleischer* aus Leipzig beiordnete.

Sodann brachte das Präsidium zwei Handlungen der Pietät zur Sprache, welche nach dem Vorgange früherer Versammlungen auch der gegenwärtigen zu üben gezieme: die erste gegen den ehrwürdigen Geheimen Justizrath *Mitscherlich*, den Nestor der Philologen im eigentlichsten Sinne, der, ein wirklicher Trisaeclisenex, vor wenigen Tagen in sein dreiundneunzigstes Jahr getreten sei, und obgleich durch seinen körperlichen Zustand an persönlicher Betheiligung verhindert, doch in ungeschwächter Geisteskraft auch dieser Versammlung von Fachgenossen die regste Theilnahme zuwende; die andere gegen den hochverdienten Geheimen Regierungsrath *Lobeck* in Königsberg, der in diesem Jahre sein funfzigjähriges Jubiläum gefeiert habe und trotz seiner sonstigen Gegensätze mit dem gleichverdienten Veteranen *Creuzer* einen ähnlichen Glückwunsch, wie er diesem von der Dresdener Versammlung im Jahre 1844 zugegangen sei, gewiss nicht verschmähen werde. Die Versammlung eignete sich beide Vorschläge an und übertrug die lateinische Zuschrift für *Mitscherlich* dem Professor Dr. *Wüstemann* aus Gotha, während die deutsche Adresse an *Lobeck* der vorher ernannten Commission anheimgegeben ward.

Der Vorsitzende machte darauf noch die nöthigen Mittheilungen über die den verehrten Gästen geöffneten Sammlungen, über eine von dem hiesigen Liederkranze in freundlicher Berücksichtigung der erwarteten Versammlung auf Freitag Abend anberaumten Aufführung der Mordgrundbruck von Julius Otto zu einem wohlthätigen Zwecke, über die pädagogische Section, für deren Sitzungen die Morgenstunde von 8 bis 9½ Uhr beliebt wurde; und schloss mit der Aufforderung zur Anmeldung der beabsichtigten Vorträge, woraus sich die nachstehende Tagesordnung für die folgenden Sitzungen ergab:

Donnerstag den 30. September.

1. Professor Dr. *Gerlach*, über die älteste Bevölkerung Italiens.
2. Professor Dr. *E. Curtius*, Bemerkungen über die Topographie der Umgegend Athens.
3. Professor Dr. *Schömann*, über einige Stellen in Aeschylos Agamemnon.

Freitag den 1. October.

1. Director Dr. *Ahrens*, über die gemischten Dialekte der griechischen Lyriker.
2. Professor Dr. *Schneidewin*, über einige Stellen in Sophokles Elektra.
3. Oberbibliothekar Dr. *Preller*, Mittheilungen über seine Reise in Griechenland.
4. Professor Dr. *Weil*, ein Wort über den antiken Wortaccent in Bezug auf Metrik.

Sonnabend den 2. October.

1. Dr. *Lange*, Andeutungen über Ziel und Methode der syntaktischen Forschung.
2. Dr. *Ellissen*, Bemerkungen zur Befürwortung der nationalgriechischen Aussprache in ihrer Anwendung auf das Altgriechische.

Zweite Sitzung

am 30. September.

Der Vorsitzende, Professor Dr. *Schneidewin*, lud zunächst den Professor Dr. *Wüstemann* ein, die von ihm entworfene lateinische Ansprache an den Geheimen Justizrath *Mitscherlich* vorzutragen. Dieselbe lautete folgendermassen:

Philologi Gottingam Congregati

CHRISTOPHORO GUILELMO MITSCHERLICH

S.

Quae verba grande olim Georgiae Augustae decus, Christianus Gottlieb Heyne, Tibi cecinit, Vir summe venerabilis! quum Tu, qui ipse Ausoniae Musae penetralia servas antistes, recens esses ab editis eclogis recentiorum poetarum:

at Tibi docta cohors praemia digna feret,

haec verba quam verum habuerint vatem, quum omni tempore satis est declaratum, tum hodiernus dies luculenter Tibi comprobat. Nam qui his diebus ex tota Germania Gottingam convenerunt philologi, in qua ipsa urbe ante hos quindecim annos primum consilia, quibus exoptatissimus respondit eventus, agitata sunt de conventibus a nostri ordinis hominibus quotannis habendis, simulatque inter se consalutaverunt, neque prius neque antiquius quicquam habendum esse censuerunt, quam ut Tibi, Vir maxime colende! quem animo vegetum a suis rebus non alienum esse gaudent, aetate gravem a conventibus suis abesse dolent, cultum suum atque venerationem his ad Te datis litteris testificarentur.

Ac plurimi quidem, quibus contigit olim in hac litterarum Universitate optimis studiis operam dare, Tua institutione atque disciplina nos usos prae nobis ferimus, omnes autem ex plurimis libris, quos doctrinae Tuae testes apud posteros exstare voluisti, plurimum nos profecisse grati profitemur. Unus prae ceteris loquitur vates Venusinus, qui quid Tui ingenii acumini, quid doctrinae abundantiae atque elegantiae debeat, nemo est his litteris vel leviter tinctus qui ignoret. Sed quod verendum nobis est, ne Tibi, qui per omnem vitam ingenuam simplicitatem secutus quodvis tributum Tibi praeconium aspernatus es, molesti simus in ea veneratione nostra declaranda, quae aut egregiis Tuis in litteras meritis aut aliis Tuis virtutibus debetur, in eo cultu Tibi testando acquiescere volumus, qui e solo pietatis fonte manat. Quae quidem res et Tibi et nobis gratissima esse debet, quod cum ipsius numinis divini, a quo tot et tanta in Te beneficia conlata sunt, venera-

tione conjuncta est. Quod si homines iis, qui aetate sunt provectiores, reverentiam praestandam esse arbitrantur, quanta debetur Tibi, qui Nestorios annos egressus omnes, quotquot hodie humanitatis studia profiteri novimus, aetate longe superas? Tu solus superstes es ex iis doctoribus, qui iidem huius Academiae solemnia et semisaecularia et saecularia viderunt; unus Tu ex omnibus, de quibus ejusdem Academiae annales referunt, per sexaginta septem annos professorio munere functus es, et functus es ita, ut Tuae laudes ab ipsius Academiae laudibus separari non possint. Haec tam longa vitae continuatio ut rarum in homine est Dei beneficium, ita singulare est babendum, ubi, quod Tibi concessum fuit, temporis diuturnitati ipsa rerum prosperitas respondet. Tua autem incidit aetas in auream huius Academiae aetatem; Tu Christianum Heynium, Tu Ludolpbum Dissenium, Tu Odofredum Müllerum optimos in munere obeundo collegas, certos in omni vitae conditione amicos, exoptatos virtutum Tuarum testes habuisti: Tu per sex et viginti annos orator Academiae constitutus insignes secundarum rerum vicissitudines facundo ore praedicavisti; Tu, quam fortunata hujus Musarum sedis sub regibus Britanniarum fuerit conditio, olim et adolescens et adultus expertus es; Tu idem, postquam tota Germania aliquamdiu Gallorum dominatione oppressa fuit, his tempestatibus superstes patriam in libertatem vindicatam vidisti; Tibi nunc seni novum sidus, quod Hannoveranis nova stirpe regia divinitus concessa inlucescere coepit, affulsit. Denique quod summae felicitatis est documentum, Tu non infirmitati, quam ingravescens aetas plurimis afferre solet, succubuisti, sed crudam et vegetam adeptus senectutem animi vigore etiam corporis vires sustines.

Hanc valetudinis prosperitatem ut Deus Tibi servet et ut vitam Tibi usque ad extremos humanae conditionis terminos continuet, pia, quae ex intimo animo proficiscuntur, vota facimus.

Der Entwurf ward einstimmig gebilligt und beschlossen, ihn abschreiben und die Abschrift mit den eigenhändigen Unterschriften sämmtlicher Theilnehmer der Versammlung versehen am Sonnabend durch eine aus dem Verfasser des Entwurfs und den Herren Professor Dr. ***Gerlach*** aus Basel und Director Dr. ***Schweckendieck*** aus Emden zu bildende Deputation dem Jubelgreise überreichen zu lassen. Ein Antrag auf gleichzeitigen Druck desselben ward anfänglich angenommen, dieser Beschluss aber später in Betracht der durch die Kürze der Zeit verursachten Schwierigkeiten auf des Antragstellers eigenen Wunsch wieder rückgängig gemacht.

Die Verkündigung der neu angekommenen Mitglieder durch das Secretariat ergab eine Gesammtzahl von 183 Namen. Nachdem der Vorsitzende hierauf noch ein Schreiben des Professor Dr. ***Eyth*** in Schönthal verlesen hatte, durch welches dieser von seiner im vorigen Jahre zum Besten der vertriebenen Schleswig-Holsteiner herausgegebenen Uebersetzung des Oedipus Tyrannos der Versammlung hundert Exemplare zum Geschenke macht, ohne jedoch neue Beiträge für jenen milden Zweck auszuschliessen, rief derselbe den Professor Dr. ***Gerlach*** aus Basel auf die Rednerbühne, und dieser hielt den nachstehenden Vortrag:

Ueber die älteste Bevölkerung Italiens.

Es war althellenische Sitte, dass die Pflanzstädte mit den Metropolen durch ein geistiges Band vereinigt blieben und dadurch, dass sie auf den heimatblichen Altären den vaterländischen Göttern opferten, den Gefühlen des Dankes und der Verehrung einen angemessenen Ausdruck gaben. Mit ähnlichen Empfindungen trete auch ich in dieser hohen Versammlung auf, da ich als ein ehemaliger Zögling der Georgia Augusta nach mehr als dreissigjähriger Abwesenheit wieder diesen Musensitz begrüsse. Auch ich fühle mich gedrungen die Gefühle der Ergebenheit und des Dankes auszusprechen; welches nach meiner Ueberzeugung nicht passender geschehen kann, als indem ich meine Gedanken über einige wissenschaftliche Probleme äussere, deren Berichtigung den Koryphäen, die hier vereinigt sind, Veranlassung bieten mag, ihre Meisterschaft aufs neue zu beurkunden und so mich selber zu verpflichten.

Wenn Dionysios von Halikarnass im Eingang seiner römischen Geschichte allerlei irrigen Vorstellungen seiner Zeitgenossen gegenüber die Behauptung ausgesprochen hat, durch seine Darstellung werden die Römer als Hellenen sich erweisen; so hat bisher wohl Niemand diese Aeusserung wirklich oder im Ernst verstanden oder überhaupt darinnen mehr als eines der Schlagwörter erkannt, wodurch der Schriftsteller widersprechende Urtheile von römischer Barbarei von vorn herein zurückzuweisen sich berufen glaubte. Und in der That muss einem so allgemein gehaltenen Ausspruche alle wissenschaftliche Bedeutung abgesprochen werden, wenn nicht eine weiteingehende Untersuchung denselben begründet oder die Tragweite einer solchen Aeusserung begränzt. Es wird aber bekanntermassen die Verwandtschaft von Völkern, welche eine Litteratur besitzen, am sichersten in den Werken des Geistes und der Sprache nachgewiesen, und kaum wird irgend Jemand es bezweifeln, dass wenige Völker in dieser Beziehung im engeren Verbande stehen als Römer und Griechen. Diese lebendige Durchdringung in Wissenschaft und Kunst, in Religion und Sitte, in Staat und Leben, welche namentlich dem modernen Bewusstsein gegenüber als ein ungetrübtes Ganzes erscheint und von den Römern selber so tief empfunden wurde, dass der Ausdruck „sermones doctus utriusque linguae" die Bildung nach ihrem ganzen Umfange bezeichnete, — ist als eine der höchsten Aufgaben der Alterthumswissenschaft von würdigen Männern vielfach erläutert worden. Aber während das Wesen dieses Verhältnisses nach beiden Polen hin beleuchtet worden ist, scheint die geschichtliche Grundlage noch nicht hinlänglich festgestellt; daher darüber einige Andeutungen zu geben nicht überflüssig erscheinen mag. Wir wollen uns dabei auf die örtlichen Verhältnisse und die mythische Zeit beschränken, weil doch in diesen die Grundlage aller spätern Entwickelung zu suchen ist und in den ersten Lebensäusserungen der Völker ihr künftiges Schicksal, wie im Keime das ganze Leben, vorgebildet scheint.

Dass Gebirgsländer ebensowohl als Quelle wie als Schutz und Schirm freier Mannigfaltigkeit des volksthümlichen Lebens betrachtet werden können, ist bei Verständigen anerkannt. Die Urkräftigkeit der Natur, welche überall in Lebensfülle uns entgegentritt

oder mit ihren Schrecknissen bedroht, erweckt die Kraft, steigert die Zuversicht und durchdringt belebend Seele und Leib. Während die Erhabenheit des Anblicks die Brust durch die Ahnung der Gottheit schwellt, die Lieblichkeit dem Menschen Ruhe und Frieden in die Seele giesst, und der schroffe Wechsel das Gemüth mit wunderbarer Gewalt ergreift, wird jene Seelentiefe und geistige Schöpferkraft erzeugt, welche der Erstarrung und dem Tode wehrt. Wenn nun Völker dieser Art und Sitte unter mildem Himmelstriche wohnen, wo Alles freier und vollkommener sich entwickelt und entfaltet, wenn ihre Wohnsitze Ausläufe grosser Ländermassen sind, wenn sie, schmale Halbinseln, tief in ein Binnenmeer sich hinein erstrecken, wenn die Gebirge fruchtbare Thäler und Ebenen umschliessen, wenn unzählige Eilande sie umkränzen und Häfen, Buchten, Rheden leichten Zugang von allen Seiten her gewähren, so dass jede Lebensrichtung, Viehzucht, Ackerbau, Handel, Schifffahrt gleichsam von der Natur geboten scheint, so wird man leicht darin einen Wink des Schicksals finden, dass diese Länder zum Schauplatz mannigfaltiger Entwickelung erkoren sind. Tritt nun zu diesen Begünstigungen örtliche Nähe solcher Länder selbst hinzu und, bei aller Verschiedenheit im Einzelnen, eine gewisse Gleichartigkeit der Construction, so dass ein gleiches Gesetz der Bildung zum Grunde zu liegen scheint, so wird ein Unbefangener sich schwerlich der Vermuthung erwehren können, dass nur ein inniges Wechselverhältniss der Bevölkerung dieselben ihrer Bestimmung entgegenführen kann. Nicht als wenn wir durch die Wohnsitze die ganze Zukunft eines Volkes im Voraus entschieden glaubten; aber das wollen wir behaupten, dass nur unter der Voraussetzung gewisser äusserer Bedingnisse der Mensch vollkommen sich entwickelt und entfaltet, dass Lage, äussere Umgebung und Himmelstrich die nothwendigen Schranken bilden, innerhalb welcher die selbstthätige Geistesrichtung der Völker sich bewegt, und dass, wie die Form das Wesen des Geistes erst zur Erscheinung bringt, so auch die örtlichen Beziehungen erst jedem Volke sein eigenthümliches Gepräge geben: bekannte Sätze, die aber dennoch nur zu oft unbeachtet bleiben, so dass, weil immer neue Seiten den Gegenständen abzugewinnen die Neigung ist, wir Gefahr laufen das früher Errungene zu verlieren, und während der Geist in neuen Entdeckungen schwelgt, der Sinn, das Einfache und wohl Begründete festzuhalten, verloren geht. — Also das dürfen wir als ein durch das Wesen und die Beschaffenheit örtlicher Verhältnisse Gegebenes betrachten, dass zwischen den beiden Halbinseln von Italien und Griechenland eine wechselseitige Verbindung bestehen sollte.

Wenn sie aber beide durch Gebirge, wie mit einem Wall, umgürtet, gleichmässig gegen gewaltsame Störungen von Aussen gesichert schienen, so wurden durch innere Ursachen nicht weniger als durch äussere Verhältnisse die Bewohner in ihrer Entwickelung hier mehr gehemmt, dort mehr gefördert, so dass die Stufe der Ausbildung bei beiden Völkern in derselben Zeit eine ganz verschiedene war. Hellas war durch die Gunst des Schicksals weit vorausgeeilt, während Hesperien noch der Schleier der Verborgenheit bedeckt. Unsere Erkenntniss der menschlichen Zustände folgt trotz allerlei erhobenen Widerspruchs der Sonnenbahn. Von Osten geht Licht und Leben aus; durch seine Strahlen taucht der ferne Westen aus Nacht und Dunkel auf.



Also während in Hellas gewaltige Heroengestalten im kühnen Abentheuer sich versuchen, deckt noch öde Grabesstille das Land Hesperien; während in Hellas die Huld der Olympischen Götter das Leben der Sterblichen mit heiterem Genuss und mannigfachen Reizen schmückt, scheint Hesperien von den finstern Mächten der Unterwelt beherrscht. Nacht und Grauen ruht auf seinen Fluren, die den Verdammten als Zufluchtstätte oder als Ort der Busse angewiesen sind. Nach dem fernen Westen flieht Kronos von seinem Herrscherthron gestürzt und sucht in Latium Schutz vor den Waffen seines Sohns. Und wenn das Land in dankbarer Erinnerung der Segnungen, die er gebracht, später von ihm den Namen trug, wenn er als Herrscher göttliche Verehrung fand, so blieb er dennoch von der Olympischen Götterwelt verbannt. Hat ihm Pindaros eine Königsburg auf den Inseln der Seligen erbaut, wo er das Amt des Todtenrichters übt, so will diese Oberherrlichkeit im Lichte Homerischer Weltanschauung gewürdigt sein, abgesehen davon, dass diese Nachricht im entschiedenen Widerspruche zu der ältern Ueberlieferung steht, nach welcher Kronos an den Gränzen der Erde und des Meeres, niemals beleuchtet von den Strahlen der Sonne, oder im Tartaros mit den Titanen sein Leben verträumt, von den Hekatoncheiren bewacht. Dort in den tiefsten Gründen der Erde, wo ewige Nacht herrscht, ist seine düstere Behausung von hohen Mauern umschlossen, mit ehernen Pforten von Poseidons Hand. Es liegt dieselbe Anschauungsweise zum Grunde, wenn die Riesenleiber des Typhon und Enkelados die Insel Trinakria und der Felsen von Aithalia mit dem ewigen Feuerstrome deckt. In den phlegraeischen Feldern tobt die wilde Titanenschlacht gegen die mildere Weisheit der jüngeren Götter. Am Avernus-See führt die dunkle Pforte in das finstere Schattenreich hinab. In Hesperien haust das Ungethüm Polyphemos mit den trotzigen ungastlichen Genossen; in ihrer Nähe das Riesengeschlecht der Laestrygonen, die Kimmerier, welche nie das Licht der Sonne geschaut, und das räthselhafte Volk der Phaeaken. Dort thront Aeolus in Sturmesbrausen auf der Felsenburg, und die Meerunholde, Skylla und Charybdis, in Schluchten tief verborgen, drohen tückisches Verderben; mit Schmeicheltönen locken die Sirenen in den Tod, und mit geheimen Zauberkünsten wandelt Kirke die Menschen in Thiergestalten um. Darum müssen die Fluchbeladenen nach dem fernen Westen ziehen, wo sie Sühne finden oder Strafe leiden. Im Zorn über seines Sohnes Missgeschick hatte Aristaeos, der Gott der Heerden, der Baum- und Bienenzucht, sein Vaterland verlassen und sich nach den Eilanden des Westens hingewendet. Dort hatte Phaethon seine Verwegenheit gebüsst, und der Strom Eridanos gab Zeugniss von seinem Tod. Danae ist an dem Strande von Latium gelandet, nachdem Akrisios sie dem Untergange geweiht. Theseus mit den Kindern der zur Sühne gesendeten Athener ist nach Japygien ausgewandert; Orestes auf seiner Rückkehr von der Taurischen Halbinsel hatte Trinakria und Rhegion berührt; nach Trinakria war Daedalos entflohen; eben dort fand Minos auf seinem Rachezuge den Tod: im Haine von Aricia wurde Hippolytos, dem Vaterfluche geopfert, zu neuem Leben aufgeweckt. Fast alle Helden, welche nach Trojas Zerstörung der Zorn der Götter aus der Heimath trieb, wurden nach dem fernen Westen hin verschlagen und Odysseus war nur einer von den Vielen, welche dieses Schicksal traf.

Meriones hatte nach langem Umherirren Ruhe in Sicilien gefunden; Idomeneus hatte nach seiner Flucht von Kreta am Japygischen Vorgebirge Schutz gesucht. Dem Tempel des Apollo in Petelia hatte Philokteles die Pfeile des Herakles anvertraut. Ein neues Argos ward von Diomedes in Apulien gegründet, ein Denkmal ehrte seine Thaten; er genoss göttliche Verehrung bis Ancona, Spina, Hatria hinauf; ja wunderbare Vögel, die nur den Hellenen freundlich waren, bewahrten für alle Zeiten seines Namens Ruhm. Die Verehrung der Neliden in Metapontum galt als Beweis, dass die Pylier von Nestors Heer dahin gekommen, wiewohl auch Pisa als ihre Gründung galt. Die Athener unter Menestheus hatten Skylletion gegründet; in der Nähe des Siris wurde Kalchas Grab gezeigt; des Iphitos Gefährten fanden in Temesa das Ziel der langen Fahrt; auch Tlepolemos war mit den Rhodischen Genossen nach Italien gekommen und Krotons erste Gründung wurde heimkehrenden Achaeern und Troischen Gefangenen verdankt. Darum hatte Eurystheus den Herakles nach dem Westland auf Abentheuer ausgesendet, dass er die Rinder des Geryon auf Erytheia rauben sollte. Den riesenhaften Hirten Eurytion mit dem zweiköpfigen Hunde Orthros musste er erschlagen, ehe er das Ungeheuer mit dreigestaltigem Leibe bezwang. Die Alpen hat er überstiegen, was nie vorher ein Sterblicher gethan, und wie er in Sicilien den Eryx im Faustkampfe niederschlug, hat er am Tiberstrom den Räuber Cacus überwunden, und den ganzen Westen siegreich durchzogen und bewältigt. Also Hesperien ist, wenn nicht das Land des Fluchs, doch der Greuel, des Entsetzens, der Abentheuer und Gefahren. In diesem Glauben haben die Hellenen nicht nur die reiche Wunderwelt der Odyssee, allen widersprechenden Deutungen zum Trotze, an das Westland angeknüpft, sondern selbst die Argo bei ursprünglich entgegengesetzter Richtung nach demselben Schauplatze hingeführt. Es ist das Furchtbare und Gewaltige, was in dieser sagenhaften Ferne schreckt und lockt, es ist die Zufluchtsstätte der vom Missgeschicke Verfolgten, wohin die Flüchtlinge mit den besiegten Göttern ziehen, Kronos, Aristaeos, die Troischen Penaten. die Pelasger, welche aus Thessalien durch Kureten und Leleger verdrängt jenseits des Meeres eine neue Heimath finden.

Aber wenn schon, im Gegensatze zum eigentlichen Hellas in der Sage aufgefasst, Hesperien als ein entlegenes unbetretenes Land erschien, wo kaum die Morgenröthe der Geschichte tagte, so muss dennoch gerade in diesem Zeitraume, den eine tiefe Nacht bedeckt, Italien der Schauplatz der folgenreichsten Bewegungen gewesen sein. Dass nämlich die ältesten Bewohner Italiens, welche unter dem Namen Aboriginer begriffen werden, viele Menschenalter vor dem Trojanischen Kriege aus Achajen eingewandert seien, hatten M. Porcius Cato und C. Sempronius Tuditanus und die unterrichtetsten römischen Geschichtschreiber angenommen. Dabei hatten sie weder Land noch Volk noch den Namen des Führers angegeben, der diese Auswanderung geleitet habe, und überhaupt keinen griechischen Geschichtschreiber als Gewährsmann für diese Behauptung angeführt, zum Beweise, dass es volksthümliche Ueberlieferung war, welche in den Sagen über die Gründung von Tusculum und Praeneste, die auf Telegonos, des Odysseus Sohn, bezogen ward, sowie in der Erzählung, dass die Söhne des Amphiaraos, oder Evanders Steuermann, wie

Cato annahm, Tibur, oder Danae Ardea gegründet haben sollte, ihren Nachklang fand. Dionysios dagegen hat die erste Auswanderung der Hellenen 17 Menschenalter vor den Trojanischen Krieg gesetzt, wo ein grosser Heereszug unter Oenotros und Peuketios den Peloponnes verlassen und im südlichen Italien eine neue Heimath gefunden habe; da wo die Oenotrer und Peuketier in ihren späteren Sitzen die alte Ueberlieferung zu bestätigen schienen. Diese nun als Stammväter der Aboriginer anzusehen, wie Dionysios gethan, ist ein Irrthum eigenthümlicher Art, da weder die Aboriginer des Cato im südlichen Italien zu suchen sind, noch je die Oenotrer die durch die Opiker getrennten Völker Latiums berühren konnten. Antiochos von Syrakus und Pherekydes von Athen können nur den frühen Aufenthalt der Oenotrer in Italien, keinesweges die Ausdehnung ihrer Wohnsitze bis nach Ausonien beweisen.

Ein anderer Strom hellenischer Bevölkerung soll sich eilf Menschenalter später über Italien ergossen haben. Pelasger nämlich, welche früher den Peloponnes bewohnten, waren nach zweihundertjährigem Aufenthalte in der Halbinsel nach Thessalien ausgewandert und hatten in ihren neuen Sitzen eine grosse Macht gegründet, als sie durch die vereinten Anstrengungen der Aetoler, Lokrer und der den Parnass umwohnenden Völker, welche Deukalion beherrschte, auch von hier vertrieben wurden. Darauf nach allen Richtungen zerstreut, war ein Theil in das Heimathland um Dodona zurückgekehrt, und war von da, einem alten Schicksalspruche zufolge, weiter fortgezogen, um die Wohnsitze der Sikuler in Saturnia und Cutilia im Lande der Aboriginer aufzusuchen. An der Mündung des Padus bei Spina gelandet, zogen sie durch das Land, bis sie in den Apenninen mit den Aboriginern zusammentrafen, denen sie, vielleicht als Stammgenossen, bald befreundet, und auf jeden Fall schnell einverleibt, den Umbrern und Sikulern viele Städte und Landstriche entrissen, ausser Kroton, welches sie zum Waffenplatze erhoben, an der Küste Agylla, Pisa, Alsium, Saturnia, überdiess Falerii und Fescenniae. Von mächtigen Feinden gedrängt, verliessen die Sikuler die langbesessenen Wohnsitze, zogen an der Küste Italiens hinab und über's Meer, wo sie im Norden von Trinakria eine neue Heimath fanden. Der Name der Insel verkündete ihren Sieg.

Die vereinigten Aboriginer und Pelasger aber herrschten vorzüglich in den Hochebenen der Apenninen am Velinus; und wenn der Name Aboriginer nicht von den Bergen entstanden ist, so waren sie wenigstens vorzugsweise Gebirgsbewohner, wo noch Varro die Trümmer ihrer Städte sah. Doch den siegreichen Pelasgern war das Glück nicht lange hold. Vom Schicksal verfolgt, haben sie auch in Italien keine bleibende Stätte gefunden, und auf's neue einem unsteten Wanderleben sich ergeben. Durch Strafen des Himmels, wie die Sage meldet, geschreckt, verliessen sie zu Tausenden die erkämpften Sitze, und zwei Menschenalter vor den Troischen Zeiten ward der Pelasgische Stamm in Italien kaum noch genannt.

Aber der Zuzug Hellenischer Bevölkerung war darum noch nicht geschlossen. Fast gleichzeitig mit dem Verschwinden der Pelasger als herrschenden Stamms wird eine neue Einwanderung aus Arkadien berichtet. Evander und seine Mutter Carmenta brachten

neue Götter, das Geheimniss der Schrift und viele andere Einrichtungen, welche die Rohheit der Sitten milderten und das unbändige Geschlecht Gesetz und Ordnung lehrten. Während die Arkader auf dem Palatinus sich niederliessen, haben die Gefährten des Herakles, welche von dessen grossem Heereszuge nach dem Westen im Tiberthale blieben, den Saturnischen Hügel sich erwählt, Pheneaten und Epeier aus Elis und gefangene Troer, welche er seit der Eroberung der Stadt des Laomedon mit sich geführt. Und wie der Held überall Spuren seiner wohlthätigen Wirksamkeit hinterlassen hatte, so ist ihm die Aufhebung der Menschenopfer zugeschrieben worden, welche früher den Pelasgern durch das Orakel selbst geboten schienen.

So die Sage, in welcher nicht Dionysios allein die Grundlage der Geschichte fand. Oenotrer und Choner als frühzeitige Bewohner Unteritaliens hat auch Aristoteles gekannt. Auch weiss er von einem Könige Italos zu erzählen, der die früher nomadisch lebenden Oenotrer den Ackerbau gelehrt, dieselben an Ordnung und Gesetz gewöhnt und die Syssitien eingeführt habe, die dort sogar früher als in Kreta waren, wo sie erst seit Minos aufgekommen waren, dessen Seeherrschaft und Rachekrieg gegen Sicilien, sowie seinen dort erfolgten Tod Aristoteles als geschichtliche Thatsachen anzuführen kein Bedenken trägt. Auch die Irrfahrten der von Troja heimkehrenden Hellenen scheint er nicht als Erfindungen der Dichter gefasst zu haben, wenn er doch erzählte, dass Achaeer bei der Fahrt um das Vorgebirge Malea durch den Sturm verschlagen, nach langem Umherirren im tyrrhenischen Meere in Opikia an der Küste von Latium gelandet und dort überwintert hatten. Da aber die Schiffe durch Troische gefangene Frauen in Brand gesteckt wurden, seien sie nothgedrungen daselbst geblieben, welches von Dionysios, ich vermuthe im Sinne des Aristoteles, auf die Gründung von Rom bezogen wird. Ja selbst an die Wanderung des Theseus nach Japygien hatte Aristoteles wie es scheint geglaubt. Auch Thukydides, dem der Trojanische Krieg mit seinen Helden nicht eine blosse Phantasmagorie von Wirkungen der Elemente, von Dunst, Nebel und Wasserdämpfen war, der von Agamemnon, Pelops, Atreus, Minos, Kekrops, Hellen, Eumolpos, Amphiaraos, Alkmaeon, Tereus, als von geschichtlichen Personen redet, der in Homeros selber eine Quelle der Geschichte fand, und bei aller Schärfe der Kritik an die Vorzeit seines Volkes glaubte, hatte mit Recht in dem Zuge gegen Ilios die Ursache grosser Bewegungen und Erschütterungen erkannt, welche anfangs gegen Osten gerichtet, sich später gegen Westen wandten, wohin die Phöniker den Weg gebahnt. Daher er nicht nur in Kerkyra das Land der Phaeaken, in der Sikulischen Meerenge den Sitz der Skylla und Charybdis, die Kyklopen und Laestrygonen als älteste Bewohner Siciliens anerkennt, sondern auch Skione in Pallene durch Achaeer unmittelbar nach Ilios Zerstörung gegründet glaubt. Die Gründung des Amphilochischen Argos durch den Sohn des Amphiaraos, sowie die Niederlassung des Alkmaeon wird, ohne irgend einen Zweifel zu äussern, von ihm erzählt Besonders aber sind seine Ansichten über den Westen von Bedeutung. Zuerst nämlich nennt er als Urbewohner von Trinakria die Sikaner, welche wir bei Virgil in Latium wieder finden. Dann hat er ihre Verdrängung durch die Sikuler vernommen, welche selbst wieder durch die Opiker aus Italien

vertrieben wurden. Auch der König Italos ist ihm bekannt. Namentlich aber weiss er von einer Troischen Colonie zu berichten, welche nach dem Falle von Ilios auf der Flucht vor den Achaeern nach Sicilien kamen, die Städte Eryx und Egesta gründeten, und nach ihrer Vereinigung mit einer Anzahl Phoker den Namen Elymer erhielten; so dass sowohl die Auswanderung der Sikuler als das Erscheinen der Troer in den westlichen Meeren durch Thukydides Bestätigung erhält. Ja selbst die scheinbaren Abweichungen über Zeit und Völkernamen, welche bei Hellanikos, Philistos, Antiochos sich finden, können, genau erwogen, das bedeutungsvolle Ereigniss nur bestätigen. Und wenn wir zugeben, dass die Ausbildung sowie der Ursprung vieler Heroensagen aus ihrer späteren Verehrung in den Hellenischen Pflanzstädten Unteritaliens zu erklären ist, so wird damit die Thatsache nicht erschüttert werden können, dass die Troischen Zeiten auch auf Italien grossen Einfluss übten und dass die Ausbreitung des Hellenischen Stammes im Süden von Italien von diesen Zeiten an immer allgemeiner wurde.

Wenn nun die wiederholten Einwanderungen der Hellenen in Italien für die frühesten Zeiten Italiens so fest als irgend ein Ereigniss der alten Geschichte stehen, wenn die Aboriginer, Pelasger, Oenotrer, Choner, Peuketier nicht mit Unrecht von den Alten als Stammgenossen der Hellenen bezeichnet werden, wenn die Mythen von Kronos, Aristaeos, Evander, Herakles, ja die ganze Heroensage unzweifelhaft solche Einwirkung voraussetzt, wenn selbst eine frühzeitige staatliche Entwickelung des Hellenischen Elementes in Italien durch Aristoteles beglaubigt ist, wenn endlich späterhin im achten und siebenten Jahrhundert eine grosse Zahl blühender Hellenischer Colonien das ganze südliche Italien beherrschte und in Wissenschaft und Kunst den Wettkampf mit dem Mutterlande wagte, so dass der Name Grossgriechenland mit Recht ihm beigelegt werden konnte, so dürfte man billig sich verwundern, dass die Wirkungen des Einflusses der Hellenen nicht tiefer, umfassender und nachhaltiger gewesen; wie denn Strabo nicht ansteht, zu erklären, dass mit Ausnahme von Tarent, Neapel und Rhegion das ganze Land seinen Hellenischen Charakter verloren habe.

Wenn die griechischen Städte in Doris, Jonien und Aeolis, am Hellespont und Pontus trotz der grossen Massen von Barbaren die Hellenisirung von Vorderasien bewirkten, was hat dieselben Erfolge in Italien gehemmt? Nichts anderes, als dass die einwandernden Hellenen ein Volk vorfanden, das neben der Empfänglichkeit für das Gute, das die Fremden brachten, Unabhängigkeit des Geistes genug besass, um eine neue Schöpfung in der grossen Familie der Völker zu erzeugen. Dieses urheimathliche Element glaube ich in den Stämmen der Umbrer und Aurunker oder Ausoner gefunden. Diese, im Norden und Westen von den Keltisch-Iberischen Völkern der Sikuler und Ligurer bedroht, im Süden von den Hellenen zurückgedrängt, haben im Gebirge jene Kraft genährt, die ihnen endlich den Sieg verlieh. Aber nicht bloss mit den Waffen wird fremder Einfluss abgewehrt; einen mächtigern Schutz gewährt des Lebens strenge Zucht, ein freier Sinn und ein vom lebendigen Glauben beseelter Staat. Das war des Italischen Stammes Eigenthum, das hatten die Hellenen nicht gebracht; das wurzelte in der Seelentiefe des Italischen Landmannes,

das wurde belebt durch den Hauch des Orients, gekräftigt durch die Berührung mit dem nordischen Ernste. Eine Colonie, vielleicht von Tyrus ausgegangen, nach einem langen Aufenthalte in Lydien, ist von dort, ein Jahrhundert vor dem Trojanischen Kriege, ausgezogen, ist in Italien gelandet, hat die rohen Sikuler aus dem Lande zwischen dem Arnus und dem Tiberstrom verdrängt, hat die Schrift und die Kunst des Orients nach dem fernen Westen hingebracht, und hat, mit den Pelasgern zu einem Volke verschmolzen, eine neue Phase in der Entwickelung des Hellenisch-römischen Stammes hervorgebracht. Doch, dass dieses Asiatisch-hellenische Mischvolk jene innere Kraft gewann, welche seine ursprüngliche Herrschaft weit über die ursprünglichen Gränzen Etruriens in Oberitalien und Campanien begründete, das verdankte es einer abermaligen Verjüngung, welche nach etruskischer Berechnung **290** Jahre vor Roms Gründung oder um **1044** vor unserer Zeitrechnung das Volk erfuhr. Wie die Tyrrhener in Verbindung mit den Pelasgern vorzugsweise die Sikuler bedroht, so brach dieser Sturm gegen die Umbrer los, denen die Eroberer, nach Catos Zeugniss, dreihundert Städte entrissen haben sollen. Aus dem Norden kamen diese neuen Schaaren, Rasena war ihr Name, die Berge Rhaetiens waren ihre Heimath, sie waren, wie ich mit Johannes von Müller zu behaupten wage, nordisches Stammes.. Gallier konnten sie nicht sein, denn von diesen wurden sie bedrängt, und schwerlich waren diese damals schon Meister des Gebirgs. Dagegen hatte Cato griechischredende Teutonen als die ältesten Bewohner von Pisa genannt, andere dessen Gründung von einem Keltenkönige, Sohn des Hyperboreischen Apollo, hergeleitet. Ebenso war die Kriegsart der Sarrasten, mit Wurfkeulen zu streiten, nach Teutonischem Brauch. Doch nicht diese vielleicht zufälligen Einzelheiten sollen als Beweise gelten, sondern das ganze Wesen des etruskischen Staates und der etruskischen Religion.

Im Norden war der geweihte Sitz der Götter; von dorther sandte die höchste Gottheit ihre Blitze; nordisch ist der tiefe finstre Geist etruskischer Glaubenslehre; nordisch die strenge Abgeschlossenheit der Lucumonen und die drückende Leibeigenschaft; endlich das Sinnvolle und Bedeutsame in der Kunst. Nicht dass ich den nordischen Eroberern einen schöpferischen Einfluss in Kunst und Wissenschaft gestatten wollte; aber die Gedankenwelt des besiegten Volkes haben sie umgestaltet. Sonst treten sie, wie immer kriegerische Stämme gegenüber einem gebildeten Geschlechte, als gelehrige Schüler oder als Erben in das geistige Besitzthum ein, das ein thätiges gewerbsames Handelsvolk in Verbindung mit Hellenischen Elementen errungen hatte. Hellas und Italien sind durch ein unauflösliches Band verknüpft, aber ihre Bestimmung war verschiedener Art. In Italien sollte das Volk herangebildet werden, welches das Wissen, die Kunst, den Glauben und die Sitte der alten Welt den spätern Geschlechtern bewahren und über den weiten Erdkreis verbreiten sollte. Darum mussten sein Eigenthum die Tugenden des Herrschers sein, Tapferkeit, Gerechtigkeit, und jene grossartige Geistesrichtung, die das Spröde und Heterogene ihren Zwecken anzupassen weiss. Diese wird gewonnen durch die Berührung mit dem Verschiedenartigen und durch geistigen Verkehr mit dem Vorzüglichsten. Diese Gunst ist ihm geworden. Ein kräftiges genügsames Geschlecht, das seine Heerden weidete, hat im

Herzen des Landes Besitz genommen, und den Grund zu einer neuen Entwickelung gelegt. Gestählt wurde seine Kraft durch die von Westen herandrängenden Kelten, welche als Ligurer und Sikuler die Küste und das rückwärts liegende Gebirge bis zum Tiberstrom besetzten. Mildere Sitte und die ersten Anfänge der Kunst, edlere Güter, brachten die aus Hellas von Süden und Osten her einwandernden Pelasger, welche Städte gründeten und staatliche Entwickelung schufen. Aber auf festem Grunde ruht nur das Staatsgebäude, das auf lebendigen Glauben an die Macht der Götter, auf Frömmigkeit und strenge Zucht gegründet ist. „Nur der Glaube eines innigen Zusammenhangs mit der unsichtbaren Welt gibt jene Zuversicht der Ewigkeit, wie sie den Herrschern der Welt geziemt.“ Diese innige Durchdringung des staatlichen Organismus durch den Glauben, diese Gottesverehrung, welche das gesammte Volksleben beherrscht und trägt, hat sich, wie bei mehrern Völkern des Orients, so im gemeinen Wesen der Etrusker dargestellt, und hat, nach Art und Sitte des Volks verschieden, im Bewusstsein der Römer tiefe Wurzeln geschlagen. Wenn es wahr ist, was Cicero behauptet, dass, je näher ein Volk dem Ursprunge der Dinge steht, desto tiefer und lebendiger sein Wissen von der Gottheit ist, so konnte diese Weisheit nur aus dem Oriente kommen. Es scheint die Bestimmung dem Morgenlande gegeben, nicht nur die ersten Strahlen ahnungsvoller Weisheit dem Abendlande zu senden, sondern auch von Zeit zu Zeit durch grossartige Bewegungen das ursprüngliche Bewusstsein der Menschheit zu erwecken und zu beleben. Und nicht nur Assyrer, Babylonier, Aegyptier, Phöniker haben mit ewigen Schriftzügen das Gedächtniss ihres Namens in die Jahrbücher der Geschichte eingeschrieben; auch die vorderasiatischen Völker haben für den Westen eine hohe Bedeutsamkeit.

Karier, Lydier, Mysier haben sich als ein Brudervolk betrachtet, in Mylasa in Karien feierten sie ihr Bundesfest. Die Karier wären einst weit über die Kykladen bis nach Aetolien und Phokis hin verbreitet, bis Minos Scepter sie zum Gehorsam zwang. Die Mysier mit den Teukrern hatten lange vor dem Trojanischen Kriege einen grossen Heereszug gegen Europa unternommen, waren über den Bosporos gesetzt, hatten ganz Thrakien durchzogen und unterjocht, und waren bis zum Peneios in Thessalien und bis zum Ionischen Meere vorgedrungen und hatten somit der spätern Troischen Colonie den Weg gebahnt. Aus Lydien sind die Tyrrhener ausgezogen, welche mitten im Abendlande jenen wundersamen Bau orientalischer Staatsweisheit gegründet haben, der Dauer und Festigkeit gewann, einmal weil er mit den Hellenisch-italischen Elementen sich verschmolz, dann, weil er aus dem Norden ein unverdorbenes Geschlecht aufnahm, das zu der Priesterweisheit einen reinen Sinn, Verständigkeit und aufopfernde Thatkraft brachte. Es ist diess die Bestimmung der Germanen gegenüber römisch-katholischem Christenthume gewesen; es ist dieselbe Stellung der Rasena gegenüber altpelasgisch-tyrrhenischem Götterdienste. So hat das Schicksal es gefügt, dass im ältesten Italien alle Elemente sich zusammenfinden sollten, durch deren Bekämpfung die spätere Macht des römischen Reiches gegründet worden ist.

Auf die Frage, ob Jemand an diesen Vortrag eine Discussion zu knüpfen wünsche, erhob sich zuvörderst Professor Dr. *Petersen* aus Hamburg*), und äusserte ungefähr Folgendes:

Der geehrte Redner hat Beziehungen Italiens zu Griechenland in den ältesten Zeiten ausführlich besprochen und für dieselben chronologische Bestimmungen anerkannt. Er hat dabei gar nicht berücksichtigt, wie begründet die Zweifel sind, welche gegen die Chronologie der älteren Zeiten namentlich von Niebuhr erhoben werden, der die Chronologie der Griechischen Geschichte vor den Perserkriegen für so unsicher erklärt als die der Römischen zur Zeit der Könige (Röm. Gesch. 3te Ausg. A. 1224 [2te 1149] u. S. 282 [2te 262].). Wie viel mehr muss das von der noch früheren Zeit gelten! Je weniger Gewicht demnach auf die überlieferten Zahlen zu legen ist, zumal in der Synchronistik Griechenlands und Italiens, desto wichtiger muss es für die Geschichtsforschung sein, eine Zeitbestimmung für Thatsachen zu finden, welche in Beziehung zu beiden Ländern stehen. Wenn man auch nie hoffen darf, für die ältere Zeit die Begebenheiten nach Jahren zu ordnen, es muss genügen, bestimmte Epochen festsetzen zu können, nach denen das Frühere und Spätere in beiden Ländern mit einander verglichen werden kann.

Eine solche Epoche machende Thatsache ist die Verpflanzung des Griechischen Zwölfgöttersystems nach Italien zunächst nach Rom. Vorher freilich muss erwiesen sein, dass es ein bestimmtes festes Zwölfgöttersystem gegeben habe, dass dasselbe nicht, wie meine geehrten Freunde, welche vor mir diesen Gegenstand behandelt haben**), meinen, nur die Zwölfzahl mannigfach wechselnder Gottheiten, sondern stets und überall dieselben 12 Götter enthalten habe. Es genügt darauf hinzuweisen, dass schon der Artikel (*οἱ δώδεκα θεοί*) sowie der Zusatz die sogenannten (*καλούμενοι* oder *ὀνομαζόμενοι*, Paus. I. 3, 3 u. 40, 3) nur 12 bestimmte Götter bezeichnen kann, wie denn auch, wo 12 andere genannt sind, der Artikel fehlt (Apollod. II. 7, 2). Aber auch wo die Namen genannt werden, sind es bis auf die Neuplatoniker herab dieselben. Und die Neuplatoniker würden schwerlich sich bemüht haben, diese zwölf Götter ihrer pantheistischen Emanationslehre einzufügen, wenn sie nicht eine allgemeine Anerkennung in dieser Zusammenstellung gehabt hätten. Damit soll aber nicht geläugnet werden, dass hier und da auch andere Gruppen von 12 Göttern vorkommen, welche theilweise dieselben sind. Diese stehen mit einem davon verschiedenen System, das allgemein anerkannt ward, nicht in Widerspruch.

---

*) Auf den Wunsch des Präsidiums sind diese Bemerkungen, welche aus dem Stegereif vorgetragen wurden, später niedergeschrieben. Der Verf. wird desshalb Entschuldigung finden, wenn er nicht dieselben Ausdrücke wiedergibt und hier oder da einen Gedanken etwas anders oder weiter ausgeführt hat.

**) E. Gerhard: Ueber die zwölf Götter Griechenlands in den Schriften der Berliner Akademie hist. philol. Klasse 1840, S. 383 und L. Preller: Ueber das Zwölfgöttersystem der Griechen in den Verhandlungen der 9. Versammlung deutscher Philologen etc. in Jena 1846, S. 48.



Hestia, welche zu diesem allgemein anerkannten Zwölfgöttersystem gehört, ist dem Homer sowohl als dem Hesiod, wenigstens dem Verfasser der Werke und Tage, unbekannt. Die Theogonie, wo sie V. 454 vorkommt, kann nicht in Betracht kommen, da die verschiedenen Theile aus sehr verschiedener Zeit sind, und diese Verse, obgleich sie bisher allgemein zu den ältesten Theilen des Gedichts gerechnet werden, müssen eben der Hestia wegen jünger sein als die Werke und Tage. Es kann demnach auch das Zwölfgöttersystem erst nach Hesiod entstanden sein. Die Homerischen Hymnen sind wohl die ältesten Gedichte, in denen die Hestia genannt wird, aber sie geben keinen sichern Anhalt, um eine Zeitbestimmung zu finden. Doch sind sie meistens, wenn auch jünger als die Werke und Tage, doch wohl nicht jünger als die ältesten Lyriker. In den Trümmern der Lyriker, welche zwischen Hesiod und Pindar fallen, kommt Hestia's Namen, so viel mir bekannt, nicht vor. Wenn nun auch wahrscheinlich, dass Hestia Göttinn geworden ist, als die Lebensweise sich dahin änderte, dass die Herren nicht selbst mehr die Speisen bereiteten, sondern dieses den Sclaven überliessen, der Heerd aber (*ἱστία*), der im Männersaale im Mittelpuncte des Hauses stand, als Heiligthum, da er Opferstätte war, bleiben musste, so konnte ein Orakelspruch der Vergötterung dieser Hestia um so leichter allgemeine Anerkennung verschaffen, da sie nicht bloss in allen Privathäusern, sondern auch in den Prytaneen der Städte längst vorhanden war (s. Chr. Petersens Hausgottesdienst der alten Griechen S. 32 u. N. 106.). Aber auch dadurch gewinnen wir keine genauere Zeitbestimmung, als dass es nach den Niederlassungen an der Küste Kleinasiens geschehen ist, wo durch Annahme Asiatischer Sitten manche Veränderungen im häuslichen Leben vor sich gingen, wie das Liegen beim Essen von da aus sich verbreitet zu haben scheint. Aber in Rom gehörte Vesta zu den ältesten Gottheiten, und wenn die Verflechtung in den Mythos vom Romulus auch keine Gewähr gibt, die Ueberlieferung, dass ihr Dienst von Numa Pompilius geordnet sei, beweist doch wohl so viel, dass ihr Dienst in Rom nicht jünger als das siebente Jahrhundert v. Chr. G. ist.

Es kommt aber darauf an, eine Thatsache zu finden, welche das Zwölfgöttersystem voraussetzt, deren Zeitpunct also schliessen lässt, dass dasselbe älter sei. Nun werden allgemein Herakles und Dionysos als die jüngsten oder wenigstens als jüngere Götter bezeichnet, d. h. als solche, die in einer bestimmten Zeit als Götter anerkannt wurden, die den 12 Göttern an Würde gleichgeachtet sind, ohne selbst in die geschlossene Zahl derselben aufgenommen zu sein. Wenn dieselben, wie dies wohl nicht zu läugnen ist, schon bei Archilochos diese Stellung einnahmen (Fragm. 93 u. 94 in Schneidewins Delectus), so kann das Zwölfgöttersystem nicht nach dem achten Jahrhundert abgeschlossen, wohl aber im neunten Jahrhundert entstanden sein.

Nun finden wir dasselbe Zwölfgöttersystem in Rom und Etrurien. Von Rom ist dieses in sofern nicht zweifelhaft, als wir wissen, dass dieselben zwölf Götter nach Befragung der Sibyllinischen Bücher im J. 217 v. Chr. G. durch ein Lectisternium verehrt wurden (Liv. XXII. 10.). Allein die Sibyllinischen Bücher sollen erst nach 600 v. Chr. entstanden oder nach Italien gekommen sein (Klausen Aeneas und die Penaten I. S. 282.).

Daraus folgt auch noch nicht, dass dieselben in den heimischen Religionsurkunden der Pontifices (Indigitamenta) vorkamen. Allein seit Ludovicus Vives (ad Augustin. de C. D. IV. 23.) sind die 12 Consentes, deren 6 männliche, 6 weibliche waren (mit Bezug auf Varro de R. R. I. 1.), für dieselben mit den Zwölfen des besprochenen Griechischen Systems gehalten worden. K. O. Müller (Etrusker Bch. III. 4, 2. Bd. II. S. 81.) hat dieses in Abrede gestellt. Allein eine sorgfältige Combination der betreffenden Stellen bei Seneca, Martianus Capella, und Arnobius wird zeigen, dass Ludovicus Vives, wenn er es auch mehr annahm als bewies, doch Recht hat. Die dii Consentes sind aber von den Römern aus der Etruskischen Religion entlehnt. Es haben demnach, wenn die Identität der Consentes und des Griechischen Zwölfgöttersystems erwiesen ist, die Römer dasselbe früher von den Etruskern erhalten, als es durch die Sibyllinischen Bücher zu ihnen kam.

Haben nun aber auch die Etrusker, wie hieraus hervorgeht, das Zwölfgöttersystem von den Griechen entlehnt und wiederum mit ihren heiligen Schriften nach Rom gebracht, so folgt, dass die Etruskische Religion in der Gestalt, wie sie den Römern zuerst bekannt ward, jünger als das Griechische Zwölfgöttersystem ist und erst im neunten oder achten Jahrhundert aus heimischen und Griechischen Elementen zusammengesetzt sein kann. Es mag dafür noch ein Beweis angeführt werden. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, dass Apollo, ein ursprünglich Griechischer Gott, von den Etruskern wie von den Römern mit seinem Griechischen Namen aufgenommen ist, wie es auch von den Römern selbst anerkannt ist, dass er in den heiligen Schriften des Numa nicht vorkam (Arnob. II. 73.). Ist das der Fall, so kann Rom weder von Achaeern noch von Trojanern oder deren Nachkommen erbaut sein. Und haben überhaupt die Sagen von Wanderungen aus Griechenland nach Italien, besonders noch vor dem Trojanischen Kriege, irgend ein historisches Fundament, so können es wenigstens keine Hellenischen Völker gewesen sein. Und den Pelasgern, an welche man dann denken muss, die gerade nach Latium gekommen sein sollten, wurde in (offenbar erdichteten) Orakelsprüchen Verehrung des Apollon beigelegt (Macrob. Saturn. I. 1.). Wahrlich einen schlagenderen Beweis von Fälschung und grundloser Fiction kann man nicht verlangen. Aber auch ohne solche Argumente würden so bestimmte Angaben, wie Dionysios uns über die Zeiten jener Wanderungen vor dem Trojanischen Kriege gibt, grosse Bedenken erregen.

Ob, wenn das chronologische System aufgegeben werden muss, in der Verpflanzung des Griechischen Zwölfgöttersystems nach Italien das Fundament einer andern Synchronistik gefunden sei, wird von der Beurtheilung abhängen müssen, welche der weitern Untersuchung und Begründung dieser Thatsache zu Theil werden wird. Wenn nicht unvorhergesehene Hindernisse dazwischen treten, hoffe ich dieselben im nächsten Osterprogramme zu geben.

Professor *Gerlach* erkannte den Werth dieser Bemerkungen an, glaubte aber, dass der Hauptgedanke seines Vortrags dadurch nicht berührt werde; worauf

Geheimerath *Böckh* aus Berlin die Frage an ihn richtete, ob er die gesammte Heroensage als geschichtliche Wahrheit annehme?

Professor *Gerlach* erwiderte, dass er in ihr geschichtlichen Kern in sagenhafter Hülle erblicke; und da

Geheimerath *Böckh* noch besonders darauf aufmerksam machte, wie doch der Name Oenotros nur ein Volk von Weinbauern personificire, folglich erst nach der Einwanderung entstanden sein müsse,

erklärte Prof. *Gerlach* auch dieses einräumen zu können, und fügte seinerseits die ähnliche Etymologie des Peucetios von dem fichtenreichen Bruttium hinzu. Dass er die chronologischen Bestimmungen nach Dionysios gemacht habe, rechtfertigte er dadurch, dass er den Charakter der Sage nicht habe ändern wollen und jener wenigstens eine relative Gültigkeit beilege,

womit sich auch Geheimerath *Böckh* einverstanden erklärte.

Noch erhob sich Professor *Forchhammer* aus Kiel mit der Bemerkung, dass er, eben erst ankommend, sich in dem vernommenen Vortrage sogleich mit einer liebenswürdigen Anspielung auf seine mythologischen Ansichten empfangen sehe, und fragte an, ob die Versammlung ihm ein halb- oder dreiviertelstündiges Gehör zur Vertheidigung gestatten könne?

da sich aber dieses mit der festgestellten Tagesordnung nicht vereinigen liess, so behielt er sich Weiteres auf eine gelegenere Zeit vor, und es folgte nunmehr der zweite Vortrag des Professors Dr. *Ernst Curtius* aus Berlin:

Bemerkungen über die Topographie der Umgegend Athens.

Es kann nicht befremden, wenn meine Gedanken sich in diesen Tagen mehr als sonst mit dem Bilde des Mannes beschäftigen, dessen geisterfülltes Wort mich auf dieser Hochschule in das Studium des Alterthums einführte, den ich auf seiner letzten irdischen Wanderung begleiten durfte bis zu dem Grabe, welches er auf dem fernen und ihm doch so heimischen Boden gefunden hat. Je mehr ich voraussetzen darf, dass Viele in dieser Versammlung meine Gedanken theilen und mit erneuerter Sehnsucht und Verehrung des frühe entrissenen Meisters gedenken — um so mehr darf ich auf Ihre Theilnahme hoffen, wenn ich Sie zu Otfried Müllers Grabstätte führe, um über die Lage derselben und die darauf bezüglichen Worte des Sophokles einige kurze Bemerkungen mitzutheilen.

Kein Ort in Attika bildet zu den dürren Steinhöhen Athens einen so nahen und überraschenden Gegensatz, wie die anmuthige Niederung am Kephisos; dorthin waren einst, wie jetzt, die Spaziergänge der Athener gerichtet, und wenn auch die Altäre und Heiligthümer, die Grabmäler, Brunnengebäude und Ruheplätze verfallen sind, deren Marmorreste in den zahlreichen byzantinischen Kapellen vermauert sind, wenn auch die Vegetation einförmiger und dürftiger geworden ist — so hat doch im Ganzen der wasser-

reiche und in Gartenfelder eingetheilte Oelwald, der sich rechts von der Strasse nach Eleusis ausbreitet, seinen alten Charakter bewahrt, ja selbst der Name Akademia lebt noch fort, wenn auch in weiterer und unbestimmterer Bedeutung; denn die Alten benannten so das grosse seit Hipparchos Zeiten ummauerte Gehöfte, sechs Stadien vor dem Dipylon, welches in strahlenförmig auseinandergehenden Hauptstrassen nach dem Peiraieus, nach Eleusis, nach der Akademie und dem Kolonos führte.

Die Niederung der Akademie wird im Norden begränzt durch den Fuss eines weisslichen Kalkfelsen, der zu geringer Höhe flach ansteigt, aber weit sichtbar von dem grünen Grunde sich abhebt. Dies ist der *ἀργὴς κολωνός*, im Gegensatze zu den *χλωραὶ βᾶσσαι* an seinem Fusse. Auf seiner Höhe stand bis zu den Zeiten des Antigonos Gonnatas der Tempel des Poseidon Hippios, von einem Alsos umgeben, dessen Bäume wohl nur pinus maritima gewesen sein können; in der Nähe die Altäre des Poseidon und der Athena, von deren gemeinsamen Dienste der ganze Hügel Kolonos Hippios hiess. Auf derselben Höhe steht jetzt, der Stadt zugewandt, über dem Felsgrabe die Denksäule Müllers — es ist also irrig, wenn man, wie gewöhnlich geschieht, angibt, er sei in der Akademie bestattet worden. Unter dem südlichen Abhange, Müllers Grabe zunächst, breitete sich der Hain der Eumeniden aus.

Dem Kolonos Hippios gegenüber erhebt sich gegen Norden ein zweiter, ganz ähnlicher Felshügel. Während der Hippios ganz wasserlos ist, entspringt diesem an der westlichen Seite eine Quelle, die einen anliegenden Garten bewässert. Sie bestätigt die Vermuthung, dass diese Höhe der *προσόψιος πάγος* der Demeter Euchloos (Oed. Col. 1600) sei, wo strömendes Wasser für Bad und Opfer bereit war.

Dieses Paar von Felshöhen, die inselartig die Niederung überragen, durch welche noch heute der Fusspfad von Theben in gerader Richtung nach Athen führt, ist für die ganze Umgegend so bezeichnend, dass es auch von Sophokles nicht übergangen werden konnte. Wie die erste Antistrophe der Parodos andeutet, findet sich hier die trockene Höhe und die feuchte Niederung in nahem Gegensatze bei einander. Narziss und Krokos blühen auch heute noch auf dürrem, kalkhaltigem Boden; ihnen genügt der atmosphärische Niederschlag:

> *θάλλει δ' οὐρανίας ὑπ' ἄχνας ὁ καλλίβοτρυς κατ' ἦμαρ αἰεὶ*
> *νάρκισσος, μεγάλαιν θεαῖν ἀρχαῖον στεφάνωμ' ὅ τε*
> *χρυσαυγὴς κρόκος:*

während das vollere Pflanzenleben, Wald, Buschwerk und Gartenflur, von den Strömen des Kephisos getränkt wird. Den Segen, der auf dieser Niederung liegt, schildert Sophokles in einer gedrängten Folge von Ausdrücken, deren volle Wahrheit nur im Angesichte oder in lebendiger Vergegenwärtigung der Gegend von Kolonos einleuchtet.

Alle Gewässer der durstigen Ebene Athens versiegen oder verschwinden unter Kies und Sand; nur nicht die des Kephisos:

> *οὐδ' ἄϋπνοι κρῆναι μινύθουσι*
> *Κηφισοῦ νομάδες ῥεέθρων,*

„aber nicht versiegen die schlummerlosen Quellen des Kephisos, die Vertheilerinnen des Wassers."

Die Quellen des Kephisos nach der gewöhnlichen Auslegung von *νομάδες* „umherirrende" zu nennen, scheint mir schon deshalb unpassend, weil die Hauptquellen weit von Kolonos, einerseits am Parnes, andererseits am Brilessos, entspringen; aber erst bei Kolonos wird das Kephisosbett beim Beginne der Tiefebene so flach, dass Kanäle zur Gartenbewässerung nach beiden Seiten hin abgeleitet werden können. Auch ist nach der gewöhnlichen Deutung der Stelle die Häufung der Epitheta zu *κρῆναι* wie die der Genitive *Κηφισοῦ ῥεέθρων* unangenehm. Alle diese Uebelstände schwinden, wenn wir, genau der Wortstellung folgend, *νομάδες ῥεέθρων* in der von mir vorgeschlagenen Bedeutung als Apposition auffassen. Die Gebirgsquellen schaffen den täglichen Wasservorrath herbei und versorgen wie gute Schaffnerinnen, die sich keinen Schlaf gönnen, ohne Unterlass die vielen Kanäle, welche nach Ost und West abgehen, um die Felder zu bewässern und jeder Pflanze ihr Theil zukommen zu lassen. Sie sind *νομάδες ῥεέθρων* in dem Sinne, wie die Götter genannt werden *νομεῖς ἀγαθῶν*.

Die Quellen des Kephisos versiegen nicht, sagt der Dichter

ἀλλ' αἰὲν ἐπ' ἤματι
ὠκύτοκος πεδίων ἐπινίσσεται,
ἀκηράτῳ ξὺν ὄμβρῳ
στερνούχου χθονός.

Er ist Tag für Tag ein *ὠκύτοκος*, ein rasch geborener, ein stets sich erneuernder, im Gegensatze zu den stagnirenden Gewässern, zu den Wassertümpeln im Ilissosbette. Für das Epitheton *ὠκύτοκος* erkenne ich den entsprechenden Ausdruck der bildenden Kunst in der jugendlichen Gestalt des Orontes, die sich zu den Füssen der Stadtgöttinn Antiochia ungestüm aus dem Boden emporhebt.

So jeden Morgen neu geboren — besucht er mit klaren Fluthen die *πεδία στερνούχου χθονός*. Dass hier, wo jedes Wort schwer wiegt, nicht durch drei Worte der langweilige Begriff einer flachen Ebene ausgedrückt sei, wird man mir, glaube ich, gerne einräumen und darum leicht geneigt sein, die Gottfried Hermann'sche Uebersetzung campi terrae planitiem habentis aufzugeben.

Auch der Begriff der Fruchtbarkeit, den Reisig suchte, liegt nicht in den Worten; dazu bedurfte es eines Vergleichs mit der weiblichen Brust, mit *οὖθαρ*, das dem lateinischen uber und ubertas entspricht. *Στέρνον* dagegen (verwandt mit *στερεός* und lat. sterilis) ist der natürliche Ausdruck für eine flach erhabene Felshöhe. Da nun zwei solche Felshöhen sich, wie wir gesehen haben, neben einander aus der Niederung erheben, so lag es um so näher, diese beiden *κολωνοὺς* oder *πάγους* zusammen *στέρνα* zu nennen. Dann ist also *χθὼν στερνοῦχος*, wie schon Friedrich Thiersch in seinem französischen Werke über den heutigen Zustand Griechenlands erklärt hat, ein Land mit brustähnlichen Höhen, ein felsbrüstiges Land. Diese Höhen besucht natürlich der Kephisos nicht; auf ihren dürren Hochebenen lagen die Heiligthümer und Altäre, auf ihren Abhängen die

Wohnungen der Koloneer; in den Spalten des Gesteins hafteten die Wurzeln Poseidonischer Pinien und kleiner Blumengewächse; der Kephisos besucht die *πεδία στερνούχου χθονός*, die grüne Niederung, aus welcher sich mit scharfen Umrissen inselartig jene beiden Felshöhen erheben.

Ich glaube, dass so das schönste Naturgemälde, welches die Hellenische Poesie uns hinterlassen hat, in der vollen Wahrheit jedes einzelnen Zuges empfunden werden kann. und mag auch Einzelnes in dieser Erklärung noch Bedenklichkeiten unterliegen, deren ausführliche Besprechung nicht dieses Orts ist — mir genügt es, von Neuem eine lebendigere Auffassung jener Dichterworte angeregt und zugleich auf den inneren Zusammenhang zwischen dem Verständnisse der Alten und der Kenntniss ihres Landes hingewiesen zu haben.

Die Ruhestätte des Oedipus, die Heimath des Sophokles hat für uns Alle durch den Grabstein, der seit zwölf Jahren auf dem Kolonos Hippios steht, eine neue Weihe erhalten. Seiner zu gedenken erschien mir heute wie eine Pflicht, welcher ich mich nicht entziehen durfte, und wollen Sie meine Worte freundlich aufnehmen, so betrachten Sie dieselben wie eine Grabspende, die ich aus dankbarem Herzen meinem Lehrer dargebracht habe.

Diese mit ungetheiltem Interesse aufgenommene Rede hinterliess eine schmerzlich-feierliche Stimmung, die einer Discussion keinen Raum bieten zu wollen schien; und der Vorsitzende gab daher alsbald dem dritten Redner des Tages, Professor Dr. *Schömann* aus Greifswald, das Wort zu folgendem Vortrage:

Ueber einige Stellen in Aeschylos Agamemnon.

In der vorjährigen Philologenversammlung zu Erlangen ist von Herrn Professor *Nägelsbach* die Frage über den Ausgangspunct der Fabel in der Aeschyleischen Orestie zur Sprache gebracht worden, d. h. die Frage nach der Ursache, wesswegen Artemis so furchtbar zürne, dass sie den Agamemnon zur Sühne dieses Zorns die eigene Tochter zu opfern zwinge. Was früher von mir darüber vorgebracht worden ist, findet Hr. N. nicht annehmbar, gesteht aber auch selbst keine genügende Antwort finden zu können, und schliesst desswegen seinen Vortrag mit dem Wunsche, dass ein Anderer die Frage beantworten möge. Ich will nun versuchen, die Bedenken, die Hr. N. gegen meine Beantwortung erhoben hat, zu beseitigen; zuvörderst aber muss ich mir erlauben, die Frage selbst etwas anders zu stellen, nämlich so: Was ist der Grund, wesswegen Artemis den unter Anführung der Atriden unternommenen Kriegszug gegen Troja so sehr missbilligt, dass sie die Abfahrt des Heeres durch widrige Winde verhindert, und sie nur unter der Bedingung zulässt, wenn der Anführer sich entschliesse, die eigene Tochter zu opfern? Nur zu solcher Fassung der Frage berechtigen uns die bei Aeschylos selbst vorkommen-

den Andeutungen über den Zorn der Artemis, wogegen es nach Hrn. N's Fassung den Anschein gewinnt, als sei das Opfer der Tochter zur Busse irgend einer vorhergegangenen Verschuldung gefordert, als ein Sühnopfer um ein begangenes Verbrechen abzubüssen. Wird aber die Sache so betrachtet, so muss es scheinen, als ob der Rachekrieg gegen Troja, statt der eigentliche Grund zu sein, wesswegen Artemis ein solches Opfer fordert, vielmehr nur die Gelegenheit darbiete, ihren aus irgend einem andern Grunde gehegten Zorn jetzt in dieser Forderung an den Tag zu legen, und als ob sie folglich eben diese Forderung, auch wenn der Krieg gegen Troja gar nicht unternommen wäre, bei irgend einer andern Gelegenheit würde haben stellen können.

Nachdem ich so die Fassung der Frage berichtigt habe, wende ich mich zu der Antwort, die, meiner Meinung nach, bei Aeschylos selbst angedeutet ist. Ich habe aber zweierlei hierauf bezügliche Andeutungen zu finden geglaubt, von denen freilich die eine wie ich auch ausdrücklich bemerkt habe, nur ganz allgemeiner Art ist. Denn sie besagt nichts weiter, als dass der bevorstehende Krieg reich an Mühsal und Leid sein werde, und fügt dann hinzu, dass also sich erfülle was verhängt sei, und dass den Zorn der Götter um unfromme Gesinnung und versäumte Opfer nichts besänftigen könne. Also es werden diese unfromme Gesinnung, die versäumten Opfer, als Ursache göttlichen Zornes bezeichnet; aber weder wird Artemis als die Zürnende, noch werden die Atriden als diejenigen genannt, welchen der Zorn namentlich gelte. Insofern ist in der That diese Stelle für die Beantwortung der Frage, auf die es ankommt, sehr gleichgültig; doch will ich, weil sie von Manchen, auch von G. Hermann, meiner Meinung nach falsch gedeutet worden ist, einige Worte darüber sagen.

Die Verse lauten nach der handschriftlich überlieferten Lesart also:

v. 69. *οὔθ' ὑποκλαίων οὔθ' ὑπολείβων*
οὔτε δακρύων ἀπύρων ἱερῶν
ὀργὰς ἀτενεῖς παραθέλξει.

Ueber die Lesart kann ich mich kurz fassen: *ὑποκλαίων* und *δακρύων* so neben einander hat Aeschylos schwerlich geschrieben; ob aber *ὑποκαίων* das Richtige sei, wie Hr. N. meint, oder ob nicht vielmehr mit Hermann und Anderen *οὔτε δακρύων* als Glossem zu streichen sei, mag jetzt dahin gestellt bleiben, weil es für die Hauptsache gleichgültig ist. Die Hauptsache nämlich ist: was bedeuten die Worte *ἀπύρων ἱερῶν ὀργάς*? — Ich habe übersetzt: den Zorn ob heiliger Opfer Versäumniss; und dass sprachlich gegen diese Uebersetzung nichts einzuwenden sei, darf ich wohl als unzweifelhaft behaupten. Wer etwa zweifeln sollte, den möchten Stellen überzeugen wie Eurip. Helen. v. 1334: *οὐδ' ἦσαν θεῶν θυσίαι βωμοῖς τ' ἄφλεκτοι πέλανοι*, was nicht heisst: es waren unverbrannte Opferfladen auf den Altären, sondern: es wurden keine Opferfladen verbrannt; Hippolyt. v. 147: *σὺ δ' ἀμφὶ τὰν πολύθηρον Δίκτυνναν ἀπλακίαις ἀνίερος ἀθύτων πελάνων τρύχει*, wo der Chor die Vermuthung ausspricht, dass die Krankheit der Phädra vom Zorne der Artemis wegen unterlassener Opfer (*ἀθύτων πελάνων*) herrühre. Und so dient in der Dichtersprache öfters das *ἀ* privativum nicht bloss um den Begriff

des Wortes, mit dem es zusammengesetzt ist, aufzuheben, sondern um ein verneinendes Urtheil auszusprechen. So ist z. B. Eurip. Ion. v. 253: *ἐπὶ δ' ἀσφάκτοις μήλοισι δόμων μὴ πάριτ' ἐς μυχόν*, soviel als *εἰ μὴ ἔσφακται μῆλα*, und Soph. Antig. v. 552: *ἀλλ' οὐκ ἐπ' ἀῤῥήτοις γε τοῖς ἐμοῖς λόγοις*, bedeutet: doch nicht ohne dass ich meine Vorstellungen ausgesprochen hätte. — Aber freilich aus der sprachlichen Möglichkeit der Erklärung folgt noch nicht ihre Richtigkeit; es sind auch andere Erklärungen sprachlich ebenso möglich, und die Entscheidung, welche unter mehreren die richtige sei, kann nur mittels genauer Erwägung des ganzen Zusammenhanges gewonnen werden. Von denen nun, welche *ἄπυρα ἱερά* als feuerlose Opfer auf die *νηφάλια* der Erinyen gedeutet haben, ist nicht nöthig zu reden, weil entweder Niemand mehr an diese denkt, oder, wenn doch wirklich ein solcher sein sollte, wenigstens Hr. N. nicht zu ihnen gehört. Die Erklärung, welche Er und Hermann für die richtige halten, werde ich betrachten, nachdem ich zuvor geprüft, was gegen die von mir gewählte eingewandt wird. Dies ist Folgendes: „Indem der Dichter sage, Agamemnon werde weder durch Brand- noch durch Trankopfer noch durch Thränen den unbeugsamen Zorn versöhnen, müsse er mehr als das Vergehen einer Opferversäumniss, müsse er ein Verbrechen im Sinne haben, das dem Chor als unsühnbar erscheine." — Aber erstens, was berechtigt uns denn hier gerade speciell an den Agamemnon zu denken? Der Dichter nennt weder diesen noch sonst einen Einzelnen, sondern spricht ganz allgemein: *οὔθ' ὑποκλαίων οὔθ' ὑπολείβων — παραθέλξει* heisst wörtlich nur: weder ein Weinender noch ein Spendender wird versöhnen, d. i. weder durch Thränen noch durch Spenden wird Einer versöhnen: eine Art der Anwendung des blossen Participes bei allgemeiner und unbestimmter Person, die bekanntlich häufig genug ist. — Doch es mag darum sein: ich habe nichts dagegen, dass bei dieser allgemeinen und unbestimmten Angabe vorzugsweise an den Agamemnon gedacht werde: ist es denn zweitens wirklich so gewiss als Hr. N. meint, Versäumniss der Opfer könne unmöglich als ein so schweres Verbrechen bezeichnet werden, dass nicht durch nachher dargebrachte Opfer und Reuethränen der Zorn der Götter erweicht werden sollte? Das wäre eine Frage aus der heidnischen Glaubenslehre, aus dem Kapitel von der Sünde und ihrer Vergebung. Es ist aber sehr misslich, über Fragen dieser Art eine bestimmte Behauptung auszusprechen, weil es darüber keine dogmatisch festgestellte Lehre, keine auf Allgemeingültigkeit Anspruch machende Ansicht gab. Indessen glaube ich doch nicht zu irren, wenn ich annehme, dass auch Versäumniss der den Göttern gebührenden Ehren — zumal wiederholte, woran hier zu denken uns ja nichts hindert, — als eine Verschuldung betrachtet werden mochte, die nur durch eine entsprechende Strafe gesühnt werden könne, und dass also, wenn auch der Unfromme nachher aus Furcht vor der Strafe das Versäumte nachholte und weinte und klagte, dies doch nicht als genügend gegolten habe, die Götter von der Vollstreckung der verwirkten Strafe abzuhalten. Etwas anderes aber liegt in den Worten des Chors nicht, wenn man meine Erklärung von *ἀπύρων ἱερῶν* gelten lässt, und es dürfte dieselbe mithin durch jene dawider erhobene Einrede keinesweges widerlegt sein; und wenn für die statt ihrer aufgestellte andere Erklärung, dass nämlich an die Opferung der

Iphigenia zu denken sei, kein anderer Grund vorgebracht wird, als dass nur diese allein dem Chor als ein unsühnbares Verbrechen habe erscheinen können, so scheint mir dieser Grund in der That gar keiner zu sein. Das freilich ist ganz richtig, dass die Opferung der Iphigenia von dem Chor stets als eine ruchlose und strafwürdige That, als eine nie versiegende Quelle der Besorgnisse bezeichnet werde; ob aber gerade an dieser Stelle, das ist doch eine andere Frage. Oder vielmehr es ist für mich gar keine Frage; es ist entschieden die Opferung der Iphigenia hier nicht gemeint. Denn der Chor spricht in dieser ganzen anapästischen Partie, bis zu der streitigen Stelle, nur von der Veranlassung des Zuges, dem durch Paris verletzten Gastrechte, von den Mühsalen und Leiden, welche der Krieg über die Griechen nicht weniger als über die Troer bringen werde, und von dem endlich zu erfüllenden Schicksalsbeschlusse, ohne die mindeste speciell auf den Agamemnon bezügliche Andeutung; und desswegen muss meines Erachtens eine Erklärung, welche die so ganz allgemein gehaltene Aeusserung des Chors von dem unversöhnlichen Götterzorn speciell auf den Agamemnon und auf eine vorher auch nicht durch die leiseste Hindeutung bezeichnete That desselben bezieht, durchaus unstatthaft erscheinen. Es wird vielmehr sein Bewenden dabei haben, dass nur von versäumten Pflichten der Frömmigkeit und dem dadurch erregten Götterzorn ganz im Allgemeinen die Rede sei. Dass zu den Gottheiten, die den Griechen zürnen und ihren Zug gegen Troja missbilligen, namentlich Artemis gehöre, und dass ihr Zorn namentlich den Anführer treffe, ist aus anderen Stellen der Tragödie bekannt, und desswegen lässt es sich auch wohl rechtfertigen, wenn auch hier daran gedacht wird: nur dass eine bestimmte Beziehung unzweideutig vorliege, darf nicht behauptet werden, ist aber auch von mir nicht behauptet worden.

Ich wende mich jetzt zu der zweiten ungleich wichtigeren Stelle in dem ersten Chorliede, v. 122 ff. Nachdem vorher des Zeichens gedacht worden, welches vor dem Abzuge des Heeres erschienen sei, zwei Adler eine trächtige Häsinn zerfleischend, wird die Deutung berichtet, welche der Seher davon gegeben habe. Da der griechische Text Ihnen vorliegt, so erlaube ich mir, die Stelle nach meiner Uebersetzung vorzutragen:

Aber der treffliche Seher, die beiden Atriden erblickend
zwiefachen Muthes, erkannte die Würger der Häsinn
gleich den Führern,
und so sprach er verkündend:
Im Lauf der Zeit dringt
in Priamos Feste dies Heer ein:
alle der Schlösser
Schätze, zuvor von den Völkern gesammelt,
raubt mit Gewalt einbrechend das Schicksal.
Wenn nur göttlicher Zorn nicht mit Nacht
des zur Bändigung Troja's gezogenen Heers Kraft
umhüllt: denn Groll heget dem Hause die Tochter der Leto,
weil Zeus' fliegende Hunde

morden das jammernde Wild und die Jungen bevor sie geboren:
ein Gräul ist ihr der Adler Mahl.
Jammer, o Jammer ertöne; doch Heil sei siegreich.*)

Hr. N. hat früher die Ansicht aufgestellt, dass bei diesem Zeichen und seiner Deutung an das Thyestische Mahl zu denken sei, und an dieser Ansicht hält er auch jetzt noch fest, obgleich mit einer Modification, zu der ihn meine Einwendungen veranlasst haben. Nämlich die von dem Chor ausdrücklich bezeugte Deutung der beiden Adler auf die beiden Atriden gesteht er zu, aber daneben soll doch auch die Beziehung auf das Thyestische Mahl ebenfalls stattfinden. Denn, meint er, dass bei der Zerfleischung der trächtigen Häsinn durch die beiden Adler nicht bloss an eine That der beiden Atriden zu denken sei, darauf führe uns Aeschylos selbst, indem er durch die Worte, mit welchen der Seher seine Deutung schliesst, *οἴκῳ γὰρ ἐπίφθονος Ἄρτεμις ἁγνά*, absichtlich den Blick von den beiden Brüdern weg auf das ganze Haus leite. „Da nun," sagt er, „das Wunderzeichen der Adler nach ausdrücklicher Angabe des Dichters eine doppelte Seite hat, eine siegverheissende, und eine drohende, Frevel vorrückende, so können die Brüder zwar einerseits und innerhalb der glückverkündenden Seite des Zeichens durch die Adler blos nach ihrer eigenen Person dargestellt, andererseits aber können sie auch Repräsentanten des Geschlechtes und Hauses sein, auf welchem noch der ungesühnte Frevel des *δεῖπνον Θυέστειον* ruht; und indem sie dies sind, kann die zürnende Artemis zur Sühne von ihnen die Opferung Iphigenias fordern." — Hierauf ist zu erwiedern: Allerdings ist es wahr, das Zeichen hat eine doppelte Seite: das bezeugt der Seher, indem er sagt *δεξιὰ μὲν κατάμομφα δὲ φάσματα;* aber er belehrt uns auch zugleich, wodurch es zu einem doppelseitigen, nicht bloss erwünschten Sieg, sondern auch unheildrohenden Zorn der Artemis verkündenden Zeichen werde. Nämlich der Sieg der beiden Atriden, die Zerstörung Troja's, wird vorbildlich verkündigt durch die Zerfleischung der Häsinn; diese Zerfleischung ist aber eine That, welche den Groll der Artemis erregt, und zwar desswegen

*) Der griechische Text lautet nach der Ausgabe Hermanns (v. 122 sqq.):
κεδνὸς δὲ στρατόμαντις ἰδὼν δύο λήμασι δισσοὺς
Ἀτρείδας μαχίμους, ἐδάη λαγοδαίτας
πομποὺς τ' ἀρχάς
οὕτω δ' εἶπε τεράζων·
χρόνῳ μὲν ἀγρεῖ Πριάμου πόλιν ἅδε κέλευθος,
πάντα δὲ πύργων
κτήνη πρόσθετα δημιοπληθῆ
Μοῖρα λαπάξει πρὸς τὸ βίαιον·
οἷον μήτις ἄγα θεόθεν κνεφάσῃ προτυπὲν στόμιον μέγα Τροίας
στρατωθέν· οἴκῳ γὰρ ἐπίφθονος Ἄρτεμις ἁγνὰ
πτανοῖσιν κυσὶ πατρός,
αὐτότοκον πρὸ λόχου μογερὰν πτάκα θυομένοισιν
στυγεῖ δὲ δεῖπνον αἰετῶν.
αἴλινον αἴλινον εἰπέ, τὸ δ' εὖ νικάτω.

erregt, weil sie eine Beschützerinn des Wildes ist, wie gleich nachher ausdrücklich gesagt wird. Folglich, schliesst der Seher, erregt auch die durch dieses Zeichen verkündigte Zerstörung Troja's ebenfalls den Zorn der Artemis, und darin liegt die drohende, unheilverkündende Seite dieses Zeichens. — Aber, meint Hr. N., durch die Worte οἴκῳ γὰρ ἐπίφθονος Ἄρτεμις ἁγνὰ leitet ja doch der Dichter absichtlich unsern Blick von den beiden Atriden weg auf das ganze Haus, und desswegen müssen wir auch das Zeichen nicht blos auf eine That der beiden Atriden, wie die Zerstörung Troja's ist, sondern auf ein Verbrechen beziehen, wodurch das ganze Haus mit Schuld befleckt ist. Die fraglichen Worte lauten im Zusammenhange so:

οἴκῳ γὰρ ἐπίφθονος Ἄρτεμις ἁγνὰ
πτανοῖσιν κυσὶ πατρός,

und es ist nicht zu verwundern, wenn die beiden Dative οἴκῳ und πτανοῖσι κυσὶν neben einander den Erklärern Anstoss gegeben haben. Hermann will, dass nur der erstere, οἴκῳ, von ἐπίφθονος abhänge; der andere aber soll bedeuten: quantum per aquilas cognosci potest. Dagegen muss ich protestiren: denn erstens halte ich eine solche Deutung des Dativ für sprachlich nicht zu rechtfertigen, und zweitens ist es auch nicht wahr, dass aus den Adlern der Zorn der Artemis erkannt werde. Dieser wird vielmehr nur gefolgert aus ihrer Zuneigung zu dem von den Adlern zerfleischten Wilde. Scaliger hat für οἴκῳ vorgeschlagen οἴκτῳ zu lesen, was Schütz aufgenommen hat. Diese Conjectur ist wahrlich nicht zu verachten, da sie alle Schwierigkeit beseitigt und einen durchaus passenden Sinn gibt. Denn aus dem Mitleide der Artemis mit dem zerfleischten Wilde entspringt ja ihr Groll gegen die Adler, wie nach einer anderen Stelle des Aeschylos (Suppl. 388 od. 370 Herm.) der Groll des Zeus gegen die Verletzer der Schutzflehenden aus dem Mitleide mit diesen entspringt: μένει τοι Ζηνὸς ἱκτίου κότος δυσπαράθελκτος παθόντος οἴκτοις. Hält man aber auch an οἴκῳ fest, so kann man doch dabei schwerlich an andere, als an die gegenwärtigen Häupter des Hauses, an die Atriden denken, und man muss sich nur erinnern, wie die Schuld der Häupter den Zorn der Götter auch auf das übrige Haus zieht, σὺν σφῇσιν κεφαλῇσι γυναιξί τε καὶ τεκέεσσιν, wie es in der Ilias IV, 162 heisst. Aber weiter zu gehen, an eine frühere Schuld der Ahnen zu denken, für die das Haus der Nachkommen von der Göttinn gehasst werde, dazu liegt in dem Zusammenhange der Stelle nicht die mindeste Berechtigung oder Veranlassung. Oder sollen wir eine Erinnerung an das Thyestische Mahl etwa darin finden, dass auch die Zerfleischung der Häsinn ein Mahl genannt wird? Denn sonst gibt es in Wahrheit gar keine Aehnlichkeit zwischen beiden Thaten. Und wie soll denn das Thyestische Mahl gerade der Artemis Zorn erregt haben? Diese Frage wirft auch Hr. N. auf, gesteht aber keine Antwort darauf zu wissen. Das ist kein Wunder, denn das vermeintliche Factum selbst ist eine blosse Einbildung, zu der Aeschylos selbst uns gar keine Veranlassung gibt. Bei ihm zürnt Artemis nur wegen des Krieges, welcher Troja vernichten soll. Den Zorn der Göttinn fand er in der herkömmlichen Sage gegeben: was diese veranlasst haben möge, ist uns dunkel; bei Aeschylos aber ist nur eins von beiden möglich: entweder er hat sich begnügt, das

Factum des Zornes, wie er es in der Sage vorfand, aufzunehmen, ohne sich weiter auf die Motivirung desselben einzulassen, oder er hat das Motiv, wie er es sich dachte, angedeutet durch die Beschaffenheit des Zeichens und durch die Art, wie es von dem Seher gedeutet wird. Um jeden Zweifel niederzuschlagen, vergegenwärtigen wir uns dies noch einmal. Das Zeichen besteht darin, dass zwei Adler eine trächtige Häsinn zerfleischen und dadurch den Zorn der Artemis, als der Beschützerinn des Wildes, auf sich laden. Die beiden Adler werden vom Seher auf die beiden Atriden gedeutet: daraus folgt, dass auch die That der beiden Adler auf eine That der beiden Atriden zu deuten sei, und dies kann offenbar keine andere sein, als die Zerstörung Troja's. Die That der Adler ist ferner eine solche, welche den Zorn der Artemis erregt, folglich muss auch die That der Atriden eine solche sein Endlich über die That der Adler zürnt Artemis, weil sie eine Beschützerinn des zerfleischten Wildes ist, folglich zürnt sie auch über die Zerstörung Troja's, weil sie eine Beschützerinn der zerstörten Stadt ist. Dass sie dies sei, sagt freilich Aeschylos nicht ausdrücklich: er durfte aber wohl voraussetzen, dass seine Zuhörer es wüssten, wie auch wir es noch wissen können, wenn wir aufmerksam alles, was darauf deutet, beachten. *) Dass der Göttinn die Zerstörung Troja's, obwohl erst bevorstehend, doch nicht verborgen gewesen sei, wird man hoffentlich anerkennen, und so hängt denn alles mit streng logischer Consequenz zusammen.

Aber nun kommen wir auf einen anderen Punct, in dem Hr. N. eine so auffallende Inconsequenz findet, dass dadurch allein die Richtigkeit der oben entwickelten Ansicht widerlegt werde. Nämlich nachdem der Seher das Zeichen gedeutet hat, fügt er einige Worte hinzu, deren Sinn nach N. folgender ist: Obschon Artemis die Jungen des Wildes unter ihren besonderen Schutz genommen hat, und folglich jenen Adlern zürnt, welche die trächtige Häsinn zerfleischen, so fordert sie gleichwohl vom Zeus, dass er dies den Untergang Troja's verkündende Zeichen in Erfüllung bringen möge. Was heisst das anders, als: trotz dem, dass Artemis, eine der Schutzgottheiten Troia's, über die durch jenes Zeichen vorbedeutete Zerstörung der Stadt zürnt, fordert sie diese Zerstörung dennoch? — Allerdings ein schlimmer Widerspruch, wenn jene Worte des Sehers wirklich den angegebenen Sinn haben. Ich muss aber gestehen, dass mir dies mehr als zweifelhaft zu sein scheint. Die Stelle lautet in dem herkömmlichen Texte folgendermassen:

τόσσον περ εὔφρων ἁ καλὰ
δρόσοις ἀέπτοις μαλερῶν λεόντων
πάντων τ' ἀγρονόμων φιλομάστοις

---

*) Dahin gehört z. B., um nicht von dem Kampfe der Artemis auf der Troischen Seite in der Götterschlacht (Il. XX, 39) zu reden, Eurip. Hecub. v. 936, wo die Troischen Weiber bei der Einnahme der Stadt die Artemis, und nur diese, um Hülfe anrufen, sowie dass bei Valerius Flaccus, der offenbar griechischen Vorgängern folgt, Arg. IV, 60, als Herakles sich zum Kriege gegen Troja rüstet, Artemis mit Apollon und Leto beim Zeus als Fürbitterinn auftritt, um die Gefahr von der Stadt abzuwenden. Dazu vergleiche man die treffende Bemerkung Th. Bergk's in der Archaologischen Zeitung 1845, S. 174, Anm. 19.

θηρῶν ὀβρικάλοισιν
τερπνὰ τούτων αἰτεῖ ξύμβολα κρᾶναι.

Nun bieten aber die Worte, auf die es gerade ankommt, τερπνὰ τούτων αἰτεῖ ξύμβολα κρᾶναι, so grosse Schwierigkeiten dar, dass man nicht ohne Grund eine Corruptel des überlieferten Textes angenommen hat. Von dem Verbum αἰτεῖ kann offenbar nur ἁ καλά, d. h. Artemis, das Subject sein; was aber haben wir uns als Subject des davon abhängigen Infinitiv κρᾶναι zu denken? Artemis verlangt, dass Wer die Zeichen in Erfüllung gehen lasse? Die Antwort, welche Einige und auch Hr. N. gegeben haben, dass Zeus zu denken sei, scheint mir ein Nothbehelf zu sein, gegen dessen Zulässigkeit mein grammatisches Gewissen Einspruch thut. Griechisch, deucht mir, könnte ἁ καλὰ αἰτεῖ κρᾶναι, wenn nicht ein anderes Subject zu κρᾶναι aus dem Zusammenhange selbst supplirt werden kann, nichts Anderes bedeuten, als: sie, die Schöne, verlangt, selbst die Zeichen in Erfüllung gehen zu lassen. Indessen bedeutet αἰτεῖν in der Regel doch wohl nur ein solches Verlangen, welches man an Jemand anders richtet, und ist nicht synonym mit βούλεσθαι, θέλειν u. dgl., und so würde in unserem Texte auch eine Bezeichnung dieses Anderen nöthig sein. Dies hat Schneidewin richtig erkannt, und desswegen vorgeschlagen, das Verbum αἰτεῖ mit der Wunschpartikel εἴθε, den Infinitiv κρᾶναι aber mit dem Optativ κράναι zu vertauschen (Philol. III. 3, p. 531.). Zu bemerken ist, dass der Mediceus und die besseren Hdschr. wirklich den Optativ, nicht den Infinitiv darbieten; ob aber ein so in die Mitte der Rede eingeschaltetes εἴθε dem Sprachgebrauche gemäss sei, möchte ich bezweifeln. Wahrscheinlicher ist mir, was Andere vorgeschlagen haben, αἰτῶ: denn dies so eingeschaltet ist unanstössig. Liest man also dies und, wie sich versteht, den Optativ κράναι, so ist der Bittende der Seher, und er bittet, dass Artemis das Zeichen in Erfüllung gehen lassen möge. Aber er bestimmt dies noch näher, indem er sagt, τερπνὰ τούτων, αἰτῶ, ξύμβολα κράναι: denn durch dies vorangestellte Adjectiv, welches hier eine gleichsam adverbiale Bestimmung zu κράναι abgibt, deutet er an, dass er um eine erfreuliche Erfüllung bitte: die Göttinn soll das Zeichen als ein erwünschtes in Erfüllung gehen lassen. Das Zeichen ist ein erwünschtes, insofern es die Zerstörung Troja's vorbedeutet; zugleich aber ein unheildrohendes, insofern es erkennen lässt, dass über diese Zerstörung Artemis ebenso zürnen werde, als sie über die Zerfleischung der Häsinn zürnt. Der Seher bittet also um die Erfüllung des Zeichens ohne die unerwünschte Zuthat des Zornes der Göttinn, d. h. er bittet, dass sie die Zerstörung möge geschehen lassen, ohne desswegen auf die Zerstörer zu zürnen. So, denke ich, ist alles klar und im besten Einklange, und jene schlimme Inconsequenz erweist sich als ein blosses durch eine augenscheinlich falsche Lesart veranlasstes Missverständniss.

Sollte vielleicht Jemand dieser Erklärung der Stelle den Einwand entgegen setzen, dass doch die Erfüllung des Vorzeichens, die Besiegung Troja's, schwerlich von der Gewährung der Artemis abgehangen habe, weil sie schicksalsbestimmt war, so wäre dagegen zu bemerken, dass ja auch gar nicht von der Erfüllung an sich und schlechthin, sondern von der erwünschten Erfüllung die Rede sei, das heisst von einer solchen, die nicht mit

Unheil für die Sieger verbunden sei. *Οἷον μή τις ἄγα θεόθεν κνεφάσῃ προτυπὲν στόμιον μέγα Τροίας στρατωθέν*, sagt der Seher auch vorher, unmittelbar nachdem er die Zerstörung als ein Werk der *Μοῖρα* bezeichnet hat, und es ist klar, dass er bei dieser *ἄγα θεόθεν*, dieser göttlichen Ungunst, eben an den Zorn der Artemis denke, die er im folgenden durch die Causalconjunction *γάρ* angeknüpften Verse als *ἐπίφθονος* bezeichnet. Wie dieselbe Göttinn die Erfüllung des Schicksals wenigstens aufzuhalten vermag durch die widrigen Winde, die die Abfahrt des Heeres hindern, so vermag sie auch die Erfüllung durch das Unheil, welches ihr Zorn über die Sieger bringt, diesen zu verleiden. Es hängt also von ihr ab, ob sie das siegverkündende Zeichen unerfreulich oder erfreulich in Erfüllung gehen lassen wolle, und dies letztere ist es, warum der Seher bittet: *τερπνὰ τούτων, αἰτῶ, ξύμβολα κρᾶναι*, in gleichem Sinne, wie es in dem vom Chor mehrmals wiederholten Refrain heisst: *αἴλινον, αἴλινον εἰπέ, τὸ δ' εὖ νικάτω.*

Ich könnte nun noch Einiges hinzusetzen, um andere abweichende Erklärungen oder Aenderungen der Stelle zu widerlegen; aber ich glaube, dass dies nicht nöthig sei. Denn wenn es mir wirklich gelungen sein sollte, das Richtige zu erweisen, so fällt dadurch das Unrichtige von selbst. Darum jetzt nur noch dieses. Hr. N. hat gegen meine Erklärung den Widerspruch in der Rede des Sehers geltend gemacht, der bei seiner Auffassung der streitigen Stelle hervortritt, und den ich durch Berichtigung und Erklärung beseitigt zu haben glaube: dabei hat er es versäumt anzugeben, in wiefern bei seiner Auffassung der Stelle ein richtiger Gedankenzusammenhang stattfinde. Ich meines Theils vermag einen solchen nicht zu entdecken, und ich glaube, dass auch Hr. N., wenn er nicht blos auf Widerlegung einer ihm nicht zusagenden Ansicht ausgegangen wäre, den Mangel an richtigem Zusammenhange bemerkt haben und desswegen an seiner Auffassung der Stelle irre geworden sein würde. — G. Hermann, in seiner neben so vielem Vortrefflichen doch auch einiges Verfehlte enthaltenden Ausgabe des Aeschylos, die er uns als ein theures Vermächtniss hinterlassen hat, behandelt die fragliche Stelle mit ziemlicher Kühnheit, aber nicht mit gleichem Glücke. Sie lautet bei ihm so:

Τόσσον περ εὔφρων ἁ καλὰ
δρόσοις ἀέπτοις μαλερῶν λεόντων,
πάντων τ' ἀγρονόμων φιλομάστοις
θηρῶν ὀβρικάλοις ἔπι τερπνά,
τούτων αἰτεῖ ξύμβολα κρῖναι,
δεξιὰ μέν, κατάμομφα δὲ φάσματι τῷ στρουθῶν.

Die Präposition im vierten Verse hat er ex conjectura zugesetzt, und nimmt *τερπνά* als Nominativ, bezüglich auf *ἁ καλά*, und in passiver Bedeutung, so dass *τερπνὰ ἐπ' ὀβρικάλοις* heisse: die sich an den Jungen erfreut. Meines Wissens ist diese Bedeutung von *τερπνός* ganz unerweislich. Wenn er aber hinzusetzt, dass *τερπνά* als Accusat. neutr. auch nicht dem Versmaasse angemessen sei, so vermag ich darin nur eine Uebereilung zu erkennen: der Trochäus ist ganz unanstössig, auch wenn man den Vers mit diesem Worte schliesst. Ohne Zweifel aber ist vielmehr so abzutheilen, wie ich mit vielen Anderen oben

abgetheilt habe, dass der vierte Vers nur die Worte *θηρῶν ὀβρικάλοισιν* enthält, *τερπνά* aber mit den folgenden Worten, zu denen es dem Sinne und der Construction nach gehört, zu einem Verse verbunden werde. Hermann übersetzt die Stelle nach seiner Lesart so (zu v. **132**): quamvis tantopere favens catulis ferarum, tamen bona vult portendi; und wenn man weiter liest, so findet man (zu v. **136**), dass er *κρῖναι*, wie er statt *κρᾶναι* geschrieben hat, von der Deutung durch den Seher verstanden wissen wolle. Ich überlasse es Jedem, zu beurtheilen, ob so der Gedanke angemessen und dem ganzen Zusammenhange entsprechend sei, und begnüge mich zu bemerken, dass dann nach meiner Meinung wenigstens noch ein Buchstabe würde haben hinzugesetzt werden müssen, nämlich *τούτων μ' αἰτεῖ ξύμβολα κρῖναι.* — Der letzte Vers, *δεξιὰ μέν, κατάμομφα δὲ φάσματι τῷ στρουθῶν*, — mit sehr befremdlichem Rhythmus — soll bedeuten, dass das Zeichen der Adler zwar günstig sei, dass aber das, aus der Ilias bekannte, andere Zeichen der Sperlinge seiner günstigen Bedeutung Eintrag thue. Da dieses letzteren von Aeschylos im Vorhergehenden nirgends Erwähnung gethan ist, so muss Hermann gemeint haben, dass der Dichter dies als allgemein bekannt vorausgesetzt habe. Angenommen, man könnte dies nicht unglaublich finden, so scheint mir doch, als ob, wenn einem günstigen Zeichen ein anderes weniger günstiges gegenübergestellt wird, dann doch nicht dem günstigen, sondern nur dem anderen das Prädikat *κατάμομφον* zukommen könne. — Die von Franz in den Text gesetzte Conjectur *φάσματ' ἀητῶν*, für das handschriftliche *φάσματα στρουθῶν*, verdient allerdings, sofern man blos auf den Sinn sieht, den Beifall, den ihr Schneidewin geschenkt hat (zu Pind. Pyth. IV. 4), sonst aber hat sie wenig Wahrscheinlichkeit. Ich will desswegen eine andere Conjectur nicht verschweigen, die mir unlängst mitgetheilt worden ist. Lesen wir *δεξιὰ μέν, κατάμομφα δὲ φασματ' Ἀτρείδαιν*, so ist erstens die Aenderung der Buchstaben nicht eben unglaublich, und wenn z. B. *ἀτρούδαιν* oder *ἀτρούθαιν* verschrieben war, so konnte die Erinnerung an die Homerischen Sperlinge wohl einen Corrector verleiten, *στρουθῶν* dafür zu setzen. Zweitens aber ist auch der Sinn dieser Conjectur ganz richtig. Denn das Zeichen war für die Atriden zwar ein günstiges, doch aber auch zugleich ein solches, mit dem sie unzufrieden sein durften, weil es, nach der Deutung des Sehers, nicht blos ihren Sieg, sondern auch den Zorn der Artemis verkündigte.

Hiermit war aber nicht allein die Tagesordnung, sondern auch die festgestellte Sitzungszeit selbst erschöpft; Niemand verlangte mehr das Wort, und es blieb dem Vorsitzenden nur noch übrig, die gütige Einladung des städtischen Magistrats zu verkündigen, dem die entgegenkommende Liberalität des Bürgervorstehercollegiums es möglich gemacht hatte, der Versammlung eine Fahrt nach der grossartigen Ruine Hardenberg und ihrem reizenden Parke anzubieten. Dieser Freundlichkeit entsprechend fuhr die Gesellschaft nach eingenommenem Frühstücke in einem langen Zuge von sieben und dreissig Wagen zunächst nach dem nahegelegenen Städtchen Nörten, und obgleich die Ungunst der Witterung die Ausführung des ursprünglichen Planes theilweise vereitelte, so ging doch die wohlwollende Absicht der Veranstalter, den anwesenden Gästen eine angenehme Erinnerung an Stadt und Umgebung zu bereiten, in vollständige Erfüllung.

Dritte Sitzung

am 1. October.

Diese Sitzung eröffnete der Vorsitzende, Professor Dr. *Hermann*, mit der Verkündigung zwei neuer Gaben, welche für die Versammlung an ihn gelangt waren. Es sind dieses 18 Exemplare einer Erklärung der Rosettischen Inschrift von Herrn *Parrat* in Pruntrut, welche an die orientalistische Section abzugeben beschlossen wurde, und eine Anzahl von Abdrücken der beiden kürzlich in Rom entdeckten Wandgemälde aus der Laestrygonensage der Odyssee, die Herr Professor *Gerhard* aus Berlin den Freunden der alten Kunst zur Verfügung zu stellen die Gewogenheit hatte.

Sodann verlas derselbe den von ihm verfassten und von der am 29. v. M. ernannten Commission gutgeheissenen Entwurf einer Zuschrift an den Jubelgreis *Lobeck* in Königsberg, den die Versammlung gleichfalls genehmigte. Dieselbe lautet folgendermassen:

Hochverehrter Herr Geheimerath!

Der Verein deutscher Philologen und Schulmänner, der sich die Vertretung und Vermittelung der mannichfachen Interessen classischer Wissenschaft im Geiste der Wahrheit und Eintracht zum Ideale gesetzt hat, glaubt in dieser doppelten Beziehung alle Mitarbeiter an der grossen Aufgabe höherer Menschenbildung geistig mit sich verbunden denken zu dürfen, und dehnt den Gesichtskreis seiner Zusammenkünfte gern auch auf die fernen Bannerträger und Vorkämpfer seiner grossen Zwecke aus. Viel lieber freilich hätten wir, sei es immer, sei es wenigstens in diesem Jahre, uns auch Ihrer leiblichen Nähe, hochverehrter Mann, zu erfreuen und den gefeierten Namen *Lobeck* in das Album unseres Vereins einzeichnen zu können gewünscht; zu einigem Ersatze dafür erlauben Sie uns jedoch, Ihnen unseren Huldigungsgruss aus der Ferne darzubringen und diesen gerade an denselben Umstand anzuknüpfen, der uns vielleicht des Glückes, Sie persönlich zu begrüssen, beraubt. Mit inniger Theilnahme haben wir erfahren, was die unermüdliche Jugendfrische Ihrer Thätigkeit Ihre Verehrer sonst leicht hätte vergessen lassen, dass Sie in gegenwärtigem Jahre bereits das funfzigjährige Gedächtniss der ersten Schritte gefeiert haben, mit welchen Sie an der Schwelle des Jahrhunderts, ein neuer Priester, den Tempel Apolls betraten; und je unbescheidener es desshalb gewesen sein würde, dem Jubelgreise die Beschwerden dieser weiten Reise anzumuthen, desto freudiger verehren wir in Ihnen die stets wiederholte Bestätigung der alten Lehre, dass das Auge des Geistes um so heller

zu blicken anfängt, je mehr sich die Schärfe des leiblichen ihrem Ende zuneigt. Was die Gewissenhaftigkeit Ihrer Forschung, der Umfang Ihrer Studien, die Strenge Ihrer Methode dem früheren Geschlechte nur in seltenen, wenn gleich vollendeten Meisterwerken hat zukommen lassen, das strömt uns jetzt aus Ihrer reichen Fülle in einem Schatze von Aufschlüssen und Beobachtungen zu, der der Zukunft der Forschung ganz neue Fernsichten öffnet und, wenn bei irgend einem Meister unserer Wissenschaft, bei Ihnen den Wunsch rechtfertigt, dass der Himmel Ihre Tage verdoppeln möge, um auch von dieser Aussaat noch recht reiche Früchte zu erblicken. Wohl umgibt Sie schon jetzt ein blühender Kreis treuer Schüler, der, in das Geheimniss Ihrer Forscherkunst eingeweiht, für das Bestehen und Wachsthum Ihrer Schöpfungen Gewähr leistet; aber gerade in deren Sinne hoffen wir zu sprechen, wenn wir auch Ihr persönliches Vorbild so lange als möglich vor unseren Augen leuchten zu sehen wünschen. Wohin Ihr Blick fällt, wird es licht, und doch sind der dunkeln Stellen im Alterthume noch so viele; genehmigen Sie desshalb neben diesem Ausdrucke unserer aufrichtigsten Huldigung zugleich die Bitte um Ihre fernere Belehrung, und empfangen Sie dafür im Voraus den ehrfurchtsvollen Dank, den Ihre hohen Verdienste bereits zu sehr rechtfertigen, als dass wir ihn erst den späteren Geschlechtern überlassen könnten.

Weiter erinnerte der Vorsitzende an das in der vorjährigen Versammlung beschlossene Denkmal für Friedrich August Wolf, für welches die von dem Hallischen Comité entworfenen Unterzeichnungsbogen auf dem Secretariatstische ausgelegt waren, und knüpfte daran die Erwähnung einer ähnlichen Absicht für Lachmanns Grab, zu deren näherer Entwickelung er den Dr. *Hertz* aus Berlin auf die Rednerbühne rief. Dieser berichtete über den beabsichtigten Denkstein, zu welchem er Beiträge erbat; und seine unvorbereitete aber beredte Ansprache sah sich auch noch vor dem Schlusse der Sitzung mit dem gewünschten Erfolge belohnt.

Hierauf folgte der Commissionsbericht über die Wahl des nächstjährigen Versammlungsortes, der auf den Grund der vorausgegangenen Verhandlungen von dem Vorsitzenden in nachstehenden Worten erstattet wurde:

Das Präsidium hatte der Commission zunächst drei Städte vorgeschlagen, Wien, Stuttgart, Dessau, aus welchen allen schriftliche Zusicherungen von amtlicher Auctorität eingegangen waren, dass der Verein daselbst auf die Erlaubniss der betreffenden Staatsregierungen zu rechnen habe und willkommen sein werde. An die erste Stelle aber hatte es Wien aus dem doppelten Grunde gesetzt, weil theils die wissenschaftlichen und Kunstschätze der Kaiserstadt, verbunden mit den mannichfachen sonstigen Anziehungskräften derselben, einer solchen Wahl die reichlichste Belohnung versprachen, theils von dort eine directe Erklärung des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht an den Director des Gymnasiums der Theresianischen Akademie, Dr. *Capellmann*, vorlag, dass das hohe Ministerium mit der Absicht, die Versammlung im Jahre 1853 nach Wien zu verlegen, von

seinem Standpuncte aus nur einverstanden sein könne, und die von demselben hierüber um ihr Einverständniss angegangenen Herren Minister des Aeussern und des Innern gegen die Ausführung dieser Absicht eben so wenig in irgend einer Weise etwas einzuwenden gefunden hätten; — und dass diese Wahl auch im Schoosse der Commission selbst warme Vertreter gefunden hat, liegt zu sehr in der Sache begründet, als dass ich deren Argumente und Motive hier weiter zu erörtern brauchte. Gleichwohl aber hat die Commission nach reiflichster Erwägung überwiegende Gründe gefunden, diesen Vorschlag wenigstens für das nächste Jahr abzulehnen, unter welchen Gründen ich neben andern, die jedoch mehr auf die Vota einzelner Mitglieder als auf den Beschluss im Ganzen influirt haben, die beiden als allgemein anerkannt hervorhebe: erstens dass, nachdem wir seit 1846 fortwährend Universitätsstädte besucht haben, zuvörderst auch einmal wieder die entgegengesetzte Kategorie Ansprüche auf Berücksichtigung hat; zweitens aber, was ich eben so wenig weiter zu erörtern nöthig habe, dass trotz der erleichterten Wegverbindungen Wien für einen grossen Theil des deutschen Vaterlandes doch noch zu sehr räumlich entfernt liegt, als dass seine Wahl das wünschenswerthe Gleichgewicht in den Elementen seiner Besucher aus allen Gegenden erwarten liesse. Wenn nun aber auch auf solche Weise der Gedanke an Wien vertagt werden musste, so fand es doch einstimmige Anerkennung, dass die Bruderhand, die Oesterreich neuerdings gerade auch in Beziehung auf Philologie und höheres Schulwesen dem übrigen Deutschland in derselben Art zu reichen angefangen hat, wie solches theils in archäologischer theils namentlich in orientalistischer Hinsicht längst der Fall ist, das thunlichste Entgegenkommen verdiene; und wenn auch keine österreichische Stadt selbst, doch wenigstens eine solche zu wählen sei, die der Gränze des Kaiserstaats nahe genug liege, um unseren dortigen Collegen einen zahlreicheren Besuch zu ermöglichen, als er unsern bisherigen Versammlungen von denselben hat zu Theile werden können; — und diese Rücksicht, verbunden mit den anderen Erwägungen, dass es keine Universitätsstadt sein, und dass sie möglichst von allen Seiten gleich leicht zugänglich sein müsse, hat uns mit Freuden einen Mittelweg ergreifen lassen, der sich uns noch in einer nachträglichen Einladung darbot. Dessau oder Stuttgart würden zwar den beiden letzteren Erwägungen entsprochen haben, aber anderseits zu weit von der österreichischen Gränze entfernt gewesen sein, um das erwähnte Entgegenkommen auszusprechen; dazu gesellte sich, was Dessau betraf, noch die Schwierigkeit, dort das orientalistische Präsidium zu besetzen, was Stuttgart, der Umstand, dass die Naturforscherversammlung so eben erst ihre nächste Zusammenkunft nach Tübingen anberaumt hat; und da wir Bayern, das uns nun schon zweimal gastlich empfangen hat, nicht sobald wieder heimsuchen dürfen, gegen eine schlesische Stadt aber gleichfalls die grosse Entfernung in die Wagschale fiel, so hat sich die Mehrheit der Commission dahin vereinigt, Altenburg vorzuschlagen, wo für das philologische Präsidium der Gymnasialdirector *Foss*, für das orientalistische der Geheimerath *von der Gabelentz* die befriedigendste Besetzung darbietet. Nur was die Vicepräsidentschaft betrifft, war der Commission daselbst keine Persönlichkeit bewusst, die sich durch nähere Bekanntschaft mit den Gewohnheiten

unserer Versammlung dazu eignete; diesem Mangel kann jedoch dadurch auf's Leichteste abgeholfen werden, dass wir von den Vortheilen der Eisenbahn Gebrauch machen, die ja auch örtlich getrennte Städte gleichsam zu einem grösseren Ganzen verbindet; und wenn für die Dresdener Versammlung im Jahre 1844 der Präsident selbst in Leipzig bestimmt werden konnte, so wird es keine Schwierigkeit haben, der Altenburger im Jahre 1853 ihren Vicepräsidenten in der Person des unermüdlichen und durch umfassende Geschäftskenntniss hier wie anderwärts bewährten Directors *Eckstein* aus Halle zu geben. Endlich beehrt sich die Commission, hinsichtlich des Anfangs der nächstjährigen Versammlung, worüber die in Berlin revidirten Statuten die Bestimmung völlig freigelassen haben, zwar keine wesentliche Abweichung von der seitherigen Praxis, aber doch die Ermächtigung für das zu designirende Präsidium anheimzugeben, dass es zwischen dem 26. 27. oder 28. September den allen Rücksichten am meisten entsprechenden Tag nach eigenem Ermessen wähle.

Die Versammlung nahm diese Vorschläge durch Acclamation an, worauf Director Dr. *Eckstein* derselben seinen Dank aussprach und damit zugleich den Wunsch verband, dass wie in gegenwärtigem Jahre, so auch im bevorstehenden der norddeutsche Schulmännerverein seine besondere Zusammenkunft zu Gunsten dieser allgemeinen aussetzen möge.

Der Tagesordnung gemäss hielt nunmehr Director Dr. *Ahrens* aus Hannover seinen angekündigten Vortrag

Ueber die Mischung der Dialekte in der griechischen Lyrik.

Es ist eine bekannte Erfahrung, dass die seltsamsten Erscheinungen, wenn sie häufig vor die Augen treten, ihr Auffallendes verlieren und leicht für etwas gelten, das ganz in der Ordnung sei und einer besonderen Aufmerksamkeit und Erklärung nicht bedürfe. So scheint es auch mit der Mischung der Dialekte zu gehen, welche wir in der griechischen Poesie weit verbreitet finden. Indem uns dieselbe bei unserer Beschäftigung mit griechischer Litteratur auf jedem Schritte begegnet, gewöhnen wir uns leicht, es als ein Factum hinzunehmen, dass die griechischen Dichter nun einmal das Recht und die Geschicklichkeit besessen haben, die verschiedenen Dialekte ihrer Sprache zusammen zu mengen, und es fällt uns eben nicht ein uns darüber zu wundern, noch weniger aber genauer nach dem Ursprunge, der allmählichen Entwickelung und den Schranken eines Gebrauches zu forschen, welcher doch in Wahrheit eine höchst anomale und in der gesammten Litteratur vereinzelt dastehende Erscheinung bildet. Denn mögen auch immerhin in der Poesie derjenigen Völker, welchen wie den Griechen eine Anzahl verschiedener Dialekte zu Gebote stand, z. B. in der älteren deutschen Litteratur, sich allerlei Beispiele von Dialektmischung finden, so ist doch der bewusste künstlerische Gebrauch einer solchen Mischung, und zwar für die ernste Poesie, meines Wissens ausschliesslich bei den Griechen zu Hause.

Wollte man es nun wagen über diese Mischung ein Urtheil a priori zu fällen, so könnte man sich leicht versucht fühlen, dieselbe für eine unschöne zu erklären. Die wesentlichste Bedingung der Schönheit ist ja die Harmonie, und wodurch könnte in einem poetischen Werke dieselbe anscheinend mehr gestört werden, als durch die Verbindung widerstreitender Elemente in dem nothwendigen Träger des poetischen Gedankens, der Sprache? Lehrt doch auch die Erfahrung, dass die Mischung verschiedener Sprachen und Dialekte, sobald sie einigermassen merklich hervortritt, entweder einen komischen oder einen widerlichen Eindruck macht. Aber es ist dies eben wieder ein Fall, wo man recht deutlich sieht, wie schwer es ist, das Wesen des Schönen nach allgemeinen Principien absolut festzustellen. Gerade dass ein mit dem feinsten Sinne für das Schöne begabtes Volk, wie die Griechen, diese Dialektmischung duldete, dass seine Dichter, die unsterblichen Muster und Lehrer des Schönen, sie übten, bürgt uns dafür, dass in ihr kein ästhetischer Mangel zu sehen ist, sondern eher ein Vorzug. Wohl aber können wir zugeben, dass die Vereinigung verschiedener Sprachdialekte zu einer schönen Harmonie eine ungemein schwierige Aufgabe ist, zu deren Lösung selbst die ganze ästhetische Energie des griechischen Wesens nicht ausgereicht haben würde, wenn nicht sehr eigenthümliche unterstützende Umstände hinzugetreten wären, während dieselbe gänzlich misslingen muss, wo einerseits diese besonderen historischen Verhältnisse fehlen, anderseits der feine Takt des griechischen Genius. Und diese Verhältnisse müssen von der Art gewesen sein, um nicht allein den Eindruck des Disharmonischen aufzuheben oder wenigstens bedeutend zu mildern, welchen die Dialektmischung an sich auf den Hörer machen muss, sondern auch um die Dichter zu einem Verfahren zu veranlassen, das an und für sich kein natürliches ist. Man darf aber nicht glauben, dass nach beiden Seiten hin das bunte Durcheinanderwohnen der griechischen Stämme mit ihren verschiedenen Dialekten eine genügende Erklärung gebe, dass durch die vielfachen nachbarlichen Berührungen der mannichfaltigen Idiome das Bewusstsein ihrer Gegensätze fast erloschen und ihre Gesammtmasse gewissermassen zu einem gemeinsamen Hellenischen Schatze geworden sei, aus welchem zu schöpfen die Dichter berechtigt und veranlasst waren. Denn noch über die Zeit hinaus, wo jene Dialektmischung in vollem Schwunge war, ist von den griechischen Stämmen der eigenthümliche Charakter ihrer Dialekte und somit auch das Gefühl für ihre Gegensätze in der gewöhnlichen Rede mit ungemeiner Zähigkeit festgehalten. Die Mischung erscheint gerade nur in der Sprache der Litteratur, und zwar vorzugsweise in gewissen Zweigen der Poesie, hier aber keinesweges in der Weise, dass es dem Dichter freigestanden hätte, aus der ganzen Fülle der Dialekte die Elemente seiner poetischen Sprache nach subjectivem ästhetischen Ermessen auszuwählen, auch nicht in der Art, dass die geographische Berührung der Dialekte von besonderem Einflusse erscheint. Vielmehr ergibt die nähere Betrachtung, dass die Art der Dialektmischung überall von dem Entwickelungsgange der griechischen Litteratur in ihrem Verhältnisse zu den verschiedenen Stämmen abhängig ist.

Diese historische Bedingtheit der Dialektmischung ist keinesweges bisher gänzlich verkannt worden. In manchen Fällen liegt sie zu klar vor, als dass sie auch der oberflächlichen Betrachtung hätte entgehen können; in anderen hat sie wenigstens ein feinerer Takt richtig herausgefühlt, wie denn namentlich K. O. Müller in seiner Geschichte der griechischen Litteratur treffliche Bemerkungen in dieser Beziehung gemacht hat. Aber grossentheils herrschten doch über die factischen Verhältnisse der Dialektmischung bei den einzelnen Dichtern zu unklare oder selbst verkehrte Ansichten, als dass ein richtiges Urtheil möglich gewesen wäre. Es wird demnach meine Aufgabe sein, bei den älteren griechischen Lyrikern, ich meine bis zu Ende des fünften Jahrhunderts, zuerst nachzuweisen, was für Dialekte sie gemischt haben und in welchem Verhältniss, insoweit dies ohne zu specielle Betrachtung sich deutlich machen lässt, dann aber theils unmittelbar bei der Besprechung der einzelnen Dichtungsarten und Dichter, theils in einer Schlussbetrachtung darzulegen, in wie weit diese Mischung in dem Entwickelungsgange der griechischen Litteratur ihre historische Berechtigung hatte.

Lyrische Poesie nehme ich hier in dem weiteren Sinne, in welchem sie die Hauptarten der elegischen, der iambischen und der melischen Poesie umfasst. Unter diesen schliesst sich die Elegie nach Inhalt und rhythmischer Form aufs Engste an die episch-didaktische Poesie an. Kein Wunder also, wenn dasselbe hinsichtlich des Dialektes der Fall ist. Wie der epische Dialekt sich gebildet habe, liegt für jetzt ausser dem Kreise der Untersuchung. Ich nehme es als ein Factum an, dass derselbe, so lange die epische Poesie die einzig kunstmässig ausgebildete Dichtungsart war, die allgemeine Litteratursprache der Hellenen bildete, nur mit geringen Modificationen in der Hesiodischen Poesie, auf welche ich später zurückkommen muss. Es ist also, wie gesagt, vollkommen begreiflich, dass auch der Dialekt der Elegiker im Wesentlichen der epische ist, und zwar in derjenigen Gestalt, welche in der Wiege der Elegie, in Ionien, die übliche und überhaupt die vorherrschende war, also in der Homerischen, nicht in der Hesiodischen. Nun trägt aber die Elegie offenbar einen viel subjectiveren Charakter als das Epos; die Person des Dichters, welche in dem Epos fast ganz verschwindet, tritt hier mit ihren individuellen Gefühlen bestimmt hervor. Bei der ungemeinen Uebereinstimmung zwischen Inhalt und Form, welche die gesammte griechische Poesie charakterisirt, lässt sich erwarten, dass dieses Verhältniss sich auch in dem Dialekte der Elegiker spiegeln werde. Und allerdings ist dies in doppelter Hinsicht der Fall. Auf der einen Seite haben nämlich die Elegiker solche Formen der epischen Sprache vermieden, welche in ihrer Zeit bereits gar zu veraltet und fremdartig erscheinen mussten. So finden sich z. B. bei ihnen nirgends die Declinations-Formen auf *—φι (ν)*, die in der epischen Poesie so gewöhnlich sind. Eben so wenig gebrauchen sie die schwachen Infinitive auf *—εμεναι;* ich meine diejenigen in der Flexion mit einem Flexionsvocale wie *τυπτέμεναι:* denn starke Infinitive wie *θέμεναι*, welche auch der äolische Dialekt beibehalten hatte, sind ihnen allerdings nicht fremd. Aber die wenigen Beispiele jener schwachen Infinitive, welche man in den Ausgaben findet, sind falsch. *Φυλασσέμεναι*, welches man vor Hrn. Bergk bei Theogn. 806 las, ist nur eine unrichtige

Conjectur von Turnebus statt *φυλασσόμενον* *). Ausserdem finde ich nur *εἰπέμεναι* bei Solon fr. 22, welches Hr. Bergk trotz meiner Erinnerung auch in der neuen Ausgabe festgehalten hat; bei Aristoteles ist unzweifelhaft richtiger überliefert: *εἰπεῖν μοι Κριτίῃ ξανθότριχι πατρὸς ἀκούειν.* **) Eben so wenig haben die Elegiker die sogenannten distrahirten Formen der Zeitwörter auf *αω*. Als einzige Ausnahme steht bei Theognis v. 877 *ἡβώοις φίλε θυμέ*. Aber *ἡβώοις* ist ganz schlecht beglaubigt; die meisten Handschriften haben *ἡβάοις*, die zweitbeste O *ἡβάοι*, die beste A *ηβανοι*, und da nun in der Wiederholung derselben Gnome nach v. 1070 alle Handschriften *τέρπεό μοι φίλε θυμέ* haben, so habe ich schon längst mit Evidenz *ἥβα μοι φίλε θυμέ* hergestellt, indem *τέρπεό μοι* nur ein Glossem für das in der ersten Stelle corrumpirte *ἥβα μοι* ist. In ähnlicher Weise gibt es noch manche andere Eigenthümlichkeiten des epischen Dialektes, welche die Elegiker nicht angenommen haben.

Anderseits haben die elegischen Dichter den epischen Dialekt auch mit Formen ihrer Zeit und ihres heimatlichen Dialektes mässig versetzt. So finden wir z. B. bei den Ioniern Kratinos und Mimnermos die der jüngeren Ias angehörigen Formen *κοτέ* und *κως* statt *ποτέ, πως*, bei den Attikern Solon, Melanthios, Dionysios, Kritias nicht eben selten das attische *ᾱ* statt des epischen *η* und die Contraction von *εο* in *ου* statt in *ευ*. Bei dem spartanischen Tyrtaeos zeigt sich der dorische Dialekt am deutlichsten in den Accusativen *δημότας* fr. 4 und *δεσπότας* fr. 5 mit verkürzter Endsilbe. Endlich auch bei dem Megarenser Theognis sind unverkennbar eine Anzahl von Dorismen, wie *νιν* 364, *ναῦν* 680, *λῇ* 299, *μῶσθαι* 771, *εἶμεν* 960, wofür nach G. Hermanns Verlangen in der neuesten Ausgabe unrichtig *ἔμμεν* gesetzt ist u. a.

Es gibt auch Spuren, dass die nicht ionischen Elegiker, z. B. Theognis, aus dem episch-ionischen Dialekte ihrer Muster einige Ionismen angenommen haben. ***) Aber

---

*) Theogn. 805-9 ist zu lesen:

> *Τόρνου καὶ στάθμης καὶ γνώμονος ἄνδρα θεωρόν*
> *εὐθυτέραν χρὴ ἴμεν, Κύρνε, φυλασσόμενον*
> *νῷ, τὴν κεν Πυθῶνι θεοῦ χρήσασ' ἱέρεια*
> *ὀμφὴν σημήνῃ πίονος ἐξ ἀδύτου.*

Die Handschriften haben *θεωρῶν*, corrigirt von Vinetus, *εὐθύτερον χρῆμεν* oder *χρὴ μέν*, endlich *ᾧτινί κεν*; vulg. nach Turnebus *θεωρὸν | εὐθύτερον χρὴ μεν Κ. φυλασσόμεναι, ᾧ τινί κεν*: Bergk *θεωρεῖν εὐθυτέραν χρήμη Κ φυλασσόμενον, ᾧ τινί κεν.* — Man vergleiche v. 995 *εἶμι παρὰ σταθμὴν ὀρθὴν ὁδόν*, ferner Hesiod. Opp. 491 *ἐν θυμῷ δ' εὖ πάντα φυλάσσεο* nebst *νόῳ ἴσχειν* Herod. 6, 92, 3, wie auch Theogn. 365 *ἴσχε νόῳ* aus der besten Handschrift herzustellen ist. Wegen der contrahirten Form *νῷ* vgl. 350 *νοῦν*, 1298 *νωσάμενος*.

**) So schon Homer Il. ξ, 501 *εἰπέμεναί μοι Τρῶες ἀγανοῦ Ἰλιονῆος πατρὶ φίλῳ καὶ μητρὶ γοήμεναι ἐν μεγάροισιν*, vgl. Herod. 8, 68, 1 *εἶπαί μοι πρὸς βασιλῆα Μαρδόνιε.*

***) So Theogn. 296:

> *φθεγγόμενος δ' ἀδαὴς οἷσι παρῇ πέλεται.*

Der Forderung des Sinnes gemäss hat Brunck und schon früher Hoeschel *δαδής* gebessert. Aber diese dorische Form passt nicht in den Vers, wenn man nicht mit Hoeschel eine Sy-

eine Beimischung aus Dialekten, welchen die historische Berechtigung fehlt, ist der Elegie fremd. Auf die attisch-vulgären Formen, welche durch die Nachlässigkeit der Abschreiber besonders bei Theognis zahlreich sich eingeschlichen haben, ist natürlich nichts zu geben. Ausser diesen finde ich aber nur ganz vereinzelte und höchst verdächtige Verstösse gegen jenes Gesetz der elegischen Dialekte. So bei Xenophanes fr. 1, 6 das äolische *ἄνθεος ὀσδόμενος*, vom Weine gesagt. G. Hermann hat das Unzulässige des Aeolismus eingesehen und *ὀζόμενος* corrigirt, was Schneidewin aufgenommen hat. Aber es lässt sich doch schwer begreifen, wie die Abschreiber dazu gekommen seien, die äolische Form statt der gewöhnlichen zu setzen. Die richtigere Aenderung gibt cod. R durch seine Lesart *ὀδμόμενος* an die Hand. Der Dichter wird nämlich *ὀδμαλέος* geschrieben haben, ein von Hippokrates öfter gebrauchtes Wort. Auch das dorische *δεκαβάμονα* in einem sehr corrupten Fragmente des Ion fr. 3 wird um so mehr für verderbt gelten müssen, da der Sinn des Wortes ganz unklar ist. Bei dem Attiker Dionysios ist das neu-ionische *ἐκτέαται* fr. 3 nur eine Conjectur von G. Hermann. *)

Eine Spielart der Elegie ist ursprünglich das Epigramm. Bei diesem konnte aber auf die Bestimmung des Dialektes auch durch das Object der Inschrift ein Einfluss geübt werden, und dass dieses namentlich bei den Epigrammen des Simonides der Fall sei, dass z. B. in den für Dorier bestimmten Epigrammen eine Einmischung des dorischen Dialektes stattfindet, hat mein Freund Schneidewin überzeugend nachgewiesen. Jedoch möchte ich noch bestimmter anerkennen, als es Schn. gethan hat, dass der epische Dialekt überall die Grundlage bildet und von dem Dialekte des Objectes oder der Auftraggeber nur eine mässige Färbung angenommen hat. Die genauere Nachweisung würde zu sehr in kleinliches Detail einführen, als dass ich sie hier verfolgen könnte. **)

---

nizesis annimmt. Es wird vielmehr das ionische *ἀδής* herzustellen sein, vgl. Phrynich. Bekk. Anecd. 22, 3. *Ἴωνες τὴν ἀηδίαν συναλείφοντες τρισυλλάβως γράφουσι*; Suid. *ἀδίη, λύπη*, Hesych. *ἀδιεῆ* (leg. *ἀδείη*), *λύπη* — *ἀδεα κελευθῳ, ἀηδείᾳ* *ἄδει* (leg. *ἀδεῖ*), *ἀνιᾶται* — *ἀδής, ἀτερπής* — *ἀδές, ἀηδές*.

*) Dionys. 3:

> *ὄμματι βημματίσασθε τὸν αἰθέρα τὸν κατὰ κλίνην,*
> *εἰς ὅσον αἱ λάταγες χωρίον ἐκτέταται.*

Bergk nach Hermann's Conjectur *ἐκτέαται*. Vielleicht ist zu schreiben *εἰς ὅσσον λατάγαις χωρίον ἐκτέταται*.

**) So finden sich in den dorisirenden Epigrammen des Simonides ausser dem dorischen $\bar{\alpha}$ keine sicheren Dorismen, als *Πἰρσᾶς* 102, *τέτορες* 94, *ἀνέθεν* 135, sämmtlich schon früher in die Hesiodische Sprache aufgenommen. Auch das dorische $\bar{\alpha}$ ist schwerlich consequent durchgeführt. Schon Schneidewin erkennt Ausnahmen an p. 142 extr. und hat ausserdem z. B. nicht gewagt *νῆας* 157 (102 Bgk.) in das dorische *νᾶας* zu verwandeln. Ich kann desshalb nicht billigen, dass 94. 95 *τᾷδε* e conj. für *τῇδε* geschrieben ist, zumal da das dorische *τᾷδε* auf die Frage wo? sich gar nicht sicher nachweisen lässt, indem die erste Doris in diesem Sinne *τεῖδε* hatte. Auch die Aenderungen *τριακόσιοι* 94, *Παλιον* 130 (wo

In einem ganz anderen Verhältnisse als die Elegie steht die **iambische** Poesie, welche, unmittelbar aus dem Volksleben emporgewachsen, zu der epischen Poesie nur die allerentferntesten Beziehungen hat, und zugleich in viel stärkerem Maasse zum Ausdrucke der persönlichsten Gesinnungen dient. Man begreift, dass ihre Sprache zunächst den Dialekt des Stammes wiedergeben musste, unter welchem sie aufblühte, also den **ionischen**, und dass hier zu irgend einer Beimischung aus einem anderen Stammdialekte oder auch aus der epischen Sprache keine Veranlassung vorlag. Und in Wirklichkeit zeigen die iambischen und choliambischen Ueberreste der Ionier Archilochos, Simonides Amorginos, Hipponax und Ananios, abgesehen von den durch die Abschreiber hineingebrachten vulgären Formen, durchaus den reinen ionischen Dialekt ihrer Zeit. Wie sehr dies der Fall ist, will ich nur an einem Beispiele zeigen. Der ionische Dialekt theilt keineswegs mit dem epischen die Freiheit, das Augment überall wegzulassen; vielmehr fehlt das syllabische Augment niemals ausser in dem Plusquamperfectum und dem Iterativum, s. Dindorf. de dial. Herod. p. XXI. Dasselbe ist aber auch in den ionischen Iamben niemals weggelassen; denn in dem einzigen Falle, wo jetzt eine Form ohne syllabisches Augment erscheint, nämlich Simonid. fr. 6, 45 *καὶ πονήσατο*, ist vielmehr mit Krasis *κἀπονήσατο* zu schreiben. Dagegen lässt sich nicht zweifeln, dass der ionische Dialekt das temporale Augment in gewissen Fällen verschmäht hat, namentlich oft bei solchen Verben, deren erste Sylbe lang ist (so auch in einer Inschrift von Ephesos C. Inscr. n. 2984 *ἐργάσατο*), und in dieser Art hat Schneidewin Simonid. fr. 1, 18 *ἅψαντο* mit Recht aus den Handschriften herstellen heissen, wie auch *ἀπάγχεο* in den Trochäen des Archilochos fr. 61 (Beitr. z. Krit. p. 101). *Ἅπτω* ist auch bei Herodot fast immer ohne Augment.*)

---

auch das überlieferte hyperdorische *ἀρίδαλος* nicht zu dulden ist, vgl. Dial. Dor. p. 151) u. a. sind mir sehr bedenklich.

*) Ein anderes Beispiel der reinen Bewahrung des ionischen Dialektes bei den älteren ionischen Iambikern und Choliambikern gewährt der Dat. plur. der beiden ersten Declinationen. Herodot hat hier nur die längeren Formen auf *—ῃσι* und *—οισι*, und ebenso die wenigen älteren ionischen Inschriften, wie die Dirae Teïae C. Inscr. n. 3044. Auch bei jenen Dichtern finden sich dieselben häufig, und die abgekürzten Formen meistens nur, wo Elision angenommen werden kann, nämlich Simon. Am. fr. 1, 24 *κακοῖς ἴδοντες*, fr. 6, 5 *ἀπλύτοις ἐν εἵμασιν*, 29. *ἐν δόμοις ἰδών*, 32. *ὀφθαλμοῖς ἰδεῖν*, 64. *μύροις ἀλείφεται*, fr. 13. *δασκίοις ἐν οὔρεσιν*, Hippon. E. M. 64, 3 (vgl. Schneidewin Philol. III, p. 380) *παρθένοις ἀλινδεῖσθαι*. In den Fällen, wo die Elision nicht zulässig ist, erscheint die Lesart immer sehr zweifelhaft. So

Simon. fr. 6, 70: *ὅστις τοιούτοις θυμὸν ἀγλαΐζεται.*

So nach Stobäos; aber bei Aelian. H. An. 16, 24 ist *τοιοῦτον θυμόν* ganz richtig „welcher in solcher Sinnesart prunkt," vgl. *τοῦτον τὸν τρόπον*, Pind. Isthm. I, 48 *πᾶσαν ὀργάν*, Plat. Legg. II, p. 656 *ταύτην τὴν τέχνην ἀπειργασμένα*, Bion. 13 *πάντα λόγον*. Simonides hat auch v. 104 einen auffallenderen Gebrauch des Accusativ *ἢ θεοῦ μοῖραν ἢ ἀνθρώπου χάριν*. Der Sinn ist jetzt „wenn nicht ihr Mann ein König ist, der auch in solchem Sinne prunkt wie sein der *ἵππος ἁβρή* verglichenes Weib." *Ἀγλαΐζεσθαι* ist gerade das passende Wort für die Natur eines solchen Weibes, vgl. das Homerische *ὁ δ' ἀγλαΐηφι πεποιθώς* (Z. 510)

Aber die Iambik ging von Ionien auch nach Attika hinüber, und da zeigen dann die iambischen Ueberreste des Solon in ihrer Sprache ganz dasselbe Verhältniss zu den ionischen Vorbildern wie die gesammte elegische Poesie zu der Homerischen, d. h. sie haben einen gemässigten ionischen Dialekt, welcher zugleich den attischen Mutterdialekt des Dichters durchschimmern lässt. Etwas anders steht es bei Solon so gut als bei Archilochos mit dem Dialekte der trochaischen Gedichte. Allerdings ist auch hier der ionische und der ionisch-attische Dialekt entschieden vorherrschend, und der Mangel des syllabischen Augmentes in zwei Stellen des Archilochos wird nicht zu dulden sein, da beidemale durch Annahme der Aphaeresis geholfen werden kann, nämlich *ἠδ' ἄλη 'κιχήσατο* fr. 68 und *ὀξύη 'ποτᾶτο* fr. 112.*) Aber es finden sich hier doch, zwar nur wenige, aber unver-

---

vom Pferde, auch das synonyme *καλλωπίζεσθαι* bei Xenoph. de re eq. 10, 4 gleichfalls vom Pferde gebraucht.

Simon. fr. 6, 74. *εἶσιν δι' ἄστεος πᾶσιν ἀνθρώποις γέλως.*

Hier hat Arsenios für *ἀνθρώποις* (nicht für *ἄστεος*, wie Bergk angibt) *ἀστοῖσι*, wonach zu lesen *πᾶσιν ἀστοῖσιν γέλως.*

Simon. fr. 18. *θύουσι Νύμφαις τῷ τε Μαιάδος τόκῳ.*

So Bergk nach der Conjectur von Barnes. Das Fragment ist in indirecter Rede überliefert: „*θύειν νύμφαις καὶ Μαιάδος τόκῳ,*" woraus leichter zu machen ist: *θύουσι Νύμφῃσ' ἠδὲ Μ.* τ. Auch Hippokrates hat *ἠδὲ* gebraucht.

Hippon. 53. *πάλαι γὰρ αὐτοὺς προσδέχονται χάσκοντες,*
κράδας ἔχοντες, ὡς ἔχουσι φαρμακοῖς.

Des Sinnes wegen vermuthen Bergk *αἷς ἐλῶσι φαρμακούς*, Meineke *αἷς χρίουσι φαρμακούς*, ten Brink *ὡς χρίουσι φαρμακούς.* Ich möchte *ὥστε κού τι φαρμάκους.*

Hippon. fr. 80, s. Bergk. Add. p. 886: *οἱ δέ μευ πάντες*
ὀδόντες ἐν τῇσι γνάθοις κεκινέαται.

nach Schneidewin's Conjectur. Die Ueberlieferung hat *οἱ δέ μευ ὀδόντες ἐν τοῖσι γνάθοισι πάντες κεκινέαται.* Meineke und ten Brink Philol. VI, p. 47 haben nicht ohne Grund Hinktrochäen hergestellt, beide mit dem Schlusse *ἐν τοῖσι γναθμοῖς κεκινέαται* und sonst wenig wahrscheinlich. Ich möchte schreiben *οἱ δέ μευ ὀδόντες | —ὂ ἐν τοῖσι γναθμοῖσι πάντες ἐκκεκινέαται*, so dass *μευ* Synizesis erleidet, wie *μου* die Krasis in *οὐχ ἥκει μοὐταῖρος* Arist. Eccles. 913, an welcher Krasis ich de crasi et aphaer. p. 21 mit Unrecht gezweifelt habe.

Hippon. fr. 125. *ὁ Κιθαιρὼν Λυδίοισιν ἐν χοροῖς Βακχῶν.*

Der Vers ist bei Plotius so corrupt überliefert, dass auf die Form *χοροῖς* gar kein Werth gelegt werden kann.

Anan. fr. 1. *εἴ τις καθείρξας χρυσὸν ἐν δόμοις πολλόν.*

Hier ist *πολλὸν* nur eine Emendation des Musuros; die Handschriften des Athenäos sammt Stobäos haben *πολύν.* Es scheint demnach, dass in den letzten Worten eine andere Corruptel steckt, etwa *χρυσὸν ἐν δόμῳ συχνόν*, vgl. Suid. *χρυσὸς συχνὸς ἤγουν πολύς*, wie denn überall *πολὺς* die gewöhnliche Interpretation für *συχνὸς* ist.

*) Archilochos scheint in den Trochäen auch die kürzeren Formen des Dat. plur. in den beiden ersten Declinationen nicht gebraucht zu haben. Die Elision kann daher in folgenden Fällen angenommen werden: 6. *ἀνθρώποις Ἄρης*, 59. *δεινοῖς ἀνταμείβεσθαι*, 65. *θνητοῖς ὁκοίην* und *ὁκοίοις ἐγκυρέωσιν*, auch 67. *μηροῖς* in dem unvollständigen Verse. Ausserdem finden sich

kennbare Spuren des epischen Dialektes. Denn wenn man auch bei Archilochos fr. 58 *κατθανοῦσι* leicht in *καταθανοῦσι* corrigiren und *φοινῆες* fr. 53 durch *Πριηνῆι* auf einem Samischen Weihgeschenke mit einigem Scheine als ionisch rechtfertigen kann, so ist dagegen entscheidend der Vers fr. 72.

ὡς Διωνύσου ἄνακτος καλὸν ἐξάρξαι μέλος.

Der Hiatus ist durchaus unzulässig und kann durch das Digamma nicht entschuldigt werden, von welchem der ionische Dialekt dieser Zeit nur in *οἱ* eine Spur behalten hatte (Arch. 25, Sim. 6, 79). Aber *Διωνύσου* ist auch nur eine Aenderung von G. Hermann; die Handschriften des Athenäos haben *Διωνύσοιο* (nicht *Διωνύσοι'*, wie Hr. B. angibt) oder *Διονύσοιο*, wonach Bentley sehr richtig *Διωνύσοι' ἄνακτος* geschrieben hatte. Denn diese Elision der Genitive auf *—οιο*, welche man nach dem Vorgange G. Hermann's ad Orph. p. 722 auch gegen die stärksten Zeugnisse der Ueberlieferung verdammt hatte, ist von mir schon früher gerechtfertigt worden (Philol. III, p. 234) und auch von Hrn. Bergk in der neuen Ausgabe der Lyriker dem Pindar wiederhergestellt. Somit hat Archilochos in den Trochäen die epische Form des Genitivs anwenden zu dürfen geglaubt. Bei Solon findet sich in den Trochäen fr. 33 das äolisch-epische *κεν* statt des ionisch-attischen *ἄν* gebraucht.

Woher kommt nun diese Verschiedenheit des Dialektes zwischen den trochäischen und iambischen Gedichten? Man kann hier an einem recht auffallenden Beispiele sehen, mit welcher ungemeinen Feinheit auch der Dialekt von den griechischen Meistern behandelt ist. Es bilden nämlich die Trochäen nach Inhalt und Geist, wie K. O. Müller es treffend bezeichnet, eine Mittelgattung zwischen der Elegie und den Iamben. Gerade so stehen sie nun auch hinsichtlich ihres Dialektes, nämlich mit einem leisen Anfluge des

---

fr. 51. *τοῖς θεοῖς τιθεῖν ἅπαντα· πολλάκις γὰρ ἐκ κακῶν.*

So Bergk nach Jacobs' Conjectur statt des corrupten *τίθει πάντα*. Aber der Infinitiv *τιθεῖν* ist bei Archilochos sehr bedenklich; es wird vielmehr zu lesen sein *τοῖσι θεοῖσι τίθετε πάντα*. Das Fragment gehört dann zu demselben Gedichte an die *πολῖται* wie fr. 45.

fr. 59. *ἓν δ' ἐπίσταμαι μέγα*

τὸν κακῶς τι δρῶντα δεινοῖς ἀνταμείβεσθαι κακοῖς

aus Theophil. ad Autol. II, p. 194. Liebel hat *δεινοῖς* nicht, so dass dieses Wort keiner sicheren Ueberlieferung anzugehören scheint. Stallbaum zu Plat. Crit. p. 49 C. citirt *τὸ κακῶς κτλ.* Auch wird das trochäische Versmaass des Fragmentes anderweitig verdächtig: Zenobios V. 68 macht zu dem Sprichworte *πόλλ' οἶδ' ἀλώπηξ, ἀλλ' ἐχῖνος ἓν μέγα* die Bemerkung „*μέμνηται ταύτης Ἀρχίλοχος ἐν ἐπῳδῇ.*" Das obige Fragment mit der deutlichen Beziehung auf das Sprichwort ist nun entweder die von Zenobios gemeinte Stelle des Dichters, oder, wenn der sprichwörtliche Trimeter selbst, wie man annimmt, bei Archilochos gestanden hat, wenigstens zu demselben Gegenstande gehörig, muss also epodischen Rhythmus haben, nicht trochäischen. Möglicherweise könnte es gelautet haben:

ἀλλ' ἓν γ' ἐπίσταμαι μέγα
ἐγώ· κακῶς τι δρῶντας ἀνταμείβομαι
κακοῖσ'.

epischen Dialektes, welcher den Iamben ganz fehlt, während in den Elegien das epische Element viel stärker ist.

In denjenigen Epoden, welche einen mehr lyrischen Charakter tragen, scheint Archilochos eine stärkere Einmischung des epischen Dialektes angemessen gefunden zu haben. Wenigstens findet sich fr. 103 in dem asynartetischen Verse

πεντήκοντ' ἀνδρῶν λίπε Κοίρανον ἤπιος Ποσειδῶν.

eine Auslassung des syllabischen Augmentes.

Diese Epoden des Archilochos führen uns zu der dritten Gattung der lyrischen Poesie hinüber, der melischen. Betrachten wir zuerst die äolischen Dichter. Ueber den Dialekt des Terpander lässt sich bei der Geringfügigkeit der Ueberreste wenig sagen. Die erhaltenen lyrischen Hexameter zeigen epischen Dialekt mit geringen Abweichungen, wie *ἀοιδάν, ἁ, αἰχμά, δίκα,* welche wir bei dem Aeolier auf den äolischen Dialekt zurückführen werden, obgleich sie auch dem dorischen Dialekte gemeinsam sind. Der erhaltene Anfang des Hymnus auf Zeus in spondeischen Paroemiacis kann für rein äolisch gelten, nicht für dorisch, wie ich behauptet finde; denn dann müsste statt *σοί* vielmehr *τίν* stehen. Die angeblichen Ueberreste des Arion und Pittakos sind apokryph. Dem Alkäos und der Sappho habe ich schon früher ungemischten äolischen Dialekt zugeschrieben und diese Behauptung gegen die Einwendungen meines Freundes Schneidewin, welcher doch einige Einmischung des epischen Dialektes anerkennen wollte, zu rechtfertigen gesucht (Diall. II, p. 499). Hinterher wäre ich beinahe selbst an meiner Ansicht irre geworden. Denn der Mangel des Augmentes, welcher in den jetzigen Texten nicht eben selten gefunden wird, ist freilich damals von uns beiden mit Stillschweigen übergangen, würde mir aber nach meiner später gewonnenen Einsicht als das sicherste Merkmal epischen Dialektes gelten, wenn es sich mit demselben richtig verhielte. Die Formen ohne Augment beruhen nämlich grossentheils auf blosser Conjectur oder höchst unsicheren Lesarten, wie ich in einer Anmerkung genauer ausführen werde*); die angebliche Strophe der Sappho an den Anakreon fr. 30, worin *Τήϊος χώρας, ὃν ἄειδε τερπνῶς,* ist anerkannt

---

*) Das Augment fehlt bei Alkäos und Sappho nach der Bergk'schen Recension in folgenden Fällen:

Alc. 20. *ἐπειδὴ κάτθανε,* leg. *ἐπειδὴ 'κάτθανε* s. Text.

Alc. 31. *μῖξαν δ' ἐν ἀλλάλοις Ἄρευα*

nach Schneidewin's Conjectur, indem *μίξαντες ἀλλήλοισιν* oder *μῖξαν δὲ ἀλλήλοις* überliefert ist. Man lese *μίξαντες ἀλλάλοις Ἄρευα*, zumal da dies die übliche Construction ist, wie Pind. P. 4, 212 *ἔνθα Κόλχοισιν βίαν μῖξαν,* Ap. Rh. 2, 985 *Ἀμαζονίδεσσιν ἔμιξαν ὑσμίνην.*

Alc. 69. *ὅτ' ἄσφ' ἀπολλυμένοις σάως* aus Apoll. de pr. 128. leicht in das Präsens *σαοῖς* zu verwandeln.

Alc. 89. *ἔσσαν,* wogegen bei Sapph. 35 *ἦσαν.*

Aus der Vergleichung beider Ueberlieferungen scheint sich als die richtige äolische Form *ἦσσαν* zu ergeben, der strengsten Analogie entsprechend, nämlich aus dem Augmente, dem Stamme *ΕΣ* und der Endung *—σαν.*

unecht. Es bleiben noch die reduplicirten Aoriste *λελάθοντο*, *ἐκλελάθοντο* fr. 93, in welchen die Weglassung des Augmentes vor der Reduplication eben so wenig befremden kann wie bei dem Plusquamperfectum, endlich das Fragment des Alkaeos fr. 20:

νῦν χρὴ μεθύσθην, νῦν τινα πρὸς βίαν
πώνην, ἐπειδὴ κάτθανε Μύρσιλος,

welches mir lange Zeit sicher zu verbürgen schien, dass die äolischen Dichter zuweilen das Augment weggelassen hätten. Aber wir wissen, dass Alkäos *ἐσυνῆκε* gesagt hat (fr. 126 aus E. M. 385, 9); man kann ihm eben so gut *ἐκάτθανε* zutrauen, zumal da bekanntlich die Präposition *κατὰ* am leichtesten das Augment vor sich nimmt, wie in *ἐκάθευδον*, *ἐκάθιζον*, *ἐκαθήμην*. Dann lässt sich aber in *ἐπειδὴ 'κάτθανε* eine Aphaeresis des Augmentes annehmen, wie in *ὀλίγω 'πιδεύην* bei Sappho fr. 2 die Präposition *ἐπί* die Aphaeresis erlitten hat. Kurz ich muss strenge bei meiner Meinung beharren, dass Alkäos und Sappho sich des reinen äolischen Dialektes ohne alle Einmischung des epischen bedient haben. Der Grund davon ist leicht wie bei der Iambik in der entschiedenen Subjectivität der lesbischen Melik zu erkennen, welche für den Ausdruck der eigensten Gefühle auch die eigenste Mundart verlangte und überall zu der epischen Poesie nur in einer entfernteren Beziehung steht. Eine weitere Bestätigung wird alsbald die Betrachtung der Anakreontischen Sprache bringen.

Anakreon hat nämlich in dem Geiste und der rhythmischen Form seiner Gedichte ohne Zweifel die nächste Verwandtschaft mit den lesbischen Lyrikern, nur dass bei ihm die äolische Gluth und Innigkeit in ionische Weichlichkeit und Leichtfertigkeit übersetzt ist. Man hat aber, wie es scheint, noch ganz übersehen, dass der Einfluss der äolischen Melik

---

Sapph. 47. *ὀφθάλμοις δὲ μέλαις χὖτ' ἄωρος*. Bei Zonaras ist aus Sappho *νυκτὸς ἄωρος* angeführt. Es wird danach zu lesen sein *μέλαις νύκτος ἄωρος* mit fehlendem Verbum, zumal da die Construction *ὀφθάλμοις χύτο* sehr unwahrscheinlich ist.

Sapph. 57. *'Ερμᾶς δ' ἔλεν ὄλπιν* nach Seidler's Conjectur für *δ' ἐλών*. Man kann eben so leicht corrigiren *'Ερμᾶς δ' ἔλαβ' ὄλπιν*.

Ibid. *καρχάσι' ἔχον καὶ | ἔλειβον, ἄραντο | δὲ πάμπαν ἐπ' ἔσλα | τῷ γάμβρῳ*. Die augenscheinliche Verkehrtheit der Versabtheilung habe ich schon früher (Dial. Dor. p. 544) durch Einschiebung von *χέρσιν* nach *καρχάσια* gehoben. Man kann dann aus Macrobius *εἶχον* aufnehmen oder vielmehr äolisch *ἦχον* und in *ἄραντο* das Augm. temp. anerkennen, nämlich: *καρχάσια χέρσιν | ἦχον καὶ ἔλειβον | ἄραντο δὲ πάμπαν | πόλλ' ἔσλα τε γάμβρῳ*, das Letzte nach Conjectur (auch *ἐπ'* ist nur e conj. eingeschoben).

Sapph. 100. *ὄλβιε γάμβρε, σοὶ μὲν δὴ γάμος, ὡς ἄρασο, | ἐκτετέλεστ', ἔχεις δὲ πάρθενον, ἂν ἄρασο*. Das *ἄρασο* ist beidemale Conjectur für die Vulgate *ἄραο*; die Handschriften des Hephaestion haben *ἀρᾶϊ*, *ἄρας*, *ἀρᾶθ*. Man kann sehr wohl das Präsens *ἄρασαι* herstellen.

Den reduplicirten Aoristen *λελάθοντο* und *ἐκλελάθοντ'* Sapph. 93 ist im Texte der Mangel des Augmentes vindicirt. Die Strophe an den Anakreon fr. 30, in welcher *ἄειδε* ohne Augment sicher steht, ist anerkannt unecht. Der anonyme Vers *γέλαν δ' ἀθάνατοι θεοί*, welchen ich Dor. p. 547 mit Bergk einem äolischen Dichter zugeschrieben habe, Bergk Lyric. p. 669 dem Anakreon, kann am ersten der Korinna gehören, deren Dialekte das *γέλαν* ganz passend ist.

auf Anakreon auch in seinem Dialekte sichtbar ist. Dieser ist im Ganzen unverkennbar der ionische seiner Zeit; aber Hr. Bergk hat auch eine Anzahl von Dorismen anerkannt (s. Anacr. ed. Bergk p. 70), welche durch die Handschriften geschützt werden, nämlich *αἰχμάν* fr. 30, *μεναίχμαν* fr. 70, *κούρα* fr. 76, *δάφνᾳ χλωρᾷ τ' ἐλαίᾳ* fr. 78, *ἀδυμελής* fr. 67, *ἀπεροπεύς* fr. 73. Wären dies nun wirkliche Dorismen, so würde man hier ein Beispiel einer Dialektmischung haben, welche ohne alle historische Veranlassung nur auf subjectiv willkürlichem Belieben beruhete; denn zu der dorischen Lyrik steht die Kunst des Anakreon nicht in der entferntesten Beziehung. Aber der Gebrauch des *ᾱ* statt *η*, worauf jene sämmtlichen Abweichungen vom ionischen Dialekte hinauskommen, ist nicht minder äolisch als dorisch, und dass man sich für den äolischen Dialekt zu entscheiden habe, geht deutlich aus dem Umstande hervor, dass Anakreon nirgends Sprachformen gebraucht hat, welche dem dorischen Dialekte ausschliesslich angehören *), wohl aber mehrfach solche äolische Bildungen, welche der Doris nicht minder fremd sind als der Ias. Ich will einige instructive Beispiele anführen, bei denen man auch an eine Entlehnung aus dem epischen Dialekte nicht denken kann. Zuerst *χρυσοφάεννος* fr. 24 statt *χρυσοφάεινος* (Diall. I, p. 52). Ferner der Accusativ *αἰνοπάθην* fr. 35 statt *αἰνοπαθῆ*; denn dass Anakreon jene Form gebraucht habe, geht klar aus dem vollständigen Harlejanischen Scholion zu Od. *μ*, 313 in Cramer Anecdd. Pariss. III, p. 480, 31 hervor. Die Grammatiker erkannten, wie man dort zugleich sieht, die Form so sehr als eine specifisch-äolische an, wie sie es auch wirklich ist (Diall. I, p. 113), dass sie sogar die äolische Barytonesis für nothwendig hielten. Endlich die merkwürdige Form *φῇ* fr. 40 statt *φησί* hat eine ganz äolische Natur, indem die Aeolier nach dem Ausdrucke des Herodian bei den Verben auf *—μι* die dritte Person aus der zweiten durch Abwerfung des *σ* bilden (Diall. I, p. 138), also z. B. *φαμί*, *φαῖς*, *φαῖ*, welche letztere Form bei Sappho fr. 71 erhalten zu sein scheint (Diall. II, p. 544).

Die Zahl der äolischen Formen bei Anakreon vermehrt sich noch, sobald man eingesehen hat, dass seine Sprache durchaus keine Zumischung aus dem epischen Dialekte enthält. Ein Mangel des Augmentes wird jetzt nur an zwei Stellen gefunden. Aber in der einen fr. 29 ist *φύγον* nur eine Conjectur statt *φεύγω* **); in der anderen fr. 27 ist *ἀσπίδα ῥῖψ'* freilich in der sehr unzuverlässigen Quelle, dem Attilius Fortunatianus, überliefert, lässt sich aber leicht in *ἀσπίδ' ἔρριψ'* bessern. Alles Uebrige, was man bei Anakreon vielleicht aus dem epischen Dialekte herleiten möchte, und es ist dessen sehr wenig, ist vielmehr als asiatisch-äolisch zu betrachten. So die Apokope der Präposition in *κὰδ δὲ*

---

*) Das specifisch dorische *ποκά* statt *ποτέ* fr. 85 hat Hr. Bergk durch Conjectur hineingebracht, offenbar in der sonderbaren Meinung, dass es ionisch sei.

**) Anakr. fr. 29. *ἐγὼ δ' ἀπ' αὖτις φύγον ὥστε κόκκυξ* Die Ueberlieferung hat *δ' αὐτῆς φεύγω* oder *δ' ἀπ' αὐτῆς φεύγω* Danach kann am leichtesten geschrieben werden *ἐγὼ δ' ἀπ' αὐτῆς φύγω ὥστε κόκκυξ*, so dass die den Conjunctiv regierende Partikel in dem Vorhergehenden zu suchen ist; *αὖτις* ist eine unmotivirte Aenderung.

λῶπος ἐσχίσθη fr. 80 (Diall. I, p. 150), ferner die Genitivform *ὀχάνοιο* fr. 91 (Diall. I, p. 110. II, p. 510) *).

Wenn also Anakreon dem ionischen Dialekte manches aus dem äolischen Dialekte beigemischt hat, weil seine Kunst auf der lesbischen Melik fusste, aber nichts aus der epischen Sprache, so dient dies zu einer Bestätigung für meine Behauptung, dass auch seine Vorgänger Alkäos und Sappho ihren Dialekt von epischen Elementen frei gehalten haben.

Dagegen bei sämmtlichen übrigen melischen Dichtern findet sich im Dialekte ein mehr oder weniger erhebliches episches Element. Man kann daraus schon a priori schliessen, dass ihre Werke einen objectiveren und dem Epos näher verwandten Charakter tragen werden, und eine Durchmusterung bestätigt diese Voraussetzung.

Betrachten wir zunächst eine sehr vereinzelte Erscheinung, die Böoterinn **Korinna**, welche ihren heimathlichen Dialekt mit einiger Einmischung des epischen benutzte. Diese tritt, abgesehen von einigen Hexametern, am deutlichsten in der Auslassung des Augmentes bei *νίκασε* fr. 2 hervor, und ist bei dem halb-epischen Charakter ihrer Dichtungen nicht

*) Beachtenswerth ist auch der Anakreontische Gebrauch der Dativ-Formen in Decl. I. II. Vorherrschend sind die ionischen Formen auf —*ῃσι* und —*οισι*, vgl. Anm. 6. In den Fällen, wo der Dat. plur. Decl. I in der abgekürzten Form erscheint, haben die Handschriften durchaus die Endung —*αις*, und Hr. Bergk hat diese auch meistens, nämlich 23. *κούφαις*, 65. *μίτραις*, 77. *μελαίναις*, auch 24. *ἀήταις* e conj. für *ἀετοῖς*, und nur 51. *ὕλῃς* e conj. geschrieden (libr. *ὕλαις* und *ὕλῃ*). Schneidewin dagegen Beitr. z. Krit. p. 49 hat in allen Fällen den Ausgang —*ῃς* als ionisch verlangt. Aber ich muss in Abrede stellen, dass diese Formen auf —*ῃς* oder in der zweiten Declination —*οις* wirklich ionisch gewesen sind, vgl. S. 63. Bei Anakreon kann nun in ein paar Fällen die kürzere Form durch Annahme der Elision auf die vollere zurückgeführt werden, nämlich 65. *πολυανθέμοισ' ἀείδειν*, 84. *μειλίχοισ' ἐοικότες*. In allen übrigen Fällen und namentlich bei allen Beispielen des Dativ auf —*αις* stehen diese Formen im Ausgange der Verse, nämlich 23. *κούφαις*, 65. *μίτραις*, 63. *καλοῖς* und *ὕμνοις*, 84. *κεχρημένοις* So auch 24. *ἀήταις* nach Hrn. Bergk's Conjectur, welcher das Fragment so constituirt hat *ὅς μ' ἐσιδὼν γένειον | ὑποπόλιον χρυσοφαέννων πτερύγων ἀήταις | παραπέταται*. Aber überliefert ist *πτερύγων ἢ ἀετοῖς*, wonach vielmehr zu schreiben sein wird *πτερύγων ἐρετμοῖς*, vgl. Aesch Ag. 52 *πτερύγων ἐρετμοῖσιν ἐρεσσόμενοι*. Nur eine scheinbare Ausnahme bildet 77. *μελαίναις*; denn dieses Fragment ist in zwei Verse zu vertheilen, *εὖτέ μοι λευκαί μελαίναις | ἀναμεμίξονται τρίχες*, und als zweite Hälfte einer Strophe zu betrachten, wie sie in dem bekannten *πῶλε Θρῃκίη κτλ.* fr. 75 erscheint, wo Hr. B. freilich die alte richtige Versabtheilung ohne Grund verlassen hat. In dem einzigen Falle, wo die kurze Dativform weder durch Annahme der Elision entfernt noch mit Sicherheit an das Ende des Verses gebracht werden kann, nämlich 51. *ὕλαις κεροέσσης*, bieten die besseren Quellen den Singular *ὕλῃ*, der somit vorzuziehen ist.

Ich habe nun früher nachgewiesen (Dial. Aeol. I, p. 112), dass bei den äolischen Dichtern die längeren Formen auf —*αισι* und —*οισι* vorherrschen, dass sie aber auch die kürzeren Formen auf —*αις* und —*οις* gebraucht haben, und zwar besonders am Schlusse der Verse. Es ist nun wohl wahr, dass Anakreon seinen Gebrauch von dort entlehnt hat, wodurch zugleich die in den Handschriften treu erhaltenen unionischen Formen auf —*αις* gegen jede Aenderung in ein pseudo-ionisches —*ῃς* geschützt werden.

zu verwundern. Sagt sie doch selbst in fr. 10, sie kenne die Tugenden der Heroen und Heroinen.

Bei den übrigen Lyrikern ist der dorische Dialekt mit dem epischen gemischt, natürlich zunächst bei Dichtern dorischen Stammes. An der Spitze steht Tyrtäos, in dessen anapästischen Embaterien, nach dem erhaltenen kleinen Fragmente zu urtheilen, der epische Dialekt durch mässigen Dorismus temperirt war. Wichtiger ist Stesichoros, der Vater der eigentlichen chorischen Lyrik, sicher als Dorier zu betrachten, obgleich seine Vaterstadt Himera eine aus Doriern und Ioniern gemischte Bevölkerung und daher nach Thukyd. VI. 5 auch einen gemischten Dialekt hatte. Die innige Beziehung seiner Poesie zum Epos ist bekannt, und so sehen wir denn bei ihm auch den Einfluss des epischen Dialektes unverkennbar; ja man kann sogar dieses Element seiner Sprache als das weitüberwiegende betrachten, welches nur mässig durch Dorismen temperirt sei. Aber freilich ist auch gerade das umgekehrte Urtheil möglich und wird durch einige auffallende Dorismen unterstützt, wie *ποταύδη* fr. 90 d. i. *προσηύδα* und sogar das sicilische *πέποσχα* statt *πέπονθα* fr. 89, welches sonst nur noch aus Epicharmos bekannt ist. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, dass dieser strengere sicilisch-dorische Ton nur in den volksthümlicheren Dichtungen des Stesichoros geherrscht haben mag.

Auch bei den Dithyrambikern herrscht eine Mischung der Sprache aus epischem und dorischen Dialekte. Die meisten und namentlich die älteren dieser Dithyrambiker sind Dorier von Herkunft, wie Kydias und Lasos von Hermione, Ariphron von Sikyon, Pratinas von Phlius, Melanippides und Diagoras von Melos, Telestes von Selinus, und als die eigentliche Wiege dieser Dichtungsart ist der nordöstliche Theil des Peloponnes zu betrachten. Jedoch haben sie der epischen Sprache nur eine mässige dorische Färbung gegeben. Die erhaltenen Reste zeigen in Wahrheit nichts dorisches als das dorische *ᾱ* in solchen Fällen, wo es auch die lyrischen Partien des attischen Drama's haben. Von äolischem Dialekte findet sich keine Spur, obgleich Arion von Methymna den Dithyrambos erfunden und in Korinth gelehrt haben soll. Indess nach richtigerer Auffassung hat er ihm nur die künstlerische Ausbildung gegeben und mag den Dialekt desselben schon durch das Herkommen festgestellt gefunden haben.

Derselbe unter den Doriern ausgebildete lyrische Dialekt wurde aber auch von solchen Dithyrambikern angewandt, welche ihrer Heimath nach zu anderen Stämmen gehörten, ohne dass in den spärlichen Ueberresten eine Einwirkung ihres Mutterdialektes sich nachweisen liesse. So von den Attikern Lamprokles und Kinesias, den Ioniern Ion und Likymnios aus Chios und Timotheos aus Milet. Und weil die dithyrambische Dichtung frühzeitig ihren Hauptsitz in Athen gefunden hatte, so hat sich an ihren Dialekt auch die Sprache der lyrischen Theile des Drama's angeschlossen, welche ja zu den Dithyramben überhaupt in sehr inniger Beziehung stehen.

Ich habe unter den Dithyrambikern den Philoxenos von Kythere nicht mitgenannt, weil dessen Ueberreste, fast alle aus dem *Δεῖπνον*, das dorische Element des Dialektes in einem viel stärkeren Maasse zeigen. Nur hier finden sich Dorismen wie *τῆνος*, *καλέοντι*,

ἦς statt ἦν und sogar κα statt κεν. Jedoch ist es nicht glaublich, dass Philoxenos, zwar von Geburt ein Lakone, aber als Kind seiner Heimath entrissen und später am meisten in Sicilien zu Hause, selbst das der Doris severior angehörige ἦμεν statt εἶναι gebraucht habe, welches man fr. 2, 38 aus dem handschriftlichen ἡ μὲν gemacht hat. Es wird εἶμεν zu lesen sein, die der Doris mitior, also auch der sicilischen Doris, angehörige Form. Dass aber Philoxenos den Volksdialekt mehr hervortreten lässt, ist wenigstens bei dem Δεῖπνον sehr begreiflich, da dieses eine Schilderung aus dem täglichen Leben in starker Annäherung an die Weise des Sophronischen Mimos oder auch der Komödie enthält.

Eine eigenthümliche Sonderstellung nimmt in der ganzen Weise seiner Poesie Timokreon von Rhodos ein, welcher den schmähenden Inhalt der Iambik in die pathetischen dorischen Rhythmen einkleidete. Seine Ueberreste zeigen, in Uebereinstimmung mit diesem subjectiven Inhalte, den dorischen Mutterdialekt sehr rein; nur μοῦνος fr. 3, wenn die Form richtig überliefert ist, muss als episch vindicirt werden.

Bei den bisher genannten dorischen Lyrikern herrscht eine Mischung der Sprache aus epischem und dorischem Dialekte in verschiedenen Verhältnissen Bei den Dithyrambikern habe ich es schon einigermassen auffallend gefunden, dass sie trotz des Einflusses, welchen der Aeolier Arion auf diesen Dichtungszweig geübt hat, keine Spur des äolischen Dialektes zeigen. Aber nach einer andern Seite hin ist die Einwirkung der äolischen Lyrik auf die dorische auch in dem Dialekte um so unverkennbarer ausgeprägt. Bei dem spartanischen Lyriker Alkman bildet nämlich der dorische Dialekt, und zwar die lakonische Varietät desselben, ohne Zweifel den Kern der Sprache, sowohl nach den Zeugnissen der Alten (Diall. II, p. 4, 19) als auch nach der Beschaffenheit der erhaltenen Reste. Aber Alkman wird von Apollonios de pron. p. 136 auch συνεχῶς αἰολίζων genannt und von Priscian sogar mit ungenauerem Ausdrucke unter die äolischen Dichter gezählt (Diall. I, p. 35 not.). Wenn nun auch beide Grammatiker diesen Aeolismus des Dichters gerade in Beziehung auf das Digamma anerkennen, welches derselbe eben so gut der älteren lakonischen Sprache entnehmen konnte (Diall. II, p. 41), so ist doch sehr mit Unrecht erst kürzlich von Bernhardy (Griech. Litt. I, p. 329) das Zeugniss des Apollonios als ein befremdliches oder sogar von der Kritik zu beseitigendes bezeichnet und das Aeolische im Dialekte des Alkman gänzlich geleugnet worden. Es finden sich nämlich in seiner Sprache folgende zwei Eigenthümlichkeiten des asiatisch-äolischen Dialektes, welche dem dorischen und überhaupt jedem andern Dialekte, auch dem epischen, durchaus fremd sind:

a) der Gebrauch von σδ statt ζ (Diall. I, p. 47), z. B κιθαρίσδω fr. 11, παίσδω fr. 22, τράπεσδα fr. 61, μελίσδομαι fr. 90.

b) die Verwandlung des ursprünglichen νσ in ισ (Diall. I, p. 10), wie λιποῖσα 10. für λιποῦσα aus λιπονσα, ferner 18. ἔχοισα, 19. φέροισα u. a., aber durchaus nur in den weiblichen Participien auf —οισα. Selbst für Μοῦσα hat Alkman nicht das äolische Μοῖσα, sondern das alt-lakonische Μῶσα.

Auch von der Verwechselung der Aspiraten, welche in φοίνα fr. 11 für θοίνη nebst πολύφοινος fr. 18 erscheint, sind ausser dem asiatisch-äolischen Dialekte nur noch im

thessalisch-äolischen Spuren zu finden (Diall. I, p. 42, 219). Auch das von Alkman, wie später von Pindar und Theokrit gebrauchte *ὄρνιχος* für *ὄρνιθος* u. s. w. scheint von einigen Grammatikern (Scholl. E. Theokr. V, 48 und Scholl. L. VII, 47) richtiger äolisch als von anderen dorisch genannt zu werden.

Das dritte Element der Alkmanischen Sprache bildet der Homerische Dialekt. Dahin gehört z. B. *οὐρανίαφι* fr. 13, von Alkman sogar in missbräuchlicher Ausdehnung des Homerischen Gebrauches als Vocativ gesetzt, *ἔαρος*, *ἔδμεναι* 92, *ἔχουσιν* 18, und *εὕδουσιν* zweimal in fr. 49; für Letzteres kann die dorische Form *εὕδοντι* wegen des Versmaasses nicht hergestellt werden, und die äolischen Formen *ἔχοισιν* und *εὕδοισιν* zu setzen, wozu K. O. Müller sich geneigt zeigte (Griech. Litt. I, p. 355), ist sehr bedenklich wegen der oben erwähnten Einschränkung dieses Alkmanischen Aeolismus.

Es ist nun wohl keinem Zweifel unterworfen, dass K. O. Müller a. a. O. den Aeolismus des Alkman mit Recht auf den ungemeinen Einfluss zurückführt, welchen der Lesbier Terpander als Musiker und Sänger in Sparta, seiner zweiten Heimath, gewonnen hatte. Man darf aber noch hinzufügen, dass dieser Einfluss der lesbischen Lyrik in Lakonika auch nach Terpander durch die lange Reihe der lesbischen Kitharoeden genährt wurde, welche nach Plutarch's Zeugniss (de mus. 6) in den musischen Agonen der Karneen siegten. Selbst in dem bekannten volksmässigen Wechselgesange der spartanischen Knaben, Männer und Greise erscheinen äolische Formen, namentlich *αὐγάσδεο*. Dagegen findet sich bei den dorischen Lyrikern aus anderen Landschaften, wo die lesbische Kunst keine so mächtige Einwirkung geübt hatte, ein äolisches Element des Dialektes nur in sehr zweifelhaften Spuren. Denn wenn in den paar Hexametern aus dem *προσόδιον εἰς Δῆλον*, welches nach Pausanias IV, 33, 2 vgl. IV, 4, 1 Eumelos von Korinth für die Messenier gedichtet hatte, neben Formen mit dem dorischen *ᾱ* auch das äolische *Μοῖσα* erscheint, obgleich Eumelos schon um Ol. 11, also vor Terpander gelebt haben soll, so wird man auf die Ueberlieferung wenig geben dürfen. Das äolisch-ionische *σάμβαλα* statt *σάνδαλα* in denselben Versen kann recht gut auch dorisch gewesen sein. Ausserdem finde ich nur in den spärlichen Ueberresten der dorischen Dichterinnen Telesilla von Argos und Praxilla von Sikyon Aeolismen, bei jener *φεύγοισα* fr. 1, bei dieser *ἐμβλέποισα* fr. 5. Aber das einzige Bruchstückchen der Telesilla hat äolisches Metrum (wie Sapph. fr. 56) und bei der Praxilla ist es aus der rhythmischen Natur ihrer Ueberreste ganz unzweifelhaft, dass sie sich innig an die lesbischen Dichter angeschlossen hat; wurde doch auch ihr Skolion *Ἀδμήτου λόγον κτλ.* von Manchen dem Alkäos oder der Sappho zugeschrieben. Auch sonst zeigen die Skolien, deren strophische Form auf die lesbische Lyrik zurückweist, Spuren des äolischen Dialektes, z. B. *κλεεννᾶς* in dem Skolion an Pan v. 10. *)

*) In Skol. 12 scheint sogar geschrieben werden zu müssen: *εἴθ' ἐξῆν ὁποῖός τις ἦν ἕκαστος | τὸ στῆθος διελόντ', ἔπειτα τὸν νοῦν | ἐσιδόντα, κλείσαν τε πάλιν | ἄνδρα φίλον νομίζειν ἀδόλῳ φρενί*, anstatt *κλείσαντα πάλιν*, mit der äolischen Bildung des Accusativs wie *Αἶαν* für *Αἴαντα*, s. Dial. Aeol. p. 114. Dindorf wollte *κλείσαντα πάλιν τ'*.

Ich komme endlich auf die vier Dichter Ibykos von Rhegion, Simonides und Bakchylides von Keos, Pindar von Theben, welche gemeiniglich zu den dorischen Lyrikern gezählt werden, obgleich dem Vaterlande nach selbst Ibykos nicht mehr als einen halben Anspruch darauf hat, insofern Rhegion eine gemischte chalkidische und messenische Bevölkerung hatte. Ihr Dialekt wird in ungenaueren Angaben schlechthin dorisch genannt; in vorsichtigerer Weise bezeichnet Joannes Grammaticus, den Gregorius Corinthius p. 372 ausgeschrieben hat, denselben zwar als dorisch, aber mit der Bemerkung, dass er höchst frei behandelt sei (*παντελῶς ἀνεῖται*), weil die Dichter nicht selbst Dorier gewesen seien. In ähnlicher Weise wird auch dem Theokrit in der Hypothesis zu Id. I eine *Δωρὶς ἀνειμένη* zugeschrieben. Aber die Betrachtung der Ueberreste jener Lyriker zeigt, dass nicht einmal in diesem modificirten Sinne ihr Dialekt dorisch genannt werden darf, dass derselbe vielmehr eine Mischung aus epischem, dorischem und äolischem Dialekte darstellt, in welcher der dorische Dialekt keinesweges vorwiegend erscheint.

Zuerst bei Ibykos findet sich an sicheren Dorismen ausser dem dorischen *ᾱ* nur sehr weniges, wie *νιν* fr. 2, *ὅκα* fr. 3, und öfter *ποτί*. Der Accusativ *Ὄρφην* fr. 9, welchen Priscian dorisch nennt, ist hinsichtlich seines Dialektes sehr problematisch. Der asiatisch-äolische Dialekt tritt hervor in *θαλέθοισιν* fr. 1 statt *θαλέθουσιν* und *πεδά* fr. 20 statt *μετά*, obgleich dieses auch der älteren Doris nicht fremd ist. Sehr bedeutend erscheint das epische Element. Denn es finden sich nicht blos gewöhnliche Homerismen wie die Auslassung des Augmentes, sondern auch die Endung —*φι* in *ὄχεσφι* fr. 5 und *Λιβυαφιγενής* fr. 51, endlich die aus einem Missverständnisse der epischen Sprache entstandenen Formen *ἐγείρησιν* fr. 6, *ἔχησι* fr. 8, für *ἐγείρει, ἔχει*. Denn dass dieses sogenannte *σχῆμα Ἰβύκειον* nicht mit einigen alten Grammatikern auf eine Eigenthümlichkeit des rheginischen Dialektes zurückgeführt werden kann, ist von mir schon früher nachgewiesen (Diall. II, p. 301). Ueberhaupt lässt sich in der Sprache des Ibykos nichts mit einiger Sicherheit auf den rheginischen Dialekt beziehen; denn *ἀετώσιος*, welches die Grammatiker dahin rechnen (Diall. I, p. 159, Schneidewin Philol. III, p. 381) ist durchaus räthselhaft. Dagegen ist mit Recht von K. O. Müller (Gr. Litt. I, p. 371) auf die Uebereinstimmung des Ibykos mit Stesichoros in gewissen glossematischen Ausdrücken aufmerksam gemacht, wie *ἄτερπνος* = *ἄγρυπνος* fr. 45, *βρυαλλίκται* fr. 46, *χάρμη* = *ἐπιδορατίς* fr. 58. Denn wie die Poesie des Ibykos einerseits sich in Inhalt und Form unzweifelhaft an Stesichoros anschliesst, anderseits durch die lesbische Lyrik beeinflusst ist, so liegt seinem Dialekte die dorisch-epische Sprache des Stesichoros zu Grunde, von welcher dann durch die Einmischung einiger Aeolismen und durch die freiere Benutzung des Gemeinschatzes der epischen Sprache abgewichen ist. Einen Einfluss des heimathlichen Dialektes braucht man um so weniger vorauszusetzen, weil Ibykos ein wandernder Sänger war.

Bei Simonides ist in den lyrischen Ueberresten das epische Element der Sprache höchst überwiegend. Von dorischen Eigenthümlichkeiten finde ich ausser dem dorischen *ᾱ* nur den Gebrauch des *τ* statt *σ* in *θραύοντι* fr. 6 und *δίδωτι* fr. 21. Die Aeolismen, welche jetzt im Texte gelesen werden, beruhen grösstentheils nur auf Aenderungen der



neueren Herausgeber, welche der Meinung waren, dass dem Simonides dieselben Eigenschaften des Dialektes recht seien wie dem Pindar, eine Voraussetzung, welche ich für sehr gewagt halten muss. So sind nur Conjecturen die äolischen Formen *μοῖσα* fr. 54. 56, *καλέοισιν* fr. 14. 38, *κλέπτοισιν* 52, das Participium *πράξαις* fr. 8, *ὄρνιχες* fr. 50. Nicht einmal die weiblichen Participien auf *—οισα* sind ganz sicher, obgleich wahrscheinlich richtig; denn *στίζοισα* fr. 78 ist aus *στίζουσα* geändert, und auch *ἀποτρέποισα* fr. 2 und *στρέφοισαν* fr. 37 sind nicht ganz so in der Ueberlieferung gegeben. Dagegen ist das äolische *ἐπαίνημι* fr. 8 unzweifelhaft; freilich war schon der Epiker Hesiodos in dem Gebrauche von *αἴνημι* vorangegangen. Höchst auffallend wäre der Gebrauch von *ἔλλαθι* fr. 59, wenn dies von allen Grammatikern mit Recht als die äolische Form von *ἵλαθι* betrachtet sein sollte. Meine Zweifel dagegen habe ich anderwärts ausgesprochen (Diall. I, p. 284). Auch aus dem Homerischen Dialekte sind alle auffallenderen Formen vermieden, z. B. die oben bei den Elegikern bezeichneten. Eine sehr verwunderliche Ausnahme würde *τεκνόφι* fr. 44 machen, wenn diese Lesung nicht im stärksten Maasse zweifelhaft wäre.*)

Bei Bakchylides wird man a priori etwa dieselbe Gestaltung des Dialektes erwarten wie bei Simonides, und findet sich darin nicht getäuscht. Von Dorismen ist hier auser dem gewöhnlichen *ᾱ* nichts als Plur. 3. *βρίθοντι* fr. 13 und *νιν* fr. 8. 29. Aeolisches ist gar nichts vorhanden; denn Plur. 3. *μαρμαίροισιν* fr. 27 ist nur hineincorrigirt, und die Ueberlieferung hat *μαρμαίρουσιν* wie in demselben Fragmente *ἄγουσιν*, was man beibehalten hat wie *Μοῦσα* fr. 28. Jedoch lässt sich glauben, dass auch Bakchylides die Bildung der weiblichen Participia auf *—οισα*, als den üblichsten Aeolismus, nicht verschmäht hat; zufällig ist in den Fragmenten kein Fall da, wo sich dies erkennen liesse. Bemerkenswerth ist, dass auch bei diesem Dichter ein Beispiel des sogenannten *σχῆμα Ἰβύκειον* erscheint, nämlich *θάλπησι* fr. 27 = *θάλπει*.

Bei beiden keischen Dichtern würde man vergeblich nach Spuren ihres Mutterdialektes suchen. Der episch-dorische Mischdialekt war von Stesichoros her und weil überhaupt diese Art der Melik zunächst von dem dorischen Stamme gepflegt war, für die chorische Lyrik der normale geworden. Auch diese undorischen Dichter benutzten ihn, aber unter sorgfältiger Vermeidung alles zu auffälligen. Die bescheidene Einmischung eines äolischen Elementes deutet den Einfluss an, welchen die Kunst dieser Dichter auch von Seiten der lesbischen Melik erfahren hat und welcher auch ohne dieses Indicium nicht verkannt werden könnte.

Ich komme endlich zum Pindar, dessen Dialekt ohne Zweifel unter allen die auffallendste und anscheinend willkürlichste Gestaltung darbietet. Wie räthselhaft er schon alten Grammatikern vorkam, sieht man aus der wunderlichen Behauptung, dass Pindar in der *κοινὴ διάλεκτος* geschrieben habe (Greg. Cor. p. 12), was nur insofern ein Körnchen

---

*) Für *εὔχομαι, τεκνόφι δίκαν*, wie jetzt gelesen wird, haben die einzigen zuverlässigeren Quellen, nämlich der cod. Paris. (bei Schneidew. Beitr. z. Krit. p. 126), cod. Guelph. und ed. Ald. *εὔχομαι κνόφι δίκας*, worin ganz etwas anderes stecken wird.

Wahrheit enthält, als kein bestimmter einzelner Dialekt in der Pindarischen Sprache vorherrschend erscheint. Doch mustern wir die einzelnen Bestandtheile durch.

1. Der epische Dialekt, welcher auch hier eine sehr wichtige Rolle spielt und immerhin mit G. Hermann als der eigentliche Kern der Sprache betrachtet werden kann, ist keineswegs in allen seinen Eigenthümlichkeiten zugelassen. So sind u. a. dieselben drei Arten von Formen, deren Gebrauch oben den Elegikern abgesprochen ist, auch dem Pindar ganz fremd.

2. Dass die Pindarische Sprache auch erheblich äolisire, ist den alten Grammatikern nicht entgangen (Eustath. Prooem. Pind. p. 9 und ad Od. p. 1702, 3). Dahin gehört besonders der Gebrauch von *ισ* statt des ursprünglichen *νσ*, welcher hier in viel weiterem Umfange erscheint als bei Alkman oder irgend einem anderen der sogenannten dorischen Lyriker, nämlich nicht blos in den weiblichen Participien auf *—οισα*, sondern auch in *Μοῖσα*, während Alkman das alt-lakonische *Μῶσα* gebraucht; ferner in den dritten Personen des Plurals, welche attisch-ionisch auf *—ουσι* ausgehen, wie *πνέοισι*, endlich in den Participien auf *—ας* sammt ihren Femininen, z. B. *θρέψαις*, *θρέψαισα*. Dagegen wird die bei Alkman gewöhnliche Verwandlung des *ζ* in *σδ* hier nur in einem einzigen Falle von guten Handschriften bezeugt, nämlich Pyth. 2, 95 *λακτισδέμεν*, was Hr. Bergk wieder aufgenommen hat, nachdem es von Böckh mit Recht, wie es scheint, verworfen war. Die Vertauschung der Aspiraten findet sich nur in *ὄρνιχος* u. s. w. Von anderen Aeolismen, die bei Alkman nicht erscheinen, bemerke ich besonders die Adjectiva auf *—εννός* statt *εινος*, wie *φαεννός*, *κλεεννός*, *κελαδεννός* u. a., ferner *αἴτημι* fr. 132 statt *αἰτῶ*.

3. Der Dorismus des Pindar ist viel stärker als z. B. der des Simonides, aber es sind doch auch hier selbst von denjenigen Eigenthümlichkeiten, welche der gesammten Doris angehörten, im Grunde nicht viele angenommen. So ist z. B. niemals die dorische Form der Plur. I auf *—μες* statt *—μεν* gebraucht, wie *λέγομες*, oder *ἦς* für *ἦν*. Von den besonderen Eigenthümlichkeiten der Doris severior, welche bei Alkman vorherrscht, namentlich dem Gebrauche von *ω* und *η* statt der Diphthonge *ου* und *ει* ist der Pindarische Dialekt ganz frei.

4. Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen verschiedene Erscheinungen der Pindarischen Sprache, welche nur einzelnen Zweigen des dorischen Dialektes zukommen, und auch in den gesammten übrigen Ueberresten der dorischen Lyrik sonst nicht gefunden werden, nämlich

a) die verkürzten Accusative *νάσος* Ol. 2, 71, *ἐσλός* N. 3, 50. Die anderen Fälle dieser Verkürzung, und sämmtliche Beispiele des Infinitivs mit verkürzter Endsilbe, wie *γαρύεν* Ol 1, 3, sind unsicher, weil sie nicht durch das Metrum geschützt werden. Es findet sich jene Verkürzung hauptsächlich bei einem Theile der Kretenser, bei den Kyrenäern, auf den Inseln Kos, Astypalaea und Thera, endlich im delphischen Dialekte (Diall. II, §. 21 und p. 565).

b) Ziemlich häufig ist bei Pindar der Gebrauch von *ἐν* statt *εἰς*. Diesen hat unter allen Zweigen der sogenannten Doris nur die von mir sogenannte Doris septentrionalis,

welche in ganz Mittelgriechenland nördlich von Böotien bis in Thessalien hinein herrschte, und in dieser namentlich auch der delphische Dialekt (Diall. II, p. 359). Ausserdem ist dieser Gebrauch auch noch den Böotiern und Thessaliern gemeinsam (Diall. I, p. 213. II, p. 534), aber durchaus nicht den asiatischen Aeolern.

c) Die Elision der Präposition *περί*, welche gleichfalls nicht selten vorkommt, ist von alten Grammatikern (Scholl. und Eustath. ad Il. O, 657) für äolisch erklärt, weil man diese Elision mit dem asiatisch-äolischen Gebrauche verwechselte, die Präposition vor Consonanten zu apokopiren und vor Vocalen in *πέῤ* mit doppeltem *ρ* zu verwandeln, z. B. *πέῤθέτω, περρέχω* für *περιθέτω, περιέχω* (Diall. II, p. 150). Davon ist die Elision, welche sich bei den Aeoliern niemals findet, offenbar wesentlich verschieden. Richtiger rechnet Eustathius Prooem. Pind. p. 12 *πέροδος* statt *περίοδος* Nem. XI, 40 unter die älteren Dorismen des Pindar. Jedoch ist diese Elision durchaus nicht allgemein dorisch, sondern lässt sich, wenn wir von dem Participium *περιών* für *περιιών* bei den attischen Komikern absehen (Thesaur. VI, p. 815) in keinem einzigen der griechischen Localdialekte nachweisen als in dem delphischen; die amphiktyonische Inschrift C. I. n. 1688 hat *πέροδος*.

Fragen wir nun, woher diese besonderen Eigenheiten des Pindarischen Dialektes genommen seien, so bietet sich kein einziger Dialekt dar, der alle vereinigt enthielte als der d e l p h i s c h e, und ich habe desshalb schon früher (Diall. II, p. 410) diesen als die Quelle angedeutet, aus welcher der Dichter geschöpft habe, mit einer Hinweisung auf das Verhältniss des Dichters zum delphischen Tempel. Dagegen hat Hr. Bergk vor einiger Zeit sich sehr verwundert, dass ich das Pindarische *ἐν* statt *εἰς* nicht lieber dem böotischen Mutterdialekte des Dichters entnommen glaube. Die Gründe, welche mich anders bestimmt hatten, waren von mir, wie ich glaube, schon ziemlich verständlich angedeutet. Indess verdient die Sache doch eine etwas ausführlichere Darlegung.

Zu diesem Zwecke muss ich einen Blick auf den Dialekt der Hesiodischen Gedichte werfen. Derselbe unterscheidet sich bekanntlich in verschiedenen Puncten von dem Homerischen. Diese Abweichungen sind nun zum Theile Aeolismen, zum Theile Dorismen, zum Theile Aeolodorismen. Betrachten wir sie nach diesen drei Kategorien.

1. A e o l i s c h (ich nehme den Ausdruck hier im weiteren Sinne, nicht als asiatisch-äolisch) sind folgende Erscheinungen:

a) *αἴνημι* Opp. 683, *ἀρώμεναι* Opp. 22; die Bildung der sonst contrahirten Verba nach Art der Verba auf —*μι* ist sämmtlichen drei äolischen Dialekten gemeinsam.

b) die Accusative *ἄψιν* Opp. 426 und *Θόαν* fr. 138 Marksch. statt *ἀψῖδα* und *Θόαντα;* diese Bildungsweise des Accusativs ist im asiatisch-äolischen Dialekte weit verbreitet, z. B. *κνᾶμιν* und *Αἴαν* für *κνημῖδα* und *Αἴαντα* (Diall. I, p. 113), aber auch dem böotischen Dialekte nicht fremd, dessen Quellen wenigstens Accusative wie *Δαμοτέλειν*, *Καλλικλεῖν* bieten von *Δαμοτέλεις, Καλλικλεῖς* d. i. *Δημοτέλης, Καλλικλῆς* (Diall. I, p. 205).

c) Die dritten Personen *πιλνᾷ* Opp. 510, richtiger *πίλναι* zu schreiben, und *δεικνῦ* Opp. 526 statt *πίλνησι, δείκνυσι* nach der im asiatisch-äolischen Dialekte üblichen Art der Bildung, von welcher schon oben die Rede war.

d) Das declinirte Zahlwort *τριηκόντων* Opp. 696; ähnliches findet sich, abgesehen von späteren Nachahmungen, nur in *πέμπων* und *δυοκαιδέκων* bei Alkäos (Diall. I, p. 128).

2. Für äolisch oder dorisch können gelten

a) die Genitive *μελιᾶν* Opp. 145 und *θεᾶν* Th. 41. Im asiatisch-äolischen Dialekte ist diese Form so gewöhnlich als im dorischen, und dem böotischen nicht fremd (Diall. I, p. 203), obgleich hier die auf *—αων* die herrschende ist;

b) der Gebrauch von *ἐν* für *εἰς*, welcher sich bei Hesiod in *ἐν ἦν ἐγκάτθετο νηδὺν* Th. 487, 89), 899 erhalten hat (vgl. Diall. II, p. 410, 575) ist, wie oben bemerkt, der Doris septentrionalis, dem böotischen und dem thessalischen Dialekte gemeinsam.

c) Die Bildung des Dativs *ἶν* für *οἷ* fr. 12 ist unstreitig dorisch, mag aber auch für böotisch gelten, da Korinna wenigstens *ἑίν* gebraucht hat (Diall. I, p. 208).

3. Zu den Dorismen gehört

a) die Verkürzung der Endsilben im Acc. plur. der Decl. I, schon von den Alten als eine dorische Eigenthümlichkeit des Hesiod bezeichnet (Scholl. Il. E. 269). So *μετὰ τροπὰς ἠελίοιο* Opp. 564, 663, *δεινὰς ἀήτας* Opp. 675, ferner Theog. 60 *κούρᾰς*, 267 *Ἁρπυίας*, 401 *μεταναιέτας*, 534, 653 *βούλᾰς*, 804 *εἰρέᾰς*, fr. 64 *Σκύθᾰς*, auch in der zweiten Declination Sc. 302 *ὠκύποδας λάγος ᾕρευν*. Endlich las ein sehr gewichtiger Gewährsmann, Herodianos, in Th. 521 nicht wie jetzt *δῆσε δ' ἀλυκτοπέδῃσι*, sondern das Participium mit verkürzter Endsilbe *δήσᾰς ἀλυκτοπέδῃσι*.

b) das Zahlwort *τέτορες* Opp. 698 (Diall. II, p. 279); der asiatisch-äolische Dialekt hat *πέσυρες*, der böotische *πέτταρες* (Diall. I, p. 40, 79, 172);

c) die Form *ἦν* für *ἦσαν* in *τῆς δ' ἦν τρεῖς κεφάλαι* und *ἦν ἑκατὸν κεφαλαί* Th. 321, 825 (Diall. II, p. 326); der asiatisch-äolische Dialekt hat *ἔσαν* (Diall. I, p. 147), der böotische *εἶαν* (Keil Syllog. Inscr. Boeot. p. 15); was aus *ἦαν* geworden ist;

d) *ἔδον* Th. 30 und *ἔθεν* fr. 92 nach der richtigen Besserung von Böckh und Schneidewin statt *ἔδοσαν*, *ἔθεσαν* oder *ἔδωκαν*, *ἔθηκαν*. Auch diese Formen gehören nur dem dorischen Dialekte (Diall. II, p. 317); die Böotier haben *ἀνέθιαν* für *ἀνέθεσαν*, *ἀνέθηκαν* (Diall. I, p. 211. II, p. 525) und werden ebenso *ἔδοαν* gesagt haben.

e) Die Elision der Präposition *περί* in *περίαχε* und *περοίχεται* Th. 678, 733 ist oben als eine Eigenthümlichkeit des delphischen Dialektes nachgewiesen.

Es herrscht nun aber hinsichtlich dieser Besonderheiten ein höchst beachtenswerthes Verhältniss zwischen den *Ἔργοις* und der Theogonie. Nämlich entschiedene Aeolismen finden sich nur in den *Ἔργοις*; in der Theogonie ist nicht ein einziges Beispiel. Umgekehrt sind die entschiedenen Dorismen überwiegend in der Theogonie; die *Ἔργα* haben davon nur die Verkürzung der Endsilbe in der zweimal vorkommenden Formel *μετὰ τροπάς ἠελίοιο* 564, 663 und in *δεινὰς ἀήτας* 673, ferner *τέτορες* 698.

Was wird man nun hieraus schliessen dürfen? Zuerst wird es wahrscheinlich, dass der Gebrauch von *ἐν* statt *εἰς*, welcher nur in der Theogonie vorkommt, richtiger zu den Dorismen als zu den Aeolismen zu ziehen ist. Ferner wenn der Dialekt der Hesiodischen Poesie beweiset, dass dieselbe einerseits von dem äolischen Stamme her, ander-

seits von dem dorischen Einflüsse erlitten hat, so geht aus jenem Verhältnisse hervor, dass in den *Ἔργοις* der äolische Einfluss überwiegt, in der Theogonie der dorische.

Man beachte aber weiter, dass die sämmtlichen entschiedenen Aeolismen sammt dem zweideutigeren *μελιᾶν* Opp. 145 mit voller Sicherheit in dem asiatisch-äolischen Dialekte nachgewiesen, dagegen dem böotischen Dialekte grossentheils nur durch unsichere Vermuthung vindicirt werden können. Hiernach muss man geneigt sein, jene Aeolismen lieber auf asiatisch-äolische Einflüsse als auf böotische zurückzuführen.

Die Natur der Hesiodischen Dorismen weiset deutlich auf ihren Ursprung aus der Doris septentrionalis hin, welcher sich auch im Grunde von selbst versteht, ganz speciell aber deuten die bemerkten Verkürzungen und die Elision von *περί* auf den delphischen Dialekt, weil beide Eigenthümlichkeiten, wie früher bemerkt, gerade in diesem erscheinen. nicht aber in den andern norddorischen Mundarten.

Wie stimmen nun diese aus dem Dialekte gezogenen Schlüsse zu unserer sonstigen Kunde von den Verhältnissen der Hesiodischen Poesie? Ich glaube, nur die Hyperkritik kann die historische Persönlichkeit des alten Dichters Hesiodos, sein Leben im böotischen Askra, und seine Abstammung aus Kyme anzweifeln. Unter den vielen ihm zugeschriebenen Werken sind die *Ἔργα* am sichersten sein Eigenthum; die Böotier erkannten nach dem Berichte des Pausanias IX, 31, 4 nur dieses Gedicht als echt an. Damit stimmt es sehr gut, dass gerade die *Ἔργα* jene äolische und zwar wahrscheinlich asiatisch-äolische Färbung des Dialektes haben.

Auf der anderen Seite zeigt sich eine mannichfache Beziehung der Hesiodischen Poesie zu den Doriern und den dorisch-redenden Stämmen des nördlichen Hellas. Dahin gehört der Inhalt des Epos *Αἰγίμιος* und die häufige Beschäftigung mit dem dorischen Stammheros Herakles, z. B. in der Prometheussage der Theogonie, im Scutum Herculis, im *Κήϋκος γάμος*; ferner die Voranstellung des Doros unter den Söhnen des Hellen *Δῶρός τε Ξοῦθός τε καὶ Αἴολος ἱππιοχάρμης*, um manches andere hier zu übergehen. Insbesondere aber erscheint eine Verbindung der Hesiodischen Poesie mit Delphi, dem alten Brennpuncte der Cultur für den dorischen Stamm und das gesammte mittlere Griechenland, natürlich und wahrscheinlich. Dort war frühzeitig der Sitz einer hieratischen Poesie und Musik, als deren halb-mythische Repräsentanten Olen, Philammon und Chrysothemis erscheinen, und der Musencultus, welcher für die Hesiodische Poesie so bedeutungsvoll ist, hatte sich am delphischen Parnass eingebürgert wie am böotischen Helikon. Wie nun bereits Göttling eine merkwürdige Uebereinstimmung in der Ausdrucksweise der Hesiodischen Poesie und der delphischen Orakelsprache nachgewiesen hat, Praef. p. XIV, so kann es nicht überraschen, wenn jetzt auch in dem Hesiodischen Dialekte delphischer Einfluss entdeckt ist, und zwar insbesondere in der Theogonie, welche so unverkennbar einen hieratischen Charakter trägt, wie wir ihn einer delphischen Dichterschule zutrauen dürfen.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu Pindar zurück. Dass er überhaupt epischen und dorischen Dialekt mischte, bedarf nach allem Früheren keiner besonderen Erklärung: ich erinnere nur noch daran, dass er einen wesentlichen Theil seiner musischen

Bildung zu Athen durch den Lasos von Hermione und andere Männer jener dithyrambischen Schule erhielt, deren episch-dorischen Dialekt ich oben charakterisirt habe, s. Schneidew. de vit. Pind. p. LXXVIII. Aber wie steht es mit jenen eigenthümlichen Dorismen des Dichters, welche bei keinem einzigen der übrigen Lyriker erscheinen? Man halte hier folgende Momente zusammen:

1. Dieselben Dorismen finden sich auch in den Hesiodischen Gedichten, und man darf wohl mit dem höchsten Grade der Wahrscheinlichkeit annehmen, dass sie für die beiden böotischen Dichter aus derselben Quelle geflossen sind.

2. Aber im böotischen Dialekte lässt sich unter jenen drei Besonderheiten nur der Gebrauch von ἐν für εἰς nachweisen. Ich habe wahrscheinlich zu machen gesucht, dass derselbe bei Hesiod nicht zu den Aeolismen gehöre. Auch bei Pindar ist es an und für sich bedenklich, jenen Gebrauch auf den böotischen Mutterdialekt zurückzuführen, einerseits weil keiner der übrigen undorischen Dichter des chorischen Melos sich eine Einmischung seines heimathlichen Dialektes in den legitimen episch-dorischen Dialekt erlaubt hat, anderseits weil die Annahme dieses vereinzelten Böotismus ohne Noth die Buntheit des Pindarischen Dialektes vermehren würde. Denn die beiden andern Erscheinungen, die Verkürzung der Endsilben und die Elision von περί, lassen sich mit keinem Schatten der Probabilität als böotisch betrachten. Das einfachste Gesetz der Sparsamkeit verlangt, alle drei Eigenheiten wo möglich aus derselben Quelle herzuleiten.

3. Nun finden sich alle drei im delphischen Dialekte zusammen, und zwar unter allen griechischen Dialekten nur in diesem vereinigt. Dass die Hesiodische Poesie sie daher bekommen habe, ist durch die obige Darstellung hoffentlich zu etwas mehr als einer willkürlichen Behauptung geworden. Aber bei Pindar lässt sich ein Einfluss des delphischen Dialektes auf seine Sprache in dem Maasse mit grösserer Sicherheit annehmen, als hier die historischen Verhältnisse klarer vorliegen. Delphi bildete, wie früher für hieratische Epik, so auch für die weitere Entwickelung der Musik und der chorischen Lyrik einen wichtigen Mittelpunct, insbesondere durch die musischen Agonen der Pythien. Man darf wohl mit Fug voraussetzen, dass dort auch eine einheimische Sängerzunft sich um den Tempel sammelte. Pindar aber, der Ueberlieferung zufolge am Geburtstage des delphischen Gottes geboren, stand sein ganzes Leben hindurch zu seinem Heiligthume in innigster Beziehung. Seine frühesten Epinikien, das älteste Pyth. X schon aus seinem zwanzigsten Jahre, sind zu Ehren pythischer Sieger gedichtet (Schneidew. p. LXXXIV); in Delphi weilte er häufig und hatte dort seinen besondern Ehrensitz (Schneidew. p. LXXXVII); noch nach seinem Tode wurde er auf den Befehl des Gottes von den Delphern hochgeehrt (ibid.). Es ist, denke ich, sehr begreiflich, dass die Pindarische Kunst nicht ohne erheblichen Einfluss von dieser Gemeinschaft mit Delphi geblieben ist und diesen in der Annahme einiger Eigenthümlichkeiten des Dialektes abspiegelt, welche in dem um Delphi gruppirten Dichterkreise schon lange, wie die Hesiodischen Gedichte erkennen lassen, heimisch gewesen sein werden.

Aber es scheint auch noch einer Erklärung zu bedürfen, dass das äolische Element

im Pindarischen Dialekte fast noch stärker als bei Alkman und unendlich viel bedeutender als bei den übrigen chorischen Melikern hervortritt. Auch hier gibt das Verhältniss zu Delphi eine ungezwungene Lösung. Wie Terpander in den achtjährigen musischen Agonen zu Pytho viermal hintereinander den Preis gewann, so werden auch nach ihm hier die lesbischen Kitharoden nicht weniger dominirt haben als bei den Karneen, und man kann leicht begreifen, dass dadurch Aeolismen sich in die Sprache der delphischen Lyrik in nicht geringerem Maasse einbürgern konnten, als sie es bei der lakonischen Lyrik gethan hatten.

So wäre denn also auch der Dialekt des Pindar, der unter allen die auffallendste Mischung verschiedenartiger Elemente zeigt, in allen seinen wesentlichsten Bestandtheilen auf historische Quellen zurückgeführt. Eine detaillirte Untersuchung desselben, namentlich auch hinsichtlich seiner verschiedenartigen Beschaffenheit in verschiedenen Arten der Oden, liegt ausserhalb des Kreises dieser Untersuchung; ich bemerke nur, dass die früher über diesen Punkt aufgestellten Ansichten einer Revision bedürfen, nachdem das Verhältniss der dorischen und äolischen Dialekte klarer geworden ist.

Es bleibt jetzt noch übrig, die zerstreuten Resultate unserer Betrachtungen in übersichtlicher Weise zusammenzufassen.

Bis zum Beginne einer kunstmässigen Lyrik war der epische Dialekt unter allen Griechen die herrschende Sprache der Poesie. Es war natürlich, dass die lyrische Poesie bei ihrem Entstehen sich diesen poetischen Dialekt aneignete, insoweit derselbe sich mit ihrem eigenthümlichen Charakter vertrug, welcher dem Epos gegenüber im Allgemeinen als ein subjectiver bezeichnet werden kann. Diese Subjectivität der Lyrik brachte es mit sich, dass einerseits die zu sehr veralteten und dem natürlichen Sprachbewusstsein des Dichters fremdartigen Elemente des epischen Dialektes beseitigt, anderseits manches aus seinem Mutterdialekte aufgenommen wurde; der Grad der Abweichung von der epischen Sprache steht im Verhältniss zu dem bei jedem Zweige der Lyrik herrschenden Grade der Subjectivität. In dieser Weise entstanden

1. die elegischen Dialekte, durch eine geringe Beimischung der heimathlichen Dialekte in den gemässigten epischen Dialekt;

2. die verschiedenen dorisch-epischen Dialekte, nämlich

a) der dithyrambische Dialekt mit sehr mässiger dorischer Färbung;

b) der Dialekt des Stesichoros mit stärkerem Hervortreten des sicilisch-dorischen Bestandtheiles;

c) der Dialekt des Timokreon mit sehr schwachem epischem Elemente, entsprechend dem subjectiv-schmähenden Inhalte;

3. der böotisch-epische Dialekt der Korinna, in welchem trotz des epischen Inhaltes ihrer Melik doch das epische Element sehr unbedeutend erscheint, was auf Rechnung der bei dem Weibe überwiegenden Subjectivität kommen wird;

4. der Dialekt der trochäischen Poesie, in welchem die heimathliche Sprache nur einen geringen epischen Anflug zeigt.

Aber in einigen Zweigen der lyrischen Poesie ist die subjective Richtung so entschieden vorherrschend, dass hier jede Einmischung epischer Sprache in die eigene Mundart des Dichters ungeziemend erscheinen musste. Dies ist der Fall

1. bei der iambischen Poesie der Ionier,

2. bei der melischen Poesie der Aeolier, wenigstens des Alkäos und der Sappho; denn es ist wahrscheinlich, dass vor diesen auch die äolische Lyrik einen objectiveren Charakter trug und sich demgemäss eines äolisch-epischen Dialektes bediente.

Der ionische und der äolische Dialekt waren aber mit jenen Zweigen der Poesie alsbald so innig verwachsen, dass sie auch bei ihrer Verpflanzung auf fremden Boden nicht ganz abgestreift werden konnten, wenn auch bei dem höchst subjectiven Charakter jener Dichtungsweise der Mutterdialekt der Dichter entschieden vorherrschen musste. Auf diese Weise entstand

1. der attisch-ionische Dialekt in den Iamben des Solon,

2. der ionisch-äolische in den Liedern des Anakreon,

3. der dorisch-äolische, welcher in den Liedern der Telesilla und Praxilla geherrscht zu haben scheint.

Die lesbische Lyrik übte aber auch auf die chorische Lyrik, welche zunächst unter dem dorischen Stamme zur Entwickelung gekommen war, von Terpander an einen bedeutenden Einfluss aus, und hieraus gehen dann die verschiedenen episch-dorisch-äolischen Dialekte hervor:

1. der Dialekt der undorischen Dichter Ibykos, Simonides, Bakchylides, in welchen das epische Element entschieden überwiegt, das dorische sehr gemässigt und das äolische ganz schwach Perscheint;

2. der Dialekt des Alkman, in welchem die lakonische Doris eine erhebliche Einmischung des äolischen und des epischen Dialektes erlitten hat;

3. der Dialekt des Pindar, in welchem epischer, äolischer und delphisch-dorischer Dialekt in einer solchen Weise gemischt sind, dass es schwer fällt, eines von den drei Elementen für überwiegend zu erklären.

Ich hoffe nach dieser Uebersicht meinen zu Anfang ausgesprochenen Satz, dass die Mischung der Dialekte in der lyrischen Poesie der Griechen keineswegs auf einer subjectiven Willkür der Dichter, sondern auf den litterär historischen Verhältnissen theils des alten epischen Dialektes theils der verschiedenen Stammdialekte beruhe, mit einigem Vertrauen auf Beistimmung wiederholen zu dürfen. Aber man möge mich nicht missverstehen: der Satz gilt in vollem Maasse als Norm nur hinsichtlich der Frage, aus welchen verschiedenen Dialekten die Sprache eines jeden Dichters gemischt sein kann. Ich glaube in dieser Beziehung genügend nachgewiesen zu haben, dass bei keinem Lyriker etwas aus einem Dialekte zu finden ist, dessen Litteratur nicht bestimmend auf den Geist seiner Poesie eingewirkt hat. Es ist z. B. ebenso unrichtig bei Anakreon Dorismen finden zu wollen, als etwa bei Pindar Ionismen, weil die Anakreontische Lyrik ebensowenig mit der dorischen Poesie zu thun hat, als die Pindarische mit der ionischen. Die Idee, welche

man wohl gehegt hat, als habe irgend ein griechischer Dichter der guten Zeit das Recht gehabt, die Formen beliebiger Dialekte nach seinem Urtheile über ihren ästhetischen Eindruck zu mischen wie ein Maler die Farben, widerspricht durchaus dem wirklichen Thatbestande. Aber freilich blieb für den Tact und die künstlerische Einsicht jedes Dichters noch ein weiter Spielraum hinsichtlich des Verhältnisses der Mischung aus den gestatteten Elementen. Nicht alle griechischen Dichter sind Meister ersten Ranges gewesen; das erkennt man auch bei diesem Puncte. Wenn Korinna für ihre epische Lyrik den böotischen Dialekt nur mit geringer epischer Färbung verwandte, so halte ich das ohne Anstand für einen Missgriff. Nur Lyriker zweiten Ranges haben sich die pseudo-epischen Formen ἔχησι, θάλπησι u. dgl. erlaubt, nämlich Ibykos und Bakchylides, oder die seltsamen epischen Formen auf —φι (ν), nämlich Alkman und Ibykos; denn τεκνόφι bei Simonides habe ich oben mit gutem Grunde verworfen. Musterhaft in ihrer Behandlung der Dialektmischung stehen, wenn ich nicht irre, besonders Archilochos, Simonides und Pindar da. Bei Archilochos sieht man in den Elegien, den Trochäen und den Iamben eine dem Geiste und Tone dieser Dichtungsarten auf's feinste angepasste Abstufung des Dialektes. Der Dialekt des Simonides in seinen melischen Gedichten, um hier nur von diesen zu reden, verdient viel eher den Namen einer κοινή als der Pindarische. In ihm hat die epische Sprache als ein Gemeingut des hellenischen Volkes unter weiser Beseitigung der störenderen Elemente nur insoweit eine dorische und äolische Färbung erhalten, um den eigenthümlichen Geist der dorischen und der äolischen Lyrik durchschimmern zu lassen: er enthält alle Elemente der edleren lyrischen Sprache in maassvoller Eleganz vereinigt. Endlich Pindar hat nicht wie Simonides die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der verschmolzenen Dialekte zu zierlichen Masern in einer glatten Fläche abgeschliffen; er hat ihnen nur die rauhesten und unvereinbarsten Ecken abgebrochen und lässt sonst gleichsam die Geister dieser Dialekte aufeinanderplatzen, in dem sicheren Bewusstsein seiner Kraft, die Kämpfenden mit einem quos ego! zur Ordnung zu rufen und ihre Disharmonie zu einer befriedigenden Auflösung zu führen.

Fragen wir also noch einmal wie es gekommen sei, dass die Griechen in ihrer Poesie das Wagniss der Dialektmischung unternahmen und in derselben allein unter allen Völkern ein wichtiges Kunstmittel gewannen, so ergibt sich folgende Antwort. Der Grund liegt nicht in der geographischen Verschlingung mannichfaltiger Stammdialekte, sondern vielmehr in dem Umstande, dass bei verschiedenen der hellenischen Stämme, als ihr individuelles Stammleben noch in kräftigster Blüthe stand, sich verschiedene Weisen der Dichtung ausbildeten, dem Charakter ihrer Stämme und ihrer Dialekte entsprechend, und dass bei dem lebendigen poetischen Wechselverkehre unter den gesammten Hellenen, welchen vorzüglich die Panegyren mit ihren musischen Wettkämpfen und die wandernden Sänger beförderten, die eigenthümliche Kunst eines jeden Stammes dem anderen in ihrem ursprünglichen Dialekte bekannt und lieb wurde, dass mit den Klängen bestimmter Dialekte sich die Eindrücke ihrer eigenthümlichen Dichtungsweisen für jedes hellenische Ohr untrennbar verbanden und selbst durch ein leises Anschlagen der Saiten eines jeden Dialektes sym-

pathetisch erweckt werden konnten. Man schreibt jeder Sprache und jedem Dialekte mit Recht einen bestimmten Charakter zu; aber dieser ist doch viel weniger entschieden ausgeprägt als man gemeiniglich anzunehmen geneigt ist. Hätten die Athenienser dorischen Dialekt nur im Marktverkehre mit ihren megarischen Nachbarn kennen gelernt, sie würden nimmermehr mit demselben den Eindruck des Würdigen und Schwungvollen verbunden haben, der ihnen von der dorischen Dithyrambik her zugeflossen war; und so hängt überall die Geltung eines Dialektes in den Mischungen nicht sowohl von seinem absoluten Charakter ab, als von dem Geiste der Poesien, in welchen er den andern Stämmen bekannt geworden war. Kurz die Dialektmischung der griechischen Dichter (den epischen Dialekt lasse ich hier ganz ausser Frage) beruht auf der häufigen dem griechischen Volke gebotenen Gelegenheit, fremde Dialekte in Dichtungen eines bestimmten Charakters zu hören. Wenn dadurch Anfangs ganz unwillkürliche Mischungen veranlasst wurden, so entstand allmälich daraus ein bewusstes Kunstmittel, aber ohne dass in der älteren Zeit jemals der historische Boden, auf dem der Gebrauch erwachsen war, mit subjectiver Willkür verlassen wäre; und wir haben wie überall so auch bei diesem Puncte Grund, die griechische Kunst einerseits wegen der Naturgemässheit zu bewundern, mit welcher sie sich aus den historischen Verhältnissen entwickelte, anderseits wegen der Grösse des Genius, welcher jedes gegebene Element, mochte es auch noch so widerstrebend scheinen, sich dienstbar zu machen und in ein wirksames Mittel der Kunst zu verwandeln wusste.

Auf die Einladung des Vorsitzenden zur Discussion über diesen Vortrag nahm Professor Dr. *Forchhammer* aus Kiel das Wort, musste jedoch schon nach dem Eingange seiner Rede wiederholt erinnert werden, dass die knapp zugemessene Zeit nur solche Erörterungen gestatte, die mit dem vorliegenden Gegenstande in unmittelbarer Beziehung ständen, wesshalb er sich begnügte kurz zu erklären, dass er die Versammlung zur Bildung einer neuen Section für Mythologie aufzufordern beabsichtigt habe und dazu mitzuwirken bereit sei. Auch darauf musste ihm aber bemerkt werden, dass die Frist, welche in der ersten Sitzung für die Einbringung derartiger Anträge anberaumt worden, bereits verstrichen sei; und nachdem auch die Versammlung sich einstimmig mit dieser Ansicht des Vorsitzenden wie mit seinem ganzen Verfahren in dieser Angelegenheit einverstanden erklärt hatte, ging letzterer zu einer mittlerweile von der orientalistischen Section erhaltenen Mittheilung über. Diese hatte nämlich dem Schulrathe Dr. *Grotefend* aus Hannover als Ausdruck ihrer Theilnahme an dem fünfzigjährigen Gedächtnisse seiner so erfolgreich gewordenen keilschriftlichen Entdeckungen eine Votivtafel überreicht, die nunmehr auch in der allgemeinen Versammlung in Gegenwart des Jubelgreises verlesen und mit der Anerkennung seiner eben so namhaften Verdienste auf dem philologischen und pädagogischen Gebiete verbunden werden sollte; leider aber war derselbe bereits aus der orientalistischen Sitzung fortgegangen, und der Vorsitzende beschränkte sich daher für heute auf die Vorlesung der Votivtafel, die folgendermassen lautet:

DEM VIELVERDIENTEN EHRWÜRDIGEN GELEHRTEN

IN UNSERER MITTE

GEORG FRIEDRICH GROTEFEND

WELCHER IN DER ENTZIFFERUNG DER ZUVOR VON EUROPÄISCHEN GELEHRTEN MEHR NUR ANGESTAUNTEN UND SCHON ALS UNERKLÄRLICH RÄTHSELHAFT BETRACHTETEN KEILSCHRIFTEN DEN ERSTEN RICHTIGEN GRUND ZU FINDEN DEN BEHARRLICHEN MUTH DEN DURCHDRINGENDEN SCHARFSINN UND DAS GLÜCKLICHE GESCHICK HATTE,

DIESE FOLGENREICHE ENTDECKUNG SEINER JUGEND, OBWOHL SIE DREI JAHRZEHENDE LANG VON ANDERN NICHT WEITER VERFOLGT UND GEFÖRDERT WURDE, STETS FESTHIELT UND MIT GLEICHEM EIFER FORTFÜHRTE,

DANN ALS SIE ENDLICH NACH DEM GEWINNE GANZ NEUER GUTER HÜLFSMITTEL VON ANDERN WEITER AUSGEBILDET WURDE, NEIDLOS DIESE FORTSCHRITTE SEINER NACHFOLGER ANERKANNTE UND NOCH JETZT IM HÖHEREN ALTER DIESE NEUE WISSENSCHAFT AUCH DURCH EIGNE FORSCHUNGEN ZU ERWEITERN NICHT ERMÜDET,

UND ALLE DIESE DIENSTE DER WISSENSCHAFT ERWIES NICHT ETWA WEIL IHN DAS BESONDRE AMT ODER GROSSE MUSSE DAZU EINLUD, SONDERN MITTEN UNTER DEN MÜHEVOLLEN BESCHÄFTIGUNGEN EINES VERSCHIEDENARTIGEN AMTES UND NEBEN SO VIELEN ANDERWEITIGEN WISSENSCHAFTLICHEN FORSCHUNGEN WERKEN UND VERDIENSTEN:

IHM

WÜNSCHT IN DEMSELBEN MONATE, WO ER VOR EINEM HALBEN JAHRHUNDERTE DER HIESIGEN K. GESELLSCHAFT DER WW. DIE ERSTEN STÜCKE SEINER ENTZIFFERUNG ÖFFENTLICH VORLEGTE,

ZU DIESEM WERKE SEINES LEBENS

UND

ZU DER FROHEN RÜSTIGKEIT SEINES GOTTGESEGNETEN ALTERS

HERZLICH GLÜCK

DIE DEUTSCHE MORGENLÄNDISCHE GESELLSCHAFT

UND IN DEREN NAMEN

EWALD, PRÄSIDENT DER GÖTTINGER VERSAMMLUNG.

BERTHEAU, VICE-PRÄSIDENT DER GÖTTINGER VERSAMMLUNG.

WÜSTENFELD, SCHRIFTFÜHRER DER G. V.

BLAU, ZWEITER SCHRIFTFÜHRER DER G. V.

GÖTTINGEN DEN 30. SEPTEMBER 1852.

Hierauf hätte zunächst der Vicepräsident, Professor Dr. *Schneidewin*, über einige Stellen in Sophokles Elektra sprechen sollen; der vorgerückten Zeit wegen aber verschob dieser seinen Vortrag auf morgen und bat vielmehr den Oberbibliothekar Dr. *Preller* aus Weimar um die versprochenen

Mittheilungen über seine Reise in Griechenland,

von welchen derselbe zwar, da sie nur aus der lebendigen Erinnerung gemacht worden, eine schriftliche Ausarbeitung abgelehnt hat, deren wesentlicher Inhalt jedoch dem nachgeschriebenen Protokolle zufolge dieser war:

Seine Absicht sei gewesen, auf der Reise ein Bild des ganzen Landes zu gewinnen. Er und seine Begleiter *Göttling* und *Hettner* seien direct über Triest gereist. Auf der sehr günstigen und schnellen Fahrt hätten sie eine schöne Ansicht von Korfu gehabt, dann den Peloponnes umschifft, so dass sie die Gebirge Arkadiens und der Maina, namentlich den Taygetos, übersehen hätten. Weniger lohnend sei die Fahrt zwischen den Kykladen gewesen, weil das ungünstige Wetter wenig Aussicht gestattet habe. Bei Nacht seien sie mit dem Dampfboote im Piräeus angekommen, so dass ihnen das Land ihrer Sehnsucht, wie einst dem Odysseus sein Ithaka, im Dunkel erschienen sei. Ein nebliger Morgen habe ihnen Athen zuerst gezeigt, wohin sie vom Piräeus in Droschke gekommen seien. Man eile zuerst zu den wichtigsten Puncten, dann erst gewinne man eine allgemeine Uebersicht.

Der erste Eindruck sei höchst schmerzlich wegen der gewaltigen Zerstörung, deren Spuren man finde: es sei ein grosses Leichenfeld der Vorzeit. Namentlich auf der Burg sei dieses Gefühl drückend: in Italien hätten die Barbaren nur kurze Zeit geherrscht, in Griechenland viel länger, so dass ein anderer Reisender (Dr. Merian aus Basel) gesagt habe, hier scheine die Geschichte einen Sprung gemacht zu haben von Epaminondas auf Kolokotroni, dazwischen habe der Zahn der Zeit gezehrt. Griechenland gewähre Hoffnung, aber keine Befriedigung. Man finde unter einander Byzantinisches, Türkisches, und Früchte der neuesten europäischen Civilisation. Erst allmählich gewöhne man sich und dann gebe es allerdings keinen grösseren Genuss, als in diesen herrlichen Gegenden umherzustreifen, sei es allein, sei es in Begleitung von Freunden.

Was die Gelehrten und die gelehrten Anstalten betreffe, so habe *Göttling* grosse Verschiedenheiten zwischen jetzt und früher wahrgenommen. Die früheren Gelehrten, Ross, Schaubert u. A., die grosse Verdienste haben, seien durch die Revolution von 1843 verdrängt oder so gekränkt worden, dass sie sich zurückgezogen hätten. Von Bedeutung sei unter den Griechen namentlich Rangabé, ein Mann reich an Kenntnissen, dabei höchst freundlich und human, der ihnen seine Zeit vielfach gewidmet habe, um sie herumzuführen· augenblicklich sei er beschäftigt, den zweiten Theil seiner Antiquités Helléniques herauszugeben. Ausserdem verdiene Pittakis Anerkennung, der schon in der Türkenzeit die Aufgabe verfolgt habe, die Reliquien des Alterthums zu sammeln

und zu verzeichnen: er sei jetzt Conservator der Sammlungen. Die archäologische Societät (*ἑταιρία*), welche auch eine archäologische Zeitung herausgebe, hätten sie einmal besucht: früher sei Rangabé lange Zeit Secretär gewesen, doch habe er wegen entstandener Misshelligkeiten seine Thätigkeit eingestellt. Die auf diese Weise zwischen ihm und der archäologischen Gesellschaft entstandene Spannung sei für einen Dritten höchst unangenehm; die Ausgrabung des *βουλευτήριον* habe Nichts geändert, die Eifersucht dauere fort und hindere die Arbeiten.

Die Sammlungen seien sehr reich, da sie auch vereinigen, was anderswo in Griechenland gefunden werde. Doch liessen sie viel zu wünschen übrig, denn Alles sei zu provisorisch. Vorzügliche Sculpturen seien im Theseion aufgestellt, doch würden auch andere Räume benutzt, wie die Stoa Hadrians, die Propyläen und andere Räume der Akropolis. Zwar habe Athen einen erfreulichen Aufschwung genommen, aber noch keine Mittel gefunden, die Sammlungen gehörig zu bergen, und doch sei es eine Pflicht, ein Museum zu gründen, um die Alterthümer zu schützen. Denn die Sachen ständen jetzt theilweise unter freiem Himmel, der Beschädigung im höchsten Grade ausgesetzt, so dass noch kürzlich eine schöne Figur an Händen und Füssen beschädigt worden sei.

Die Ausgrabungen hätten manche hübsche Resultate geliefert. Zwar fehle es an Mitteln, doch sei manches gefunden, namentlich gelegentlich beim Häuserbau, wie die Grundlagen des *βουλευτήριον* mit vielen Inschriften, unmittelbar unter der Burg. Nach Pausanias u. A. müsse das *βουλευτήριον* dort gestanden haben. Es sei eine lange Reihe schöner Mauern aufgefunden, und die Inschriften seien Zeugnisse für das *βουλευτήριον*: die Form des Gebäudes habe sich noch nicht entschieden herausgestellt, wenn jedoch auch die genannte Bestimmung noch nicht erwiesen sei, so sei sie doch höchst wahrscheinlich. Dagegen lasse sich nur sagen, dass viele Veränderungen vorgegangen zu sein scheinen, in einer Zeit, die man nicht verfolgen könne; da könne freilich mancher Stein mit Inschrift aus dem *βουλευτήριον* hierhergekommen sein. Die Ausgrabungen würden fortgesetzt, doch scheine das Wichtigste nunmehr gefunden zu sein. Fruchtbar sei auch die Gegend bei dem königlichen Schlosse, wo der Park liege, der nach der Anleitung des Königs und der Königinn weiter ausgedehnt werde. Vor der Hand seien lange Züge von alten Grundmauern gefunden und noch mehr zu erwarten. Man habe da das Lykeion gesucht, *Göttling* das Kynosarges: er wolle sich nicht bestimmt darüber entscheiden, denn Hadrian habe da vielfach gebaut. Man habe Reste einer Wasserleitung gefunden, die vom Lykabettos nach dem Ilissos geführt habe, Mosaikfussböden, Gräber: kurz, es sei ein höchst fruchtbares Terrain, doch müsse mehr systematisch gegraben werden. — Viel sei auf der Burg geschehen, so in Bezug auf den nun gesäuberten Parthenon, und namentlich auf das Erechtheion mit seinen Karyatiden, das wohl ein unlösbares Problem bleiben werde. Unter der Halle, die den Haupteingang dazu bilde, zeige man die Spuren von dem Dreizacke des Poseidon. Was die Entdeckung der Treppe zur Burg betreffe, so habe die französische archäologische Gesellschaft Stufen gefunden, vorn fast lauter türkische Reste, doch tiefer unter der jetzigen Treppe ausgehauene Stufen, stark von Schutt bedeckt. — Ausserhalb

Athens sei namentlich das Amphiaraion bei Oropos, die Traum-Orakelstätte, untersucht. Sie sei für Athen wichtig gewesen, namentlich als die bei Theben veraltet sei. Welcker u. A. hätten Vermuthungen darüber aufgestellt, schliesslich sei es richtig an dem Orte ausgegraben worden, wo es Leake vermuthet. Die Inschriften bestätigen die Ausgrabungen: namentlich sei interessant eine Zusammenstellung von musischen und gymnischen Kämpfen, die dort gefunden sei. — Müller's Denkmal, die weisse Stele, habe eine beneidenswerthe Stelle. Auf allen Seiten schimmere sie durch das Grün, von den Bauern das Denkmal des διδάσκαλος genannt und weithin bekannt. Auf einem Untersatze von 4 Stufen stehe die Stele, bedeckt von einem Aufsatze mit Palmettenverzierung: doch sei die Stele etwas zu hoch und so blendend weiss, dass man kaum die Inschrift lesen könne.

Nachdem sie Athen und die nächste Umgegend gesehen, hätten sie ihre Reise nach dem Peloponnes angetreten, die über Eleusis, Megara, Nemea, Argos, Tiryns, Nauplia, am Lernäischen Sumpfe vorbei, nach Arkadien gegangen sei. Man solle sich Arkadien nicht als ein zu herrliches Land vorstellen; es sei sehr kalt gewesen, die Locale und Nachtquartiere schauderhaft, reich an Unsauberkeit und Ungeziefer, was man indessen bei dem Ritte durch die herrlichen Gegenden vergesse. Dann seien sie über Tripolitza und Megalopolis nach Messenien und Olympia gekommen: auf der Rückreise hätten sie einen unwirthlichen Theil Arkadiens passirt, und seien schliesslich über das Kloster Megaspilion in Achaja, Sikyon und Korinth zurückgekehrt.

Die zweite Reise habe er mit *Hettner* gemacht, über Rhamnus, Oropos, die Ebene des Asopos, Theben, den Kopais-See, nach Delphi, wo sie einen Tag geblieben seien, in derselben Wohnung wie Müller. Die Leute erinnern sich seiner noch, auch sehe man noch die Spuren seiner Arbeit in den von ihm aufgedeckten Mauern. Bei einem Hausbau sei viel gefunden worden, namentlich wieder Spuren der Ringmauer, auch verschiedene Säulenstücke, doch sei die nähere Bestimmung schwierig. Delphi habe sich in den letzten 10 Jahren bedeutend erweitert, vom Stadium bis zur äussersten Ringmauer, wodurch Nachgrabungen sehr erschwert würden. — In Athen seien sie 8 Tage noch gewesen nach der Rückkehr, dann seien sie nach traurigem Abschiede abgereist. Die Rückfahrt sei über Smyrna und Konstantinopel gegangen, wo sie noch manches Interessante gesehen hätten: desto langweiliger sei aber die Bergfahrt auf der Donau gewesen, vor welcher sie die Reisenden sehr warnten.

Zu einer weiteren Erörterung boten diese mit lebhafter Theilnahme vernommenen Mittheilungen der Natur der Sache nach keinen Anlass dar; und es folgte daher alsbald Professor Dr. *Weil* aus Besançon, der den wesentlichen Inhalt seines gleichfalls frei gehaltenen Vortrages in nachstehender Skizze zusammengedrängt hat:

Ein Wort über antiken Wortaccent in Bezug auf Metrik.

Wir reden die alten Sprachen mit unserem modernen Organe, wir hören sie mit unserem modernen Ohre: der Deutsche, der Franzose, jedes Volk trägt seine eigenen Gewohnheiten in die Aussprache des Griechischen und Lateinischen über. Das ist natürlich und unvermeidlich. Aber wir müssen uns hüten, dass diese praktische Gewohnheit nicht auch auf die Theorie Einfluss übe, dass wir uns nicht dadurch verleiten lassen, auf die allgemeine Aehnlichkeit menschlicher Sprache zu grosses Gewicht zu legen, und die wesentliche Verschiedenheit zwischen Antikem und Modernem nicht genug hervortreten zu lassen. Erlauben Sie mir, diese Bemerkung auf einen allerdings sehr subtilen, fast ungreifbaren Theil der Aussprache, die Betonung, anzuwenden.

Der Accent spielt bekanntlich in unseren modernen Sprachen eine andere und viel bedeutendere Rolle als in denen des Alterthums; er ist nach und nach dahin gelangt die Quantität zu beherrschen und zu verdunkeln. Diese veränderte Rolle steht, glaube ich, in Verbindung mit einer Veränderung der Natur selbst des Accentes. Man kann den Accent auf zwei verschiedene Weisen auffassen, oder vielmehr zwei Elemente in demselben unterscheiden. Einmal wird die betonte Silbe mit grösserer Energie, mit einem besonderen Nachdrucke ausgesprochen; dann aber kann man sich die Sache auch so vorstellen, als ob die Tonsilbe eine höhere musikalische Note erhalte. Diese beiden Dinge stehen nun freilich in nahem Zusammenhange: eine höhere Note scheint grösseren Nachdruck, grösserer Nachdruck einen höheren Ton herbeizuführen. Allein sie sind offenbar nicht identisch, und die Musik zeigt, dass sie sich keineswegs nothwendig bedingen: dem guten Tacttheile kann recht wohl eine tiefere, dem schlechten eine höhere Note zufallen. So kann denn auch in verschiedenen Sprachen der Wortaccent das eine oder das andere dieser Elemente vorherrschen lassen, wesentlich den Charakter eines grösseren Nachdruckes der Stimme, oder den einer höheren Intonation tragen.

In den modernen Sprachen ist offenbar das Erstere der Fall. Die neueren Grammatiker, insofern sie nicht unter dem Einflusse antiker Terminologie stehen, pflegen zu sagen, dass in jedem Worte eine Silbe besonders nachdrücklich ausgesprochen werde, und dass man diese die Tonsilbe nenne. Der Componist, der Worte in Musik setzt, sucht diese Tonsilben unter die guten Tacttheile zu bringen; wo nicht, verletzt er unser Ohr auf unangenehme Weise. Dies ist für die germanischen, wie für die romanischen Sprachen wahr, ja sogar für das Französische, wo der Wortaccent doch so wenig in's Ohr fällt. Der Wortaccent hat offenbar in unseren Sprachen die grösste Aehnlichkeit mit dem, was die Musiker den guten Tacttheil, die neueren Metriker die Arsis nennen: er besteht, wie diese, wesentlich in einem grösseren Nachdrucke der Stimme.

In den alten Sprachen hingegen war die Betonung wesentlich musikalisch, hatte die Natur einer höheren oder tieferen Note *): die bestimmtesten Zeugnisse lassen hierüber

*) Condillac, l'Art d'écrire, im Anhange, hat dies sehr bestimmt ausgeführt. Ueber die Ge-

keinen Zweifel zu. Ich erinnere zuerst an die Ausdrücke *προσῳδία*, accentus, d. h. begleitenden Gesang; an die Bezeichnungen *ὀξεῖα* und *βαρεῖα*, deren musikalische Geltung ja bekannt ist. Dionys von Halikarnass (de comp. verb. c. 11) sagt auf das Bestimmteste, zwischen dem Acut und dem Gravis liege das Intervall einer Quint. Die Stelle dieses Schriftstellers ist zwar sehr bekannt, aber so wichtig, dass ich um die Erlaubniss bitten muss, einen Augenblick dabei zu verweilen. Dionys wirft die Frage auf, in wie weit die natürliche Beschaffenheit der Sprache den Componisten binde, und fasst hierbei Quantität und Accent besonders in's Auge. Er weist nach, wie frei die Musiker mit den Längen und Kürzen der Sprache schalten, und kommt dann auch auf das Verhältniss des Wortaccentes zu der musikalischen Composition zu reden. Ein neuerer Theoretiker würde unfehlbar bei Erörterung dieses Punctes von der Uebereinstimmung der Wortaccente mit den Arsen oder guten Tacttheilen geredet haben. Allein davon sagt Dionys nicht eine Silbe, es kommt ihm gar nicht in den Sinn, dass zwischen den metrischen oder musikalischen Hebungen und der Aussprache der Tonsilben eine Verwandtschaft bestehen könne. Er fragt nur, ob die Musiker genöthigt seien auf oxytonirte Silben höhere Noten zu legen als auf barytonirte, und er zeigt an einem Beispiele, dass diese Beschränkung, welche alle Musik fast unmöglich machen würde, nicht Statt findet. Nichts kann bezeichnender sein für die wesentliche Verschiedenheit des modernen und des antiken Wortaccentes: es handelt sich nur darum, diesen Unterschied entschieden festzuhalten. Lässt man ihn ausser Augen, vermischt man antike und moderne Aussprache, so verwickelt die Theorie der einfachsten Versarten in unauflösliche Schwierigkeiten. Der Hexameter

ἁζόμενοι Διὸς υἱὸν, ἑκηβόλον Ἀπόλλωνα

verliert, wenn man die Accente in unserer Weise, d. h. als nachdrückliche Silben, tönen lässt, allen Rhythmus. Ebenso dieser virgilische Vers:

Itáliam fáto prófugus Lavináque vénit.

Allein man begreift recht wohl, dass wesentlich musikalische Wortaccente, die wir freilich nicht mehr nachzuahmen vermögen, mit den metrischen Hebungen nicht zusammenzufallen brauchten, in keinerlei Collision mit denselben geriethen. Sie fügten den antiken Versen einen besonderen Reiz, eine von dem Rhythmus unabhängige Harmonie, einen „begleitenden Gesang" bei, von dem wir verzichten müssen uns eine genaue Vorstellung zu machen.

Indem ich einem griechischen ein lateinisches Beispiel hinzufügte, habe ich eigentlich nicht ganz Gleichartiges zusammengemischt. Man kann nicht zweifeln, dass sich die lateinische von der griechischen Betonung unterschied: der Accent der Römer scheint etwas steiferes, härteres, minder musikalisches gehabt zu haben, wenn wir den Ausdruck des Quintilian (XII, 10) rigor quidam so deuten dürfen. Allein bei der grossen Entfernung der Zeiten und Dinge wäre es zu gewagt, auf feinere Nüancen näher eingehen zu wollen: wir müssen uns bescheiden, nur die Hauptzüge aufzufassen. Da lässt sich nun nicht ver-

---

schichte des Accentes und den Gegensatz zwischen antiker und moderner Betonung verweise ich auf Benloew de l'accentuation. Paris 1847. p. 40, 260, 293.

kennen, dass die lateinische Verskunst, wenigstens seit dem Zeitalter des Augustus, den Wortaccent eben so wenig berücksichtigt als die griechische, und wir dürfen daraus schliessen, dass damals in dem Munde eines gebildeten Römers Accent und Ictus sehr verschieden lauteten. Gegen diese Ansicht könnte, so viel ich sehe, nur ein Bedenken erhoben werden. Bekanntlich vermeiden Virgil und seine Nachfolger einen Hexameter mit einem Worte zu schliessen, das einen Ionicus a minori bilden würde. Verse wie diese des Ennius:

quum neque Musarum scopulos quisquam superarat,

finden sich bei ihnen fast gar nicht mehr. Diese Eigenthümlichkeit wird gewöhnlich, nach G. Hermann's Vorgange, aus dem Streben erklärt, in den beiden letzten Versfüssen Wortaccente und metrische Hebungen zusammenfallen zu lassen. Das Factum ist unbestreitbar, die Erklärung aber scheint mir sehr zweifelhaft. Zuerst fällt mir auf, dass Ennius und die übrigen Dichter der älteren Periode, in welcher man gerade einen sehr bedeutenden Einfluss des Wortaccentes annimmt, diese Regel noch nicht beachten, während sich die Dichter eines von griechischer Bildung durchdrungenen Zeitalters an dieselbe binden. Dann finde ich, dass ionische Versausgänge wie der Lucrezische mente animoque, in welchen Accent und Ictus ja doch zusammenfallen, nicht minder vermieden werden als diejenigen, in welchen dieses nicht Statt findet. Endlich scheint mir die Art, wie gleichzeitige Dichter den iambischen Trimeter behandeln, für die Erklärung des vorliegenden Factums entscheidend. Bei Seneca schliesst die grosse Mehrzahl, wohl mindestens fünf Sechstel, der Iamben mit einem zweisilbigen Worte, viele sogar mit zweien, in der Weise des ovidischen Verses:

servare potui, perdere an possim rogas.

Diese beiden Erscheinungen im Trimeter und im Hexameter sind offenbar analog, und dennoch scheinen sie, vom Gesichtspuncte des Wortaccentes aus, widersprechend. Am Schlusse der Hexameter fallen Accent und Ictus zusammen, am Schlusse der Iamben fallen sie im Gegentheile auseinander. Wie erklärt sich diese entgegengesetzte Behandlung? Die Dichter suchten ebensowenig in dem einen Verse die Uebereinstimmung, wie in dem anderen den Widerspruch zwischen Accent und Ictus: das Verhältniss der Accente war eine zufällige Folge ihres Verfahrens: was sie suchten, war in beiden Fällen eine grössere Uebereinstimmung der Worte mit den Versfüssen; was sie vermieden, eine gewaltsame Cäsur am Ende des Verses. Die Verschränkung der Worte mit den metrischen Füssen am Anfange der Verse, wodurch das Ganze zusammengebunden und Monotonie verhütet wird, hatte zur Folge, dass Accente und Ictus im Trimeter häufig auf dieselben, im Hexameter häufig auf verschiedene Silben fielen: die grössere Uebereinstimmung der Worte mit den metrischen Füssen, die man am Schlusse der Verse beliebte, um den Rhythmus fühlbarer in's Ohr tönen zu lassen, hatte hingegen im Hexameter die Uebereinstimmung, im Trimeter das Auseinanderfallen des Ictus und der Accente zur Folge.

Ich komme nun auf die altrömischen Dramatiker, deren Versbau der Ansicht, die ich zu vertreten suche, am entschiedensten zu widersprechen scheint. Die flüchtigste Be-

obachtung scheint zu lehren, wie sehr sie den Wortaccent berücksichtigten, die bedeutendsten Auctoritäten haben sich seit Bentley zu dieser Ansicht bekannt. Ich möchte vor der genauesten Untersuchung keine paradoxe Behauptung aufstellen, sondern nur einen Zweifel aussprechen, ein Bedenken anregen. Desshalb nur eine flüchtige Bemerkung. Nehmen wir beliebige griechische Iamben, und denken uns die Worte nach den Gesetzen der lateinischen Aussprache betont, so wird sich die überraschende Erscheinung herausstellen, dass die Vershebungen mit diesen angenommenen Wortaccenten eben so häufig zusammenfallen als bei Plautus und Terenz:

Ἀγαμέμνονος παῖ, νῦν ἐκεῖν᾽ ἔξεστι σοι
παρόντι λεύσσειν, ὧν προθῦμος ἦσθ᾽ ἀεί.
Τὸ γὰρ παλαῖον Ἄργος, οὔποθεις, τοδί,
τῆς οἰστροπλῆγος ἄλσος Ἰναχου κόρης.

Es bleibt also die Frage, in wie weit die Thatsachen, welche uns veranlassen, den lateinischen Dramatikern einen accentirenden Versbau zuzuschreiben, eine zufällige Folge der Cäsuren sind, in wie weit die bisherige Erklärung dieser Thatsachen eine voreilige gewesen und auf einer unserem modernen Ohre natürlichen Täuschung beruhte.

Schliesslich erlauben Sie mir, meine Herren! das Gesagte in einigen Sätzen zusammenzufassen, die vorerst nur von der griechischen Sprache und von dem Blüthealter der lateinischen gelten sollen.

Der antike Wortaccent war, im Gegensatze des modernen, ein überwiegend musikalischer, von der nachdrücklichen Aussprache der metrischen Hebungen wesentlich verschiedener. *)

Wir haben beim Lesen der Verse nur den Rhythmus, insofern er noch erkennbar ist, zu beachten. Die Musik der Wortbetonung ist, wie viele andere phonetische Eigenthümlichkeiten todter Sprachen, für uns verloren.

Wenn man bei griechischen Dichtern oder bei lateinischen, mindestens seit Virgil, hin und wieder eine Einwirkung des Accentes auf den Versbau wahrnehmen will, so kann ich dies nur als eine Täuschung, und allenfalls darauf gegründete Veränderungen des Textes als Missgriffe ansehen.

Auch hiergegen erhob sich keine augenblickliche Einsprache: und obgleich der Vorsitzende darauf aufmerksam machte, dass die Zeit noch einem oder dem anderen Mitgliede das Wort zu ergreifen gestatte, so machte doch Niemand von dieser Aufforderung Gebrauch, wesshalb jener um halb zwei Uhr die Sitzung aufhob.

---

*) Es wäre passend, um auch das Auge an diesen Unterschied zu gewöhnen, den Ictus nicht, wie gewöhnlich geschieht, durch das Zeichen des Acutus, sondern etwa durch einen kleinen senkrechten Strich anzudeuten.

Vierte Sitzung

am 2. October.

Der Vorsitzende, Professor Dr. *Hermann*, wandte sich zuvörderst, um die gestern vereitelte Kundgebung nachzuholen, an den Schulrath Dr. *Grotefend* und drückte diesem die innige Theilnahme und Anerkennung der Versammlung für die Ergebnisse seiner erfolgreichen Lebensthätigkeit aus. „Wir machen, sagte er, unsern orientalistischen Collegen den Vorzug nicht streitig, den sie hinsichtlich dieser Anerkennung für sich in Anspruch zu nehmen wohl berechtigt gewesen sind; wir haben aber ausdrücklich gebeten uns wenigstens durch eine mündliche Huldigung bei derselben betheiligen zu dürfen; und ich als Ihr ältester Schüler in diesem Kreise schätze es als eine besonders glückliche Fügung, dass mir die Ehre zugefallen ist, das Organ dieser Huldigung sein und damit zugleich den Ausdruck meiner persönlichen Dankbarkeit verbinden zu dürfen. Welche Früchte Ihre langjährige schulmännische Wirksamkeit getragen hat, werden allerdings Andere noch ungleich besser als ich zu bezeugen im Stande sein; wo es sich jedoch namentlich auch darum handelt, die Unermüdlichkeit und Consequenz anzuerkennen, mit welcher Sie das grosse Ziel Ihres Lebensberufs unter allem Wechsel der Umstände verfolgt haben, wird gerade der längste Beobachter jener der geeignetste Dollmetscher der Wünsche sein, in welchen sich diese Versammlung für die fortwährende Rüstigkeit Ihres gesegneten Alters vereinigt.“ Der Jubelgreis, von dem Vorsitzenden zur Rednerbühne geleitet, legte mit sichtbarer Rührung seinen Dank in wenigen anspruchlosen Worten nieder.

Hierauf verlas der Vorsitzende ein Schreiben Sr. Excellenz des Königlichen Ministers der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, Herrn *von Reiche*, an das Präsidium, das, vom 29. September datirt, erst nach dem Schlusse der gestrigen Sitzung in seine Hand gelangt war. Der Inhalt desselben war folgender: „Bei dem grossen Interesse an einem gedeihlichen Erfolge der in diesen Tagen zu Göttingen zusammentretenden Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten, muss ich sehr bedauern, an dem Besuche der Versammlung behindert zu sein. Ich beklage dies um so mehr, als mir dadurch die erwünschte Anknüpfung persönlicher Bekanntschaft mit den dort zusammentretenden ausgezeichneten Gelehrten genommen wird, deren segensreiche Wirksamkeit, je einflussreicher sie auf den gesammten Kreis wissenschaftlicher Ausbildung, desto allgemeinere Theilnahme in Anspruch zu nehmen berechtigt ist. Indem ich die Herrn dieser lebhaften Theilnahme hiermit versichere, und mich übrigens davon überzeugt halte, dass es den vereinten Bestrebungen gelingen wird, auch die bevorstehende Versamm-

lung zum Nutzen deutscher Wissenschaft dienen zu lassen, werde ich gern demnächst eine weitere Mittheilung über das Ergebniss dieser Bestrebungen entgegennehmen." Die Versammlung theilte die ehrerbietigen Dankgefühle für diese wohlwollende Aufmerksamkeit und ermächtigte das Präsidium, denselben den schuldigen Ausdruck zu verleihen.

Noch verkündigte der Vorsitzende, dass der bereits wieder abgereiste Gast, Herr Professor *Albrecht* aus Wien, einige Exemplare seines für das K. K. Theresianum verfassten Programms „über den römischen Senat," sowie er selbst eine Anzahl von Abdrücken eines früheren Gedichts zu Mitscherlich's sechzigjährigem Professorjubiläum der Versammlung zur Verfügung gestellt habe, und lud sodann den Vicepräsidenten Professor Dr. *Schneidewin* ein, seinen gestern verschobenen Vortrag

über einige Stellen in Sophokles' Elektra

zu halten. Diese Stellen (v. 185 fgg. 359 fgg. 495 fgg.) waren den Mitgliedern in besonderem Abdrucke mitgetheilt, und mit Beziehung darauf sprach derselbe ungefähr Folgendes:

V. 361 ff. *σοὶ δὲ πλουσία*
τράπεζα κείσθω καὶ περιρρείτω βίος·
ἐμοὶ γὰρ ἔστω τοὐμὲ μὴ λυπεῖν μόνον
βόσκημα· τῆς σῆς δ' οὐκ ἐρῶ τιμῆς τυχεῖν.

Diese Worte sind von jeher sehr verschieden aufgefasst. Es kommt darauf an, ob man *βόσκημα* materiell von der Nahrung versteht, wozu der Gegensatz der *πλουσία τράπεζα* und *περιρρείτω βίος* zu berechtigen scheinen kann, oder ob man es metaphorisch nimmt und *τὸ ἐμὲ μὴ λυπεῖν* so oder so deutet. Sodann kommt in Frage, ob *τὸ ἐμὲ μὴ λυπεῖν* Subject oder Object ist.

Die alten Erklärer schwanken zwischen beiden Auslegungen. Der ersteren redet der eine Scholiast das Wort, wenn er umschreibt: *Ἐμοὶ ἔστω τροφὴ ἡ τῇ ἀνάγκῃ μόνον ἁρμόζουσα καὶ τὴν πείνην (τὸ πεινῆν) ἀπελαύνουσα· οὐ δέομαι γὰρ τοιαύτης τροφῆς, ἀφ' ἧς ἡδονὴν σχήσω.* Hermann wies diese Erklärung mit der Bemerkung ab, *βόσκημα* bedeute nicht *τροφή*, victus, und der Gedanke sei der Elektra unwürdig. Trotzdem hat sich nach Reisig (Enarrat. O. C. p. CXIII) kürzlich G. Wolff (de Scholl. Laur. p. 186) dieser Auffassung angeschlossen, indem er den Sinn so verdeutlicht: *ἐμοὶ ἔστω βόσκημα, ὥστε (τὸ βόσκημα) μὴ λυπεῖν ἐμέ*, ita ut victus me non cruciet exilitate sua: cruciaret enim, si nimis parcus esset. Das würde ohne diese Paraphrase schwerlich Jemand aus den Texteswerten herauslesen. Auch hat Wolff keinen Beleg für *βόσκημα* beigebracht; es ist so unwürdig, wie wenn wir sagen wollten: habe ich nur Futter vollauf, um nicht Hunger zu fühlen. Allein auch Ellendt (Lex. Soph. s. v.) hält an der Erklärung des Schol. fest und bringt für *βόσκημα* Arist. Ran. 899 bei, *ἀνὴρ ἐμὸν βόσκημα*, was Hermann gewiss nicht würde haben gelten lassen. Ausserdem hält Ellendt, der durchaus die Stelle auf den victus quotidianus beziehen will, *λυποῦν* mit Erfurdt zu

schreiben für dringend nothwendig. Gleicher Meinung ist Bothe (Wiener Jahrbb. der Litt. 1827. Bd. 37. S. 154), welcher sich für βόσκημα auf Aesch. Suppl. 635 beruft: βόσκημα πημονῆς, welches doch ganz anders klingt; indem er dann statt des zu nachdrücklichen τοὐμέ nach Hdschrr. τοῦ με empfiehlt, erklärt er: „Nahrung der Nichtqual für mich, d. h. des Nichthungerns, die nur dem Hunger wehrt, wenig und schlecht."

Andrer Ansicht war der andre Scholiast, dessen Worte im Laur. A von zweiter Hand angemerkt sind. Er sagt: Τοῦτο μόνον ἐμὲ βοσκέτω, τὸ μὴ λυπεῖν ἐμὲ αὐτήν, εἰ τοῖς φονεῦσι τοῦ πατρὸς πείθεσθαι ἀναγκασθήσομαι. Bei dieser Auslegung beruhigt sich Hermann. Und in der That ist sie noch die annehmlichste: mihi hoc tantum pabulum esto, mihi non dolorem creare, während ich von den Mördern thatsächlich λυποῦμαι und wiederum (355) λυπῶ τούτους durch die steten Klagen um den Vater. Allein schon das sprachliche Bedenken drängt sich auf, dass dann, wie der Schol. schon richtig fühlte, ἐμαυτήν erfordert würde. Der an sich der Elektra wohl angemessene Gedanke wäre doch aber sehr unklar und gezwungen ausgedrückt. Spricht sie doch so viel von der λύπη, die sie länger zu ertragen ausser Stande sei, dass man wohl erwarten dürfte, sie würde das λυπεῖσθαι durch die Verhältnisse von dem λυπεῖν αὐτήν durch Unterlassung der Klage bestimmt scheiden. Desshalb hat denn auch C. F. G. Arndt in der gelehrten Abhandlung: De pronominum simplicium constructione reflexiva apud Graecos diss. Neobrandenb. 1840, p. 16 den Vorschlag gemacht, μόνην statt μόνον zu schreiben, mibi non soli dolorem creare: denn nun leuchte ein, dass ἐμὲ μόνην als Object zu λυπεῖν gehöre und dass μόνην den Mangel des αὐτήν ersetze. Allein auch gegen diesen Ausweg muss ich geltend machen, dass die λύπη, welche Elektra den Mördern bereitet, gänzlich verschieden ist von der Bekümmerniss, die sie sich selbst zufügte, unterliesse sie das Jammern um den Vater. Ferner wäre auch so der Gedanke schielend und unklar; nur dann würde er natürlich klingen, wenn El. vorhin gesagt hätte, sie bereite sich selbst Schmerz, aber es sei ihr schon recht, wenn sie zugleich den Mördern weh thue. So aber hat sie vorher gesagt λυπῶ τούτους, und kann nicht fortfahren: ich bin zufrieden, wenn ich nicht mich allein bekümmre. Vielmehr müsste sie in diesem Sinne sagen: wenn ich jene allein bekümmre, nicht mich selbst kränke dadurch, dass ich dem Vater untreu werde. Andre Auffassungen sind von Hermann widerlegt. Einen dritten Versuch, mit den Worten ins Reine zu kommen, lehrt eine von Gaisford nur als erste Hand des Laur. B mitgetheilte Glosse im Laur. A, die im Pal. sogar in den Text selbst gedrungen ist: τοῦ μὴ λυπεῖν τὸν πατέρα: also ἐμοὶ γὰρ ἔστω μόνον βόσκημα τοῦ με μὴ λυπεῖν τὸν πατέρα, so dass με das Subject, τὸν πατέρα das Object wäre. Dieses hat den Beifall C. L. Kaysers gefunden (Actt. Sem. Heidelb. I, 53), welcher indess τοὐμέ mit dem Pal. beibehält und erklärt: hoc mihi pro victu affluenti sit, ut non laedam patrem. Allein von andern Gründen abgesehen, aus der gewöhnlichen Lesart kann auf keine Weise dieses Object, τὸν πατέρα, gewonnen werden. Ich vermuthe daher, dass man ehedem statt μόνον vielmehr las γόνον im Sinne von γονεύς. Diese alte Variante wollen wir gleich uns zu Nutze machen.

Andre Kritiker haben die Erklärung der überlieferten Lesart *λυπεῖν* aufgegeben und durch Conjectur zu helfen gesucht. Viel Anklang hat die alte Besserung *τοὐμὲ μὴ λιπεῖν* oder *μὴ 'κλιπεῖν* oder *μὴ 'λλιπεῖν* gefunden, wie z. B. Döderlein (Münchn. GA. 1837, 90 S. 778) sich für sie entschieden hat. Inzwischen fügt Döderlein auch noch die Vermuthung hinzu: *ἐμοὶ γάρ ἔστω τοῦτ', ἐμὴ λύπη, μόνον βόσκημα*, bis er schliesslich sich bei der Erklärung des zweiten Scholiasten beruhigt, der offenbar das richtige *λυποῦν* noch gelesen habe. Neuerdings dagegen in der Ausgabe von Hartung kehrt auch er zu *μὴ 'λλιπεῖν* zurück: „dass ich's an mir, an meiner Pflicht und Kindesliebe gegen den Vater nicht fehlen lasse, ut mihi non desim.“ Aber das konnte ja kein Hörer richtig verstehen: vielmehr würde dann ein Infinitiv erfordert, welcher das *μὴ ἐλλείπειν* — denn das Präsens wäre ja durchaus nothwendig — genauer bestimmte. So vermisst man das Object zum Infinitiv.

Auf dem richtigen Wege war Döderlein früher, neulich hat ihn A. Henneberger getroffen in seiner Abhandlung „Corruptos aliquot locos Sophoclis emendare conatus est“ Meiningen 1849. S. 14. Er verlangt den Gedanken, der in Wahrheit den Grundton in allem Reden und Thun der Elektra ausmacht, *οὐ μὲν δὴ λήξω θρήνων στυγερῶν τε γόων* 103. Allein wenn Henneberger diesen einfachen und entschieden richtigen Gedanken so fassen will: *τοὐμὲ μὴ λιπεῖν γόον*, so ist, abgesehn von der Unklarheit des Subjects und Objects, darin gegen die Sprache mehrfach verstossen. Denn weder *λιπεῖν*, sondern *λείπειν*, noch *λείπειν*, sondern *λήγειν*, noch *γόον*, sondern *γόους* müsste es heissen. Das Wahre scheint mir:

ἐμοὶ γὰρ ἔστω τοὐμὲ μὴ λήγειν γόων
βόσκημα,

„mir soll das Nichtablassen von meinen Klagen mein Labsal bleiben: labe du dich an reichbesetzter Tafel.“ Und nun erkennen wir in jener alten Variante *γόνον* die erste Stufe der Entstellung der Hand des Dichters. Man vgl. 353 *τί μοι κέρδος γένοιτ' ἂν τῶνδε ληξάσῃ γόων;* 275 *ὃ ταύτην τῶν μακρῶν σχήσει γόων.* 379 *εἰ τῶνδε μὴ λήξεις γόων*, womit Chrysothemis auf unsre Stelle zurückzudeuten scheint. Nun ergiebt sich auch, dass *βόσκημα*, pabulum, deliciae, cibus, mit beissender Ironie im Gegensatz zu der wirklichen *πλουσία τράπεζα* der Schwester gesagt ist, wonach El. kein Verlangen trägt: die *γόοι* sind ihre Weide, während der Chor in den Choeph. 24 sich beklagt, *δι' αἰῶνος ἰυγμοῖσι βόσκεσθαι κέαρ.* Bei dieser prägnanten Anwendung von *βόσκημα* ist *μόνον* eben so entbehrlich, wie leicht zu begreifen ist, dass es zugesetzt wurde. Mit dem Gedanken im Ganzen ist 285 zusammenzuhalten: *οὐδὲ γὰρ κλαῦσαι πάρα τοσόνδ', ὅσον μοι θυμὸς ἡδονὴν φέρει.*

Musste in dieser Stelle die materielle Auffassung des *βόσκημα* abgelehnt werden, so ist damit nicht gesagt, dass nicht auch eine Elektra unter Umständen von ihrer Leibesnahrung reden dürfe. In der That versteht man gewöhnlich so 189 ff., wo sie die unwürdige Lage beklagt, in welcher sie von den Mördern im Vaterhause gehalten werde, dergestalt, dass sie schlecht gekleidet sei und als nicht zur Familie gehörende Sklavinn die Herrschaft bedienen müsse:

ἀπερεί τις ἔποικος ἀναξία
οἰκονομῶ θαλάμους πατρός, ὧδε μὲν
ἀεικεῖ σὺν στολᾷ,
κεναῖς δ' ἀμφίσταμαι τραπέζαις.

Was kann das aber heissen, El. müsse an leeren Tischen umherstehen? sollten die Worte auf den eignen, kärglich besetzten Tisch gehen, während der Chrysothemis πλουσία τράπεζα ἔκειτο, so würde doch El. an dem weder ἵστασθαι noch gar, was kaum zu denken ist, ἀμφίστασθαι. Oder geht es auf die Tische der Herrschaft? Das sollte man denken, da El. sich als Aschenbrödel schildert, welche die Rolle der ταμία spielt und an der Tafel als ἀμφίπολος θεράπαινα aufwartet. Aber vor den κεναὶ τράπεζαι würden sich Aegisthos und Klytämnestra schönstens bedankt haben. Daher vermuthe ich:

ξέναις δ' ἀμφίσταμαι τραπέζαις,

d. h. als ἔποικος (ξένη) angesehen muss ich im eignen Vaterhause an der Tafel, die von fremder Herrschaft, die mich nicht zur Familie zählt, gehalten wird, den Dienst der Aufwärterinn verrichten. Der Ausdruck ξέναι τράπεζαι konnte in diesem Zusammenhange nicht missverstanden werden: an die ξενία τράπεζα konnte Niemand denken *).

V. 495 ff. Πρὸ τῶνδέ τοί μ' ἔχει,
μήποτε, μήποθ', ἡμῖν
ἀψεγὲς πελᾶν τέρας
τοῖς δρῶσι καὶ συνδρῶσιν. ἤ τοι μαντεῖαι βροτῶν
οὐκ εἰσὶν ἐν δεινοῖς ὀνείροις οὐδ' ἐν θεσφάτοις,
εἰ μὴ τόδε φάσμα νυκτὸς εὖ κατασχήσει.

Der Chor schöpft Zuversicht aus dem von Chrysothemis eben erzählten Traumgesicht der Klytämnestra. Diese Zuversicht steigert sich durch die Erwägungen, die der Chor zu Gunsten seiner Auslegung anstellt. Er endet: „Sollen nicht furchtbare Träume und ihre Götterverkündigungen für bedeutungslos gelten, so lebe ich der Zuversicht, dass zur Strafe für die Missethaten für uns, die Freunde Agamemnons, nicht eitel das Schreckbild den Thätern und Mitthätern nahte."

So gewiss wir sind, hiermit den Gedanken richtig getroffen zu haben, so viel Muth gehört dazu, ihn in den handschriftlich überlieferten Worten nachzuweisen. Schon den Alten hat die Stelle Mühe gemacht, wie die verschiednen Anläufe in den Scholien lehren. Denn während ein Schol. πελᾶν ἡμῖν zu verbinden scheint (τοῦτο τὸ ὄναρ ἄψεκτον ἡμῖν

*) Jetzt gebe ich diese Conjectur selbst auf. Auf etwas anderes führt die Ueberlieferung, welche zwischen ἐφίσταμαι und ἀμφίσταμαι schwankt. Das entschieden Wahre hat Laur. A von erster Hand, ἀφίσταμαι. Nachdem dieses in ἐφ— oder ἀμφ—ίσταμαι verschrieben war, musste der ursprüngliche Genitiv entsprechend umgewandelt werden. El. beklagt sich nicht über schmale Kost, sondern über ihre Ausschliessung von der Familientafel. Was Sophokles schrieb, ergiebt sich nun leicht Jedem von selbst, vgl. meine Ausg. z. St.

προςπελάζειν), mit Bezug auf die dem Chor eben zu Ohren gekommne Kunde des Traums, er dann aber *ἄψεκτον* zu *τοῖς δρῶσι* zieht (*παθόντες γὰρ ψέξουσι τὸν ὄνειρον*, nämlich Aegisthos und Klytämnestra), deutet hingegen ein zweiter *τοῖς δρῶσι καὶ συνδρῶσιν* auf den Chor selbst und die beiden Schwestern: *ὑμῖν ταῖς δρώσαις ὑπὲρ Ἀγαμέμνονος καὶ ἡμὶν ταῖς συνδρώσαις καὶ συναχθομέναις*. Diese Ansicht hat an W. Dindorf einen Vertheidiger gefunden, um nicht *ἡμῖν* von *τοῖς δρῶσι* losreissen und die Active auf verschiedne Personen beziehen zu müssen. Da muss doch aber gefragt werden, ob auch nur daran gedacht werden kann, in den *δρῶντες* nicht, wie Jedermann nach Sprachgebrauch und Zusammenhang von selbst thun wird, die Missethäter, sondern die Gegenpartei zu sehen, die ja bisher noch keineswegs zum eigentlichen *δρᾶν* geschritten ist, geschweige dass der Chor sich eines *συνδρᾶν* rühmen dürfte.

Folglich müssen wir in *ἡμῖν* andre Personen als in *τοῖς δρῶσιν* suchen. Freilich stösst die Erklärung auch so noch auf Schwierigkeiten. Denn der Wortstellung zum Trotz reisst man *ἡμῖν* von der Seite seines Begleiters los und zieht es zu *πελᾶν*, während man zu *ἄψεκτον* aus dem Folgenden *τοῖς δρῶσι* heraufholt: „dass uns nahte ein Schreckbild, das für Aeg. und Klyt. ein steter Gegenstand des Verdrusses und Unwillens sein wird," ein *ἀεὶ ἀξιόμεμπτον*. Wie widernatürlich, *πελᾶν* nicht von der Person zu verstehen, der das Traumbild vor die Seele trat (ostentabatur), sondern von der dem Chor mitgetheilten Erzählung von demselben; wie mattherzig *μὴ ἀψεγὲς* (*βλαβερόν, δυςώνυμον*) *τέρας*, wo es sich um Leben und Tod handelt und wo eben durch die Erfüllung den Mördern alles *ψέγειν* vergehen wird! Auch das von Dindorf und Andern dafür gesetzte *ἀψεφὲς* hat nicht mehr als den Schein für sich. Schon das Unsichre in der Erklärung (non inopinatum, eventu non cariturum, nicht wesenlos, sondern leibhaftig, *οὐκ ἀφρόντιστον, ἀμελές*) macht es nicht glaublich, dass damit das Aechte gefunden sein sollte.

Dafür halte ich vielmehr *μήποθ' ἡμῖν μαψεπὲς πελᾶν τέρας*, haud vana portendens. So pflegen gerade Composita mit *μὰψ* von auguria, omina gebraucht zu werden: Hymn. auf Hermes 546 *μαψιλόγοισι πιθήσας οἰωνοῖσιν*. Lycophr. 395 *κόκκυγα κομπάζοντα μαψαύρους στόβους*, Lobeck Pathol Prolegg. p. 260. Sappho hat *γλῶσσαν μαψιλάκαν* gesagt und Hesychius' Glosse *μαψίφωνος* scheint unser *ἅπαξ λεγόμενον* genügend zu sichern.

Uebrigens halte ich nicht für nöthig, die Erklärung zu widerlegen, welche Wunder befolgt. Er fasst *πελᾶν*, welches ich *ὅτι ἔπελα* verstehe, als Inf. futuri und bezieht *τέρας* auf die Ankunft des Orestes. Ueber die Form *πελᾶν* vgl. Ellendt. Könnte *πελᾶν* nicht Inf. Präs. sein, so böte sich leicht *πέλειν* dar, vgl. Aesch. Choeph. 528 *οὔτοι μάταιον ἀνδρὸς ὄψανον πέλει*.

Nicht minder ungenügend sind die Versuche, *πρὸ τῶνδέ τοί μ' ἔχει* zu erklären oder zu emendiren. Denn was Hermann (Opuscc. I, 161) und Reisig (Comm. Critt. O. C. p. 242) angenommen haben, um der von den Scholiasten beliebten Ellipse *ἐλπὶς* oder *θράσος* überhoben zu sein, *ἔχει με* nach Analogie des Platonischen *παρίσταταί μοι*, es, der Gedanke tritt mir vor die Seele, so zu erklären, dass der ganze Satz *μήποτε πελᾶν*

das Subject bilde und den Inhalt der Vorstellung enthalte, kann Niemanden überzeugen, der nicht vergisst, dass Sophokles doch wünschen musste auf den Brettern verstanden zu werden. Freilich würden wir immer noch eher hierbei zweifelnd stehen bleiben, als uns entschliessen mit Wunder (und schon früher C. F. Wieck über die El. des Soph. Merseburg 1825 p. 31) *πρὸ τῶνδέ τοι θράσος* zu setzen, d. h. eine zu Hülfe genommne Glosse der Scholiasten in den Dichter selbst einzuschwärzen. Andre Interpolationen und missrathne Versuche, der Stelle aufzuhelfen, sind nicht der Erwähnung werth.

Der *μερισμός* der scriptura continua scheint die Alten schon getäuscht zu haben. Sie hätten die Buchstaben anders abtheilen sollen: *πρὸ τῶνδ' ἕτοιμ' ἔχει*, d. h. es liegt nahe, steht fest, wie in Prosa *ἐν ἑτοίμῳ ἔχει*, in promptu est. Nun ist durchaus nicht *πρὸ τῶνδε* = *ὑπὲρ τῶνδε* mit *ἔχει ἕτοιμα* zu verbinden (de illis confido), sondern mit *πελᾶν* und = *ἀντὶ τῶνδε τῶν ἀθεμίστων ἔργων* zu nehmen. Schliesslich muss ich noch erinnern, dass Dindorf *μήποτε* mit Laur. A gestrichen und eine Lücke bemerklich gemacht hat: dort wäre also das Nomen zu *ἔχει με* zu suchen. Ich zweifle sehr, dass man es dort je finden wird, da die Einstimmigkeit der mit Laur. A aus gleicher Quelle geflossnen Bücher in der Anadiplosis, die sehr passend scheint, beweist, dass der Schreiber des Laur. sich versehen hat.

Hiernach erkläre ich die Stelle so: „Zur Strafe für diesen gottlosen Ehebruch, leuchtet mir ein, nahete, keinen Falls eitelredend (inhaltleer) für uns, das Schreckbild den Thätern und Mitthätern, — oder schreckliche Träume und ihre Götterverkündigungen enthalten gar keine Vorausdeutungen für die Sterblichen."

An *συνδρῶσιν* wird man nicht kleinlich mäkeln wollen, weil ja nur Klyt. den Traum gehabt habe. Aber was ihr begegnet, trifft den feigen Helfershelfer Aegisthos mit.

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob gegen diesen Vortrag eine Opposition erhoben werde, nahm Director Dr. *Lübker* aus Parchim das Wort zur Vertheidigung der beiden ersten Stellen. Vers 363 fasst er so: „es genügt für mich, dass ich mir nicht Kummer bereite, wenn ich auch ohne Freude bin," und glaubt dass demjenigen, was der Redner vermisst habe, durch die Stellung des *τοὐμὲ* genügt sei. Das Hauptgewicht liege auf *μὴ λυπεῖν:* bei der vorgeschlagenen Lesart aber werde der Gegensatz mit *τῆς σῆς* geschwächt. Elektra komme von ihrer lauten Klage zur stillen, und suche Chrysothemis zu sich herüberzuziehen; diese erfolgreiche Einwirkung liege in der gegebenen Erklärung. In der zweiten Stelle glaubt er, dass *ξέναις* kaum würde „fremd", sondern vielmehr „gastlich" bedeuten können, wogegen

Prof. *Schneidewin*, der auch in der ersten Stelle an seiner Ansicht durchaus festhielt, bei der Auffassung als „Dienerinn an einem fremden Tische" bleibt. Auch in der dritten Stelle fand Dr. *Lübker* *μαψεπής* als ein *ἅπαξ λεγόμενον* sehr bedenklich, zollte dagegen der Emendation *ἕτοιμ' ἔχει* seinen vollen Beifall;

womit dieser Gegenstand verlassen wurde. Da die Stunde gekommen war, in welcher

Herrn Geh. Justizrath **Mitscherlich** die mit den Unterschriften sämmtlicher Anwesenden versehene Adresse überreicht werden sollte, so ersuchte der Vorsitzende die erwählten Mitglieder der Deputation ihn dorthin zu begleiten, und trat für den Rest der Sitzung den Vorsitz an den Vicepräsidenten ab, auf dessen Einladung dann Assessor Dr. *Lange* aus Göttingen folgenden Vortrag hielt:

Andeutungen über Ziel und Methode der syntaktischen Forschung.

Die neue Richtung der Sprachwissenschaft unterscheidet sich von der älteren vornehmlich dadurch, dass sie die Sprache als ein in historischer Entwickelung, in fortdauerndem Werdeprozesse begriffenes organisches Wesen auffasst, während alle früheren Sprachanschauungen, bewusst oder unbewusst, die Sprache für einen kunstvollen Mechanismus hielten. Durch jene neuere Auffassung des Wesens der Sprache ist die Grammatik zu einer historischen Wissenschaft geworden. Ihr letztes Ziel ist die Darstellung der historischen Entwickelung menschlicher Sprache überhaupt in allen ihren gleichzeitigen Verzweigungen; ihre Methode muss dem Objekte der Wissenschaft entsprechen, sie muss historisch sein. Es haben aber bisher nur die Laut- und Formenlehre die durch die sprachhistorische Auffassung bedingte Umgestaltung erfahren; der Syntax ist, abgesehen von einigen Versuchen, die sich entweder nur auf vereinzelte Gebiete derselben erstreckten, oder zwar das ganze Gebiet, aber nicht durchgreifend genug umfassten, auf einem Standpunkte stehen geblieben, der im Wesentlichen der der älteren mechanischen Sprachanschauung ist. Je mehr die classische Philologie ein vorwiegendes Interesse gerade für die Syntax hat, desto mehr hat der Umstand, dass die neuere Sprachwissenschaft bisher wenige oder keine Früchte für die Syntax getragen hat, dazu dienen müssen, den unnatürlichen Riss zwischen linguistischer und philologischer Grammatik stets offen zu halten. Wenn man es nun aber einerseits den Linguisten nicht verübeln kann, dass sie sich zunächst den Lauten und Wortformen zugewendet und an diesen greifbarsten, körperlichsten Elementen der Sprache ihre Methode gefunden und geübt haben, so dürfte es andrerseits grade zu den Obliegenheiten der Philologen gehören, das begonnene Werk, wenigstens für die classischen Sprachen, weiter zu führen, und die Syntax derselben im Sinne der neueren Sprachwissenschaft durchgreifend umzugestalten. Man wähne nicht, dass die Natur der sprachlichen Erscheinungen, die man unter dem Namen Syntax begreift, der Anwendung der historischen Sprachanschauung und der historischen Methode widerstrebe.

Freilich ist in der Syntax ein Material sprachlicher Erscheinungen vereinigt, das besser getrennt würde. Keine systematische Darstellung wird das Wesen der Sprache zu einer völlig richtigen Anschauung bringen. Nichts destoweniger ist nicht bloss für die Praxis, sondern auch für die Wissenschaft eine systematische Darstellung nöthig. Die Forderung aber, welche die Wissenschaft an das System stellen muss, dass es keine Un-

terscheidungen kennt, die nicht im wissenschaftlichen Objecte begründet sind, die wirklich in diesem begründeten aber sämmtlich und in richtiger Stellung zu einander zur Geltung bringt: diese Forderung hat das System der Syntax in allen Metamorphosen, die es durchlaufen hat, nicht befriedigt. Ueber den Unterschieden auf dem Gebiete der Wortformen übersahen die alten Grammatiker die Verschiedenheit der Satzformen, und neuerdings hat man im neuerwachten Eifer für den Satz und die Satzverhältnisse die Redetheile, indem man ihre Beziehung zu dem Satze für das Wesentlichste an ihnen hielt, in eine schiefe Stellung gebracht. Mit Recht hat daher H. Prof. Haase schon vor längerer Zeit darauf gedrungen, den Stoff, der jetzt in den Systemen der Syntax behandelt zu werden pflegt, zu theilen. Der eine Theil hat die Bedeutung und Gebrauchsentwickelung der Redetheile darzustellen und ist insofern eine Ergänzung der Lehre von den Wortformen, von ihrer Formation und Flexion. Der andere Theil hat es mit dem Satze zu thun. Auf dem Gebiete des Satzes wird im Interesse des Systems wieder zu unterscheiden sein zwischen Satzform und Satzbedeutung, eine Unterscheidung, die auf dem Gebiete des Wortes Jedem geläufig ist, und die auch für das Gebiet des Lautes wenigstens als ein wissenschaftliches Postulat angesehen werden muss, wenngleich factisch die Bedeutung der Laute und Lautgruppen eben dadurch, dass sie in der Weiterentwickelung der Sprache gänzlich in der höheren Einheit des Wortes aufgingen, sich unseren Blicken entzogen hat.

Weder die Natur der Satzformen, noch die der Bedeutung der Wort- und Satzformen widerstrebt der historischen Sprachanschauung und der historischen Methode. Ich will versuchen, in beiden Rücksichten die Thatsache der historischen Entwickelung zu verdeutlichen. Steht diese fest, so folgt daraus die Anwendbarkeit der historischen Methode, ja die Nothwendigkeit derselben von selbst: es wird sich dann weiter nur um die Art der historischen Methode handeln.

Was zunächst die Satzformen anbetrifft, so würde es unbegreiflich sein, dass zwar die Wortformen eine historische Entwickelung erfahren sollten, nicht aber die Satzformen. Es bedarf in der That nur eines unbefangenen Blickes auf die Mannigfaltigkeit der Satzformen in einer und derselben Sprache und einer Vergleichung derselben untereinander, um einzusehen, dass die logischen Postulate für den Satz nicht aus sich heraus diese Mannigfaltigkeit erzeugt haben können. Sprachlich verschiedene Formen stehen sich logisch ganz gleich, sprachlich gleiche Formen sind ihrem logischen Gehalte nach verschieden. Selbst das erste und allgemeinste Postulat der Logik an den Satz, wonach der Satz als sprachliches Abbild des Urtheils Subject und Prädicat enthalten muss, wird von der Sprache auf verschiedene Weisen befriedigt, die logisch unter sich völlig gleich sind, und deren Verschiedenheit keine Erklärung finden würde, wenn nicht eben diese verschiedenen Formen als Stufen einer historischen Entwickelung anzusehen wären. Die einfachste und unentwickelteste Form des Satzes ist das Verbum finitum, das in der Personalendung das subjective, in dem wurzelhaften Bestandtheile des prädicative Element enthält. In dieser Satzform liegen Wort und Satz, diese zwei Einheiten der entwickelten Sprache, ungeschieden zusammen. Im Gebrauche genügt sie nur in mündlicher Rede, und zwar nur dann, wenn

das Subject sichtbar und zeigbar ist. Die zweite Satzform besteht in zwei nebeneinander gesetzten Nominibus, von denen das eine subjectiven, das andere prädicativen Werth hat. Die Zusammengehörigkeit beider Elemente, die in der ersten Satzform durch Verwachsen zur Worteinheit bezeichnet wurde, wird hier durch die formale Congruenz ausgedrückt. In dieser Form liegt prädicativer und attributiver Ausdruck ungeschieden zusammen. Nicht aus der sprachlichen Form, sondern aus dem ganzen realen Zusammenhange, in dem diese Form erscheint, ergiebt sich, ob sie prädicativen oder attributiven Sinn hat. Beiden Satzformen gegenüber stehen als jüngere Entwickelungen zwei andere Satzformen: die dritte, welche im Anschlusse an die erste das subjective Element nochmals besonders bezeichnet durch ein begriffbezeichnendes Nomen substantivum, die vierte, welche im Anschlusse an die zweite Form für den Act des Prädicierens einen formalen Ausdruck in der sogenannten Copula gewinnt. Die beiden letzten Satzformen sind in der entwickelten griechischen und lateinischen Sprache die herrschenden, die ersteren kommen nur selten noch vor. Man wird sie aber nun in Consequenz der sprachhistorischen Auffassung als Vorstufen betrachten, die unter besonders günstigen Umständen in einzelnen Fällen trotz der syntactisch vollkommneren jüngeren Satzformen im Gebrauche blieben (ich erinnere an *σαλπίζει, ὕει, οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη*); man wird sie nicht mehr unter den wissenschaftlich höchst unzureichenden Bezeichnungen von Ellipse des Subjects, Ellipse der Copula als Ausnahmen den als Regel gefassten jüngeren Satzformen gegenüberstellen. Dass die relative Zeitbestimmung, die ich von den vier Satzformen gegeben habe, die richtige ist, folgt aus ihnen selbst, indem sich überall in der Sprache der Fortschritt vom Einfachern zum Zusammengesetzten, von der synthetischen Form zur analytischen, vom Zustande der Ungeschiedenheit zu dem der Geschiedenheit zu erkennen gibt. Ausser diesem inneren Beweise, der allerdings, wie alle derartigen Beweise, eine gewisse petitio principii enthält, und dessen Kraft nur der würdigen kann, der sich mit historischem Sinne in das Leben der Sprache und ihre Entwickelung eingelebt hat, mag auch auf einen äusseren Beweis aufmerksam gemacht werden. Die älteren Satzformen kommen bei Homer häufiger vor als bei spätern Schriftstellern; im Sanskrit, das in Beziehung auf den Satzbau auf einer Entwickelungsstufe steht, die früher als die homerische Sprache ist, ist sogar die zweite Form Regel, die vierte Ausnahme.

Interessanter und wichtiger als bei diesem einfachen Gegenstande können die Resultate der historischen Betrachtung auf dem Gebiete des untergeordneten Satzes werden. Schon Fr. Thiersch hat die Entstehung des untergeordneten Satzes aus der Beiordnung ausgesprochen und damit die geschichtliche Entwickelung der Satzformen anerkannt. Man hat indess diesen so bedeutungsvollen Wink wenig weiter verfolgt, und sich statt dessen bemüht, die untergeordneten Sätze zu schematisiren nach Gesichtspuncten, die man entweder den Verhältnissen des einfachen Satzes, oder gewissen nicht zutreffenden Analogien der Redetheile, oder den realen Verschiedenheiten des Bedeutungsinhalts entlehnte. Man spricht von Objectiv- und Attributivsätzen, von Substantiv-, Adjectiv-, Adverbialsätzen, von Temporal-, Causal-, Final-, Concessiv-, Conditionalsätzen. Ohne die relative

Berechtigung dieser Eintheilungen zu leugnen — sie würden in der Lehre von der Satzbedeutung ihre richtige Berücksichtigung finden — muss ich doch erklären, dass die von der Sprache selbst gebotenen Formverschiedenheiten, die überall den principalen Eintheilungsgrund hergeben müssen, dabei zu kurz gekommen sind (vgl. Curtius in Aufr. u. Kuhn Zeitschr. I, S. 265—267). Weder die Identität der Formen in verschiedenen der durch jene Eintheilung gewonnenen Gebiete, noch die Verschiedenheit der Formen innerhalb eines und desselben Gebietes hat man genügend beachtet. Hätte man es gethan, so würde man über die Entstehung des Relativsatzes, über die der sog. Adverbialsätze, und zugleich über die geschichtliche Entwickelung der Pronomina und der Conjunctionen, die nichts Anderes als Pronominaladverbia sind, klarer sehen. Der geschichtliche Process, den man zu klarer Anschauung zu erheben hat, besteht in dem Uebergange des demonstrativen Sinnes in den relativen, und weiter in der Scheidung der durch den Formenreichthum der Sprache gebotenen Mittel für die allmälich zum Bewusstsein der Menschen kommenden Distinctionen des allerdings objectiv und realiter sehr verschiedenen Causalnexus zweier oder mehrerer Handlungen. Ich kann auf eine detaillirte Darlegung dieser vielfach sehr complicirten Verhältnisse und der von den verschiedensten Seiten her in einander greifenden Entwickelung nicht näher eingehen, bemerke jedoch, dass auch in dieser Beziehung die Vergleichung verwandter Sprachen, insbesondere des Sanskrit, ein Hülfsmittel zur Erweiterung des historischen Blickes ist. Das Sanskrit steht in noch viel bestimmterer Weise als die homerische Sprache auf der paratactischen Entwickelungsstufe. Der Relativsatz, den es noch am Meisten entwickelt hat, erscheint fast immer in der auch bei Homer nicht seltenen Form der Correlativität, welche die älteste Form des Relativsatzes ist, und mit ihm die Adverbialsätze, zu denen sich nur sehr vereinzelte und unentwickelte Anfangsbildungen zeigen.

Wir wollten zweitens zeigen, dass die Bedeutung der Wort- und Satzformen eine historische Entwickelung erfährt und somit die historische Methode verlangt.

Ueber das Wesen der Bedeutung, des eigentlich Geistigen in der Sprache, sind die Ansichten sehr verschieden. Es zeigen sich in denselben zwei Grundirrthümer, die consequent verfolgt zur Leugnung einer organischen historischen Entwickelung der Bedeutungen und somit zur Leugnung der historischen Methode für diesen Theil der Syntax führen müssten.

Wer da meint, befangen in einer falschen Auffassung des Zusammenhanges zwischen Denken und Sprechen, die Kategorien der Sprache müssten ihrem geistigen Gehalte nach denen des Denkens genau entsprechen, wer, wenn er möglichst logisch definirt und distinguirt, die Begriffe und Distinctionen der Sprache gefunden zu haben meint: der muss eine uranfängliche Vollkommenheit der Sprache statuiren. Alle Veränderung der Sprache wäre ein Abfall, und zwar, da die Logik unverbrüchlich dieselbe bleibt, ein durch nichts motivirter Abfall der Sprache von der Logik. Dass dem nicht so ist, dass die Sprachen auch rücksichtlich des geistigen Gehaltes ihrer Formen sich vervollkommnen, lehrt der Augenschein, zumal bei Sprachen, die wie unsere Muttersprache zu einer

historischen Betrachtung geradezu einladen. Man hat wohl nie die Consequenz jener Ansicht scharf gezogen, man hat vielmehr mit bewusster oder unbewusster Anerkennung der Thatsache eines geistigen Fortschritts der Sprachen beides neben einander festzuhalten und zu vermitteln gesucht, ein Bemühen, das natürlich nicht zum Ziele führen konnte. Der Grundirrthum jener Ansicht beruht darin, dass sie im gerechten Glauben an die Unumstösslichkeit der Gesetze des Denkens die Existenz solcher Gesetze für hinreichend hält zur Schaffung ihnen genau entsprechender Sprachformen. Die Existenz für sich genügt aber nicht. Wirken auf die Sprache würden diese Gesetze nur dann können, wenn sie von vorn herein im Bewusstsein der sprachschaffenden Menschheit lägen. Dass sie das nicht thun, dass es vielmehr geraume Zeit dauert, bis sie von hervorragenden Geistern als existirend erkannt werden, ist allgemein bekannt. Ebenso ist gewiss, dass das Factum der Entdeckung der Gesetze des Denkens höchst gleichgültig für die Weiterentwickelung der Sprache blieb. Das muss so sein, denn nicht Einzelne, sondern ganze Völker sind Subjecte der Sprachen; in das Bewusstsein ganzer Völker sind aber die Gesetze des Denkens niemals gekommen, so wenig wie das Gesetz der Gravitation, obwohl alle Einzelnen nicht minder innerhalb der Gesetze des Denkens denken, als sie sich dem Gesetze der Gravitation unterworfen bewegen. Aber wären auch die Gesetze des Denkens mit ihrer Entdeckung in das Bewusstsein ganzer Völker getreten, so würden sie nun nicht mehr die Kraft haben eine neue logische Sprache zu schaffen: denn die jeweilige Generation ist an die Sprachentwickelung aller früheren mit unauflöslichen Ketten gebunden. Man kann die Sprache nicht wie ein Kleid abwerfen; sie ist vielmehr der Haut vergleichbar, die auch in fortwährendem Wechsel begriffen ist, bei der aber auch jede neue Phase das Resultat der vorhergegangenen Gesammtentwickelung ist.

Im Gegensatze gegen jene irrthümliche Ansicht vom Verhältnisse des Denkens und Sprechens werden wir vielmehr eine Hand in Hand gehende Entwickelung der Sprache und der Volkslogik annehmen müssen. Den Kategorien der Volkslogik entsprechen die der Sprache vollkommen, und gäbe es ein Mittel, die Volkslogik anders woher als aus der Sprache zu erkennen, so würde dabei Nichts zu erinnern sein, wenn man die Kategorien und Distinctionen der Volkslogik geradezu zum Maassstabe der Sprache machte. Da die Volkslogik aber nicht der wissenschaftlichen Logik gleich, sondern vielfach einseitig, ungenau, ja geradezu unlogisch ist, so ist eine Vervollkommnung dieser und mit ihr ein geistiger Fortschritt der Sprache denkbar.

Die andere Ansicht von dem Wesen des Geistigen in der Sprache leugnet zwar nicht die historische Entwickelung dieses Geistigen überhaupt; aber indem sie meint, dass gerade hierin die nationale Verschiedenheit sich am Stärksten ausprüge, muss sie consequent das Bestehen gewisser historischer aus dem Wesen der Sprache folgender Entwickelungsgesetze leugnen und somit auch die Anwendung der Sprachvergleichung als eines Moments zur Entdeckung dieser Entwickelungsgesetze. Dieser Ansicht liegt, so viel ich sehe, eine Verwechselung zu Grunde. Versteht man unter dem Geistigen in der Sprache den Inbegriff aller concreten Empfindungen, Gefühle und Gedanken, die in der

Sprache ausgedrückt werden können, und von einem Volke in seinen Gesängen und Schriftwerken niedergelegt sind, also mit einem Worte den materiellen Inhalt des Denkens, so hat man wohl Recht, erheblichen Nutzen für die Erkenntniss dieses Geistigen von der historischcomparativen Methode nicht zu erwarten. Aber dieses Geistige ist überhaupt nicht Object der Grammatik. Das Geistige, mit dem es die Grammatik zu thun hat, ist die Bedeutung der Wortformen und der Satzformen, oder mit andern Worten die Formen, in welchen sich jener materielle Inhalt des Denkens gestaltet, nicht dieser Inhalt selbst. Wer dieses als Aufgabe der Grammatik anerkennt, wird zugeben müssen, dass streng genommen geistige Form und lautliche Form nicht zu trennen sind, dass jene, die Bedeutung, keine Entwickelung erleiden kann, die nicht von dieser auf das Allerwesentlichste influirt wäre. Zwar weiss ich wohl, dass die Lautformen für sich Veränderungen erleiden, die in der physiologischen Natur des Lautes begründet sind, und die nicht nothwendig auf die Entwickelung der Bedeutung einwirken; und in ähnlicher Weise erleiden andererseits auch die Bedeutungen Veränderungen, die, in gewissen Tendenzen des psychologischen Vorstellungsverlaufs begründet, nicht auf die Gestaltung der Lautform zurückwirken. Aber sowie jene lautmechanischen Veränderungen nie aus dem Kreise der in der Urform liegenden lautlichen Möglichkeiten heraustreten, so sind auch die gewissermaassen gleichfalls mechanischen Bedeutungsentwickelungen an die in der Urbedeutung liegende Möglichkeit gebunden. Urform und Urbedeutung sind aber nur durch die im Sinne der historischen Sprachbetrachtung ausgebildete Etymologie zu ermitteln. Wenn nun schon aus diesem Verhältnisse der Urbedeutung zu den späteren Bedeutungsentwickelungen die Nothwendigkeit der historischen Methode für die Lehre von der Bedeutung folgt, so kommt noch hinzu, dass dieselben Tendenzen des psychologischen Gedankenverlaufs, ich will nur an Vergleichung, Personification, Metapher erinnern, sich in allen Sprachen wiederfinden, dass namentlich in stammverwandten Sprachen jene Bedeutungsentwickelung von einem wenn auch noch so geringen Minimum gemeinsamer Ausgangspuncte abhängt. Darum hat die Sprachvergleichung hier so gut wie bei den Lautformen ihr Recht. Körperlich verwandte Sprachen sind nothwendig auch geistig verwandt.

Wenn es mir gelungen ist, den Irrthum der Ansichten zu erweisen, die consequent durchgeführt die historisch organische Entwickelung des Geistigen in der Sprache leugnen mussten, so glaube ich zugleich positiv die Thatsache der historischen Entwickelung auch des Geistigen in der Sprache festgestellt zu haben. Somit steht auch die Nothwendigkeit der historischen Methode fest, und es bleibt nur noch übrig zu zeigen, wie diese historische Methode auf das Geistige der Sprache angewendet werden könne. Das hängt ab von der Art der historischen Entwickelung selbst; als Hauptgesetz dieser Entwickelung glaube ich den Fortschritt von wenigen zu immer mehr, von schwankenden zu immer schärfer begränzten Unterscheidungen zu erkennen. Das nie erreichte Ziel dieser Entwickelung sind die logischen Kategorien, und die durch logisches Denken gewonnenen Distinctionen. Die Bedeutungen selbst sehen wir nie unmittelbar. Wir müssen sie und ihre Entwickelung aus Symptomen erkennen. Solcher Symptome sind zwei, die Laut-

form, und der Usus. Die Analyse jener gibt uns den Ausgangspunct der historischen Entwickelung, die Urbedeutung, in deren weitem Umfange die Möglichkeit aller späteren Entwickelungen eingeschlossen ist; die Beobachtung des Usus liefert uns die genaue Vorstellung von dem in der Entwickelung der Sprache Verwirklichten. Was die Lautformen betrifft, so kommt es darauf an, aus ihnen selbst, aus der Art ihrer Entstehung, Schlüsse über das gegenseitige Altersverhältniss zu entnehmen. Manches kann man schon durch directe Beobachtung finden, wie z. B. die Seltenheit des Perf. I. und des Fut. ex. bei Homer ein Beweis für die jüngere Entstehung dieser Formen ist. Ueber das relative Alter anderer Tempusformen können wir nur aus ihnen selbst urtheilen. Zusammengesetzte Tempusformen sind ohne Zweifel jünger als einfache, der Aor. I. z. B. jünger als der Aor. II. u. s. w. Es gilt die so gewonnenen Data zu einem Bilde zu vereinigen, das in sich den Gang einer organischen historischen Entwickelung darstellt. Diese Andeutungen über die Benutzung der Lautformen für die Ermittelung der Bedeutungsentwickelung mögen genügen; die Methode ist in dieser Beziehung schon hinreichend geübt und befestigt; es kommt nur darauf an, die richtigen Schlüsse für die Bedeutungsentwickelung zu ziehen, und darüber lassen sich hier keine Regeln geben.

Ich gehe zu dem andern Symptom, zum Usus über, über dessen Wesen und Bedeutung für die Sprachentwickelung überhaupt eine Verständigung nöthig ist, ehe die Methode der Beobachtung desselben gezeigt werden kann. Dass er eine sprachliche Macht ist, weiss man allgemein; über die Art wie sie entsteht, wie sie wirkt auf die Weiterentwickelung der Sprache, ist Genaueres festzustellen.

Wir müssen dabei auf das Wesen der Sprache und ihre Entwickelung überhaupt etwas tiefer eingehen.

Sprechen ist nur bei dem jeweiligen ersten Acte eine productive Thätigkeit, jedes folgende Sprechen ist Reproduction. Je jugendlicher die Sprache ist, desto freierer Spielraum ist der Production gelassen, je älter sie wird, desto mehr wird das Gebiet der Production eingeengt. Denn das einmal Producirte, das vom Volksgedächtniss festgehalten wird, muss wieder producirt werden. Die Macht, die die jedesmalige Summe des Gewordenen in der Sprache übt auf jedes folgende Sprechen, das ist die Macht des Usus. Zwei Mächte wirken gleichzeitig auf die Entwickelung der Sprache. Das immer stärker erwachende logische Bewusstsein, der Fortschritt der Volkslogik treibt die Sprache vorwärts auf dem Wege zur streng logischen Scheidung. Dieser treibenden geistigen Macht steht der Usus als eine hemmende mechanische Macht entgegen. Die wirkliche Entwickelung der Sprache liegt auf der Diagonale des Parallelogrammes jener Kräfte. Sie wird immer langsamer, je grösser die Masse des Gewordenen wird. Wenn auch Fortschritte durch die Benutzung vorhandener und durch die Schaffung neuer Formen auf dem Wege zur streng logischen Distinction hin gemacht werden, so wird dieses Ziel doch nie erreicht. Die Formen der Sprache, anfangs weit entfernt, Abbilder der logischen Kategorien zu sein, nähern sich ihnen zwar immer mehr, erreichen sie aber nie; sie sind und bleiben stets Asymptoten der Denkformen. Hieraus folgt, in wie verschiedener Weise dem Syn-

tactiker die logischen Kategorien und der Usus wichtig sind. Jene dienen als Directionspuncte der Entwickelung; zu einer positiven Erklärung der sprachlichen Mannigfaltigkeit taugen sie nicht, da sie nur das nie erreichte Ziel bezeichnen, und der Wege zu diesem Ziele viele sind, indem gerade auf der Einschlagung der verschiedensten Wege die Mannigfaltigkeit der Sprachen beruht. Dieser, der Usus, stellt die Wirklichkeit der Sprache dar, den jedesmaligen Zustand der Sprache als Resultat der vorhergehenden Gesammtentwickelung und zugleich als Ausgangspunct für die folgende Entwickelung.

Das Bild des Usus setzt sich uns zusammen aus dem Usus aller einzelnen coexistenten Sprachformen. Denn der Gebrauch jeder einzelnen hängt von dem aller übrigen ab. Es ist ein gegenseitiges Bedingen und Bedingtsein, welches im Gebrauche statt findet. Es kommt darauf an, die Macht zu schätzen, welche jeder einzelne Gebrauch im Verhältniss zu allen übrigen auf die Sprache hat, den Grad der Stärke, mit dem ihn das Volksgedächtniss festhält, und mit dem er constitutiv weiter wirkt. Das ist zu erreichen durch Beobachtung; aber es wird nicht erreicht durch die gewöhnliche hier und da herausgreifende Beobachtung, sondern nur durch eine statistisch genaue Beobachtung. Es ist allerdings ein unvollkommnes Mittel, die Macht des Usus durch Zahlenverhältnisse zu taxiren, einmal weil diese nicht absolut sondern relativ sind, sodann weil bei der Unmöglichkeit, den ganzen coexistenten Usus in mündlicher Rede zu beobachten, man gezwungen ist, sich auf kleinere in der Schrift niedergelegte Proben zu beschränken. Aber approximativ richtig werden diese Schätzungen sein, wenn man mit Vorsicht auswählt und sich nicht auf zu geringe Sprachproben beschränkt. Wir müssen sodann, um das Bild der Entwickelung des Usus in der Subsequenz zu erhalten, diese statistischen Beobachtungen in jeder Periode der Sprachgeschichte wiederholen und auch den Usus verschiedener stammverwandter Sprachen vergleichen, insofern, wenn dieselben verschiedenen Entwickelungsepochen angehören, dadurch das Bild der historischen Entwickelung einer einzelnen Sprache vervollständigt wird.

Das Geschäft des Grammatikers ist schon öfter mit dem des Statistikers verglichen worden, z. B. von Curtius in der Einleitung zu seinem Werke über Tempora und Modi der griech. und latein. Sprache. Neuerdings hat Foerstemann genaue statistische Beobachtungen über den Gebrauch der Laute in den indogerm. Sprachen mitgetheilt, deren Resultate eben so interessant, als wichtig für die Characteristik der Sprachen sind. Ich sollte denken, dass die Anwendung des nämlichen Verfahrens auf den syntactischen Usus sich von vorn herein empfehlen müsste. Gestatten Sie mir eine Probe dieses Verfahrens mitzutheilen. Da sich Zahlenverhältnisse weniger leicht dem Ohre, als dem Auge einprägen, so muss ich mich auf möglichst einfache Verhältnisse beschränken.

Ich wähle den Gebrauch der Präpositionen, und beschränke mich rücksichtlich der zu vergleichenden Sprachen auf das Sanskrit und die griechische Sprache. Das Sanskrit habe ich in zwei Entwickelungsstufen untersucht, in dem vedischen und in dem epischen Dialekte. Die Sprache der Veden ist eine Volkssprache; sie steht ihrem ganzen syntactischen Habitus nach auf einer älteren Entwickelungsstufe als die homerische Sprache,

wenn auch die Veden jünger sein sollten, als die ältesten Theile der homerischen Gedichte. Die Sprache der indischen Epen ist eine künstlich wiederbelebte, in welcher Nachahmung der Vedensprache und unbewusste Einwirkung der aus jener entwickelten Prakritsprachen sich durchdringen. Sie bezeichnet in syntactischer Beziehung einen Stillstand, und folgeweise Rückschritt im Vergleich gegen die Vedensprache.

Die Präpositionen nun sind zwar sehr altes Sprachgut, und gewiss ebenso alt, wie die Casusformen. Aber die eigentlich präpositionale Verwendung der Präpositionen, also diejenige, die in das Gebiet des Casusgebrauchs eingreift, ist entschieden jünger als der Casusgebrauch. Denn die Combinationen derselben mit den Casus sind ein vollkommneres, weil distinctionsfähigeres Mittel als die Casusformen selbst. Aelter als der präpositionale Gebrauch ist der rein adverbiale, derjenige, den man bei Homer unter dem Namen der Tmesis begreift; aus ihm hat sich nach verschiedenen Seiten hin der praefixale und der praepositionale Gebrauch entwickelt. Um nun ein Bild von der Entwickelung des praepositionalen Gebrauchs zu bekommen, sind die Fragen zu beantworten:

1. In welchem Verhältniss steht der praepositionale Gebrauch zum adverbialen und praefixalen?

2. In welchem Verhältniss steht derselbe Gebrauch zum einfachen Casusgebrauche?

Zunahme des praep. Gebrauchs werden wir als einen syntactischen Fortschritt, Abnahme als einen Rückschritt bezeichnen müssen.

Es finden sich nun unter 100 Fällen des Gebrauchs der Praepositionen:

in den Veden	adv. 29,0,	praef. 59,7,	praep. 11,3.
im epischen Sanskrit	adv. 6,35,	praef. 93,65,	praep. 0.
in der Ilias	adv. 13,3,	praef. 51,2,	praep. 35,5.

Ich bemerke hierzu, dass die Ziffer 0 im praep. Gebrauch des ep. Sanskrit daher kommt, dass in dem Abschnitte, den ich untersuchte, zufällig kein Beispiel des praep. Gebrauchs einer echten Präp. vorkam. Hätte ich einen grössern Abschnitt untersucht, so würde statt ihrer vielleicht 0,5 erscheinen. Jedenfalls hat das epische Sanskrit einen äusserst dürftigen Gebrauch von diesem Sprachmittel gemacht, und eben darin bewährt sich der Rückschritt, wie andrerseits in der starken Ausbildung des praefixalen Gebrauchs sich die Einseitigkeit zu erkennen giebt, die zu den Hauptgebrechen aller künstlich belebten Sprachen gehört. Die homerische Sprache zeigt einen vollständigen Fortschritt. Was sie einbüsst an dem älteren adv. Gebrauch, das gewinnt sie an dem praepositionalen. Jener ist eigentlich überflüssig, sobald die beiden andern Gebrauchsweisen, die in ihm ungeschieden zusammenliegen, sich scheiden. Plötzlich aufhören kann er jedoch nicht, da ihn das Volksgedächtniss, die Macht des Usus, festhält. Aber er schwindet in demselben Verhältniss, wie die beiden andern Gebrauchsweisen zunehmen. Es ist auch ohne Angabe genauerer statistischer Data bekannt, dass das Griechische auf diesem Wege der Entwickelung fortschreitet.

Was die zweite Frage betrifft, so befinden sich unter 100 Fällen der casus obliqui:

in den Veden	96 casus;	dagegen praep. c. cas.	4
im ep. Sansk.	98,5 —		1,5
in der Ilias	85 —		15.

Ich bemerke, dass hiebei die unechten Praepositionen, wie im Sanskrit saha, im Griechischen ἅμα, mit in Rechnung gezogen sind, da die Verbindung dieser Adverbia mit Casus im Vergleich zu den einfachen Casus dieselbe Bedeutung hat, wie die der eigentlichen, zugleich praefixalen Praepositionen. Es zeigt sich also auch hier der Rückschritt des epischen Sanskrit, der Fortschritt des Griechischen. Der praepositionale Gebrauch ist in den Veden $^1/_{24}$ das rein casuellen, im epischen Sanskrit $^1/_{65}$, im Homer mehr als $^1/_6$.

Wenn der Grundsatz richtig ist, dass verschiedene Entwickelungsstufen der Sprache verschiedene statistische Verhältnisse des Usus darbieten, so kann er auch für die Kritik der homerischen Gedichte wichtig werden. Allerdings zeigen sich rücksichtlich des Gebrauchs der Praepositionen statistische Unterschiede zwischen der ersten und zweiten Hälfte des ersten Buchs der Ilias. Wir finden unter 100 Fällen

in Il. α, 1—347:	adv. 13,65	praef. 52,68	praep. 33,65
in α, 347—611:	— 12,9	— 49,7	— 37,4;

also in der That eine Zunahme des praepositionalen Gebrauchs. Aber es bleibt zu bedenken, ob bei der doch verhältnissmässig geringen Zeitdifferenz der Partien der Ilias und bei dem geringen Umfange der in Frage kommenden Stücke sichere Schlüsse erlaubt sind. Darum ist bei der Anwendung dieses Verfahrens auf die Kritik jedenfalls Vorsicht nöthig.

Was sie für die Syntax leisten kann, davon habe ich in meinem Vortrage nur kurze Andeutungen geben können. Ich musste daher theils auf ein entgegenkommendes Verständniss rechnen, theils aber und vornehmlich muss ich an Ihre eigene Erfahrung appelliren. Wenn meine Andeutungen Ihnen beachtenswerth genug scheinen sollten, um aus ähnlichen Gesichtspuncten und mit ähnlichen Mitteln syntactische Gegenstände zu beobachten, so würde der Zweck meines Vortrags erreicht sein.

Nach Beendigung dieses Vortrags erhob sich Prof. Dr. *Curtius* aus Prag und sprach dem Redner seine lebhafte Anerkennung für die in demselben angebahnten neuen Wege der Forschung, namentlich die statistische Betrachtung der sprachlichen Erscheinungen aus, zu deren Fortsetzung er ihn dringend aufforderte; eine weitere Discussion entspann sich aber über denselben nicht; und der Vicepräsident bat daher den Director Dr. *Schweckendieck* aus Emden, im Namen der inzwischen zurückgekehrten Deputation über die Aufnahme ihrer Adresse an die Versammlung zu berichten. Dieser schilderte demzufolge, wie Prof. Dr. *Wüstemann* aus Gotha die Adresse vorgelesen und der Präsident daran mündlich die Glückwünsche der Versammlung angeknüpft habe, der Jubelgreis aber bis zu Thränen gerührt gewesen sei, und wiederholte kurz den Inhalt der kräftigen und herzlichen Entgegnung, in welcher der Gefeierte seinen Dank für die ihm gewidmete Aufmerksamkeit dargebracht, sein Bedauern, an näherer Betheiligung bei der Versammlung ver-

hindert zu sein, ausgesprochen, und seine besten Wünsche für den gedeihlichen Fortgang ihrer Bestrebungen kundgegeben hatte.

Den letzten der angemeldeten Vorträge hielt hierauf Bibliotheksecretär Dr. *Ellissen* aus Göttingen:

Zur Befürwortung der nationalgriechischen Aussprache in ihrer Anwendung auf das Altgriechische.

Meine Herren!

Die geehrte Versammlung ist an den beiden vorigen Tagen unter andern durch zwei Vorträge erfreut worden, worin Männern, welche meistens das Studium des griechischen Alterthums zu ihrer Hauptaufgabe gemacht, Bilder des heutigen Griechenlands in geistreichen Skizzen vorgeführt wurden. Nach diesen Vorträgen, welche sowohl ihrem Gegenstande als ihrer Durchführung nach ein allgemeines und reges Interesse in Anspruch nehmen konnten, fühle ich um so lebhafter, wie sehr ich Ihrer Nachsicht bedürftig sein werde, indem ich, auf einem anderen Gebiete gleichfalls eine Vermittelung zwischen altgriechischen Studien und neugriechischem Leben anstrebend, Sie mit einigen, wie ich vorausschicken muss, durchaus aphoristischen, nichts weniger als den Gegenstand erschöpfenden Bemerkungen über ein Thema zu behelligen wage, das vielleicht nur den wenigsten unter Ihnen an sich für einen ernsterer Prüfung und Erörterung würdigen Stoff gelten wird, und wobei in meinem Munde die Form der Behandlung voraussichtlich noch mehr wird zu wünschen lassen. Als doppelt misslich stellt mein Vorhaben sich dar, wenn man dabei das erbarmungslose Vernichtungsurtheil vor Augen hat, womit einer der jetzt verewigten Heroen der griechischen Philologie die Ansicht von der Sache, die ich hier zu vertreten riskire, noch vor etwa 50 Jahren abfertigte. In dem Eingange des Buches de emendanda ratione grammaticae graecae heisst es bei Gottfried Hermann: „Illorum sententia, qui cum hodierna graecae linguae pronunciatione veterem conspirasse putant, merito ita jam a viris doctis contemta est, ut si quis hodie eam defendere auderet, ridendum se ac despiciendum praebere videretur." Ein solches Anathem aus einem solchen Munde ist gewiss nicht sehr ermuthigend; glücklicherweise stehen indessen, auch wenn man hier auf Auctoritäten ein grösseres Gewicht legen will als ich es vermag, die Sachen nicht ganz so schlimm mehr, seit in neuerer Zeit gewichtvolle Stimmen eben so entschieden, wie G. Hermann, im entgegengesetzten Sinne sich ausgesprochen haben; so Ludw. Ross, der in dem 36sten Briefe über seine griechischen Inselreisen (an Prof. Meier in Halle, S. 159) „die Frage in dem Sinne als erledigt ansieht, dass die neugrie-„chische Aussprache auch die der alten Hellenen sei und nur die letztere in der einmal „eingeschlagenen Richtung, namentlich im Itacismus, noch weiter fortgebildet habe." Vor Allem aber sei hier der treffliche Thiersch genannt, dessen Fernsein ich heute beson-

ders zu bedauern habe, nachdem ich zu dem Versuche, für den geschmähten und verachteten Reuchlinianismus das Wort zu nehmen, zunächst durch ihn mich angeregt gefühlt, und zwar durch seine auf der letzten Philologenversammlung in Erlangen (der ich nicht die Ehre hatte beizuwohnen) an einen Vortrag des Rector Wocher über Phonologie geknüpfte Bemerkung, „dass es endlich Zeit sei, nicht nur von dem Plateiasmos in der „Aussprache der griechischen Vocale, sondern auch von der barbarischen Scandirung der „Verse mit Aufopferung des Rhythmus und Accents abzulassen und durch Gewöhnung in „der Schule der alten classischen Weise der Griechen und Lateiner sich wieder zu nähern, damit nicht ferner dem Rhythmus und der Betonung der Worte zum Behufe „des Versmaasses Gewalt geschehe und dem Kundigen durch das Radbrechen der alten „Sprachen ein Aergerniss gegeben werde," — eine Aeusserung, die wohl noch entschiedener als die früheren betreffenden Bemerkungen des verehrten Mannes in der letzten Ausgabe seiner griechischen Grammatik (S. 30 f.) für eine offene Anerkennung der lebenden griechischen Aussprache gelten muss, und die mir als eine Prognose mehr für den endlichen Sieg der letztern über den Etacismus äusserst erfreulich war. Dass es Philologen, wie den eben genannten, zur ausführlichen Begründung ihrer Ansicht nicht an Lust und Musse fehlen möchte, wäre im Interesse der nationalgriechischen Aussprache um so wünschenswerther, je ungenügender, ja zum grossen Theil erbärmlicher die meisten Versuche, sie zu vertheidigen, seit den ersten Angriffen dagegen bis auf unsere Zeit herunter ausfielen. Griechenland hätte in der That in Hinblick auf manche der Apologeten seiner alten Aussprache Ursache, mit jenem Feldherrn zu beten: Gott schütze mich vor meinen Freunden! Den Reigen eröffnet der berüchtigte Bischoff von Winchester Stephan Gardiner, der seinen Ketzereifer gegen die Kirchenreformation auf jene eben so unbedeutende und harmlose als unnütze Neuerung im Sprachunterrichte ausdehnend, 6 Jahre nach Erasmus Tode als Kanzler der Universität Cambridge durch förmliche Strafedicte und Bannstrahlen gegen den Etacismus (Havercamp Sylloge II. scriptorum de linguae graecae pronunciatione &c. p. 205 sqq.) sich lächerlich machte und dafür von den ihn empfehlenden Professoren John Cheke und Thomas Smith nach Gebühr ad absurdum geführt, nach dem altbewährten nitimur in vetitum der leichten und bequemen Erfindung des Erasmus, die gerade in England zuerst Wurzel fasste, vielleicht mehr Vorschub that, als die schwachen Argumente ihrer Fürsprecher. Wie beiläufig Lichtenberg in seinen Streitschriften gegen Voss über die Pronunciation der griechischen Schöpse das Verhalten dieses Mannes, dem er, durch die einfache Unterschrift und Anrede des vornehmen Kirchenfürsten als Bischof Stephanus verleitet, den Familiennamen Stephens beilegt, und dessen Identität mit dem blutdürstigen Ketzerverfolger ihm demnach eben sowohl wie allen übrigen denselben erwähnenden neuern Schriftstellern über diesen Gegenstand entgangen zu sein scheint, als ein Muster von „bon sens und Weltkenntniss" aufstellen konnte, würde kaum begreiflich sein, wüsste man nicht, wie wenig überhaupt bis jetzt der Grundsatz zur praktischen Geltung gelangte, dass es zumal in wissenschaftlichen Streitigkeiten für die Sache, die man verficht, bei weitem nachtheiliger ist, schwache und ungeschickte Bundesgenos-

sen in allen ihren Verirrungen zu vertreten oder gar sie bewundernd zu preisen, als sie gänzlich aufzugeben. Zu dieser Klasse von Alliirten muss ich aber leider fast alle Kämpen zählen, die bis auf den heutigen Tag für den Itacismus in die Schranken traten, einen so anerkennenswerthen Eifer sie übrigens in diesen Kämpfen, meistens Einzelgefechten mit bestimmten Erasmischen Gegnern, bethätigten, in welchen der Erfolg wenigstens entschieden für die dialektische Ueberlegenheit der letztern sprach. Für ihre Ueberlegenheit, sage ich, für ihre relative, keineswegs für ihre absolute Stärke, an der man bei unbefangener Würdigung auch ihrer Art zu argumentiren billig zweifeln mag. Ich erinnere nur an die abenteuerlichen Behauptungen Cheke's und Metkerke's (Mekerchus), dass erst Chrysoloras und die übrigen im 15ten Jahrhundert nach Italien geflüchteten gelehrten Byzantiner aus Gewinnsucht oder um sich wichtig zu machen, die griechischen Laute in Reuchlinischer Weise verfälscht hätten (Havercamp Sylloge II. p. 235; I, p. 19), so wie an die köstlichen Belege, die der als besonders scharfsinnig gerühmte Henninius für seinen Satz von der gänzlichen Corruption der neugriechischen Sprache und namentlich von dem Einflusse der Araber etc. auf dieselbe beibringt, indem er neben andern vermeintlich neugriechischen Wörtern, die aber so wenig jemals für neugriechisch als für deutsch oder lappländisch gelten konnten, die vulgäre Benennung des Pferdes ἄλογον (oder wie er schreibt ἀλόγιον) ohne Weiteres für das arabische „Hulac, viator" erklärt (Hennin. Ἑλληνισμὸς ὀρθῳδος §. 28); endlich, um hier auch die neuere Phase dieses Streits nicht unberücksichtigt zu lassen, an die vielen eingeklammerten doppelten Frage- und Ausrufungszeichen als die gewichtvollsten Beweisgründe und überhaupt an die echtpandurische Urbanität, wodurch ein nicht lange verstorbener berühmter Slavist in den Wiener Jahrbüchern (Bd. 6, S. 123 ff.) den unglücklichen Reuchlinianer Neidlinger in Melk seine Ueberlegenheit fühlen liess.

Darf ich einen Rückblick auf die Entstehung des Etacismus werfen, so gestehe ich, dass die bekannte, durch den Erasmianer G. J. Vossius (Aristarch. I, 28) aufbewahrte Sage, wonach Erasmus durch eine Mystification des seiner Zeit als „ein gelehrter Pickelhäring" berufenen Heinrich von Glaris zur Herausgabe seines Dialogs zwischen dem Löwen und dem Bären bewegen sein soll, mir durch die von Vossius beigebrachten Zeugnisse des Henrik von Ravensberg (Coracopetraeus) und Rüdiger Resch hinlänglich verbürgt und überdies in ihrer Motivirung dem Charakter des Erasmus als eines in der That „plus satis rerum novarum studiosi ac mire creduli" so völlig entsprechend scheint, um in der Hauptsache allenfalls Glauben zu verdienen, wenngleich Kopitar in der eben erwähnten Recension in den Wiener Jahrbüchern (l. l. S. 136) sie kurzweg als eine „Klatsch-Anekdote" abfertigt und Director Gotthold in Königsberg (Progr. von 1836) wegen einer vermeinten chronologischen Schwierigkeit grosse Bedenken dagegen erhebt. Wie dem aber sei, soviel steht fest, dass Erasmus, der im J. 1518 den jüngern (Joh.) Laskaris brieflich (ep. 188) ersuchte, ihm einen Griechen für den griechischen Lehrstuhl in Löwen zu empfehlen, da es immer seine Ansicht gewesen, ut asccisceretur *Graecus natus*, unde statim ***germanam graeci sermonis pronunciationem*** imbibant auditores, und der selbst gegen

das Ende seines Bärendialogs (Haverc. II, p. 176 sq.) erzählt, wie er öfters behufs seiner griechischen Lese- und Sprech-Uebungen einen geborenen, wenn auch nicht gerade gelehrten Griechen „propter nativum illum et patrium sonum" gemiethet habe *), von seiner neuen Theorie der griechischen Aussprache nie praktischen Gebrauch machte; wie er denn in dem Colloquium „Echo" auf das lateinische grammatici (sprich: grammatiki) das griechische *εἰκῆ*, auf famelici—*λύκοι*, auf onus—*ὁ νοῦς* (also das *ὁ* ohne hörbare Aspiration) als gleichlautenden Nachhall ertönen lässt. Die dagegen von d'Ancillon in seiner Abhandlung de pronunciatione vocalis *ἦτα* (Miscell. Lips. t. 8, p. 69) vorgebrachte Bemerkung, dass er in den Adagiis die Worte *Διὸς σωτῆρος* lateinisch durch Jovis *soteris* wiedergegeben habe, will nichts sagen, da er hier nur der einmal hergebrachten lateinischen Schreibweise, noch dazu in einem Worte, das schon bei Cicero als ein lateinisches vorkommt, sich anbequemt, wobei die Aussprache durchaus intact bleibt. Mag man sich mit Vossius das praktische Festhalten des Erasmus am Itacismus durch die Annahme erklären wollen, quod loquendum putaret cum vulgo, sapiendum cum paucis, so kann immerhin sein Verhalten in dieser Hinsicht denen, welche auf seine Auctorität eben für die praktische Seite der Sache Gewicht legen, Veranlassung zum Nachdenken darüber geben, ob er es wohl in der That mit der Verwirklichung seiner zum grossen Theile vielleicht dem älteren Aldus Manutius (s. Gotthold l. l. p. 8 ff.) entlehnten Ideen über die Aussprache des Griechischen so ernstlich gemeint habe, wie mit dem Grundsatze, in der Praxis, wie bei jeder lebenden Sprache, die Aussprache des sie redenden Volkes zum Vorbilde zu nehmen, — ein Grundsatz, der mir wenigstens durch den Zusatz zu den vorhin angeführten Worten des Erasmus: tametsi doctos aliquot nactus sum, quorum pronunciationem ego sane Graecorum *quorundam* elocutioni non dubitem anteponere, keine sonderliche Einschränkung zu erleiden scheint, da bei dieser elocutio doch wohl nur an gewisse provinzielle Barbarismen der Aussprache, wovon (wie noch jetzt) auch dieser und jener griechische Gelehrte nicht frei sei, nicht aber an solche allgemeine Regeln derselben zu denken ist, worüber zwischen den Gebildeten der gesammten Nation durchaus keine Meinungsverschiedenheit obwaltet.

Für so unzweifelhaft ich es nun halte, dass Erasmus zu dem praktischen Theile der Streitfrage, worin sein Name eine so grosse Rolle spielt, keine andere als die eben angedeutete Stellung eingenommen, so rathsam wäre es, glaube ich, für die Apologeten der nationalgriechischen Aussprache gewesen, sich ihrerseits auf die Behauptung des facti-

---

*) Diese Stelle wird von Joh. Rud. Wetstein (oratt. apologg. pro Gr. pronunciatione, p. 14) und nach ihm von Bloch (Revision der Lehre von der Aussprache etc. S. 3, Anm. und 224, Anm.) etwas anders, nämlich als eine directe Vorschrift, und mit einem freilich durchaus unwesentlichen Zusatze citirt. Solche ungenaue und dann von Andern leichtsinnig nachgeschriebene Citate gehören zu den Blössen, deren sich die Reuchlinianer nur zu viele gaben, und werden von Henrichsen (üb. die Reuchl. Aussprache, S. 76) mit verdienter Strenge gerügt.

schen Besitzstandes vermittelst ausschliesslich praktischer, das heisst hier historischer Gründe zu beschränken. Darin aber haben es eben die meisten verfehlt, dass sie allzuviel beweisen wollten, das heisst Dinge, welche zu beweisen weder möglich noch nöthig war, und in diesem leidigen Eifer fast ohne Ausnahme sich Blössen gaben, die von den Gegnern nur zu geschickt und erfolgreich benutzt wurden. Die Beweisführung musste sich meines Erachtens auf den Satz concentriren (und war so weit jenen extravaganten Behauptungen eines Cheke und Metkerke gegenüber allerdings nicht überflüssig!), dass zur Zeit, da das Hellenische noch eine anerkannt lebende Sprache war, der Itacismus die unbestritten herrschende Aussprache gewesen. Dabei konnte immerhin zugegeben werden, dass diese Aussprache seit der Blüthezeit des Volkes und der Litteratur sich mehr oder weniger geändert haben möge, ja dass dies vielleicht in Betreff des Lautes einzelner Buchstaben besonders wahrscheinlich sei, ohne dass man sich darum von der herrschenden Aussprache im buchstäblichsten Sinne nur ein Iota rauben zu lassen brauchte. Um letzteres prätendiren zu können, lag dem Gegner mindestens der Beweis ob — nicht etwa bloss, dass die jetzige nationalgriechische Aussprache nicht die der klassischen Zeit gewesen sein könne, nein! der stricteste positive Beweis, dass die von ihm proponirte es wirklich gewesen sei. Wurde dieser Beweis nicht aufs Bündigste und Unwiderleglichste geführt, so konnte wohl zwischen einer Aussprache, die bis zur Evidenz nachweisbar unverändert seit Jahrhunderten geherrscht hatte, und einer solchen, von der es ungewiss, ob sie jemals im Munde des Volkes gelebt habe, die Wahl nicht zweifelhaft sein. Gesetzt aber, er hätte wirklich auf das Befriedigendste geliefert werden können, was sich freilich a priori als schlechthin unmöglich darstellt, so fragte sich dann noch immer, ob man es vorziehen wollte, eine längst verschollene Aussprache anzunehmen, mit der sichern Aussicht, dieselbe trotz der vermeintlich klarsten und bestimmtesten Regeln alsbald einer Zersplitterung in die mannichfach abweichendsten Spielarten anheimgefallen zu sehen, wie sie bei dem Mangel jedes nur in der vox viva eines Volkes festwurzelnden Halts der Einfluss der Landessprache in den verschiedenen Ländern romanischer und germanischer Zunge im Bunde mit Neuerungssucht, Grille oder Bequemlichkeit der Einzelnen unausbleiblich herbeiführen musste, und sie für die Erasmische Aussprache, wie niemand leugnen wird, wirklich herbeigeführt hat; oder im Festhalten an der Redeweise des griechischen Volkes eine solche lebendige und zwar eine seit Jahrhunderten als unwandelbar bewährte Norm sich zu bewahren. Statt es auf diese Frage (für jenen nicht denkbaren schlimmsten Fall) ankommen zu lassen, liessen die Reuchlinianer den Kampf sich auf ein Gebiet spielen, ja sie halfen selbst den Schwerpunkt desselben dahin verlegen, wo der Sieg zweifelhaft war. Sie liessen sich auf die weitläuftigen und intricaten Untersuchungen ein, welcher Laut für die einzelnen Buchstaben, von dem lebendigen durch die Jahrhunderte überlieferten abgesehen (und dies Absehen war eben der grosse Fehler!), nach sogenannten allgemeinen phonetischen und sprachgenetischen Gesetzen, die denn doch alle mehr oder weniger willkürlich ersonnen waren, so wie nach ein paar vermeinten Beweisstellen bei

den alten Auctoren, die gleichfalls willkürlicher Auffassung und Deutung den weitesten Spielraum liessen, und endlich nach den gänzlich irrelevanten Analogien einer andern an die tausend Jahre früher als das Hellenische gestorbenen Sprache, wahrscheinlicher der ursprüngliche gewesen sei. Daneben verschmähten sie, überall des Sieges allzu gewiss, ein Eingehen auf die Fragen nicht, welche Aussprache die wohllautendere sei, durch welche Zweideutigkeiten und Missverständnisse am sichersten vermieden würden, welche sich als zweckmässiger für die Erleichterung des Unterrichts empfehle, und dergleichen mehr — Fragen, die meines Bedünkens hier ungefähr eben so sehr in Betracht zu ziehen sind, als es beim Geschichtsunterricht die Fragen sein würden, welchen Verlauf die Geschichte eines Volks nach philosophischästhetischen Regeln hätte nehmen müssen, wie sie sich am besten sich dem Gedächtnisse einprägen oder wie sie den moralisch erbaulichsten Eindruck machen könne, und wie sie demnach abgesehen von der historischen Ueberlieferung am zweckmässigsten zu arrangiren und zu lehren sei. Auf ein solches Feld des Streites liessen die Reuchlinianer sich verlocken und da sie in diesen unnützen Kämpfen der überlegenen und durch die Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit des grossen Haufens der Nichtdenker am wirksamsten unterstützten Dialektik ihrer Gegner unterlagen, war die factische Niederlage des Itacismus überhaupt entschieden. Von dem Feldgeschrei der Schöpse des Kratinos siegreich überblökt, verstummte nach und nach das dünne Tiriliri der Reuchlinianer, wie der berühmte Böttiger den Itacismus gar witzig benamste, und anstatt der verdrängten nationalgriechischen Aussprache, statt jener Sprache, in deren Lauten im Munde Reuchlin's einst Argyropulos von Byzanz das über die Alpen geflogene Hellas erkannte und begrüsste *), machte jetzt im westlichen Europa das nach Erasmus getaufte Hirngespinnst sich so majestätisch breit, als der sein Wesen hauptsächlich ausmachende Plateiasmos seiner Vokale und Diphthongen es mit sich brachte.

Nachdem die Sache einmal, in Deutschland zuletzt noch besonders durch den Einfluss Friedr. Aug. Wolf's und seiner Schüler (vgl. Rötger's Veteranenworte Heft I, S. 25, wie auch Wolf's Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft, ed. Gürtler, Bd. I, S. 151 sqq.), dahin gediehen ist, haben die Reuchlinianer, die den Kampf wieder aufnehmen wollen, freilich einen härtern Stand, als im 16ten Jahrhundert gegen die damals noch vereinzelten Stimmen eines Ceratinus, Beza, Ramus, Cheke und Thomas Smith. Sie sind jetzt die Vereinzelten, die Paradoxen, die Neuerer, welche die gesammte Schule einschliesslich der meisten Koryphäen griechischer Gelehrsamkeit gegen sich haben, und, was das Schlimmste, die Sache, die sie verfechten, wird von den meisten Philologen für so unbedeutend, die Ansicht jener davon aber von vornherein für so ungereimt und unhaltbar angesehen, dass man es nicht der Mühe werth hält, sich irgend darum zu bekümmern, oder wenn dies etwa geschieht, höchstens einen höhnisch geringschätzigen Seitenblick dafür hat. Die Erasmianer sind es jetzt, die sich auf den Besitzstand beru-

---

*) „Τοιγαροῦν καὶ τὰς Ἄλπεις, ἡμῶν ἐξοικισθέντων, ὑπερέπτη ἡ Ἑλλάς;“

fen können, und ihnen gegenüber befinden die Anhänger der nationalgriechischen Aussprache im Occident sich gewissermassen in der Lage der Partei eines exilirten Kronprätendenten, der, wenn er auch die Legitimität seiner Ansprüche noch so bündig nachweist, damit noch lange nicht gewonnenes Spiel hat. Gegen die Schüler Wolf's und Gottfr. Hermann's, gegen eine ganze aus Erasmischer Schule hervorgegangene gelehrte Generation ist mit den Waffen allein, welche den Zöglingen der gelehrten Byzantiner im 15. und 16. Jahrhundert den dauernden Sieg hätten sichern müssen, nicht auszukommen. Es gilt vielmehr, soll anders der Itacismus wieder Boden gewinnen, jetzt allerdings auch auf die Beleuchtung jener sogenannten innern Gründe, die zwar in dieser Frage nie den Ausschlag hätten geben sollen, deren relativ geschickte und glückliche Durchführung aber einmal unleugbar den Triumph der Erasmianer hauptsächlich hat entscheiden helfen, sich einzulassen, wenn ich gleich erklären muss, dass diese Gründe für meine Ansicht von der Sache in keinem Falle von entscheidendem Gewicht sein können. Darf aber daneben von neuen praktischen Gründen die Rede sein, so können wir in dieser Beziehung wohl hoffen, an der wieder als lebend anerkannten, zum Volksbewusstsein und zur Freiheit erwachten, und ihre Sprache in Rede und Schrift täglich mehr dem hellenischen Vorbilde annähernden, dabei aber natürlich von ihrer uralten Aussprache nicht ein Jota aufgebenden griechischen Nation einen kräftigern und respectablern Bundesgenossen gewonnen zu haben, als er jenen alten Reuchlinianern, nach dem Hinscheiden der letzten griechischgebornen und gebildeten Träger altgriechischer Sprache und Wissenschaft im Abendlande, in den kümmerlichen und verachteten Resten des anscheinend ewiger Knechtschaft und Barbarei anheimgefallenen und darum gleichgültig zu den Todten geworfenen Rhomäervolkes zur Seite stand.

Es sei mir hiernach gestattet, folgende zwei Fragen einer kurzen Prüfung zu unterziehen: Erstens, ist es wahrscheinlich, dass die Erasmische, oder dass die nationalgriechische Aussprache des Hellenischen der in der klassischen Zeit in Athen herrschenden näher kommt? Zweitens, welche der beiden Aussprachen ist am zweckmässigsten für den praktischen Gebrauch zu empfehlen? Ich muss dabei bevorworten, dass ich die Entscheidung dieser zweiten Frage wenigstens nicht ausschliesslich durch die Beantwortung der ersten für bedingt halten kann.

Die erste Frage theilt sich naturgemäss in die Untersuchung, ob es aus allgemeinen historischen Gründen zweifellos oder nur glaublich ist, dass die Aussprache des Griechischen in dem Maasse, wie es von den Erasmianern behauptet wird, sich geändert habe? und in die weitere Prüfung, in wie weit eine solche Ausartung und zugleich die Richtigkeit der Erasmischen Restitutionshypothese hinsichtlich der einzelnen Laute aus den Urkunden des Alterthums oder anderweit sich nachweisen lässt?

Behufs jener ersten Untersuchung ist es nothwendig, einen Blick auf die äussere Geschichte Griechenlands zu werfen. Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich es dabei nicht ganz werde vermeiden können, des Zusammenhangs wegen hin und wieder auch

allbekannte Dinge zu berühren. Doch werde ich wenigstens nicht so weit ausholen, wie der Dr. Henrichsen in Soroe, der in seinem geistreichen Buche über die Reuchlinische Aussprache, lediglich um zu zeigen, dass es mit den prätendirten historischen Beweisen des Prof. Bloch in Roeskilde für dieselbe Nichts sei, einen vollständigen Abriss der griechischen Geschichte von Alexander dem Grossen bis auf Muhamed II. liefert, wozu ihm sein Gegner freilich durch das unbegreifliche Uebersehen der mittelalterlichen Niederlassungen und Eroberungen der Lateiner in Griechenland genügenden Vorwand gegeben. Wir hörten hier gestern die frappante Bemerkung wiederholen, die Geschichte habe in Griechenland einen Sprung von Epaminondas bis auf Kolokotronis gemacht. Das wäre vielleicht ein bischen zu viel. Die Zeit des achäischen Bundes, die Kämpfe eines Aratos und Philopömen, ja selbst die merkwürdige Episode des Athenion, so wie manche Lichtblicke späterer Zeiten dürften wohl noch der Geschichte angehören. Doch wo es sich freilich um einen politischen Todesschlaf von Jahrtausenden handelt, verlohnt es nicht der Mühe, um ein paar Jahrhunderte zu markten. Es fragt sich hier nur, ob dieser politische Tod auch die völlige Vernichtung der griechischen Nationalität mit sich brachte und insbesondere das baldige Aufhören des hellenischen Idioms als einer lebenden Sprache nach sich zog; und dies ist es, was ich in Abrede stelle, mit wie grosser Zuversicht die Behauptung auch in neuerer Zeit aufgestellt, mit welchem Aufwande von Scharfsinn und Rhetorik sie vertheidigt und mit wie lebhaftem Beifall sie bereits in weitern Kreisen aufgenommen wurde.

Es gilt, wie gesagt, keineswegs den Beweis, dass seit dem Ursprunge des griechischen Alphabets der Lautwerth der Buchstaben sich überhaupt gar nicht geändert habe, sondern nur dass seit der classischen Zeit keine so radikale Aenderung desselben nothwendig habe eintreten müssen oder doch wahrscheinlich stattgefunden habe, wie von den Erasmianern behauptet wird. Auf eine vorausgegangene Aenderung der Aussprache im goldenen Zeitalter scheint namentlich die officielle Einführung des Simonidischen ἦτα in das attische Alphabet hinzuweisen, worauf ich später zurückkommen werde. Für die Annahme aber, dass in den verschiedenen Dialekten oder in der Volkssprache im Gegensatz zu der gebildeten eine Verschiedenheit in der Aussprache der einzelnen Buchstaben geherrscht habe, finden sich keine Merkmale, wie gross auch die Abweichung der Dialekte im Gebrauch der Buchstaben, d. h. also in der Aussprache und der sie beurkundenden Schreibart der Wörter war, und wie plausibel daneben, besonders in Hinblick auf das spätere Nebeneinanderbestehen des Hellenischen und des Neugriechischen, die Hypothese sich darstellt, dass schon in der ältesten Zeit die Volkssprache nicht bloss in der Wortbildung (wie z. B. den hier und da vorkommenden Diminutiven auf ι), sondern auch in den grammatischen und syntaktischen Formen durch erhebliche Eigenthümlichkeiten, zumal Vereinfachungen, wie das Neugriechische sie aufbewahrt, von der gebildeten sich unterschieden habe. Dass in Folge der Eroberungen Alexanders die Barbarismen des macedonischen Dialektes auf die Umgangsprache in Griechenland, und daneben in den hellenisirten Provinzen des Orients auf das dort eingebürgerte Griechisch noch

mehr die alten Landessprachen einen starken und nachtheiligen Einfluss geübt haben werden, wird niemand leugnen wollen. Dass aber dieser Einfluss auch auf die Aussprache der Buchstaben und zwar schon in der Richtung der vermeinten neugriechischen Corruption derselben sich erstreckt habe, ist weder aus positiven Andeutungen darüber bei den Alten zu entnehmen noch aus irgend zutreffenden historischen Analogien zu schliessen, und in Betreff des Macedonischen zumal um so unwahrscheinlicher, je weniger nach den bei Strabo, Athenäus und Andern zerstreut vorkommenden Notizen über diesen halbbarbarischen Dialekt die ihn charakterisirende Breite der vielgerügten „Exilität" des Iotacismus Vorschub gethan haben würde. Anerkannte Norm für Rede und Schrift in der über das Morgenland verbreiteten *κοινὴ γλῶσσα* blieb der attische Dialekt, und es lässt sich wohl annehmen, dass in einem Zeitalter, wo das attische Volk selbst für eine fremdartige Aussprache noch ein so feines Ohr hatte, wie aus der Erzählung von dem athenischen Obstweibe, die den Lesbier Theophrast nach dessen 30jährigem Aufenthalte in Athen zu seinem Verdrusse sofort als Fremden erkannte, sich ergibt, auch die Grammatiker der alexandrinischen Schulen diesen Theil der Sprache nicht vernachlässigten, schon um ihren Collegen in Griechenland und Kleinasien nicht zum Gelächter zu werden. Wie sehr man in Alexandria zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus auf eine reine Aussprache hielt, zeigt in Theokrits Adoniazusen die scharfe Kritik über die breite dorische Mundart der beiden Syrakuserinnen (Idyll. 15, vs. 87 sqq.). Als einen Beweis, dass man es damals allerdings für nöthig halten mochte, den der richtigen Aussprache besonders in Betreff der Betonung aus den erwähnten Ursachen drohenden Gefahren möglichst zu begegnen, kann ich immerhin die in jene Zeit fallende Einführung der Accentzeichen gelten lassen (vgl. Arcad. ed. Barker p. 186). Welches auch das Verhältniss des Accents zur Sylbenquantität in der Aussprache gewesen sein mag, eine Frage, über die ein gestern hier gehörter anziehender Vortrag neues Licht zu verbreiten strebte, so viel steht jedenfalls fest, dass einmal der Accent von jeher einen sehr wesentlichen, nicht ungestraft zu vernachlässigenden Theil der Oralsprache bildete, sodann dass er schon im Alterthume genau nach denselben Regeln gesetzt wurde, wie auch im Neugriechischen in Schrift und Sprache bis auf den heutigen Tag. Für Ersteres zeugt unter Anderen Plutarchs Erzählung von der Rüge und dem Spotte des Volkes über Demosthenes, als er aus Versehen (vermuthlich eben wegen der Collision mit der Quantität!) das Wort *'Ασκλήπιον* proparoxytonirte (Plut. ed. Xyl. II, p. 845 B), eine Correction, die er ein anderes Mal (*περὶ στεφάνου*, 16) durch die falsche Accentuirung des Wortes *μισθωτός* absichtlich provocirte. Das Zweite erhellt namentlich aus dem betreffenden Werke des Arkadios, abgesehen von der Uebereinstimmung der ältesten und besten Handschriften der griechischen Classiker in dieser Beziehung. Da auf Blochs Bemerkung (Revision etc. S. 12), dass „die unveränderte Beibehaltung eines so feinen und wandelbaren Theiles der Aussprache, als die Accentuation, ein Grund mehr für die Aechtheit der eben so überlieferten Buchstabenaussprache sei, der freilich allein nicht Gewicht genug haben würde, neben so vielen andern aber nicht wenig zur Verstärkung dieser beitrage," Hr. Henrichsen (S. 60), die Worte milde detorquirend,

erwidert, er begreife nicht recht, wie ein an sich schwacher Grund nicht wenig zur Verstärkung anderer Gründe beitragen könne, und demnächst die Frage aufwirft, ob es so ganz gewiss sei, dass die jetzige Accentuation dieselbe sei, die sie in der alten Zeit gewesen? — so nehme ich keinen Anstand, zu erklären, dass ich jenen Bloch'schen Grund allerdings schon an sich für einen sehr gewichtvollen halte, und in Bezug auf den von Henrichsen angeregten Zweifel zu versichern, dass die neugriechische Accentuation bis auf einzelne Verstösse dagegen beim ungebildeten Volke, wie sie in jeder Sprache vorkommen, nicht bloss „im Allgemeinen," sondern in allen unverändert erhaltenen hellenischen Wortformen durchweg den Accentzeichen bei den Alten entspricht, wie jeder, der das Neugriechische aus mündlichem Verkehre kennt, mir bezeugen wird. Selbst der berühmte Fallmerayer scheint dies einzuräumen, doch gelangt er dabei zu einem andern überraschenden Resultate. Seite **235** des ersten Theils der Geschichte von Morea heisst es: „wenn der alte Hellene *Λάρισσα*, *Κόρινθος*, *Ὄλυμπος*, *Ἐπίδαυρος* accentuirte, dabei „aber *Λαρίσσα*, *Κορίνθος*, *Ὀλύμπος* und *Ἐπιδαύρος* sprach, so spricht und schreibt „dagegen der Neugrieche *Λάρισσα*, *Κόρινθος*, *Ὄλυμπος* und *Ἐπίδαυρος*, wie er Sálo„na, Vélvitzi, Kónitza, Préveza etc. etc. etc. bezeichnet und ausspricht." Es soll dies zum Beweise des vorhergehenden Satzes dienen, dass die Neugriechen das Griechische nicht mit hellenischem, sondern mit scythischem Organ und Accent redeten, indem nämlich die Bulgaren und Serben eine vorherrschende Neigung hätten, in ihren Wörtern die dritte Sylbe vom Ende zu betonen, und eben diese Neigung bei allen griechisch redenden Leuten des illyrischen Continents sich finde. Da aber die Betonung dieser griechischredenden Leute, nicht minder in allen anders accentuirten Worten, mit der alten Tonbezeichnung genau zusammentrifft, so lässt sich aus Hrn. Fallmerayers kostbarem Raisonnement, das er meines Wissens später nirgends verleugnet hat, nur der Schluss ziehen, dass Aristophanes von Byzanz, als er **200** Jahre vor unserer Zeitrechnung die Accentzeichen einführte, dabei keineswegs den Sprachgebrauch seiner Landsleute und Zeitgenossen vor Augen hatte, sondern mit divinatorischem Geiste nur darauf bedacht war, die griechische Sprache den die Proparoxytona liebenden scythischen Barbaren mundgerecht zu machen, die etwa **800** Jahre später den Stamm Deukalions mit Stumpf und Stiel, wie Simri in der Schrift das Haus Baësa, vom Erdboden vertilgen sollten. Da sonst inzwischen die Ansicht von der Authenticität der altgriechischen Accente, unbeschadet der Meinungsverschiedenheit über ihr Verhältniss zur Prosodie, heutzutage so ziemlich allgemein feststeht *), so übergehe ich die an's Fanatische grenzenden und besonders mit armseligen Schimpfereien

*) Wenn Hr. Professor Kreuser in Köln in einer später näher zu berücksichtigenden Abhandlung in den Verhandlungen der 5. Philologen-Versammlung, Seite 103, für das Kriterium einer selbständigen Wurzelsprache, wie die griechische es sein soll, das unwandelbare Vortönen der Wurzelsylbe erklärt und aus der Beseitigung dieses Gesetzes durch das spätere Aufkommen und Vorwalten des Accents die frühe Ausartung des Hellenischen, ja dessen Aufhören als lebende Sprache demonstrirt, so müsste nach ihm das Griechische allerdings schon sehr früh entartet oder ausgestorben sejn, nicht, wie er annimmt, im 4. Jahrhundert p. C., sondern mindestens 1000 Jahre a. C., indem sonst jeder Vers im Homer, wo die Länge, selbst in der Arsis, so wenig an den Wurzelsylben haftet, wie der Accent, seine Theorie widerlegen würde.

gegen die Neugriechen gewürzten Anstrengungen der alten Tonoklasten Isaak Vossius und Henninius, die ganze Accentlehre zu beseitigen, und wende mich zu den weitern allgemeinen Ursachen, die zur Verschlechterung der griechischen Sprache und insbesondere der Aussprache sollen beigetragen haben. Die Herrschaft der Römer, heisst es, habe auf dieselbe bei grösserer Entartung der Nation noch weit nachtheiliger, als früher die makedonische, einwirken müssen. Von der weitern Verschlechterung der Sprache überhaupt durch Einschwärzung lateinischer Wörter und Wendungen mag das, wenn auch nicht in dem Maasse, wie Hr. Henrichsen glauben machen will, gelten; den vermeinten Einfluss der Römer auf die griechische Aussprache dagegen muss ich trotz der lateinischen Rechts- und Regiminalsprache in der Provinz Achaja (nicht in den Freistädten, wie Athen) und trotz der römischen Militärcolonien in Paträ, Korinth und Nikopolis gänzlich bezweifeln. Hat denn etwa die zweihundertjährige Herrschaft der Franzosen im Elsass an der Aussprache des allemannischen Deutsch daselbst, soweit es überhaupt noch geredet wird, das Geringste geändert? Hat sie die breiten Diphthonge und Triphthonge, hat sie die den Franzosen ewig unaussprechlichen Kehllaute daraus verdrängt? Oder haben die deutschen Pflanzstädte in Kur-, Lief- und Esthland einen solchen Einfluss auf die Aussprache des Lettischen geübt? haben es endlich die Niederlassungen der Europäer in Amerika und andern Welttheilen auf die vielnamigen Idiome der Indianer? Davon, dass durch Invasionen oder nachhaltende Einwanderungen fremder Völker eine Sprache verdorben, in ihrem grammatischen Bau alterirt, zum grossen oder grössten Theile mit fremden Bestandtheilen versetzt oder endlich ganz absorbirt worden, gibt es freilich Beispiele genug; kein einziges dagegen wird sich mit Bestimmtheit nachweisen lassen, wo durch solche äussere Einflüsse allein die Disposition der Sprachorgane eines Volkes und damit der Buchstabenwerth seiner Sprache, so weit sie sich überhaupt lebend behauptet, irgend einen wesentlichen Wechsel erfahren hätte. Die Annahme, dass die römischen Soldaten und Colonisten zur weitern Ausartung der griechischen Aussprache in itacistischer Richtung mitgewirkt hätten, hat wieder um so weniger für sich, da sie gerade in dieser Richtung, abgesehen von der Aussprache der Diphthonge αι und ει, in den meisten Puncten von der bei uns accreditirten Pronunciation des Lateinischen abweicht. Den von Henninius nicht etwa als Conjectur, sondern als positive Behauptung keck hingestellten Satz, dass die Graeculi aus Schmeichelei gegen die Lateiner nach deren Beispiel den echten Laut der eben genannten Diphthonge depravirt hätten (Hennin. l. l. p. 21), erwähne ich als ein Beispiel mehr, zu welchen maasslosen Absurditäten die ältern Erasmianer durch ihren Feuereifer sich hinreissen liessen. Cicero rühmt noch die Aussprache selbst der ungebildeten Athener, welche die gelehrtesten asiatischen Griechen non verbis, wie es heisst, sed sono vocis, nec tam bene quam suaviter loquendo übertrafen (de orat. 3, 11); und wenn in Bezug auf die etwa 200 Jahre spätere Zeit des Herodes Attikus bei Philostratus die einem böotischen Sonderling in den Mund gelegte Bemerkung vorkommt, dass durch die in Athen zusammenströmende Menge fremder Jünglinge aus barbarischen Ländern die Athener ihre eigene Sprache vielmehr verdürben, als dass sie jenen irgend zu attischer

Wohlredenheit verhülfen (*παραφθείρονται παρ' αὐτῶν τὴν φωνὴν μᾶλλον ἢ ξυμβάλλονταί τι αὐτοῖς ἐς εὐγλωττίαν*, Philostr. ed. Kayser p. 238), eine Bemerkung, die, wie aus dem Zusammenhange erhellt, gerade dem sich daran knüpfenden Lobe der reinen attischen Mundart bei den Landbewohnern im Innern von Attika zur Folie dienen soll, so wird man diese Stelle nicht wohl als einen directen oder indirecten Beleg für die Veränderung des Lautwerthes der griechischen Buchstaben in jener Zeit anführen können. Zur Unterstützung der Annahme, dass schon damals die Griechen nicht im Stande gewesen, der auch in der Sprache täglich um sich greifenden Verderbniss zu widerstehen, weiss Herr Henrichsen (S. 26) die moralische und geistige Versunkenheit des ganzen Volkes und die verdiente Verachtung, worin dasselbe, „vor allen die Athener" bei den Römern gestanden hätten, nicht grell genug zu schildern. Um aber gerecht zu sein, darf man neben den wenigstens für jene allgemeinere Ansicht freilich nicht mangelnden Zeugnissen auch Urtheile und Schilderungen entgegengesetzter Art, wie z. B. die des wahrlich nicht parteiisch für die Griechen eingenommenen Lucian nicht übersehen, der im Nigrinus (12 sqq.) die Genügsamkeit und Sittenreinheit, wie auch den alterthümlichen Freimuth der Athener seiner Zeit im Gegensatze zu der Ueppigkeit und Hoffahrt der in Athen weilenden Fremden und namentlich auch zu den Sitten der römischen Hauptstadt rühmend anerkennt. Doch dies nur beiläufig zur Erinnerung daran, dass auch unleugbare Unglücksperioden in der Geschichte eines Volkes sich wohl etwas milder auffassen lassen, wenn man zu ihrer Würdigung nur die den Reuchlinianern von ihren Gegnern so eindringlich empfohlene Unbefangenheit mitbringt und nicht dabei interessirt ist, sie behufs der Ausbeutung für einen bestimmten Zweck im schwärzesten Lichte darzustellen.

Als ein weiteres, mächtiges Moment für den Ruin der griechischen Nationalität und insbesondere der Sprache wird die Einführung des Christenthums hervorgehoben. „Ein Ereigniss von tödtender Kraft für Althellas" nennt sie unter Anderm neben der Gründung Konstantinopels Hr. Professor Kreuser in Köln, der in seiner in den Verhandlungen der Philologenversammlung in Ulm enthaltenen geistvollen und höchst anziehenden Abhandlung über die Ausartung der griechischen Sprache nicht weniger Scharfsinn und Gelehrsamkeit aufwendet, um den Untergang eben dieser Sprache in möglichst früher Zeit darzuthun, als Hr. Fallmerayer aufbietet, um die Vertilgung der Nation selbst bis auf den letzten Blutstropfen ausser Zweifel zu stellen. Ich habe es hier nur mit der Sprache zu thun, und für so unleugbar ich den Einfluss der neuen Religion auf diese, besonders in lexilogischer Hinsicht halte, eine so vergebliche Mühe würde es doch meines Erachtens sein, aus allen Hebraismen und sonstigen semitischen Idiotismen der Septuaginta, des neuen Testaments und sämmtlicher griechischen Kirchenväter einen Schritt zur Umwandlung des grammatischen und syntaktischen Baus der hellenischen Sprache, wie sie im Neugriechischen vorliegt, nachweisen zu wollen. Eben so wenig lässt sich hier mit einem Schatten von Wahrscheinlichkeit von einem Einflusse auf den Lautwerth der Buchstaben reden, da es sich um Sprachen handelt, von deren Aussprache wir noch weit weniger beglaubigte Kunde haben, als von der griechischen; und ich gestehe, dass ich in

dieser Beziehung die Berufung der Reuchlinianer auf die Identität des ἦτα mit dem hebräischen Chirek magnum für nicht minder eitel halte, als die der Erasmianer auf das Zere, das dafür in andern Wörtern gesetzt wird, und als die ganze nichtssagende Demonstration des Etacismus aus der Zusammenstellung der griechischen Schrift mit der lateinischen. Als unzweifelhaft ist dagegen anzuerkennen, dass gerade das Christenthum als das mächtigste Mittel zur unwandelbaren Erhaltung der griechischen Nationalität und insbesondere der Aussprache des Idioms, worin seine heiligen Urkunden abgefasst sind, so wie es bei seiner Einführung sie vorfand, sich bewährt hat. Mag auch, wie L. Ross (griechische Insel-Reisen, S. 161) als ausgemacht darstellt, die Religion dazu beigetragen haben, vermöge einer Art von εὐλάβεια manche der gewöhnlichsten Wörter, wie ἄρτος, οἶνος, παρθένος, ἰχθύς (letzteres als Akrogramm der Worte Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ ein Erkennungssymbol der ersten Christen), wegen der damit verbundenen heiligen oder mysteriösen Bedeutung, zwar nicht dem Verständnisse des Volkes zu entrücken, doch aus dem täglichen Gebrauche zu verbannen und sie hier durch andere übrigens nicht minder griechische, wie für die ebengenannten ψωμίον, κρασίον, κόρη, ὀψάριον, oder in vulgärerer Form ψωμί, κρασί, κορίτζι, ψάρι, zu ersetzen, so ist andererseits in Betracht des zähen, in den minutiösesten Dingen sich bethätigenden Glaubenseifers der anatolischen Christen mit noch grösserer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass die zahllosen heiligen Namen, Formeln und sonstigen religiösen Reminiscenzen, die hier mehr, als irgendwo im Occident, auch den Laien in Fleisch und Blut übergingen, bereits den Urvätern in keinen andern Lauten sich einprägten, als die ihnen in Uebereinstimmung mit der gesammten Profansprache mindestens schon seit 1000 Jahren, wie wohl jetzt von niemanden mehr bestritten wird, eigen waren. Mit Recht legen auf den Beweis für die unverändert erhaltene Aussprache der lingua sacra die Griechen selbst, wie Thomas Velasti (Βελάστης) in seiner Dissertation de literarum graecarum pronunciatione (ed. Prag. pag. 13 sqq.), Anastas. Georgiadis in der πραγματεία περὶ τῆς τῶν ἑλληνικῶν στοιχείων ἐκφωνήσεως (§. 23, pag. 50), und besonders Konstantin Ikonomos (Οἰκονόμος) in seinem weitläufigen, aber freilich auch vielen Ballast enthaltenden Werke über denselben Gegenstand (περὶ τῆς γνησίας προφορᾶς τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης, Petersb. 1830, pag. 749 sqq.) sehr grosses Gewicht. Wenn letzterer, der bei dieser Gelegenheit die morgenländische Kirche mit byzantinischer Emphase als „die gotterbaute rettende Arche des Griechenvolkes" (ἡ θεόκτιστος καὶ σωστικὴ τοῦ ἑλληνικοῦ γένους κιβωτός) preist, an einer andern Stelle (p. 8 sq.) über die Erasmische Sprachketzerei vor allem andern darum den Stab bricht, weil dadurch der Name des Erlösers und andere heilige Wörter (vielleicht auch der Titel des grossen rechtgläubigen Avtokrator!) gotteslästerlich entstellt würden, so zeugt das freilich mehr von dem orthodoxen Eifer des Archimandriten, als von nüchterner Kritik des Sprachforschers; doch ist die Warnung für die russische Jugend, an die er zunächst seine salbungsvollen Worte richtet, nicht übel berechnet und thut jedenfalls der Bündigkeit seines sonstigen Raisonnements auch über diesen Punct (an der zuerst angeführten Stelle) keinen Eintrag. Der Amerikaner Moore erhebt gegen seinen Landsmann Pickering, der gleich-

falls auf die Erhaltung der alten Aussprache vermittelst der Kirchensprache hinweist (Memoirs of the American Academy of arts and sciences, vol. 4, 1818, p. 239) zwar den Einwurf, dass dies Argument „mehr schein- als haltbar" (more specious than solid) sei, indem die Aussprache der Geistlichen sich in ihren jüngern Jahren bilde und sie dieselbe, wenn sie sich dann der Kirche widmeten, natürlich auf die Sprache des Gottesdienstes, welche mit der Volkssprache ja substantiell identisch sei, als die ihnen allein bekannte Aussprache anwendeten (Moore, remarks on the pronunciation of the greek language, New-York 1819, p. 39). Bedenkt man aber, dass es sich hier keineswegs bloss um die Sprache der Liturgie im Munde der Priester handelt, sondern, wie schon gesagt, um unzählige geheiligte Wörter, die seit der Einführung des Christenthums im Munde des ganzen Volkes lebten, so erscheint der Einwurf in der That unhaltbarer, als das Argument.

In eine Linie mit der Einführung des Christenthums als ein Ereigniss von vernichtender Kraft für die traurigen Ueberbleibsel von Griechenlands Nationalität und Sprache stellt Hr. Prof. Kreuser, wie wir sahen, die Gründung Konstantinopels, und auch Herr Henrichsen weiss in dieser Beziehung viel davon zu erzählen (p. 37 sqq.). Das altmegarische Byzanz, von dem von vornherein angenommen wird, dass es inmitten thracischer Stämme wenig von seiner alten Gräcität bewahrt habe, soll durch die Verpflanzung des römischen Kaiserhofes und einer Menge italischer Ansiedler in seine erweiterten Mauern zu einer überwiegend lateinischen Stadt geworden, dabei aber durch die ausserdem sich daselbst niederlassenden vielen Colonisten aus den verschiedensten Völkern völlig barbarisirt, und durch dasselbe, da es gleichwohl bei solcher Beschaffenheit den Mittel- und Brennpunct des gräcisirten Orients abzugeben berufen war, die Seele des griechischen Volkes gewissermaassen aus seinem Leibe gezogen sein, aus welchem allem dann die äusserste Corruption der griechischen Sprache und, was mich hier zunächst interessirt, der Aussprache mit unwidersprechlicher Bestimmtheit gefolgert wird. Die hier angedeuteten Prämissen können alle in ihrer Allgemeinheit sehr richtig und bei allem dem die daraus gezogenen Schlüsse sehr gewagt sein. Weil das ursprünglich englische New-York später eine niederländische Stadt im Lande der Algonquins war, ist darum die dortige Bevölkerung an Gesittung und Sprache weniger englisch? haben darum die Buchstaben daselbst einen andern Lautwerth, als in London und Oxford? Es kommt hier Alles auf das numerische und das geistige Verhältniss der genetisch verschiedenen Bestandtheile jener gemischten Bevölkerung zu einander an, und da uns über dies Verhältniss im verjüngten Byzanz die genügenden positiven Data fehlen, bleibt uns nichts übrig, als auf dasselbe einen Rückschluss aus den im Verlaufe der Geschichte sich darbietenden äussern Erscheinungen zu machen, die mir wenigstens auf's Entschiedenste für ein völliges Uebergewicht der griechischredenden Bevölkerung zu sprechen scheinen. Aus der Fortdauer der römischen Sprache als officieller Staats- und Rechtssprache nach der Verlegung des Kaisersitzes hat man folgern wollen, dass ein freilich elendes Latein alsbald auch als Volkssprache in Konstantinopel sich festgesetzt, dass es „in Blut und Mark der Byzantiner übergegangen" und das Griechische habe tödten müssen, „selbst wenn es noch gelebt hätte"

(Kreuser S. 100), ohne dass doch nur einer der zur Steuer dieser Behauptung beigebrachten Belege für schlagend gelten könnte. Soll Constantins eigene occidentalische Herkunft und Unfertigkeit im Griechischen, sollen die lateinischen Namen mancher Leute in seiner und der folgenden Kaiser Umgebung, ferner die vielen lateinischen Titulaturen, die ganz und halblateinischen Benennungen einiger Oertlichkeiten und noch einige in den Verkehr eingedrungene ursprünglich lateinische Wörter, die sich denn doch in dem noch damals im Ganzen ungeschwächten griechischen Sprachschatze wie ein Tropfen im Ocean verlieren, für eine in Mark und Blut übergegangene Latinisirung des Volkes zeugen, so lässt sich freilich viel beweisen! Hr. Henrichsen legt (l. l.) Gewicht darauf, dass Libanius in seiner Selbstbiographie die Besorgniss ausspricht, die griechische Sprache werde ganz untergehen, da nur die, welche Latein verständen, zu Aemtern und Ehren gelangten. Ich erinnere mich, in Athen zur Zeit des Rudhartschen Ministeriums in griechischen Oppositionsblättern in Hinblick auf die bayerische Xenokratie ähnliche Besorgnisse ausgesprochen gefunden zu haben; ich gestehe aber, dass ich sie nicht theilte, und glaube auch, dass die, welche sie niedergeschrieben, sie im Ernste so wenig hegten, wie der Sophist Libanius im 4ten Jahrhundert, geschweige denn dass dermaleinst ein Sprachforscher von gleicher Kälte und Unparteilichkeit wie Hr. Henrichsen auf solche Uebertreibungen patriotischen Missvergnügens sich mit sonderlichem Erfolge als auf ein genügendes Zeugniss wird berufen können, dass wirklich zu jener Zeit das Oberbayerische dem Neugriechischen das Garaus zu machen gedroht habe. Hr. Prof. Kreuser geht aber noch beträchtlich weiter: nach ihm war das Griechische schon zu Julians Zeit längst t o d t. Er beweist dies — unwiderleglich, wie er selbst sagt — aus dem berüchtigten Edicte, wodurch der abtrünnige Kaiser die Kinder der Christen von dem Unterrichte in hellenischer Weisheit ausschloss. Während man sonst allgemein und zwar auf Grund des Edictes selbst (Julian. ep. 42), so wie der Auslassungen des Ammianus Marcellinus, Gregors v. Nazianz und anderer heidnischer und christlicher Schriftsteller darüber mit Einschluss der auch von Hrn. Kr. (S. 112) allegirten betreffenden Notizen beim Theodoretus, Sokrates und Sozomenus, in dem Verbote der ἑλληνικὴ παιδεία nichts Anderes sah, als eine Anordnung, wodurch Julian der christlichen Jugend den Eintritt in den damals streng abgeschlossenen Kreis einer höhern, wie wir jetzt sagen, humanistischen Bildung, d. h. in das Studium der alten Poesie, Rhetorik und Philosophie im weitern Sinne, wie es in den Schulen der Grammatiker und Sophisten gepflegt wurde, wehren wollte, werden wir hier belehrt, dass es nichts Geringeres gewesen sei, als ein Verbot für die griechischen Christen, g r i e c h i s c h z u l e r n e n, und dass folglich das Griechische als Volkssprache damals längst nicht mehr gelebt haben könne, da ja sonst „das Gesetz b a a r e r U n s i n n" gewesen wäre. Ich bekenne, dass es mir einige Mühe gekostet hat, diese Argumentation für Hrn. Kr.'s Ernst zu nehmen. Julian, der kluge Julian hätte es für möglich gehalten, den griechischen Christen das Erlernen der Sprache zu verwehren, worin ihre in so vielen Händen befindlichen heiligen Bücher geschrieben waren, worin sie ihre Hymnen sangen, worin ihre Priester dem Volke predigten! Sollte es nicht a l l z u sinnreich sein, ihm eine solche Absicht un-

terzulegen und dann noch seine grosse Staatsklugheit zu preisen, statt es bei jenem einfachen, von Gibbon, Schlosser, Neander, und meines Wissens allen übrigen Historikern, die von der Möglichkeit der Kreuser'schen Deutung keine Ahnung gehabt zu haben scheinen, in Julian's Worten gefundenen Sinne bewenden zu lassen? Hr. Kreuser sagt „Nein und wieder Nein" (S. 113) und hat damit die Sache, soweit Julian's Edict dabei in Frage kommt, abgethan Doch fehlt es ihm keineswegs an andern gleich gewichtvollen Argumenten für das Todtsein der hellenischen Sprache schon in jener Zeit. Aus den Werken der „Wörterbüchler" Suidas, Hesychios, Harpokration, etc. etc. und aller Scholiasten wird gefolgert, dass sämmtliche Schriftsteller des byzantinischen Zeitalters sich einer todten Sprache bedient, dass sie so wenig für das Leben des Altgriechischen im Orient zu ihrer Zeit beweisen, als die neulateinischen Autoren von Edinburg bis Salerno, von Salamanca bis Upsala für das Leben des Lateinischen im Occident bis ins 18te Jahrhundert, da die läppischen Worterklärungen in besagten Onomastiken und Scholien völlig überflüssig und insbesondere die vielen Controversen über Orthographie, Betonung u. dgl. durchaus unbegreiflich sein würden, wenn es sich um eine lebende Sprache handelte (Vergl. Kreuser l. l. S. 59 etc.). Mit gleichem Rechte wird in künftigen Jahrhunderten aus dem Dasein der Wörterbücher von Campe, Adelung und den Brüdern Grimm gefolgert werden können, dass zur Zeit dieser Wörterbüchler das Hochdeutsche als Umgangssprache längst gestorben war, dass Goethe, Schiller und Hr. Kreuser sich in ihren Schriften eines klassischen, aber leider todten Idioms bedienten, und dass als Specimina der deutschen Conversationssprache im 19ten Jahrhundert nur etwa das Feuilleton des Kladderadatsch, die oberbayerschen Dialoge und Gnomen in den fliegenden Blättern und dergleichen gelten können. — Wenn es so unzweifelhaft ist, dass die altgriechischen Wörter in der byzantinischen Zeit nicht mehr verstanden wurden und daher erklärt werden mussten (l. l. S. 60), was nützte es denn, sie in derselben unverständlichen Sprache zu erklären? Was endlich die unleugbare Abgeschmacktheit, Kleinlichkeit und Ueberflüssigkeit mancher dieser Erklärungen betrifft, sollte dieselbe denn wohl selbst so schlechthin unerklärlich sein, ohne dass man grade anzunehmen braucht, die griechischen Grammatiker und Sophisten, die doch wahrlich schon zu der Zeit, da Platon seinen Kratylos schrieb, in unnützer Buchstabenklauberei und Sylbenstecherei Grosses leisteten, hätten zu dem Culminationspuncte der Absurdität in diesen Künsten, wie sie bei den Byzantinern sich offenbart, erst nach dem Tode der Sprache, woran sie dieselben übten, gelangen können? Soll an solchen Symptomen der Tod des Altgriechischen unwiderleglich dargethan sein, so kann es freilich nichts nützen, als Zeugen seines Lebens im oströmischen Reiche das ganze Heer griechischer Kirchen- und Profanscribenten von den Zeiten Constantin's bis nach Justinian dem — abgesehen von der Justinianischen Gesetzsammlung — einzigen lateinisch-byzantinischen Autor, dem obscuren Poeten Corippus entgegen zu stellen, den Hr. Kreuser (S. 119) zum Beweise der Fortdauer des Lateinischen in Konstantinopel anführt, der aber auch wegen seines lateinischen Lobgedichts auf den jüngern Justinus als ein in der Schriftsprache seiner Heimath, des romanischen Abendlandes, dichtender Westafrikaner

mit so wenigem Rechte wie der Spanier Merobaudes den Byzantinern beizuzählen sein dürfte. Sonst könnte man sich allerdings wohl versucht fühlen, aus der Sprache der Hofpoeten Justinians, eines Paul Silentiarius und Agathias von Myrine, den Schluss zu ziehen, dass zur Zeit dieses Kaisers, auf dessen lateinische Gesetzsammlung so grosses Gewicht im entgegengesetzten Sinne gelegt wird, das Griechische in Byzanz nicht bloss Volks- sondern Hofsprache gewesen. Jedenfalls muss es schon gegen das Ende desselben Jahrhunderts um die Kunde des Lateinischen dort schlecht ausgesehen haben, da es Kaiser Mauricius nöthig fand, seine Gesetze und Verordnungen in griechischer Sprache zu erlassen. Es geschah dies, wie es heisst, des Verständnisses wegen; war aber das Altgriechische auch eine todte längst verschollene Sprache, was half es dann, eine unverstandene Sprache für eine andere zu substituiren *)?

In dem Zeitalter, wohin wir jetzt gelangt sind, beginnen jene verheerenden Züge nordischer Völker über die Donau und den Hämus bis ins Herz von Griechenland, die Herrn Fallmerayer Veranlassung gaben, seine berühmte Thesis über die gänzliche Ausmordung des hellenischen Volkes durch die an seine Stelle tretenden Horden der Avaren, Slaven, und später noch der Schkipetaren aufzustellen und mit so grossem Gefühl der Sicherheit zu vertheidigen. Es würde zu weit führen, hier auf eine umfassende Beleuchtung dieser glänzenden Hypothese einzugehen, die soviel Bewunderung und Anklang auf der einen Seite fand, als sie heftigen, zum Theil lächerlich erbitterten Widerspruch auf der andern hervorrief, und welcher, nächst der barbarischen Entstellung oder völligen Veränderung vieler griechischer Ortsnamen, hauptsächlich eine Angabe über die Slavinisirung des Peloponnes in dem geographisch-statistischen Werke des Constantin Porphyrogenetus, eine ähnliche Notiz bei dem anonymen Epitomator des Strabo im 10ten Jahrhundert, und ein Mirakel, wodurch der heilige Andreas das achäische Paträ vor den Avaren schützte, als Stützpunkte dienen. (Man findet die Stellen am compactesten beisammen bei Henrichsen l. l. S. 29, Anm.) Mich interessirt hier unter den Resultaten der vermeinten gänzlichen Slavinisirung Griechenlands zunächst nur die angeblich dadurch vollendete Entartung der griechischen Sprache und insbesondere der Aussprache **). Gesetzt nun aber, um

*) Ueber die gänzliche Absorption alles römischen Wesens im Byzantinerreich durch das überwiegende griechische Element finden sich geistvolle Bemerkungen bei Gibbon, besonders im 53sten Kapitel seines unübertroffenen Werkes.

**) Da gerade in dieser Beziehung Hr. Henrichsen, unter den neuern Gegnern der nationalgriechischen Aussprache unstreitig der geistreichste, gewandteste und gelehrteste, trotz seiner Versicherung (S. 33, Anm.), Fallmerayers Schrift wegen des darin herrschenden „Mangels an Kritik" nur sparsam benutzt zu haben, dennoch auf dessen Aussprüche grosses Gewicht zu legen scheint (wie er denn u. A. den vorhin schon von mir erwähnten Fallmerayer'schen Satz, dass die fremden Eindringlinge in dem slavinisirten Griechenlande das Idiom des Landes geredet hätten, aber nicht mit hellenischem, sondern mit scythischem Organe, Seite 51 fast buchstäblich, nur unter Hinzufügung der Römer, wiederholt), möge es mir in parenthesi gestattet sein, an einer nicht unwesentlichen und dabei in wenigern Worten zu bewältigenden Episode der Fallmerayer'schen Forschungen zu zeigen, in welcher Weise dieser Geschichtskritiker unangefochtene und früher ihm selbst für hinlänglich beglaubigt geltende historische Quellen, wenn sie nicht in sein System passen, berücksichtigt. In seiner interessanten Vorlesung über den Einfluss der Besetzung Griechenlands durch die Slaven auf das Schicksal Athens und Attikas, einer Schrift, auf die als auf eine unzweifelhafte Fundgrube neuer Aufklärungen über die Geschichte Athens Hr. Henrichsen, S. 52 Anm., schon ohne sie gesehen zu ha-

die Sache nur aus diesem Gesichtspuncte ins Auge zu fassen, Hr. Fallmerayer hätte völlig Recht, gesetzt, der Peloponnes und Attika sammt allen übrigen Provinzen des alten Hellas

ben, hinwies, berichtete Hr. Fallmerayer über ein altes Manuscript aus dem ehemaligen Kloster τῶν Ἀναργύρων, welches ihm von dem auch in dem gestrigen Vortrage des Hrn. Hofrath Preller erwähnten athenischen Archäologen Kyriakos Pitakis zur Einsicht mitgetheilt worden, und woraus er (l. l. S. 22 ff.) einige Bruchstücke mittheilte. Nach dieser merkwürdigen, angeblich aus grauem Mittelalter stammenden Urkunde, von der ich übrigens nicht habe ermitteln können, ob sie ausser ihm noch jemand im Orginal gesehen hat, sollte im Jahrhundert Justinians auch das bis zu dieser Entdeckung von Hrn. F. und den Slaven verschont gebliebene Attika durch die feindlichen Einfälle der Barbaren auf beinahe 400 Jahre in eine menschenleere Wüste und Athen in ein Dickicht von Oelbäumen (wie δασος ἐλαιῶν übersetzt wird) verwandelt sein, bis die nach Salamis geflüchteten und in der Ortschaft Ambelakia angesiedelten Reste der Athener, nachdem sie auch hier Jahrhunderte lang von allem denkbaren Elend, von Seuchen, unmenschlichen Seeräubern, Erdbeben etc. heimgesucht worden, endlich im 10ten Jahrhundert mit kaiserlicher Erlaubniss und Hülfe zurückkehrten und die vom Erdboden vertilgte Stadt in verringertem Umfange wiederaufbauten. Ich will hier die von Hrn. F. (S. 36 f.) selbst schon bei der Veröffentlichung seines Fundes gefühlten und keineswegs genügend gelösten Schwierigkeiten nicht urgiren, dass ein Patriarch Joannes oder Joannicius, unter dessen Patriarchat Athen wieder erbaut sein soll, im 10ten Jahrh. nicht existirt hat, so wie dass nicht bloss Symeon Magister, sondern auch Malalas und andere Byzantiner von einem blutigen Volkstumult in Athen schon zu Anfange desselben Jahrhunderts erzählen, und man sich hiernach die Stadt doch wohl als einen damals ziemlich bevölkerten Ort zu denken hat. Bemerkenswerth ist, dass während der vollen drei Jahrhunderte der Verwandlung Athens in ein Dickicht von Oelbäumen in den Acten der Concilien drei Bischöfe von Athen vorkommen und sich überdiess daraus ergibt, wie der geistliche Hirt dieser Stadt gerade während ihrer 400jährigen Vertilgung vom Erdboden zur Metropoliten-Würde erhoben wurde. In Mansi's Collection findet sich unter den in den Protokollen der 6ten ökumenischen Synode im J. 680 aufgeführten und unterzeichneten Theilnehmern derselben der Bischof Joannes von Athen (t. 11, p. 696 C etc.), bei der 8ten im J. 869 Nicetas, Erzbischof von Athen (t. 16, p. 18 C etc.), endlich bei der Pseudosynode des Photius im J 879 der Erzbischof Sabas von Athen t. 17, p. 373 D). Doch will ich auf diesen Umstand kein grosses Gewicht legen, wiewohl er nicht ohne die gezwungensten Annahmen mit der Richtigkeit des Inhalts der anargyrischen Chronik in Einklang zu bringen wäre. Aber woher kamen denn die auf den Kaiserthron berufenen Athenerinnen Irene und Theophano, von deren Ersterer namentlich Theophanes (ed. Par. p. 374) und andere Byzantiner ausführlich erzählen, wie Kaiser Konstantin Kopronymos sie (a. 769) als die Braut seines Sohnes bei der Ankunft aus ihrer Vaterstadt Athen feierlich einholen liess, und wie sie später als Kaiserin (797) ihre meuterischen Schwäger dorthin ins Exil sandte, wo sie nach ihrer nicht getäuschten Erwartung unter der Obhut der getreuen Athener am sichersten bewacht und an der Ausführung rebellischer Pläne verhindert wurden? Haben etwa die Kaiser Leon Chazaros und Staurakios ihre Gemahlinnen aus jenem von den räuberischen Phusten durchschweiften Olivendickicht oder aus der armseligen Colonie in Ambelakia geholt? Oder wird die Sache dadurch erledigt, dass Hr. F. in den Fragmenten aus dem Orient (II, S. 420) die Irene, die er selbst im 1. Theile der Geschichte von Morea (S. 214) noch „eine geborene Athenäerin" nannte, zu einer „aus einer athenischen Familie abstammenden" Person degradirt und nebenbei (S. 419) gegen den armen Theophanes, den unbequemsten Gegenzeugen, in den ihm beigelegten Prädicaten des „langweiligsten und kurzsichtigsten aller Chronisten" und eines Mannes von „beklagenswerther Armseligkeit und Unfähigkeit" seine souveräne Ungnade ausspricht? Da Athen als Verbannungsort für in Ungnade gefallene byzantinische Grosse während jenes Zeitraums von den Geschichtschreibern zu oft erwähnt wird, um dies übersehen zu können, musste eben dieser anscheinend widersprechende Umstand zur Bekräftigung der anargyrischen Berichte dienen. Nach Hrn. F.'s Conjectur nämlich hat auf der Akropolis mitten in dem von den Slaven besetzten und vom byzantinischen Reichsgebiete abgesperrten Lande eine kaiserliche Besatzung sich miraculöser Weise die 4 Jahrhunderte hindurch behauptet, und eben wegen dieser traurigen Situation für die armen Verbannten soll die Burg von Athen einen passenden Verbannungsort abgegeben haben. Ein vereinzeltes Fort inmitten feindlicher Horden der zuverlässigste Aufbewahrungsort für staatsgefährliche und gefürchtete Exulanten! — In den Fragmenten aus dem Orient, II, S. 472 ff., lässt Hr. F. auf verschiedene nachträgliche Bemerkungen über die anargyrische Chronik, welche, da ich die Angriffe, worauf sie sich beziehen, nicht kenne, mir auch nicht völlig verständlich sind, eine Art Palinodie hinsichtlich der Zeit folgen, sowohl der, aus welcher die Manuscripte stammen sollten, als derjenigen, in welche er und zwar, wie man nicht anders glauben konnte, nach unzweideutiger Angabe der letztern den Scytheneinfall in Attika verlegt hatte, ohne jedoch wegen dieser nothgedrungenen, beiläufig durch andere Gründe, als die hier von mir hervorgehobenen, motivirten Concession die vierhundertjährige Verwandlung Athens in einen Oelwald selbst, die sich gleichwohl in irgend einer andern Zeit noch weit

wären im Mittelalter total ausgemordet, sie wären, wie er der grössern Sicherheit wegen annimmt und, Dank dem Mirakel des heiligen Andreas, darzuthun sich getraut, wiederholt bis auf den letzten Blutstropfen ausgemordet und mit Slaven besetzt, die dann später, mit rhomäischen Kolonisten aus Byzanz und Klein-Asien vermischt, besonders durch den Einfluss der griechischen Klerisei zur Annahme eines barbarischen Griechisch „mit scythischem Accent und Organ" sich bequemt hätten: gesetzt, diesem Allen wäre so, welcher Schluss würde denn daraus in Bezug auf die neugriechische Sprache und Aussprache gezogen werden können? Kein anderer, als der, dass man, was auch bis jetzt meines Wissens niemanden eingefallen ist, das Idiom der heutigen Bewohner der obengenannten Landstriche nicht als Muster aufstellen kann, insofern es mit dem der sämmtlichen übrigen Griechen, namentlich auch in Konstantinopel und in jenen Gegenden, deren Bewohner selbst Hr. F. (Gesch. v. Morea, Th. II, Vorr. S. XXXII) für Nachkommen der Hellenen zu halten geneigt scheint, und wo wenigstens von solchen Mischungen, wie in den Binnenländern des illyrischen Delta, keine Rede sein kann, nicht übereinstimmen sollte. Nun findet aber, unwesentliche Provincialismen abgerechnet, eine solche Uebereinstimmung, auch in der Aussprache, unter allen griechisch redenden Leuten des Orients in vollem Maasse statt. Den auf diese unleugbare allgemeine Uebereinstimmung sich stützenden Beweis der Reuchlinianer für das Alter der nationalgriechischen Aussprache (vergl. u. a. Wetstein p. 107 sqq., Pickering l. l., *Οἰκονόμος* p. 754 sqq.) erklären freilich die Erasmianer (z. B. Moore p. 39) für eine Thorheit, da derselbe Grund, wie sie meinen, auch für das Alter der beträchtlichen Abweichungen der neugriechischen Lexilogie und Grammatik von der hellenischen (wie für den Mangel des Dualis, des Dativs, des Optativs und Infinitivs, den Gebrauch der Hülfsverba etc.) geltend gemacht werden könnte. Diese Einwendung möchte, bei Lichte besehen, doch wenig zu bedeuten haben. Gewiss steht nichts der Annahme entgegen, dass die Keime jener Vereinfachung der Formen schon in der altgriechischen Volkssprache lagen, die wir nicht kennen, und in dem Maasse, wie im Verlaufe barbarischer Jahrhunderte die Kenntniss und der Gebrauch der gebildeten Sprache auf immer engere Kreise sich beschränkte, im Wesentlichen aus sich selbst heraus und daher im Ganzen ziemlich gleichmässig, wenngleich nicht ohne alle durch äussere Einflüsse bedingte Abweichungen in den verschiedenen Ländern griechischer Zunge.

---

unmöglicher unterbringen lasst, aufzugeben oder den probat gefundenen Ton überlegener und hohnischer Geringschätzung gegen alle von seiner kritischen Infallibilität nicht unbedingt Ueberzeugten auch nur im mindesten herabzustimmen.

Ich bitte, mir diese lange Digression zu verzeihen, die ich nicht für ganz überflüssig hielt, um an einem eclatanten Beispiele zu zeigen, mit welcher Kritik und Umsicht die scharfsinnigen und gelehrten Vertilger des letzten Tropfens Hellenenbluts selbst bei der Durchführung ihrer blendenden Hypothese zu Werke gehen und mit welchem Rechte sie Jeden, der den bescheidensten Zweifel dagegen zu erheben wagt, mit Spott und Schmähungen überhäufen, ja ihn eben wegen seiner nüchternern Auffassung der Sache, und zwar, wenn es nicht anders sein kann, unter zweckmässiger Verdrehung seiner Worte, als gänzlich incompetenten philellenischen Enthusiasten und noch grössern Ignoranten zum Stillschweigen verweisen wollen. Dies unermüdliche Losziehen, besonders des Hrn F. gegen einen wahnsinnigen philellenischen Enthusiasmus, wie er nur in seiner und vielleicht noch in des Hrn. Fürsten Pückler Einbildung existirt, ist selbst ein ausgemachterer Windmühlenkampf, eine completere Donquichotterie, als sie irgend einer seiner Widersprecher sich hat beikommen lassen.

zu dem Grade von Freiheit oder, wenn man will, Barbarei, wie ihn das heutige Neugriechisch darstellt, sich entwickelten, während jedoch dem Eindringen solcher Ausartung in die anerkannte Schrift- und in die Umgangssprache der höher gebildeten Welt durch den Einfluss der wissenschaftlichen, sowohl weltlichen als geistlichen Autoritäten des Reichs, solange dasselbe bestand, mit Erfolg gewehrt wurde. Die überlieferte Aussprache der Buchstaben dagegen wurde von eben diesen Autoritäten des Byzantinerreichs ohne Bedenken anerkannt und in den damaligen Schulen der Grammatiker, wie das jetzt nicht mehr bewiesen zu werden braucht, als die unbezweifelt richtige beim Unterricht angewandt. Nichts berechtigt aber zu der Annahme, dass man in diesen Schulen seit dem Anfange ihres Bestehens auf die Erhaltung dieses Theils der Sprache eine minder scrupulöse Sorgfalt verwandt habe, als auf alles Uebrige. Eben jene minutiöse Buchstabenklauberei, wodurch die griechischen Grammatiker, besonders seit der alexandrinischen Zeit sich auszeichneten, ja eben der „theologische Zuschnitt," den nach Hrn. Henrichsen's Ausdruck (S. 16) „die Grammatik durch unerschütterliche Dogmen und Canones erhielt," scheint eine Bürgschaft mehr für die unverfälschte Ueberlieferung des doch auch unstreitig zur Grammatik im weitern Sinne gehörenden Lautwerthes der Buchstaben, und es lässt sich, sollte ich denken, ohne Temerität annehmen, dass derselbe, aus den attischen Schulen in das alexandrinische Museum und von hier in das Tetradision von Byzanz verpflanzt, im Wesentlichen unverändert in ununterbrochener Diadoche der Lehrer von den Zeiten Dionysius des Thraciers bis zu denen der Chrysoloras, Gazas und Laskaris, wo er notorisch mit dem heutigen der Neugriechen übereinstimmt, sich erhielt. Mit Recht erinnert Velasti (p. 36 sqq.) in dieser Hinsicht an die Zähigkeit der Griechen und an die gerade mit dem fortschreitenden Verfalle des Staates und der Wissenschaft mehr und mehr auf die Bewahrung der Integrität ihrer alten Sprache sich concentrirende Thätigkeit der griechischen Gelehrten, und nicht minder wahr und beachtenswerth scheint mir das Wort des Georgiadis: *Εἰ καὶ Πλάτωνες καὶ Ἀριστοτέλεις ἐκ πολλοῦ ἤδη ἐκ τοῦ ἡμετέρου γένους ἐξέλιπον, ἐν παντὶ ὅμως αἰῶνι ἔσχομεν ἄνδρας, κἂν μὴ ἄλλο, τὴν προγονικὴν γοῦν φωνὴν καλῶς γινώσκοντας καὶ ταύτην διδάξαι ἔχοντας.* (*Ἀν. Γεωργιάδ.* l. l. §. *κθ.* p. 60. Vgl. auch *Οἰκονόμος*, p. 747 etc.) Anders stellt sich freilich die Sache, wenn man mit Hrn. Kreuser von dem ihm für erwiesen geltenden Satze ausgeht, dass zur Zeit der Byzantiner, welchen unbestritten die jetzige neugriechische Aussprache des Hellenischen eigen war, diese Sprache schon längst todt gewesen sei, und damit keinen Anstand nimmt, „die ganze Streitfrage über die Aussprache für eine faule, unnütze zu erklären" (Kr. S. 50). Wir haben vorhin gesehen, aus welchen Gründen Hr. Kr. das Altgriechische schon zur Zeit Julian's für todt hielt; an einer andern Stelle (S. 96) wird es als ausgemacht angenommen, „dass zur Zeit der Anna Komnena das Neugriechische schon vollkommen bestand, also das Altgriechische vollständig gestorben war." Dass das Neugriechische im 12ten Jahrhundert, wenn nicht vollkommen, doch in seinen wesentlichsten Eigenthümlichkeiten schon bestand, wird niemand bestreiten; der daraus gezogene Schluss aber ist fast noch kühner, als jener aus dem berüchtigten Edicte Julians. Hr. Kr. hält demnach das gleich-

zeitige Leben zweier Sprachen in einem Lande für ein Ding der Unmöglichkeit und müsste folgerichtig z. B. in unserm Niedersachsen entweder das Plattdeutsche für längst todt oder das Hochdeutsche für noch ungeboren erklären. Für das Leben des Altgriechischen neben dem Neugriechischen in Konstantinopel noch im Jahrhundert der türkischen Eroberung besitzen wir, abgesehen von allen Wahrscheinlichkeitsgründen, ein besonders bündiges Zeugniss, das nach Gibbon auch Bloch anführt und wovon zu verwundern, dass Hr. Kreuser es übersehen und Hr. Henrichsen es ignorirt hat. Der gelehrte Italiener Franz Philelphus von Tolentino, der sich von 1420 bis 27 in Konstantinopel aufhielt, macht in einem Briefe an den Prinzen Galeazzo Sforza vom 15. Febr. 1451, worin er von dem Verhältnisse des Italiänischen zum Lateinischen handelt, über die Sprache der gebildeten Griechen jener Zeit folgende Bemerkung: „Graeci, quibus lingua depravata non sit, et quos ipsi tum sequimur tum imitamur, ita loquuntur vulgo hac etiam tempestate, ut Aristophanes comicus, aut Euripides tragicus, ut oratores omnes, ut historiographi, ut philosophi etiam ipsi et Plato et Aristoteles; literati autem homines et doctius et emendatius." Nach einer Digression über die unwissenden Uebersetzer griechischer Autoren und über die schlechte Volkssprache in Konstantinopel, „quae et a plebe erat depravata, atque corrupta ob peregrinorum mercatorumque multitudinem, qui quotidie Constantinopolim confluebant in urbemque recepti incolae Graecisque admixti locutionem optimam infuscarunt inquinaruntque," heisst es in Bezug auf diese locutio optima weiter: „nam viri aulici veteris sermonis dignitatem atque elegantiam retinebant, imprimisque ipsae nobiles mulieres, quibus cum nullum esset omnino cum viris peregrinis commercium, *merus ille ac purus Graecorum sermo servabatur intactus*" (Philelphi epistt. ed. Paris 1503, fol. 111.). In einem andern Briefe an Lorenz von Medici berichtet Philelphus von seiner Frau, einer Tochter des jüngern Chrysoloras: „uxor illa mea Theodora locutione erat admodum moderata ac suavi et maxime attica, utpote quae nihil haberet peregrini ineptique sermonis admixtum" (Ph. l. l. fol. 257 B.) Was solche Aussagen um so unverdächtiger erscheinen lässt, sind die damit wechselnden bittern Auslassungen über die Entartung der griechischen Volkssprache sowohl in Konstantinopel als noch mehr in den Provinzen, namentlich im Peloponnes, von dessen Verödung und Barbarei Philelphus (a. 1441, l. l. fol. 57) seinem Freunde Sassolo del Prato, um ihm eine beabsichtigte Reise dorthin auszureden, ein abschreckendes Bild entwirft. Ausser dem Gemistus Pletho, heisst es, finde er dort nichts, was der Rede werth sei; der peloponnesischen Barbarei und Sprachverderbniss wird aber auch hier die höhere Bildung Konstantinopels entgegengestellt: „illic enim et viri eruditi sunt nonnulli, et culti mores, et *sermo* etiam *nitidus.*" Will man auch die Zusammenstellung der höhern Conversationssprache in Konstantinopel mit der der alten Classiker für übertrieben halten, so ist es doch jedenfalls undenkbar, dass Philelphus in dem mit dieser Stadt in so lebhaftem und vielfachem Verkehre stehenden Italien den Gebrauch des Altgriechischen daselbst hätte glauben machen wollen, wenn diese Sprache längst, ja nach Hrn. Kreusers Annahme bereits über 1000 Jahre todt war. Sein Märchen wäre dann in der That ungefähr so schlau ersonnen gewesen, als wollte heut-

zutage ein deutscher Gelehrter, der sich 7 Jahre in England aufgehalten, auf dem Continent berichten, man höre in den höhern Cirkeln Londons und besonders von den Hofdamen Ihrer Majestät ein so vorzügliches Angelsächsisch reden, wie wir es nur im Beowulf lesen. Hr. Kreuser wird also kaum die Angaben des Philelphus nur als ein Zeugniss dafür gelten lassen können, dass man, wie er (S. 113) sagt, den Kleiderschrank der schon zu Julians Zeit längst begrabenen griechischen Sprache noch bis 1453 aufbewahrt habe; und eben so wenig dürften sie, insofern Byzanz, „quo Athenarum decus transiit," dadurch eine Beglaubigung mehr als letztes Asyl eines lebendigen, in Sprache und Aussprache reinen Hellenismus empfängt, zu sonderlicher Unterstützung der Ansicht des Hrn. Hantschke in Elberfeld dienen, dass die Pronunciation einer alten Sprache „hanc ipsam ob causam, quod etiamnum a populo, qui ab antiquiore originem trahit, servatur, servari saltem putatur, nullo pacto vera potest appellari, nisi argumentis eadem comprobetur idoneis" (Progr. de vocalium graecarum pronunciatione, p. 28). Hr. Hantschke sucht diesen Satz hauptsächlich durch die Hinweisung darauf zu begründen, dass, wenn jedenfalls die überlebende Aussprache die rechte sein solle, zufällig beim Aussterben einer Sprache, z. B. der deutschen, gerade die verderbteste Provinzialmundart irgend eines Winkels im Lande, wo die Sprache sich am längsten lebend erhalten, zu dieser Ehre gelangen könnte. Nach allem Vorhergegangenen glaube ich jedes weitern Wortes über die Nutzanwendung dieses Satzes auf den Streit über die Aussprache des Griechischen mich enthalten zu können.

Am Schlusse dieser allgemeinen historischen Betrachtungen aber muss ich noch ein Strategem der Erasmianer berühren, das zur schiefen Auffassung der Sache nicht wenig beigetragen hat, ich meine die Zusammenstellung des Verhältnisses zwischen Altgriechisch und Neugriechisch mit dem des Lateinischen zu seinen Töchtersprachen. Man hat das erstere für ein eben so entferntes erklären wollen, wie das letztere, wenigstens wie das Verhältniss des Lateinischen zu dem ihm am nächsten verwandten Italiänischen, und desshalb den Griechen die Prätension, in ihrer Sprache die Aussprache der alten bewahrt zu haben, nicht minder, ja in noch weiterm Umfange, als den Italiänern, bestritten. Nichts ist aber falscher, als jene Annahme. Zwischen dem Lateinischen und dem Italiänischen gab es seit der Zeit, aus welcher über letzteres die ältesten Nachrichten und Urkunden vorliegen, eine bestimmte unverkennbare Grenzlinie; zwischen dem Alt- und Neugriechischen gibt es eine solche jetzt kaum und gab es noch weniger, ehe seit Anfang des vorigen Jahrhunderts gelehrte Griechen anfingen die haltlose, willkürliche, vielfach variirende *ὁμιλία τῶν χυδαίων* nach ihren eingewurzeltsten und allgemeinsten Eigenthümlichkeiten auf einigermaassen feste grammatische Formen und Regeln zu reduciren. Noch jetzt aber lassen sich für jedes unclassische oder gar ungriechische Wort, ja für jede specifisch neugriechische Redewendung, zwar nicht immer ohne Affectation oder selbst ohne der Sprache Gewalt anzuthun, doch ohne, wie dies bei analogem Verfahren im Italiänischen der Fall sein würde, ihr Wesen gänzlich aufzuheben, die entsprechenden hellenischen Wörter und Wendungen substituiren. Ich bitte den Versuch zu machen, nicht etwa mit der gebildeten, stark hellenisirenden Ausdrucksweise eines Kumas oder Rhisos Rhangawis,

sondern mit ganz rohen Producten, wie jene politischen Verse aus dem Mittelalter, durch deren Anführung Hr. Henrichsen (S. 43—49) die damalige Barbarei der griechischen Sprache beweisen zu wollen sich die anerkennenswerthe, wenn auch mit seinem Wohlnehmen völlig überflüssige Mühe gibt. Man nehme z. B. Friedemanns hellenische Uebersetzungen einiger Fauriel'schen Volkslieder (vergleichende Grammat. der alt- und neugr. Sprache, S. 62 ff.) und übersetze dagegen die Terzinen Dante's oder noch ältere italiänische Sprachproben so wörtlich als irgend möglich ins Lateinische, und man wird finden, wo der wesentlichere Unterschied, die unausfüllbarere Kluft ist. Die frühe Entwickelung des Italiänischen zu einem selbständigen, geregelten, in sich abgeschlossenen, von der Muttersprache zwar nicht grundverschiedenen doch völlig abgetrennten Idiom erklärt sich sehr einfach durch das in der That fast um ein Jahrtausend früher erfolgte Aufhören des Lateinischen als einer lebenden Sprache, welches in dieser Eigenschaft, bei den Zuständen des römischen Abendlandes und insbesondere auch Italiens seit dem Ende des 5ten Jahrhunderts, trotz der fortdauernden Küchenlatein-Schreiberei, bei weitem nicht in der Intensität, wie das Griechische im christlichen Orient durch die weltliche Macht, die Kirche im weitesten Sinne und, was auch nicht allzu gering anzuschlagen, durch den selbst von Hrn. Henrichsen (S. 39) anerkannten grössern wissenschaftlichen Sinn eines wenn auch immer mehr zusammenschmelzenden Theils der Nation geschützt und gepflegt wurde. Aus denselben Umständen erklärt es sich, wie in Italien gewisse ursprünglich vulgäre, zum Theil auch nachweislich nur provinzielle Eigenheiten der Aussprache, die jedoch von der echten altlateinischen vielleicht nicht mehr abwichen, als die neugriechischen Provinzialverschiedenheiten der Aussprache unter einander und von der dort anerkannten Pronunciation des Alt- und Neugriechischen abweichen, für das neugebildete volgare illustre und damit für das zu jener Zeit wirklich nach Hrn. Kreusers Ausdruck (S. 56) „mausetodte" und schon bei seinen letzten Lebzeiten längst vernachlässigte Latein zu stehender Geltung gelangen konnten, während der allgemeinen Aufnahme und Sanctionirung solcher Chydaïsmen und Provinzialismen in der griechischen Oralsprache der lebendig erhaltene altgriechische Laut einen unüberschrittenen Damm entgegensetzte. Zu jenen wahrscheinlichen Abweichungen der italiänischen Aussprache von der altlateinischen gehört vornämlich der Laut des g und des c vor e und i, während andere Eigenheiten vorhin bezeichneter Art, wie der I-Laut des l nach b, p, f und c, der Laut des j und manches Andere, für das Italiänische auch eine veränderte Schreibart zur Folge hatten, wobei dann aber die Italiäner in dem als todte Sprache erlernten Lateinisch die betreffenden Wörter nach dem Lautwerthe ihres eigenen Alphabets und damit vermuthlich nach der alten richtigen Weise aussprachen. So spricht und schreibt der Italiäner bekanntlich piano, fiume, gioventù (dschowentu), während er die lateinischen Wörter planus, flumen, juventus, ausspricht, wie wir. (Eine veränderte Aussprache anderer Buchstaben, wie des b und in vielen Fällen des langen e, ist eben in Betracht des Verhältnisses der lateinischen Schreibart altgriechischer Wörter zur nationalgriechischen Aussprache derselben nicht unwahrscheinlich.) Auch bei den Neugriechen findet sich vieler Orten, namentlich auf den Inseln Cypern,

Kreta, Chios, Lesbos etc., weniger, wiewohl dies angegeben wird, in Athen, die Neigung, das $\varkappa$ vor den hellen Vokalen ganz wie das c der Italiäner im gleichen Falle, und das ζ wie das italiänische gi auszusprechen; ferner ist sehr häufig die Verwandlung des $\varkappa$ und π vor einer andern Tenuis in die Aspirata, die Verwandlung des λ in ϱ, besonders vor ϑ und φ, fast allgemein in der vulgären Sprache die Unterdrückung des Schluss-ν und ς, endlich eine Menge Accentfehler („παροξύτονα" wie sie das Volk ohne Unterschied nennt), und damit zusammenhängend die von Hrn. Henrichsen (S. 62) als Beweise für die vermeinte Ausartung der alten Accentgesetze angeführten barbarischen Synizesen, ohne dass jedoch alle diese, ob auch zum Theil noch so eingewurzelten und weit verbreiteten Nachlässigkeiten in der Aussprache, eben weil sie stets als solche erkannt wurden, zu einer Abweichung der anerkannten neugriechischen Orthographie in den betreffenden Wörtern von der altgriechischen hätten führen können oder gar jemals von den Gebildeten auf die Aussprache des Altgriechischen selbst übertragen wären. Auf einige dieser, im Ganzen den wahrscheinlichen Abweichungen der italiänischen Aussprache von der lateinischen entsprechenden rhomäischen Provinzialismen mag allerdings das Beisammenleben mit barbarischen Stämmen nicht ohne Einfluss geblieben sein, wie z. B. in dem zischenden Laute des σ (gleich unserm scharfen *sch*) in einigen Landstrichen das albanesische *schin* nicht zu verkennen ist. Doch wird es, glaube ich, von selbst einleuchten, wie wenig mit allen solchen Idiotismen diejenigen Eigenthümlichkeiten der nationalgriechischen Aussprache, die von Konstantinopel bis Cypern, von Kerkyra bis Trapezunt ihr eigen sind, und die unbezweifelt zur Zeit des Eustathios längst bei Priestern und Laien, Grammatikern und Ungelehrten so fest standen wie heute, billigerweise in eine Kategorie gestellt und auf dieselben Ursachen zurückgeführt werden können. Es grenzt an's Fabelhafte, welche Mühe die gelehrten Gegner dieser Aussprache sich gaben, um ihren slavischen, schkipetarischen und sogar türkischen Ursprung und überhaupt den destruirenden Einfluss dieser barbarischen Idiome auf das Griechische nachzuweisen. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an Hrn. Professor Heilmaier in Aschaffenburg, da ich seine Abhandlung „über die Entstehung der romaischen Sprache unter dem Einflusse fremder Zungen" am Häufigsten und mit dem grössten Lobe citirt finde. Fast mit denselben Worten wie später Hr. Henrichsen (S. 33 Anm.) erklärt auch er (S. 3 Anm.), dass „Fallmerayer's ausgezeichnetes Werk (der erste Th. der Gesch. v. Morea) nur mit Vorsicht zu benutzen sei, da der Verf. alle Schranken historischer Kritik übertreten habe," geht dabei aber factisch völlig auf sein System ein und stellt zur Unterstützung desselben Behauptungen auf, die dem seligen Henninius Ehre gemacht haben würden. Die Slaven, heisst es, pflegten gern die Ortsbenennungen von natürlichen Beschaffenheiten der Erdoberfläche zu entlehnen; diese Neigung finde sich auch in Griechenland, so sei z. B. der (in seiner Zusammensetzung unbestritten griechische) Name der Stadt *Καλάβρυτα*, Schönwasser, rein slavisch gedacht, indem ihm im Slavischen Alt- oder Gutwasser, stará voda, dobrá voda entspreche (S. 21). So werden denn auch wohl die althellenischen Ortsnamen Pegä, Thermä, Kalauria, Limnä etc. und nicht minder eine Menge abendländischer, wie Heilbronn, Lauterbach, Bridgewater

als rein slavisch gedacht anzuerkennen sein! Doch wir haben es hier nicht mit dem Slavismus der neugriechischen Wortbildung, sondern mit dem der Aussprache zu thun, und auch hierfür lässt es Hr. Heilmaier nicht an ungefähr eben so bündigen Beweisen fehlen (s. besonders S. 24). Im serbischen Idiom ist die Häufung des *i* vor Vokalen charakteristisch, folglich können nur dorther die Griechen ihre noch weit stärkere Häufung des *ι*-Lautes entlehnt haben. Das neugriechische *δ*, entsprechend dem gelinden englischen th, können die Slaven zwar gar nicht aussprechen, nichts desto weniger hat der neugriechische Laut dieses Buchstaben nur von ihnen seinen Ursprung, da das d in Serbien nach Gegenden oft in i übergeht, wie das griechische *διά* in gemeiner Sprache in *γιά*. Das griechische *σ* entspricht dem slavischen s, das *ζ* dem z — nicht mehr und nicht minder nämlich, als dem spanischen, französischen und holländischen z. Mit gleicher Beweiskraft für den slavischen Ursprung der griechischen Aussprache hätte Hr. Heilmaier auch sämmtliche übrigen in diesen beiden und in so und soviel andern Sprachen übereinstimmenden Vokale und Consonanten herzählen können. Auch wegen jener in der griechischen Volkssprache, wie schon gesagt, nicht seltenen Verwandlung des *λ* in *ρ* erklärt Hr. H. es für unnöthig zu der altgriechischen Analogie zu greifen, da dieselbe Verwechselung auch im Serbischen vorkomme. Sollte aber die Frage unberechtigt sein, warum man denn, wenn man die altgriechische Analogie hat, zu der serbischen zu greifen braucht? Den alten Kehllaut des Spiritus asper, wie ihn nämlich die Erasmianer sich denken, sollen die Griechen hauptsächlich durch die lange Herrschaft der französischen und italiänischen Sprache verloren haben (S. 35). Ich will hier die Länge und Intensität dieser Herrschaft, besonders in Konstantinopel, nicht untersuchen, und frage nur, wenn hier durchaus ein Verlust des alten Kehllauts angenommen werden muss, wodurch denn die Franzosen und Italiäner selbst ihn verloren haben sollen? Etwa durch die in Gallien und Italien eingewanderten germanischen Stämme, die ihn im vollen Maasse besassen? Den Italiänern verdanken die Griechen nach Hrn. H. (a. a. O.) auch die „getrennte" Aussprache des *σ* vor Konsonanten. Es ist an sich nicht recht klar, was dieser auch S. 24 vorkommende Ausdruck bedeuten soll; wird aber dadurch, wie ich nicht anders annehmen kann, die reine Aussprache des *σ* vor Consonanten bezeichnet, so ist das eine Eigenheit, die dem Griechischen mit allen europäischen Idiomen, mit Ausnahme einer beträchtlichen Anzahl der slavischen und allerdings auch sämmtlicher süd- und ostdeutschen Mundarten gemein ist *). Dem Gewichte solcher Beweise für die slavo-

*) In Deutschland freilich ist jetzt die reine Sprache des s vor p und t auf uns Niedersachsen und die Westfalen beschränkt, welche letztere übrigens durch gänzliche Verbannung des weichen Zischlautes in der Aussprache, auch wo er vor Vokalen und liquidis geschrieben steht und der hochdeutschen Sprache einmal eigen ist, des Guten zuviel thun. Im ganzen übrigen Deutschlande schpricht man, nur bei uns wird noch gesprochen, d. h. von dem einheimischen gebildeten Mittelstande, soweit er sich der angeerbten reinen Laute nicht schämt und seine Muttersprache ohne Affectation redet, während freilich auch bei uns die höher gebildeten Schtände zum guten Theil und die Schauschpieler sammt und sonders eine Aussprache, die dem sanften Wohllaute des Italiänischen nach ihrem Zugeschtändniss keinen Eintrag thut, im Deutschen schon längst für eine unausschtehliche Härte erklären.

romano-schkipetaro-türkische Infection der griechischen Aussprache gegenüber hat es für Hrn. Heilmaier keine Schwierigkeit, dass diese sämmtlichen Idiome-Laute besitzen, welche den Neugriechen fehlen, und umgekehrt, und zwar gerade solche, wobei es um den Unterschied der nationalgriechischen Aussprache von der Erasmischen, vermeintlich alten, sich handelt. So besitzen Slaven, Italiäner, Albanesen und Türken unsere, von den Erasmianern dem β und δ beigelegte Laute des b und d, die Griechen aber haben sie nicht und drücken sie in fremden Wörtern unbeholfen genug durch μπ und ντ aus, weil sie π und τ in dieser Verbindung in der Mitte des Wortes sanfter aussprechen. Der den Griechen eigene Laut des θ dagegen, dessen Aspiration beiläufig noch Erasmus (dial. bei Havercamp. II, p. 160), nicht aber, wenigstens in der Praxis, seine Jünger bewahrt wissen wollen, fehlt, während es die Schkipetaren von den Griechen entlehnten, den Italiänern und Slaven gänzlich; selbst die Russen, nach Fallmerayer die nächsten Blutsvettern der Neugriechen, können es so wenig aussprechen, wie der scythische Bogenschütz in den Thesmophoriazusen: *κάτησο, κάτησο, ναικὶ, ναὶ, τυγάτριον*, sondern sagen dafür *f*. Nichtsdestoweniger muss auch dieser Laut anders woher stammen. Ihn von den Engländern herzuleiten riskirt selbst Hr. Heilmaier nicht, da es ihm doch misslich scheinen mag, sich auf die ephemere Eroberung Cyperns durch Richard Löwenherz im J. 1191 zu berufen, und da vor der Ankunft der neuern englischen Touristen und Philellenen und vor der Herrschaft Englands auf den sieben Inseln die Aussprache des θ schon allzu notorisch in ganz Griechenland heimisch war. Er sieht sich also (S. 41) nach diesem Laute im türkischen Alphabete um und tröstet sich, da er ihn auch hier nicht findet, damit, dass doch der arabische Buchstabe Se (was wohl das ث sein soll) „gleichsam wie thse" ausgesprochen werde!

Doch es ist hohe Zeit, von dieser Beleuchtung der vermeinten positiven Beweise für den barbarischen Ursprung der nationalgriechischen Pronunciation mich zu den Urkunden des Alterthums zu wenden, insoweit man daraus die Unmöglichkeit der Uebereinstimmung dieser Aussprache mit der der Alten a priori hat demonstriren wollen. Je weiter ich in der Ausdehnung der bisherigen Erörterungen das erlaubte Maass überschritten zu haben befürchte, um so kürzer werde ich mich bei dem jetzt vorliegenden Theile der Untersuchung fassen, zumal da derselbe aus den zu Anfang ausgesprochenen Gründen für mich von sehr untergeordneter Bedeutung ist, bis mir nicht die durchgängige Richtigkeit einer andern Aussprache mit unwidersprechlicher Gewissheit dargethan wird, und ich selbst in diesem mir unmöglich scheinenden Falle Bedenken tragen würde, für die letztere zum Leben im Volke keinenfalls wieder zu erweckende mich zu entscheiden. Ich muss in dieser Beziehung völlig dem alten Erasmus Schmidt beistimmen, wenn er sagt: Discrimen veteribus Graecis aliquod fuisse, licet valde subtile, jam antea concessimus. Quale autem illud vere fuerit, tum dicemus, quando aliquis nobis Demosthenem ex Orco revocarit, qui pronunciationem graecam antiquam nos doceat. Sed metuendum, ne tum magistrum Plutonicum sequentes etiam τὸ ρ, quod ille vivus recte pronunciare non potuit, aliter pronunciare discamus. Tutius igitur retinebimus quod habemus. (Discurs. de pro-

nunciatione Graeca antiqua contra *νεόφυτον*, ap. Havercamp. II, p. 668.) In ähnlichem Sinne äussert sich Koraïs in den Prolegomenis zum Isokrates (*Βιβλιοθ. Ἑλλην. μερ. ά, περὶ τῆς ἐκδόσεως τοῦ Ἰσοκράτους*, p. 90 sqq.), und die Worte dieses hochverdienten Vaters der neuhellenischen Literatur, die meines Wissens keiner der neuern Vertheidiger und Gegner des Itacismus beachtet hat *), scheinen mir so verständig und beachtenswerth, dass ich auf Verzeihung hoffe, wenn ich sie in wörtlicher Verdeutschung hier wiederhole. Nachdem Koraïs eine Stelle aus dem Sextus Empiricus (*πρὸς γραμματικούς*, V, 117) angeführt hat, wo dieser die Diphthonge *αι* und *ει*, wie auch *ου* (oder nach Koraïs Conjectur *οι*), als reine und einfache Vokale nach ihrer Aussprache bezeichnet, fährt er fort: „Wenn „dies auch nicht beweist, dass zur Zeit des Sextus (also im 2ten Jahrhundert p. C.) die „Aussprache nicht verdorben war, so erhellt doch daraus, wie zu seiner Zeit niemand „daran dachte, dass die Alten einige Jahrhunderte früher eine andere Aussprache gehabt „hätten. Ich weiss weder, noch kümmert es mich sonderlich, zu erfahren, wie Isokrates, „Platon, Demosthenes und so viele sonst noch in der Blüthenzeit der Sprache blühten, die„selbe aussprachen; und wenn ich die heutige Aussprache vertheidige, so behaupte ich „damit nicht, dass wir ganz unverändert so wie jene sprechen, indem es wahrscheinlich „ist, dass der griechischen Sprache dasselbe widerfuhr, was auch den neuern Sprachen, „was endlich allen Werken und Schöpfungen der Menschen widerfährt. Soviel aber halte „ich für unzweifelhaft, dass, wenn die Pronunciation der Sprache sich geändert hat, sie „so, wie sie vor Alters gewesen, wiederherzustellen niemand sonst im Stande ist, als „einzig und allein die, welche sie als ihre Muttersprache redeten und schrieben. Bis diese „also wieder aufleben, muss es auch uns erlaubt sein, sie so auszusprechen, wie der „Barbar Sextus, der ungebildete Plutarch, der Ignorant Galen sie sprachen, und die Hel„lenisten anderer Nationen würden weiser thun, wenn sie auch die Erasmische Ausspra„che so manchen andern beseitigten Hirngespinnsten nachsendeten (*ἂν ἔπεμπον καὶ τὴν „προφορὰν τοῦ Ἐράσμου ὅπου ἔπεμψαν πολλὰς ἄλλας προλήψεις*), zumal jetzt bei der Wie„dergeburt Griechenlands, wo mittelst des Gleichlauts der Aussprache und unmittelbarer „Zusammenstellung der alten mit der neuen Sprache der Griechen sowohl sie aus unsern „noch schüchternen Beobachtungen als wir aus ihren gelehrten Illustrationen für die Er„läuterung der alten Classiker den bedeutendsten Gewinn ziehen würden."

Grösseres Gewicht, als auf jene von Koraïs angeführte Stelle beim Sextus, legen Andere in dieser Frage auf des etwas über 100 Jahre ältern Dionys von Halikarnass genaue Beschreibung der Buchstabenlaute in seiner Schrift *περὶ συνθέσεως ὀνομάτων* §. 14. Aber eben der Umstand, dass sowohl Itacisten, wie z. B. Georgiadis (§. *λβ'*, p. 64 sqq.) als Erasmianer, wie u. A. Hr. Henrichsen (S. 148 f.), je nach ihrer verschiedenen Auffassung seiner mehr rhetorisch prunkenden als einen deutlichen Begriff gebenden Beschrei-

*) Gleichwohl scheint ein neuester Eiferer gegen die nationalgriechische Aussprache in der Hannoverschen Zeitung vom 12. Oct. 1852 den Korais nicht unbeachtet gelassen zu haben, da er ihn als Koryphäus der gelehrten Neugriechen nennt, die den „Unsinn" des Reuchlinismus einräumten.
Nachträgliche Bemerkung.

bungen, mit einem Schein von Recht sich auf ihn berufen können, dürfte für meine Ansicht sprechen, dass hier in keiner Beziehung sonderliche Aufklärung bei ihm zu holen ist. Einer der neuesten Schriftsteller über diesen Gegenstand, der Engländer Pennington (essay on the pronunciation of the greek language, p. 27 sqq.) erklärt, den Definitionen des Dionysios als eines gelehrten und zur Belehrung schreibenden Philosophen, Kritikers und Historikers entscheidendern Werth beizulegen, als allen aus der Analogie des Lateinischen oder aus Inschriften, Thierstimmen und Wortspielen geschöpften Muthmaassungen, und obgleich er sich sonst im Ganzen der nationalgriechischen Aussprache zuneigt, so glaubt er doch aus der verschiedenen Beschreibung, die Dionys von der Function der Sprachorgane bei der Aussprache der Vokale *η*, *ι* und *υ* macht, auf die Verschiedenheit des Lautes dieser Buchstaben, mithin auf die Ausartung desselben bei den Griechen, schliessen zu müssen. Allein abgesehen davon, dass einen feinen Unterschied der I-Laute, besonders des *υ*, auch die Griechen (z. B. Georgiad. p. 97, Ikonom. p. 133 sqq.) zugeben, möchte doch jener Schluss nicht so durchaus nothwendig sein, wenn, wie es mir wenigstens scheint, jede der verschiedenen Beschreibungen an sich so gut auf die eine wie auf die andere Aussprache des betreffenden Vokals passt. Gesetzt auch, es hätte schon zu jener Zeit nur ein sehr subtiler oder, was ich übrigens nicht glaube, gar kein Unterschied stattgefunden, so konnte ein griechischer Grammatiker, der, wie man ohne dem guten Dionys zu nahe zu treten, wohl behaupten darf, von einiger Pedanterei so wenig wie seine Zunftgenossen frei war, eben weil er verschiedene Zeichen vor sich hatte, gar leicht sich für verpflichtet halten, auch einer verschiedenen Beschreibung der Aussprache sich zu unterziehen, so unbedeutend, ja möglicherweise nichtig der Unterschied derselben für das Ohr auch sein mochte. (Umgekehrt, aber analog liess Erasmus durch gleiche Schreibart durchaus verschiedener Laute sich verleiten, dieselben ohne weiteres zu identificiren, nämlich das holländische *ui* in den Wörtern *huis, muis*, und das französische in *bruit, fruit;* vgl. Haverc. II, p. 90). Am allerwenigsten kann ich mit den Erasmianern aus des Dionys Stillschweigen über den Laut der Diphthonge den Schluss ziehen, dass dadurch der Doppellaut derselben entschieden sei, indem D. die Beschreibung ihrer Aussprache nach der der *στοιχεῖα*, woraus sie beständen, für überflüssig gehalten. Für die Erasmische Aussprache zumal bewiese dies weniger als nichts, da aus der Verschmelzung der Buchstaben *α, ε* und *ο* mit *υ* nach jener Aussprache auch nun und nimmer Doppellaute, wie unser *au*, *eu* und *u*, welches beiläufig kein Doppellaut ist, entstehen können.

Um schliesslich noch ein paar Worte von den Zeugnissen über die einzelnen Buchstaben zu sagen, so kann ich zunächst nicht nachdrücklich genug hervorheben, dass die Reuchlinianer durch ihr hartnäckiges Leugnen und die sophistischen vermeinten Beweise dafür, dass das *ἦτα* auch ursprünglich kein langes *e* gewesen sei, gegenüber den unzweideutigsten Zeugnissen hierfür ihrer Sache den grössten Schaden gethan haben. Sehr plausibel scheint mir dagegen die auch von Ross (l. l.) getheilte Ansicht, dass eben aus dem doppelten Grunde, weil einerseits schon sehr früh die Aspiration der Vokale auf

das jetzige Minimum reducirt war und anderseits die eben so früh herrschend gewordene Hinneigung des langen ε zum ι ein besonderes Zeichen dafür wünschenswerth machte, das frühere Aspirationszeichen H als ἦτα durch förmlichen Volksbeschluss in das attische Alphabet (nach dem Vorgange des ionischen und dorischen) eingeschaltet wurde. (Vgl. Schol. zu Euripid. Phoeniss. ed. Geel. p. 267.). Ich sagte, dass die Aspiration des Spiritus asper auf ein Minimum reducirt, nicht dass sie gänzlich verschwunden sei. Ross bezeichnet die Sache gewiss ganz richtig, wenn er (l. l.) sagt, „der Hauch quiescire nur zu Anfang der Worte, lebe aber fort im Instinct der Sprachorgane des Volkes, und trete daher sogleich wieder lebendig hervor, wenn vor ein mit einem aspirirten Vokal anfangendes Wort durch Elision ein der Aspiration fähiger Consonant trete." Ganz ähnlich verhält es sich mit dem französischen *h* aspirée, wo namentlich die Nicht-Apostrophirung des Artikels vor demselben als Kriterium des Unterschiedes von dem nicht aspirirten h gelten kann, ohne dass jenes aspirirte doch jemals wie unser dickes H hörbar würde. Als Wahrscheinlichkeitsgrund, dass mit letzterm auch das alte πνεῦμα δασύ nicht zu identificiren ist, kann für diejenigen, welche sonst in dieser Sache so viel Gewicht auf die entsprechende Schreibweise der Namen in den orientalischen Sprachen legen, was ich freilich nicht thue, vielleicht noch der Umstand gelten, dass die Griechen schon in der hellenistischen Zeit nicht bloss das hebräische ח und כ (sowie später das syrische ܚ und ܟ), sondern auch das ה (und das syr. ܗ) durch ihr χ wiedergaben, wie sie noch jetzt unser H in der Regel dadurch ausdrücken, nicht durch den Spiritus.

Das Entstehen des η aus einer Verlängerung oder Verdoppelung des ε beweist wohl so wenig für den reinen E-Laut jenes Vokals in der classischen Zeit, als derselbe für den Diphthong ει, wo er aus der nämlichen Verdoppelung sich bildete, zu demonstriren wäre, was selbst die Erasmianer nicht prätendiren. Die Annahme, dass das η schon zur Zeit seiner Einführung ins attische Alphabet meistens als ein Mittellaut zwischen e und i gesprochen sei und bereits zur Zeit Platon's mehr zum i sich geneigt habe, ist schwerlich durch einen bündigen Beweis zu widerlegen. Ihr widerstreitet auch nicht Sokrates Angabe im Kratylos (ed. Steph. p. 418 c.), dass vor Alters das Wort ἡμέρα von den Einen ἱμέρα, von den Andern ἑμέρα ausgesprochen sei, während es zu seiner Zeit ἡμέρα laute, eine Stelle, die von den Erasmianern mit Hülfe ungenauer Uebersetzung ebenso grundlos gegen den I-Laut des η angeführt wird, als die Reuchlinianer, z. B. Mynas (p. 139) unter Verstümmelung und Missdeutung der Worte: νῦν δὲ ἀντὶ μὲν τοῦ ἰῶτα ἢ ε ἢ ἦτα μεταστρέφουσιν einen (unnützen!) Beweis für diesen Laut daraus machen wollen. Eher wären wohl für letztern in derselben Schrift (p. 404 b) die Worte: Δημήτηρ μὲν φαίνεται, Διδοῦσα ὡς μήτηρ, ΔΗμήτηρ κεκλῆσθαι, geltend zu machen; doch lege ich zu wenig Gewicht auch auf diesen angeblichen Beweis, um eine nähere Prüfung der Behauptung Hrn. Henrichsen's für nöthig zu halten, dass, wie bei den meisten Etymologien im Kratylos, auch hier nicht an einen Gleichlaut, sondern nur an eine entfernte Aehnlichkeit der betreffenden Sylben zu denken sei. Von den für den Gleichlaut des η und ι angeführten Parechesen nenne ich statt der weniger zweifellosen, die Eustathios im Homer findet, nur eine spätere aus dem

Zeitalter des Demosthenes in dem Ithyphallikon zum Lobe des Demetrios Poliorketes beim Athenäos, wo Demetrios „nicht als hölzernes oder steinernes Götterbild, sondern als wahrhaft gegenwärtiger Gott" angeredet wird und wo, vs. 19, in den Worten: οὐδὲ λίθινον, ἀλλ' ἀληθινόν, die beabsichtigte den Gegensatz markirende Assonanz unverkennbar scheint. — Bei dem von den Erasmianern, z. B. d'Ancillon (l. l. p. 60) erhobenen Einwurfe, dass, wolle man dem η den reinen E-Laut absprechen, die griechische Sprache gar kein langes ε haben würde, was doch nicht denkbar sei, ist ganz vergessen, dass ja diesen Laut nach der nationalen Aussprache der Diphthong αι vertritt. Eben dies scheint von neuern Gelehrten übersehen zu sein, wenn sie bei Bestreitung des I-Lautes für das η auf fehlerhafte böotische Inschriften, wo man χῆρε für χαῖρε, ἱππότη für ἱππόται, etc. findet, sich beriefen, weil es gegen alle Lautgesetze streite, dass der Laut *ai* bei den Böotern in *i* solle übergegangen sein. Von *ä* und *e* aber ist ja der Uebergang in *i* nicht so weit und von jenen, in der von ihnen angenommenen Ausartung der Aussprache des η überhaupt, jedenfalls zugestanden. Im Ganzen werden sonst die vielen für den Gleichlaut des ι, η und des Diphthong ει beigebrachten Inschriften, wo diese Zeichen verwechselt sind, von den Erasmianern, namentlich vom Prof. Henrichsen (p. 69 ff.) mit entschiedener Verachtung abgefertigt. Sollten solche Verwechselungen für die Bestimmung der Aussprache maassgebend sein, meint er, so lasse sich beweisen, dass οι wie ο, ου wie ω, ja dass κ wie α, β wie γ oder wie δ, μ wie ν, θ wie σ, φ wie π oder β, kurz dass jeder Buchstabe wie jeder andere gelautet habe (S. 71). Ob eine derartige Verwechselung einmal oder 100mal vorkommt, scheint demnach für ihn keinen Unterschied zu machen! Hingegen legt er viel Gewicht darauf, dass für die Verwechselung der I-Laute keine attische Inschriften angeführt seien, ein Umstand, der gleichwohl, unbeschadet der aus den übrigen Inschriften der verschiedensten Gegenden und Zeiten gezogenen Folgerungen, sich leicht daraus erklären dürfte, dass in der alten Metropole griechischer Bildung orthographische Schnitzer auch bei ungelehrten Leuten, wie Graveuren und Steinhauern, nicht so leicht vorkommen mochten, als anderer Orten. Ich zweifle sehr, ob gerade bei wirklich unbefangener Auffassung der Sache, wie Hr. Henrichsen sie bei jeder Gelegenheit für sich in Anspruch nimmt, durch Alles, was er in unendlicher Ausführlichkeit hierüber vorbringt, die entgegengesetzten Bemerkungen anderer Forscher über die Inschriften von Salmasius (explicatio inscriptionum Herodis Attici, Par. 1619, p. 16) bis auf Ross (Hellenika, passim, und Inselreisen, l. l.) und Lebas (revue de philologie, 1845, p. 34) aufgewogen werden. — Gegen den I-Laut des η wird eingewandt, dass der Uebergang des *a* in einen so wenig verwandten Laut wie *i* in der Flexion der Nenn- und Zeitwörter undenkbar sei. Ich bitte aber, um dies begreiflich zu finden, (der Analogien in orientalischen Sprachen nicht zu gedenken) nur der eben so schroffen Vokalwandlungen in andern lebenden Sprachen, wie z. B. im Deutschen in der Conjugation der Zeitwörter: binden, singen, rathen, sterben, helfen etc. sich zu erinnern, dessgleichen im Lateinischen des Uebergangs von *a* in *i* in den Verbis: *agere, cadere, facere, salire,* etc. in deren Compositis. Was von der Berufung auf die gewöhnliche lateinische Schreibart griechischer Namen und vice versa

meines Erachtens zu halten ist, habe ich schon früher angedeutet. Aus ihr liesse sich am Ende mit gleich gutem Grunde beweisen, dass das *ο* wie u gelautet habe; ja wer weiss, ob nicht noch scheinbarere Argumente dafür herbeizuschaffen wären. Mit Recht beklagt sich Greg. Martinus (bei Havercamp, II. p. 594) über die Unbilligkeit der Erasmianer, die, wie es ihnen eben passt, in der Aussprache des einen Wortes *Εἰρηναῖος* in der 2ten Sylbe die lateinische Schreibart für maassgebend erklären, während sie bei der ersten und dritten nichts davon wissen wollen. Wie die Römer das *ε* aussprachen, wissen wir nicht, wohl aber, dass in den römischen Tochtersprachen in unzähligen Wörtern ein i daraus geworden ist. (Vgl. Dietz, Gramm. d. roman. Sprachen, I., 128.)

Diese freilich nur aphoristischen Bemerkungen würden allzuunvollständig sein, wollte ich das Geblök der attischen Schafe gänzlich mit Stillschweigen übergehen, da ja, wie der gute Wetstein mit lächerlich zorniger Emphase sich ausdrückt, „*hoc ipso balatu tanquam durissimo ariete concuti Graecorum sonandi rationem viri maximi tradiderunt.*" Der famose Vers des Kratinos: *Ὁ δ' ἠλίθιος ὥσπερ πρόβατον βῆ βῆ λέγων βαδίζει*, kann allerdings für den stärksten Grundpfeiler des Erasmischen Systems gelten; aber eben dass er von beiden Parteien ziemlich allgemein, einige fanatisch befangene Reuchlinianer ausgenommen, als solcher anerkannt wird, zeigt, auf wie schwachen Fundamenten das ganze Gebäude ruht. Wenn Suidas, der Verfasser des Etymologicum magnum und Eustathios jenes *βῆ* statt des ihnen natürlicher scheinenden *βαῖ* als eine attische Eigenthümlichkeit erwähnen, so beweist das freilich nur, wie man dies dem auch über diesen Punkt äusserst redseligen Hrn. Henrichsen unbedenklich einräumen kann, dass sie keine Etacisten, nicht aber dass die alten Attiker Itacisten waren. Wenn indessen letztere vielleicht, zu einer Zeit, wo die Orthographie noch nicht völlig festgestellt war, im Gegensatze zu dem, dem *ε* reservirten reinen E-Laut, jeden dumpfen, gemischten, zu irgend einem andern Vocale, sei es zum *ä* (d. i. *αι*) oder zum *ι* sich hinneigenden E-Laut durch das neueingeführte, noch vor kurzem nur als Aspirationszeichen dienende *η* ausdrückten, wäre dadurch die Möglichkeit abgeschnitten, dass man bald darauf den Gebrauch dieses Buchstaben für den Mischlaut zwischen e und i fixirt und dass dann in schon nicht viel späterer Zeit dieser Laut mehr und mehr dem reinen i sich zugeneigt hätte? — Es ist übrigens, hiervon ganz abgesehen, um die Bezeichnung der Thierlaute ein missliches und schwankendes Ding. Jeder hört dabei mehr oder weniger, welchen Vokal er will. Hr. Henrichsen erklärt freilich (S. 154) den Laut der Schafe für deutlicher, als die articulirten Töne der Menschen. Mir scheint das *Miau* der Katze mindestens eben so deutlich; aber wird wohl, weil Shakspeare dafür *mew* schreibt (Henry IV, I, Act 3, sc. 1), jemand im Ernste behaupten, das englische Wort *new* müsse *niau* lauten oder sei wenigstens zu Shakspeare's Zeit so ausgesprochen? Der Fall ist ganz analog!*)

---

*) Da die grosse Frage: *to bäh or not to bäh*, wie Lichtenberg den Streit über die Pronunciation der griechischen Schöpse unübertrefflich schön bezeichnet hat, in der Untersuchung über die Aussprache des Altgriechischen eine so wichtige, für manche entscheidende Rolle spielte und fast von keinem, der in letzterer überhaupt irgend ein Votum abgegeben, unberührt blieb, so dass ein Verzeichniss der vie-

Ueber das υ als Vokal kann ich mich um so kürzer fassen, da ein Unterschied zwischen demselben und dem ι von den Griechen selbst (vergl. z. B. *Οἰκονόμος* p. 133 sqq.)

---

len Commentare und Glossen über das unsterbliche *βῆ βῆ* in utramque partem, einschliesslich der sonstigen gelegentlich bereits angeführten Autoren, zugleich eine ziemlich vollständige Literatur der wichtigsten Streitschriften der Erasmianer und Reuchlinianer in sich fasst, wie sie sich meines Wissens noch nirgends beisammen findet, so wird, denke ich, eine möglichst chronologisch geordnete Nachweisung der betreffenden Stellen denen, die sich für die ganze Streitfrage interessiren, hier nicht unwillkommen sein.

Für den Laut der Schöpse in seiner breiten Reinheit und für ihre entscheidende Stimme in dieser Sache stritten mit mehr oder weniger Eifer, in grösserer oder geringerer Ausführlichkeit, auf Seiten *Erasmi*, der selbst den Vers des Kratinos noch nicht anführt, 1. *Jac. Ceratinus*, der auch nur von Schafen und Ziegen im Allgemeinen spricht, in seinem *libello de sono literarum praesertim graecarum, 1527*, bei Havercamp, I, p. 364 sq.; 2. *Jo. Checus, de pronunciatione graecae linguae disputationes etc. 1542*, ibid. II, p. 287 sqq.; 3. *Thom. Smith, de recta & emend. gr. ling. pron. etc.* (gegen Gardiner), eod. a., ibid. II, p. 490 (obiter); 4. *Guil. Morelius, alphabetum graecum, Paris. 1550*, p. 12; 5. *Theod. Beza, de germana gr. ling. pronunt. 1554*, bei Havercamp, I, p. 311; 6. *Ad. Mekerchus (Metkerke), de vetere et recta ling. gr. pronunt. 1564.* ib. p. 54 sq.; 7. *Pet. Ramus, grammatica graeca, Paris. 1567*, p. 5 sq.; 8. *Henr. Stephanus, apologeticum pro vet. ac germ. ling. gr. pronunt. 1578*, bei Havercamp, I, p. 444 sq.; 9. *Jul. Caes. Scaliger* (in praxi Reuchlinianer), *de causis linguae latinae, 1584*, I, 10; 10. *Frid. Sylburg, alphab. gr. 1591.* p. 22; 11. *Jac. Gretser* (auch nur in der Theorie für das Erasmische System) c. 1600, *de ling. gr. literis & pronunt. c. 12. opp. t. 16*, p. 284 c; 12. *Andr. Helvigius, demonstr. antiq. & nativ. pronunt. gr.* bei dessen *Etymologiae etc. Francof. 1611, p.* 326; 13. *Adr. de Valois, Valesiana* (opus posthumum), *1695*, p. 206; 14. *C. d'Ancillon* (gegen Wetstein), *de pronuntiatione vocalis ἦτα, in miscell. Lips.* t. VI. 1718, p. 64 sq.; 15. *Mirtisbus Sarpedonius (Frid. Reiffenberg, S. J.), de vera Atticorum pronunciatione* (gegen Placentini's erste Edition), *Rom. 1750*, II. §. 2, p. 34; 16. *J. H. Voss im D. Museum*, 1780, II, S. 250, und 1782, I, S. 213 ff. (Vergl. *Lichtenberg im Göttinger Magazin* 1781, S. 454 ff. und 1782, S. 100 ff. und die gegen Letztern gerichtete *Ailurokriomachie* etc. *Lein-Athen*, 1782); 17. *W. M. Leake, researches in Greece, London 1814*, p. 214; 18. *C. Jac. Chr. Reuvens, de ling. gr. pron.* (gegen Georgiades) *in collectt. litt. 1815*, p. 177 sq.; 19. *N. T. Moore* (gegen Pickering), *remarks on the pronunciation of the greek language, New-York 1819*, p. 21; 20. *G. Seyfforth, de sonis literarum graecarum, 1824*, p. 390; 21. *C. A. Böttiger, ein Wort über die Aussprache des Altgriechischen*, im „Wegweiser" etc. zur Abendzeitung, 1824, S. 146; 22. *K. F. S. Liskovius, über die Aussprache des Griechischen etc.* 1825, S. 19, Anm. (obiter); 23. *J. C. L. Hantschke, de vocal. graec. pronuntiatione, Elberf. 1827*, p. 8, not. 12; 24. *A. Matthiae*, in der Recension über Bloch's Revision etc., in Jahn's Jahrbüchern etc. 1830, Bd. 13, S. 392 und Griech. Gramm. 3. Aufl. I. S. 35; 25. *R. J. F. Henrichsen* (gegen Bloch), *über die neugriechische oder sog. Reuchlinische Aussprache* (dänisch 1836), deutsch von *Friedrichsen*, 1839, S. 153 ff. (Unter den Erasmianern des 18. Jahrhunderts zeichnet *J. M. Faber* sich dadurch aus, dass er in seinem Programm, *quomodo graeca in scholis pronuntiari placeat*, Ansbach 1761, der Schafe mit keiner Sylbe gedenkt, wenn er nicht etwa unter den *probatis Graecis*, welchen er, pag. XII, seine Argumente entlehnt zu haben versichert, die *πρόβατα graeca* verstanden hat.)

Gegen die Competenz der Schöpse, in dem Streite über die Aussprache Platon's und Demosthenes den Ausschlag zu geben, erklärten sich, zum Theil mit fast komischer Erbitterung, folgende Reuchlinianer und Neugriechen: 1. Der Bischof *Stephan Gardiner*, 1542, in seinem ersten Sendschreiben an Cheke, bei Havercamp, II, p. 194 (— „*ridiculum est, quod ad oves et boves confugias ac pecora campi, ut doceas nos*" *etc.*); 2. *Achill. Statius, c. 1560, observationes difficilium locorum, 24*, in Gruteri thes. crit. II, p. 893; 3. *Greg. Martinus, c. 1570, de gr. litt. pronunt. ad Mekerchum*, bei Haverc. II, p. 585 sq.; 4. *Erasm. Schmid* in Jena, *1615, discurs. de pronunt. gr. ant. advers. νεόφυτον, ibid.* p. 660; 5. *Jo. Phil. Pareus, assertio antiquae pronuntiationis ling. gr. etc. Hanoviae 1640*, p. 11 sq.; 6. *Joh. Rod. Wetstenius* in Basel, *pro graeca et genuina ling. gr. pronunciat. orationes apologeticae, Amst. 1681*, p. 61 sqq.; 7. *Wilh. Kirchmaier, dissert. de germano pronunt. gr. ling. vocalium & diphthongorum, Vitemb. 1706*, fol. D 1 sq.; 8. *Joh. Adolph Müller*, Programm *von der allerbilligsten Art, das Griechische auszusprechen, Zerbst 1724*, in Biedermann's *Actis scholasticis*, St. 1, 1741, p. 45 sq.; 9. *Greg. Placentini, epit. gr. palaeographiae et de recta gr. sermonis pronunt. dissertatio, Rom. 1735*, p. 124 sqq. und die Umarbeitung der letztern gegen Mirt. Sarpedonius (Reiffenberg), ib. 1751, p. 11 sq.; 10. *Thom. Valasti* von Chios (gegen M. Sarpedon.), *diss. de litt. gr. pron. Rom. 1751*, p. 38 u.

eingeräumt wird und sich auch in sehr vielen Gegenden in der lebendigen Sprache erhalten hat. Dass er aber je so gross gewesen, wie die Erasmianer behaupten, ist nicht glaublich. Das ὖ, ὖ, ὖ, ὖ, ὖ, ὖ, im Plutos des Aristophanes (vs. 895), wodurch nach den Einen das Zischen des bratenden Fleisches, nach Andern das Schnüffeln des Parasiten bezeichnet werden soll, beweist in beiden Fällen soviel wie nichts dafür, und die Bemerkung des Scholiasten desselben Komikers über die Verspottung des Archon *'Αμεινίας* oder *'Αμεινίας* unter dem veränderten Namen *'Αμυνίας* in den Wolken (vs. 31) spricht eher gegen, als für eine so bedeutende Verschiedenheit der beiden Laute.

Auch über die Diphthonge nur noch ein paar kurze Bemerkungen. Will man an dem Grundbegriffe des Wortes *δίφθογγος* festhalten, so muss man auch die allgemein angenommene Aussprache des *ου* als eines reinen einfachen *u* verwerfen. Lässt man die Richtigkeit dieser Aussprache für möglich gelten, so darf man consequenter Weise auch der nationalgriechischen Aussprache der übrigen Diphthonge die Möglichkeit eines eben so hohen Alters nicht absprechen. Wird gegen dieselbe u. A. die Unanwendbarkeit dieser Aussprache auf die Diphthonge in der diäretischen Form, wie sie beim Homer und Andern vorkommen, geltend gemacht, so ist diese vermeinte Schwierigkeit leicht gehoben, wenn man (mit vielen Neugriechen) jene Diäresen als eine Verdoppelung oder wenn man lieber will, Spaltung des zweiten Vokals im Diphthong, und zwar wo dieser ein *υ* ist, in dessen doppelter Eigenschaft, einmal als altes Digamma, mithin als Consonant, und einmal als Vocal, auffasst, so dass z. B. die Wörter *πάϊς, ἀὐτός, ἐϋκλεής* zu lesen wären: pä-is, avvýtos, evvykle-īs, etc. Es ist dies natürlich, da in der überlieferten Oralsprache keine solche Diäresen vorkommen, nur eine Conjectur, als solche aber vielleicht in ihrer Art nicht schlechter, als die ganze Conjectur der Erasmischen Aussprache. Ob die Bemerkung Plutarch's (Sympos. IX, 3) über das Consoniren des *υ*, resp. *ι* in den Diphthongen *αυ, ευ* und *αι*, die vorhin erwähnte Stelle beim Sextus Empirikus, worauf sich Koraïs bezieht, so wie endlich die Angaben späterer Grammatiker über die Entstehung der Diphthonge und

---

58 sq., *ed. Prag. 1770*, p. 55 u. 83 sq.; 11. *'Αναστάσιος Γεωργιάδης* von Philippopolis, *περὶ τῆς τῶν ἑλληνικῶν στοιχείων ἐκφωνήσεως*, Paris. 1812, p. 48, § 20; 12. *Herm. Neidlinger* in Molk, dessen „*Ideen üb. unsere Erasm. Ausspr. des Altgriechischen, Wien 1818*" mir nur in der neugriechischen Uebersetzung im λόγιος Ἑρμῆς ejusd. a. vorliegen, wo die betreffende Anmerkung, S. 452, ein Zusatz des griechischen Herausgebers Anthimos Gasis zu sein scheint; 13. *J. Pickering, essay on the greek language, 1818*, Cambr. in den Memoirs of the American Academy, vol. 4, p. 256 sqq., Separat-Abdr. p. 32; 14. *Minoïdes Mynas, Calliope ou traité sur la véritable prononciation de la langue grècque, Paris 1825*, p. 143 sq.; 15. *S. N. J. Bloch* in Roeskilde, *Revision der — Lehre von der Aussprache des Altgriechischen, Altona 1826*, S. 144 ff., 287 etc., ferner dessen Programm: *Låren om de enkelte Lyd og deres Betegnelser i det gamle gräske Sprog etc.* S. 37 etc., endlich (gegen Henrichsen): *Fortsatte Undersögelser om det gamle Helleniske Sprogs rette Udtale. Hefte II, Kjöbenh. 1841*, S. 60 f.; 16. *Κωνστ. Οἰκονόμος* aus Smyrna, *περὶ τῆς γνησίας προφορᾶς τῆς ἑλληνικῆς γλώσσης* Petersb. 1830, pp. 59, 130 sqq., 703 sqq.; 17. *G. J. Pennington, essay on the pronunciation of the greek language, London 1844, p. 22.*

Die Hinweisung auf mehrere der obengenannten, sammtlich von mir zu Rathe gezogenen Schriftsteller verdanke ich den mir gütigst mitgetheilten Notaten des Hrn. Professor *Hermann*. — Einige andere von den neuern Schriften über diesen Gegenstand, von den Herren *Holbkart* (Schweidnitz 1830), *Specht* (Münnerstadt 1835), *Wannowski* (Posen 1836), *Winkler* (gegen Hrn. Kreuser, Breslau 1842 u. 1844) und Prof. *G. Curtius* in Prag, von Letzterem in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien 1852, habe ich mir bis jetzt aller angewandten Mühe ungeachtet leider nicht verschaffen können.

ihre dadurch bedingte Eintheilung in *δίφθογγοι κατὰ κρᾶσιν, κατ' ἐπικράτειαν* und *κατὰ διέξοδον* von Mynas und nach ihm von Bloch und Ikonómos mit Recht zur Unterstützung der national-griechischen Àussprache angeführt werden, will ich hier lediglich dahin gestellt sein lassen, genug, dass sie keinenfalls als positive Beweise für die Erasmischen Hypothesen über die Aussprache der Diphthonge dienen können. Und hier wie in der ganzen Frage gilt für die auf Combination sich stützende Thesis gegenüber der lebendig überlieferten alten Aussprache der Satz: *affirmanti incumbit probatio!*

Was die einzelnen Diphthonge betrifft, so bleibt zuvörderst für den Gleichlaut des *αι* und *ε*, sowie des *ει* und *ι* in der alexandrinischen Zeit, das ob immerhin sehr matte und elende 30ste Epigramm des Kallimachos, wo auf das Wort *ναίχι* der Wiederhall *ἔχει* antwortet, ein ziemlich solider Beweis, wenn es auch Hrn. Henrichsen (S. 135) „beinahe ein Räthsel ist, wie es zu der Ehre gekommen sei," dafür zu gelten. Die umgekehrte Ordnung der Wörter *ναίχι καλός* in dem Nachhall, wie der Dichter ihn referirt: *ἄλλος ἔχει*, ein Umstand, worauf Hr. H. soviel Gewicht legt, erklärt sich aus dem Zwange des Versmaasses sehr einfach und genügend. Würde es desswegen jemanden ein unlösbares Räthsel bleiben, wie man *naichi* und *echei* für kein so wohlconditionirtes Echo will passiren lassen, als *nächi* und *echi*, so könnte das eben nichts weiter beweisen, als dass man bei einer grossen Fülle von Scharfsinn und Gelehrsamkeit doch noch nicht in allen Fällen ein Oedipus zu sein braucht. — Mit dem Worte *bini*, welches nach Cicero's Andeutung (epp. ad fam. XI, 22) als gleichlautend mit dem griechischen *βινεῖ* anzusehen ist, machen es die Erasmianer, wie sonst noch häufig in diesem Streite. Während das Wort als schlagender Beweis für den reinen (neu-europäischen) B-Laut des *β* angeführt wird, hilft man sich hinsichtlich des Vokals der zweiten Sylbe mit der willkürlichen Annahme, dass die Römer hier wohl selbst dae *i* wie *ei* ausgesprochen haben möchten. Ist das ehrlich? — In der Frage wegen der Aussprache des *οι* hat bekanntlich das Orakel beim Thukydides (II, 54): *"Ηξει Δωριακὸς πόλεμος καὶ λοιμὸς* oder *λιμὸς ἅμ' αὐτῷ*, einen noch ärgern Zankapfel, als jener Schafslaut, abgegeben, da beide Parteien es als Argument für sich vindiciren wollten. Gewiss scheint, dass bei der Annahme fast völligen Gleichlauts der ersten Sylbe in beiden fraglichen Wörtern der Streit über den Sinn oder Laut des Orakels leichter erklärlich ist, und dass dieser Streit für die Erasmische Aussprache des *οι* absolut gar nichts beweist. Mit noch weniger Grund berufen sich die Erasmianer (z. B. Böttiger l. l.) zu Gunsten der letztern auf das *κοῖ κοΐ*, womit beim Aristophanes die Töchter des Megarers in den Acharnern (vs. 799 sqq.) das Quiken oder Grunzen der Schweine nachahmen, da hier, wie in dem Zeitworte *κοΐζω*, unbezweifelt eine wirkliche Diäresis stattfand. Bei Gelegenheit dieses Diphthongs ist Hr. Henrichsen (S. 159) so gütig, den Reuchlinianern, da sie, wie er sagt, sehr viel auf Wortspiele halten, „mit einem solchen aufzuwarten." Anaxagoras soll nämlich den Böotern, da sie einem von ihm vorgelesenen Gedichte nicht den erwarteten Beifall zollten, gesagt haben: *εἰκότως καλεῖσθε Βοιωτοί· βοῶν γὰρ ὦτα ἔχετε.* Möchte diese Anekdote unwahr oder später erdichtet sein, heisst es weiter, keinenfalls könne sie von solchen herrühren, welche die Böoter Bioti nannten. Das

lässt sich hören; wie aber, wenn es gerade eine Eigenheit der breiten und keineswegs in allen Punkten vollständig erforschten böotischen Mundart gewesen wäre, auch in Wörtern, wo es von den übrigen Griechen nicht geschah, das *οι* diäretisch auszusprechen, so dass ihnen Anaxagoras mit Hindeutung hierauf in den Worten: „Mit Recht nennt ihr euch *Βοϊωτοί*," etc. einen doppelten Hieb versetzt hätte? — Gegen die von Seyffarth (de sonis etc. p. 404) befürwortete Annahme, dass in manchen Wörtern, wo auf das *οι* oder *αι* noch ein Vokal folgt, wie in den Eigennamen *Τροία, Βοιοι, Λαίος, Ἀχαία*, etc. eine Diäresis und damit verbundene Aussprache des *ι* als j, entsprechend der lateinischen Schreibart dieser Wörter, stattgefunden haben möchte, habe ich bei Hrn. Henrichsen keine durchschlagenden Gründe, sondern nur (S. 131) die Bemerkung gegen Bloch gefunden, dass ihm mit einer solchen Deutung der vorhin erwähnten Plutarchischen Stelle „für die allerbreiteste Aussprache des *αι*," wie Hr. H. sie nennt, wohl nicht gedient sein könne — eine Bemerkung, die auf gänzliches Uebersehen dessen, was Bloch (z. B. Revision, S. 74 ff.) hierüber gesagt hat, schliessen lässt. — Sonst hat man für den gewöhnlichen Gleichlaut des *οι* zunächst mit dem *υ* u. A. noch die Parechesen angeführt, die Eustathius im Homer in den Wörtern: *κοίμησε κύματα, Σκύλλη κοίλη, Χάρυβδις ἀναρροιβδεῖ*, etc. findet (s. *Οἰκονόμ.* p. 315) und bei denen, so wenig Gewicht ich übrigens darauf legen will, wenigstens nichts der Annahme entgegensteht, dass er in Anmerkung derselben, wie in seiner ganzen Compilation nach seinem bescheidenen Geständniss, der Autorität der alten Commentatoren folgte. — In Betreff der Diphthongen *αυ* und *ευ* kann es wieder genügen, dass für die Erasmische Aussprache derselben auch nicht ein stichhaltiges Zeugniss beigebracht ist. Das *αὖ αὖ* des geprügelten Hundes in Aristophanes Wespen (vs. 903) kann ich wenigstens nicht als ein solches anerkennen, da mir das an das französische *aboyer* erinnernde (vielleicht ursprünglich aspirirt oder mit dem Digamma versehen gewesene) *aw, aw!*" (nicht freilich „af, af!", wie Böttiger willkürlich und unrichtig daraus macht) den hündischen Laut so gut wie das Erasmische „au, au!" auszudrücken scheint. — Den für die Aussprache *av* aus der bekannten Stelle beim Cicero (de divinat. II, 40) entlehnten Beweis, wo das Wort *Καυνέας* des Ausrufers karischer Feigen in Brundisium als ominöse Warnung für den Crassus: *cave ne eas*, verstanden wurde, lasse ich als überflüssig auf sich beruhen, so weit hergeholt und nichtssagend auch Alles ist, was Meikerke, Henrichsen und andere Erasmianer dagegen einwandten.

Dass bei der Aussprache der Mediae *β, γ* und *δ* von jeher eine gewisse Aspiration stattfand, ist schon dessbalb wahrscheinlich, weil sie vor einem aspirirten Vokal nicht, wie die Tenues, in die Aspirata übergingen. Gestritten ist eigentlich nur über den Laut des *β*. Bloch gibt davon (Progr. S. 113) eine der Aussprache der Griechen völlig entsprechende und mit den vagen Andeutungen des Dionys v. Halikarnass (l. l.) nicht in Widerspruch stehende Beschreibung, indem er sagt, dass man dabei die Lippen verschliesse, als wenn man *b* sagen wolle, aber dann mit unveränderter Stellung der Lippen *w* sage, also nicht ganz wie unser *w*, welches dadurch gebildet werde, dass man die Unterlippe unter die Oberzähne hineinziehe. Ich gestehe, dass bei Gelegenheit dieser sehr deutlichen Beschrei-

bung (welche beiläufig auch der spanischen Aussprache des *b* genau entspricht) mir die Auffassung Hrn. Henrichsen's beinahe ein Räthsel ist, welcher (S. 63) die „Befürchtung" ausspricht, dass bei jener von der „Aengstlichkeit", etwas von der neugriechischen Aussprache aufzugeben, zeugenden Operation ein Doppellaut *bv* herauskommen würde, während doch, wie spöttisch hinzugefügt wird, die Alten das *β* bekanntlich nicht zu den Doppellauten gezählt hätten! Ganz ähnlich, wie Bloch hier das *β* von dem lat. *v*, und, wie ich glaube, eben so richtig, unterscheidet Erasmus (l. l. p. 136 sq.) den Laut des *φ* von dem des lateinischen *f*, mit Bezugnahme auf eine Anekdote beim Quintilian, wo von dem Spotte Cicero's über einen Griechen, der den Namen Fundanius nicht richtig ausgesprochen, die Rede ist. — Die ägyptische Ziege Herodot's (II, 2) mit dem *βέκ*, *βέκ*, das die beiden ausgesetzten Kinder von ihr lernten und das dem verewigten Reuvens (l. l. p. 176) als bester Beweis für den reinen B-Laut des *β* zur Zeit Herodot's gilt, kann ich hier, und wäre es auch nur zur Gesellschaft für die Hämmel des Kratinos, nicht unerwähnt lassen.

Streitig ist unter den Consonanten bekanntlich noch der Laut des *ζ*, dessen Beschaffenheit nach Entstehung und Aussprache Dionys (l. l. p. 102, cf. 98) in bestimmten Worten von jener der Doppelconsonanten *ξ* und *ψ* unterscheidet. Ich würde darin nach seiner Beschreibung a priori nicht sowohl einen eigentlichen Doppelconsonanten als einen Mittellaut zwischen dem *σ* (d. i. ss) und dem (wie gesagt, aspirirten) *δ* vermuthen, ein weiches gelinde aspirirtes (*ἡσυχῇ τῷ πνεύματι δασύνεται*) *ς*, einen Laut dem doppelten *δ* ähnlich, welches auch nicht selten dafür steht, und besonders in dieser Rücksicht, wie ich glaube, als Doppelconsonant angesehen und demnach den vorhergehenden Vokal durch Position verlängernd. Kopitar nennt (l. l. p. 149) triumphirend den lateinischen Grammatiker Maximus Victorinus in Bezug auf das *ζ* einen Erasmianer, weil er sage, wenn die Römer das griechische z nicht angenommen hätten, würden sie das Wort *Ζέφυρος* durch *Dsephurus* haben ausdrücken müssen. Bei Putsch (p. 1945) steht hier *Depherus*, aber gesetzt K.'s Lesart wäre richtig, konnte nicht Victorin damit bloss sagen wollen, die Römer hätten, um das ihnen fehlende weiche s anzudeuten, in jenem Falle dem scharfen s, lediglich zur Milderung der Aussprache, das *δ* vorsetzen müssen, so wie man ja auch bei uns nothgedrungen und freilich unbeholfen genug den Laut des französischen *ji* u. *ge* durch *dsch* auszudrücken pflegt? — Für die genaue Uebereinstimmung der alten Aussprache sowohl des *σ* als des *ζ* mit der heutigen der Griechen, zeugt namentlich die Stelle in Lucian's *δικὴ φωνηέντων* (c. 9), wo das *σ* sich beklagt, dass das *ζ* in Wörtern wie *Σμύρνα* und *σμάραγδος* sein Recht usurpire, mit andern Worten, dass es selbst vor *μ* sich die weiche Aussprache des *ζ*, wie noch jetzt, oder auch die Vertauschung damit müsse gefallen lassen.

Bei Gelegenheit dieses Buchstaben, dessen harter und zischender Laut *ts* im Munde der Erasmianer das Ohr der Griechen und der an ihre Sprache Gewöhnten besonders widerwärtig afficirt, sei noch eine Bemerkung über den Wohl- oder Misslaut beider Arten der Aussprache im Allgemeinen gestattet, worüber von Erasmianern und Reuchlinianern soviel geredet und noch mehr declamirt worden. Sehr beherzigenswerth schienen mir die Worte, womit der alte hanauische Reuchlinianer Jo. Ph. Pareus (de antiqua pronun-

tiatione ling. Gr. p. 7) seine betreffenden Erörterungen eröffnet. Er sagt nämlich u. A.: „quemadmodum non cujuslibet auris est, exigere aut discernere in musicis instrumentis nervorum sonos, ita mea fert opinio, non cujusvis quoque esse, de recta literarum aut vocum pronuntiatione judicare.“ Die unleugbare Wahrheit dieser Bemerkung lässt jedes Dispüt nicht etwa bloss über den Wohllaut, nein über die Möglichkeit der Erasmischen Aussprache mit manchen sonst für die Entscheidung jeder rein wissenschaftlichen Frage höchst competenten Sprachforschern von vorn herein als resultatlos erscheinen. Von jemanden, der jenes angeborene musikalische Gehör, nicht bloss für die Harmonie der Töne, sondern für Harmonie und Disharmonie in der Combination der Buchstabenlaute besitzt, kann ich wenigstens mir nicht denken, dass es ihm, einmal an die nationale Aussprache in fliessendem lebendigem Gespräche gewöhnt, jemals möglich sein wird, mit voller Ueberzeugung zu dem breiten, nie lebendig gesprochenen, sondern nur studirten, gelesenen und höchstens geredeten pseud-Erasmischen Jargon zurückzukehren. Nicht grundlos scheint mir desshalb auch die Ansicht des Hrn. Löber in Schwerin (Gymnas.-Progr. 1834, S. 10), dass sich aus der Art, wie Erasmus (unbeschadet seiner später ausgesprochenen Ansicht darüber) das Griechische sich grösstentheils ohne Lehrer angeeignet, vielleicht am besten die Möglichkeit seiner (auch nur theoretischen!) Apostasie von der ächten Aussprache erklären lasse. Die der letztern vorgeworfene Kakophonie beschränkt sich so ziemlich auf die übermässige Häufung des I-Lautes, womit es aber auch bei Licht besehen nicht ärger ist, als in andern Sprachen, wo andere Laute, wie im Französischen der des *e*, gleichfalls durch verschiedene Zeichen ausgedrückt werden. Eine stärkere Häufung des *i*, als z. B. in den lateinischen Wörtern: *initii*, *inquisivisti*, *liquidissimi*, in dem Horazischen: *non audet nisi qui didicit*, etc. wird auch im Homer kaum nachzuweisen sein. Uebrigens dürfte es diesem, hier allerdings am grellsten hervortretenden Uebelstande gegenüber, so wie überhaupt zur Temperirung der zahllosen, bei beiden Arten der Aussprache fast in gleichem Maasse störenden Hiatus nicht zu gewagt sein, einen ausgedehnteren Gebrauch des Digamma in der ältesten Zeit nach Gesetzen, deren gründlichere Erforschung nach Bentley's, Heyne's und Spitzner's vielfach irrendem Vorgange von neuern Gelehrten mit so glücklichem Erfolge angebahnt wurde, anzunehmen — eine Meinung, wobei ich jedoch weit entfernt bin, in so weitschichtige Phantasien über die Anwendung des Digamma zu jenem Behufe, wie z. B. Mynas und Ikonómos, mich versteigen zu wollen, oder gar den maasslosen und willkürlichen Gebrauch, den Payne Knight in seinem Homer davon macht, ohne Weiteres für gerechtfertigt zu halten.

Von dem Eindrucke, den die Erasmische Euphonie auf ein griechisches und fast auf jedes an die griechische Aussprache gewöhnte Ohr macht, hat Ikonómos in einem tragikomischen Verzweiflungsergusse darüber in der Vorrede zu seinem Werke *περὶ τῆς προφορᾶς* (p. 8) ein so bündiges als ergötzliches Zeugniss abgelegt *). Das majestätische:

*) Nach anerkennenden Worten über die Verdienste der abendlandischen Hellenisten heisst es: „Aber die Lehre der Erasmischen Philologen über die Aussprache — wir bitten sie desshalb tausend- „mal um Verzeihung! — können wir nicht annehmen. Wie wunderbar schön nach ihnen diese Aus-

Mänin aëide tea, etc. hat für den Griechen genau dieselbe Wirkung wie für den Franzosen die Recitation eines (alt- oder neu-)französischen Satzes nach den Regeln deutscher Orthoëpie (wie z. B.: *une femme vertueuse vaut mieux qu'une femme spirituelle*, gesprochen: **une fämme fertueuſe faut mieux kwune fämme ſpirituelle**, oder noch schöner: **ſchpirituelle**). Und sollte wohl die aus guten Gründen unwandelbar feststehende Ansicht des heutigen Griechenvolkes in dieser Sache weniger Berücksichtigung verdienen, als die durch des letztern Aussprache, wie wir gesehen, noch nicht einmal beeinträchtigten Laute der griechischen Thiere in der classischen Zeit?

„sprache sein soll, wir finden sie nicht schon, wir sind gänzlich gefühllos für ihre Reize; sie ist uns „vielmehr im höchsten Grade widerwärtig, sie zerreisst uns die Ohren und wendet uns die Eingeweide um; sie kommt uns so hart (σκληρόστομος) und rauh und misstönend vor, dass wir meinen, „wenn Orpheus mit solcher Melodie die Steine hätte bezaubern wollen, so würden sie, weit entfernt, „entzückt zu werden, wider ihn in Wuth gerathen sein und ihm die Lyra zerschmettert haben."

In diplomatisch höflichern, mit noch verbindlichern Complimenten eingeleiteten Worten, doch nicht minder entschieden äusserte sich 18 Jahre früher über dasselbe Thema ein anderer gelehrter Grieche, und zwar, vermuthlich in Rücksicht auf Cheke und Th. Smith als die ersten und wirksamsten Apostel der Erasmischen Lehre, zunächst den Engländern gegenüber. Bei einem Gastmahle nämlich, welches im J. 1812 der Fürst der Moldau Alexander Murusis dem nach Jassy gekommenen englischen Gesandten bei der Pforte Lord Drummond zu Ehren gab, veranlasste ein zwischen dem Letztern und seinem Wirthe sich erhebendes freundschaftliches Dispüt über die heutige Aussprache des Griechischen den von dem Fürsten ins Gespräch gezogenen griechischen Schriftsteller Skarlatos Gikas (Γκίκας), aus einer der angesehensten Phanarioten-Familien, aus dem Stegreif (αὐτοσχεδιαστί), wie es heisst, eine poetische oder wenigstens metrische Apologie der nationalen Aussprache an den Gesandten zu richten, die als ein wohl nur wenig bekanntes und Wenigen zugängliches Curiosum hier eine Stelle finden möge. Sie lautet so:

Τίπτ', ὦ ποντομέδοντες ὑπέρβιοι ὄμβριμοι Ἄγγλοι,
Τίπτε Διὸς πρηστῆρα Ποσειδῶνός τε τρίαιναν,
Μουσαγέτου Φοίβοιο λύρην τε καὶ αἰγίδ' Ἀθήνης,
Ἄλλα τ' ἀπαινύμενοι χειρῶν ἀπὸ ἡμετεράων,
5 *Εἰσέτ' ἀπὸ στομάτων προφορὴν βούλεσθε ἑλέσθαι;*
Πάτριον, ἱμερόεσσαν, ἐν ᾗ θεὸν Ἑλλὰς ἀείδει,
Ἣν τέκος εἰνὶ γάλακτι ἑῆς ἀπὸ μητρὸς ἀμύζει.
Οὐ θέμις οὖν τεκέεσσι σοφοῖς ἐριδαινέμεν ἄνδρας
Ἑλλάδος ἐνναέταις ἀμφὶ σφετέρῃ διαλέκτῳ
10 *Νήσου ἐξ ἀπίης Βρεταννίδος ὧδε ἰόντας·*
Ὡς δ' ὅτε βουκεντρισμὸν ἔχων ἰητρὸς ἰών τε
Πατρίδ' ἐς ὑμετέρην ποτινοφθαλμιζέμεν εἴποι·
Τὸν δ' ἀπαμειβόμενοι εὖ οἶδ' ὅτι καὶ προσερεῖτε·
Βάσκ' ἴθι μηδὲ δίδασκε ἀκεστορίης ἐπιίστωρ,
15 *Αὐτὸν ἴπτασθαι, καθὰ ἀρχαίη φάτις εἶπεν·*
Ὡς δ' αὔτως διδάσκοντα κυβερνέμεν εὖ κατὰ κόσμον
Νῆ' ἑκατοντάβροτον ἐπ' ὠκεανοῖο ῥοάων·
Νέλσονα δ' ἐκ περάτης ἀντίχθονος αὖτις ἐλαύνειν
Νῆας ἐρευξίφλογας μάστιγας ἐϋκνημίδων
20 *Γάλλων· οἳ μεμάασι βρεταννικὸν οἶδμα θαλάσσης*
Ἐν σχεδίαις περάαν, λαὸν δ' ἀγέμαχον ὀρίνειν·
Ὡς δ' αὔτως καὶ κεῖνον, ὃς εἰδότας ὔμμι διδάσκοι
Ἐκλείψεις προλέγειν, τηλεσκοπίῳ τε δοκεύειν
Ἀστέρα θ' Ἑρσέλιον τόν τ' οὐρανὸν ἄλλοι ἔειπον.
25 *Δεικνύειν ἀστρονόμοις καὶ πρόκλυτα ὄργια πάντα*
Ὑψινόου Νεύτωνος, ὅου κλέος οὔποτ' ὀλεῖται,
Ἀλλ' ἔσεται μετόπισθε φαάντερος ἠΰτε Φοῖβος.
Τὼς οὖν οὐδ' ἐπέοικε διδασκέμεν υἷας Ἀχαιῶν
Γλῶσσαν τε σφετέρην, προφορήν τε, ὅπως τε προσήκει
30 *Ἀλλύειν δίφθογγον, ἀεικελίως τ' ἀμαρίζειν*
Ἠὲ πλατειάζειν ἐρέειν θ' ἄϊμα τὸ αἷμα,
Τὸν δ' οἶνον γ' ὄϊνον, καὶ αὐτῆμαρ τ' ἀϋτῆμαρ
Ἐν μὲν γραμματικοῖσι διαμπερὲς ἤματα πάντα
Σπονδεῖος τελέθει δισύλλαβος, ὡς ὅδε Οἴμοι·
35 *Τὸν δ' ἄρα Ὀϊμοΐ τετρασύλλαβον ὔμμες ἐρεῖτε,*
Ἀντίβιον κανόνων προφέροντες γραμματικάων
Τούς ἑτέρους τε πόδας τὸν δάκτυλον ἠδὲ τροχαῖον,
Γράμματα ἀλλύοντες ἑτώσια λωβάασθε.
Ἴσως τις προφέρεσκε τὸ ἦτα καὶ ὕψιλον ἄλλως,
40 *Τὰς δέ γε διφθόγγους οὔπωποτε· οἱ γὰρ ἀοιδοὶ*
Ὁππότε ἀλλύουσι διαίρεσιν ὧδε τίθενται,
Ὡς τὸ ἐϋπρήσσεσκον, ἐΰς, παΐς, ἠΰς, ὀΐω.
Καὶ τότε μέτρα πόδες τε φυλάττονται κατὰ κόσμον.
Εἰ δέ τις ἀλλύει δίφθογγον ἅπασαν ἀτάκτως,
45 *Οὔποτε μετρήσει ἔπος ἔμπεδον, ὡς ἐδιδάχθη·*
Ταῦτά σοι οὖν ἀπόχρη εἰρημένα, δῖε Δρεμόνδε,
Πρεσβευτῶν ὄχ' ἄριστε! — ἀτάρ τοι ἔχοι καὶ ἄλλα
Εὔτονα ἐξερέειν, καιρὸς δέ μοι οὔτε ἀρήγει

(Gelegentlich sei hier bemerkt, dass eben dieser Skarlatos Gikas auch die umfangreiche neugriechische Liebes-Idylle: Kleanthes und Abrokome, geschrieben hat, woraus sich nicht uninteressante Bruchstücke in Leake's *Researches in Greece* finden. Ich verdanke die Notiz über seine Autorschaft dieses Gedichts einer Privatmittheilung des Hrn. A. Rhisos Rhankavis in Athen, nachdem ich bei einer andern Gelegenheit als den Verfasser desselben fälschlich, aber durch Leake's positive Angabe darüber, l. l. p. 131, verleitet, den Compilator Konstantin Manu in Konstantinopel genannt hatte.)

Die Thiere spielen in diesem ganzen Streite eine merkwürdig hervorragende Rolle. Den Vortritt hat gleich dem Widder im Zodiakus der Schöps des Kratinos; ihm gesellt sich das Zicklein Herodot's nebst andern Ziegen; es folgen die megarischen Schweinchen und der geprügelte Hund des Aristophanes; auch der Kuckuck lässt, was hier nachträglich bemerkt sei, bei Gelegenheit des *υ* seinen Ruf darein schallen. Und so geht es herunter bis auf den gelehrten Bären des Erasmus, welchem dieser in der Person eines gar gefälligen fügsamen Löwen eine Concedir-Maschine nach dem Muster der Opponenten des Sokrates in den Platonischen Dialogen gegenüber gestellt hat. Alfieri erklärt, im Widerspruche mit den von dem Wohllaute der nationalgriechischen Aussprache entzückten Franzosen Guys und Pouqueville, eben diese Aussprache für eitel Pferde-Gewieher (Vita, c. 25); und erwägt man endlich die Unmasse der in der ganzen Controverse zu Tage geförderten und aber- und abermals durchgedroschenen Wiederholungen, so muss man gestehen, dass noch manche ***mammalia ruminantia*** die Menagerie vervollständigen halfen; ja ich weiss nicht, ob ich selbst nach den Bemerkungen, die Sie (wenigstens zum Theil!) anzuhören die Geduld hatten, berechtigt bin, mich von dieser letzten Classe auszuschliessen. Aber sollte es nicht endlich Zeit sein, an die Menschen statt an die Thiere zu denken? Sollte es nicht eine würdigere Aufgabe für den deutschen Hellenisten sein, mit den Schülern eines Koraïs, Bardalachos und Bulgaris, mit einem Schinas, Gennadios und Rhisos Rhankavis in deren lebendigen Lauten die Sprache Homers zu lesen und zu sprechen, als mit den Schafen des Alterthums vermeintlich regelrichtiger zu blöken? Ich weiss wohl, dass ich noch mit meinen vielleicht von Manchen verlachten Wünschen ein Prediger in der Wüste bin; aber dieses Bewusstsein raubt mir nicht die Ueberzeugung, dass früher oder später dennoch das im Volke wurzelnde und nie spurlos verloren gewesene Idiom gegen ein wurzelloses Product vielleicht zum Theil ingeniöser, aber darum nicht minder unhaltbarer Combinationen sein Recht behaupten wird. Mit dem immer entschiedenern Erwachen Griechenlands zu griechischem Leben wird auch für uns die Erasmische Sprache sich nicht halten können; sie wird fallen und damit eine wesentliche Scheidewand zwischen der griechischen Nation und der deutschen Wissenschaft, wobei beide Theile nur gewinnen können; denn es ist der Fall einer Scheidewand mehr zwischen dem todten Alterthume und seinen lebendigen Verehrern und Erforschern. Man wird dann, bei allen berechtigten Zweifeln an der völligen Integrität der überlieferten Aussprache, besser als jetzt das verständige Wort Quintilian's würdigen: „*ridiculum foret malle sermonem quo locuti sunt homines, quam quo loquantur.*"

Diesem Vortrage, von welchem übrigens bemerkt werden muss, dass er nicht in vorstehender Form, sondern in freier Erörterung gehalten und von dem Verfasser erst nachträglich für gegenwärtigen Druck ausgearbeitet worden ist, konnte eine Discussion um so weniger folgen, als die Kürze der Zeit den Redner selbst noch vor dem beabsichtigten Endpuncte abzubrechen genöthigt hatte; und der Vicepräsident schloss daher die Versammlung mit folgender Ansprache:

Gestatten Sie mir, hochverehrte Herren, ehe wir scheiden, den Blick nochmals auf die nun verlebten Tage zurückzulenken. Spannen wir die Forderungen nicht zu hoch, so haben wir wohl einen Rückblick auf die dreizehnte Versammlung nicht zu scheuen. Schmeichelten wir uns auch der Hoffnung eines zahlreichern Besuches, so haben doch Universitäten und Gymnasien eine nicht geringe Anzahl von Männern gestellt, welche zu den Meistern ihres Faches zählen: manchen alten Theilnehmer unsers Vereins haben wir schmerzlich vermisst.

Die in diesen Tagen gehaltenen Vorträge und die Verhandlungen, welche sich an jene knüpften, haben durch Manchfaltigkeit des Inhalts und Verschiedenheit der Methode angezogen und belehrend und anregend gewirkt. Doch scheinen die wissenschaftlichen Vorträge mir nicht die Hauptsache zu sein: den eigentlichen Segen der Versammlungen möchte ich anderswo suchen. Er liegt in dem, was aus einigem Zusammenleben Gleichgesinnter und Gleichstrebender in der gehobenen Stimmung festlicher Tage Schönes entspringt. Unser Verein ist ein Mittelpunct, alte Verbindungen zu erneuern und enger zu knüpfen, neue zu stiften: der persönliche, durch das Gefühl der geistigen Verbrüderung mit vielen Fachgenossen gewürzte Verkehr ist eine Fundgrube guter Gedanken und heilsamer Anfrischung der Kraft und Lust, eine Herzstärkung und Kräftigung zu ausharrendem Eifer und Begeisterung für den hohen und schweren Beruf unsers Standes.

Wann aber hätten wir Lehrer der Jugend an Gymnasien und Universitäten einer Erfrischung und Ermuthigung dringender bedurft, als in dieser gedrückten, unfrischen, der Begeisterung baren Zeit! Von vielen Seiten wird geeifert gegen die classischen Studien, offen und versteckt: beschränkte Scheinheiligkeit strengt sich in einem Nachbarlande an, diesen vermeinten Urquell aller Unfrommheit, aller Unsitte, alles Unheils zu verbannen, und an der Nordmark unsers deutschen Landes selbst wird die classische Jugendbildung zugleich mit angestammter deutscher Art böswillig verkümmert.

Die Wissenschaft selbst freilich sollen die Feinde schon lassen stan. Da müsste Gott, zu dessen heiligen Ordnungen auch das gehört, dass die spätern Geschlechter mit liebevoller Ehrfurcht zu den frühern hinaufschauen und von ihnen in Bescheidenheit dankbar lernen sollen, — da müsste Gott erst ein ganz anders angethanes Menschengeschlecht schaffen, eine neue Welt ohne Vorzeit oder völlige Barbarei der alten.

Freilich die Wissenschaft allein würde bald siechen und welken, würde sie nicht durch die Schule mit dem Leben und der Bildung unserer Nation verknüpft, gleichwie die practische Anwendung der classischen Studien als Bildungsmittel der Jugend aus lebendigem Wechselverkehre mit der fort und fort sich entwickelnden Wissenschaft frische Kraft schöpfen muss, um sich gegen Verflachung und Schlendrian zu schützen. Gegen jene Basis edler Jugendbildung aber wird jetzt gerade von den verschiedensten Standpuncten aus gekämpft. Freilich sind die Befehdungen nicht neu: von jeher haben Roheit, engherziger Zelotismus, schwächliche Philanthropie ihre Waffen gegen den Humanismus geführt. Er hat ihnen getrotzt und die Kämpfe bestanden. Schlimm ist es allerdings jetzt und sehr bedenklich, dass bei der Richtung gegen alles Altherkömmliche im Ganzen die

Angriffe unverschämter und rastloser erneut werden, dass manch Einer von denen, die dem classischen Alterthume ihr Leben geweiht haben, durch das wüste Geschrei und wilde Toben Unkundiger und Unberufener kleinmüthig wankt und an der guten Sache verzagt und verzweifelt; ja dass gar kraftlose und gefügige Behörden eine unbefugte und nicht wohl berechnete Nachgiebigkeit gegen ein ganz anderes modernes Princip der Jugendbildung an den Tag gelegt haben. Sie werden ihren Verrath zu bereuen haben.

Allerdings sind die classischen Studien mit ihren Hülfsfächern längst nicht mehr das einzige und unvermeidliche Bildungsmittel: die praktischen Wege des Lebens haben ihre Rechte laut geltend gemacht. Aber die Trennung beider, durchaus unverträglicher Principien scheint vielfach nicht durchgeführt. Irren wir nicht, so sind in manchen Ländern die Gymnasien durch die eiteln Versuche, sich in Frieden mit dem Drängen der Neoteristen abzufinden, alterirt worden. Wir müssen aber ohne weichliche und geschmeidige Connivenz unser g a n z e s Gebiet rein erhalten, um es nicht ganz zu verlieren. Man soll uns die hohe Aufgabe lassen, den eigentlichen künftigen Gelehrtenstand an den Quell edler Bildung, männlicher Gesinnung, einfacher Natürlichkeit heranzuführen, den Zögling mit antikem Geiste zu nähren und zu stählen für die verschlungenen Pfade des modernen Lebens und der modernen Cultur. Mit der unbeugsamen sittlichen Kraft, welche aus der Ueberzeugung des guten Rechts erwächst, wollen wir, ein jeder auf seinem Wege, die Jugend zu treuem Fleisse und Ehrfurcht vor dem Alterthume anleiten als ***viri boni antiquitatis periti***, wollen, je stürmischer die Feinde uns angreifen, desto höher halten unser Banner, wollen stets eingedenk sein, dass wir zu Wächtern eines von weisen und tapfern Vorfahren nicht ohne Kampf errungenen unveräusserlichen Gutes unsrer Nation eingesetzt sind. Halten wir nur treu zu einander und stehen fest zusammen; erkennt man an unseren Jüngern die Früchte unserer Bestrebungen, so ist der Sieg unser und den Gymnasien bleibt die Hegemonie, die ihnen gebührt. Nur keine Halbheiten, keine Contaminationen heterogener Principien, keine Allerweltsgymnasien!

Solche Entschliessungen aber zu erneuern und zu festigen, die Ueberzeugung von unserem Rechte und unserer Verpflichtung, wo wir irre werden sollten, neu zu begründen, dazu ist recht unser Verein geschaffen: wir sind unser Viele und, werden wir uns selbst nicht untreu, unvertilgbar. Hat auch unser diesjähriges Zusammensein in diesem Sinne gefruchtet, so können wir uns Glück wünschen und getrost mit frischer Begeisterung zu unserm stillen Tagewerke zurückkehren.

Aber in unserer traurig zerrissenen Zeit ist Alles doppelt hoch zu halten, was auf Einigkeit ruht und nach Einigung strebt. Unsre Panegyris führt zusammen Jung und Alt von Nord und Süd und Ost und West; wir schaffen uns in Eintracht und herzlichem Verkehre unserer ***respublica litterata*** vorübergehend, was wir draussen schmerzlich vermissen. Denn, leben wir Philologen und Schulmänner immerhin auf Helikon und Parnass, in Olympia und Delphi, auf Athens Akropolis und dem Capitolium Roms, als ächte deutsche Männer schliessen an's Vaterland wir uns an, das halten wir hoch mit unserm ganzen Herzen. —

Mögen denn unsre lieben Gäste der Georgia Augusta und unserm Göttingen eine frohe Erinnerung an die festlichen Tage bewahren.

Und somit erkläre ich die dreizehnte Versammlung der Philologen, Schulmänner und Orientalisten für geschlossen.

Freudig stimmten die Anwesenden in die vaterländischen Gesinnungen dieses Abschiedsgrusses ein; und nachdem noch Geheimerrath *Böckh* aus Berlin dem Präsidium und Comité den Dank der Versammlung ausgesprochen hatte, ging man um 1½ Uhr auseinander.

V.

Verhandlungen der pädagogischen Section.

(Auf Ersuchen des Präsidiums redigirt von Herrn Director Dr. *Eckstein.*)

Erste Sitzung vom 29. September.

Nach dem Schlusse der ersten vorbereitenden und allgemeinen Sitzung begaben sich die Mitglieder der Section in den von dem Magistrate der Stadt Göttingen gütigst bewilligten grossen Saal des Gymnasiums, wo der Präsident der Versammlung Prof. Dr. *Hermann* die Verhandlungen mit dem Ausdrucke des Bedauerns eröffnete, dass er, trotz des lebhaften Interesses, das er an der Sache nehme und das er auch bei früheren Versammlungen immer bethätigt zu haben glaube, durch die Fürsorge für die allgemeine Versammlung weiteren thätigen Antheil zu nehmen verhindert sei. Derselbe leitete noch die Wahl des Bureau's und schlug vor, um die Wahl kurz und glatt abzumachen, sie *per acclamationem* zu vollziehen. Die Versammlung war einverstanden und es wurde Director Dr. *Geffers* aus Göttingen zum Präses, Director Dr. *Eckstein* aus Halle zum Secretair vorgeschlagen und angenommen.

Geffers sagt der Versammlung den besten Dank für die Ehre, die er von sich auf Würdigere abzulehnen vergebens gesucht, und bittet um Nachsicht bei der Leitung der Verhandlungen, für die er den besten Willen und die herzlichste Theilnahme an allen Gegenständen versprechen könne. Ueber die Zeit der Sitzungen war bereits entschieden durch die Anfangszeit der allgemeinen Versammlungen; es solle um 8 und ausnahmsweise die zweite Sitzung 7½ Uhr begonnen werden. Auf die Aufforderung des Vorsitzenden, Gegenstände der Verhandlung vorzuschlagen, schweigt Alles. Da knüpft *Eckstein* an die in Erlangen abgebrochenen Verhandlungen über den griechischen Unterricht im Allgemeinen, insbesondere über die Schreibübungen, an und fordert *Ahrens* auf, da er mit der dortigen Art der Beendigung der Discussion nicht zufrieden gewesen sei, diesen Gegenstand wieder aufzunehmen. *Geffers* unterstützt den Antrag, der auch von der Versammlung genehmigt wird. Zur Vorberathung wird eine Commission niedergesetzt, bestehend aus *Ahrens, Classen, Halm* und *Krüger*.

Als zweiten Gegenstand empfiehlt *Eckstein* eine Besprechung der philologischen und pädagogischen Zeitschriften, um einerseits der immer mehr in denselben einreissenden Anarchie entgegen zu treten, andererseits das Interesse dafür zu wecken und neu zu beleben. Auch hier wird die Vorbereitung einer Commission übertragen, in welche zwei anwesende Journal-Redacteure, *Cäsar* und *Fleckeisen*, und der Antragsteller treten.

Geffers lenkt die Aufmerksamkeit auf die Ausgaben classischer Schriftsteller, in denen deutsche Uebersetzungen dem Texte gegenüber stehn. Wer sollte dieselben gebrauchen? Doch wohl die Schüler. Darin liegen viele Bedenken für das Gedeihen der Alterthumsstudien. Er beabsichtige mehr nach den Erfahrungen zu fragen als eine grosse Verhandlung zu veranlassen. *Krüger* meint, das werde sich mit der ersten Frage leicht verbinden lassen, weil blos Griechen so erschienen seien. Allein es gibt auch Lateiner, Dichter wie Horaz, Historiker wie Sallust u. a. *Rost* hält dafür, dass über die Sache wohl kein Zweifel sein könne, dass es aber darauf ankomme Mittel vorzuschlagen, durch welche nachtheiligere Folgen hintertrieben werden, und fordert Geffers auf, diese Frage als dritten Gegenstand unserer Verhandlungen zu betrachten und das Referat über denselben zu übernehmen.

Zweite Sitzung am 30. September.

Der Vorsitzende ersucht *Ahrens*, der das Referat über die erste Frage übernommen hat, dasselbe zu erstatten. *Ahrens:* Die Commission, welche den ehrenvollen Auftrag erhalten habe Thesen über den ersten Gegenstand aufzustellen, habe denselben besprochen, sich aber bald überzeugt, dass sie in ihrer Gesammtheit die materielle Verantwortung dafür nicht übernehmen könne und daher dieselben mehr als Grundlage und Stoff für die Verhandlungen betrachtet. Ihm sei es übertragen die Thesen aufzustellen. Was ist Zweck und Aufgabe des griechischen Unterrichts; wie viel Zeit haben wir, das Ziel zu erreichen; welchen Weg müssen wir einschlagen, um in der angegebenen Zeit das Ziel zu erreichen? Das seien die Fragen, deren Beantwortung er in den ersten Thesen versucht habe, die für die heutige Verhandlung ausreichenden Stoff darbieten würden.

Da Präjudicialfragen nicht zu erledigen waren, ging die Versammlung sofort zur Discussion über, und *Ahrens* verlas die erste These: Der griechische Unterricht ist ein wesentliches Element des Gymnasial-Unterrichts und deshalb obligatorisch.

Ahrens: Er sei anfänglich nicht der Meinung gewesen diesen Satz vorauszuschicken oder irgendwo einzuschalten; Eckstein habe ihn dazu veranlasst. Wie das Obligatorisch zu verstehen sei, werde Keinem zweifelhaft sein. Es solle keinem Schüler Dispensation von diesem Unterrichte ertheilt werden, wie etwa beim hebräischen. Einer besonderen Motivirung bedürfe die Thesis nicht. *Wagner* erklärt sich ganz mit derselben einverstanden; es ist ein integrirender Theil des Gymnasialunterrichts, die Theilnahme daran ist unerlässlich. Aber Dispensationen müssten doch gestattet werden für künftige Militärs, Forst-

leute, Fabricanten und dergleichen, die dafür in der Mathematik und in den Naturwissenschaften Privatstunden nehmen könnten.

Ahrens: Das sei nicht ausgeschlossen, es gebe ja keine Regel ohne Ausnahme. Gelten dürfe es nur für die Schüler des Gymnasiums, insofern sie Gymnasial-Schüler sind. Die Besucher der Realclassen z. B. seien ganz andere Schüler. Diese Erklärung musste bestimmter gefasst werden, daher meinte *Classen:* Gymnasialschüler, die zur Universität vorbereitet werden sollen, und *Halm* schlug den Zusatz vor „die Erlangung eines Maturitätszeugnisses hängt von der Theilnahme an diesem Unterrichte ab". Ein solcher Zusatz würde grossen Missständen abhelfen, wenn anders die Schulbehörden auf unsere Berathungen und Beschlüsse achteten. In Bayern wenigstens seien Fälle vorgekommen, dass Schüler, die an dem griechischen Unterrichte nicht Theil genommen, das Maturitäts-Examen hätten machen wollen. *Wagner* ist nicht geneigt den Begriff des Gymnasiums zu beschränken, weil z. B. in Süddeutschland sehr viele junge Leute das Gymnasium besuchen, die später keinen gelehrten Beruf ergreifen. Diese mussten sonst den Gewerbschulen überwiesen werden, und das sei gewiss zu beklagen, da es oft recht gute Lateiner unter ihnen gegeben habe. O.-Sch.-R. *Kohlrausch* erwähnt die Hannoversche Einrichtung, nach welcher das Lyceum in Hannover und das Pädagogium zu Ilfeld als rein gelehrte Anstalten erhalten, an allen übrigen Gymnasien aber Realclassen errichtet sind. *Eckstein* will nicht gegen die Organisation sprechen, so wenig er sie auch billige, sondern für die strengste Aufrechthaltung des Obligatorisch. Er wolle gar keine Schüler von dem Griechischen dispensirt wissen, am wenigsten mit Rücksicht auf den künftigen Lebensberuf der Schüler und die für denselben sich herausstellende Entbehrlichkeit der Kenntniss jener Sprache. Nur dann wirke man dem Nützlichkeitsprincipe mit Nachdruck entgegen. Sei dieser Unterricht ein wesentliches Element des Gymnasialunterrichts, so müsse auch jeder Schüler daran Theil nehmen. Wer darauf fest halte, werde die Beiläufer der Gymnasien zum grössten Vortheile für seine Schüler bald los werden. *Geffers* ist gleichfalls dafür, dass Gymnasialschüler nicht dispensirt werden. *Ahrens* findet die Angriffe gegen die Thesis nur durch die bisher geführten Erörterungen veranlasst. Man dispensire ja auch von dem Religionsunterrichte die Israeliten. Man dürfe nicht hart gegen die Schüler sein. Wenn die nöthige Vorbereitung auf ein bestimmtes Fach den Wunsch nach Dispensation vom Griechischen bei dem Schüler hervorrufe, so möge man sie ihm gewähren für ein Halbjahr, ein Jahr, dann aber müsse ein solcher abgehen. Für eine Reihe von Classen sie zu gewähren sei um so unzweckmässiger, je enger der griechische Unterricht mit andern Unterrichtsgegenständen in Verbindung stehe. *Kohlrausch* spricht gegen die von Eckstein vertretene rigoristische Ansicht, sich berufend auf das *nulla regula sine exceptione*.

Nachdem *Geffers* aus der Erörterung gefolgert, dass im Principe wohl allgemeines Einverständniss vorhanden sei, fragt er die Versammlung, ob sie für die Annahme der ersten Thesis stimme. Die Majorität ist dafür.

Die Discussion wendet sich hiernächst zu dem von *Halm* beantragten Zusatze. Der

Antragsteller fügt zur näheren Begründung desselben hinzu, dass zu manchen Berufsarten kein eigentliches Maturitätszeugniss, wohl aber die Absolvirung des vierten Gymnasialcursus (d. h. Prima norddeutscher Gymnasien) verlangt werde. Solche Schüler verlangten in der Regel die Dispensation vom Griechischen. An seiner Schule wird dieselbe nicht mehr gestattet und die Erfahrung habe gelehrt, dass die Aeltern sich immer mehr daran gewöhnten ihre Kinder auch an diesem Unterrichte Theil nehmen zu lassen. Dieser Grundsatz, mit Consequenz durchgeführt, müsse sehr wohlthätig wirken, selbst für die Schulordnung, da besonders bei grossen Classen immer Störungen im Unterrichte durch die Dispensationen herbeigeführt werden müssten. *Eckstein* kann Aehnliches aus seiner Erfahrung bestätigen. In Preussen bestehe das Recht auf Dispensation Anspruch machen zu können, ja für künftige Militärs sei dieselbe von der Secunda an sogar Vorschrift. In früheren Jahren habe er dieselbe nach einer Berathung mit dem Lehrer-Collegium zuweilen gewährt und die Benutzung der Stunden freigegeben, dann aber die Dispensirten in der Klasse zurückbehalten und sich mit andern Arbeiten beschäftigen lassen. Seitdem habe das Verlangen nach Dispensation aufgehört, und schon seit einigen Jahren sei kein derartiger Antrag an ihn gestellt. Freilich, wenn die Aeltern über die Verweigerung bei der höhern Schulbehörde klagten, so würde ihn diese zur Gewährung nöthigen können; aber eine solche Erfahrung habe er bis jetzt noch nicht gemacht.

Der während dieser Discussion beantragte Zusatz „es ist wünschenswerth, dass die dispensirten Schüler während der Zeit in andern Gegenständen unterrichtet werden" wird zunächst beseitigt, um den Halm'schen zu erledigen, der in seinem Inhalte kein Bedenken fand, wohl aber in seiner Fassung undeutlich erschien. *Geffers* schlug vor „die Theilnahme am Griechischen berechtigt allein zu der Maturitätsprüfung" (natürlich zur Universität, wie *Classen* erläuternd hinzufügte); *Krüger* „die Zulassung zu der Maturitätsprüfung wird durch die Theilnahme an dem griechischen Unterrichte bedingt." Bei der Abstimmung ward Halm's Zusatz von der Majorität angenommen, aber auch die dissentirende Minorität erklärte, dass sie nur formelle Gegner desselben seien, weil sie denselben als überflüssig betrachteten.

Der weitere Zusatz ward von *Eckstein* bekämpft, weil eine solche Einrichtung, namentlich an kleineren Gymnasien mit geringeren Lehrerkräften, grosse Schwierigkeiten mache, das Gymnasium wesentlich alterire und doch nur geringen Nutzen schaffe. Lieber möge man solche Schüler den Realschulen überlassen. *Geffers* erwähnt der in Hannover in dieser Beziehung getroffenen, alle Gymnasien umfassenden Einrichtungen, und fragt, ob dieselben nicht auch anderwärts Nachahmung verdienten. Inzwischen wird auf den Antrag von *Ahrens* von einer weiteren Betrachtung dieser Frage Abstand genommen und in der Tagesordnung fortgefahren.

2. Thesis: Die Hauptaufgabe desselben ist, durch den griechischen Geist, wie er sich in der Litteratur und Sprache offenbart, bildend auf die Jugend einzuwirken.

Ahrens: Es ist als die Aufgabe des griechischen Unterrichts hingestellt, den grie-

chischen Geist auf die Bildung der Jugend einwirken zu lassen. Das geschieht auch in der Geschichte und in andern Unterrichtsgegenständen, z. B. im Deutschen, selbst im Lateinischen bei der Lectüre des Horaz. Doch davon kann hier zunächst gar nicht die Rede sein. Die griechischen Lectionen können sich nur um Litteratur und Sprache bekümmern, und darum ist gesagt Hauptaufgabe. *Wagner* fragt an, warum nicht gesagt sei „in der Sprache und Litteratur" worauf *Ahrens* erwiedert, dass gerade seine Fassung, wie sich aus den folgenden Thesen ergeben werde, sehr wesentlich sei; die Sprache werde erst durch die Litteratur bestimmt. Auf *Rost's* Einrede, dass ja die Litteratur das Bezweckte nur wirken könne, wenn man die Sprache verstehe, dass also deren Verständniss vorausgehen müsse, verharrt Ahrens bei seiner Fassung, nur in dem Falle zu einer Aenderung bereit, wenn man die umgekehrte Folge als blos historisch hinstelle. *Wagner* vertheidigt die Umstellung, weil doch die Sprache Form und Träger der Litteratur sei; *Eckstein* warnt vor rascher Zustimmung, weil bei der Schärfe der Argumentation, die der Antragsteller an den Tag überall lege, eine solche zu Consequenzen führen müsse, denen zuzustimmen man Bedenken tragen würde. Bei der Abstimmung wird der Satz im Allgemeinen angenommen, die von *Wagner* beantragte Umstellung „Sprache und Litteratur" von der Majorität genehmigt, die ursprüngliche Fassung dagegen nur von 12 Stimmen gebilligt.

3. Thesis: Zu diesem Zwecke hat sich der Schüler im Wesentlichen nur mit der Litteratur und Sprache vor 300 a. Chr. zu beschäftigen, insbesondere mit folgenden Schriftstellern: Homer, den Ueberresten der Lyrik, den Tragikern, Herodot, Thukydides, Xenophon, Platon, Demosthenes. Die Sprache bildet nur in so weit einen Gegenstand des Schulunterrichtes, als sie dem Kreise der Schullitteratur angehört.

Ahrens zu der ersten Hälfte der Thesis: Der rechte griechische Geist sei hier bis zu dem Untergange der Freiheit gemeint. Der von dem peloponnesischen Kriege bereits beginnende Verfall zeige sich zunächst mehr in dem politischen Leben als in der Litteratur. Was nach dem angegebenen Zeitpuncte komme, sei nicht in das Gebiet der Schule hineinzuziehen. Es gebe allerdings auch in dieser Epoche Ausnahmen, bei denen man den altgriechischen Geist antreffe, z. B. Plutarch, aber ein echter Grieche sei dieser doch nicht, sondern in Gesinnung und Sprache ein Halb-Römer. Die getroffene Auswahl von Schriftstellern möge man nicht bemängeln; andere Schriftsteller sollten ja nicht ausgeschlossen sein. So könnte man Lysias hinzufügen, auch einige Reden des Isokrates, aber als wesentlich für die Schule betrachte er dieselben nicht, ihre Lectüre sei höchstens eine Vorbereitung für Demosthenes. *Rost* erklärt sich gegen die Lectüre der Lyriker gleich nach Homer und meint, dass es überhaupt wenige Gymnasien geben werde, wo Bedeutenderes von diesem Zweige der Litteratur getrieben werde. *Ahrens* verlangt nur eine Blumenlese, in der man Solon, Tyrtäos, Theognis nicht vermissen dürfe. Pindar mache schon grössere Schwierigkeiten, überhaupt sei sehr wenig von ihm zu gebrauchen, aber ganz zu vermeiden sei er nicht. Uebrigens hätten die Lyriker nur mit Rücksicht auf ihre Zeit jenen Platz erhalten. *Kohlrausch* fragt an, ob Hesiod ausgeschlossen sein solle; Einiges aus ihm

will Ahrens wohl in einer Sammlung von ***poetae minores*** gelten lassen, aber zu bedeutend sei dieser Dichter nicht.

Ahrens zu der zweiten Hälfte: Die Sprache kann über die Litteratur hinausgehen. Da aber diese hier auf einen bestimmten Zeitraum beschränkt ist und auf bestimmte Schriftsteller, so ist es nicht gerechtfertigt, wenn Schulgrammatiken auch spätere Schriftsteller berücksichtigen. Dialekte,' wie z. B. der böotische, gehören gar nicht dahin. In der Versammlung ward kein Widerspruch gegen diese Ansichten laut.

4. Thesis: An einem Gymnasium mit neunjährigem Gesammtcursus ist der griechische Unterricht mit dem vierten Jahrescurse von unten zu beginnen.

Die Erläuterung dieses Satzes und die Discussion über denselben wurde auf die nächste Sitzung vertagt, nachdem *Halm* das Amendement gestellt, dass bei einem achtjährigen Gesammtcursus dieser Unterricht mit dem dritten Jahrescurse beginnen müsse.

Dritte Sitzung am 1. October.

Bei dem Beginne dieser Sitzung fordert *Geffers* Ahrens auf, die 4. Thesis genauer zu motiviren.

Ahrens: Den Anfang des Gymnasialcursus setze er da an, wo der Unterricht im Latein beginne: sogenannte Vorbereitungsclassen dürften nicht in Betracht kommen. In den meisten Gymnasien seien 3 Klassen mit zweijährigem, 3 mit einjährigem Cursus, man werde also mit Tertia den griechischen Unterricht beginnen und dann 6 Jahre für denselben haben. Gegen einen früheren Anfang müsse er sich erklären, weil erst im Lateinischen ein fester Grund gelegt sein müsse, ehe man die neue Sprache beginnen könne. Die beiden ersten Jahre werde der Schüler das Latein lernen, im dritten das Gelernte verdauen. Erst dann werde es räthlich eine so abweichende und schwierige Sprache wie die griechische anzufangen. Gegen den neunjährigen Cursus ist *Eckstein*; an vielen Gymnasien bestehe der achtjährige Cursus, er komme an seiner Schule sogar mit $7\frac{1}{2}$ Jahren aus, und es werde doch dasselbe erreicht was andere in 9 Jahren erreichen. Der Grund liege in der späteren Aufnahme der Schüler, in der grösseren Zahl der Classen, und der dadurch zu erreichenden grösseren Gleichmässigkeit der Schüler. Darum möge man den achtjährigen Gesammtcursus, den die Erfahrung gut heisse, nicht verwerfen und bei einem solchen den Beginn des griechischen Unterrichts bei dem dritten Jahrescursus belassen. *Ahrens* hält nur 9 Jahre für zweckmässig; unzweckmässig sei 2 Jahre nach dem Anfange des Latein an das Griechische zu gehen. Nachdenken und Erfahrung habe ihn in dieser Ansicht befestigt. Sind nun 6 Jahre für das Griechische erforderlich, der frühere Anfang desselben nicht heilsam, so dürfe eben ein achtjähriger Cursus nicht gestattet werden. *Classen* hebt hervor, dass dies eine reine Erfahrungsfrage sei. In Lübeck seien bei zehnjährigem Cursus 8 Jahre für das Griechische bestimmt, und er halte gerade einen recht frühen Anfang wegen des schweren Gedächtnisswerks für rathsam. Eine Gefahr der Ver-

mischung des Lateinischen und des Griechischen sei nicht zu befürchten, wie ihn die Erfahrung gelehrt, und die Gleichzeitigkeit habe ihren grossen Nutzen.

Da der Vorsitzende zu Mittheilungen über die an den verschiedenen Schulen bestehenden Einrichtungen auffordert, so erfolgen dergleichen aus den verschiedenen Ländern. *Wex* berichtet, dass in Schwerin 6 Jahre für das Griechische bestimmt seien bei einem achtjährigen Gesammtcursus, in den die Schüler etwa mit dem 11. Lebensjahre eintreten, also im 13. das Griechische beginnen. In der Regel falle nun in jene Zeit auch der Anfang des Französischen, so dass die Knaben drei Sprachen in ihren Elementen erlernen müssten.

Lothholz berichtet aus Weimar, dass dort bei einem achtjährigen Cursus das Griechische sonst in IVb. mit 3 Stunden begonnen habe; jene Stunden seien aber jetzt dem Lateinischen und Deutschen zugelegt, und das Griechische beginne erst in IVa. mit 5 wöchentlichen Stunden, welche in den übrigen Classen auf 6 vermehrt werden. So habe man 7 Jahre für das Griechische. Die Einrichtung habe sich bis jetzt bewährt.

Steinhart: Schulpforta habe überhaupt einen sechsjährigen Cursus, aber bei dem Aufzunehmenden werde eine Kenntniss des Griechischen bis zu der Conjugation vorausgesetzt, so dass man genau genommen 7 Jahre für diese Sprache rechnen könne. Allein die meisten Recipienden seien durch Privatunterricht vorbereitet, ihre Kenntnisse daher mangelhaft, und deshalb die Lehrer doch genöthigt mit den Elementen anzufangen. Insofern beginne man mit der Tertia, wie dies die Lehrerconferenz in Berlin angeordnet. Die Lehrer wünschten lieber Schüler ohne alle Vorkenntnisse, mit denen sie dann in 6 oder auch 7 wöchentlichen Stunden den Unterricht beginnen könnten. Die früheste Aufnahmezeit sei das 12, in der Regel das 13. und 14. Lebensjahr.

Schweckendieck: In Emden bestehe der sechsjährige Cursus; das Griechische lasse sich erst in III. beginnen, weil in der IV. wegen der Nicht-Studirenden das Englische anfange. Damit aber die Tertianer dann rascher vorwärts schreiten, so werden in IV. zwei Stunden ausser der Schulzeit für die griechischen Elemente benutzt: was namentlich bei einer geringen Schülerzahl sehr zweckmässig befunden sei. Eckstein hat eine solche Einrichtung in seiner Va. auch einmal getroffen, freilich in der Schulzeit statt zwei naturgeschichtlicher Stunden, aber die Schulbehörde hat es alsbald untersagt, und so sei er der offenbaren Vortheile wieder verlustig gegangen.

Münscher (Marburg): Bei ihm beginne man in V, also im zweiten Jahrescurse, mit 2 wöchentlichen Stunden, in IV. 4, in III. 6 und so fort. So würden 8 Jahre für das Griechische gewonnen. Die frühere Anordnung, nach welcher in IV. begonnen wurde, habe sich mit andern Einrichtungen nicht recht vertragen.

Rein berichtet Aehnliches aus seiner Heimath Eisenach, wo aber seit der Abkürzung des achtjährigen Cursus ein grosser Abfall nicht zu verkennen sei.

Kraft berichtet, an dem Hamburger Johanneum, dieser altehrwürdigen Anstalt, habe er den Anfang des Griechischen in V. vorgefunden und in seinem fünfundzwanzigjährigen Directorate keinen Grund gehabt diese alte Einrichtung aufzuheben. Zur gründlichen Erler-

nung der Sprache sei es aber auch nöthig, schon in V. damit zu beginnen, jedoch nicht etwa mit 2 Stunden, das sei zu wenig. In 4 Stunden kämen die Schüler so weit, dass sie die regelmässigen Verba, auch die in $\mu\iota$, kennen und anwenden lernten. In IV. werde dies Pensum wiederholt und weitere Andeutungen träten hinzu. Mit solchen Vorkenntnissen gelangten die Schüler nach III., wo Homer und Xenophon gelesen und gewandt übersetzt werden. In II. und I. werden dann 7 Stunden genommen und bei dem grossen Eifer und der grossen Liebe der Schüler ein recht erfreuliches Ziel erreicht. Da *Eckstein* an dem raschen und doch sichern Fortschreiten der Anfänger zweifelt, so ergänzt *Ullrich*, dass in V. noch nicht volle Sicherheit erreicht werde, darin müsse man später immer noch nachhelfen, aber eine ganz leidliche. Wenn man gar zu spät anfange, so werde keine Vertrautheit mit den Formen erreicht werden: dazu müsse mechanisch conjugirt werden, durchaus mechanisch, das sei seine Methode. Bei der Mannichfaltigkeit der Verhältnisse müsse man nichts Festes bestimmen wollen. Die Vertheilung des Unterrichts habe sich in Hamburg bewährt, und er freue sich, dass Kraft in solchen und andern Dingen conservativ gewesen sei.

Lange berichtet aus Blankenburg, dass man dort Beides versucht habe; man habe in III. und in IV. das Griechische angefangen. Da in Tertia das Französische anfing, nahm man zur Einprägung der Formen 4 St. Griechisch in IV, behandelte in III. die Verba auf $\mu\iota$, in II. die irregulären Verbalflexionen, in I. Syntax. So sei es bis zu dem Reformjahre 1848 gehalten. Da aber die Lehrerconferenz in Wolfenbüttel den Anfang des Griechischen in die III. verlegt habe, so sei jene frühere Einrichtung darnach abgeändert, aber auch die früheren Resultate nicht wieder erreicht.

Kohlrausch erinnert daran, dass das Leben mächtiger sei als die Theorie. In der Theorie würde er ganz mit Ahrens übereinstimmen. Aber es sind nun einmal verschiedene Einrichtungen; in manchen Gymnasien würde 7 Jahre Griechisch getrieben, man könne an manchen einen zehnjährigen Gesammtcursus rechnen, weil die Kinder, namentlich gebildeter Eltern, mit dem 8. oder 9. Lebensjahre in das Gymnasium kämen. Bei beiden Cursen scheinen die Resultate gleich, und so gleiche sich die Verschiedenheit der Theorie in der Praxis aus.

Ahrens knüpft noch an Classen's Bemerkung wegen des Gedächtnisses an. Diese sei ganz richtig, aber es sei doch ein wesentlicher Unterschied von dem Lateinischen; so reines Gedächtnisswerk sei der griechische Unterricht nicht, mit dem blossen Erlernen der Paradigmen sei es nicht gethan. Habe man doch seit Thiersch erkannt, dass die Formenlehre am besten durch scharfe Analyse der Formen erlernt werde; dazu müsse der Verstand schon gereift sein, und was man an Jahren zu spät anfange, werde sich leichter und rascher nachholen lassen.

Geffers wünscht wegen der grossen Verschiedenheit der Jahrescurse die Frage, bei welchem Cursus das Griechische beginnen müsse, ganz fallen zu lassen, wenn nur hinlängliche Festigkeit im Lateinischen und genügende Entwickelung der Verstandeskräfte vorausgesetzt werde. Aber *Ahrens* will wegen der dann entstehenden Ungewissheit nicht gern än-

dern an seiner Thesis. *Geffers* erinnert weiter daran, dass man in Preussen gesetzlich im 10. Jahre mit dem Latein beginne. Anderwärts, selbst in Göttingen, beginne man schon im 8. Jahre, weil das Verlangen des Publicums darauf gehe. Wenn das 13. Jahr als Durchschnittsjahr angenommen werde für den Anfang des Griechischen, dann werde man so ziemlich zu einer Einigung kommen.

Da *Ahrens* gerade mit Rücksicht auf die Differenzen die Thesis ganz allgemein gestellt hat und ein bestimmtes Aussprechen für nothwendig in seiner Fassung erachtet, so tritt ihm auch die Majorität der Versammlung bei. Ueber Halm's Antrag, den Eckstein wieder aufnahm, kam es bei der Menge der einzelnen, dankbar entgegengenommenen Mittheilungen gar nicht zu einer Abstimmung.

5. Thesis: Von da an sind durch alle Classen in der Regel 6 Stunden wöchentlich auf diesen Unterrichtszweig zu verwenden.

Ahrens motivirt sein „in der Regel"; vielleicht sei „mindestens" besser, aber er habe sich genirt, weil bei solchen Bestimmungen sehr viel von andern Verhältnissen abhänge. Da müsse man abwägen. Mancher könnte vielleicht gar mit einer geringern Stundenzahl fertig werden. Gegen diese letztere Ansicht ist *Eckstein*, weil eine neue Sprache mit möglichst grosser Stundenzahl begonnen werden muss. *Münscher* führt an, dass es in seinem Lande anders sei, weil IV. bereits viele andere Lehrstoffe habe; deswegen habe man im Griechischen eine Erleichterung eintreten lassen. *Eckstein*: Die V. sei aber dann in Hessen gar nicht als eine griechische Classe zu betrachten, sondern als eine propädeutische. Die Versammlung ist mit dieser Thesis durchaus einverstanden.

Ahrens: Mit dieser Thesis ist ein gewisser Abschnitt in der Erörterung dieser Frage erreicht. Die fünf Thesen sollen den Grund und Boden legen. Es fragt sich zunächst weiter: wie soll der griechische Unterricht gegeben werden? Aber zu dieser Erörterung reicht wohl unsere Zeit nicht aus. Deshalb ist es wünschenswerth zu einer Behandlung der beiden andern aufgestellten Aufgaben überzugehen. Auf den allgemeinen Wunsch der Versammlung und die besonderen Bitten von Geffers und Münscher entschliesst sich Ahrens fortzufahren.

6. Thesis: Die oben bezeichnete griechische Schullitteratur zerfällt in zwei wesentlich getrennte Massen: a) die ältere und, mit Ausnahme des halb-dichterischen Herodot, poetische; b) die jüngere durchaus prosaische und attische.

Der ersten Masse der Litteratur und ihrer Sprache muss vom Schulunterrichte eine gleich gründliche Sorgfalt gewidmet werden wie der zweiten.

Insbesondere ist es von Wichtigkeit, dass der Schüler mit den homerischen Gedichten und ihrer Sprache möglichst vertraut werde.

Ahrens gibt zwar schon in dieser Sitzung eine genaue Motivirung, an die sich auch eine kurze Debatte anknüpft, weil Münscher sofort den letzten Kern der Frage, den Beginn des Unterrichts mit Homer, entwickelt haben will, auch über Krüger's Ansichten von dem

Atticismus eine Differenz mit Rost auszugleichen ist. *Rost* mahnt auch mit der Erörterung fortzufahren, da sich dieselbe immer mehr dem praktischen Felde nähere und die Versammlung mit ihren früheren Verhandlungen das Unglück gehabt habe, dass nichts herausgekommen sei. *Gravenhorst* wünscht alle übrigen Thesen in ihrem Zusammenhange zur Debatte gebracht zu sehen, wogegen sich Ahrens um der Klarheit willen erklärt. *Geffers* wünscht wegen der Kürze der Zeit nur die Hauptpuncte hingestellt und diese scharf in's Auge gefasst; wogegen *Ahrens* dringend bittet die Sache nicht über das Knie zu brechen.

Vierte Sitzung am 2. October.

Nachdem der Vorsitzende ermahnt, dass sich Jeder möglichster Kürze befleissige, fordert er Ahrens auf, die übrigen Thesen im Ganzen vorzutragen.

Ahrens: In der sechsten Thesis habe er zwei seines früheren Entwurfs zusammengezogen. Die siebente lautet:

7. Die Beschäftigung mit der griechischen Litteratur kann (abgesehen von etwaigen vorbereitenden Uebungen) naturgemäss mit keinem andern Schriftsteller als Homer begonnen werden.

8. Dem entsprechend hat auch der Elementar-Unterricht zunächst nicht die attische, sondern die homerische Formenlehre in's Auge zu fassen.

Er sei der Sache scharf auf den Leib gegangen, jedoch nicht weiter vorgeschritten. Ist der angegebene Weg zweckmässig, dann werde man fragen müssen, wie ist er zu gehen? Dazu müsste er am Ende sein eigenes Buch empfehlen. Deshalb habe er es für angemessen erachtet hierbei einen Abschnitt zu machen.

Die Erörterung geht zunächst zur sechsten Thesis zurück, deren ersten Satz *Ahrens* genau motivirt. Er erkenne zwei wesentlich geschiedene Massen der griechischen Schullitteratur. Eine bedeutende Kluft zwischen diesen beiden Theilen ist durch den peloponnesischen Krieg gebildet, wo zugleich durch den Einfluss der Sophistik die ganze geistige Richtung nachtheilig afficirt wurde. Die ältere Masse gehöre der Zeit vor dem peloponnesischen Kriege an; Homer, die Lyriker, Tragiker, also das Poetische: auch Herodot, der nach Inhalt und Darstellung ein epischer Dichter in Prosa ist. Zu der jüngeren Masse gehören Thukydides, Plato, Xenophon, Demosthenes, die alle dem vierten Jahrhundert angehören, alle echte Prosaiker und zugleich Attiker sind. Erhebliche Unterschiede zwischen beiden Massen fallen in die Augen. Hier ist alles prosaisch, dort poetisch; hier ist reine attische Prosa, dort grosse Mannichfaltigkeit in der epischen, der lyrischen Sprache mit ihren künstlichen Dialekten, endlich in der poetischen Sprache der Tragiker, die bedeutende Elemente der epischen und der älteren Sprache enthält, aber nicht attisch ist: hier also Einheit des Dialekts, dort Mannichfaltigkeit: hier jüngere, dort ältere Sprache: hier herrscht der Verstand, die Speculation vor, dort die Phantasie, das Gefühl. Warum lege ich einen Werth auf diese Trennung? Das wird sofort klar durch einen Blick auf die lateinische Schullittera-

tur. Diese umfasst einen viel geringeren Zeitraum, selbst von Plautus an bis Tacitus sind höchstens 300 Jahre, die griechische erstreckt sich über mindestens 650 Jahre. In der lateinischen Litteratur sind keine Dialekte, sondern die einzige römische Sprache, und in dieser kaum ein Gegensatz von älterer und jüngerer, der überhaupt nicht sehr gross ist. Es ist ferner kein Gegensatz zwischen prosaischer und poetischer Litteratur; die erstere ist das Wesentliche, denn der Charakter des Volks ist ein prosaischer, praktischer; Poesie ist nur schöner Zierrath. In der Prosa bildet wieder *ein* Schriftsteller den Mittelpunct. Dieses Verhältniss verlangt natürlich auch eine ganz andere Art der Behandlung.

Beide Massen der griechischen Litteratur sind also getrennt: beide müssen mit gleicher Gründlichkeit behandelt werden. Dies sei in ältern Zeiten nicht geschehen, geschehe auch jetzt nicht. Sonst kannte man nur die prosaische Litteratur, man lernte Griechisch, um Schreiben und Sprechen zu lernen; auf die Dichter verwendete man geringere Sorgfalt. In neueren Zeiten ist die Ansicht verbreitet, dass die attische Litteratur und Prosa vorzugsweise den Gegenstand des Unterrichts bilden müsse, ja man hat, wie den Cicero, Xenophon als Normalschriftsteller aufgestellt, weil er das reinste Attisch geschrieben habe (was beiläufig nicht richtig ist). Die ganze Schuleinrichtung bestätige dies, in der ²/₃ der Zeit für die Prosa ¹/₃ für die Poesie bestimmt werde. Wir sind nun in der Lage beide Massen gleich gründlich betreiben zu können und müssen es auch thun.

Dass eine genaue Bekanntschaft mit Homer und der homerischen Sprache die Grundlage sei, das werde wohl keinen Widerspruch finden, indessen beschäftige man sich damit nicht soviel als er für nothwendig erachte. Wenn es übrigens heisst, dass sich die Beschäftigung mit der griechischen Litteratur auf die obengenannten Schriftsteller beziehen solle, so heisst das nicht, dass wir vorher kein anderes Griechisch treiben dürfen. Die Lectüre eines Elementarbuches ist noch keine Beschäftigung mit griechischer Litteratur.

Geffers macht den Vorschlag die einzelnen Puncte in der Ordnung zu behandeln, in welcher sie von dem Proponenten aufgestellt sind, also zuerst die Forderung gleich gründlicher Behandlung beider Theile der Schullitteratur.

Rost: Ihm sei es zweifelhaft, ob Ahrens etwas Neues beabsichtige oder nur das auch bisher Beobachtete mit Schärfe und principgemäss darlege. Handele es sich um eine frühzeitige Lectüre des Homer, so sei das nicht neu: schon jetzt würden die Schüler zur rechten Zeit und in dem rechten Umfange in den Homer eingeführt. In Gotha beginne der Unterricht in der vierten Klasse von oben mit Einübung der Formenlehre an kurzen Sätzen; in der 3. Klasse seien 3 Stunden für die Lectüre der Odyssee bestimmt, auf die in der 2. Klasse mit einem zweijährigen Cursus die Ilias folge. Die homerische Sprachform als Grundlage der griechischen Formenlehre zu nehmen, das sei vollkommen neu, werde sich aber praktisch schwerlich bewähren. Bei besonderer Thätigkeit der Lehrer und bei guten Köpfen der Schüler sind gute Erfolge möglich; Ahrens werde es erreichen. Wollten wir es probiren, so dürfte es wohl nur Wenigen gelingen. Die Simplicität der attischen Formen ist dem Schüler zugänglicher, die Mannichfaltigkeit der homerischen erschwert die Sache.

Münscher (Marburg): Er für seine Person sei für die bisherige Praxis, aber er wolle

wohl etwas für Ahrens sagen. Wie in historischer Entwickelung bei den Griechen sich die Sache gemacht, so solle es auch dem Schüler vorgeführt werden, die Schüler sollen eben so durch die griechische Litteratur und Sprache geführt werden, wie der liebe Gott das griechische Volk geführt hat. Zunächst wünsche er nur eine kurze Antwort, ob sich dieses zunächst nur auf die Entwickelung der Ideen oder auch auf die Formen in ihrer genetischen Entwickelung beziehen solle.

Ahrens: Er müsse in seinem und im Interesse der Sache dringend wünschen, dass die Reihenfolge festgehalten werde. Rost habe bereits vorgegriffen. Auf Münscher's Frage wolle er nur sagen, dass der historische Gang gar nicht beobachtet werden soll. Das würde ebenso verkehrt sein, als wenn man das Lateinische mit Plautus anfangen wollte.

Classen geht auf den eigentlichen Gegenstand tiefer ein. Ihm erscheint die Theilung der Litteratur in zwei Massen höchst bedenklich; zwischen den Tragikern und Homer ist ein grösserer Abstand als zwischen den Tragikern und der prosaischen Litteratur. Nicht der peloponnesische Krieg ist der Entscheidungspunct, sondern die Perserkriege, seit denen das geistige Leben in Athen sich zusammendrängt und alle Strahlen des griechischen Geistes sich concentriren. Der peloponnesische Krieg ist eine Zeit der Krisis, die natürlich Gutes und Böses zu Tage fördert. Platon und Demosthenes gehören zu den edelsten und schönsten Erscheinungen in der Entwickelung Griechenlands; zwischen Platon und Sophokles ist ein inniger Zusammenhang. Die innere Harmonie der Form ist das Band zwischen der prosaischen und poetischen Litteratur. Wie ein glänzender Hintergrund steht Homer da; seine Gedichte in steter Geläufigkeit zu erhalten, darin sind wir einig. Die Odyssee ganz, die Ilias zum grössten Theile gelesen zu sehen, dahin muss unser Streben gehen. Einen andern Dialekt als den attischen bei der Erlernung der Sprache zu Grunde zu legen ist schon darum bedenklich, weil $^2/_3$ der Litteratur in attischer Sprache geschrieben ist. Eine Entscheidung der Controvers ist nur von der Erfahrung zu erwarten, und zwar von einem Lehrer, der beide Wege eine Reihe von Jahren hindurch verfolgt hat. Die zweite Thesis gebe nur ein schönes Ideal in einem Ziele, das wir absolut doch nicht erreichen.

Geffers: Der Widerspruch gegen die vorgenommene Theilung der Litteratur scheine ihm weniger begründet. Homer sei der Mittelpunct, ihm sei besonderer Fleiss zu widmen, aber mit ihm stünden auch die Tragiker im engsten Zusammenhange. Deshalb erscheine ihm die Theilung nicht so schroff.

Ahrens: Mit Classen stehe er gar nicht im Widerspruche. Dass aber seine Scheidung in Poesie und Prosa nicht die natürlichste sei, davon sei er noch nicht überzeugt. Zunächst biete sich die Frage nach der Sprache dar. Es sei eine sehr verbreitete Meinung, dass die Tragiker attisch geschrieben haben, und dass die attische Prosa auch die Sprache der Tragiker lehre. Das ist ein Irrthum. Der grosse Unterschied ist besonders in Krügers Grammatik hervorgetreten. Die Scheidung ist jedenfalls da, mag man sie auch für mehr oder weniger bedeutend halten. Eine Brücke stelle er gar nicht in Abrede, denn Euripides stehe im Geiste und auch in der Sprache halb auf der andern Seite. Bisher hat

das attisch prosaische Element im Unterrichte das Uebergewicht gehabt; warum hat man für die andere Seite nicht dasselbe gethan? Ungerecht sei seine Forderung nicht.

Münscher erinnert, dass auf seine Frage nicht geantwortet sei; er müsse also annehmen, dass sie bejaht werde. *Ahrens* hat dieselbe ganz allgemein verstanden und darum auch so geantwortet; in Bezug auf das Griechische will er sich die Begründung aufsparen.

Münscher: Der gemachte Vorschlag hat eine schöne Seite, kann aber aus principiellen Gründen nicht angenommen werden. Wollen wir den griechischen Sprachunterricht nach Ahrens Ansicht ordnen, um besser in die griechischen Ideen einzuführen, so können wir wohl mit Homer anfangen, aber es geht nicht weiter, sobald wir zu den Lyrikern kommen. Selbst im Homer kann das Schönste nicht in Tertia absolvirt werden, das geht erst in der Prima. Sodann soll der Gang der Sprachentwickelung festgehalten werden. Das ist sehr schön und ausserordentlich bildend, aber grosse Bedenken stehen dem Verfahren entgegen. Es würde dann die Sprache bei den Schülern in flüssigem Zustande bleiben und Festigkeit in den Formen nicht erreicht werden. Man braucht nur daran zu denken, dasselbe z. B. auf dem Gebiete des Lateinischen und Französischen versuchen zu wollen, und wird die Unzuträglichkeit leicht einsehen. Was auf dem Gebiete der Wissenschaft vortrefflich ist, geht nicht sofort auch in der Schulpraxis. Indessen wird hier das deutsche Sprachgebiet einen Ausweg darbieten, auf dem man den historischen Gang auch in der Schule verfolgen kann.

Ahrens: Auf solche Ansichten und Behauptungen könne er sich noch nicht einlassen, da es sich zunächst nur um die Behauptung handle, dass beide Massen der Litteratur gleich gründlich behandelt werden müssten, und um die grösste Vertrautheit mit Homer.

Geffers: Im Allgemeinen werde der Ansicht beigestimmt; darüber sei wohl keine Meinungsverschiedenheit. Aber der Punct sei verfänglich. Wegen der Consequenzen werde er die Frage mit Nein beantworten; denn dann müsse ja die homerische Sprache eben so wie die attische in der Schule eingeübt werden, und das halte er weder für nützlich noch für das Verständniss des Homer für nöthig.

Ahrens protestirt gegen den Verdacht, dass er die Versammlung captiviren oder gar eine versteckte List anwenden wolle; was aber Geffers auch gar nicht eingefallen ist zu sagen. Ist mein Satz richtig, replicirt Ahrens, so muss er bejaht werden: auf die Consequenzen dürfen wir nicht eingehen, noch weniger darnach das Urtheil abgeben wollen.

G. Curtius kehrt von dieser Abschweifung zu dem Wesentlichen der Hauptfrage zurück. Die Scheidung der zwei Massen könne er nicht nach dem Proponenten auffassen; wir müssten vielmehr das Gemeinschaftliche der beiden Hälften festhalten. Das Attische ist offenbar überwiegend; im Attischen wird auch das Homerische gelernt, wie umgekehrt im Homerischen das Attische. Die Schreib- und andern Uebungen kommen beiden Dialekten zu Gute.

Ahrens: Der gemeinschaftliche Mittelpunct griechischer Litteratur ist an einer andern Stelle zu suchen. Der Quell des Geistes dieser Litteratur, der Schlüssel für alle

Zweige derselben ist nicht im Attischen zu finden. Dies ist nur eine einseitige Aeusserung desselben. In der vollsten Vielseitigkeit finde er dies nur im Homer, der der gemeinsame Schatz des ganzen hellenischen Volkes sei. Ganz richtig sei, dass aus Homer Attisches gelernt werde. Das spreche ja gerade für seine Ansicht. Warum machen wir es nicht so?

Geffers: Kaum lässt sich noch etwas Neues über den Gegenstand sagen. Die Gemeinschaft lasse sich nicht verkennen; es könne wohl zur Abstimmung geschritten werden.

Da schlägt *Classen* vor im zweiten Alinea zu setzen „Allen Theilen der Schullitteratur — muss u. s. w." und *Eckstein* empfiehlt diesen Verbesserungsantrag, weil er ihm wenigstens eine grosse Beruhigung gewähre. So gern er es sehe, wenn er der Ahrensschen Forderung entsprechen könnte, so halte er doch die Ausführung in der Schule für eine Unmöglichkeit: gleich gründliche Sorgfalt auf beide Theile verwenden könne er nicht.

Wittich meint, der Widerspruch gegen Ahrens rühre nur daher, dass dieser die Kenntniss des homerischen Dialekts der bisherigen Schulpraxis substituiren und dieselbe vorausgehen lassen wolle. Vielleicht sei auf der Seite der Gegner nur ein Missverständniss. Ahrens habe ja ein Elementarbuch mit einzelnen Sätzen vor jener Praxis zugestanden (*Ahrens* bestreitet, dass dies seine Ansicht sei; nach der Fassung der Thesis würde es allerdings erlaubt sein) und dann bleibe man bei der bisherigen Praxis, sofern nur der poetischen Lectüre gleich viele Stunden zugestanden würden.

Ahrens: Die Schwierigkeit liegt in den Worten „eine gleich gründliche Sorgfalt." Eckstein halte das nicht für möglich und habe sein Bedenken darin ganz kurz ausgesprochen. Stillschweigend verstehe sich dabei, soweit dies eben möglich ist. Aber auch das sei nicht geschehen, neuerdings sogar weniger als in früherer Zeit. Wir legen grossen Werth auf griechische Scripta und das mit Recht für die Befestigung in der Formenlehre. Für die dichterische Sprache thun wir aber nichts; da wird die Production gar nicht geübt. Sonst habe man Verse gemacht, natürlich in der Sprache des Homer; das erscheine ihm als ein wichtiges Förderungsmittel.

Geffers führt den Schluss der Debatte über diesen Punct herbei und die Majorität genehmigt das zweite Alinea in der Fassung: Allen Theilen der oben bezeichneten griechischen Schullitteratur und ihrer Sprache muss vom Schulunterrichte eine gleich gründliche Sorgfalt gewidmet werden.

Münscher verlangt sofort eine Discussion der Frage, ob der griechische Unterricht mit dem homerischen Dialekte und der Lectüre des Homer begonnen werden solle, und beantragt eine Erklärung, dass dies sich mit der Aufgabe der Schule nicht vertrage, dass es principiell für dieselbe nicht geeignet sei.

Ahrens, der sich anfangs weigert ferner als Referent zu fungiren, will doch nicht eigensinnig erscheinen und fährt in der Begründung fort. Münscher's Ansicht fusse darauf, dass er einen historischen Gang (Homer, Pindar, Tragiker u. s. w.) wolle eintreten lassen; daran habe er nicht denken können noch wollen. Den historischen Gang streng inne halten zu wollen ist nicht möglich. Von Homer lässt sich die Litteratur wegen der

grossen Schwierigkeit nicht weiter verfolgen. Beide Theile der Litteratur müssen nebeneinander getrieben werden und die Endpuncte von beiden fallen in die oberste Classe. Da ihn Classen an die schwankenden Formen der homerischen Sprache erinnert, so geht er sofort darauf ein die daraus befürchteten Gefahren zu beleuchten. Im Griechischen muss der Schüler verschiedene Formen und Dialekte kennen lernen; das ist gar nicht zu vermeiden, auch kein Unglück. Fangen wir nun mit einem andern Dialekte an und gehen dann zur attischen Prosa über, so ist es gerade sehr förderlich, wenn die Schüler immer den Gegensatz auffassen; die Formen prägen sich viel fester ein. Das habe sich ihm durch die Erfahrung bestätigt. Wie beim deutschen Unterrichte der historische Gang der Sprache gezeigt werden solle begreife er nicht; man müsste denn in Hessen in III. Gothisch, in II. Althochdeutsch, in I. Mittelhochdeutsch treiben. (*Münscher* berichtigt, dass dies Alles blos in der Prima gemacht werde.) Dann wird der Gang allerdings sehr rasch gemacht, und dennoch macht der Schüler keine historische Entwickelnng durch, weil er sein Neuhochdeutsch zu jenem Unterrichte bereits mitbringt. Im Deutschen seien vier Perioden zu unterscheiden, im Griechischen nur zwei, die ältere und jüngere Sprache, die homerische mit ihren Abzweigungen und die attische Prosa im vierten Jahrhundert. Darnach ist es also hier viel leichter eine Idee der Sprachentwickelung zu geben. Man muss in der Schule nicht nach reinen Theorien gehen, sondern auf die historischen Verhältnisse Rücksicht nehmen. Im Griechischen haben wir nun bereits die historische Entwickelung in der Schule, weil Homer und die Attiker nothwendige Schriftsteller sind; warum wollen wir also nicht den historischen Gang verfolgen? Ursprünglich war das Griechische auch zum Gebrauche bestimmt, sowohl Schreiben als Sprechen wurde erzielt, wie bei der Analogie des Lateinischen ganz natürlich war, das sich als halb-lebendig immer erhalten hatte. Aber eben so war es auch mit dem Griechischen in dem Byzantinischen Reiche, und bei der *κοινή* ist es im Wesentlichen geblieben.

Classen verweist nochmals auf die vielen verschiedenen Formen des homerischen Dialekts, die aber Ahrens in so grosser Ausdehnung nicht zugibt, weil sie naturgemäss aus einander entstanden sind. Im Atticismus gebe es auch Doppelformen und wir gehen selbst künstlich auf contrahirte und nicht contrahirte Formen zurück. Es komme nur darauf an die Formenlehre ordentlich zu dociren.

Münscher will sich für die neuere Theorie bedanken und lieber die historische Entwickelung an dem Deutschen festhalten. Das Schwanken bringe Gefahr; mit etwas Festem und Bleibendem müsse begonnen werden.

Wolff meint, dass auch bei dem jetzigen Verfahren die historische Entwickelung nicht abgeschnitten werde; denn der Schüler lerne dieselbe freilich später, aber auch auf einem bequemeren und sicherern Wege.

Geffers: Was Ahrens über die Tradition des griechischen Unterrichts gesagt hat ist falsch. Der Grund des bisherigen Verfahrens liegt in der Bedeutung der attischen Litteratur, die keine einseitige, sondern die eigentliche Blüthe ist. Durch einen sichern natürlichen Tact geleitet hat man den bisherigen Gang bei dem Unterrichte eingeschlagen.

Doch die Zeit drängte zum Schlusse. Vor der Abstimmung trägt Ahrens an auf eine Erklärung, dahin lautend, dass die Sache noch nicht genügend durchgesprochen sei, und darum auch noch kein Urtheil abgegeben werden könne. Die Abstimmung über diesen präjudiciellen Antrag war zweifelhaft; bei der Zählung ergaben sich 22 Stimmen dafür und 21 dagegen, welche die Sache als bekannt genug durch die Schriften von Ahrens betrachteten. Nach diesem Resultate war es auch nicht räthlich über die sechste Thesis im Ganzen abzustimmen.

Geffers ergreift zum Schlusse das Wort: Gern hätte er die Erörterung noch weiter geführt, aber die Zeit sei abgelaufen. Aber auch so wolle er seine Freude über die Besprechung dieses Gegenstandes aussprechen und darin eine grosse Befriedigung finden, weil ja gerade der griechische Unterricht vielfache Angriffe erfahren habe. Wir müssen das Palladium, das wir in ihm besitzen, festhalten und ihn immer eifriger betreiben. Ahrens gebühre besonderer Dank, denn sein Vortrag werde einen grossen Einfluss auf die Verbesserung und Belebung dieses Unterrichts ausüben. Der Versammlung sage er herzlichen Dank für die Nachsicht, welche sie seiner Leitung habe angedeihen lassen, und er schliesse dieselbe mit dem Wunsche, dass wir uns alle im nächsten Jahre zu Altenburg wieder zusammentreffen mögen.

Auf Classens Antrag erhebt sich die Versammlung, um dem Präsidenten und dem Secretär für ihre Mühwaltung ihre Anerkennung zu bezeugen.

Verzeichniss der Mitglieder der pädagogischen Section.

1. Dr. Alex. Wittich aus Eisenach.
2. Dr. Rost, Oberschulrath aus Gotha.
3. Director Dr. Krüger aus Braunschweig.
4. Professor Dr. Horrmann aus Detmold.
5. Conrector Hausdörffer aus Eutin.
6. Oberlehrer Dr. Lange aus Blankenburg.
7. Director Dr. Schweckendieck aus Emden.
8. Subconrector Vollbrecht aus Clausthal.
9. Gymn.-Lehrer H. Brock aus Hannover.
10. Gymn.-Lehrer Dr. Lahmeyer aus Hannover.
11. Gymn.-Lehrer A. Ebeling aus Hannover.
12. Dr. H. A. Koch aus Berlin.
13. Professor Dr. Lothholz aus Weimar.
14. Dr. Chr. Jessen aus Holstein.
15. Director Dr. Ahrens aus Hannover.
16. Professor J. Classen aus Lübeck.
17. Dr. H. Keil aus Halle.
18. Gymn.-Lehrer H. Guthe aus Hannover.
19. Oberschulrath Kohlrausch aus Hannover.
20. Gymn.-Lehrer Fleckeisen aus Dresden.
21. Lehrer L. Ruprecht aus Northeim.
22. Candidat Dr. Hollander aus Hamburg.
23. Rector Gieren aus Northeim.
24. Gymn.-Lehrer Dr. Wolff aus Berlin.
25. Collabor. Bruno aus Harburg.
26. Rector Heins aus Münden.
27. Conrector Heller aus Münden.
28. Oberlehrer Dr. Dryander aus Halle.
29. Director W. Münscher aus Hersfeld.
30. Lehrer Schmeding aus Oldenburg.
31. Schulamtscandidat Lion aus Hildesheim.
32. Collaborator Richard aus Osterode.
33. Dr. Precht aus Bremen.
34. Cand. phil. Volbehr aus Kiel.
35. Dr. Lattmann aus Göttingen.
36. Dr. jur. Aegidi, Privatdocent in Göttingen.

37. Schulamtscandidat Schimmelpfeng aus Cassel.
38. Collaborator Müller aus Göttingen.
39. Professor Muhlert aus Clausthal.
40. Cand. theol. Köhler aus Göttingen.
41. Gymn.-Lehrer Runge aus Hildesheim.
42. Gymn.-Lehrer Schmidt aus Göttingen.
43. Conrector Bartelmann aus Oldenburg.
44. Dr. Hummel aus Göttingen.
45. Dr. Muhlert aus Göttingen.
46. Rector Schambach aus Eimbeck.
47. Rector Halm aus München.
48. Professor Gravenhorst aus Hildesheim.
49. Conrector Dr. König aus Jever.
50. Director Dr. Lübker aus Parchim.
51. Dr. Grotefend aus Hannover.
52. Professor Dr. Rein aus Eisenach.
53. Conrector Schöning aus Göttingen.
54. Geh.-Reg.-Rath Dr. Wiese aus Berlin.
55. Director Dr. Wex aus Schwerin.
56. Professor Dr. Haase aus Breslau.
57. Professor Dr. Curtius aus Prag.
58. Schulamtscandidat Meyer aus Göttingen.
59. Professor Dr. Scheibe aus Neustrelitz.
60. Dr. Jul. Wieseler aus Hildesheim.
61. Prof. Dr. Steinhart aus Schulpforte.
62. Director Dr. Münscher aus Marburg.
63. Professor Dr. Ullrich aus Hamburg.
64. Director Dr. Kraft aus Hamburg.
65. Domherr Director Dr. Blume aus Wesel.
66. Director Dr. Geffers aus Göttingen.
67. Director Dr. Eckstein aus Halle.

VI.

Auszug aus dem protokollarischen Berichte

über die

Generalversammlung

der

deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Erste Sitzung.

Der Präsident, Prof. Dr. *v. Ewald*, eröffnete die Versammlung mit einer jetzt in der Zeitschrift der Gesellschaft B. VII, S. 1 ff. abgedruckten Rede, worauf zur Wahl des Büreau's geschritten wurde. Auf den Vorschlag des Präsidenten wurden Prof. Dr. *Bertheau* zum Vice-Präsidenten, Prof. Dr. *Wüstenfeld* und Cand. *Blau* zu Schriftführern durch Acclamation bestimmt. Prof. *Flügel* überreichte ein Schreiben der Mechitaristen-Congregation in Wien, worin dieselbe gegen den Austausch unserer Zeitschrift die Ueberreichung einer Anzahl ihrer Publicationen und fortwährende Mittheilung ihrer Zeitschriften anbietet. Dieses Erbieten wurde dankbar angenommen und das Secretariat mit der Beantwortung beauftragt.

In die Commission zur Prüfung der Rechnungen und der darauf bezüglichen Monita wurden der Präsident, der Vice-Präsident und Dr. *Olshausen* gewählt. Hierauf wurden die Geschäftsberichte erstattet: zuerst der des Secretariats von Dr. *Arnold*, eine Zusammenstellung der in den „Nachrichten über Angelegenheiten der D. M. G.“ gemachten Mittheilungen enthaltend, dann der Redactionsbericht des Prof. *Anger* und der Bibliotheksbericht, welcher für den abwesenden Bibliothekar Prof. *Rödiger* durch Cand. *Blau* erstattet wurde.

Mit Feststellung der Tagesordnung für den nächsten Tag wurde 12½ Uhr die erste Sitzung geschlossen.

Zweite Sitzung.

Bevor zur Tagesordnung übergegangen wurde, machte der Präsident den Vorschlag,

den Herrn Schulrath Dr. *G. Fr. Grotefend*, welcher in diesem Monate vor 50 Jahren die ersten Versuche seiner Entzifferung der Persepolitanischen Keilschrift der hiesigen K. Gesellschaft der Wissenschaften vorgelegt hatte, durch eine Adresse zu begrüssen. Dieser Vorschlag wurde mit allgemeiner Zustimmung aufgenommen und beschlossen, dass dieselbe nach dem vom Präsidenten gemachten und in der Versammlung berathenen Entwurfe gedruckt, in der morgenden Sitzung überreicht und in einer hinreichenden Anzahl von Exemplaren der allgemeinen Versammlung mitgetheilt werden sollte. Der Tagesordnung gemäss folgten jetzt die Vorträge des Präsidenten: „Ueber die Entzifferung der Neukarthagischen Inschriften," des Prof. *Wüstenfeld:* „Ueber Hâschim und Abd-el-Muttalib, die Vorfahren Muhammed's, und über den Ursprung des Familienhasses zwischen den Abbasiden und Omajjaden," und des Prof. *Stähelin:* „Beiträge zu den Untersuchungen über die Chronik, Esra und Nehemia". Mit Vorlesung der auf die morgende Tagesordnung gesetzten Anträge von *Arnold*, *Blau*, *Weber*, und eines Gesuches des Cassirers wurde die Sitzung um $11^{3}/_{4}$ Uhr geschlossen.

Dritte Sitzung.

Der Tagesordnung gemäss wurde zuerst der in der vorjährigen Versammlung angekündigte Antrag des Dr. *Arnold*, die Abänderung des Zusatzes der Berliner Generalversammlung zu § 5. der Statuten betreffend, zur Discussion gebracht und nach einer Debatte, an welcher sich ausser dem Antragsteller die Herren *Olshausen*, *Schleiermacher*, *Anger*, *Fleischer*, und der Vice-Präsident betheiligten, in der von letzterem vorgeschlagenen Fassung angenommen, so dass der zweite Zusatz zu § 5. der Statuten nunmehr wie folgt lautet:

„Beschlüsse, welche statutarische Bestimmungen ändern, können nur in regelmässig zusammenberufener allgemeiner Versammlung gefasst werden, nachdem die Aenderung in der vorhergehenden regelmässigen allgem. Versammlung beantragt war oder der Antrag auf Veränderung in dem zuletzt vor dem 1. August versandten Hefte der Zeitschrift bekannt gemacht ist. Ist der Antrag auf Veränderung in letzterer Weise bekannt gemacht, so muss die Versammlung sich über die Vorfrage entscheiden, ob Berathung des Antrags und Beschlussfassung gleich vorgenommen oder der regelmässigen Versammlung des folgenden Jahres vorbehalten bleiben soll".

Die nun eröffnete Debatte über den Antrag von *Blau* wurde durch die Ankunft des Schulraths *Grotefend* unterbrochen, welchem der Präsident unter feierlicher Ansprache die gestern beschlossene Adresse überreichte, worauf der Gefeierte herzliche Worte des Dankes erwiederte. Es wurde sodann die angefangene Debatte fortgesetzt. Hr. *Blau* hatte beantragt:

„Die Versammlung wolle einen Wunsch nach Erweiterung der Zeitschrift der D. M. G. dahin zu erkennen geben, dass der bisher für die Gesellschaftsnachrichten und Bibliotheksverzeichnisse benutzte Raum dem wissenschaftlichen Theile der Zeitschrift zu Gute

komme, jene Nachrichten und Verzeichnisse aber als besondere Beigaben der Zeitschrift den Mitgliedern zugestellt werden".

Die Versammlung beschloss nach längerer Debatte, dieses dem Vorstande dringend zur Erwägung zu empfehlen. Hierauf kam der von Dr. *Weber* in der Erlanger Versammlung angekündigte Antrag zur Discussion. Prof. *Fleischer* bevorwortete aus einer schriftlichen Mittheilung des Dr. *Weber*, dass derselbe seinen Antrag in der zu Erlangen gegebenen Fassung fallen lasse und nur den eine Entschädigung der Geschäftsführer betreffenden Punct festhalte. Der Antrag selbst in seiner modificirten Fassung lautet so:

„Als eine Vergütung für die aufzuwendende Zeit und Mühe erhält der geschäftsführende engere Vorstand jährlich aus der Gesellschaftscasse 200 Thlr., deren Vertheilung dem jedesmaligen Uebereinkommen seiner Mitglieder überlassen bleibt."

Die Berechtigung, über den so veränderten Antrag jetzt schon Beschluss zu fassen, wurde nach Maassgabe der 1. Berliner Resolution beanstandet, nach längerer Debatte jedoch ein von *Blau* zu dem ursprünglichen Antrage gestelltes Amendement zugelassen und genehmigt, nach welchem in § 8. der Statuten statt der Worte: „Die Mitglieder des Vorstandes" bis „Kraftaufwandes" und: „Nur für die Redaction der Zeitschrift" bis „als Honorar gezahlt" gesetzt werden soll:

„Dem geschäftsleitenden Vorstande wird eine jährliche Summe von 200 Thlr. als Vergütung ausgeworfen."

Hieran schloss sich ein durch Prof. *Fleischer* eingebrachtes Gesuch des Cassirers, ihm eine jährliche Zulage von 10 Thlr. zu seinem Gehalte zu gewähren, was als billig erkannt und dem Vorstande zur Berücksichtigung empfohlen wurde. Ebenso erkannte die Versammlung einen Antrag des Präsidenten auf Unterstützung der Herausgabe des Aethiopischen Pentateuchs von Dillmann, falls eine solche nöthig werden sollte, als zweckmässig und wünschenswerth an, und ermächtigte den Antragsteller, dem Herausgeber und Verleger dies mitzutheilen und sie aufzufordern, seiner Zeit dem Vorstande die nöthigen Vorlagen zu machen.

Dr. *Olshausen* schlug hierauf vor, zur Wahl des Vorstandes überzugehen, bei welcher Gelegenheit Dr. *Arnold* für die nächste Versammlung folgenden Antrag ankündigte:

„Die Gesellschaft wolle als Zusatz zu §. 7. der Statuten beschliessen: dass die Hrn. Proff. Fleischer und Rödiger auf ihre Lebenszeit zu beständigen Ehrensecretären der Gesellschaft ernannt und ihnen als solchen die Rechte der übrigen Vorstandsmitglieder eingeräumt werden."

Nach einigen die Sachlage betreffenden Vorbemerkungen des Prof. *Fleischer* wurde zur Wahl geschritten. Es traten diesmal gesetzlich aus die vier Geschäftsführer *Fleischer*, *Rödiger*, *Anger* und *Arnold*, von welchen Prof. *Fleischer* zugleich im Namen des Prof. *Rödiger* erklärte, eine etwaige Wiederwahl jetzt nicht annehmen zu können. In Folge davon wurden von 19 Stimmgebern in den geschäftsleitenden Vorstand gewählt: *Arnold* und *Haarbrücker* mit je 19 Stimmen, *Anger* mit 18, *Blau* mit 17 Stimmen. Die übrigen Stimmen erhielten *Tuch* und *Jellinek*, je 1 Stimme. Die neugewählten gegenwärtigen

Mitglieder erklärten sich zur Annahme der Wahl bereit, und es besteht somit der Gesammt-Vorstand aus den Herren:

gewählt in Berlin 1850	in Erlangen 1851	in Göttingen 1852
Flügel.	Brockhaus.	Anger.
Hupfeld.	v. d. Gabelentz.	Arnold.
Reuss.	Hoffmann.	Blau.
Wüstenfeld.		Haarbrücker.

Nach Abwickelung dieser Geschäftsangelegenheiten folgten noch die Vorträge von Prof. *Flügel:* „Ueber arabische und persische vorzüglich in der Mystik u. s. w. vorkommende Wortabkürzungen," und von Prof. *Redslob* „über die Handelsverbindungen der westlichen Phönicier mit dem Zinn- und Bernsteinlande." Die Sitzung wurde um 12¾ Uhr geschlossen.

Vierte Sitzung.

An die Verlesung des Protokolls der vorigen Sitzung knüpfte der Präsident die von Seiten des Präsidiums der allgemeinen Versammlung brieflich eingegangene Mittheilung, dass als nächster Versammlungsort Altenburg gewählt sei. Die Versammlung stimmte dieser Wahl bei, ernannte auf Vorschlag des Präsidenten den Geh.-Rath *v. d. Gabelentz* zu ihrem nächstjährigen Präsidenten, und ersuchte den Präsidenten, dies dem Erwählten mitzutheilen. Hierauf folgte das Referat des Prof. *Anger* über die Monita der Cassenabrechnung der Gesellschaft, in Folge dessen dem Cassirer Décharge ertheilt wurde. Der gestrige Veränderungsvorschlag des Vicepräsidenten zu §. 5 der Statuten wurde noch einmal besprochen und beschlossen, statt des 1. August den 1. Juli als Termin festzusetzen. Den nach der Tagesordnung jetzt folgenden wissenschaftlichen Vorträgen wurde ein Bericht des Prof. *Robinson* über seine neueste Reise in Palästina, vorgetragen von Prof. *Fleischer,* vorausgeschickt. Der Letztere machte hierauf Mittheilungen aus einigen für die Zeitschrift aus Damascus und Beirut eingesandten Schriften, woran sich kurze Erörterungen über einzelne Puncte der Topographie, angeregt durch Prof. *Stähelin,* knüpften. Auch aus einem Briefe von Dr. *Sprenger* las Prof. *Fleischer* einiges auf arabische und persische Werke Bezügliche vor, deren Veröffentlichung nächstens bevorsteht. Es folgte der Vortrag des Vicepräsidenten über J. Grimms „Ursprung der Sprache." Der Präsident überreicht die zwei neuesten Schriften von Schulrath *Grotefend.* Zuletzt sprach Dr. *Olshausen* im Namen der Versammlung dem Präsidium den Dank für die umsichtige Leitung der Sitzungen aus. Mit einer Ansprache, welche das Bestehen und die Zukunft der D.-M.-G. zum Gegenstande hatte, schloss der Präsident um 11½ Uhr die diesjährige Generalversammlung.

Druck der Univ.-Buchdruckerei v. E. A. Huth in Göttingen.

VERHANDLUNGEN

DER VIERZEHNTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN, SCHULMÄNNER UND ORIENTALISTEN

IN

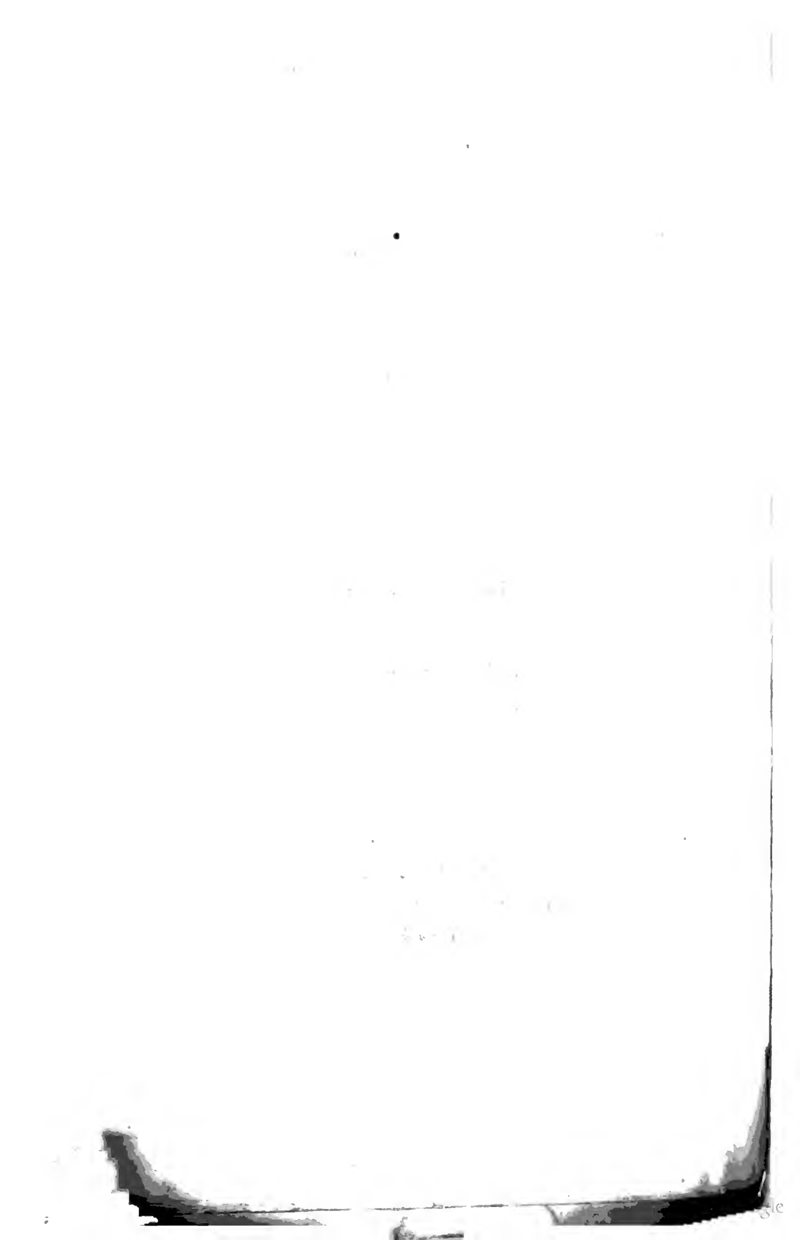
ALTENBURG

VOM 25. BIS 28. SEPTEMBER 1854.

ALTENBURG,

VERLAG VON H. A. PIERER.

1855.



Inhalt.



I.

Ursprüngliche und revidirte Statuten

des

Vereins deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten.

A. Nach der Göttinger Fassung vom 20. September 1837.

---

§. 1.

Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer philologischen Gesellschaft, welche zum Zwecke hat,

a) das Studium der Philologie in der Art zu befördern, dass es die Sprachen (Grammatik, Kritik, Metrik) und die Sachen (den in den schriftlichen und artistischen Denkmälern niedergelegten Inhalt) mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst,

b) die Methoden des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbringend zu machen, so wie den doctrinellen Widerstreit der Systeme und Richtungen auf den verschiedenen Stufen des öffentlichen Unterrichts nach Möglichkeit auszugleichen,

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren,

d) grössere philologische Unternehmungen, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer grösseren Anzahl in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig:

a) sich gegenseitig durch Rath und Mittheilung nach Möglichkeit zu unterstützen;

b) in einem schon bestehenden oder neuzubegründenden philologischen Journale Anzeigen und Beurtheilungen neu erschienener Schriften und Abhandlungen in dem oben bezeichneten Sinne niederzulegen;

c) in ihren umfassendern Arbeiten nach denselben Grundsätzen zu verfahren, und sie unter ihren Freunden nach Möglichkeit zu verbreiten;

d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen.

§. 3.

In jenen Versammlungen finden statt:

a) Mittheilungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) conversatorische Behandlung schwieriger Punkte im Gebiete der Philologie und der Methodik des Unterrichts;

d) zusammenhängende Vorträge, jedoch nur über Gegenstände, über welche die Gesellschaft die Ansicht eines ihrer Mitglieder zu hören im Voraus beschlossen, oder welche der jeweilige Vorstand genehmigt hat;

e) Berathungen über den Ort, die Zeit und den Vorstand der nächsten Vereinigung und über die Punkte, welche in ihr etwa zur besondern Berathung gebracht werden sollen.

§. 4.

Ein jeder Philolog kann der Gesellschaft als Mitglied beitreten, welcher dem Staate, dem er angehört, die nöthige Gewähr seiner Kenntnisse und Gesinnungen dadurch gibt, dass er an Gymnasien oder Universitäten lehrt, oder gelehrt hat, oder in einem andern öffentlichen Amte steht.

Auch Schulmänner, welche die übrigen Zweige des höheren öffentlichen Unterrichts, als Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie besorgen, sind eingeladen, an den Versammlungen Theil zu nehmen. Sie vertreten dort die von ihnen gelehrten Gegenstände.

Die Mitglieder des Vereins der Schulmänner des nördlichen Deutschlands sind eingeladen, sich auch dieser Vereinigung anzuschliessen.

§. 5.

Kein dem Vereine Beigetretener ist zu irgend einer Dauer seines Beitritts, noch zu irgend einer Leistung für die Gesellschaft verpflichtet. Jede Theilnahme ist eine freiwillige

§. 6.

Dem für den nächsten Zusammentritt bestimmten Vorstande liegt jedes Mal ob, für diesen Zusammentritt die Genehmigung derjenigen deutschen Regierung zu suchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

§. 7.

Für die erste Zusammenkunft wird Nürnberg und der Michaelistag des Jahres 1838 bestimmt.

B. Nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850.

§. 1.

Der Verein der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten hat den Zweck:

a) das Studium der Philologie in der Art zu fördern, dass es alle Theile derselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfasst;

b) die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;

c) die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im Wesentlichen Uebereinstimmung, so wie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren;

d) grössere philologische Unternehmungen, welche vereinigte Kräfte in Anspruch nehmen, zu befördern.

§. 2.

Zu diesem Zwecke versammelt sich derselbe jährlich einmal auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte.

§. 3.

In diesen Versammlungen finden Statt:

a) Mittheilungen und Besprechungen aller Art über neubegonnene und eingeleitete Unternehmungen und über neue Untersuchungen auf dem Gebiete der Philologie;

b) Berathungen über Arbeiten, welche zu unternehmen den Zwecken der Gesellschaft förderlich ist, und über die Mittel ihrer Ausführung;

c) zusammenhängende Vorträge und Besprechungen theils über den Inhalt dieser Vorträge, theils über ausgewählte Fragen und Aufgaben, welche einige Monate vor der Versammlung durch das erwählte Präsidium derselben bekannt gemacht werden;

d) Bestimmung des Ortes und des Vorstandes der nächsten Versammlung.

§. 4.

Jeder Philologe und Schulmann, welcher durch bestandene Prüfungen, durch ein öffentliches Amt oder durch litterarische Leistungen dem Vereine die nöthige Gewähr gibt, ist zur Mitgliedschaft berechtigt.

§. 5.

Der Verein hält dreierlei Versammlungen: 1) allgemeine philologische und 2) Sectionsversammlungen a) für die Behandlung pädagogisch-didactischer Gegenstände und b) Sectionsversammlungen der Orientalisten.

§. 6.

Dem Vereine steht ein Präsident und ein Vice-Präsident vor (§. 3.). Den Sectionsversammlungen bleibt die Wahl ihrer Vorstände überlassen.





§. 7.

Dem für die nächstjährige Versammlung bestimmten Vorstande liegt es ob, für diese Versammlung die Genehmigung derjenigen Regierung nachzusuchen, in deren Gebiete die Versammlung Statt finden soll.

Anm. Obige Fassung der Statuten ging aus den Beschlüssen der eilften Versammlung zu Berlin (s. Verhandl. S. 105 ff.) hervor, durch welche die ursprünglichen zu Göttingen d. d. 20. Sept. 1837 festgestellten Statuten abgeändert wurden.

II.

Bekanntmachungen.

Einladung*).

Mit höchster Genehmigung wird die vierzehnte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in den Tagen vom 25. bis 28. September d. J. zu Altenburg stattfinden. Indem die Unterzeichneten sich beehren, zu derselben hiermit ganz ergebenst einzuladen, erklären sie sich gern bereit, Anfragen und Wünsche, die sich auf die Theilnahme an der Versammlung beziehen, entgegenzunehmen und zu erledigen.

Altenburg, Halle und Poschwitz bei Altenburg, im Juli 1854.

Foss. Eckstein. v. d. Gabelentz.

---

*) Diese Einladung erschien in der Deutschen Allgemeinen, der Leipziger, der Augsburger Allgemeinen, der Berliner Vossischen Zeitung, der Frankfurter Post-Zeitung, der Weser-Zeitung, in dem Altenburger Amts- und Nachrichtsblatte, in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft, in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen, in der Zeitschrift für die Oesterreichischen Gymnasien und in den pädagogischen Blättern aus Thüringen. Mit besonderem Danke muss es anerkannt werden, dass, ausser den pädagogischen und philologischen Zeitschriften, die Deutsche Allgemeine, die Vossische und die Weser-Zeitung dieselbe ganz unentgeltlich aufnahmen, die Frankfurter Post-Zeitung für die Hälfte der Insertionsgebühren. In das Altenburger Amts- und Nachrichtsblatt wurden durch die Liberalität der Herzogl. Landesregierung sämmtliche die Versammlung betreffende Bekanntmachungen unentgeltlich aufgenommen.

Aufruf des Local-Comité's an die Bewohner Altenburg's.

Es ist uns wesentlich daran gelegen, möglichst bald mit Zuverlässigkeit zu erfahren, über wie viele Wohnungen für die im gestrigen Amts- und Nachrichtsblatte als hier bevorstehend angezeigte 14. Versammlung der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten wohl verfügt werden könne. Neben der mit den betreffenden hiesigen Gasthofsbesitzern hierüber eingeleiteten Verhandlung, veranlassen wir daher hiermit alle diejenigen Privatpersonen, welche besonders in den gesuchteren hiesigen Stadttheilen anständige Räumlichkeiten an die bezeichneten Herren gegen Bezahlung ablassen können und wollen, ihre diesfallsigen Angaben bald, mindestens im Laufe der nächsten Wochen, bei Einem der Unterzeichneten zu bewirken. Gleichzeitig bitten wir Diejenigen, welche, die alte Gastfreundlichkeit Altenburgs bethätigend, überhaupt einen oder einige Fremde bei sich aufzunehmen geneigt sein dürften, sowie Diejenigen, welche solche Gäste bereits eingeladen haben oder als bereits angemeldet bestimmt erwarten, dies gleichfalls Einem von uns gefälligst mitzutheilen, damit auch in dieser Beziehung die betreffenden Listen vervollständigt werden können.

Altenburg, den 2. August 1854.

Dr. Apetz, Professor. *Dr. Back*, Geh. Regier. Rath. *Hager*, Postrath.
Dr. Hase, Appell. Ger. Ass. *Hempel*, Oberbürgermeister.

Rundschreiben des Präsidium's*).

P. P.

Indem wir uns beehren, Ew. Hochwohlgeboren zu der vierzehnten Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten, welche, unserer öffentlichen Einladung vom Juli d. J. gemäss, in den Tagen vom 25. bis 28. d. M. in Altenburg stattfinden wird, hierdurch noch besonders einzuladen, erlauben wir uns, Sie davon in Kenntniss zu setzen,

1) dass ein Empfangsbüreau, wo die Mitgliederkarten und Programme ausgehändigt**), sowie die gewünschten Nachweisungen wegen der Wohnungen gegeben werden, auf dem Rathhause (in der Nähe der Post) eingerichtet und vom Nachmittage des 23. d. M. an geöffnet sein wird;

2) dass von demselben Tage an jedesmal bei Ankunft eines Bahnzuges einige Lohndiener — kenntlich an einer auf der Brust befestigten grün und weissen Schleife —

*) Dieses Rundschreiben wurde in 250 Exemplaren verbreitet.

**) Ausser der Mitgliedskarte und dem Programme erhielt jedes auswärtige Mitglied auf dem Büreau auch noch ein Exemplar von Löbe's Beschreibung von Altenburg.

auf dem Bahnhofe anwesend sein werden, um den ankommenden geehrten Gästen jede erforderliche Auskunft zu ertheilen und sie nöthigenfalls nach dem Empfangsbüreau zu führen;

3) dass Aufträge wegen Besorgung oder Nachweisung von Wohnungen möglichst bald an den mitunterzeichneten Schulrath Dr. Foss zu richten sind, der sie dem betreffenden Localcomité zur Erledigung übergeben wird.

Wir ersuchen Sie, den Inhalt dieses Schreibens Ihren Herren Collegen, namentlich denjenigen unter ihnen, welche an der Versammlung Theil zu nehmen beabsichtigen, gefälligst mittheilen zu wollen.

Altenburg, Halle und Poschwitz bei Altenburg, September 1854.

Foss. Eckstein. v. d. Gabelentz.

Ankündigung für Einheimische.

In den Tagen vom 25. bis 28. September wird mit höchster Genehmigung in hiesiger Stadt die vierzehnte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten stattfinden.

Die Anmeldungen zur Mitgliedschaft, sowie die Einzeichnung in das Album und Empfangnahme der Mitgliedskarten geschieht auf dem in der Commissionsstube des Rathhauses errichteten Empfangsbüreau. Ebendaselbst werden auch für Nichtmitglieder, welche den Verhandlungen beizuwohnen wünschen, Eintrittskarten unentgeltlich ausgegeben.

Die Einladung zu den gemeinschaftlichen Festmahlen geschicht durch besonderes Circular; doch werden wir Anmeldungen zur Theilnahme von Solchen, denen etwa der Umlauf nicht eingehändigt sein sollte, gern auf unserem Büreau entgegennehmen.

Die näheren Anordnungen, sowie Zeit und Ort der Versammlungen sind aus dem erscheinenden Programme zu ersehen.

Altenburg, den 20. September 1854.

H. E. Foss. v. d. Gabelentz.

Programm.

Sonnabend den 23. September.

Abendversammlung im Gasthause zum Preussischen Hof.

Sonntag den 24. September.

Abendversammlung im Gasthause zum Preussischen Hof.

Montag den 25. September.

Erste, vorbereitende und allgemeine Sitzung im Saale des Schützenhauses, um 10 Uhr Vormittags. Der Eintritt in den Sitzungssaal findet gegen Vorzeigung der Mitgliedskarten Statt. Nichtmitglieder erhalten auf ihren Wunsch besondere Eintrittskarten, so weit der Raum es gestattet.

Gemeinschaftliches Mittagsmahl um 1 Uhr in der Schützenloge (Couvert zu 20 Ngr.).

Nachmittags 4 Uhr Orgelconcert in der Schlosskirche, durch Herrn Hoforganist Reichardt zu Ehren der Versammlung veranstaltet.

Abendversammlung im Locale der Casino-Gesellschaft.

Dienstag den 26. September.

Vorm. 8—10 Uhr Sitzung der pädagogischen Section.
10—1 Uhr zweite allgemeine Sitzung.
10—1 Uhr Sitzung der Orientalisten.

Um 1 Uhr gemeinschaftliches Mittagsessen in der Schützenloge (Couvert zu 25 Ngr.).

5 Uhr Nachm. Gesangvorträge auf dem Plateau, zu welchen die hiesige Liedertafel freundlichst einladet.

Abendversammlung im Preussischen Hof.

Mittwoch den 27. September.

Vorm. 8—10 Uhr Sitzung der pädagogischen Section.
10—1 Uhr dritte allgemeine Sitzung.
10—1 Uhr Sitzung der Orientalisten.

Mittagsessen um 2 Uhr, worüber noch weitere Mittheilung erfolgen wird.

Nachm. 4½ Uhr Concert des Hautboistencorps auf dem Plateau.

Abends 8 Uhr Ball im Casino, zu welchem die Mitglieder der Versammlung von der Casino-Gesellschaft freundlichst eingeladen werden.

Donnerstag den 28. September.

Vorm. 7½ Uhr Sitzung der pädagogischen Section.
9 Uhr vierte allgemeine und Schluss-Sitzung.
10 Uhr Sitzung der Orientalisten.

Die allgemeinen Sitzungen werden im Saale des Schützenhauses, die der pädagogischen Section in der Aula des Josephinum, die der Orientalisten in der Freimaurerloge gehalten.

Der Zutritt zu den Concerten am Montag, Dienstag und Mittwoch findet nur gegen Vorzeigung der Mitgliedskarten Statt, weshalb die geehrten Mitglieder gebeten werden, dieselben stets bei sich zu führen.

Die öffentlichen Sammlungen in hiesiger Stadt, namentlich das v. Lindenau'sche Museum im Pohlhofe, die Sammlungen der Naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes in dem Landesbankgebäude und die Herzogliche Rüstkammer nebst der Sammlung chinesischer und japanischer Gefässe im Herzogl. Residenzschlosse sind für die Mitglieder der Versammlung gegen Vorzeigung ihrer Mitgliedskarten jeden Tag in den Stunden von 8 bis 10 Uhr Vorm. geöffnet.

Altenburg, den 21. September 1854.

Das Präsidium der Versammlung.

Foss. v. d. Gabelentz.

III.

Verzeichniss der Mitglieder.

1. Dr. Heinrich Eduard Foss, Schulrath und Gymnasialdirector in Altenburg, Präsident.
2. Dr. Friedr. August Eckstein, Gymn.-Director in Halle, Vicepräsident.
3. H. C. v. d. Gabelentz, Geheimerath, in Poschwitz, Präsident der orientalischen Section.
4. Professor Dr. Apetz in Altenburg.
5. J. E. Pilling, Auditor in Altenburg.
6. Dr. F. Frank, Lic. Theol., Professor in Altenburg.
7. Dr. Jul. Deuschle, Gymnasial-Lehrer in Hanau.
8. Dr. Gustav Schmidt, Lehrer in Altenburg.
9. Joh. Heinr. Jacob, Buchhändler in Altenburg.
10. Herm. Voigt, Archidiakonus in Altenburg.
11. Joh. Heinr. Hoff, Collab. rev. min. in Altenburg.
12. Gustav Leschke, Cand. rev. min. in Altenburg.
13. Karl Runkwitz, Cand. rev. min. in Altenburg.
14. Bernh. Immisch, Cand. rev. min. in Altenburg.
15. Otto Hesekiel, Director der Carolinenschule in Altenburg.
16. Heinr. Mörlin, Collab. rev. min. in Altenburg.
17. Christian Friedrich Sehrwald, Dr. ph. und Gymnasiallehrer in Altenburg.
18. Joh. Gottfr. Höfler, Institutsgeistlicher und Rector der Töchterschule in Altenburg.
19. Dr. Friedrich Sachse, Consistorialrath und Hofprediger in Altenburg.
20. Dr. Karl Back, Geh. Regierungsrath in Altenburg.
21. C. W. Lorentz, Gymn. Prof. in Altenburg.
22. G. Fr. Löbe, Oberlehrer an der Bürgerschule in Altenburg.
23. Chr. Theodor Wolf, Dr. ph. in Altenburg.
24. Herm. Alex. Wagner, Appellations-Gerichts-Secretär in Altenburg.
25. C. Herm. Beisser, Candidat in Altenburg.
26. Friedr. Gustav Wagner, Dr. med., Medicinalrath in Altenburg.
27. J. J. Stähelin, Theol. Doct. u. Prof. in Basel.
28. Dr. W. Matthiae in Altenburg.
29. Prof. Dr. Mützell aus Berlin.
30. Dr. E. F. Wüstemann, Hofrath aus Gotha.
31. Karl v. Wüstemann, Geh. Rath in Altenburg.
32. Dr. Karl Pabst, Medicinalrath in Altenburg.

33. E. Schneider, Pfarrer aus dem Nassauischen.
34. R. Sachse aus Leipzig, Lehrer an der Bürgerschule daselbst.
35. Dr. Stickel aus Jena, Professor.
36. K. Schenk, Auditor in Altenburg.
37. Fr. Otto Hase, Notar in Altenburg.
38. J. G. Zetzsche, Professor am Gymnasium in Altenburg.
39. Jul. Dietrich, Professor in Altenburg.
40. Joh. Sim. Braun, Professor am Gymnasium in Altenburg.
41. Fr. Schlegel, Dr. med. in Altenburg.
42. Karl Tomaschek, k. k. Gymnasialprofessor am Theresianum in Wien.
43. Franz Moritz Gerth, Lehrer in Altenburg.
44. Joh. Ernst Huth, Stiftsprediger in Altenburg.
45. Gustav Moritz Redslob, Professor aus Hamburg.
46. A. Holtzmann, Professor und Hofrath aus Heidelberg.
47. K. G. Helbig, Oberlehrer und Coll. IV. an der Kreuzschule in Dresden.
48. C. Th. Gravenhorst, Professor aus Hildesheim.
49. Weiske, Collaborator der lat. Hauptschule zu Halle.
50. J. Back, Gerichtsamtsactuar in Altenburg.
51. Dr. Schmid, Justizrath in Altenburg.
52. Dr. Schenk, Appellationsgerichtspräsident in Altenburg.
53. Dr. Grosse, Geh. Consistorialrath in Altenburg.
54. Edler v. Braun, wirkl. Geh. Rath und Minister a. D. in Altenburg.
55. K. Fr. Hempel, Kirchenrath in Altenburg.
56. Dr. J. Gersdorf, Prof. in Altenburg.
57. C. R. Stauffer, Buchhändler in Altenburg.
58. Chr. Fr. Sachse, Kanzleirath in Altenburg.
59. Melchior Schlenzig, Appellationsgerichts-Kanzlist in Altenburg.
60. Ferd. Hempel, Oberbürgermeister in Altenburg.
61. Dr. Senff aus Kalbe a. S.
62. Joh. Heinr. Klügel, Diakonus in Altenburg.
63. Ed. Theod. Lange, Dirigent der Bürgerknabenschule in Altenburg.
64. Dr. Karl Aug. Rüdiger, Oberlehrer aus Zwickau.
65. Dr. Fr. Gottfr. Wilh. Hertel, Rector aus Zwickau.
66. Lic. Dr. Fr. Ad. Heinichen, Prorector in Zwickau.
67. Dr. L. Wiese, Geh. Reg. Rath in Berlin.
68. Dr. Rudolph Dietsch, Professor aus Grimma.
69. Professor Hermann Brockhaus aus Leipzig.
70. Dr. Krehl, Bibliothek-Secretär aus Dresden.
71. Dr. Keil, Gymnasiallehrer und Privatdocent aus Halle.
72. Dr. Döderlein, Prof. in Erlangen.
73. Goettling, Professor in Jena.
74. Nipperdey, Professor in Jena.
75. Cäsar, Professor in Marburg.
76. Hermann Sauppe, Dr., Director in Weimar.
77. E. Weber Dr., Prof. in Weimar.
78. Dr. Ernst Lieberkühn, Professor in Weimar.
79. Dr. Const. Scharff, Prof. in Weimar.
80. Professor Dr. Lothholz in Weimar.
81. Conrector E. Hausdörffer aus Eutin.

82. Prof. Dr. Arndt aus Torgau.
83. Prof. Rothmann aus Torgau.
84. Kleinschmidt, Gymnasiallehrer aus Torgau.
85. Prof. Fleischer aus Leipzig.
86. Prof. Dr. Scheibe aus Neustrelitz.
87. Prof. Dr. Schneidewin aus Göttingen.
88. Schulrath und Gymnasialdirector Ritter aus Dessau.
89. Prof. Dr. Wüstenfeld aus Göttingen.
90. Dr. Arnold, Oberlehrer und Docent aus Halle.
91. Dr. Knoche, Oberlehrer aus Herford in Westfalen.
92. Conrector Jahn aus Dessau.
93. Dr. Grotefend aus Hannover.
94. Dr. F. V. Fritzsche, Professor in Rostock.
95. Christian Petersen, Professor am akad. Gymnasium in Hamburg.
96. Dr. G. C. H. Raspe, Gymn.-Director in Güstrow.
97. Dr. Th. Ladewig, Gymnasialprof. in Neu-Strelitz.
98. Stier, Gymnasiallehrer in Wittenberg.
99. Dr. Hertz, Privatdocent in Berlin.
100. Dr. Oehler, Gymnasial-Oberlehrer in Halle.
101. Dr. Voigt, Gymnasial-Oberlehrer in Halle.
102. Latendorf, Cand. phil. in Neu-Strelitz.
103. M. Lechner, Gymnasial-Assistent in Bayreuth.
104. Bernhardy, Prof. in Halle.
105. Dr. Matthiae, Gymnasial-Oberlehrer in Quedlinburg.
106. W. Schlippe, Advokat in Altenburg.
107. Dr. B. Stark, Prof. aus Jena.
108. Dr. Herm. Weissenborn aus Erfurt.
109. Dr. Ameis, Prof. aus Mühlhausen.
110. Dr. Delitzsch, Prof. aus Erlangen.
111. Fr. Dor. Gerlach, Prof. in Basel.
112. Karl Moser, Pfarrer in Serba.
113. Prof. Dr. Arn. Schaefer aus Grimma.
114. Moritz Vater, Student aus Berlin.
115. J. J. Merian, Dr. phil. aus Basel.
116. A. L. Back, Pfarrer in Lohma a. d. L.
117. M. Baumbach, Stud. aus Jena.
118. Dr. Hammer, Oberlehrer in Zerbst.
119. Inspector Th. Schulze aus Zerbst.
120. Gerhard, Professor aus Berlin.
121. Prof. Dr. Heerwagen aus Bayreuth.
122. Dr. Carl Heraeus aus Kassel.
123. B. Erdmannsdörffer, stud. philol. aus Altenburg.
124. Dr. J. Löbe, Pfarrer aus Rasephas.
125. K. Fr. Weber, Pfarrer aus Rositz.
126. Dr. A. G. Hoffmann, Geh. Kirchenrath und Prof. zu Jena.
127. Dr. Fr. C. Geyer, Cand. theol. u. Lehrer aus Leipzig.
128. J. A. E. Geyer aus Treben, Lehrer.
129. Wilh. Vischer, Professor aus Basel.
130. Wilh. Vischer, Cand. phil. aus Basel.
131. Rud. Hercher, Prof. aus Rudolstadt.
132. Dr. K. W. Müller, Prof. und Director des Gymnasiums in Rudolstadt.
133. Prof. Dr. Sauppe, Director d. K. Ritterakademie in Liegnitz.
134. Prof. Dr. Kraner in Meissen.
135. Dr. Doehner, Oberlehrer in Meissen.
136. Dr. Graf, Professor in Meissen.
137. Prof. Dr. Westermann aus Leipzig.
138. Prof. Dr. Nitzsch aus Leipzig.
139. Prof. Dr. Anger aus Leipzig.
140. Prof. Dr. Overbeck aus Leipzig.
141. Gymnasiallehrer F. Giesel aus Torgau.
142. Gymnasiallehrer A. Preime aus Hessen-Cassel.

143. N. Petris, Candidat der Philologie aus Griechenland.
144. Gymnasiallehrer G. Michael aus Torgau.
145. Dr. A. Weber aus Berlin.
146. Gymnasial-Rector Dr. Wehrmann aus Zeitz.
147. Professor Schwalbe aus Magdeburg.
148. Dr. H. Langguth aus Zeitz.
149. Oberlehrer Dr. C. Feldhügel aus Zeitz.
150. Prof. Dr. Heinr. Wuttke aus Leipzig.
151. Fr. Köhler, Professor in Altenburg.
152. Dr. Zenker aus Leipzig.
153. Pfarrer Franke aus Oberlödla.
154. Wüstemann, Registrator aus Altenburg.
155. Dr. Ed. Hase, Appellationsgerichtsassessor in Altenburg.
156. Dr. Sintenis, Gymnasialdirector in Zerbst.
157. Pastor Nürnberger aus Nöbdenitz.
158. L. Löwe, studiosus iuris aus Breslau.
159. Löber, Moritz Theodor, Vicestaatsanwalt in Altenburg.
160. Bonin, Friedr. Aug., Pastor subst. zu Stünzhain.
161. Reichardt, Carl Aug., Hoforganist zu Altenburg.
162. Elle, Heinr. Jul., Stadtgerichtsactuar in Altenburg.
163. Mahn, Aug. Bruno, Criminalgerichtsauditor in Altenburg.
164. Wagner, Carl Theodor, stud. jur. aus Altenburg.
165. Geutebrück, Richard, Student aus Altenburg.
166. Laurentius, Moritz, Staatsanwalt in Altenburg.
167. Staude, Friedr. Karl, Secretär in Altenburg.
168. Reuter, Carl, Auditor in Altenburg.
169. Ludw. Finsterbusch, cand. philol. aus Halle.
170. v. Hopffgarten-Heidler, Kriminalgerichts-Assessor in Altenburg.
171. Ernst Theodor Göpel, Notar in Altenburg.
172. Friedr. Hieron. Müller, Adjunct in Schulpforta.
173. William Loth, Auditor in Altenburg.
174. Ernst Aug. Frank, Criminalgerichtsactuar in Altenburg.
175. Louis v. Schulzendorff, Artillerie-Officier in Danzig.
176. Adolph Louis Schönherr, Regierungsrath in Altenburg.
177. Bruno Lommer, Regierungsrath in Altenburg.
178. Jul. Zinkeisen, Rath u. Finanzverwalter in Altenburg.
179. Carl Wille, Dr. med. in Altenburg.
180. B. Tanner, Schullehrer in Grossröda.
181. Carl Gleissner, Cantor in Rositz.
182. Rud. Wilh. Schulze, stud. phil. in Altenburg.
183. Gottfr. Herold, Prof. in Nürnberg.
184. v. Plänckner, A.-G.-Auditor in Altenburg.
185. Ferdinand Pierer, Crim.-Ger.-Actuar in Altenburg.
186. Otto Blumtritt, Auditor in Altenburg.
187. Bruno Göpel, Rechtscandidat in Altenburg.
188. Aug. Blumtritt, Student in Altenburg.
189. Otto Rudolph Erler, Candidat d. Theol. in Altenburg.
190. Aug. Vogel, Oberlehrer am Gymnasium zu Plauen.
191. Theod. Vogel, stud. phil. in Leipzig.
192. Mart. Wohlrab, stud. phil. in Leipzig.

193. Wilhelm Steinhart, Dr. phil. aus Schönburg.
194. C. G. Lange, stud. jur. aus Altenburg.
195. Fr. Albin Ranft, Collaborator in Treben.
196. August Ludwig Francke, Dr. phil., Oberlehrer in Torgau.
197. Eduard Handrick, Dr. phil., Oberlehrer aus Torgau.
198. Gustav Döllen, Dr. phil. aus Berlin.
199. Robert Puls, Dr. phil. aus Torgau.
200. E. J. Saupe, Subconrector aus Gera.
201. Hoepfner, cand. theol. in Jena.
202. F. W. Stoltze, stud. theol. in Jena.
203. M. Herzog, Schulrath u. Director aus Gera.
204. Dr. Mayer, Professor aus Gera.
205. Hofr. u. Prof. Dr. K. Fr. Hermann aus Göttingen.
206. Director Dr. Th. Schmid aus Halberstadt.
207. Consistorialrath Dr. Käuffer aus Dresden.
208. G. Hertzberg, Dr. phil. aus Halle a. S.
209. G. Flügel, Professor aus Meissen.
210. Dr. Freytag, Archidiakonus aus Meissen.
211. Hofr. Dr. Preller, Oberbibliothekar in Weimar.
212. Hofr. Dr. Gersdorf, Oberbibliothekar in Leipzig.
213. Thd. Möbius, Bibliothekar u. Privatdocent in Leipzig.
214. F. Riedel, Studienlehrer in Hof.
215. M. Otto Kreussler, Gymnasiallehrer zu Leipzig.
216. Dr. Cramer, Schulrath in Cöthen.
217. W. L. Bosse, Conrector in Cöthen.
218. Dr. H. Purmann aus Schulpforta.
219. E. Theodor Apetz, stud. med. in Altenburg.
220. A. W. Rohn, Cand. Theol. in Altenburg.
221. B. Kögler, Lehrer in Altenburg.
222. A. Bretschneider, Conrector in Gera.
223. Dr. Döhner, Kirchenrath aus Zwickau.
224. Dr. Palm, Prof. und Director des Gymnas. zu Plauen.
225. M. Mich. Heinr. Ferd. Ranft, Pfarrer u. Adjunct in Treben.
226. Dr. Reinhardt, Oberlehrer am Gymnasium zu Frankfurt a. O.
227. Hammer, Landesbankprocurator in Altenburg.
228. B. G. Teubner, Verlagsbuchhändler aus Leipzig.
229. Dr. R. Kühner aus Hannover.
230. M. Haberland, Conrector am Lyceum in Eisenberg.
231. K. Keil, Professor in Schulpforta.
232. Dr. Friedr. Tuch, Professor d. Theologie in Leipzig.
233. K. Graul, Director der Missions-Anstalt in Leipzig.
234. Dr. G. Dietzel, Docent an der Universität Leipzig.
235. C. Scherber, Stud. phil. in Leipzig.
236. F. A. Münzer, Rector in Altenburg.
237. G. A. Osswald, Pfarrer in Gr. Görschen.
238. Dr. Tittmann, Lehrer am Nicolaigymnasium in Leipzig.
239. G. E. Wagner, Pfarrer in Windischleuba.
240. Dr. Nobbe, Professor u. zu St. Nicolai Gymnasialrector in Leipzig.
241. Dr. Forbiger, Conrector am Gymnasium zu St. Nicolai in Leipzig.
242. Dr. Naumann aus Leipzig.
243. Eugen Pierer, Verlagsbuchhändler in Altenburg.

244. Julius Kircheisen, Notar in Altenburg.
245. Max Müller, Professor an der Universität zu Oxford.
246. Christ. Heinr. Schreyer, Pastor in Saara.
247. Carl Theod. Erler, Polizei-Actuar.
248. Gustav Graf, Pfarrer zu Rüdersdorf.
249. Const. Schöne, Stiftspfarrer in Altenburg.
250. Friedr. Kersten, Lehrer in Altenburg.
251. Carl Bonde, Bacc. jur. in Leipzig.
252. Dr. med. Timmler in Altenburg.
253. A. E. Kertscher, cand. theol. u. stud. phil. in Berlin.
254. C. Dörstling, Garnisonprediger in Altenburg.
255. A. Findeisen, stud. theol. in Berlin.
256. G. Gerlach, Stadtsyndikus in Altenburg.
257. H. Hannss, stud. med. in Leipzig.
258. Dr. G. Kramer, Director der Franckeschen Stiftungen in Halle.
259. Dr. R. Geier, Oberlehrer an der latein. Hauptschule zu Halle.
260. Dr. W. Corssen, Gymn. Lehrer in Pforta.
261. Carl Friedr. Wolf, Pfarrer zu Langenscheibe.
262. Carl August Wolf, Pfarr-Vicar zu Langenscheibe.
263. Arthur Dölitzsch, Advokat zu Altenburg.
264. Friedr. Heilmann, Cand. rev. min. in Altenburg.
265. Theod. Hase, Advocat zu Altenburg.
266. Ernst Kühn, Notar zu Altenburg.
267. Otto Treusch v. Buttlar, Adjutant in Altenburg.
268. Thilo Frhr. v. Beust, Premierlieutenant in Altenburg.
269. Friedr. Herm. Werner, stud. theol. in Jena.
270. Friedr. Rieck, Director des Gymnasiums in Zwickau.
271. Dr. Forchhammer, Prof. in Kiel.
272. Wilh. Rein, Professor in Eisenach.
273. Dr. A. Rein, Rector der Realschule zu Crefeld.
274. Wilh. Weissenborn, Professor in Eisenach.
275. Dr. K. Fr. G. Meutzner aus Plauen.
276. Dr. Lic. theol. L. A. Koch aus Braunschweig.
277. G. Thomas, stud. med. aus Lohma bei Schmölln.
278. Jul. Hermann Back, Diakonus zu Lucka.
279. Karl Hermann Sängewald, Diakonus subst. aus Monstab.
280. Friedr. Jul. Hempel, Superintendent aus Schmölln.
281. Karl Friedrich Matthes, Pfarrer in Oberarnsdorf.
282. Carl Baumbach, Premierlieutenant in Altenburg.
283. Ferd. Neefe, Polizeicommissär.
284. Theod. Götze, Pfarrer in Hirschfeld.
285. Franz Schmöller, Lehrer in Cosma.
286. Wilh. Wachsmuth, Prof. zu Leipzig.
287. Otto, Pastor zu Breitingen.
288. E. Otto, stud. jur. zu Leipzig.
289. B. Otto, past. subst. zu Eschefeld.
290. Gustav Gebhardt, Professor in Hof.
291. Ernst Danz, Collaborator in Halle.
292. Ed. Perthel, Pfarrer in Weissbach.
293. Carl H. G. Weise, Pfarrer und Adjunct in Cosma bei Altenburg.

IV.

Protokolle der allgemeinen Sitzungen.

Erste, vorbereitende Sitzung.

Altenburg, den 25. September 1854.

Die vierzehnte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten wurde in Gegenwart der Herren Minister v. Larisch Exc. und Pierer, mehrerer Mitglieder der Hohen Landescollegien, der städtischen Behörden und vieler Einwohner der Stadt nach 10 Uhr Vormittags im Saale des hiesigen Schützenhauses durch den in Göttingen erwählten ersten Präsidenten, Schulrath Dr. Foss, mit folgender Rede eröffnet:

Hochzuverehrende Herren!

Das erste Wort, das ich zu Ihnen rede, ist eine Bitte um Verzeihung, die ich in meinem und meiner beiden geehrten Herren Collegen Namen an Sie richte. Die dreizehnte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten, die im Jahre 1852 zu Göttingen tagte, beschloss, dass in dem nächstfolgenden Jahre die vierzehnte Versammlung in Altenburg stattfinden sollte. Wir erhielten den ehrenvollen Auftrag und übernahmen ihn, diesen Beschluss auszuführen. Dennoch sahen wir im vorigen Jahre uns veranlasst, Sie nicht zu berufen, sondern Ihre Zusammenkunft bis jetzt zu verschieben. Wir konnten uns nicht verhehlen, dass unser Verfahren so manche verwunderte Frage, so manche tadelnde Bemerkung hervorrufen würde; doch übernahmen wir die Verantwortlichkeit eines Schrittes, den, wie wir uns sagten, vor billigen Richtern wir ohne Schwierigkeit würden rechtfertigen können. Und solche billige Richter hoffen wir in Ihnen zu finden. Meine Herren, wären Sie im vorigen Jahre zu uns gekommen, Sie wären in ein Trauerhaus gekommen. Ein trefflicher Fürst war wenige Wochen vor der Zeit, wo Sie zusammentreten sollten, diesem Lande durch den Tod entrissen worden, ein Fürst, der trotz der Kürze seiner Regierung durch ungeheuchelte Frömmigkeit, durch Lauterkeit des Wollens und des Thuns, durch unbestechliche Gerechtigkeit, durch Herzensgüte und Milde sich die Liebe seiner Unterthanen in einem Grade zu erwerben gewusst hatte, dass sein Andenken in ihnen unauslöschlich und im Segen fortleben wird. Der Schmerz über seinen Verlust lebte, waren auch die äussern Zeichen der Trauer zum Theil nicht



mehr sichtbar, noch lebendig in Aller Herzen, und es fehlte an der Stimmung, um geehrte, liebe Gäste so, wie wir selbst es wünschten, aufzunehmen. Zwar sind die Verhandlungen, deretwegen wir uns vereinen, ernster Natur und andern ernsten Stimmungen nicht entgegen; aber es folgen ihnen auch Stunden der Erholung, in denen Lust und Heiterkeit herrschen sollen; ein fröhliches, ungezwungenes Zusammensein mit alten und mit neuen Freunden gehört mit zu den Zwecken dieser Versammlung. Solche trauliche Stunden sollen ihre Würze bilden und einen Genuss gewähren, der noch in der Erinnerung lebt und für die folgenden Tage der Arbeit neuen Muth und neue Spannkraft verleiht. Auch wir, auch die Bewohner dieser Stadt wünschten, dass dieses heitere Zusammensein nicht gestört oder unmöglich würde, und dass Sie kein trübes Bild von unserm Altenburg mit sich in die Heimath nehmen möchten. Dies war das Gefühl, das uns zu unserm Beschlusse bestimmte; wir fürchten nicht, uns in demselben getäuscht zu haben.

Auch in diesem Jahre mussten wir uns fragen, ob wir unser Wort würden einlösen und Sie berufen können, oder ob wir nochmals gezwungen sein würden, die Versammlung, nach dem Vorgange Anderer, zu vertagen. Die herrschende Theuerung, welche Jedem die Beschränkung der Ausgaben auf das Nothwendigste räthlich erscheinen lässt, konnte Manchen, den wir als werthen Gast bei uns zu sehen wünschten, fern halten; drohend waren die Zeitverhältnisse, und Niemand konnte vorherbestimmen, ob und wann unser deutsches Vaterland in den begonnenen Kampf hineingezogen werden würde. War auch der Krieg noch weit von uns in fernem Lande, so hielt er doch ganz Europa in einer Spannung, welche lähmend auf jede Thätigkeit einwirkte. Die furchtbare Krankheit endlich, die in mehreren Theilen Deutschlands mit ungewohnter und erschreckender Heftigkeit ausbrach, liess ebenfalls befürchten, dass wir nicht auf eine zahlreiche Versammlung würden rechnen können. Dennoch, trotz aller dieser Hindernisse, Befürchtungen und Bedenken stand unser Entschluss fest, nur im äussersten Falle die Versammlung wieder zu verschieben. Wir durften und mochten nicht den Argwohn auf uns laden, als fehlte es uns an dem Willen, die uns gewordene Aufgabe zu erfüllen; wir durften und mochten nicht den Vorwurf uns zuziehen, durch unsere Lauheit der Sache des Vereins geschadet und der unbegründeten Meinung Vorschub geleistet zu haben, als wäre das Interesse der deutschen Philologen, Schulmänner und Orientalisten selbst nur ein laues. Darum haben wir Sie berufen, und Ihre zahlreiche Anwesenheit gibt uns die erfreuliche Gewissheit, dass wir daran recht gethan haben.

Noch eine Rechtfertigung bin ich mir, bin ich Ihnen schuldig darüber, dass ich an Ihrer Spitze stehe. Als mir die hohe Ehre angetragen wurde, das Präsidium dieser Versammlung zu übernehmen, da musste ich mich zweifelnd selber fragen, ob ich diese Ehre annehmen könnte, ob ich sie annehmen dürfte. Mein erster Gedanke war und musste sein, das Anerbieten, so ehrenvoll, so erfreulich es für mich sein mochte, dennoch abzulehnen. Blickte ich hin auf die Reihe der Männer, die bisher den Vorsitz in diesen Versammlungen geführt haben, dachte ich daran, dass, um nur einiger

der Todten zu gedenken, ein Hermann, ein Jacobs unter diesen Männern sich befunden hatten, wie konnte ich da es wagen, mich an einen Platz zu stellen, wo so ausgezeichnete, so grosse, so berühmte Männer gestanden hatten! Aber ich bedachte, dass es sich um eine Sache handelt, die auch mir eine wichtige, eine heilige ist, und dass da, wo es das Interesse einer solchen Sache fordert, der Einzelne nicht zaghaft zurücktreten, nicht hinter die Sorge für seinen wissenschaftlichen Ruf sich verschanzen, sondern seine Persönlichkeit preisgeben und mit ihr einstehen muss. Und so habe ich Ihrem Rufe Folge geleistet, ohne Rücksicht auf mich selbst. Sie werden mir Ihre Nachsicht und eine milde Beurtheilung nicht versagen. Hätte ich der Anmassung mich schuldig gemacht, mich zu der Ehre, die mir zu Theil geworden, selbst zu drängen, so würden Sie mit Recht strenge Anforderungen an mich stellen. So aber kann niemand inniger und tiefer, als ich selbst, überzeugt sein, dass es Viele, Viele gibt, die berufener sind, als ich, diesen Platz einzunehmen. Sie werden darum auch mir milde Beurtheiler sein, Sie werden den guten Willen für die That nehmen und mir glauben, dass ich nur hier stehe, um der Sache, für die wir Alle glühen, wenn auch mit schwacher, ungenügender Kraft, zu dienen. Und so begrüsse ich Sie, deutsche Philologen, Schulmänner und Orientalisten, mit herzlichem Willkommen. Willkommen in unserm Altenburg, das Sie mit Freuden als hochgeehrte Gäste in seinen Mauern sieht! Es wird Ihnen freilich nicht die Genüsse darbieten, die Sie in andern, grössern und glänzenderen Städten in Fülle genossen; doch hoffe ich, dass Sie darin sich wohl fühlen werden. Als Ihnen in Göttingen Altenburg als nächstjähriger Versammlungsort vorgeschlagen wurde, nannte man es Ihnen das freundliche. Und in der That verdient es diesen Namen, nicht blos wegen der Freundlichkeit seiner Lage und seines Aeussern, sondern in vorzüglich hohem Grade — ich darf dies aussprechen, da ich nicht selbst geborner Altenburger bin, — wegen der Freundlichkeit seiner Bewohner. Sie wird auch Ihnen entgegenkommen und Alles aufbieten, Ihnen den Aufenthalt bei uns angenehm und gemüthlich zu machen. Ist ein freundliches Gesicht die angenehmste Gabe, die dem Gaste werden kann, so wird diese Gabe Ihnen nicht fehlen; und so rufe ich Ihnen in der Zuversicht, dass die Rückerinnerung an die hier verlebten Tage Ihnen einst eine freundliche und heitere sein werde, nochmals von Herzen ein frohes Willkommen zu.

Wenn ich vorher die gegenwärtigen Zeitverhältnisse als ungünstig für unsere Versammlung bezeichnete, so konnte ich unsere Zeit überhaupt wohl eine den classischen Studien, die wir vertreten, ungünstige und unholde nennen. Man wiederholt von so vielen Seiten, dass das Interesse und die Vorliebe für diese Studien abgenommen habe, ja, dass es ganz geschwunden sei, dass es scheinen könnte, als müsste dieser Satz als unumstössliches Axiom betrachtet werden. Nahe liegen daher wohl die Fragen: Ist diese Erscheinung wirklich vorhanden, und, wenn sie es ist, welches sind die Ursachen, die sie hervorrufen, welches die Mittel, um ihr mit Erfolg entgegenzutreten? Gestatten Sie mir, hochverehrte Versammlung, diese Fragen, soweit es in der kurzen Zeit, die ich, um Ihre Geduld nicht zu sehr

zu ermüden, nur in Anspruch nehmen darf, möglich ist, in flüchtigen Andeutungen zu beantworten.

Das Interesse und die Vorliebe für die classischen Studien sind geschwunden, sagt man. Und welches sind die Beweise, welche für diese Behauptung angeführt werden? Die Angriffe, welche diese Studien in neuerer Zeit von den verschiedensten Seiten erfahren haben, kann man für einen Beweis nicht gelten lassen. Sie sind nicht gegen die Wissenschaft der Philologie, nicht gegen die classischen Studien an sich, sondern gegen ihre Herrschaft in den Schulen als hauptsächlichstes Bildungsmittel der Jugend gerichtet. Es lässt sich als möglich denken, dass man bei aller Anerkennung derselben, bei aller Achtung, bei allem Interesse für sie doch der Meinung sein könnte, so unrichtig und verkehrt dieselbe auch wäre, sie seien aus den Gymnasien zu verbannen; man könnte aus politischen oder religiösen Gründen, vom nationalen oder christlichen Standpuncte aus sie als Bildungsmittel für die Jugend verwerfen. Je erbitterter diese Angriffe wären, um so weniger würden sie von Gleichgültigkeit oder Geringschätzung zeugen. Sie sind daher auch nicht zu fürchten, denn Angriffe erbitterter Gegner haben die classischen Studien oft und lange schon zu bekämpfen gehabt und sind bis jetzt noch immer siegreich aus diesen Kämpfen hervorgegangen. Wo Kampf ist, da ist Leben und Kraft; nicht ihn haben wir zu scheuen, sondern die bleiche, schlaffe Gleichgültigkeit, dieses schleichende Gift, das langsam, aber sicher tödtet.

Diese Gleichgültigkeit, sagt man, zeigt sich bei der Jugend; Fleiss und Liebe für den Unterricht in den alten Sprachen haben unverkennbar auf den Gymnasien abgenommen. Mögen die hierüber gemachten Erfahrungen verschieden sein, ich denke nicht so gering von unserer Jugend, — und habe nach meinen Erfahrungen keinen Grund dazu, — um zu glauben, dass ihr der Sinn und das Verständniss für die Studien verloren gegangen sein sollte, welche Jahrhunderte lang unsere grössten Männer, Deutschlands Stolz und Zierde, gross gezogen haben, die den Gegenstand ihrer Liebe und Bewunderung bildeten, die sie erheiterten und stärkten, sie erquickten und trösteten. Mag auch bei der Menge von Lehrgegenständen, die jetzt mit grösserm Fleiss und Eifer, als je zuvor, auf unsern Gymnasien betrieben werden, mancher Jüngling sich einer andern Wissenschaft mit grösserer Neigung nach dem Verhältnisse der Begabung zuwenden, — im Allgemeinen wird man schwerlich irgend ein Fach benennen können, dem die Jugend sich mit grösserer Liebe hingibt, als den classischen Studien.

Von Jahr zu Jahr, sagt man ferner, nimmt die Zahl derer, die sich dem Studium der Philologie widmen, ab. Ich mag in diesem Augenblicke nicht untersuchen, in wie weit diese Behauptung gegründet ist: aber wäre sie es, nimmer würde sie die daraus gefolgerte Gleichgültigkeit beweisen. Ist es nicht bekannt genug, in einer wie auffallenden, Besorgniss erregenden Weise die Zahl der Theologie Studirenden abnimmt, und doch — wer wollte behaupten, dass Gleichgültigkeit gegen Religion und Kirche die Ursache davon sei, jetzt, wo ein reges kirchliches und religiöses Leben überall erwacht ist? Noch hat es, so weit meine Kenntniss reicht, nicht an

der ausreichenden Zahl von Jünglingen gefehlt, die sich dem Studium der Philologie widmeten, und wohl lässt sich in Wahrheit sagen, dass jeder Jüngling, der dieses Studium zur Aufgabe seines Lebens macht, ein lebendiges und redendes Zeugniss von Liebe für die classischen Studien ist. Ihm winkt nicht Ehre und äusserer Glanz, nicht Reichthum und müheloses Wohlleben, was alles manchen andern Jünglingen bei der Wahl ihres Berufes wohl vor Augen schwebt und entgegenlächelt, ihn erwartet ein mühe- und arbeitsvolles Leben ohne blendenden Glanz und Auszeichnung, ein Leben, das ihm genau bekannt ist, da er es täglich vor Augen gehabt hat. Wer es dennoch wählt, muss wohl einen innern Drang und Trieb dazu in sich fühlen; er muss von der Erhabenheit des Berufs eines Jugendbildners eine Ahnung haben, aber er muss auch für die Studien Liebe und Begeisterung empfinden, die ihm als Mittel dienen sollen, seinen Beruf zu erfüllen.

Immer geringer, sagt man endlich, wird der Absatz philologischer Werke, immer mehr mindert sich die Herausgabe, die Anfertigung, der Verlag derselben. Es genügt, um diese Behauptung zu widerlegen, auf die Menge philologischer Werke hinzuweisen, die noch fortwährend erscheinen. Noch hat es wahrhaft tüchtigen und bedeutenden Werken — und ihre Zahl ist gross — nicht an Verlegern, noch hat es ihnen nicht an Absatz gefehlt.

Dürfen wir hiernach jene Erscheinung wegläugnen, dürfen wir behaupten, dass noch immer die frühere Liebe und Zuneigung zu den classischen Studien vorhanden sei? Leider! dürfen wir dies nicht. Zu oft und zu bestimmt ward selbst von warmen Freunden des classischen Alterthums, selbst von angesehenen Philologen, selbst in diesen Versammlungen es ausgesprochen, dass das Interesse an diesen Studien sich gemindert habe, zu oft haben wir selbst wohl Aehnliches beobachtet, als dass wir nicht zugestehen müssten, dass in vielen und weiten Kreisen Sinn und Interesse für die classischen Studien nicht vorhanden sind; dass nicht mehr so häufig, wie sonst, die Lectüre der Classiker eine Erholung von den Arbeiten des Berufes ist, dass bedeutende Werke selbst grosser Philologen nicht mehr, wie ehemals, die Augen der ganzen gelehrten und gebildeten Welt auf sich ziehen, sondern mehr auf den engern Kreis der Fachgenossen beschränkt bleiben. Allein das dürfen wir offenen und versteckten Gegnern gegenüber mit Zuversicht behaupten: so schlimm, wie Ihr es meint und triumphirend verkündet, steht es mit diesen Studien nicht; noch sind sie geachtet nnd geliebt von der grossen Mehrzahl aller wahrhaft Gebildeten, noch erfreut sich die Jugend an ihnen, die ihren wohlthätigen Einfluss täglich an sich erfährt, noch darf man sich nicht erkühnen, von ihnen mit einer Art mitleidigen Bedauerns sprechen zu wollen.

Fragt man nach den Ursachen der veränderten Stimmung, die sich den classischen Studien gegenüber kundgibt, so ist es eine gewöhnliche Antwort, dass die Vertreter derselben selbst, namentlich die Lehrer an den Gymnasien, die Schuld davon tragen, da ihre Behandlungsweise der Alten eine veraltete und unrichtige sei. Es liegt in der That ein auffallender Widerspruch darin, einerseits die Methode an-

zuklagen, als veranlasse sie die jetzt herrschende Gleichgültigkeit, und andrerseits zu behaupten, sie sei noch die frühere. Wäre sie unverändert geblieben, läge darin nicht der deutlichste Beweis, dass in den Menschen, in den Verhältnissen, in der Zeit die Ursachen zu suchen sind, weshalb die classischen Studien nicht mehr ihre frühere Stellung einnehmen? Doch wer, der die Geschichte der Pädagogik kennt, wird zu behaupten wagen, dass die Behandlungsweise der alten Classiker noch jetzt dieselbe sei, wie früher? Waren es nicht die anerkannt grossen und schreienden Mängel der herrschenden Methode, welche im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert einen Ratich, einen Comenius, einen Basedow veranlassten, neue Methoden zu erfinden und in dem Abgehen von der alten Methode alles Heil zu suchen? Und doch herrschten damals die classischen Studien fast allein nicht nur in den Schulen, sondern auch in der Wissenschaft und Litteratur. Wer kann behaupten, dass ähnliche Mängel auch jetzt noch in der Behandlungsweise der alten Schriftsteller herrschend sind? Wo sind die Lehrer, die bei der Lectüre nur Varianten durchgehen und critisiren, die den Text nur benutzen, um Excurse über grammatische Spitzfindigkeiten daran zu knüpfen, ohne auf den Inhalt, den Character der Darstellung, die Schönheit der Form Rücksicht zu nehmen? Wer kann behaupten, dass die Jugend auf den Gymnasien jetzt weniger mit dem Geiste des Alterthums vertraut werde, wie sonst?

Nein! nicht darin liegt der Grund, wenn das Interesse für die classischen Studien in manchen Kreisen jetzt nur ein geringes ist, sondern hauptsächlich in der Ausdehnung, dem Umfang, der Selbständigkeit, welche die Wissenschaften, namentlich die Naturwissenschaften, gewonnen haben, in dem Einflusse der letztern auf die Zeit und die Menschen in derselben, in der veränderten Stellung, welche den classischen Studien durch dieses alles angewiesen worden ist. Das Wiederaufblühen der Wissenschaften wurde durch das erwachende Studium der alten Classiker hervorgerufen. Die classischen Studien gingen siegreich aus dem Kampfe mit der mittelalterlichen Scholastik hervor und wurden das bedeutungsvollste Moment für eine der wichtigsten Entwickelungsphasen der Menschheit. Je grösser der Druck gewesen war, den die scholastische Afterweisheit auf den Geist geübt hatte, um so feuriger wurde die Bewunderung für die grossen Alten, welche Befreiung von diesem Drucke brachten. Mehrere Jahrhunderte hindurch behaupteten die classischen Studien siegreich und fast unangefochten das Feld. Sie waren nicht nur das Fundament, sondern fast der Inbegriff aller Geistesbildung; alle Wissenschaften beruhten auf ihnen. Jurisprudenz und Theologie wurden schon durch ihre Quellen auf das Studium der alten Sprachen gewiesen. Die Jurisprudenz wurzelte beinahe ganz in dem römischen Rechte; Theologie und Philologie waren im innigsten Verein, und die classischen Studien galten als nothwendiges Erforderniss und Attribut, gewissermassen als eigenstes Eigenthum des Theologen, die aus ihnen gewonnenen Früchte als Gewinn für seine Wissenschaft. In diesem Sinne sprach Luther in seinem Sendschreiben an die Bürgermeister

und Rathsherren allerlei Städte in deutschen Landen die bezeichnenden Worte: „Niemand hat gewusst, warum Gott die Sprachen hervor liess kommen, bis dass man nun allererst siehet, dass es um des Evangelii willen geschehen ist. — So lieb nun als uns das Evangelium ist, so hart lasset uns über den Sprachen halten.“ Selbst die Medicin und die Naturwissenschaften fanden in den Alten ihre Quellen, und an den Universitäten las man Physik nach Aristoteles, für die Mediciner erklärte man, nachdem das Ansehen der arabischen Aerzte erschüttert worden war, den Hippocrates und Galenus. Die philosophischen Facultäten waren in ihren Vorlesungen beinahe ganz auf die Alten hingewiesen. Bei der Rhetorik, die besonders fleissig in Schulen und auf Universitäten betrieben wurde, legte man die Lehrbücher alter Schriftsteller zu Grunde; Mathematik wurde nach Euclides, Philosophie nach Aristoteles gelehrt. Allmählig suchte der menschliche Geist, dem natürlichen Bildungsgange gemäss, sich zur Selbständigkeit emporzuarbeiten. Hatte man zuerst, was man bewunderte, sich begnügt sclavisch nachzuahmen, so versuchte man später, Eigenes zu schaffen. Man that einige furchtsame Schritte, ohne die Stütze der Alten zu benutzen, die Kraft erstarkte unter diesen Versuchen, und so gelangte man endlich zu einer Selbständigkeit, welche der früheren Stütze ganz entbehren zu können vermeinte. Franz Baco war es, der die Naturwissenschaften zuerst auf die Natur als auf ihre wahre Quelle hinwies, der von dem blossen Wiedergeben dessen, was von Naturbeobachtungen sich bei den Alten vorfindet, zur eigenen Beobachtung und Erforschung der Natur hinführte. Auf dem von ihm vorgezeichneten Wege gelangten die Naturwissenschaften zur Selbständigkeit und schritten, anfangs langsam, dann mit immer reissenderer Schnelligkeit vorwärts, bis sie in unserm Jahrhunderte zu einer Höhe gelangt sind, die riesenhaft und wunderbar genannt werden muss. Aber auch die übrigen Wissenschaften blieben nicht zurück. Auch sie emancipirten sich mehr und mehr von den Alten und gelangten auf selbständigem Wege zu grosser, früher ungeahnter Entwickelung. Die Medicin wendete sich immer mehr den Naturwissenschaften zu und schloss in neuester Zeit mit ihnen ein festes Bündniss ab. In der Jurisprudenz nimmt das römische Recht, — eine so wichtige Grundlage für jede wissenschaftliche Behandlung des Rechts es auch noch bildet und immer bilden wird, — doch nicht mehr die hohe Stelle ein, die es früher behauptete. Selbst in der Theologie haben sich mehrere wichtige Zweige in selbständiger Weise entwickelt und wenigstens einigermassen das Band gelockert, welches sie mit der Philologie verbindet, wenn auch der Natur der Sache nach die Verbindung zwischen diesen beiden Wissenschaften stets eine sehr innige sein und bleiben wird. Berücksichtigen wir diese ausserordentliche selbständige Entwickelung der genannten und aller andern Wissenschaften, wie der Geschichte, Geographie, Philosophie, so müssen wir es schon dadurch erklärlich finden, dass Zeit und Interesse für die classischen Studien, deren Bedeutung und Einfluss auf diese Wissenschaften nicht mehr der frühere ist, selbst bei manchem wissenschaftlich Gebildeten nicht mehr in dem früheren Masse vorhanden sind. Jede Wissenschaft nimmt für sich allein ein Leben in Anspruch.

Immer neue, bedeutende Erscheinungen folgen sich auf ihrem Gebiete, so dass es selbst denen, die nur der Wissenschaft zu leben berufen sind, schwer fällt, jedem neuen Fortschritte zu folgen. Die Jugend auf der Universität bedarf selbst bei regem Streben nnd Fleiss ihrer ganzen Kraft und Zeit, um die Fülle des neuen ihr gebotenen Stoffes zu bewältigen, und nur wenigen, besonders Begabten ist es vergönnt, sich mit den auf der Schule liebgewonnenen Studien auch ferner zu beschäftigen. Die spätere Praxis macht ebenfalls gegen sonst gesteigerte Ansprüche, und so mindert sich allmählig Sinn und Verständniss für die grossen Alten, so wahr und innig auch früher die Zuneigung zu ihnen gewesen sein mag. Wie sehr die Fülle des Stoffs, den die eigene Wissenschaft einem Jeden zu bewältigen gibt, das wissenschaftliche Interesse einseitig macht und von andern Studien ablenkt, anch von denen. die früher als das Gemeingut aller wissenschaftlich Gebildeten betrachtet wurden, dafür ist ein deutlicher Beweis wohl der, dass die allgemeinen Litteraturzeitungen, die früher einen bedeutenden Einfluss ausübten, zum grossen Theil wegen Mangels an Theilnahme eingegangen sind und nur wenige noch mit Mühe ihr Dasein fristen.

Von bei weitem wichtigeren Folgen jedoch, als die Ausdehnung der Wissenschaften, die mit den altclassischen Studien auf gleichem Boden stehen, für diese war und jemals werden konnte, war die schon erwähnte ausserordentliche Entwickelung und Ausbildung der Naturwissenschaften, zu denen die classischen Studien in einem principiellen Gegensatze stehen. Sie beschäftigen sich mit den Werken des Geistes, jene, wie ihr Name anzeigt, mit den Werken der Natur; sie wenden sich der Vergangenheit zu, um sie mit der Gegenwart zn vermitteln, jene gehören allein der Gegenwart an; ihre Richtung ist eine ideelle, die Richtung jener eine materielle. Characteristisch war es, dass schon Franz Baco, der Schöpfer der neuern Naturwissenschaften, ein Gegner und Verächter der Alten war, deren naturwissenschaftliche Kenntnisse er gering achtete, und für deren geistige Grösse ihm der Sinn abging. In der That machten die Naturwissenschaften bald solche Fortschritte, dass sie die Alten weit überflügelten, und viele Naturforscher mit einer Geringschätzung auf diese herabsahen, die sie unvermerkt auf die classischen Studien übertrugen. Je weiter die Naturwissenschaften sich ansbildeten und fortschritten, je grösser ihr Einfluss auf die allgemeine Bildung wurde, um so mehr beschränkten sie das Gebiet, auf dem früher die classischen Studien geherrscht hatten. Dieser Einfluss auf die allgemeine Bildung wurde besonders in den vierzig Jahren ungestörten Friedens, die den Befreiungskriegen folgten, ein ausserordentlicher. Ueberall, in allen Gebieten und Kreisen des Lebens übten die Naturwissenschaften ihren Einfluss aus, und überall wurde das Bedürfniss gefühlt, eine Bildung zu erwerben, die von den Fortschritten derselben Nutzen ziehen könnte. So wurden Realschulen, die im vorigen Jahrhunderte noch vereinzelte Erscheinungen waren, die nicht recht gedeihen wollten, zahlreich gegründet; es wurden Berufsschulen errichtet, die auf ähnlichem Grunde beruheten; es wurde das niedere Volksschulwesen, welches früher sehr darniederlag, bedeutend verbessert und gehoben. So trat in dem verhältnissmässig kur-



zen Zeitraume eines halben Jahrhunderts ein Umschwung in dem Stande der Bildung ein, der die Gestalt unseres ganzen Lebens vollständig zu verändern berufen war. Gab es früher nur eine Art höherer Bildung, die auf classischem Grunde beruhende gelehrte, so erhob jetzt eine neue, von der gelehrten verschiedene, ihr in manchen Beziehungen entgegengesetzte Bildung ihr Haupt, die zu ihrem Fundamente die Realien, hauptsächlich die Naturwissenschaften, machte, während die gelehrte Bildung ihre frühere Grundlage beibehielt. Die Zeit wurde practischer, sie wurde realer; ob reeller, das ist eine andere Frage, deren Beantwortung ich nicht zu unternehmen wage. Die, welche mit Selbstzufriedenheit sich im Besitze dieser neuen Bildung sehen, sind es vornehmlich, bei welchen Gleichgültigkeit gegen die classischen Studien, deren Ziel und Nutzen sie von ihrem Standpuncte aus nicht verstehen können, vorherrschend ist.

Nicht zu läugnen ist es, dass, was die Erweckung eines allgemeinen, die verschiedensten Schichten und Kreise des Lebens berührenden Interesses betrifft, die Naturwissenschaften der Philologie, wie überhaupt den Wissenschaften des Geistes gegenüber, im Vortheil sind. Das Erste, worauf der Mensch seinen Blick und sein Nachdenken richtet, ist die ihn umgebende Natur. Die Natur mit Allem, was sie belebt und schmückt, der Himmel mit seiner erhabenen Pracht, die Erde mit ihren verborgenen Schätzen, — das ist es, was den Sinn selbst des Ungebildeten fesselt und seine Aufmerksamkeit erregt; erst die höhere Bildung wendet sich der Betrachtung des Geistes, seiner Eigenschaften, seiner schaffenden Kraft, seiner Werke zu. Wenn der Naturforscher seine mühsamen und scharfsichtigen Beobachtungen der Thierwelt mittheilt, wenn er von ihren oft so merkwürdigen Eigenthümlichkeiten erzählt, wenn er die wunderbaren Kräfte der Natur schildert und ihre Wirkungen darstellt, wenn er die Körper scheiden lehrt und die Stoffe verbinden, — immer wird er eines aufmerksamen und dankbaren Zuhörerkreises gewiss sein. Gebildete, wie Ungebildete werden seinen Worten mit freudiger Spannung lauschen, erstere freilich um so mehr, wenn die Darstellung selbst durch Geist belebt und gehoben wird. Und wie könnte dies auch anders sein, da durch die Naturwissenschaften die todte Natur Leben und Sprache erhält, da sie für alles, was uns umgibt, den Blick schärft und erhellt, unzählige Erscheinungen, die ohne sie uns dunkel und unverständlich wären, erklärt und in ihren Ursachen, ihren Wirkungen und Folgen deutlich macht? Wie müssen sie nicht um so leichter Eingang finden und Interesse erregen, da sie in wichtigen und bedeutenden Theilen ohne grosse Vorkenntnisse, ohne lange vorhergegangenes Studium verstanden werden können. Anders ist es, wie bei den Wissenschaften des Geistes überhaupt, so insbesondere bei den classischen Studien. Der Weg, den sie ihre Jünger führen, ist ein langer, mühsamer, beschwerlicher; das Ziel, das sie ihnen vorhalten, ist hoch und hehr, der Genuss, den sie verheissen, ist süss und erhaben, aber nur der kann jenes Ziel erreichen, nur der jenes Genusses theilhaftig werden, der beharrliche, schwere Anstrengung nicht scheut. Wer die oft dornenvolle Bahn, die dahin führt, nicht gewandelt ist, dem fehlt Sinn

und Verständniss sowohl für den Genuss, den sie bereiten, als für den Nutzen, den sie gewähren. Erinnern wir uns der Zeit, in welcher auf Veranlassung eines hochherzigen Monarchen griechische Tragödien, die Meisterwerke dramatischer Kunst, auf deutschen Bühnen aufgeführt wurden. Das erste dieser Stücke war die Antigone, die durch die Darstellung rein menschlicher Gefühle unserer Zeit am nächsten steht; und doch — wer möchte zu behaupten wagen, dass sie mit vollem Verständnisse und wahrem Genusse von denen geschaut worden ist, denen es an aller classischen Vorbildung fehlte? Um ein Dichterwerk des Alterthums ganz zu verstehen und zu geniessen, werden Anschauungen erfordert, die nur der classisch Gebildete besitzt.

Aehnlich verhält es sich mit der Erkenntniss des Nutzens, den die verschiedenen Gattungen der Wissenschaften gewähren. Unermesslich sind die Vortheile, welche die Naturwissenschaften dem Leben gewähren. Wohin wir unser Auge richten, erkennen wir ihren mächtigen, gewaltigen Einfluss. Keine Kunst gibt es, kein Handwerk, das nicht von demselben berührt wird; in allen Lebenskreisen macht er sich geltend; unzählige Lebensgenüsse, Annehmlichkeiten, Bequemlichkeiten haben sie geschaffen, und in wenigen Jahren Umgestaltungen hervorgebracht, wie sie früher, bevor der menschliche Geist diese Bahnen betreten hatte, nicht durch Jahrhunderte erzeugt wurden. Dieser Art von Erfolgen können die classischen Studien sich nicht rühmen. Zwar haben sie Grösseres wohl und Wunderbareres bewirkt, aber was sie gewirkt und geschaffen haben, es lässt sich nicht mit Händen greifen und betasten, es lässt sich nicht mit den Augen des Körpers wahrnehmen, sondern es ist nur dem Auge des Geistes sichtbar, es lässt sich nur begreifen mit dem höheren Sinne, den die höhere Bildung verleiht. Sie lehren nicht den electrischen Strom mit Gedankenschnelle bestimmte Bahnen durcheilen, aber es gab eine Zeit, wo sie durch die Geister einen electrischen Strom leiteten, der zu Grossem begeisterte; sie verstehen nicht ein electrisches Licht hervorzubringen, das durch seine Helle den Tag beschämt, aber es gab eine Zeit, wo sie ein Licht in den Geistern der Menschen entzündeten, welches die Nacht langer Finsterniss verscheuchte und noch heute seine wohlthätigen Strahlen aussendet; sie vermögen nicht dem Landmann Patentdünger für seinen Acker zu bereiten, aber sie befruchten den Geist mit dem Samen, aus dem edle Humanität und wahre Wissenschaftlichkeit emporwächst; sie lehren nicht durch die Kraft des Dampfes Lasten bewegen, aber sie beschwingen den Geist, dass er zu einer Höhe sich zu erheben vermag, von welcher aus er Jahrtausende mit klarem Blicke überschaut. Solche Erfolge bleiben, wie gesagt, dem ungebildeten Auge unsichtbar, während der wohlthätige Einfluss der Naturwissenschaften selbst dem blödesten Auge nicht verborgen bleiben kann. Den Nutzen, den die classischen Studien gewähren, kann derjenige, der sie selbst nicht kennt, nimmer ganz ermessen; wer sie kennt, dem braucht er nicht bewiesen zu werden.

Nothwendige Folge des Aufschwungs, den die Naturwissenschaften nahmen, so wie des mächtigen Einflusses, den sie auf das gesammte Leben ausübten, war die Verfeinerung des Lebensgenusses und der materielle Sinn, der, durch



vierzig Friedensjahre grossgezogen und gehegt, in immer weitern Kreisen seine Herrschaft ausdehnt. Für ihn hat nur das Bedeutung, was das materielle Wohlsein fördert; das Mass, mit dem er die Dinge misst, ist das des materiellen Nutzens; er muss seiner Natur nach auf die classischen Studien, wie auf alle Wissenschaften des Geistes, mit Gleichgültigkeit, mit einer gewissen Geringachtung blicken, da sie in Sphären sich bewegen, wohin er weder dringen kann noch mag.

Dem allgemeinen Zuge, welcher den Geist der Gegenwart zuführte, folgte auch die poetische Litteratur. Während im vorigen Jahrhunderte der Einfluss der Antike auf dieselbe überall erkennbar war, und man allenthalben den Anklängen aus dem Alterthume begegnete, trat in diesem Jahrhundert die romantische Schule der classischen Richtung entgegen. Sie rief auch, unterstützt durch den nationalen Aufschwung der Befreiungskriege, einen erhöheten Eifer für das Studium der altdeutschen Litteratur hervor, durch welches manche treffliche Kraft dem Studium der Alten zwar nicht entfremdet, aber doch entzogen wurde. Denn diese Studien sind keineswegs einander principiell entgegengesetzt, sondern sie wurzeln auf demselben Boden, und es ist durch glänzende Beispiele bewiesen, dass sie von denselben Männern mit gleicher Auszeichnung und gleicher Liebe gepflegt werden können.

Der Einfluss, den alle diese Erscheinungen wie auf die Philologie als Wissenschaft, so auf die classischen Studien an den Gymnasien und auf die ganze Organisation dieser Anstalten ausübten, war unverkennbar und bedeutend. Wollten die Gymnasien nicht in wichtigen Beziehungen hinter dem allgemeinen Bildungsstande zurückbleiben, wollten sie nicht durch die Bildung, die sie ihren Zöglingen gewährten, mit dem grösseren Theile der Nation in den schroffsten Gegensatz gerathen, wollten sie ihre Zöglinge für die Zukunft dadurch nicht in Nachtheil bringen und falscher Beurtheilung aussetzen, so mussten sie manches in den Kreis ihrer Unterrichtsgegenstände aufnehmen, was bis dahin ganz darin gefehlt hatte, anderes mit grösserem Fleisse und in grösserem Umfange, als bisher, betreiben. Auch hierin hat das neunzehnte Jahrhundert einen unglaublichen Umschwung hervorgerufen. Ein Beispiel, welches auf den mathematischen Gymnasialunterricht früherer Zeiten einen Schluss gestattet, möge genügen, dies zu zeigen. Vor dreihundert Jahren bat ein Professor der Mathematik an der Universität Wittenberg „in seiner Einladungsrede die Studirenden, sich durch die Schwierigkeit dieser Disciplin nicht zurückschrecken zu lassen. Die ersten Elemente seien leicht, die Lehre von der Multiplication und Division verlange etwas mehr Fleiss.“ *) Mathematik, Physik, Astronomie fanden sich hier und da in den Schulplänen jener Zeit, aber man gelangte nicht über die ersten Anfangsgründe hinaus, die jetzt in den untersten Classen gelehrt werden. Die spätern Jahrhunderte änderten manches darin, aber immer hatten die classischen Studien ein solches Uebergewicht, dass die andern Fächer von geringer Bedeutung waren. In unserm Jahrhundert sollten die Realien in verhältnissmässig gleichem Grade, wie

*) v. Raumer, Gesch. d. Pädag. I. S. 319.

die classischen Studien, berücksichtigt werden. Es konnte dies nicht geschehen, ohne dass den letztern Zeit entzogen wurde. Die Folge davon war, dass sie in den Augen Unkundiger etwas an ihrer Bedeutung verloren; die Folge davon, dass auf die Realien unendlich mehr Zeit und Fleiss, wie früher, verwendet wird, ist zwar eine unendlich grössere, umfassendere Ausbildung des Geistes, aber auch eine gewisse Ermattung desselben, welche auf die spätere Werthschätzung und Zuneigung zu den classischen Studien nicht ohne Einfluss bleiben kann.

So wurde in unserm Jahrhundert die Stellung der classischen Studien gegen früher gänzlich verändert. Der Umfang, den alle Wissenschaften, namentlich auch die Fachwissenschaften, erhielten, die erhöheten Ansprüche, welche die Praxis machte, entzogen den classischen Studien viel von der Zeit und Kraft derer, die durch sie ihre erste Bildung empfangen und die Liebe zu ihnen sich bewahrt hatten. Die selbständige Ausbildung eben dieser Wissenschaften lockerte das Band, das sie früher mit den classischen Studien verbunden hatte, und minderte ihren directen Einfluss. Die Naturwissenschaften durchrissen dieses Band, das auch sie früher an dieselben geknüpft hatte, und betraten einen selbständigen Weg der Entwickelung. Sie schufen eine neue Art der Bildung, die der bisherigen direct entgegen war und in weiten Kreisen sich verbreitete, wohin bis dahin die Bildung nur wenige ihrer Strahlen ausgesendet hatte. In diesen Kreisen nahm materieller Sinn immer mehr überhand und setzte sich eine Ansicht von dem Werthe und der Nothwendigkeit der classischen Studien fest, die das Interesse nnd die Zuneigung zu ihnen beeinträchtigen musste und nicht ohne einigen Einfluss selbst auf solche Kreise blieb, denen der Sinn und das Verständniss für diese Studien nicht fehlte.

Rechnen wir hierzu, dass die critische Richtung der Zeit, welche die Gründe alles Bestehenden einer Prüfung unterwarf und geneigt war, alles Alte zu beseitigen und ein Neues an seine Stelle zu setzen, auch die classischen Studien nicht verschonte, dass die Bemühungen oberflächlicher Litteraten, die, ohne eigene gediegene Bildung zu besitzen, durch stets erneuerte Angriffe auf die classischen Studien den Beifall der Massen zu erhaschen hofften, doch auch manchen Freund derselben zweifelhaft machten, dass endlich das neu erwachte politische Leben zu Zeiten alles Interesse für sich in Anspruch nahm, so ist es wahrlich ein sprechender Beweis des hohen, unvergänglichen Werthes der classischen Studien, dass sie noch immer, wenn auch in veränderter Stellung, doch fest und unerschütterlich dastehen.

Aber immer erscheint die Frage gerechtfertigt: was haben diejenigen, die diese edlen Studien vertreten, unter so bewandten Umständen zu thun? Es hat nicht meine Absicht sein können, irgend eine Besorgniss für das Bestehen der classischen Studien aussprechen, noch weniger, eine solche erregen zu wollen. Sie sind zu sehr mit unserer ganzen Bildung verwachsen, als dass es möglich wäre, sie zu beseitigen; ihr Nutzen, ihre Nothwendigkeit für die Gegenwart sind so oft, so unbestreitbar, sind namentlich in diesen Versammlungen so gründlich, mit so viel

Einsicht, so viel Geist bewiesen worden, dass es eben so überflüssig, als anmassend von mir erscheinen müsste, wollte ich diesen Beweis hier nochmals zu führen mir erlauben. Allein sollen wir im Vertrauen auf diese Nothwendigkeit, im Vertrauen auf die innere Vortrefflichkeit und Tüchtigkeit der Studien glauben, nichts thun zu dürfen? Gewiss nicht. Es gilt nicht, den classischen Studien die Stellung wieder zu erobern, die sie in frühern Jahrhunderten inne hatten. Die Wissenschaften, die Litteratur, die ganze Bildung lassen sich nicht wieder auf den früheren Standpunct zurückdrängen, und wer wäre so thöricht, auch nur zu wünschen, dass dies geschehen könnte? Allein es gilt, der Einseitigkeit entgegenzuwirken, in welche die Bildung bei dem stets weiter um sich greifenden Materialismus, bei dem immer zunehmenden Uebergewicht der realen, namentlich der Naturwissenschaften, bei der immer entschiedeneren Richtung des Geistes auf die Gegenwart und das Reale zu verfallen droht; es gilt zu zeigen, dass es auch noch etwas Anderes, noch etwas Höheres und Edleres gibt, als das materielle Wohlsein, dass es auch eine ideelle Wirklichkeit gibt, die ihr Recht hat, dass ein Volk, dem die Idee nichts, das materielle Wohlbefinden alles ist, in Gefahr geräth, trotz aller Civilisation einer geistigen Barbarei zu verfallen, dass eine solche Zeit, ein solches Volk niemals etwas wahrhaft Grosses, aus Begeisterung Entsprungenes vollbringen, sondern in Thatenlosigkeit und Unentschiedenheit ein unrühmliches Dasein führen wird. Die Tochter des Materialismus ist geistige Feigheit; geistiger Muth, wahre Tapferkeit ist nur da, wo die Idee herrscht und Gewalt über die Seelen hat.

Es gilt also jetzt nicht zu erobern, sondern zu erhalten. Die Philologie als Wissenschaft hat nichts zu besorgen, so lange überhaupt noch Sinn für Wissenschaft besteht. Sie würde, selbst wenn der classische Unterricht aus den Schulen verbannt wäre, ihre Jünger finden; sie würde ein friedliches, von der Masse unbefeindetes und unbeneidetes Stillleben führen. Aber es gilt zu verhüten, dass die Angriffe gegen die classischen Studien in den Gymnasien noch weitere Erfolge erzielen, dass noch weitere Concessionen ihnen abgerungen werden, dass auch sie mit dem Masstabe des materiellen Nutzens gemessen und auf das Nothdürftigste beschränkt werden; dass der Jurist soviel Latein lernt, um das Corpus juris, der Theolog soviel Griechisch, um das Neue Testament zu verstehen, der Naturforscher höchstens soweit die alten Sprachen treibt, um sich die technischen Ausdrücke seiner Wissenschaft zu enträthseln. Es gilt endlich, das Interesse für die classischen Studien neu zu beleben und ihnen neue Anhänger zu gewinnen. Dazu bedarf es der einmüthigen Bestrebungen derer, die zunächst berufen sind, diese Studien zu vertreten. Man sage nicht kleinmüthig, dass solche Bestrebungen nicht vermögen, dem Strome der Zeit erfolgreich entgegenzutreten. Was beherzte, energische, gemeinsame Thätigkeit selbst gegen gewaltige Strömungen der Zeit vermag, das lehren die Erscheinungen der neuesten Zeit auf dem kirchlichen und religiösen Gebiete.

Fragt man, was zu thun sei, welcher Art diese Thätigkeit sein müsse, so lässt sich zuerst antworten: man muss im Allgemeinen auf dem jetzigen

Wege beharren, man muss nicht aufhören, vorwärts zu schreiten, zum Bessern hinzustreben. Man muss leidenschaftlichen Angriffen mit Würde und Festigkeit begegnen, man muss belehren, wo man Empfänglichkeit dafür, wo man blossen Irrthum gewahrt; dann wird man der Zeit vertrauen können, die das wahrhaft Tüchtige und Gediegene zu Ehren bringen wird auch da, wo es der Anerkennung noch entbehrt. Die Philologie als Wissenschaft wird demnach fortfahren, das Alterthum mit Geist und Gründlichkeit zu erforschen und die Wichtigkeit der Antike für wissenschaftliche Bildung klar zu machen; sie wird ihren Einfluss auf die andern Wissenschaften, mit denen sie auf gleichem Boden steht, zu erhalten und zu erweitern suchen dadurch, dass sie die gewonnenen eigenen Resultate auch für sie fruchtbar zu machen strebt; es werden diejenigen, die durch Geist und Talent dazu berufen sind, durch edelpopuläre Darstellungen das Interesse für das Alterthum, seinen Geist und seine Kunst in weiteren Kreisen zu wecken und dadurch auch diejenigen zu gewinnen suchen, die der neuen, realen Bildung zugewendet sind.

Grösser und erfolgreicher noch wird die Wirksamkeit derer sein können, deren Lebensaufgabe es ist, die classischen Studien an den Gymnasien zu vertreten. Manche geistreiche Andeutungen über Reform des classischen Unterrichts, um denselben zu heben und ihm neues Leben einzuhauchen, haben wir von verschiedenen Seiten neuerer Zeit erhalten, doch ist es dem Practiker schwer, sich daraus ein klares Bild zu entwerfen. Die wichtigste Aufgabe für den Lehrer der classischen Studien wird sein, fest das Ziel und den Zweck des classischen Unterrichts, so wie den Unterschied, der zwischen der Wissenschaft der Philologie und den classischen Studien als Bildungsmittel besteht, im Auge zu behalten. So wichtig dieser Punct ist, so schwierig ist er auch. Der Grundsatz, dass der Unterschied gross und bedeutend ist, wird wohl von Allen zugestanden, aber im Einzelnen denselben nachzuweisen, die Gränze anzugeben, welche die beiden Gebiete scheidet, ist schwierig; sie zu finden, wird meist dem Tacte des geübten Lehrers überlassen bleiben müssen.

Die Stellung der Philologie zur Schule ist jetzt eine andere, wie sonst. Die Philologie entsprach früher ihrem Namen mehr, als jetzt; sie war wesentlich ein Studium der Sprachen der Alten und ihrer Werke, und als solches Hauptbestandtheil aller höheren wissenschaftlichen Bildung. Der Schmuck und die Zierde des Gelehrten war die Kunst, die Sprache Latiums wie eine Muttersprache zu gebrauchen. Die reale Seite des Alterthums wurde in so weit berücksichtigt, als sie aus den Schriften der Alten sich ermitteln liess und wiederum zum Verständniss derselben erforderlich schien; die Schriften, welche dieselbe behandelten, waren zum bei weitem grössern Theil Compilationen aus den alten Autoren. Diesem Zustande der Philologie entsprach der Stand des classischen Unterrichts in den Schulen. Das Ziel desselben war Kenntniss der alten Sprachen, insbesondere der lateinischen, und Kenntniss der alten Autoren. Das Lateinische, als allgemeine Gelehrtensprache, war die Grundlage des ganzen Unterrichts; genaue Kenntniss der Grammatik, Fertigkeit im Latein-Schreiben und Sprechen wurde erstrebt, daher Cicero und Terentius, als diejenigen

Schriftsteller, die zur Erlangung dieser Fertigkeit am geeignetsten schienen, vorzugsweise gelesen. Jetzt ist die Philologie im Laufe der Jahrhunderte zu einer selbständigen Wissenschaft geworden, die sich zur Aufgabe macht, das Alterthum in seinen verschiedenen Beziehungen zu erforschen und darzustellen, es geistig zu erneuern; sie hat aufgehört, nur Sprachwissenschaft zu sein, und hat sich zur Alterthumswissenschaft, wie sie häufig sich auch nennt, umgestaltet. Die realen Seiten des Alterthums, die sonst beiläufig beleuchtet wurden, werden von ihr selbständig erforscht, und so hat sie unwillkührlich dem zum Realen hindrängenden Zuge der Zeit auch ihrerseits gehuldigt. Die Theile, die sie umfasst, sind zu eigenen, umfangreichen Wissenschaften herangewachsen, welche alle mit gleicher Gründlichkeit zu erforschen nur wenigen Meistern vergönnt ist; sie ist zu einem riesigen Baume emporgewachsen, der nach allen Richtungen hin seine mächtigen Aeste aussendet. Durch diese gänzliche Umgestaltung, die hauptsächlich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts die Philologie erfahren hat, ist der Unterschied zwischen ihr und den classischen Studien auf den Gymnasien ein grosser, ein specifischer geworden.

Der Zweck dieser Studien in der Schule, wie sie gegenwärtig sich gestaltet haben, ist zunächst Uebung der geistigen Kräfte. Der formale Gewinn, den sie gewähren, ist so lange anerkannt, so oft hervorgehoben worden, dass man jetzt sich fast zu scheuen scheint, ihn als besonders wichtig hinzustellen. Aber die Wahrheit wird dadurch, dass sie eine alte Wahrheit wird, nicht zur Unwahrheit, und noch ist der Beweis der oft gewagten Behauptung nicht gelungen, dass jeder andere wissenschaftliche Unterricht in gleichem Grade die geistigen Kräfte übe. Zweck des classischen Unterrichts ist ferner, durch Einführung in den Geist des Alterthums wissenschaftlichen Sinn zu wecken, durch das Studium der Vergangenheit den Blick zu schärfen und zu erweitern, zum richtigen Verständniss der Gegenwart zu führen; durch die Kenntniss der alten Classiker, ihres Geistes und ihrer Kunst, durch die in ihnen liegenden Bildungselemente bildend und veredelnd auf Geist und Gemüth einzuwirken. Zu diesem Ziele stimmt die Wissenschaft der Philologie in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit weder nach Zweck, noch Umfang, und darum ist es gegenwärtig besondere Pflicht der Schule, aus dem überreichen Stoffe, den die heutige Philologie ihr bietet, nur das für sie Geeignete sorgfältig auszuwählen und das Ausgewählte in solcher Weise auszubeuten und methodisch zu benutzen, wie es ihrem Bildungsziele angemessen ist. Sie wird sich auf das Studium der Sprachen und auf die Lectüre der edelsten und vorzüglichsten Schriftsteller der Hellenen und Römer beschränken, aus der übrigen Fülle des Stoffs alles fern halten, was der Philologie als Wissenschaft allein von Wichtigkeit ist; sie darf nicht vergessen, dass sie Menschen bilden will, nicht Philologen.

Man hat, um die Lust der Jugend an den classischen Studien zu beleben, eine massenhafte Lectüre angerathen, um eine möglichst vollständige Kenntniss der Classiker zu erzielen; doch ist dieser Rath ein gefährlicher, da er zur Ungründlichkeit und Halbheit verführen kann. Hat auch die neuere Gestaltung der Philologie

den wohlthätigen Einfluss auf die Schulen geübt, dass auf den Inhalt der Schriftsteller die gebührende Rücksicht genommen wird, so darf doch der classische Unterricht seine bewährte, strenge Methode, die einen seiner grössten Vorzüge bildet, unter keinen Umständen aufgeben. Das Studium der alten Sprachen, der alten Classiker ist schwierig, und schwierig soll es sein. Der jugendliche Geist soll an Ueberwindung von Schwierigkeiten gewöhnt, daran soll er geübt und gekräftigt werden, darin liegt ein ethisches Element, das nicht gering angeschlagen werden darf. Darum durfte ich vorher sagen, die Philologie sowohl als die classischen Studien der Gymnasien sollten auf dem Wege beharren, auf dem sie jetzo wandeln; dann könnten sie den gerechten Richterspruch der Zeit in Ruhe erwarten. Irre ich nicht, so machen hier und da schon einzelne Symptome sich bemerkbar, dass die Zeit gerecht richten wird, dass die Gymnasien schon jetzt wieder in der öffentlichen Meinung an Werthschätzung gewonnen haben, dass man die Früchte einer classischen Bildung wieder richtiger zu beurtheilen beginnt. Wie kann es auch fehlen, dass der classische Unterricht, wenn er sich in den bezeichneten Schranken hält und in dem angegebenen Sinne geleitet wird, sich als fruchtbar für Geist, Gemüth und Character bewährt und für die grossen Alten eine Liebe in der Jugend entzündet, die die Schulzeit weit überdauert.

Aber um solche Liebe zu entzünden, dazu gehört die eigene, begeisterte Liebe. Es ist ein altes Wort: was von Herzen kommt, das geht zu Herzen. Wem wahre Begeisterung für die reine Schönheit der Antike tief im Innern glüht, dem wird es auch gelingen, die Flamme der Begeisterung in seinen Schülern zu entzünden. Das begeisterte Wort des geachteten und geliebten Lehrers wirkt gewaltig auf den empfänglichen Sinn der Jugend und findet darin einen mächtigen Wiederhall. Wollen wir darauf hinwirken, dass das Interesse für die classischen Studien wieder reger werde, so versäumen wir es nicht, der Liebe, die wir selbst für sie empfinden, begeisterten Ausdruck zu geben, sie einströmen zu lassen in die Herzen der Jugend; hüten wir uns, durch überhebende, tadelnde Critik den Sinn derselben zu erkälten. Die Jugend ist extrem in der Liebe, wie im Hass, in der Begeisterung, wie in der Verachtung.

Wollen wir ferner der Gleichgültigkeit gegen die classischen Studien mit Erfolg begegnen, so bedürfen wir dazu des Muthes der Ueberzeugung, welche sich nicht scheut, überall, wo es Noth thut, den Angriff abzuschlagen, den Spott zu demüthigen, die Gleichgültigkeit zu strafen, die eigene Liebe zu bekennen. Wohl ist es nicht leicht, vielleicht allein in grosser Menge diesen Muth der Ueberzeugung zu bewähren, doch wie wollen wir den erhebenden, veredelnden, kräftigenden Einfluss der classischen Studien darthun, wenn wir ihn nicht an uns selbst beweisen, wenn wir uns scheuen, das zu preisen, was wir verehren, wenn uns jeder Angriff, jeder Spott in unserer Ueberzeugung wankend macht? Das kräftige Wort wahrer Ueberzeugung pflegt seines Eindrucks selten zu verfehlen. In dieser Weise müssen alle, die zur Vertretung der classischen Studien berufen sind, wirken, wirken in Einig-

keit. In der Liebe zu den classischen Studien müssen und werden alle einig sein; herrscht im eigenen Lager Uneinigkeit, dann ist die Gefahr nahe. Verderblicher wirken die unentschiedenen, schwankenden, halben Freunde, als die entschiedenen Feinde.

Ist irgend etwas dazu geeignet, diese Einigkeit zu bewirken und dadurch indirect das Interesse der classischen Studien zu fördern, so sind es diese Versammlungen. Die Gemeinschaft gibt Selbstvertrauen, das Beispiel erweckt Nachfolge. So mögen denn vor Allen die grossen Meister der Wissenschaft, ausgerüstet mit dem Schwerte des Geistes, hintreten und mit der Zunge der Begeisterung sprechen, auf dass bei Jeglichem unter uns die Ueberzeugung befestigt, der Muth gestählt, die Liebe entflammt, die Einigkeit gefördert werde. Mit dem innigen Wunsche, dass diese vierzehnte Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in solchem Sinne wirksam sein möge, erkläre ich dieselbe hiermit für eröffnet.

Nach Beendigung dieser Rede wurden durch den Präsidenten zunächst die Statuten des Vereins nach der Berliner Fassung vom 3. October 1850 vorgelesen und darauf zur Bildung des Büreau's geschritten. Der Präsident schlug zu Secretairen der Versammlung aus der Zahl der auswärtigen Mitglieder die Professoren Julius Cäsar aus Marburg und Hermann Weissenborn aus Erfurt, von den einheimischen den Professor Zetzsche und den designirten Gymnasiallehrer Dr. Sehrwald vor. Die Versammlung ertheilte diesen Vorschlägen ihre Zustimmung.

Hierauf verlas der Vicepräsident, Director Dr. Eckstein aus Halle, das Verzeichniss der bereits eingeschriebenen 160 Mitglieder. Auf Ersuchen des Präsidenten erhob sich jeder bei Nennung seines Namens von seinem Platze.

Nachdem die Versammlung somit constituirt war, theilte der Präsident derselben folgendes Schreiben der hiesigen städtischen Behörde mit:

Die Kunde, dass die Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten für dieses Jahr in unserer Stadt Mauern gehalten werden soll, hat die Einwohnerschaft der hiesigen Haupt- und Residenzstadt mit der lebhaftesten Freude erfüllt.

Dieser Freude Worte zu verleihen, ist für uns eine so angenehme, als unerlässliche Pflicht; wir ersuchen den geehrten Vorstand, der Versammlung unseren und unserer Mitbürger freundlichsten Gruss auszusprechen und damit die Versicherung zu verbinden, dass wir den schönsten Lohn unseres vereinten Bestrebens, unseren verehrten Gästen ihren Aufenthalt hier möglichst angenehm zu machen, in der Hoffnung finden, dass in deren Herzen uns, unserer Stadt und ihren Einwohnern ein freundliches Andenken bewahrt bleibt.

Altenburg, am 21. September 1854.

In aufrichtigster Hochachtung und Ergebenheit
Der Stadtrath.
F. Hempel.

Die Versammlung gab ihre dankbare Anerkennung für diese freundliche Begrüssung durch Aufstehen zu erkennen und beauftragte das Präsidium, dem Stadtrathe ihren Dank dafür auszudrücken.

Demnächst gab der Präsident den Gefühlen der wärmsten und ehrfurchtsvollsten Dankbarkeit gegen Se. Hoheit den regierenden Herzog Ernst für die Huld, welche Höchstderselbe dem Vereine durch Gestattung der gegenwärtigen Versammlung und durch Gewährung der für dieselbe erforderlichen Mittel bewiesen hatte, in angemessenen Worten Ausdruck, sprach ferner dem Herzoglichen Ministerium für die mannichfache Förderung und Unterstützung, welche dasselbe den Zwecken des Vereins hatte angedeihen lassen, den aufrichtigsten und ehrerbietigsten Dank aus, und dankte endlich den Mitgliedern des Local-Comité's *) für die vielfache und aufopfernde Thätigkeit, mit welcher dieselben die Bemühungen des Präsidiums unterstützt hatten, in eben so anerkennender als herzlicher Weise.

In Folge der Aufforderung ihres Präsidenten, des Geheimeraths Dr. v. d. Gabelentz, entfernten sich hierauf die Mitglieder der orientalischen Section, um sich in ihrem Sitzungslocale, dem Saale der hiesigen Freimaurerloge, zu constituiren.

Nach der kurzen, hierdurch eingetretenen Pause las der Präsident ein bereits im vorigen Jahre eingegangenes Schreiben des Geh. Hofrath Dr. E. Kärcher in Karlsruhe vor, mit welchem derselbe der Versammlung als ein Zeichen seiner Hochachtung eine grössere Anzahl Exemplare des Herbstprogrammes des Karlsruher Lyceums vom J. 1853 und der demselben beigegebenen Abhandlung: Horaz. Dritte Lieferung. 8. Karlsruhe 1853. überreicht hatte, und bemerkte, dass die Exemplare des Programmes sowohl als der Abhandlung zur Vertheilung unter die Mitglieder auslägen. Desgleichen theilte er mit, dass ein Exemplar von Emil Braun's Vorschule der Kunstmythologie, Gotha 1854, welches durch Vermittelung des Hofrath Wüstemann aus Gotha dem Präsidium zugegangen und aus Anlass der gegenwärtigen Versammlung von dem Verleger der hiesigen Herzoglichen Bibliothek verehrt worden war, zur Ansicht ausgelegt sei, und empfahl, dem Wunsche des Verlegers gemäss, dieses vorzügliche Werk denjenigen Mitgliedern der Versammlung, denen dasselbe etwa noch unbekannt sein möchte.

Man ging sodann zur Wahl der Commission über, welche über den für das nächste Jahr zu wählenden Versammlungsort zu berathen und in der dritten öffentlichen Sitzung Bericht zu erstatten hat. Dem bisher in dieser Hinsicht beobachteten Verfahren gemäss wurden in diese Commission, ausser dem Präsidium der diesmaligen Versammlung, die anwesenden Präsidenten und Vicepräsidenten der früheren

*) Ausser den S. 5 namentlich verzeichneten Mitgliedern gehörten noch Hr. Prof. Zetzsche und Hr. Zeichenlehrer Mossdorf zum Local-Comité. Ausserdem waren noch die Herren Reg. Rath Lommer, Prof. Braun, Prof. Lorentz, Prof. Frank, Prof. Köhler, Prof. Gersdorf, Dr. Matthiä, Dr. Schmidt, Stud. Erdmannsdörffer und eine grosse Anzahl Gymnasiasten theils beim Empfange der Gäste auf dem Bahnhofe und dem Empfangsbüreau, theils in anderer Art thätig und behülflich.



Versammlungen, Geh. Hofrath Göttling aus Jena, Prof. Gerlach und Prof. Vischer aus Basel, Hofrath Hermann und Prof. Schneidewin aus Göttingen berufen; ausserdem wurden auf den Vorschlag des Präsidenten noch Geh. Rath Wiese aus Berlin, Hofrath Wüstemann aus Gotha und Prof. Petersen aus Hamburg zu Mitgliedern gewählt Die Orientalisten sollten durch das Präsidium ersucht werden, ihrerseits ebenfalls ein Mitglied in die Commission zu ernennen. Die Commissionsmitglieder wurden sofort durch den Präsidenten ersucht, sich heute Abend 5 Uhr zu einer Sitzung auf dem Plateau einzufinden.

Hierauf theilte der Vorsitzende die bis dahin angemeldeten Vorträge mit:

1) von Hofrath und Prof. Dr. Hermann aus Göttingen über einen noch zu bestimmenden Gegenstand;
2) von Prof. Dr. Gerlach aus Basel: Ueber Mommsen's Römische Geschichte;
3) von Prof. Dr. Stark aus Jena: Ueber die ursprüngliche Bedeutung des Niobe-Mythus;
4) von Prof. Dr. Petersen aus Hamburg: Ueber das Verhältniss der älteren attischen Vasenbilder zum troischen Sagenkreise und Homer;
5) von Prof. Dr. Vischer aus Basel: Skizze des Parnass und seiner Umgebung;
6) von Prof. Dr. Lothholz aus Weimar: F. A. Wolf, W. v. Goethe und W. v. Humboldt;
7) von Prof. Dr. Gravenhorst aus Hildesheim: Vorlesung einer neuen Uebersetzung von Aeschylus' Agamemnon;
8) von Prof. Dr. Döderlein aus Erlangen: Anfrage über zwei Stellen lateinischer Schriftsteller;
9) von Prof. Dr. Forchhammer aus Kiel: Vorlegung eines neuen Planes von Theben und Bemerkungen darüber mit besonderer Rücksicht auf die Tragiker;
10) von Dr. Hertzberg aus Halle: Ueber die Hebung des Königthums unter Agesilaos.

Der Vorsitzende machte den Vorschlag, dass die Vorträge unter 1—4 Dienstag den 26., die unter 5—7 Mittwoch den 27., die unter 8—10 Donnerstag den 28. September gehalten werden möchten. Die Versammlung erklärte sich damit einverstanden.

Nachdem die Mitglieder der pädagogischen Section noch ersucht worden waren, sich behufs der Constituirung und Feststellung der Berathungsgegenstände in die Aula des Josephinums zu begeben, schloss der Präsident die Sitzung kurz vor 12 Uhr.

Zweite Sitzung.

Altenburg, den 26. September 1854.

Nachdem der Vice-Präsident, Director Dr. Eckstein, welcher in der heutigen, nach 10 Uhr Vorm. eröffneten, zweiten allgemeinen Sitzung den Vorsitz übernommen hatte, die Liste der seit gestern angemeldeten Mitglieder verlesen und über die eingegangenen Geschenke (zwei Schriften von Prof. Vischer aus Basel) der Versammlung Mittheilung gemacht hatte, erstattete derselbe über die zu Erlangen im J. 1851 beschlossene Errichtung eines Denkmals für F. A. Wolf folgenden Bericht:

Meine Herren! Es war auf der Versammlung zu Berlin, wo Director Dr. Wex aus Schwerin in Anregung brachte, dass es Pflicht deutscher Philologen sei die Grabstätte Friedrich August Wolfs in Marseille aufzusuchen und mit einem Denkmale zu schmücken. Aber in Marseille ergab sich sehr bald, dass für Wolf keine Concession zu einer bleibenden Grabstätte erlangt war. Den eifrigen Nachforschungen seiner Tochter an Ort und Stelle ist es gelungen wenigstens zu der Gewissheit zu gelangen, dass von drei in einer Ecke des Kirchhofs liegenden Gräbern eines das ihres Vaters sei; welches von den dreien aber, hat auch der protestantische Prediger Sautter nicht anzugeben vermocht. Als diese Mittheilungen von dem verehrten Präsidenten Prof. Döderlein auf der Erlanger Versammlung gemacht wurden, machte Geheimerath Böckh darauf aufmerksam, dass, da wir nicht einmal sicher das richtige Grab wüssten und noch weniger eine Garantie für den Bestand eines auf demselben errichteten Denkmals hätten, Wolf in Halle ein Denkmal errichtet werden müsse, dem Sitze seiner vorzüglichsten Wirksamkeit. Damit war jene Versammlung ganz einverstanden und beschloss, dass in Halle oder Berlin ein Comité zusammentrete zur weiteren Berathung über jenes Denkmal. Soweit war die Angelegenheit eingeleitet. Prof. Döderlein übersandte bald darauf mir die betreffenden Papiere und die bereits eingezahlten 8 Gulden und übertrug mir die weitere Fortführung der Sache. Die Professoren Bernhardy, Meier und Ross traten alsbald zusammen, und Geheimerath Böckh erklärte sich mit Vergnügen bereit dem in Halle gebildeten Comité als Berliner Mitglied beizutreten. Wir einigten uns rasch, dass es am geeignetsten sein würde in der Aula des Halleschen Universitätsgebäudes eine Marmorbüste aufzustellen und übertrugen die Anfertigung derselben nach dem vorhandenen Werke von Fr. Tiek dem Bildhauer H. Heidel in Berlin, der kurz vorher eine vortreffliche Büste C. Lachmanns für die Berliner Universität geliefert hatte. Das General-Concil der Halleschen Universität



genehmigte am 19. Juli 1852 einstimmig die Aufstellung der Büste und des Herrn Ministers der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten Exc. gab durch Rescript vom 24. Juli desselben Jahres seine Zustimmung. Bereits im April hatten wir einen öffentlichen Aufruf erlassen, um Beiträge zu den Kosten zu erhalten, und dieselben kamen auch aus den preussischen Provinzen Sachsen, Brandenburg und Pommern (wo sich die Schulräthe Kiessling und Wendt für die Sache lebhaft interessirt hatten), aus Preussen und Schlesien sehr reichlich. Aus der Rheinprovinz und aus Posen ist kein Beitrag eingegangen und auch in Westfalen hat sich nur das Gymnasium zu Minden bei der Sammlung betheiligt. Aus dem Königreiche Hannover erhielten wir 14 Thlr. von Göttingen und Ilfeld, in Baiern haben die Philologen in München und Erlangen, die Gymnasien zu Augsburg, Baireuth und Bamberg, in Sachsen Leipzig und Dresden (das Blochmannsche Institut und die Kreuzschule), in den Thüringischen Landen besonders Weimar und Jena, in Mecklenburg Schwerin und Friedland, in Nassau Wiesbaden, in Baden Wertheim, in Hessen Giessen und Braunschweig sich betheiligt; aus Frankfurt am Main sandte Dr. Voemel über 18 Thlr. und aus Hamburg sind mir erst am gestrigen Tage 10 Thlr. übergeben. Die noch lebenden Schüler Wolfs (Geheimerath Föhlisch in Wertheim, Director Haacke in Stendal, Consistorialrath Funk in Magdeburg, Regierungsrath Seebode in Wiesbaden, Geheimer Ober-Regierungsrath J. Schulze in Berlin) haben besonderes Interesse an dem Unternehmen genommen. So ist es uns gelungen 337 Thlr. 12 Sgr. 8 Pf. zusammenzubringen, mit denen das Honorar des Künstlers (275 Thlr.), die erforderlichen Transportkosten (7 Thlr. 4 Sgr.), die Kosten der Aufstellung (4 Thlr.) und die nicht unansehnlichen Portoauslagen bestritten werden konnten. Am 18. August ist die Büste aufgestellt und Alle, welche den grossen Mann im Leben gekannt haben, versichern einstimmig, dass sie ganz vorzüglich gelungen sei.

Somit haben wir den ehrenvollen Auftrag, welchen die Erlanger Versammlung uns gegeben hat, erfüllt; ich muss es Ihnen, m. H., überlassen, ob Sie aus Ihrer Mitte Einige ernennen und mit der Revision der Rechnung beauftragen wollen. (Mehrere Stimmen aus der Versammlung erklären das für nicht erforderlich). So lassen Sie mich wenigstens Ihnen herzlichst danken für das Vertrauen, welches Sie dadurch dem Comité und speziell mir als dem Rechnungsführer beweisen, gestatten Sie aber, dass eine Uebersicht der Rechnung als Beilage zu dem Berichte über die diesjährige Versammlung gedruckt werde. — Aber noch ist weiter Beschluss zu fassen über die Verwendung des Ueberschusses von etwa 40 Thlrn. Darf ich mir einen Vorschlag erlauben, so würde derselbe dahin gehen, dass dieses Geld einem tüchtigen, aber bedürftigen Studiosus der Philologie in Halle zugewendet, die Wahl desselben aber den drei Halleschen Universitätsprofessoren im Comité überlassen würde.

Die Versammlung beschloss auf die hiernächst von dem Vorsitzenden und Berichterstatter gestellten Fragen: 1) dass ein Rechnungsauszug als Beilage in die Verhandlungen der diesjährigen Versammlung aufgenommen, dagegen 2) ein besonderes

Comité zur Prüfung der Rechnungen nicht ernannt werden solle; 3) dass der Ueberschuss einem tüchtigen, aber bedürftigen Studiosus der Philologie in Halle zu überlassen, die Wahl desselben aber den drei Universitätsprofessoren im Comité anheimzugeben sei.

Der Tagesordnung gemäss ersuchte nun der Vorsitzende den Hofrath und Professor Dr. Hermann aus Göttingen, seinen Vortrag über die dorischen Könige von Argos zu beginnen.

Hofrath Dr. Hermann: Der ehrenden Aufforderung, diese Versammlung mit einem Vortrage aus dem engeren Kreise meiner wissenschaftlichen Beschäftigungen zu eröffnen, kann ich in diesem Augenblicke nicht besser entsprechen, als indem ich Ihre Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand der älteren griechischen Geschichte lenke, der trotz seiner scheinbaren Specialität für die ganze Entwickelung derselben wichtig genug ist, um eine nähere Erörterung zu verlangen, als ihm die Geschichtschreiber des griechischen Volkes selbst in bändereichen Werken bisher haben angedeihen lassen. Ganz ist derselbe allerdings von dem deutschen Fleisse auch nicht unberührt geblieben; der verewigte Otfr. Müller hat bereits in seinem Erstlingswerke, den *Aegineticis* [1]), und später auch in einer Anmerkung seiner Dorier [2]) den Weg dazu gebahnt, und einen seiner wichtigsten Theile hat ein Mitglied unserer gegenwärtigen Versammlung selbst, Hr. Prof. Weissenborn, in seiner Abhandlung über den König Pheidon von Argos [3]) dergestalt aufgehellt und von verjährten Irrthümern gereinigt, dass ich dessen Untersuchungen hier im Wesentlichen als Grundlage der meinigen voraussetzen kann; je leichtfertiger aber noch ganz neuerdings der Engländer Grote in seinem vielfach überschätzten Geschichtswerke die Ergebnisse dieser Forschungen in den Wind geschlagen hat [4]), desto nöthiger scheint es nicht bloss wiederholt auf ihre Verdienste aufmerksam zu machen, sondern sie geradezu zu einem Versuche über die Geschichte der dorischen Könige von Argos zu erweitern, wovon jenem Geschichtschreiber Griechenlands mitten unter den mehreren hundert Seiten, die er den Medern, Assyriern, Babyloniern, Kimmeriern gewidmet hat, auch nicht einmal ein ungefähres Bild zu gewinnen eingefallen ist! Und doch fehlt es dazu weder an Material noch an Aufforderung, zumal seit die Entdeckung eines neuen Titels der Excerpte des Constantin Porphyrogenetes im Escurial, περὶ ἐπιβουλῶν, uns in den Besitz einiger sehr interessanter Bruchstücke des Nicolaus von Damaskus und Diodor von Sicilien aus der Geschichte jener älteren Zeit gesetzt hat [5]); — bedarf es also auch immer noch mancher Vermuthungen und gewagter Combinationen, um die zerstreuten Reste jener Erinnerungen zu einem historischen Organismus zu

---

1) *Aegin.* p. 51—63. — 2) Dor. II. S. 108. — 3) Hellen, Beiträge zur genauern Erforschung der altgriechischen Geschichte, Jena 1844. 8. S. 1—86. — 4) *Hist. of Greece II.* p. 611. — 5) *Excerpta e Polybio, Diodoro etc. ed. Feder*, Darmst. 1849. 8, oder C. Müllers *Historic. gr. fragmenta.* T. II u. III.

vereinigen, so möchte es gleichwohl endlich einmal Zeit sein, zur Beantwortung der grossen, ich darf wohl sagen, welthistorischen Frage, wie die Hegemonie des dorischen Peloponnes und mit ihm des gesammten früheren Griechenlands dem Hause des ältesten Herakliden verloren gegangen sei, neben dem bisher fast allein betrachteten spartanischen Factor auch den des argivischen Königshauses selbst in den Kreis der Betrachtung zu ziehen; und dazu bitte ich Ihnen in diesem Vortrage wenigstens eine Vorarbeit vorlegen zu dürfen.

Ueber die Anfänge der Heraklidenherrschaft nach der Eroberung des Peloponnes und die Theilung des Eroberten unter die drei Stämme der Söhne des Aristomachos will ich Bekanntes nicht wiederholen; nur über einen Punct, das Verfahren des Temenos als Aeltesten gegen die unmündigen Söhne des Jüngsten, Aristodemos, die er zu Gunsten seines Bruders Kresphontes übervortheilt und mit dem magersten Loose, Lakonika, abgefunden haben soll[6]), will ich hier beiläufig die Vermuthung hinstellen, dass diese Sage aus den genealogischen Gedichten des Lacedämoniers Kinäthon in die Mythengeschichte geflossen seyn möge. O. Müller[7]) leitet sie aus den Tragikern und schreibt namentlich athenischer Erfindung auch den Zug derselben zu, dass auf den Altären, auf welchen die Brüder dem Ahnherrn Zeus geopfert, als Wahrzeichen für Sparta eine Schlange, für Messenien ein Fuchs, für Argos eine Kröte sich gefunden habe, welche letztere man auf die daheim sitzende Unthätigkeit der Argiver deutete[8]); ich kann aber für solchen Unglimpf gegen Argos weit eher die Quelle in Lacedämon als in Athen suchen, und wenn auch unter Euripides verlornen Dramen sowohl ein Kresphontes als ein Temenos genannt wird, so wissen wir doch von beiden Süjets wenigstens so viel, dass ihre Scene nicht sowohl vor die Theilung, als nach derselben unter die besonderen Schicksale beider Häuser zu verlegen ist. Um nun aber diese für Argos weiter zu verfolgen und zu verstehen, bedarf es der Erinnerung, dass die Bevölkerung des Peloponnes, welche die Dorier bei ihrem siegreichen Eindringen vorfanden, mindestens aus zwei Schichten bestand, die sich selbst wieder als Herrschende und Beherrschte zu einander verhielten, und wo es in ähnlicher Art, wie solches den Spaniern bei der Eroberung von Mexico zu Statten kam, in der Natur der Sache lag, dass die neuen Eroberer gegen ihre eigentlichen Feinde, die Achäer, die aber selbst erst seit wenigen Generationen in diesen Gegenden herrschten, an den früheren Besiegten die bereitesten Bundesgenossen finden mussten. Hinsichtlich der lacedämonischen Heloten hat schon der Engländer Lewis[9]) scharfsinnig daran erinnert, dass vor den Achäern Leleger in jenem Lande wohnten, die folglich mit der dorischen Eroberung nur die Herren wechselten; und wenn deren spätere gedrückte Lage als Folge einer misslungenen Empörung dargestellt wird, so dürfen wir mit Recht annehmen, wie es ja auch Ephorus geradezu bezeugt[10]), dass sie anfänglich von den Eroberern begünstigt worden waren;

---

6) *Paus. IV.* 3. 3. — 7) Dor. I. S. 63; vgl. 79. — 8) *Apollod. II.* 8. 5. — 9) *Mus. Philol. Cantabr. II.* p. 45 fgg. — 10) Bei Strabo VIII. 5. 4. p. 365.

für Argos aber prägt sich ein ähnliches Verhältniss, nur mit verschiedenem Erfolge, in demjenigen aus, was uns von Deiphontes, dem Herrscher von Epidaurus, erzählt wird. Freilich setzt auch diesen eine mythische Genealogie mit dem Hause der Herakliden in Blutsverwandtschaft [11]); aber sein Name klingt nichts weniger als dorisch, sondern erinnert vielmehr entschieden an die Ionier, die wir als älteste Bewohner des ganzen östlichen Küstenvorsprungs von Argolis kennen; und wenn er Temenos Eidam heisst, so führt gerade der Name seiner Gattin Hyrnetho direct auf die Phyle der Hyrnethier [12]), die uns noch später in Argolis als vierte neben den drei dorischen der Hylleer, Dymaner und Pamphyler begegnet und demgemäss eben sowohl als Inbegriff der älteren Landeseinwohner wird gelten können, wie dieses von der ähnlichen Erscheinung der Aegialeer in Sikyon [13]) gewiss ist. Sei also auch, was ich vollkommen annehme, Deiphontes eine historische Person, so wird das Verhältniss, worein ihn die Sage zu dieser offenbaren Personification eines örtlichen Stammes Eingeborener setzt, auch die Hülfe, die er vor Allen dem Temenos bei der Eroberung von Argos leistet [14]), ebenso als den Ausdruck des Beistandes betrachten lassen, welchen die dorischen Eroberer bei der vorachäischen Bevölkerung fanden, wie andererseits die Kämpfe, in welche ihn Temenos Tod sofort mit dessen Söhnen verwickelt, ihr entschiedenes Gegenbild, wenn gleich mit entgegengesetztem Ausgange, in der so eben erwähnten sogenannten Empörung der späteren Heloten in Lakonika finden. Es ist überhaupt, wie ich schon anderwärts weiter nachgewiesen habe [15]), eine gemeinschaftliche Erscheinung in allen drei dorischen Reichen, dass gerade die ersten Könige sich in den besiegten Landeseinwohnern gleichsam eine Hausmacht zu bilden suchen, auf die sie, wie Tarquinius Superbus auf Latium, ihre gesteigerten Herrscheransprüche gegen ihr eigenes Stammvolk stützen und durch die Begünstigungen, welche sie zu diesem Ende ersteren zuwenden, mit letzteren in die ernstesten Conflicte gerathen, deren Erinnerungen und Nachwirkungen wir volle historische Wahrheit beizulegen berechtigt sind. In Lakonika hören wir [16]), dass Eurysthenes und Prokles das neu eroberte Land in sechs gleichberechtigte Bezirke theilen, deren jedem ein Vicekönig vorsteht, und zwar darunter wenigstens einer, Philonomos in Amyklae, gleichfalls aus den Reihen der älteren Bevölkerung hervorgegangen, zum Danke für den Vorschub, den er der dorischen Eroberung geleistet hatte; kaum aber sind jene todt, so muss diese ganze Einrichtung der ausschliesslichen Dorierherrschaft weichen, die namentlich unter Soos Anführung die Wider-

---

11) *Paus. II.* 19. 1; *Nic. Damasc.* p. 376. Müll. — 12) *Steph. Byz. v. Δυμᾶν; Böckh C. Inscr. I.* p. 579; *Schneidewin Philol. IX.* S. 182. — 13) *Her. V.* 68; vgl. Staatsalt. §. 20 n. 11. — 14) *Polyaen. Strateg. II.* 12; vgl. *Diodor. Sic. Exc.* p. VIII. Müll. — 15) *Antiqu. Lac.* p. 23 fgg. — 16) *Strabo l. c.*; vgl. *Plut. V. Lycurg. c.* 2 und *Paus. III.* 7, die vielleicht nicht hätten Soos als König zwischen Prokles und Eurypon einschieben sollen. Bei *Her. VIII.* 113 folgen letztere unmittelbar auf einander und Soos ganze Erscheinung ist mehr die eines *ἀνὴρ εὐδόκιμος*, wie ihn auch Plato *Cratyl.* p. 412 nennt, der, wo die Könige das dorische Princip aufgaben, als Kämpfer für dasselbe eintritt; vgl. *Valcken. ad Theocrit. Adon.* p. 260 fgg.

spänstigen mit Gewalt unterwirft, und der Hass gegen die ersten Könige geht so weit, die Dynastien selbst fortan nicht mehr mit ihren, sondern mit den Namen ihrer Nachfolger Agis und Eurypon zu bezeichnen. Dasselbe wiederholt sich in Messenien [17]), wo Kresphontes eine ähnliche Eintheilung des Landes in fünf Districte gemacht hat, von welchen das den Doriern angewiesene Gebiet von Stenyklaros nur einen ausmacht; dafür wird er mit dem grössten Theile seines Hauses erschlagen, und nachdem die Arkadier unter Beihülfe seiner königlichen Vettern von Argos und Lacedämon den letzten Spross desselben Aepytos zurückgeführt haben, von welchem fortan das Königshaus Aepytiden heisst, bleibt Stenyklaros alleinige Landeshauptstadt, in die die Berechtigung aller übrigen zusammenfliessen soll [18]). Hiernach wird es nicht schwer seyn, auch die Nachrichten über Temenos Schicksale in ihr rechtes Licht zu setzen. Bleibt gleich noch Einzelnes dunkel, so bemerken wir doch auch hier eine Spaltung des Landes, das erst später Pheidon als Temenos Antheil wieder zu vereinigen sucht, in eine Anzahl von Stadtbezirken, deren Landesheroen die Sage theilweise gleichfalls von dem dorischen Herakles abzuleiten bemüht ist [19]), wo sich aber vielmehr von vorn herein eine friedliche und gleichberechtigte Mischung von Doriern und älteren Landeseinwohnern kund gibt [20]); wir bemerken ferner die Bevorzugung, die Temenos selbst seinem Eidam Deiphontes vor allen seinen Söhnen angedeihen lässt, und mögen nun diese Söhne, deren Namen ohnehin in den Quellen ausserordentlich abweichen [21]), im natürlichen oder figürlichen Sinne zu verstehen sein, jedenfalls repräsentiren sie im Gegensatze mit Deiphontes das specifisch dorische Princip, das dann auch hier wie in Messenien so weit geht, das Leben des Königs selbst seiner Rache oder Eifersucht zu opfern [22]). Die näheren Umstände dieser Katastrophe, bei der nur der jüngste Sohn Agräos unbetheiligt erscheint [23]), sind ohne historische Bedeutung; und eben so irrelevant ist mir hier die Frage, ob Temenos bereits die Eroberung der Stadt Argos erlebt habe oder nicht, wie dieses letztere E. Curtius [24]) aus der Angabe folgert, dass er im Lager gestorben und in dem sogenannten Temenion begraben worden sei, welches die Dorier zwischen der Stadt und dem Meere als Stützpunct ihrer Belagerungsoperationen befestigt hatten [25]); obgleich es immerhin der Bemerkung werth ist, wie wir hier bereits dasselbe Auskunftsmittel der dorischen Kriegskunst erkennen, durch das sie noch bis in die Zeiten des peloponnesischen Kriegs ihre Unfähigkeit, befestigte Plätze zu berennen [26]), ersetzt: sie verschanzen sich an einem gelegenen Puncte in der Nähe und

---

17) *Paus. IV.* 3. 7. — 18) *Strabo VIII.* 4. 7. p. 361. — 19) Phästos in Sikyon *Paus. II.* 6; Phlias das. II. 12 u. s. w. — 20) Korinth *Paus. II.* 4. 3; Sikyon das. II. 6 extr. — 21) S. C. Müller l. c. II. p. VIII. — 22) *Apollod. II.* 8. 3, wo natürlich für *τιτᾶνας* mit Westermann *τινὰς* zu schreiben ist; vgl. *Diodor. l. c. τινὰς κακούργους*, und *Nic. Damasc.* p. 376. — 23) *Paus. II.* 28. 3. vgl. Ephorus b. *Strabo VIII extr.* oder *Scymnus Ch.* 532, die ihn Agäos nennen und mit Deiphontes zusammen die Akte (Trözen) beherrschen lassen. — 24) Peloponn. II. S. 346. 384. — 25) *Paus. II.* 38; vgl. *Strabo VIII.* 6. 2. p. 368 und Ross griech. Reiserouten S. 149. — 26) *Ὥστε οὐκ ἐπισταμένων τειχομαχέειν*, *Her. IX.* 70.

machen diesen zum ὁρμητήριον, von welchem aus sie die feindliche Stadt im Schach halten, beunruhigen und einen günstigen Augenblick erlauern, wo sie mit Gewalt oder List — gerade wie es auch hier von Deiphontes berichtet wird[27]) — die Einwohner zur Uebergabe bringen können. So zeigte man später noch bei Korinth den Hügel Solygios als alte Dorierschanze[28]), so beginnt der messenische Krieg mit der Einnahme von Ampheia[29]), und wenn auch zu Anfange des peloponnesischen Kriegs ein ähnlicher Versuch auf das attische Oenoe misslang[30]), so ist doch noch in dessen zweiter Hälfte die Besetzung von Dekeleia aus keinem andern Gesichtspuncte zu betrachten; so langwierig aber auch unter solchen Umständen eine Belagerung ausfallen konnte, so ist gleichwohl im vorliegenden Falle kein genügender Grund vorhanden, aus dem Begräbnissplatze, der ja doch ausserhalb der Stadt gewählt werden musste, auf die Nichteroberung der letzteren zu schliessen, und noch weniger darf man mit O. Müller[31]) aus der Unabhängigkeit, in welcher wir zur Zeit der Perserkriege Mykenä und Tiryns finden, sich die Vorstellung bilden, als ob diese Orte, die sich wahrscheinlich erst um 520 wieder frei gemacht hatten[32]), in solcher Nähe der Hauptstadt Jahrhunderte lang von den Doriern unbezwungen geblieben wären. Im Gegentheil scheint es nach den oben angedeuteten Umständen den ersten Eroberern verhältnissmässig leicht geworden zu sein, sich in den Besitz des ganzen Landes zu setzen und die Anerkennung ihrer Herrschaft von demselben zu erlangen; erst nach ihrem Tode entspann sich der Kampf zwischen dem dorischen und dem einheimischen Elemente, als dessen Ausdruck ich auch in Argolis die Angriffe betrachte, welche Temenos Söhne Keisos, Phalkes und Kerynes gegen Deiphontes richten, dem ihr Vater noch sterbend die Orakel anvertraut hat, auf welchen die Erhaltung der Eroberung beruht[33]): sie wollen ihm die Hyrnetho entführen, an deren Besitz seine Rechte sich zunächst anknüpfen[34]), und so symbolisch auch dieser Raub und ihr Tod bei dieser Gelegenheit zu nehmen sein mag[35]), so viel bleibt immerhin als historische Thatsache übrig, dass Deiphontes sich nicht nur selbst jener Angriffe glücklich erwehrt, sondern dabei zugleich auf die Trözenier, Hermionenser und Asinäer, also auf die ionische und dryopische Bevölkerung stützt und glücklicher als die lakonischen und messenischen Landbezirke ihr Aufgehen in dem dorischen Gesammtstaate verhindert[36]). In diesem Scheitern des ersten Centralisationsversuchs liegt nun aber das Signal zu der völligen Decentralisation des argivischen Antheils enthalten, die uns zeigt, wohin es auch in Sparta und Messenien hätte kommen können, wenn dort gleichfalls die dorische Reaction gegen die Gleichstellung des einheimi-

---

27) *Polyaen. II.* 12; vgl. Grote II. p. 412, der nur daraus keinen Seezug der Herakliden selbst folgern durfte, wenn gleich dieses Beispiel wie das des Kleomenes bei *Her. VI.* 76 zeigt, dass ein Angriff von der Seeseite den meisten Erfolg versprach. — 28) *Thuc. IV.* 42. — 29) *Paus. IV.* 5. 9. — 30) *Thuc. II.* 18. — 31) Dor. I. S. 83; II. S. 56; vgl. Curtius II. S. 348. — 32) *Her. VI.* 83; vgl. Staatsalt. §. 18. n. 15; 33. n. 15. — 33) *Nic. Damasc.* p. 376; vgl. *Apollod.* und *Diodor. ll. cc.* — 34) *Paus. II.* 28. — 35) Zusammenhängend mit dem Hyrnethion auf dem Wege vom Asklepiostempel nach Epidaurus, Curtius II. S. 425. — 36) *Nic. Damasc. l. c.*



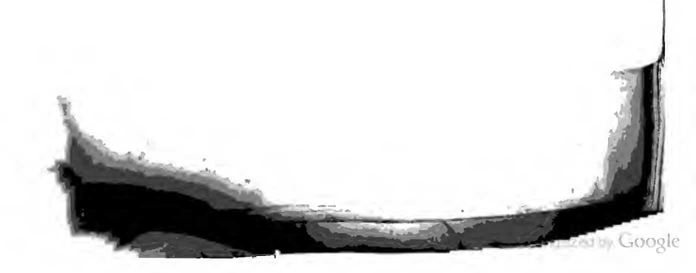
schen Elementes gescheitert wäre; Temenos eigene Söhne und Enkel gründen besondere Staaten, Phalkes in Sikyon, Rhegnidas in Phlius u. s. w., und wenn diese auch gleichwie Trözen und Epidaurus selbst[37]) nach und nach dorisirt wurden, so ist es doch eine ganz richtige Bemerkung von E. Curtius[38]), dass durch solche Vertheilung der dorischen Geschlechter die Macht der Hauptstadt nur noch mehr geschwächt werden konnte; in letzterer endlich musste in demselben Maasse mit der Verringerung der äusseren Macht auch das Ansehen des Königshauses, der Eifersucht des dorischen Demos gegenüber, immer tiefer sinken, wie dieses bereits für die Zeit seit Keisos Sohn Medon urkundlich bezeugt ist[39]); und so sehen wir bereits in den ersten Generationen nach der Begründung der dorischen Herrschaft im Peloponnes gerade ihren ältesten und der ursprünglichen Absicht nach hegemonischen Zweig[40]) dergestalt gebrochen, dass der spätere Verlust dieses seines Erstgeburtsrechtes uns schon jetzt kaum mehr Wunder nehmen kann.

In den nächsten Zeiten übrigens, auf die wir jetzt übergehen, kündigt sich auch jener Verlust zuerst nur in der Nachbarfeindschaft an, mit welcher Sparta sich allerdings schon frühe von der stammverwandtschaftlichen Rücksicht auf diesen Bruderstaat, wie später auf Messenien, lossagt, ohne dass darum seine Feindseligkeiten gegen Argos geraume Zeit hindurch mit solchen Erfolgen, wie die gegen seine westlichen Nachbarn, begleitet gewesen wären; im Gegentheil hält Argos über vier Jahrhunderte hindurch das Kriegsglück mindestens im Gleichgewicht und unterliegt, wie es scheint, erst nachdem es sich, wie wir später sehen werden, seines Königthums völlig entledigt hat, während eine vorübergehende Kräftigung desselben in der Zwischenzeit sofort auch mit einer neuen Verstärkung seiner äusseren Machtstellung verbunden ist. Im Laufe jener Jahrhunderte aber können wir, ehe der Entscheidungskampf der Dreihundert bei Thyrea um 550 den ersten Ausschlag für Lacedämon gibt[41]), wenigstens vier argivisch-spartanische Kriege unterscheiden, von welchen unsere Geschichtsbücher so gut wie nichts melden, deren Verfolgung jedoch nicht nur auf manche sonstige Erscheinungen der peloponnesischen Geschichte ein helleres Licht werfen, sondern uns namentlich auch Anknüpfungspuncte darbieten wird, um die argivische Königsreihe zusammenhängender zu combiniren, als es den bisherigen Forschern hat gelingen wollen. Der erste jener Kriege begegnet uns schon unter den spartanischen Königen Labotas und Prytanis, deren Regierungszeit nicht lange nach 1000 a. Chr. beginnt und wohl noch mit dem vorhin erwähnten Argiver Medon gleichzeitig gesetzt werden kann; und zwar gibt dieser Krieg, so wenig wir sonst von ihm wissen, bereits eine Probe der zweideutigen und selbstsüchtigen Politik, welche auch die spätere Geschichte fortwährend an den Spartanern zu rügen findet[42]). Die Ky-

37) Deiphontes Tochter Orsobia heirathet Aegimios Sohn Pamphylos, die Personification einer der drei dorischen Phylen, *Paus. II.* 28. 6. — 38) Pelop. II. S. 346. — 39) *Paus. II.* 19. 2; vgl. *Plut. V. Lycurg. c.* 7 und über das Ringen beider Gewalten *Plat. Legg. III*, p. 690 und *Epist. VIII*, p. 352. — 40) Staatsalt. §. 18. n. 3. — 41) *Her. I.* 82; *Strabo VIII.* 6. 17. — 42) Staatsalt. §. 39 n. 10.

nureer, autochthonische Bewohner des gebirgigen Landstrichs, der Argolis und Lakonika trennt[43]), haben — vielleicht während der vorher erwähnten Wirren nach Temenos Tode — räuberische Streifzüge gegen die Argiver gemacht; davon nehmen die Spartaner bereits unter Labotas Vorgänger Echestratos, Agis Sohn, Anlass, ihre lieben Stammesvettern an den Kynureern zu rächen[44]); als aber die Argiver nun ihrerseits ihre Ansprüche an das von den Spartanern besetzte Kynuria behaupten, fangen diese sofort mit jenen selbst Krieg an[45]) und beginnen damit die Reihe der Kämpfe, die nunmehr, wie gesagt, vierhundert Jahre lang mit wechselndem Erfolge sich zunächst um jenes bestrittene Gränzland drehen. Welchen Ausgang jener erste Krieg gehabt habe, wissen wir nicht; entscheidend war er auf keinen Fall; denn etwa hundert Jahre später hören wir zum zweitenmale, dass Charilaos, Lykurgs Neffe, nach spartanischer Sitte verheerend in Argolis einfällt[46]); und da Pausanias diesen Einfall nur um wenige Jahre früher als die auch aus Herodot bekannte Niederlage setzt, welche die Spartaner in jener Zeit bei einem Angriffe auf Tegea in Arkadien erlitten[47]), so glaube ich nicht zu kühn zu sein, wenn ich damit den Inhalt eines kürzlich entdeckten Bruchstücks von Diodor verbinde[48]), das zugleich einen charakteristischen Blick in die argivische Königsgeschichte öffnet. Die Argiver, heisst es hier, haben im Kriege mit Lacedämon viel gelitten, zugleich aber die Arkadier unterstützt und denselben wieder zu ihren (an die Lacedämonier) verlorenen Besitzungen verholfen; darüber gerathen aber die Argiver mit ihrem eigenen Könige in Streit, dem sie vorwerfen, das von ihnen eroberte Land den arkadischen Flüchtlingen wiedergegeben zu haben, statt es zur Entschädigung unter sie selbst zu vertheilen; sie gehen in ihrem Wahnsinne so weit — sagt der Geschichtschreiber — dass sie Hand an ihn legen, worauf er nach Tegea flieht und den Rest seines Lebens dort zubringt, hochgeehrt von denjenigen, um die er sich auf die angegebene Art verdient gemacht hat. Feder, der Herausgeber jenes Bruchstücks, in dem leider des Königs Name fehlt, hat es auf den letzten der argivischen Könige, Meltas, Lakedas Sohn, bezogen, mit dessen Absetzung die Argiver dem Königthume selbst ein Ende gemacht haben sollen[49]); zu dessen Zeit aber, die wir gewiss nicht vor 600 a. Chr. setzen dürfen, ist Tegea selbst bereits im festen Bunde mit Lacedämon[50]); ich bringe es daher lieber mit einem Zeitpuncte in Verbindung, in welchem es sicher ist, dass Argos und Tegea gleichzeitig mit Sparta Krieg führten, und combinire damit zugleich eine Anzahl anderer Züge aus der argivischen Königsgeschichte, die bisher vereinzelt, ja scheinbar unter sich widersprechend dagestanden haben, die sich aber an dem Faden jener Begebenheit vielleicht zu einer zusammenhängenden Kette wohlmotivirter Thatsachen aufreihen lassen. Dieselbe fällt nach meiner Annahme, wie

43) Müller *Aegin.* p. 46 fgg. — 44) *Paus. III.* 2. 2. — 45) *Paus. III.* 2. 3; 7. 2. — 46) *Paus. III.* 7. 3. — 47) *Her. I.* 66. Charilaos selbst Gefangener der Tegeaten, *Paus. VIII.* 48. — 48) Bei Müller *Histor. fragm. II*, p. VIII. — 49) *Paus. II.* 19. 2. — 50) *Plut. Qu. graec.* c. 5. Die Schlacht bei *Her. IX.* 35 ist naturlich wieder viel später.



gesagt, unter die Regierung des spartanischen Königs Charilaos, der mit seinem Mitregenten Archelaos die siebente Generation nach den Eroberern Prokles und Eurysthenes oder die zwölfte nach dem gemeinschaftlichen Stammvater Herakles repräsentirt; fragen wir nun, welche Namen die Tradition um dieselbe Zeit in der argivischen Geschichte kennt, so begegnet uns hier als eilfter von Herakles [51]) oder siebenter von Temenos Pheidon, der durch Thestios, Merops und Aristodamidas von Medon, Temenos Enkel, abstammt [52]), und neben diesem wieder als Zeitgenoss der bekannte Ahnherr des macedonischen Königshauses Karanos, den die meisten Zeugen zwar zum Bruder des Pheidon selbst machten, andere aber durch eine unabhängige Genealogie von sechs Zwischengliedern mit Temenos verbanden [53]); und hier möge nun die, wenn gleich kühne, doch, wie ich glaube, nicht unkritische Vermuthung gewagt werden, dass der nach Tegea vertriebene König eben jener Pheidon gewesen sei, nach dessen Vertreibung Karanos Ansprüche auf den Thron erhoben und, in diesen gescheitert, seinen Weg nach Macedonien genommen habe. Ich weiss wohl, dass die neueste Kritik diesen Karanos nicht viel besser als eine mythische Person behandelt und jedenfalls allen Zusammenhang zwischen den argivischen und macedonischen Herakliden geleugnet hat [54]); wir brauchen aber nur der einfachen Geschichtserzählung bei Eusebius zu folgen, um die Sage von Karanos mit der geschichtlichen Gründung des macedonischen Königshauses durch Perdikkas wohl vereinbar zu finden [55]); und was die anscheinende Schwierigkeit der örtlichen Entfernung betrifft, so ist es eine überraschende Parallele, dass noch im J. 468 nach der Eroberung von Mykenä durch die Argiver eine Hälfte der Einwohner sich nach Kleonä oder Keryneia, die andere zu dem Könige Alexander dem Philhellenen nach Macedonien wendet [56]); ja auch sonst ist Auswanderung zurückgesetzter Thronprätendenten in den älteren griechischen Geschichten nichts unerhörtes, — man denke an Neleus nach Kodrus Tode [57]), an den Spartaner Dorieus [58]) — und können wir folglich im argivischen Königshause ein ähnliches Motiv auffinden, so wird auch Karanos abenteuernder Zug in weite Ferne nicht ohne Analogie sein. Ein solches aber glaube ich wiederum durch Combination mit einer vereinzelten Thatsache zu gewinnen, die zwar auch von den neueren Forschern vielmehr nach Meltas schon erwähnter Absetzung gelegt wird [59]), mir jedoch gleichfalls besser in die Zeit, von der ich hier

51) *Chron. Par. epoch.* 30; vgl. *C. Inscr. II*, p. 335. — 52) Wenn wir nämlich die Vorfahren, die Karanos als seinem Bruder beigelegt werden, auf ihn übertragen; was aber eben so unbedenklich ist, als den *Μάρων* bei *Theophil. ad Autolyc. II.* 7, p. 94 mit dem *Μήδων* des Pausanias zu identificiren; s. Weissenborn S. 5 fgg. — 53) *Syncell.* p. 499: Temenos, Lachares, Deballos, Eurybiades, Kleodäos, Krösos, Pöas, Karanos. — 54) Müller ält. Gesch. d. maked. Volks, Berl. 1825. 8. S. 25; Abel Makedonien vor Philipp. Lpz. 1847. 8. S. 99 fgg. — 55) *Euseb. Chron. Armen.* p. 169. Dass auch Euripides in seinem Archelaos (*Hygin.* 219; Welcker griech. Trag. S. 699) die Karanossage nur auf einen älteren Temeniden übergetragen hatte, ist klar, und so wird bei Agatharchides (*Phot. Bibl.* 250, p. 444 b 30 *Bekk.*) wohl einfach *Καράνου* für *Τημένου* zu lesen sein. — 56) *Paus. VII.* 25. — 57) *Paus. VII.* 2; *Strabo XIV.* 1. 3. — 58) *Her. V.* 42 fgg. VII. 158. — 59) Müller Dor. II. S. 109; *Clinton Fast. Hell. I*, p. 250. Grote II, p. 611.

spreche, zu gehören scheint: die von Plutarch erwähnte [60]) Besetzung der erledigten Königswürde durch Aegon, den den Argivern auf Grund eines Orakels ein Götterzeichen zugewiesen habe. Die Sache ist allerdings ziemlich apokryph, da Plutarch von einem Erlöschen des herakidischen Königshauses spricht, von dem es sicher ist, dass noch Meltas, der letzte argivische König, ihm angehörte; aber eben weil es auch mit diesem letzten nicht sowohl ausstirbt, als vielmehr nur des Thrones beraubt wird, und seine Absetzung selbst nicht etwa als ein blosser Dynastienwechsel, sondern entschieden als Uebergang zur republikanischen Regierungsform erscheint, kann ich Plutarchs Erzählung auf letztere nicht deuten, sondern verstehe darunter lieber eine Unterbrechung der directen Succession in dem regierenden Zweige des königlichen Hauses, von welchem sich nach der Flucht seines letzten Sprösslings, des genannten Pheidon, die Blicke der Argiver nach den Seitenlinien gewendet und unter deren Vertretern eben Aegon vor Karanos den Vorzug gegeben hätten. Denn wenn O. Müller aus einer sehr beiläufigen Aeusserung bei Herodot [61]) schliesst, dass die Argiver noch zur Zeit des Perserkriegs Könige gehabt hätten, die dann allerdings einer andern Dynastie als Meltas, der zehnte Abkömmling des Medon [62]), angehört haben müssten, so kann ich dieses einzige Zeugniss auch aus anderen Gründen nicht für beweisend halten; haben die Spartaner zwei Drittheile der Hegemonie für sich verlangt und den Argivern nur ein Drittheil lassen wollen, so konnten sie diesen Anspruch schon darum nicht auf die Zweizahl ihrer Könige stützen, weil diese damals nie mehr zugleich an der Spitze ihrer Heere standen [63]), sondern doch immer nur einer in's Feld rückte; und in so weit ein solches Verlangen überall gestellt worden ist, konnte es weit eher darauf gestützt werden, dass Lacedämon nach der Eroberung Messeniens zwei Antheile des dorischen Peloponnes beherrschte, was Herodot mit jener andern Zweizahl verwechselt haben mag. Unter diesen Umständen glaube ich also, dass die Erhebung des Aegon auf den argivischen Thron vielmehr mit der jetzt aus Diodor bekannt gewordenen Vertreibung eines früheren Königs zusammenhängt, durch welche nicht etwa eine neue Dynastie, sondern nur eine Seitenlinie der bisherigen zur Regierung gelangte, die wir, weil, wie eben bemerkt, auch der letzte Spross derselben ein Abkömmling des Medon heisst, nicht ohne Wahrscheinlichkeit von einem jüngeren Sohne dieses Enkels des Temenos abzuleiten berechtigt sind, während für Karanos wohl die Genealogie, die ihn erst durch den Ahnherrn Temenos mit dem Heraklidenhause verbindet, vor der andern, die ihn mit leicht zu durchschauender Absicht zum nächsten Thronerben macht, den Vorzug verdienen dürfte; fällt aber Diodors Erzählung aus den angegebenen Gründen in dieselbe Zeit, welcher die überlieferte Chronologie den Zug des Karanos zutheilt, das heisst jedenfalls in die Mitte des neunten Jahrhunderts a. Chr. [64]), so liegt es wenigstens sehr nahe,

60) *Plut. Fort. Alex. II. c.* 8.; vgl. *Pyth. Orac. c.* 5., wo auch die *φαυλότης καὶ εὐτέλεια* des Orakelspruchs auf eine ältere Zeit als die von Müller angenommene deutet. — 61) *Her. VII.* 149. — 62) Nach Schubarts neuester glücklicher Verbesserung bei *Paus. II.* 19. 2. — 63) *Her. V.* 75. — 64) *Clinton I.* p. 247.



auch den Pheidon, der mit letzterem gleichzeitig gesetzt wird, für den Vertriebenen bei Diodor und folglich nach meiner Vermuthung den Vorgänger des Aegon zu halten.

Nur versteht es sich von selbst und bedarf für den, der mit dem Stande dieser Fragen etwas näher vertraut ist, kaum der Erinnerung, dass ich weit entfernt bin, darum, weil ich mit der parischen Chronik einen König des Namens Pheidon bereits gleichzeitig mit Karanos etwa hundert Jahre vor den Anfang der Olympiadenrechnung setze, die weitere Verwechselung zu theilen, die jenen nun zugleich mit dem ungleich berühmteren Herrscher dieses Namens identificirt, von dem wir hören[65]), dass er den ganzen Antheil des Temenos wieder unter seinem Scepter vereinigt, gleiches Maass und Gewicht im ganzen Peloponnes eingeführt, auf Aegina das erste Geld gemünzt und seine Macht bis zum Vorsitze in den olympischen Spielen erstreckt habe. Ich habe mich zwar noch in der neuesten Auflage meiner Staatsalterthümer dafür erklärt, nur einen einzigen Pheidon von Argos anzunehmen, und halte dieses auch jetzt noch in dem Sinne fest, wie schon Larcher geschrieben hat[66]): *qu'il n' y a eu qu'un seul Phidon, qui ait eu de la célébrité, et que, s'il y en a eu un autre, il ne s'est distingué par aucune action d'éclat*, das heisst, dass alle Verdienste und Auszeichnungen, welche die griechische Geschichte an den Namen eines Argivers Pheidon knüpft, einzig dem zukommen, den ich so eben von dem Zeitgenossen des Karanos unterschieden habe; das kann jedoch nicht hindern, wo chronologisch-genealogische Gründe darauf führen, denselben Namen auch schon vorher einmal in die Königsliste aufzunehmen und selbst Namenloses, was in dieselbe Zeit fällt, an jenen anzuknüpfen, ohne dass darum die Resultate, die so eben erst für die Zeitbestimmung des berühmteren Namensgenossen gewonnen worden sind, umgestossen oder gar dieser selbst wieder, wie Fréret[67]) und neuerdings Plass[68]) gethan haben, in mehre Personen zerrissen werden sollte. Nur vermuthungsweise habe ich auf den Grund meiner obigen Combinationen mehr als den Namen eines Pheidon I, ja diesen selbst in die ältere argivische Königsliste aufgenommen; alles, was mit geschichtlicher Sicherheit von einem Pheidon überliefert ist, fällt nm mehr als ein, nach Weissenborn um volle zwei Jahrhunderte später, und mag man also auch diesen dem vorigen gegenüber Pheidon II. nennen, so kann dieses nur als Warnung dienen, die Thaten, die seinen Namen verewigt haben, nicht um zufälliger Spuren desselben Namens in früherer Zeit willen aus derjenigen Reihe von Begebenheiten loszureissen, in welcher sie allein eine organische Bedeutung für die Geschichte des Peloponnes erhalten. Dieses sind aber zunächst die fortgesetzten Kämpfe der Argiver mit Sparta, an deren Spitze also jetzt nach meiner Vermuthung die Nachfolger des Aegon stehen und die jedenfalls eben so sehr eine bedeutende Machtvergrösserung des Staats selbst, als einen erneuerten Aufschwung seiner Königsgewalt wahrnehmen lassen, bis beides dann eben

---

65) *Strabo VIII.* 3. 33, p. 358. — 66) *Mém. de l'Acad. d. Inscr. XLVI*, p. 27; wobei freilich sein eigener Versuch, die chronologische Einheit zu begründen, ganz misslungen ist. — 67) *Défense de la Chronologie* p. 100. — 68) Urgesch. d. Hellenen II. S. 178; griech. Tyrannis I. S. 169 fgg.

in dem grossen Pheidon einen Culminationspunct erreicht, dessen unnatürliche Höhe bald einen um so jäheren Sturz herbeiführt. Den dritten Einfall der Spartaner in Argolis befehligt Nikander, der Sohn des vorher erwähnten Charilaos, den die überlieferte Zeitrechnung um und nach 800 a. Chr., also kurz vor den Anfang der Olympiadenrechnung setzt; dieser verwüstet einen grossen Theil des Argiverlandes[69]) und wird dabei von den Asinäern unterstützt, die wir oben unter den Dryopern haben kennen lernen, die mit Deiphontes verbunden ihre Unabhängigkeit von den Argivern behauptet hatten; nachdem aber die Spartaner wieder abgezogen sind, greift der Argiverkönig Eratos[70]) seinerseits Asine an, erobert und zerstört es bis auf den Tempel des Apollon Pythaeus, dessen Cultus auch nach der Trennung von Temenos Reiche allen ehemaligen Gliedern desselben gemeinschaftlich geblieben zu sein scheint[71]); während die Asinäer sich mit Weib und Kind nach Lacedämon flüchten und ein Menschenalter später[72]) von den Spartanern an der Küste des inzwischen unterworfenen Messeniens neue Sitze erhalten[73]). Der erste messenische Krieg währt bekanntlich von Ol. 9—14 oder 743—723 a. Chr.; rechnen wir davon acht Olympiaden zurück, so fällt Eratos Regierung in die Zeit der Begründung dieser Rechnung selbst, bis um 770 oder 760 a. Chr., und kann also wohl als Nachfolgerin der vorhin unterstellten des Aegon betrachtet werden, die nichts hindert in runder Zahl bis 800 herunter zu datiren; Eratos Nachfolger aber ist dann wahrscheinlich Damokratidas, dessen Namen wir bei Gelegenheit eines ähnlichen Ereignisses, der Zerstörung von Nauplia, kennen lernen[74]), die gleichfalls unter dem Vorwurfe der Parteinahme für Lacedämon erfolgt und für welche die vertriebenen Nauplienser später von den Spartanern nach dem zweiten messenischen Kriege durch das eroberte Mothone entschädigt werden[75]). Diese Begebenheit sammt der Regierung des Königs, an dessen Namen sie sich knüpft, muss also zwischen den ersten und zweiten messenischen Krieg fallen; gerade in dieser Zeit aber hören wir auch sonst von einem vierten Kampfe zwischen Argos und Sparta um die Thyreatis, das heisst um die vorher bereits erwähnte Landschaft Kynuria, wo Solin[76]) im 17., richtiger wohl Eusebius im 25. Jahre des Romulus[77]), mithin 718 a. Chr. von einem *memorabile bellum inter Argivos et Laconas* weiss; und eben dahin führt auch die Erzählung des Pausanias[78]), dass in der letzten Regierungszeit des spartanischen Königs Theopompos (770—718?) ein neuer Krieg mit den Argivern entbrannt sei, an dem aber jener König aus Altersschwäche keinen persönlichen Antheil mehr genommen habe. Es scheint, dass Lacedämon, sobald es im J. 723 den zwanzigjährigen Kampf mit Messenien glücklich beendigt hatte, seine Waffen sofort wieder gegen den östlichen Nachbarstaat wandte; dass dieses jedoch nicht mit demselben Erfolge wie in dem zuerst genannten Kampfe geschah, zeigt schon das erwähnte Schicksal seiner Verbündeten

---

69) *Paus. III.* 7. 3. — 70) *Paus. II.* 36. 4. — 71) Curtius Pelop. II. S. 347. 427. — 72) *Paus. IV.* 8. 3. — 73) *Paus. III.* 7. 4; *IV.* 34. 9. — 74) *Paus. IV.* 35. 2. — 75) *Paus. IV.* 24. 4. — 76) *Polyhist. VII.* 9. — 77) *Chron. Olymp.* 15. 3. — 78) *Paus. III.* 7. 5.



in Nauplia und mehr noch, wenn mich nicht alles täuscht, der von Herodot[79]) bezeugte Umstand, dass bis zu der Heldenthat des Othryades, das heisst, nach der angenommenen Chronologie, bis in die Mitte des sechsten Jahrhunderts a. Chr., die ganze Küste von Lakonika bis nach dem Vorgebirge Malea sammt der Insel Kythera im Besitze der Argiver war, was spätestens von der grossen Niederlage abgeleitet werden kann, die, wie wir lesen, die Argiver Ol. 27. 4 = 669 a. Chr. den Spartanern bei dem Gränzorte Hysiae beibrachten[80]). Nur darüber sind wir leider nicht unterrichtet, welcher König damals die Argiver zu diesem entscheidenden Siege führte; wenn aber Clinton und nach ihm Grote denselben dem vorhin erwähnten Damokratidas beilegen[81]), so trage ich hier, wo Alles auf Vermuthungen ankommt, kein Bedenken, mich vielmehr Herrn Weissenborn anzuschliessen[82]), der gerade in diesem wichtigen chronologischen Anhaltspuncte keine der geringsten Stützen seiner Ansicht findet, nach welcher er den berühmten Pheidon aus der 8. in die 28. Olympiade heruntergerückt und, indem er ihm auch jenen Sieg zuschreibt, darin ein sehr willkommenes Moment des überwiegenden Einflusses gewonnen hat, den jedenfalls Pheidon in seiner ganzen Regierungszeit auf den Peloponnes ausübt. Nach der gewöhnlichen Annahme wird bekanntlich Pheidon in die 8. Olympiade gesetzt, in der er nach Pausanias die Eleer aus dem Besitze des olympischen Heiligthums verdrängt und hier die Spiele selbst gefeiert haben soll[83]); da inzwischen seine Lebenszeit auf dieser einzigen Stelle eines höchst verdorbenen Schriftstellers beruht, so ist es gewiss keine tadelnswerthe Willkür, jener Ziffer eine andere zu substituiren, mit welcher alles, was sonst von dem Manne bekannt ist, weit besser harmonirt: um aller übrigen Gründe, womit unser verehrter College seine scharfsinnige Verbesserung unterstützt, zu geschweigen, will ich hier nur darauf aufmerksam machen, dass, wenn Pheidon zwischen Eratos und Damokratidas regiert und letzterer die Schlacht bei Hysiae gewonnen hätte, die Höhe, auf welche Pheidon die argivische Macht gehoben hatte, doch schwerlich als eine so vorübergehende hätte dargestellt werden können, wie sie bei Strabo und überall in der griechischen Geschichte erscheint. Ueberhaupt meine ich, dass Pheidon doch vor allen Dingen die Lacedämonier geschlagen haben musste, ehe er an eine weitere Ausdehnung seiner Herrschaft denken konnte; in der 8. Olympiade aber standen diese so mächtig da, dass sie bald nachher den Offensivkrieg gegen Messenien anheben konnten, während man anderseits eben so schwer begreift, wie sie, ohne Messenien zu besitzen, die Eleer gegen Pheidon hätten schützen können; setzen wir dagegen die 28. Olympiade = 668 a. Chr. an deren Stelle, so geht nicht nur der Sieg bei Hysiae der Eroberung von Olympia voraus, sondern wir sehen auch nach der gewöhnlichen Zeitrechnung die Lacedämonier noch durch den zweiten messenischen Krieg (685—668) beschäftigt; — oder wollen wir letztern, wie es durch

---

79) *Her. I.* 82; vgl. Müller *Aegin.* p. 54. — 80) *Paus. II.* 24. 8. Ueber die Lage vgl. Ross Reiserouten S. 147. — 81) *Clinton I.* p. 188; *Grote II.* p. 611. — 82) Eben so Curtius Pelop. II. S. 347 und Abel Maked. S. 100. — 83) *Paus. VI.* 22. 2.

die neueren Forschungen allerdings wahrscheinlicher geworden ist[84]), in die dreissiger Olympiaden heruntersetzen, so erklärt es sich wiederum vortrefflich, wie die Lacedämonier theils noch vor dessen Ausbruche Ol. 29 die Eleer gegen Pheidon unterstützen, theils, nachdem letztere, wie Strabo ausdrücklich sagt, bei dieser Veranlassung zum ersten Male die Waffen geführt hatten, jene nachher zum Danke ihren Beistand gegen die empörten Messenier geniessen konnten[85]), während uns neben Pisaten und Arkadiern geradezu auch Argiver als Bundesgenossen der Messenier genannt werden[86]). Dazu kommt, dass Pheidon der zehnte im Gliede nach Temenos[87]), gleichwie sein Enkel, der Sohn seines Sohnes Lakedas, Meltas, nach einer höchst wahrscheinlichen Conjectur[88]) der zehnte von Temenos Enkel Medon genannt wird; demnach bleibt also nach Pheidon für einen König Damokratidas kaum mehr Platz, während dieser sehr willkommen ist, um nebst Eratos die Lücke nach Aegon zu füllen, welchen letzteren ich oben, freilich auch nur vermuthend, als Medon's Ururenkel gefasst habe, so dass wir hiernach folgende ununterbrochene Königsliste der Temeniden gewinnen würden: Temenos — Keisos — Medon — Thestios — Merops (bei andern Akros; vielleicht Aerops?) — Aristodamidas — Pheidon I; nach dessen Flucht aus parallellaufender Seitenlinie Aegon — Eratos — Damokratidas — Pheidon II — Lakedas — Meltas. Wie ausserdem Pheidons ganzes Auftreten mit dem Auftauchen der Tyrannenherrschaften im Peloponnes, von welchen die achte Olympiade noch nichts weiss, zusammenhängt, hat, wenn ich nicht irre, Hr. Weissenborn schon richtig angedeutet; er selbst, obgleich rechtmässiger Erbe des Königsthrons, heisst in seiner eigenen Heimath Tyrann[89]), wie früher Charilaos in Sparta[90]), vielleicht eben weil er wieder sein Königthum lieber auf unterwürfige Periöken als auf eifersüchtige Dorier stützt und letztere, sein eigenes Volk, in ihrem nationalen Herkommen verletzt; jedenfalls aber ist es klar, dass, wohin er seine Herrschaft ausdehnte, die Aristokratie, welche bis dahin in den Städten des Peloponnes geherrscht hatte, ihm weichen musste, und wenn er sich, um dieses zu bewerkstelligen, wohl gar selbst schon auf entgegengesetzte Parteien in jenen Städten gestützt hatte, so mussten diese entschieden die Oberhand gewinnen, sobald das Aufhören seiner vorübergehenden Herrschaft die letzteren als Beute der Parteiungen und inneren Zwistigkeiten zurückliess. In Sikyon hat der Gründer der Orthagoriden-Dynastie, wofern wir deren Beginn auf 673 a. Chr. setzen dürfen[91]), vielleicht anfänglich unter seinem Schutze regiert, wie denn auch den empörten Messeniern gleichzeitig Argiver und Sikyonier Beistand leisten[92]); mit den Bewegungen in Korinth aber, aus welchen die Vertreibung der Bakchiaden und zuletzt 657 die Tyrannis des Kypselos hervorging, ist

84) Müller Dor. I. S. 150; Krebs *Lect. Diodor.* p. 255; vgl. Staatsalt. §. 31. n. 7. — 85) *Strabo VIII.* 3. 30, p. 355. Wenn derselbe p. 362 Eleer unter den Bundesgenossen der Messenier nennt, so vermuthet Kramer p. 154 mit Recht eine Verwechselung mit Arkadiern, gleichwie auch bei *Paus. IV.* 15. 7. unter demselben Namen die Pisaten zu verstehen sein werden. — 86) *Strabo VIII.* 4. 10. — 87) *Strabo VIII.* 3. 33. — 88) S. oben Note 62. — 89) *Aristot. Politic. V.* 8. 4; vgl. *Her. VI.* 127 und *Paus. VI.* 22. 2. — 90) *Heraclid. Pol.* 2. — 91) Staatsalt. §. 65. — 92) *Paus. IV.* 15. 7.



Pheidon ganz entschieden verwickelt; und wenn auch die Spuren, die wir früher davon besassen, in sich und mit der übrigen Geschichte fast unauflösliche Schwierigkeiten und Widersprüche darbieten[93]), so haben wir neuerdings in einem Bruchstücke des Nikolaos von Damaskos[94]) die überraschende Ergänzung unserer bisherigen Kenntnisse von seinen Thaten und Schicksalen erhalten, dass er selbst seinen Tod bei der Gelegenheit gefunden habe, als er den Korinthiern, richtiger natürlich einer Partei derselben, bei ihren inneren Zwistigkeiten aus Freundschaft Hülfe leistete und *ἐκ τῶν ἑταίρων*, das heisst wohl aus der Mitte einer anderen Hetärie oder Partei, ein Angriff auf ihn gemacht wurde. Damit gewinnen wir zugleich auch für das Ende seiner Regierung einen ziemlich festen Punct, insofern dieselbe auf keinen Fall über die dreissigste Olympiade hinaus gewährt haben kann; freilich aber muss er alsdann auch seinen Sohn Lakedas oder Leokedes noch in sehr zartem Alter hinterlassen haben, da wir dessen Namen frühestens funfzig Jahre nachher unter den Freiern der Agariste, der Tochter des Tyrannen Klisthenes von Sikyon, finden[95]), die bekanntlich der Alkmäonide Megakles, des Atheners Klisthenes Vater, heimführte; und schon dieser Umstand reicht für sich allein hin zu erklären, wie seit Pheidons Tode die argivische Königsmacht, gerade je mehr sie wieder in ihr früheres Bette zurückgeleitet worden sein mochte, desto schneller abzunehmen und zu sinken anfing. Zum Ueberfluss hören wir übrigens auch noch, dass Lakedas in seinem persönlichen Auftreten nur ein weichlicher und gefallsüchtiger Mensch gewesen sei[96]), dem es an aller Kraft gebrochen zu haben scheint, um in seines Vaters Fusstapfen zu treten; weitere Unternehmungen als jene noch dazu missglückte Freierei werden von ihm nicht berichtet, und unter seinem Sohne Meltas gingen dann die Herrscherrechte seines Hauses völlig verloren, ohne dass wir aus der dürftigen Notiz des einzigen Zeugen entnehmen könnten, ob dieser Verlust eine Folge der zunehmenden Altersschwäche der Dynastie oder aber eines verunglückten Versuchs, sie wieder zu verjüngen, gewesen sein möge.

Hiermit habe ich also, wenn gleich nicht ohne manchen gewagten Sprung, doch im Ganzen nach Möglichkeit dem Laufe der spärlichen Quellen folgend, das Haus des ältesten Herakliden im Peloponnes von seiner Wiege bis zu seinem Grabe verfolgt und danke Ihnen für die Geduld, mit der Sie meinen Versuch begleitet und beehrt haben. Bin ich auch weit entfernt, die Richtigkeit aller meiner Combinationen verbürgen zu wollen, bedarf auch mancher einzelne Zug noch kritischer Sichtung oder erläuternder Ausführung, so glaube ich doch den Beweis geführt zu haben, dass in

93) *Plut. Amat. narr. c.* 2; *Schol. Apoll. Rhod. IV.* 1212. — 94) *Exc.* p. 378 *Müll.*, welche Stelle Mähly im Rhein. Mus. IX. S. 614 übersehen hat, wenn er Pheidon sogar noch tiefer als wir in Ol. 34 herunterrückt. — 95) *Her. VI.* 127, wo freilich Klisthenes olympischer Sieg auch grosse chronologische Schwierigkeiten darbietet; inzwischen glaube ich doch, dass die Freiwerbung schon um desswillen nicht erst gegen das Ende seiner Regierung fallen könne, weil die Feindseligkeit, die er nach *Her. V.* 67 gegen Argos an den Tag legte, später einen argivischen König überhaupt von seinem Hofe fern halten musste. — 96) *Plut. util. ex host. c.* 6.

den zerstreuten Nachrichten über die Zeit zwischen dem Heraklidenzuge und den Pisistratiden, die man noch neuerdings als eine halbmythische aus dem Bereiche historischer Forschung auszuscheiden vermeint hat, Reste wahrhaft geschichtlicher Organismen verborgen liegen, die nur des Forschers warten, um sie wieder zu beleben und für das geistige Auge zu reproduciren; und je wichtiger jene Periode für das Werden und Wachsthum des griechischen Staatensystems ist, desto weniger sollte sich die Geschichtschreibung hinsichtlich ihrer mit der einseitigen Verfolgung der spartanischen Entwickelung begnügen, die zwar die wichtigste von allen, aber ohne gleichzeitige Betrachtung der übrigen selbst nicht einmal in ihrem ganzen Reichthume zu verstehen ist. Man hat kürzlich meine *Antiquitates Laconicae*, worin ich diese Entwickelung selbst in ihren Keimen und Verzweigungen unter der Oberfläche weiter zu verfolgen gesucht habe, ein bahnbrechendes Buch genannt — die höchste Anerkennung, die ich dafür beanspruchen konnte; möchte auch diesem Vortrage bei allen seinen Unvollkommenheiten das gleiche Prädicat zu verdienen gelungen sein!

Nachdem der Vorsitzende die Debatte über diesen Vortrag eröffnet hat, macht Prof. Weissenborn aus Erfurt eine kurze Bemerkung zu demselben, indem er dem Vorredner für die anerkennende Erwähnung und Bestätigung der Ergebnisse seiner Forschung über das Zeitalter Pheidon's dankt, seine Zustimmung zu der Annahme eines doppelten Pheidon nach solcher Auffassung ausspricht, wenn man nur den berühmten und mächtigen König, den Erfinder der Münzprägung, als den zweiten annehme und in die zwanziger Olympiaden setze. Er wolle sich wegen der Kürze der Zeit nicht auf weitere Discussion einlassen, wolle aber den Wunsch aussprechen, dass der geehrte Redner recht bald durch Ausführung dieser Untersuchung diese grosse Lücke in den hellenischen Specialgeschichten ausfüllen möge.

Da sich niemand weiter zum Worte meldet, ersucht der Vicepräsident Dr. Eckstein den Prof. Gerlach aus Basel, seinen Vortrag über Mommsen's Römische Geschichte zu halten.

Prof. Gerlach: Wenn ich diesmahl vor einer geehrten Versammlung aufzutreten wage, so mögte ich die Verantwortung nicht gern allein auf mich nehmen. Ich hoffe, das verehrliche Präsidium wird nicht widersprechen, wenn ich einen Theil der Bürde ihm auflege und durch seinen mächtigen Schild mich decke. Da nämlich dasselbe nicht nur einen Vortrag von mir gefordert, sondern auch als wünschbaren Gegenstand die neueste römische Geschichte bezeichnet hatte, so schien mir in dieser ehrenvollen Aufforderung zugleich eine Art Misstrauen ausgesprochen, ob ich wohl Unbefangenheit des Urtheils und Wahrheitsliebe genug besässe, um eine auf jeden Fall höchst merkwürdige Erscheinung auf dem Felde der Litteratur zur öffentlichen Besprechung zu bringen. Angenehm ist eine solche Zumuthung nicht, darin werden wir hoffentlich alle übereinstimmen; aber deswegen soll sich keiner einer solchen Anforderung entziehen, dem es um die Förderung der Wissenschaft zu thun ist. Wenn extreme



oder extravagante Richtungen in der Wissenschaft hervortreten, dann ist es gewiss in der Pflicht eines wissenschaftlichen Conventes, dieselben seiner Prüfung zu unterwerfen. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn das Wenige, was ich zu sagen habe, die zufällige Veranlassung dazu bieten mag.

Dass von Theodor Mommsen kein gewöhnliches Buch erwartet werden durfte, darin werden alle mit mir übereinstimmen, welche die bisherige Laufbahn desselben mit aufmerksamem Blicke verfolgt haben. Diese Voraussetzung wird beim ersten flüchtigen Anschauen des Buches aufs glänzendste gerechtfertigt. Denn trotz der Menge neuer Ansichten und abweichender Urtheile sucht das verwöhnte Auge vergebens nach den Stützen dieser neuen Entdeckungen, besonders wenn die Entwickelung gerade nicht immer die Begründung enthält oder das Ausgesprochene zu rechtfertigen vermag. Da der Wissenschaft mit dem pythagoreischen αὐτὸς ἔφα gerade kein grosser Dienst geschieht, so vermissen die Freunde einer mehr demokratischen Behandlung der Wissenschaft nur ungern die Zeugen und Eideshelfer, die wir in sogenannten Anmerkungen und Noten gruppirt zu finden pflegen. Wahrscheinlich ist diess eine Probe der neuen Art von Geschichtschreibung, mit der wir beschenkt werden sollen, und die also charakterisirt wird: „Die Sonderung des gemeinsamen Erbgutes von dem wohlerworbenen Eigen jeder Nation in Sitte und Sprache vollkommen durchzuführen, bleibt einer Zeit vorbehalten, wo die Geschichtschreibung ihre grossartige Aufgabe tiefer, als es die unsrige thut, erfassen und es auch hier verschmähen wird „in Ketten zu reden.“ Hoffentlich liegt diese Zukunft noch in weiter Ferne, wenn wir nicht annehmen wollen, dass ein neuer Tages aus der Erde sich erheben und uns das Geheimniss offenbaren wird, die Geschichte nicht sowohl a priori zu construiren, sondern an der Hand der neuesten Sprachforschung sie rückwärts zu erfinden.

Ein anderes Curiosum kann noch weniger verfehlen, die allgemeine Aufmerksamkeit dem neuen Geistesproducte zuzuwenden.

Während nämlich das erste Buch den Zeitraum bis zur Abschaffung des Königthums behandelt, suchen wir vergebens nach den Repräsentanten dieser Periode. Mit Staunen bemerken wir, dass eben von den Königen nirgends die Rede ist, ja dass geflissentlich vermieden worden ist, auch nur ihre Namen zu erwähnen. Uebelwollende mögten diess vielleicht als eine Einwirkung republikanischer Constellationen deuten wollen, unter deren Einwirkung das Werk zu Stande gekommen sei, und den Verfasser als rächenden Brutus des alten Aberglaubens bezeichnen. Aber für diese Annahme hat man keinen einzigen haltbaren Grund angeführt. Andere haben diese Art der Behandlung mit der gewaltsamen Trennung des gordischen Knoten vergleichen wollen, indem die Erledigung mancher Controverse durch diese Keckheit glücklich vermieden worden sei. Doch das hiesse an der Geschicklichkeit und dem Scharfsinn des Verfassers zweifeln. So mögte vielleicht eine dritte Ansicht sich geltend machen, welche in der angedeuteten Auslassung die glückliche Anwendung einer rhetorischen Figur erkennt. Nirgends konnte die Aposiopese besser angewendet wer-

den. Und die Wahrheit des französischen Witzworts: „ils brillent par leur absence“ scheint an dieser Stelle treffend, und demnach die Existenz der römischen Könige auf diese Weise gar nicht bedroht, sondern indirekt hervorgehoben zu sein.

Dem sei nun, wie ihm wolle, auf jeden Fall werden wir Anderes zu nennen haben, um ein günstiges Vorurtheil für dieses Werk zu begründen, und hier, um mit der Form zu beginnen, mögten wir zuerst die Bündigkeit des Ausdrucks geltend machen, welches ein entschiedener Vorzug zu nennen ist. Das Streben, den reichen Stoff mit scharfen Umrissen zu begränzen, verdient alle Anerkennung; und, wenn ein eben nicht wissenschaftliches Publicum zum voreiligen Abschluss drängt, so ist das Streben nach inhaltsreicher Kürze ein entschiedener Gewinn, wodurch ernste, umsichtige Forschung keineswegs ausgeschlossen ist. Als zweiter Vorzug ist zu nennen das Bestreben, die Geschichte dem Partheistreite zu entheben und den Gegenstand selbstständig und mit freiem Blicke zu verfolgen. Wenn dadurch die Darstellung zuweilen eine gewisse Schroffheit annimmt, und eingehender Prüfung auszuweichen scheint, so mag die Entschiedenheit des Ausdrucks und ein gewisses Gefühl der Sicherheit schwache Gemüther um so leichter fesseln und Vertrauen und Glauben um so eher sichern, als der jetzige Standpunkt der Forschung nicht gerade Jedem gegenwärtig ist.

Aber offenbar ist die wesentlich verschiedene Auffassung der Rechtsverhältnisse des römischen Staates das eigentlich Charakteristische des Buches, wie denn auch unwillkürlich die Rechtsgeschichte von Puchta als eine verwandte Erscheinung uns entgegentritt, wo durch die gläubige Aufnahme der Niebuhrischen Hypothesen ein ganz stattliches Gebäude hergestellt wurde, welches man vortrefflich finden konnte, sobald man über die Grundlagen sich verständigt hatte. Diess ist nun aber bei der neuen Bearbeitung noch in viel ausgedehnterem Sinne nothwendig, weil wir eine Menge Behauptungen ohne allen Beweiss hingestellt finden, wiewohl sie mit dem bisher Angenommenen geradezu in Widerspruch stehen. Aber trotz einer Menge Paradoxien bleibt selbst die Consequenz der Entwickelung oft hinter den bescheidensten Erwartungen zurück. Betrachten wir z. B. die neue Theorie über die Entstehung des Staats durch die Verbindung der Geschlechter und die unbeschränkte Königsmacht, so werden wir die Vergangenheit auf eine Weise durch die Gegenwart beleuchtet finden, welche sich von der Verwirrung verschiedener Zeiten, ich weiss nicht wodurch, unterscheidet. Nämlich die Rechtsanschauungen für die Königszeit werden vorzugsweise durch Aufsuchung der Principien des spätern römischen Rechts rückwärts construirt, durch welches Verfahren wir denn wirklich erstaunliche Dinge vernehmen. „Die Form des Staats, heisst es, ist der Familie nachgebildet p. 53. Diese wird geleitet durch den einen allmächtigen Willen des Vaters. Allerdings sind die Frau und die Kinder Inhaber eigner Rechte, (welcher, wird nicht gesagt,) aber die Einheit des Hauses verlangt, dass sie alle vertreten werden durch einen einheitlichen Repräsentanten, den Hausvater und Herrn. Auf diesem römischen Hause beruht der römische Staat sowohl den Elementen als der Form nach. Dem Hause



gibt die Natur selbst den Vater, mit dem dasselbe entsteht und vergeht; in der Volksgemeinde, die unvergänglich bestehen soll (?), findet sich kein natürlicher Herr, wenigstens in der römischen nicht, die aus freien und gleichen Bauern bestand und keines Adels von Gottes Gnaden sich zu rühmen vermogte. Darum setzt sie sich aus ihrer Mitte einen Herrn nnd Gebieter, einen Meister des Volks, welcher der Herr im Hause der römischen Gemeinde ist etc."

Diess ist nun eine sogenannte philosophische Entwickelung. Das Haus ist das Bild des Staats. Dort herrscht unbeschränkt der Hausvater, der Schöpfer, Gründer, Erzeuger und Erhalter der Familie, hier der König von seinen Schützlingen freigewählt, die, man weiss nicht warum, weil sie doch unvergänglich bestehen soll, sich einen Herrn mit der Macht über Leben und Tod setzt, während die ausgesprochene Mündigkeit den entschiedensten Gegensatz zu solcher Herrschermacht bildet. Da sind also die Kinder nicht nur der Zeit nach vor dem Vater, sondern auch dem Rang nach über dem Vater, und sie wählen, trotz ihrer Selbstständigkeit, sich einen unumschränkten Gebieter, nur um der Analogie mit der Familie zu genügen.

Aber umgekehrt ist wiederum im Widerspruch mit der souverainen Volksgemeinde, welche zugleich die Familie der Könige bildet, der Umstand, dass beim Ableben des Königs der Senat einen Interrex, und dieser den König ohne formelle Genehmigung des Senats oder des Volkes erwählt. Darauf fährt der Verfasser fort: S o wird der hohe Göttersegen von dem ersten königlichen Empfänger auf die Nachfolger übertragen. Ein bedeutendes So, dessen folgernde Kraft aber durch Nichts begründet ist. Einer der tiefsinnigsten Kenner des römischen Rechts, dem der Herr Verfasser sich schwerlich an die Seite stellen wird, hatte den römischen König als Stellvertreter des höchsten Gottes nach den Zeugnissen der Alten dargestellt. Darauf wird entgegnet: „Die Einheit des römischen Volkes, die im religiösen Gebiet der römische Diovis darstellt, repräsentirt rechtlich der Fürst." ‚Vergebens hatte Cicero behauptet: Sed Jovis optimi nomine reges malunt adpellari, umsonst der stehende Ausdruck *διογενεῖς βασιλῆες*, umsonst hatte Callimachus gesungen *ἐκ δὲ Διὸς βασιλῆες*, umsonst repräsentirte der römische König auch in seinem Aeussern den Stellvertreter Gottes, umsonst kehrte das römische Volk mit dem Untergang der Republik zu dieser Anschauung zurück — sie ist gegen die republikanischen Anschauungen des Verf. und somit ist willkührliche Interpretation der historischen Zeugnisse gerechtfertigt. In dieser Weise ist nun Alles. Ueberall dieselbe Willkühr, dasselbe Auflehnen gegen das Zeugniss der Geschichte, dieselbe einseitige Durchführung von Lieblingsvorstellungen ohne Rücksicht auf innere Consequenz. Die Berechtigung eines solchen Verfahrens ist enthalten in dem Satze: „dass wir die römische Geschichte nicht kennen durch historische Ueberlieferung, sondern durch Rückschlüsse aus den spätern Institutionen." Dasselbe Recht nimmt er denn ebenfalls in Anspruch und da er dabei von der unmittelbaren Gegenwart ausgegangen ist und, wie es scheint, unter dem Einfluss bestimmter Verhältnisse seine Gedanken ent-

wickelt hat, so dürfen wir im Fortgang der Entwickelung vielleicht noch einer wesentlich verschiedenen Anschauungsweise entgegensehen.

Doch wir würden gegen unsere eigenen Grundsätze verstossen, wenn wir so entschieden ausgesprochenen Tadel ohne alle Beweise lassen wollten; wiewohl die Menge der unbegründeten Sätze und die Schwierigkeit bisher unbestrittene Wahrheiten gegen kecken Widerspruch zu behaupten, ohne zu ermüden, uns ein Maass und eine gewisse Beschränkung auferlegt. Auch wird Niemand von uns fordern, dass wir in eine ausführliche Kritik jedes flüchtigen Einfalls eingehen sollen. •

Wenn Sikuler mit Schnitter, Opici Feldarbeiter, Hercules Beschliesser, flamen Zünder übersetzt wird, so sind diess Einfälle, um welche Niemand den Urheber beneiden wird. Wenn die Kyklopischen Mauern und die Ueberreste von 120 Pelasgischen Bauten, welche noch jetzt das Staunen der Welt erregen, als blosse Zufluchtsstätten der Markgenossen gedeutet werden, so verdient diese Erklärung wenigstens der Neuheit wegen Erwähnung, so widersinnig sie auch dem Kundigen erscheinen mag. Dass die Plebejer mit den Klienten, die Patricier durchgängig mit freien Bürgern gleichbedeutend betrachtet, und diess für die ganze Königszeit festgehalten wird, wiewohl Rom eine der jüngsten Schöpfungen der Latiner genannt wird, kann nur einem Manne begegnen, der alle Abstufungen der Kultur unter einander wirft. Dass mit solchen Ansichten ein richtiges Verständniss der Servianischen Verfassung unvereinbar ist, ergibt sich von selbst; daher dieselbe nicht aus politischen Gründen, sondern aus militairischen Zwecken hergeleitet wird, nm die Schlagfertigkeit der Bürger durch Beiziehung der Insassen zu steigern. Als wenn je Bürgerrecht und Dienstpflicht im Alterthum getrennt gewesen wären. Ferner wenn der König nur ein gewöhnlicher Bürger, die alte römische Verfassung eine umgekehrte constitutionelle Monarchie genannt, wenn vom klaren Rationalismns der Römer in der Religion geredet, wenn endlich die Vereinigung verschiedener Nationalitäten in Rom als „ein wüstes Gerölle Etruskischer und Sabinischer, Hellenischer und leider! sogar pelasgischer Elemente“ bezeichnet wird, da weiss man in der That nicht, ob diess Missverständniss der Absichtlichkeit oder einer blinden Leidenschaftlichkeit zuzuschreiben ist; doch wenn alle Schiefheiten, Entstellungen, halbwahren Wendungen und Aeusserungen gerügt werden sollten, würde die Geduld zu sehr in Anspruch genommen werden. Daher wir uns auf zwei der kühnsten Neuerungen beschränken, die eine, dass Rom eine Handelsstadt gewesen, die den Anfang ihrer Bedeutung dem internationalen Verkehr verdankte, die zweite, dass uns die Sprachforschung drei Italische Urstämme unterscheiden lehrt, den Japygischen, Etruskischen und Italischen.

Auf die mannigfaltigste Weise hat die Sage den Ursprung Roms verherrlicht, oder die Forschung ihn erklärt. Es ward die älteste Staatengründung darin abgeschildert; rohe Hirten und die *Colluvies gentium* hatten um den Palatinus sich versammelt; die unmittelbare Einwirkung der Götter hatte bei der neuen Schöpfung gewaltet, oder der blinde Zufall hatte die Entscheidung herbeigeführt; die tiefsinnige Weisheit etruskischer Priester hatte die Niederlassung herbeigeführt; staatsmännischen Planen und Herr-



scher-Entwürfen hatte die Colonie von Alba ihren Ursprung verdankt, oder innere Spaltungen im fürstlichen Hause hatten die neue Niederlassung herbeigeführt; — Eins blieb noch übrig und war noch nicht gesagt, — Rom eine Handelsstadt zu nennen. Wir erfahren, dass zum Grenzkastell und zum Emporium für die Fluss- und Seeschifffahrt der latinischen Landschaft sich kein Platz besser als Rom geeignet. Ferner: eine Gemeinde mit dieser Hauptstadt und diesem Gebiet muss gegründet worden sein als Entrepot für den latinischen See- und Flusshandel und maritime Grenzfestung Latiums.

Ueber die maritime Grenzfestung wird ohne Zweifel das Gutachten grosser Strategen, wie sie in der nächsten Nähe zu haben waren, eingeholt worden sein; wir Andern erlauben uns einstweilen bescheidene Zweifel an der Zweckmässigkeit einer Anlage, welche, 6 Stunden von der Küste entfernt, diese unmöglich schützen konnte. Für diesen Zweck, meinen wir, wurde etwa 120 Jahre nach Gründung der Stadt Ostia angelegt. Also Handel wurde damals sicherlich getrieben, ja vielleicht schon ein Jahrhundert früher, möglicher Weise auch in Rom. Wenn aber diess so gedeutet werden will, dass Handelszwecke die eigentliche Veranlassung zur Erbauung der Stadt gewesen und diess deren Charakter bestimmt hat, so ist diess eine Abgeschmacktheit sonder Gleichen. Also so viele Jahrhunderte sind im Irrthum gewesen, welche die Römer für eine Ackerbau treibende Bevölkerung angesehen und das ganze Leben des Staats darauf gegründet geglaubt haben? Hoffentlich wird Niemand nach Beweisen fragen; denn was dem Forscherblick sich in dem Dunkel der Zeiten offenbart, das steht fest und unerschütterlich. Aber was wird durch die neue Hypothese klar, oder in helleres Licht gesetzt? Ist etwa das unumschränkte Wahlkönigthum, das sich selbst ergänzt, im Geiste einer Handelsstadt? Steht die *patria potestas* im Einklang mit den Begriffen eines Handelsvolkes, welches in consequenter Entwickelung alle Banden der Familie löst? Oder lässt die Klientel sich denken, wo die Laune der Fortuna jeden Augenblick die Verhältnisse ändern kann? Die Ausbildung des römischen Schuldrechts steht mit allen Begriffen eines handeltreibenden Volkes in schreiendem Widerspruch. Oder wie will der Verfasser es erklären, dass der Handel grösstentheils in den Händen der Libertiner war, und dass diese in den verachteten städtischen Tribus eingeschrieben waren? Und warum hat bei dem Ueberwiegen des Handels keine mächtige Handelsflotte sich gebildet? Kurz, ich wünschte nur eine einzige geschichtliche Thatsache angeführt, welche durch die kecke Annahme begründet wird. Doch wenn wir weiter lesen, dass Feldbau der Grundpfeiler aller italischen Staaten gewesen, was freilich in dieser Ausdehnung Niemand glauben wird; wenn wir hören, dass Latium alle hauptsächlichen Ausfuhrmittel fehlten, dass in Rom nie ein höherer Kaufmannstand sich gebildet, dass den Senatoren verboten war, irgend welche Handelschiffe zu besitzen, dass Rom nie eine Handelstadt wie Caere und Tarent gewesen, dass die Gewerbe politisch immer eine sehr untergeordnete Stellung hatten; wenn wir erwägen, dass das höchste Lob in Rom war, ein guter Landmann und ein braver Bauer zu heissen, dass der Handel bei Cato ein gefährliches

und unheilbringendes Gewerbe heisst; so wird wohl Niemand durch einen so flüchtigen Einfall in der Beurtheilung römischer Zustände sich beirren lassen, sondern das Ausgesprochene für die Aeusserung eines Forschers halten, der von dem Wunsche beseelt, Neues zu offenbaren, in der Wahl des Gegenstandes einen Fehlgriff that.

Weit mehr Anspruch auf wissenschaftliche Begründung macht die neue Lehre, dass als die drei Urstämme Italiens Italer, Etrusker und Japyger anzusehen seien.

Hier nämlich werden die Resultate einer sehr tief eingehenden, aber freilich nicht sehr fruchtbaren Sprachforschung zum Grunde gelegt und aus dem Vorhandensein einer Anzahl nicht zu enträthselnder Inschriften, die wesentliche Verschiedenheit von allen andern italischen und eine gewisse Analogie mit dem Griechischen zeigten, die Existenz eines wesentlich verschiedenen Urstammes der Japyger gefolgert. Dass nun die verschiedenen italischen Stämme im höhern Sinne als eine Einheit gefasst werden können, wird Niemand widerstreiten, ebenso wenig, dass von diesen die Etrusker sich wesentlich unterscheiden. Ob diese streng genommen eine italische Völkerschaft genannt werden können, bleibt selbst nach dem Verfasser dahingestellt. Weder die ursprüngliche Heimath, noch das Sprachgebiet ist ausgemittelt, und die Sage von der Einwanderung aus Asien wird mit den Worten beseitigt: es ist möglich, dass ein vereinzelter kleinasiatischer Völkerschwarm nach Etrurien gekommen ist etc. Zu dieser westlichen, fremden, in Italien acclimatisirten Nationalität würde nun eine im gleichen Verhältniss stehende östliche eine gute Parallele bilden, und in soweit scheint, um der Parisosis willen, die Vermuthung einer dritten Stammverschiedenheit in den Japygiern recht plausibel. Aber hier entsteht die Frage, ob eine solche Hypothese auf die noch nicht realisirte Deutung einer Anzahl Inschriften begründet werden kann? Wie würde es wohl um die Erklärung des Gothischen und des Angelsächsichen stehen, wenn nicht die Forschung von bekannten Uebersetzungen den Ausgang genommen hätte? Und dennoch kann die Verwandtschaft mit dem Altgermanischen Idiome nicht bezweifelt werden. Doch abgesehen von dieser Frage, wollen wir die Sagengeschichte befragen, ob sie uns eine Antwort auf unsere Frage gibt. Freilich wird sich der Verfasser dagegen verwahren; denn also steht bei ihm zu lesen: „Wären wir dabei einzig angewiesen auf den wirren Wust der Völkernamen und der zerrütteten, angeblich geschichtlichen Ueberlieferung, welche aus wenigen brauchbaren Notizen civilisirter Reisender und einer Masse meistens geringhaltiger Sagen, gewöhnlich ohne Sinn für Sage wie für Geschichte zusammengesetzt und conventionell fixirt ist, so müsste man die Aufgabe als eine hoffnungslose abweisen.“ Noch bezeichnender indessen ist folgende Stelle: „Unsere Ueberlieferung mit ihren verwirrten Völkernamen und getrübten Sagen ist wie die dürren Blätter, von denen wir mühsam begreifen, dass sie einst grün gewesen sind; statt die unerquickliche Rede durch diese säuseln zu lassen und die Schnitzel der Menschheit, die Choner und Oenotrer, die Siculer und Pelasger zu classificiren, wird es sich besser schicken zu fragen, wie denn das reale Volksleben des alten Italien im Rechtsverkehr, das ideale in der Religion sich ausgeprägt haben“ u. s. w.



Und das sagt ein Mann, der selbst ein neues System über Völkerverhältnisse auf einigen unverständlichen Sprachtrümmern construirt!!

Nach diesen Bemerkungen müssten wir freilich verzichten, irgend etwas durch die Sage zu vernehmen; indessen zum Glück sind die Ansichten über diesen Gegenstand verschieden, und viele sind sogar der Meinung, dass in diesen Sagen viel mehr Gehalt sei, als in einer Masse verstümmelter Inschriften, welche die Mühe des Suchens weder durch sprachliche noch sachliche Ausbeute belohnen.

Dass die Südostküste von Italien, das gesegnete öl-, korn- und weinreiche Apulien, bis zum Japygischen Vorgebirge, hinsichtlich der Bevölkerung von dem übrigen Italien nicht wesentlich verschieden gewesen sei, mogte man schon daraus entnehmen, dass der älteste römische Dichter, so wie der grösste römische Lyriker, ein Epiker und ein Dramatiker diesem Lande entstammen, und Livius Andronicus, Ennius, Pacuvius, Horatius uns auf die Städte Tarent, Rudiae, Brundusium und Venusia verweisen. Denn wenn auch in jenen Gegenden theilweise das Griechische überwog, in andern die Sprachgebiete gemischt waren, wie die Canusini und Brutates bilingues beweisen, so scheint doch das italische Element keineswegcs unterdrückt, sondern durch den griechischen Einfluss nur zur raschern Entwickelung gekommen zu sein. Diess ist auch offenbar die Ueberzeugung des Ennius gewesen, wenn er sich wegen seiner Kenntniss des Oscischen, Lateinischen und Griechischen einen dreifachen Geist beilegte, zum sichern Beweis, dass damals schon die Volkssprache, dialektische Verschiedenheiten abgerechnet, den gleichen Grundcharakter mit dem Westen hatte. Wie denn auch Plinius ganz allgemein von den Urbewohnern von Grossgriechenland sagt: *Ausones tenuere primi*, was in Beziehung auf Japygien durch Nicander Bestätigung erhält, wie denn selbst das uralte Temesa eine Gründung desselben Volkes genannt wird. Fassen wir die Lage des Landes ins Auge, so leuchtet einem Jeglichen ein, dass die Bevölkerung nicht wesentlich verschieden sein konnte von der des gegenüberliegenden Epirus, Aetolien und Akarnanien, von der es durch eine Meerenge von kaum zehn geographischen Meilen getrennt ist, so dass Pyrrhus und Terentius Varro sich mit dem Gedanken der Verbindung beider Länder durch eine Brücke beschäftigen konnten. Ein solcher Uebergang der Bevölkerung, schon durch die Gleichheit mehrerer Namen in beiden Ländern, wie der Choner von Pandosia und Acheron, angedeutet, welche dem Molosserfürsten Alexandros verderblich war, wie denn auch ein Japygien in Italien und in Illyrien erscheint, wird nun noch durch die Sage und die beglaubigte Ueberlieferung bestätigt.

Der mythische König Daunus wird ein Fürst der Illyrier genannt; daher wird Diomedes, der Schwiegersohn des Daunus, von den Illyriern erschlagen, Virg. Aen. XI. 271. Die drei Söhne des Lykaon, Japyx, Daunus und Peuketios, sind mit Illyriern und Messapiern eingewandert. Nicander ap. Anton. Lib. 31. Und nach Plinius H. N. III. 16. 9. haben neun Jünglinge und eben so viel Jungfrauen aus Illyrien 13 Völker im Lande Japygien erzeugt, offenbar die dreizehn Städte, deren Strabo noch Erwähnung thut.

Mit diesem Sagenkreise steht in engster Verbindung der Kretische Sagencyclus, welcher eine Verbindung der Kreter mit dem fernen Westen auf den Minos selber zurückbezieht. Bei der Einwanderung des Idomeneus wird geradezu von Kretern und Illyriern als Betheiligten geredet; ja der Name der Salentiner wird von dieser Verbindung verschiedener Völker hergeleitet. In demselben Sinne wird Japyx ein Sohn des Daedalus genannt, und Nichts anderes kann die Angabe des Cornificius Longus sagen wollen, dass die Auswanderung aus Kreta unter dem Japydes erfolgt sei. Endlich der Zug des Minos nach dem Westen führt auf dieselbe Quelle hin. Die Ausdehnung der Kretischen Thalassokatie nach den westlichen Meeren wird nach den mannigfaltigen Sagen Niemand in Abrede stellen wollen. Der den Athenern auferlegte Tribut, die Eroberung von Megara, der Zug nach Sicilien, an welchen Aristoteles nicht gezweifelt hat, bestätigen die Ueberlieferung. Leleger, Karier und Kureten werden die von Minos beherrschten Völker genannt. Dass diess dieselben waren, welche später Lokrer und Aetoler hiessen, sagt mit klaren Worten Dionysius, welches noch obendrein dadurch bestätigt wird, dass mit der Hülfe der Leleger und Kureten Deukalion die Pelasger aus Thessalien vertrieb. Dadurch werden aber diese Völker ausdrücklich als ursprüngliche Bewohner des Landes Thesprotien bezeichnet, welches recht eigentlich als Ursitz des Hellenischen Stammes von Aristoteles angesehen worden ist. Meteor. I. 14. Dadurch treten endlich dieselben Völker, die Leleger, in die engste Beziehung zu den Pelasgern, denen sie auch in ihren Irrfahrten gleichen, daher πλάνητες von Aristoteles genannt. So erscheinen sie in Lakedämon als Autochthonen; aus Messenien werden sie von Neleus ausgetrieben; in Phokis und Lokris, in Böotien und Euböa, in Megara und Elis werden sie erwähnt, und Teleboer, Kaukonen, Taphier und Epeier ihnen stammverwandt genannt; ja Ninoe in Karien soll nach Steph. Byz. von Pelasgischen Lelegern gegründet worden sein.

Sind so die Leleger im eigentlichen Hellas von den Pelasgern kaum zu trennen, so begegnen wir derselben Verschmelzung in Grossgriechenland. Diess wird schon durch die drei Söhne des Lykaon, Japyx, Daunus und Peuketios, angedeutet; in diesem Sinne wird Pandosia der Herrschersitz der Oenotrischen Könige genannt; darum hatte Ephoros von den Japygiern, als den ältesten Bewohnern von Kroton, zu berichten; aus demselben Grunde hatte Skymnus Chius hinter die Japygier die Oenotrer gesetzt, und das Land Chaonien wird bis nach Tarent, Basta und Hydruntum ausgedehnt.

Wenn nun die Sagen von Minos, Theseus, Dädalus und noch früher von Lykaons Söhnen die Einwanderung von Osten für die fernsten Zeiten festzustellen scheinen, so wird dieselbe Ueberlieferung namentlich durch die Diomedessage aufs neue bekräftigt und bestätigt.

Es ist durchaus in dem Wesen der historischen Mythen begründet, dass dieselbe Thatsache auf verschiedene Zeiten und auf mehrere gefeierte Namen bezogen wird, um dadurch die Nachhaltigkeit und ununterbrochene Wirkung derselben Erschei-



nung darzuthun. Wie nach einander Saturnus, Evander, Hercules, Aeneas dem Latinerlande als die Gründer milder Sitte erscheinen, so im Osten Minos, Theseus, Idomeneus, Diomedes, der dann selber wieder mit Aeneas in eine räthselhafte Verbindung tritt. Von dem innersten Busen des Adriatischen Meeres bis an das Japygische Vorgebirge hat Diomedes Spuren seines Daseins hinterlassen. Atria war der Hauptsitz seiner Verehrung, welches er zur Erinnerung an den bestandenen Sturm und die wiedergekehrte Heiterkeit des Himmels αἴθρία benennt; auch Spina war sein Werk und ein weisses Ross wird von den Venetern als Opfergabe ihm dargebracht; in Luceria legt er das Palladium nieder; Venusia erbaut er, um die Venus zu versöhnen; Canusium ist von den Hunden, seinen Begleitern auf der Jagd, genannt; bei den Peuketiern legt er der Hirschkuh den goldenen Halsschmuck an, den nachher Agathokles wiederfindet; in Salapia sind seine Waffen aufbewahrt; Ancona, Sipontum, Arpi, Brundusium, Venafrum verehrten ihn als Gründer. Denn er hat dem Lande den Frieden durch Erlegung des furchtbaren Drachen gegeben, er hat dem Daunus gegen seine Feinde Hülfe gebracht, der ihn zum Danke um seinen Antheil an der Messapischen Beute bringt, ja ihn hinterlistig ermorden lässt. Darum ist ein Fluch über das Land ausgesprochen, wenn nicht ein Mann aus Aetolischem Stamme das Land beherrscht; darum erheben sich die umgestürzten Standbilder des Diomedes immer aufs neue aus den Wogen, und kehren auf ihre Piedestale zurück, aus Steinen von den Poseidonischen Mauern Iliums erbaut; die daunischen Hunde schmeicheln den Hellenen, und die Vögel, welche des Diomedes Tod beklagen, wenn sie die Barbaren fliehen, nähern sich vertrauensvoll dem verwandten Stamme aus Aetolien und nehmen Futter aus seiner Hand. Als kühner Jäger, als Rossebändiger, des Aeneas Schirmer hat Diomedes göttliche Ehre sich errungen, und seine Herrlichkeit haben Ibykos und Pindaros im Liede gefeiert. Ja noch im zweiten punischen Kriege hat Dasius Altinius, der Verräther von Clastidium, auf den Minos sein Geschlecht zurückgeführt.

Wenn nun Jemand gerade aus dieser Sage den Kampf zweier feindlicher Elemente, somit verschiedener Nationalitäten entnehmen wollte, so ist darauf zu erwiedern, dass eben jene Leleger, Kureten, Karier bei den Griechen ganz gewöhnlich unter der Benennung Barbaren begriffen werden, wie selbst die Italischen Urbewohner der gleiche Vorwurf trifft. Die Aetoler namentlich bildeten noch in den Zeiten des peloponnesischen Krieges einen solchen Gegensatz gegenüber den Hellenen; während gerade diese am spätesten zur Entwickelung gekommenen Stämme der Aetoler, Epiroten, Makedonier am längsten die Ehre des Hellenischen Namens den Feinden gegenüber vertheidigt hatten. Auf jeden Fall aber waren jene Einwanderungen der Illyrier, Leleger, Kureten in eine Zeit gefallen, wo an eine Entwickelung der Volksthümlichkeit noch gar nicht zu denken ist, sondern wo nur in der unverdorbenen Kraft die Möglichkeit einer weitern Ausbildung gesichert ist. Daher an die Begründung eines wesentlich verschiedenen Volksstammes, gegenüber den weitverbreiteten hellenischen Elementen, auch nicht von Ferne zu denken ist.

Es bliebe übrig, aus den Ortsnamen der Gegenden, welche der dritte vermeinte Urstamm bewohnte, eine Schlussfolge für die Volksthümlichkeit zu ziehen. Aber auch dieser Versuch will uns kein neues Licht gewähren. Denn wir begegnen überall dem Hellenischen oder dem Oscischen Element. Nicht einmahl die später erwähnten Japodes oder Japydes stehen mit dem Japygiern in irgend einem historischen oder etymologischen Zusammenhang, — denn Japyx ist offenbar eine griechische Form — und es bliebe nur der Name *Βρεντέσιον* oder *Βρεντήσιον*, der in der Messapischen Sprache Hirschkopf bezeichnet haben soll, der auf einen verschiedenen Sprachstamm führen könnte. Ich will nicht anführen, dass *Βρέντης* ein Sohn des Hercules genannt, *Βρένθη* eine Stadt Arkadiens genannt wird, Paus. V. 7. 1. VIII. 28. 7; wohl aber ist die vielfache Verwechselung von *Βρέντιοι* und *Βρέττιοι* in den Mscptt. zu bemerken Dion. Perieg. 362, weil sie die oben angeführte Thatsache bestätigt, dass die westliche und östliche Italische Halbinsel nicht erst durch die Griechen zu einem politischen Ganzen vereinigt wurde, sondern dass die Vereinigung bereits durch die ältesten Landesbewohner begründet war. Ebenso dient der Name der Messapier zur Bestätigung des Gesagten. *Μέσσαβα* ist eine Stadt in Karien gelegen; *Μεσσαπέαι* wird ein Landstrich Lakoniens genannt, und der Zeus Messapios war für die Sparter ein Gegenstand der Verehrung. Ausserdem wird ein *Μεσσάπιον ὄρος* in Euboea und Böotien genannt; der frühere Name von Metapontion war nach Antiochos Metabos gewesen, und Metabos wurde als Heros verehrt, offenbar derselbe mit Messapos, der als Führer der Auswanderung nach Japygien bezeichnet wird, und von welchem Ennius abzustammen sich gerühmt. Nehmen wir hinzu, dass Messapus auch als Herrscher von Fescennium und Falerii erscheint, und, weil ein Sohn Neptuns, als ein fremder Einwanderer, der übers Meer gekommen, gedeutet wird; dass derselbe Metabos, welcher Metapontion erbaut, auch Vater der Camilla und Herrscher von Privernum von Virgil genannt worden ist; dass Glaucus, der Sohn des Minos, einen Anspruch auf die Herrschaft Latiums begründet durch die Verdienste seines Vaters um das Land; dass Minos Kreter nach Latium gesendet, um den verlornen Sohn zu suchen; dass man von einer Einwanderung von Korybanten zu erzählen wusste; dass von der Flucht des Daedalus nach Cumae selbst Salustius berichtet; dass Daunus auch der Sohn der Danae, die in Ardea regierte, genannt wurde; dass Diomedes selber das Palladium sowie die Asche des Anchises zu Aeneas nach Latium gebracht, um den Fluch der Götter von sich abzuwenden, und dass er durch seine Ankunft den Betenden gestört, ja dass er sogar Lanuvium gegründet haben sollte, Appian. b. c. 11. 20., so ist doch wohl Jeglichem verständlich, dass die Alten an eine Verschiedenheit der Abstammung bei den Bewohnern Apuliens und Calabriens niemals gedacht, sondern dieselbe Mischung der Bevölkerung am Aufidus, am Lirisfluss und an der Tiber angenommen haben. Aber allerdings mag die Apulische Ebene, welche, wie Argolis dem Orient, so dem gegenüberliegenden Hellas eine offene Küste bot, vielleicht am frühesten bevölkert worden sein; während es aus eben diesem Grunde, ohne eine natürliche Landesfeste, leicht eine Beute jeglichen Eroberers



ward, so dass von einer Selbstständigkeit dieses Landes in der Geschichte niemals die Rede ist.

Wir haben diese Sagen ausführlicher mitgetheilt, weil, abgesehen von dem geschichtlichen Gehalt, darin das Bewusstsein des Volkes sich ausgesprochen hat, welches der Geschichtschreiber zu ehren und zu achten hat. Wer die unendliche Mannigfaltigkeit in der Sagenbildung als einen Grund der Nichtachtung betrachtet, der begibt sich selbst des Vorzugs im Sinn und Geist des Alterthums zu denken. Denn in den Mythen sind die ältesten Anschauungen, Ahnungen, Gedanken der Völker niedergelegt und den Sinn dieser Symbolik kann ein Versenken in jene alterthümliche Vorstellungsweise enthüllen. Wer aus wenigen Trümmern untergegangener Sprachen, deren genauere Betrachtung so arm an Resultaten ist, die Geschichte der Völker zu enträthseln und ihre Verwandtschaft zu bestimmen sich vermisst, der legt gerade das zum Grunde, was die wenigste Sicherheit gewährt. Eine reiche Litteratur, die sich durch Jahrhunderte entwickelt hat und in Meisterwerken uns erhalten ist, wird ein klares und treues Bild von dem Charakter eines Volkes geben; die abgerissenen Notizen von einzelnen Wörtern, Wortformen, Bildungsgesetzen sind für die Geschichte von sehr zweideutigem Werth und als Fackel der Kritik um so weniger zu gebrauchen, als sie selber voller Dunkelheiten sind.

Vielleicht wird Jemand uns entgegnen, man könne die Auswüchse dieses Buches gar wohl auf sich beruhen lassen; die Zeit werde ihren correktiven oder corrosiven Einfluss äussern, und die Wahrheit werde endlich auch auf diesem Wege gefördert werden. Allerdings hege ich diesselbe Ueberzeugung, wenn nämlich Jeder, der die Wahrheit sucht, sich zu gründlicher und wissenschaftlicher Forschung getrieben fühlt, um die darin ausgesprochene Richtung in allen Theilen zu bekämpfen. Wir können uns nämlich nicht verhehlen, dass in neuerer Zeit eine der Sophistik verwandte Behandlungsweise der Geschichte sich geltend machen will. Wohl hat man gesagt: die Wahrheit ist ewig, aber die Form der Erkenntniss wechselt mit der Zeit. Wir wissen es. Hat man früher die Ueberlieferung der Vorwelt gläubig aufgenommen, so legt man gegenwärtig an Alles den Prüfstein der Kritik. Und man thut recht daran. Denn Niemand kann für wahr halten, was nicht mit seinem innersten Bewustsein im Einklang steht. Darum sollen wir darnach trachten, unsern Geist mit dem alterthümlichen Leben vertraut zu machen, und mit dem Glauben, Wissen, Denken der edelsten Völker des Alterthums unsere Seele erfüllen, damit wir durch das Anschauen des Vortrefflichsten zu wahrer Erkenntniss menschlichen Wesens und Seins gelangen. Wenn dagegen die höchste Einseitigkeit als Maasstab der Wahrheit genommen wird, weil doch ein enger Horizont mehr Klarheit und Bestimmtheit hat; wenn die grosse Vergangenheit nicht nach ihrem volksthümlichen Gepräge gewürdigt, sondern nach dem engen Rahmen der Gegenwart bemessen und jede Besonderheit und Eigenthümlichkeit in Abstractionen zersetzt und aufgefasst wird, da muss, je weniger Tiefe der Anschauung und freie Anerkennung des Alterthums gefunden wird, desto mehr eine Methode Geltung finden, welche aus wenigen allgemeinen Sätzen

mit Hülfe der Logik und Dialektik eine Menge Folgerungen entwickelt, welche, statt die Kenntniss des Alterthums zu fördern, die Gedankenverwirrung nur vermehren. Wenn nun Jemand in ungetheilter Selbstbewunderung diese Hirngespinnste für Zauberformeln gibt, um das Siegel der Vergangenheit zu lösen, so werden solche Ansprüche bei verwandten Seelen immer Beifall finden, schon wegen der Leichtigkeit, mit welcher diese Resultate gewonnen werden. Man ist des langen Weges durch eine Menge von Einzelheiten müde, man will endlich einmal zum Abschluss kommen. So viel ist schon übers Alterthum geforscht, man will endlich das Ergebniss der langen Arbeit in die neue Begriffswelt übertragen. Dazu bietet Selbstvertrauen und eine bequeme Philosophie die Hand. Daher freudiges Entgegenkommen überall.

Aber wen wahre Liebe für die Wissenschaft beseelt, der wird nicht um die Gunst der Menge buhlen. Nicht einem durch materialistische Richtungen und allerlei Gelüste aufgeblähten und in eitler Selbstbewunderung befangenen Geschlechte zu schmeicheln sind wir da, sondern den Sinn für Wahrheit sollen wir im Busen wahren und das Palladium, das von Ilium nach Rom gerettet ward, in die deutschen Gauen tragen. Grossartige und tiefe Auffassung des Alterthums hat in Deutschland immer das Leben des Volks erfasst, hat aus dem Schlummer der Selbstliebe aufgeschreckt und zu ernster That die Lässigen gespornt. Hoffen wir, dass nicht ein Trugbild statt der Göttin uns geboten werde, sondern dass das Kleinod ächter Forschung des Alterthums dem Vaterlande erhalten bleibe.

Ich habe frei und offen meine Ueberzeugung ausgesprochen, Niemand zu Lieb, Niemand zu Leid. Habe ich geirrt, so soll man mich des Irrthums zeihen; mir genügt es, die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand zu lenken.

Vicepräsident Dr. Eckstein: Sie haben einen Vortrag vernommen, der zum Kampfe herausfordert. Ehe ich zu einer Discussion über denselben auffordere, spreche ich die herzliche Bitte aus, frei von Persönlichkeiten, suaviter in modo, zu reden, damit unser guter Ruf, dass wir in unserer Polemik immer milder werden, und dass dieses gerade ein Verdienst dieser Versammlungen sei, nicht zu Schanden werde.

Hofrath Dr. Preller aus Weimar: Der angehörte Vortrag erregte schon insofern ein ungewöhnliches Interesse, als er einen persönlichen Gegensatz zweier Männer aufdeckt, welche bei grundverschiedenen Geistesrichtungen einen und denselben Gegenstand in so ganz verschiedener Weise zur Sprache bringen konnten.

Ein Zug geht durch den ganzen Vortrag, der, ich gestehe es, mich nicht wenig verletzt hat und viele unter den Anwesenden gleichfalls verletzt haben wird. Warum den Character, das sittliche Streben eines Mannes verdächtigen, der hier nicht anwesend ist und sonst durchaus unbescholten dasteht? Ich begreife nicht, wie eine bestimmte Person oder Partei gewissen Gesinnungen zu Liebe in wissenschaft-



lichen Dingen einen so ganz specifischen Geist der Wahrheitsliebe und der tieferen Forschung und Beseelung in Anspruch nehmen mag, wie es doch jetzt nicht selten geschieht und auch von dem Vorredner geschehen ist. Sollte Mommsen, er, der in kurzer Zeit der Wissenschaft so ausserordentliche Dienste geleistet hat, nicht auch von der Liebe zur Wahrheit beseelt sein? Und wie kommt Herr Gerlach dazu, im voraus seinen Abfall von freieren Ansichten in Aussicht zu stellen? Es ist wahr, dass M. seine Meinungen bisweilen auf die Spitze treibt und mit einer gewissen schroffen Keckheit hinstellt. Doch werden seine Freunde dieses bei der grossen Schärfe seiner Urtheilskraft und der Lebendigkeit seiner Empfindungen gerne mit in den Kauf nehmen, wie es denn im Grunde nur ein besonderes Merkmal von der scharf ausgeprägten Individualität und Eigenthümlichkeit seiner Ansichten von der Geschichte des römischen Volkes und Staates ist, welche ohne Zweifel eben deshalb bei Vielen einen entsprechend lebhaften Anklang gefundeu hat.

Uebrigens ist M. tapfer genug, sein Schwerdt scharf genug, dass er den hingeworfenen Handschuh aufzunehmen und sich selbst zu vertheidigen wissen wird. Die nachfolgenden Bemerkungen sollen eben nur von einzelnen Punkten zeigen, wie hier sehr gut verschiedene Meinungen neben einander bestehen können.

Dass Rom gleich ursprünglich eine Handelsstadt gewesen sein soll, klingt ziemlich wunderlich, ist aber nicht so paradox, wenn man auf den Zusammenhang, wie M. sich darüber äussert, näher eingeht. Er will damit andeuten, dass Rom und die gleichzeitigen Latiner schon in sehr früher Zeit nicht blos die Agricultur und den inländischen Verkehr, sondern auch die See, den Verkehr übers Meer, mit den civilisirten Völkern des Auslandes ins Auge gefasst haben, und zwar mit Bewusstsein, weil Rom nicht zufällig grade an dieser Stelle gegründet sein kann. Lag Alba Longa, das frühere Haupt des latinischen Bundes, noch oben auf dem Berge, so wurde Rom ohne Zweifel mit Absicht (auch Cicero und Livius erkennen die Vortheile dieser Lage) in der Ebene, an dem bedeutenden und bis dahin schiffbaren Strome, in dieser Entfernung und doch auch wieder in dieser Nähe vom Meere gegründet. Dazu kommt die frühe Gründung von Ostia, der frühe Verkehr mit Cumä, mit Karthago, ja selbst mit Massilia, was auf eine viel weitere Ausdehnung und lebendigere Bewegung der damaligen Schiffahrt und des damaligen Handels deutet, als gewöhnlich hervorgehoben wird. Ich meinestheils bin überzeugt, dass grade diese grösseren Vortheile der Lage Roms für den Weltverkehr sein Uebergewicht über Alba Longa schon in so früher Zeit entschieden haben, wie sich das neue Haupt des latinischen Bundes denn auch eben deshalb und mit Rücksicht auf die Herrschaft über das benachbarte Küstengebiet sehr bald zum Nachtheile von Veji, von Antium geltend machte. — Ich selbst habe diese Verhältnisse in einer Abhandlung über Rom und Ostia ziemlich ausführlich besprochen *). Ist es zu weit gegangen, wenn man

*) Berichte über die Verh. der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig 1848. 1849.

deshalb Rom einen Handelsstaat nennen oder nur in diesem Lichte auffassen wollte, so darf man diese Gesichtspunkte jedenfalls bei seiner ältesten Geschichte nicht ausser Acht lassen, da sich grade unter den Königen weit mehr Bewegung und weit mehr ausländisches Wesen zeigt, als es der conservativen Schule einer altherkömmlichen Tradition lieb und recht ist.

Der zweite Punkt, den ich aber nur mit einigem Bedenken berühre, betrifft die Entstehung des Königthums, ob es durch Wahl und Uebertragung vom Volke (*populi*, der bürgerlichen Gemeinde) oder durch göttliche Einsetzung entstanden sei. Der Vorredner macht es Hrn. M. zum Vorwurf, dass er die letztere Ansicht nicht hervorgehoben habe, da doch auch die Alten so geglaubt hätten. Ich denke, dass wir es hier mit zwei verschiedenen Auffassungen zu thun haben, einer juristisch-politischen und einer mythisch-religiösen, und dass in einer Geschichte des römischen Volkes und Staates, so wie Mommsen sie schreiben wollte, nur die erstere eine Stelle finden konnte. Herr G. citirte Kallimachus und andere Dichter, aber was sollen die hier, wo es sich von politischen, von historischen Entwickelungen handelt? Ueberall hat es der Historiker ja nicht mit der religiösen Idee des Königthums, sondern mit den einzelnen Königen, ihrer Entstehung, ihrer Wahl, ihrem Wechsel zu thun, der sich grade in der römischen Geschichte als ein häufig unterbrochener, durch viele gewaltsame Ereignisse bestimmter darstellt. Stimmen wir Alle darin überein, dass das Königthum von Gott sei, das Recht, die Ordnung und höchste Gewalt, welche das Recht und die Ordnung zu vertreten hat: so werden wir doch, wenn wir die Geschichte über die einzelnen Könige vernehmen, nicht anders sagen können, als dass sich das Princip der Wahl, der zufälligen Entstehung, der gewaltsamen Einsetzung in den Dynastieen sowohl, als in ihrer jedesmaligen Folge überall und bis auf die neueste Zeit geltend gemacht hat. Auch werden wir uns, was die mythische und religiöse Ansicht der Alten betrifft, mit dieser nicht einmal einverstanden erklären können. Denn die Alten glaubten an eine wirkliche Abkunft ihrer alten Königsgeschlechter von den Göttern, an eine specifische Verwandtschaft der Könige mit dem Geschlechte der Götter, wie sich z. B. die spartanischen und macedonischen Herakliden durch Herakles, die epirotischen Aeaciden durch Aeakos vom Zeus ableiteten, der einst mit der Alkmene den Herakles, mit der Aegina den Aeakos gezeugt habe: ein Glaube, welcher mit unsrer Art zu denken doch auch nicht mehr übereinstimmen will.

Was ferner die von Hrn. G. angeführten weitläufigen Genealogieen und fabelhaften Geschichten von Diomedes, Aeneas, Odysseus, ihrer Ankunft in Italien und ihren dortigen Niederlassungen betrifft, so würde es viel zu weit führen, wenn ich im Einzelnen darauf näher eingehen wollte. Nur im Allgemeinen sei meine Ueberzeugung, und es ist ohne Zweifel auch die von Mommsen, dahin ausgesprochen, dass alle diese Dinge in der Geschichte ganz und gar nicht zu brauchen sind. In mythischer und poetischer Hinsicht mögen sie interessant sein, der Historiker wird am besten thun, einen breiten Strich durch diese Fabeleien zu ziehen und sein Ge-

biet von dem der mythischen Ueberlieferung weislich und mit entschlossener Hand abzugrenzen, wie dieses schon unter den Alten Thukydides und alle besseren Historiker gethan haben. Es sind eben spätere Nachklänge der griechischen Nostendichtung, in welchen sich wieder nur ein späterer Glaube über internationalen Verkehr des höheren Alterthums und über die Wege der menschlichen Cultur darstellt. Ziehen sich diese willkürlichen Combinationen der mythischen Völkergeschichte doch selbst bis in die Geschichte des Mittelalters hinüber, da z. B. unsre Chroniken von der Abkunft der Franken von Troja, die nordischen von Kämpfen mit den Amazonen berichten.

Endlich erinnere ich mich der Ansicht, dass in dem Vaterlande z. B. des Ennius, da dieser ein so vorzügliches Latein geschrieben, doch auch schon früher und im höchsten Alterthum eine homogene Bevölkerung ansässig gewesen sein müsse. Mit demselben Rechte könnte man daraus, dass Ausonius, der aus Bordeaux gebürtige, ein so guter lateinischer Dichter war, die Folgerung ziehen, dass schon die älteste Bevölkerung von Aquitanien eine der lateinischen verwandte gewesen sei.

So lassen sich über diese und andere Punkte entgegengesetzte Behauptungen aufstellen, unter denen die Unbefangenen wählen mögen. Hier ist nicht der Ort, diesen Streit zu Ende zu bringen. Worauf ich vor allen Dingen hinweisen wollte, das ist dieses: der Antagonismus der Meinungen ist in der Wissenschaft förderlich und heilsam, (wie er zu allen Zeiten nothwendig und herkömmlich gewesen ist), so lange er mit Liebe und Schonung, mit persönlicher Achtung vor dem anders Denkenden geführt wird. Wo dagegen mit Empfindlichkeit, wo gar mit Verdächtigungen gestritten wird, da wird nur der böse Streit gesäet, den schon der alte Hesiod so schön von dem guten unterschieden hat. Da ist das alte Wort an seiner Stelle, dass aus der bösen Saat nur böse Frucht aufspriessen kann.

Prof. Gerlach: Ich protestire gegen eine solche Auffassung meines Vortrags, ich protestire gegen die Behauptung, dass ich einen Character habe verdächtigen wollen. Ich glaube, dass ein jeder Mensch von Einflüssen bestimmt werden kann, — die Erfahrung spricht dafür, — so wie auch ich unter solchen Einflüssen stehe. Das Buch Mommsen's ist von mir rein als Erzeugniss einer gewissen Richtung hingestellt worden, von der ich entschieden abweiche. Ich habe nicht von eigner Ueberzeugung geredet, wie ich das Königthum auffasse, sondern wie das römische Volk sich die Entstehung des Königthums gedacht hat; es ist hier die Rede von einem Volke, welches auch fern ist und sich nicht vertheidigen kann. In der Art, wie der Verfasser die Entstehung aufgefasst hat, tadle ich nur die logische Consequenz: der Hausherr ist Schöpfer Aller und Vater Aller und hat unumschränkte Gewalt über die Hausgenossen; aber die freien Landeigenthümer, die jenen verglichen werden, und deren Bestimmung ist, eine freie Gemeinde zu bleiben, treten zusammen und wählen sich ebenfalls einen solchen unumschränkten Herrn.

Wenn Mommsen als Zweck bei der Gründung Roms ausspricht, dass es eine

maritime Grenzfestung, ein Entrepôt sein sollte, welches den Verkehr mit dem Meere vermitteln sollte, so halte ich das für irrig, aber dem stimme ich bei, dass es schon frühzeitig Handel getrieben habe; auch ich halte es für eine der spätesten Niederlassungen in Latium. Aber wie kann eine Stadt, die 7 Stunden vom Meere liegt, eine Seestadt genannt werden?

Dass Rom früh einen Seehandel besessen haben muss, habe ich schon vor längerer Zeit gegen die Untersuchung Nitzsch's über die Gracchen bemerkt.

Was die mythische Auffassung betrifft, so trenne auch ich das mythische und das historische Gebiet, aber ich halte die Mythen nicht für absoluten Unsinn, sondern ich meine, ein historischer Kern müsse ihnen zu Grunde liegen. Sollte in den Nosten nichts auf die Landessage bezügliches gestanden haben? Diese Sagen beweisen, dass Bewohner dieses Landes sich für jenen Heros interessirt haben, also standen doch diese Völkerschaften Italiens mit den Hellenen in Beziehung. Schon die geographische Landesbeschaffenheit gibt davon Beweis.

Dies Alles ist doch gewiss nichts Zufälliges.

Hofrath Dr. Preller: Die Zeit erlaubt nicht, auf die einzelnen Punkte nochmals einzugehen. Ich beruhige mich bei der Erklärung, die Hr. Prof. Gerlach so eben abgegeben hat, dass er den Character seines Gegners nicht habe verdächtigen wollen. Aus seinem Vortrage selbst, wie ich ihn vorhin gehört und wie ihn mit mir viele Andere verstanden haben, konnte ich diese Ueberzeugung nicht gewinnen.

Vicepräsident Dr. Eckstein: Meine Herren! In lebhafter Discussion haben wir gestern Abend eine bekannte Horazische Stelle verhandelt und unser verehrter Freund Döderlein hat dabei, wie immer, scharf eingehend auf die sittliche Bedeutung, eine andere Interpunction vorgeschlagen, als sie bis jetzt in allen Büchern steht. Er unterscheidet (Sat. I, 4, 81.)

absentem qui rodit, amicum
qui non defendit alio culpante u. s. w.

und wie es dereinst heissen wird *hoc comma primus posuit Doederlinus*, so werden wir, auf die Auctorität unseres Döderlein gestützt, Herrn Hofrath Preller, der sich des abwesenden Freundes mit solcher Wärme angenommen hat, unsere Anerkennung nicht versagen, andererseits aber auch nach der offenen, unumwundenen Erklärung des Herrn Prof. Gerlach jeden Gedanken an irgend ein *culpari* unterdrücken und damit diese Sache als abgethan betrachten.

Hiermit war die Discussion geschlossen. Da die Zeit nicht ausreichte, die beiden noch auf der Tagesordnung befindlichen Vorträge der Professoren Dr. Stark aus Jena und Dr. Lothholz aus Weimar anzuhören*), so wurde die Sitzung gegen 1 Uhr geschlossen.

*) Der Vortrag von Prof. Lothholz ist diesen Verhandlungen als Beilage beigegeben; Prof. Stark hat den Abdruck des seinigen nicht gewünscht.



Dritte Sitzung.

Altenburg, den 27. September 1854.

Der Präsident Dr. Foss eröffnete nach 10 Uhr Vorm. die heutige Sitzung, welche Ihre Hoheiten der regierende Herzog Ernst, Herzog Joseph und Prinz Moritz mit Höchstihrer Gegenwart zu beehren geruhten, und las zunächst ein zweites von dem Geh. Hofrath Dr. Kärcher in Karlsruhe eingegangenes Schreiben vor, mit welchem derselbe das Programm des dortigen Lyceums vom J. 1854 und die dazu gehörige Abhandlung: „Beiträge zur lateinischen Etymologie und Lexikographie, vierte Lieferung," als ein Zeichen wärmster Theilnahme an diesen Versammlungen eingesendet hat.

Nachdem der Präsident hierauf noch darauf aufmerksam gemacht hatte, dass die Liste zur Unterzeichnung auf die Verhandlungen der gegenwärtigen Versammlung im Vorzimmer aufliege, forderte er den Vicepräsidenten Dr. Eckstein auf, über die Wahl des nächstjährigen Versammlungsortes Namens der in der ersten Sitzung zur Berathung über diesen Gegenstand gewählten Commission Bericht zu erstatten.

Vicepräsident Dr. Eckstein: Nach altem Brauche wird in der dritten Sitzung die Wahl des nächsten Versammlungsortes vorgenommen; mir ist von dem zu einer Berathung darüber zusammengetretenen Comité der ehrenvolle Auftrag ertheilt, Bericht zu erstatten. Ueber die Frage, ob wir im nächsten Jahre unsern Fuss nach Nord- oder Süd-Deutschland zu wenden haben, ist bereits in Göttingen entschieden; durch eine geographische Fiction hat man dort Altenburg zu Süd-Deutschland gerechnet. Haben nun auch die rauhen Winde und der kalte Regen in den jüngsten Tagen uns das hiesige Clima als nichts weniger denn südlich gezeigt, so ist uns doch jene Kälte durch desto wärmere Theilnahme in allen Kreisen dieser Stadt ersetzt und durch edle Gastlichkeit und herzliches Entgegenkommen die Göttinger Fiction gerechtfertigt. Darum konnten wir auf Heidelberg, Stuttgart, Frankfurt a. M., Wiesbaden keine Rücksicht nehmen; nach dem Norden mussten wir unsere Blicke wenden. Schon seit Jahren ist davon die Rede gewesen, eine Versammlung in dem freundlichen Dessau zu halten, auch Weimar würde uns nach thüringischer Weise willkommen heissen; allein beide Städte liegen Altenburg zu nahe. Deshalb ist unsere Wahl auf Hamburg gefallen. Wenn diese Stadt nicht schon früher als Versammlungsort in Frage gekommen ist, so war dies durch den norddeutschen Schulmänner-Verein verhindert, der gerade in den Städten jenes Theils vom nördlichen Deutschland seine

Versammlungen gleichzeitig mit den unsrigen zu halten pflegte. Jener Verein hat bereits in Göttingen sich uns angeschlossen, auch hier sehen wir mehrere seiner eifrigsten Mitglieder in unserer Mitte; gehen wir daher jetzt in sein früheres Gebiet, um die Vereinigung vollständig zu machen. Der hohe Senat jener freien Stadt hat auf eine vorläufig gestellte Anfrage ein förmliches Conclusum gefasst, in welchem erklärt wird, dass dieser Versammlung nicht nur nichts im Wege stehe, sondern dass es der Senat auch gern sehen werde, wenn sich die Herren Philologen in Hamburg versammeln wollten. Bei diesem freundlichen Entgegenkommen glauben wir Ihnen gar keine Wahl aufbürden zu dürfen und schlagen einfach Hamburg als den nächsten Versammlungsort vor. Ich ersuche den Herrn Präsidenten die Discussion darüber zu eröffnen und dann die Abstimmung zu veranlassen.

Präsident: Die Frage über die Wahl des nächstjährigen Versammlungsortes hängt mit der Frage über die Wahl des Präsidenten so genau zusammen, dass die Discussion und Abstimmung darüber sich nicht wohl wird trennen lassen. Ich ersuche daher den Herren Referenten, falls derselbe damit übereinstimmt, fortzufahren und seinen Bericht zu beendigen.

Vicepräsident Dr. Eckstein: In Bezug auf die Wahl des Präsidenten haben wir uns streng an die Statuten gehalten, in deren sechstem Paragraphen nach der Berliner Fassung vorgeschrieben ist: „Dem Vereine steht ein Präsident vor." Der unter uns anwesende Professor Petersen hat entschieden erklärt, die Wahl zum Vorsitzenden, falls dieselbe ihn treffen sollte, ablehnen zu müssen. Von dem Herrn Director Kraft, der leider durch einen Trauerfall in seinem Hause verhindert ist seinen Vorsatz hierher zu kommen auszuführen, desgleichen von dem Herrn Professor Ullrich wissen wir nicht, ob sie zur Annahme der Wahl bereit sind. Darum wollen wir Ihnen blos einen Präsidenten vorschlagen und es diesem überlassen sich einen Vicepräsidenten selbst zu wählen. Dieser von uns ausersehene Präsident ist der Senator und Protoscholarch Dr. Hudtwalcker, ein vollberechtigtes Mitglied unseres Vereins. Er hat nicht blos schon auf dem *Gymnasium illustre* zu Gotha unter Jacobs und Döring den Grund zu einer tüchtigen philologischen Bildung gelegt, sondern auch als eine reife Frucht seiner academischen Studien die Schriften *de arbitris Atheniensibus* und die Abhandlung über die öffentlichen und Privat-Schiedsrichter in Athen herausgegeben; er ist aber auch Schulmann, und hat sich in seiner hohen amtlichen Stellung als Protoscholarch um das gesammte Schulwesen jener freien Stadt grosse Verdienste erworben.

Auf die Frage des Präsidenten wurde die Wahl Hamburg's zum Versammlungsorte für das nächste Jahr und die Wahl des Senator Dr. Hudtwalcker zum Präsidenten der funfzehnten Versammlung deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten einstimmig genehmigt. Das Präsidium übernahm es, letzteren alsbald hiervon in Kenntniss zu setzen.

Uebergehend zum nächsten Gegenstande der Tagesordnung ersuchte der Präsident den Professor Dr. Vischer aus Basel die Rednerbühne zu besteigen und die



verheissene **Skizze des Parnass und seiner Umgebung** der Versammlung vorzutragen.

Professor Vischer: Die Aufforderung unseres verehrten zweiten Präsidenten, der Versammlung einige Mittheilungen über meine im Frühling 1853 durch Griechenland gemachte Reise vorzutragen, brachte mich in nicht geringe Verlegenheit. Griechenland ist in neuerer Zeit ein viel bereistes Land geworden; in dieser Versammlung selbst befinden sich Mitglieder, welche länger daselbst verweilt, es gründlicher kennen gelernt haben, als mir bei einer verhältnissmässig kurzen Wanderung vergönnt worden ist, und bei den übrigen kann ich eine solche Kenntniss aus Büchern voraussetzen, dass auch ihnen ich kaum etwas neues zu bieten vermag. Ueberdies ist es schwierig, aus einer längeren Reise einen einzelnen Gegenstand so herauszugreifen, dass er ein einigermassen abgerundetes, in sich geschlossenes Ganze bildet und sich zugleich in die engen Zeitgränzen fügt, die uns hier gezogen sind. Wenn ich dennoch der Aufforderung Folge leiste, so geschieht es, weil ich schon oft diese Versammlungen besucht, verhältnissmässig selten aber gesprochen habe und es als eine Pflicht der Mitglieder ansehe, hie und da wenigstens, das Ihrige zu den Verhandlungen beizutragen, weil ich ferner weiss, dass man selbst von Reisen durch bekannte Gegenden den frisch Heimgekehrten gerne erzählen hört, ohne gerade nur Neues zu verlangen, und endlich weil mir selbst jede Erinnerung an jenes herrliche Land immer neue Freude bringt, jenes Land, das, wie mir gestern ein Freund treffend bemerkte, jedem, der es bereist, „es anthut."

Zum Gegenstande des Vortrages habe ich nicht eine specielle Untersuchung über eine topographische oder archäologische Frage gewählt, so lockend es sein mochte, gerade jetzt über die durch die vorjährigen Ausgrabungen blossgelegten westlichen Abhänge der Akropolis von Athen zu sprechen, oder über die Pnyx und das Pelasgikon. Eine solche Untersuchung bedarf zu eingehender Erörterung, um sich für eine grössere Versammlung zu eignen. Ueberdies steht nächstens eine genaue, an Ort und Stelle verfasste Kritik der Beuléschen Leistungen von meinem verehrten Freunde, Herrn Legationssecretär A. von Velsen in Athen zu erwarten. Ich will Sie auch nicht von den gegenwärtigen Zuständen des Königreiches, seinen Aussichten, Hoffnungen und Befürchtungen unterhalten; das Urtheil darüber ist jetzt zu sehr abhängig von politischen Sympathieen und Antipathieen, und es ist schwer sich bitterer Bemerkungen zu enthalten, wenn man sieht, wie fast das ganze sogenannte liberale Europa, „um die Civilisation zu schützen," die Herrschaft der Barbaren in Schutz nimmt, wie jede nationale Regung der Griechen nur als ein Produkt russischen Geldes dargestellt werden will und daher auch die schnödeste Misshandlung eines der Hülfe bedürftigen Volkes und des seine Gefühle theilenden Fürsten auf den unbedingten Beifall des grössten Theils der Presse rechnen darf. Wenden wir uns von diesen peinlichen Betrachtungen ab und folgen Sie mir in einen Theil Griechenlands, der ebenso sehr durch die reichen Erinnerungen aus dem Alterthume, als

durch die grossartige Erhabenheit seiner Natur einen unbeschreiblichen Reiz hat und wiederholte Betrachtung verdient, wobei ich im voraus bemerke, dass meine Darstellung nicht auf Neuheit Anspruch macht, sondern nur als Ausdruck eigener Anschauung Ihre Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke in Anspruch nehmen möchte.

Es ist bekannt, dass kaum ein anderes Land so sehr wie Griechenland durch die Gestaltung seiner Gebirge, den Lauf der Gewässer und die tief einschneidenden Buchten des Meeres in eine grosse Zahl fest abgeschlossener Gebiete geschieden ist, welche neben anderen Ursachen die reiche Mannichfaltigkeit seines gesammten Lebens im Alterthume bedingt haben. Am stärksten ist diese Eigenthümlichkeit in dem Peloponnese ausgeprägt, wie das in dem vortrefflichen Werke von E. Curtius, dessen Vorzüge man erst an Ort und Stelle recht würdigen lernt, meisterhaft ausgeführt ist. Während aber im Peloponnese die Gebirge gleichsam nur als die mächtigen Gränzwälle der einzelnen Landschaften erscheinen und die Landschaften selbst durch die von ihnen umschlossenen Becken gebildet werden, tritt in dem mittleren Griechenland ein gewaltiger Gebirgsstock selbständig hervor und bildet den beherrschenden Mittelpunkt mehrerer sich an seine Abhänge lehnender Landschaften. Es ist das der Parnass, jetzt der Liákoura genannt, dessen fast das ganze Jahr durch schneebedecktes Haupt über die meisten umliegenden Berge stolz hervorragt und aus einem grossen Theile Griechenlands gesehen wird. Er bildet nicht, wie die hohen Gebirge des Peloponnesos, besonders der Taygetos und das Nordgebirge Arkadiens, und wie die meisten bedeutendern Berge des nördlichen Griechenlands, eine längere Kette mit einzelnen hervortretenden Spitzen, sondern erscheint als eine breite, fast viereckige, nach allen Seiten bestimmt abgeschlossene Gebirgsmasse, die nur nach Westen mit den hohen Gebirgen Aetoliens durch ein Joch zusammenhängt und fast überall steil abfällt. Eine fast gerade Linie bildet seine Südseite, die sich in einer Länge von ungefähr sieben bis acht Stunden von Osten nach Westen erstreckt, etwa von der Schiste bis über das Dorf Chrysó hinaus gegen Sálona zu. Nicht viel kürzer ist die fast in rechtem Winkel sich anschliessende Westseite, von der Ebene von Sálona bis zu dem Chane von Graviá oder dem alten Kytinion. Die nördlichen Abhänge bilden eine weniger gerade Linie, treten vielmehr in ihrem östlichen Theile in der Gegend von Velitza nach Süden zurück und gehen in stark geschweiftem Bogen in die südliche Richtung über, so dass die Ostseite des Gebirges bedeutend kürzer ist als die übrigen. Aber was an Längenausdehnung hier fehlt, ist reichlich durch die Höhe ersetzt, indem die Massen sich mächtiger zusammendrängen und die höchsten Gipfel hier emporsteigen lassen. Der Charakter des ganzen Gebirges ist vorherrschend rauh und erhaben, obwohl wir auch am Parnass Mannichfaltigkeit und überraschende Abwechselung nicht vermissen. Die Ueppigkeit der Vegetation, wie sie am Taygetos und in den Gebirgen des nördlichen Euböa den Wanderer in Entzücken setzt, kommt freilich am Parnass nirgend vor, aber doch wechseln mit schroffen Felsabhängen, schneebedeckten Gipfeln und ganz öden Schluchten wohlcultivirte, sanftere Abhänge, liebliche, reichbewässerte Gründe und schattenreiche Thäler, wie



Sie sehen werden, wenn Sie mich bei der Wanderung um und auf das Gebirge begleiten wollen.

Es war gegen Ende Mai's des vorigen Jahres, als ich von Böotien her mich dem Parnasse näherte, der von dort angeschaut einen sehr imposanten Anblick gewährt. Von dem Gipfel ziehen sich zwei auseinanderlaufende Grate steil nach der Ebene hinab, die fast wie zwei besondere Berge aussehen, und es drängte sich mir auf diesem Wege mehr als einmal der Gedanke auf, ob etwa das Epitheton „des zweigipfligen“, das Ulrichs*) von den zwei Felswänden bei Delphi hergeleitet hat, auf die Gestalt zu beziehen sei, in der der Berg dem auf der heiligen Strasse von Böotien Herannahenden erscheint. Streng genommen sind es freilich nicht zwei Gipfel, *κορυφαί*, aber der älteste Ausdruck *δίλοφος*, bei Sophokles in der Antigone, würde so übel nicht passen, und es ist vielleicht nicht zufällig, dass die Tragödien, in denen Sophokles und Euripides den Berg zweigipflig nennen, in Theben spielen. Wenn aber auch wirklich ursprünglich jene zwei Felsen gemeint sind, so mag doch der Anblick des Berges von dieser Seite zu der spätern Uebertragung der zwei Gipfel auf den ganzen Berg mitgewirkt haben. Nachdem man von der letzten böotischen Stadt Chäroneia, dem heutigen Kaprena, auf dem sich Abends sehr früh die Schatten des Parnasses lagern, etwa eine halbe Stunde westwärts im Kephissosthale gegangen ist, wendet sich der Weg links nach Süden, und man tritt in das Thal des von Süden herkommenden Flüsschens Platania, das Helikon und Parnass trennt. Anfangs hat es eine ansehnliche Breite von wohl einer Stunde. Links vom Wege auf zwei kahlen Hügeln, den letzten westlichen Ausläufern des Helikon, zeugen hellenische Ruinen von der einstigen Stadt Panopeus. Sie war zur Zeit des Pausanias so heruntergekommen, dass er sie kaum Stadt nennen mag, und das Interessanteste, was er dort sah, waren einige Klumpen von dem Lehme, aus dem Prometheus die Menschen geformt hatte. Der vortreffliche, aber unglaublich abergläubische Mann fand denn auch, dass sie den Geruch von Menschenhaut hatten. Die ausgedehnten, bis in das Thal herablaufenden Mauern von Panopeus sind besser erhalten, als die mancher damals noch glänzenden Stadt, und erinnern an ihre Bedeutung in der ältesten Zeit. Um so elender sind aber die Hütten, die am Fusse des Hügels bei der Kirche des heiligen Blasios liegen. Einen angenehmen Contrast bildet das gegenüber auf einer vom Parnasse vorspringenden sanften Höhe liegende Dorf Dávlia, von allerlei Bäumen und fruchtbaren Geländen umgeben. Südlich wird es von einem steilern Hügel überragt, auf dem die weithin sichtbaren Mauern des alten Daulis oder Daulia stehen, einst des Sitzes der bis in den spätern Mittelpunkt des hellenischen Lebens vorgedrungenen Thraker und der Mythen von Tereus, Philomele und Prokne. Hinter den beiden Hügeln des alten und neuen Daulia bedecken dunkle Tannenwälder die Abhänge des Parnasses. Bald nach Panopeus aber zieht sich das Thal enger zusammen, die Vegetation ist ziemlich dürftig, die Gegend fast unbebaut. Neue, aber verfallene

*) Reisen und Forschungen in Griechenland. S. 48 ff.

Mauern, die den Weg fast verschliessen, erinnern an die Kämpfe mit den Türken im Befreiungskriege. Nachdem man einige Stunden in südwestlicher Richtung dem Thale gefolgt ist, das weiterhin sich nach Distomo, dem alten Ambrysos, hinaufzieht, fällt von der linken Seite die gerade von Livadia kommende Strasse ein. Wer nach Delphi will, wendet sich rechts ein immer einsamer sich gestaltendes Thal hinauf, das sich zwischen den Parnass und den niedrigern, südlich gelegenen Xerovuni, den alten Kirphis, hineinzieht, wo man bald an die berühmte Stelle kommt, wo „der Scheideweg von Delphi und von Daulia zusammentrifft." (*σχιστὴ δ' ὁδὸς ἐς ταὐτὸ Δελφῶν κἀπὸ Δαυλίας ἄγει* Soph. Oed. Tyr. 734.) Es ist ein von der Natur gemachter Dreiweg, indem drei Thäler zusammenstossen, oder, wie man sich richtiger ausdrückt, das von Delphi kommende Thal sich links und rechts in zwei andere spaltet, in denen die Wege ihre von der Natur vorgeschriebene Richtung verfolgen. Es ist einer der wildesten, einsamsten Punkte in Griechenland. Nirgend ist eine menschliche Wohnung sichtbar, in der nächsten Umgebung keine Spur menschlicher Cultur, die Bergabhänge sind fast nackt, nur da und dort mit spärlichem Gebüsche bewachsen. Gerade wo die Wege zusammentreffen, erinnern einige krüpplichte Stacheleichen an den Eichenhain des Sophokles, und mehrere Steinhaufen erlauben der Phantasie sich den Grabhügel des Lajos und seines Wagenlenkers zu vergegenwärtigen. Die Poesie konnte kaum einen trefflicheren Ort wählen, als sie den Schauplatz des verhängnissvollen Vatermordes aus der Nähe von Theben hieher verlegte. Der Eindruck der Lokalität ist noch jetzt der Sage ganz entsprechend, nur vielleicht noch trauriger als im Alterthum. Der Eichenwald, wie gesagt, ist grossen Theils verschwunden, statt der *τριπλαῖ ἁμαξιτοί*, des dreifachen Fahrweges, sind nur Pferden gangbare Wege da, und selbst das ehemals in der Nähe gelegene türkische Dörfchen Bárdana, nach dem der Scheideweg den Namen *τὸ σταυροδρόμι τῆς Μπάρδανας* gehabt haben soll, ist jetzt so vergessen, dass mehrere Leute der Umgegend, die ich deshalb befragte, von dem Namen nichts wussten, sondern den Ort nur Steno, den Engpass, nannten. Denn von der Schiste an steigt der Weg in einer engen Schlucht ziemlich steil, und nicht weit oberhalb derselben laufen von beiden Seiten rohe Mauern von zusammengelesenen Steinen zusammen, wie man sie in vielen Engpässen Griechenlands findet, in Eile aufgeführt, um den Schützen gegen den andringenden Feind zu decken. Diese hier hatte Odysseus 1823 gegen die von Böotien herkommenden Türken errichtet. Erst eine halbe Stunde aufwärts liegt ganz einsam der Chan von Zémeno mit einem reichlichen Brunnen. Wie die Ermordung des Lajos in dieser Gegend unbedenklich Räubern zugeschrieben wurde, so ist sie auch gegenwärtig nicht selten von solchen unsicher gemacht. Wenige Tage, ehe ich durchkam, hatte sich eine Bande dort festgesetzt und zahlreiche Reisende beraubt, bis die wackern Arachoviten dem Unwesen ein Ende machten. Sie griffen die Wegelagerer an, verwundeten einen und nahmen ihn gefangen, die übrigen flüchteten sich nach der Küste und setzten in einem Boote über den Meerbusen von Korinth nach dem Peloponnese. Noch steigt man eine geraume Strecke, bis man die Höhe des Passes erreicht, von der das Wasser ostwärts

dem Kephissosgebiete zufliesst, westwärts aber der Ebene von Sálona. Diese Wasserscheide verbindet die Südabhänge des Parnasses mit dem viel niedrigern, dürren Kirphis, der, eigentlich nur der südliche Ausläufer des Parnasses, sich bis an die Küste erstreckt. Aus einer Schlucht des Parnasses kommt der Pleistos herab, der damals ziemlich wasserreich war, und wo der Weg ihn überschreitet, liegen theils rechts auf einem Plateau, theils dicht am Bache selbst allerlei ziemlich unansehnliche Ruinen, vielleicht die von Kyparissos oder Aeolidae, denn es mit Bestimmtheit zu entscheiden ist bei den dürftigen Nachrichten unmöglich. Der Ort muss einst den Pass vollständig beherrscht haben. Ein Weg führt dem in tiefer Schlucht hinfliessenden Pleistos folgend unmittelbar nach Sálona, während rechts ein anderer sich an den Höhen des Parnasses nach Arachova hinaufwindet. Die steilen Abhänge sind, oft terrassirt, sorgsam mit Reben bepflanzt, die einen vortrefflichen Wein liefern und für den Fleiss der „gräcisirten Slaven“ von Arachova, wie sie Fallmerayer nennt, ein sehr günstiges Zeugniss ablegen. Der Flecken liegt mehr als dreitausend Fuss über der Meeresfläche, höchst malerisch amphitheatralisch an der Höhe sich hinaufziehend, zu oberst die Kirche, bei der im Befreiungskriege Karaiskakis aus türkischen Köpfen eine Pyramide errichtet hatte. Arachova macht nicht weniger durch das saubere, hübsche Aussehen seiner Häuser, als die kräftigen, schönen Gestalten der Bewohner einen angenehmen Eindruck auf den aus den Niederungen Böotiens kommenden Wanderer. Gleich beim Eintritte in den Ort begegneten mir drei Mädchen, so schön, wie ich sie selten in Griechenland getroffen habe. Mögen daher die Arachoviten wirklich, wie der Name ihres Ortes, der aber keinen vollständigen Beweis geben kann, slavischen Ursprungs sein, oder sich hier, wie ohne Zweifel auch in anderen Theilen des Gebirges, Reste der alten Phokier erhalten haben, was ich nicht zu entscheiden vermag und auch für höchst gleichgültig ansehe, wir finden jedenfalls in ihnen einen jetzt ganz griechischen, tüchtigen, arbeitsamen Menschenschlag, einen Schlag, der namentlich auch den Landbau mit Ausdauer und Erfolg betreibt, was ich oft den heutigen Griechen mit Unrecht habe absprechen hören. Denn hoch auf dem Parnasse werden wir später die Felder und Wiesen der Arachoviten nicht weniger wohl besorgt finden, als hier die Weinberge. In dem Chane, wo ich eine Stunde Mittagsrast hielt, brachte der Besitzer, als ich kaum eingetreten war, mit einem eigenthümlichen Zug von Theilnahme ich weiss nicht mehr welche athenische Zeitung, in der ein langer Leitartikel die damals von König Leopold von Belgien nach Berlin und Wien gemachte Reise besprach und diesem Fürsten reichliches Lob spendete. Mehr als einmal habe ich in verschiedenen Gegenden Griechenlands die Wahrnehmung gemacht, dass Leopold, den ja einst die Griechen sich zum Könige erkoren hatten, von einer fast mythischen Glorie umflossen ist. Das Gedeihen Belgiens, von dem wohl auch Kunde nach Griechenland dringt, wird mit den eigenen, nicht allzu erquicklichen Zuständen verglichen und, was von den verschiedensten, nicht in eines Einzigen Hand liegenden Verhältnissen abhängt, der Persönlichkeit des Herrschers zugeschrieben. Wie unklar aber die Vorstellungen gelegentlich sind, mögen Sie dar-

aus abnehmen, dass einmal mir zu Ehren eine Gesundheit ausgebracht wurde auf die Schweiz und — ihren Fürsten Leopold!

Obwohl Spuren einer alten Ansiedlung in Arachova selbst ganz fehlen, so vermuthet doch ungefähr an dieser Stelle Ulrichs das alte Anemoreia und führt einige Mauerreste westlich vom Flecken an. Ich sah in dem Hofe des Chanes eine antike Säule, die aber anderswoher gebracht sein kann. Von Arachova führt ein steiler Weg über den schroffen Petritisberg zu den Hochebenen des Parnasses und den Kalyvien der Arachoviten. Wiewohl ich diesen einschlug, wollen wir doch einstweilen am Fusse bleiben und dem Wege folgen, der unter den schroffen Wänden des genannten Bergs und der Phädriadischen Felsen nach Delphi führt. Ueber die alte Begräbnissstätte, auf der zahlreiche Felsengräber offen stehen und Sarkophage umherliegen, vorbei an der sogenannten Marmariá mit den Grundmauern des Tempels der Athene Pronoia und einigen anderen Heiligthümern, dann am Kloster der Panagia, erreicht man in etwa zwei Stunden das in die Trümmer der alten Stadt gebaute unansehnliche Dorf Kastrí. War das Thal schon früher imposant und wild, so steigert sich hier der Charakter zur grossartigsten, feierlichen Erhabenheit, an der kaum eine andere Gegend Griechenlands sich mit Delphi messen kann, und wer auch jetzt die Thalschlucht gesehen hat, begreift leicht, wie gerade hier man einst die göttliche Offenbarung zu vernehmen glaubte. Senkrecht steigen über dem Orte die Felsen empor, die im Alterthume die Phädriaden hiessen, jetzt Phlempukos der östliche, Rhodiní der westliche. Wo sie in scharfem Winkel zusammenstossen, stürzt von der Höhe ein Giessbach herab und eilt, nachdem er das Wasser der am Fusse des Phlempukos hervorsprudelnden Kastalia aufgenommen hat, in jähem Bette dem tief unten vorbeifliessenden Pleistos zu. Auf dem abhängigen Gelände zwischen den Felsen und dem Pleistos lag halbkreisförmig die alte Stadt mit ihren vielen heiligen und profanen Gebäuden, der Apollotempel, die Lesche, das Theater und Stadion westlich von dem vorher erwähnten Bache unter dem Felsen Rhodiní, das Gymnasium, der Tempel der Athene Pronoia und mehrere andere östlich, unter dem Phlempukos. Jenseits des Pleistos erhebt sich nur mässig und sanfter der Kirphis, mit seinen zum Theil grünen Abhängen einen schönen Contrast zu den glänzenden Felswänden des Parnasses bildend. Aufwärts sieht man bis zu der Kirche von Arachova, abwärts ist der Blick durch den felsigen Vorsprung beschränkt, auf dem sich die Mauern des Philomelos herabziehen. Das delphische Felsenthal ist ein abgeschlossenes Heiligthum, wie ein hellenisches Kunstwerk an Umfang klein, aber in seinen Formen vollendet. Geht man aber bis zu den heutigen Tennen der Kastriten und der Kirche des h. Elias vor, wo ohne Zweifel einst der Versammlungsplatz der Amphiktyonen war, so überblickt man die fruchtbare Krisäische Ebene, und der Blick reicht über das Meer zu den Bergen des Peloponneses. Die nicht unbedeutenden, aber zum grossen Theil unter dem Schutte und den Häusern der Kastriten verdeckten Ueberreste zu beschreiben werden Sie mir um so eher erlassen, als nach den überaus sorgfältigen Untersuchungen meines verstorbenen Freundes Ulrichs wenig



neues zu sagen ist, und neuerdings mein ehemaliger Schüler und jetziger College Dr. Merian auch nach eigener Anschauung in einer fleissigen Monographie Alles zusammengestellt hat. Am lebendigsten vergegenwärtigt man sich das Alterthum an den bekannten Quellen. Noch spendet der eigentliche Stadtbrunnen, die alte Delphusa, jetzt Kerná, reichliches Wasser, noch befeuchtet die Kassotis, die einst den heiligen Lorbeer tränkte, das Gärtchen bei der Kirche des h. Nikolaos, wo bis vor zwei Jahren der einzige Lorbeerbaum des delphischen Thales grünte. Ich habe ihn noch gesehen, aber dürr und abgestorben. Am schönsten aber und am wenigsten verändert sieht man die mächtige kastalische Quelle aus den Spalten des Phlempukos in das gleiche Bassin sprudeln, in welchem einst die sich zu reinigen hatten, welche den Tempel betreten wollten, um die Stimme des Gottes zu vernehmen. Bis vor wenigen Jahren stand einige Schritte von der Kastalia, an dem Brunnen, in den ihr Wasser geleitet wird, eine uralte Platane, von der Ulrichs schon beklagte, dass sie der Aeste beraubt sei. Seitdem ist die Zerstörung weiter gegangen. Wie man mir in Kastrí erzählte, fand vor wenigen Jahren ein utilitarisch gesinnter Dimarch, sie nütze nichts, und liess sie umhauen und aus dem Holze Fässer machen. Auch dieser Baum war der einzige seiner Art im Thale. Die Umgebung von Kastrí ist jetzt fast baumlos. Getreidefelder bedecken die culturfähigen Abhänge, deren eben eingeerndtete Garben bei meiner Anwesenheit auf den Tennen aufgehäuft wurden, um ausgetreten zu werden. Nur das östlich von der Kastalia auf dem Platze des alten Gymnasiums gelegene Kloster der Panagia ist von schönen Oel- und Maulbeerbäumen umgeben.

Dass unter dem Schutte noch reiche Entdeckungen zu machen sind, ist kaum zu bezweifeln. Doch verlassen wir jetzt Delphi und wenden uns, vorerst die Höhe des Gebirgs noch bei Seite lassend, weiter nach Westen. Keine Stunde gebraucht man, um auf dem felsigen und theilweise steilen Wege nach der Ebene hinabzusteigen, wo zur Rechten das stattliche Dorf Chrysó zwischen Bäumen am Abhange des Parnasses liegt, zur Linken ein kahler, von uraltem Mauerwerk umgebener Hügel schroff in die Ebene vorspringt. Es ist das sogenannte Stephani, die Ruine des alten Krisa, das von dieser Seite vollständig den Zugang zum delphischen Thale beherrschte, wie jene oben erwähnte alte Stadt am Pleistos von der andern. Hier fand sich bis vor nicht langer Zeit jene vielbesprochene, ehrwürdige Inschrift, n. 1 im *Corpus Inscriptionum*, deren Verschwinden zuerst Welcker berichtet hat. Auch ich habe nach langem Suchen mich überzeugt, dass wenigstens an dem von Ulrichs genau bezeichneten Platze sie nicht mehr existirt. Nur fand ich den von Welcker noch gesehenen Altar selbst auch nicht mehr *). Unter dem Stephani dehnt sich von Chrysó bis nach Sálona und vom Parnass bis ans Meer die schöne Krisäische Ebene

*) Dagegen bemerkte ich einige hundert Schritte ausserhalb des Stephani gegen Chrysó zu bei der Kirche der Panagia einen grossen, altarartig bearbeiteten Felsblock mit der halbkugelförmigen Vertiefung der Eschara. Eine Inschrift ist aber hier nicht.

aus. Sie gehört jetzt mit Ausnahme des dem Meere zunächst gelegenen Striches zu den fruchtbarsten und bestbebauten Theilen des Königreiches, und man begreift leicht, dass es die Umwohner einst schwer ankommen musste, auch nur einen Theil davon als verfluchtes Land unbebaut zu lassen *). Ein prachtvoller Olivenwald bedeckt jetzt einen grossen Theil derselben, gegen dessen bläuliches Grün die an feuchten Stellen üppig wuchernden Oleander und Granaten mit ihren rothen Blüthen zierlich abstachen. Auf den anstossenden Feldern stand das Getreide in üppigster Pracht, was aber meinen Courier nicht hinderte, mitten durch zu sprengen. Gegen Sálona zu treten an die Stelle der Oelbäume und des Getreides meist Weinpflanzungen, vor denen gemauerte Keltern angebracht sind, aus denen der ausgepresste Traubensaft in cisternenartige Behälter läuft.

Die Stadt Sálona liegt im nordwestlichen Winkel der Ebene weitläufig zwischen Gärten an den sanft ansteigenden ersten Höhen des lokrisch-ätolischen Gebirges, nur etwa eine halbe Stunde von dem westlichen Fusse des Parnasses. Die Häuser, obwohl meist nur aus Lehm gebaut (einer Art *πλίνθος ὠμή*), sind hübsch und ziemlich gross, und über der Stadt thronen auf einem steilen Hügel die malerischen Ruinen der mittelalterigen Burg der Herren von Sálona, die auf die festen Reste der alten Akropolis von Amphissa gebaut war. Unter und zwischen dem fränkischen Gemäuer stehen grosse Stücke hellenischer Mauern theils aus Quadern, theils aus grossen Polygonen aufgeführt; auch zwei alte Thore sind noch erhalten und ein Wasserbehälter. Aus dem Burgfelsen sprudelt nach der Stadtseite hin in einer Reihe von Brunnen eine ausserordentlich reiche Quelle hervor.

Aus der Ebene von Sálona führt der Weg nach Doris fast in gerader nördlicher Richtnng zwischen dem Parnass und Koraxgebirge durch. Die Gegend hat einen ganz alpinen Charakter und ausser dem Dorfe Topolia, das ich rechts liess, trifft man keine Wohnnng an; nur da und dort sieht man auf den Berghöhen einen kleinen Weiler. Anfangs zieht sich der Weg an den westlichen Abhängen des Parnasses hin, von dem mehrere kleine Bäche herabkommen; links unter sich hat man ein schmales Thal, in welchem der Lauf des fast trockenen Baches durch die rothen Oleanderblüthen weithin bezeichnet war. Ueber demselben erhebt der höchste Berg des mittleren Griechenlandes, der Kionia, sein mehr als achttausend Fnss über das Meer aufsteigendes, am Ende Mai's noch weithinab mit Schnee bedecktes Haupt,

*) Forchhammer machte mir nach dem Vortrage die Bemerkung, die Verfluchung des Kirrhäischen Gebietes habe nur den ohnedies zur Beackerung untauglichen Theil der Ebene zunächst dem Meere betroffen. Allein aus *Aeschin.* 3, §. 119 ff. und *Demosth.* 18, 150 ff. geht deutlich hervor, dass die Amphissäer nicht nur durch Benutzung des Hafens und Errichtung von Ziegelbrennereien, sondern auch durch eigentliche Beackerung (*γεωργεῖν*) und Erbauen von Wirthschaftsgebäuden (*αὔλια*) die angebliche Versündigung begangen hatten. Wie weit aufwärts das Kirrhäische Gebiet gereicht habe, wissen wir freilich nicht, bestimmt aber doch über jenen unfruchtbaren Küstenstrich und ohne Zweifel ziemlich weit, da die Amphissäer behaupten konnten, das bebaute Land gehöre zu ihrem Gebiete. *Demosth.* a. a. O. Vgl. auch *Strabo* p. 419. *C.*



hinter dem sich der fast gleich hohe, lange Rücken des Vardusia von Norden nach Süden hinstreckt. Der schönste Punkt des Weges ist an einer frischen Quelle, auf der Höhe des Passes, welche den Parnass mit dem ätolischen Gebirge verbindet. Von dieser Höhe aus senkt sich der Weg nach Norden, das Thal wird enger und die Schneegipfel des Korax *) verschwinden, aber seine Vorberge bilden mit dem Westabhange des Parnasses einen engen Pass Ambleni, wo wieder an zwei Stellen Mauern aus dem griechischen Befreiungskriege von beiden Seiten bis an den Weg zusammenlaufen. Ein Bach plätschert in der Mitte über Steine und Felsen hinab, von Platanen dicht beschattet. Tannen und verschiedene Eichenarten, besonders eine sehr schöne mit tief eingeschnittenen Blättern, bilden mit den jäh aufsteigenden Felsen und buschigen Abhängen eine angenehme Abwechselung, dazwischen kommt hie und da eine kleine, mit Gras oder Getreide bewachsene, grüne Fläche. Es ist eine fast schweizerische Gegend, und ich hätte mich in mein Vaterland versetzt geglaubt, hätten nicht die Stacheleichen und orientalischen Platanen mich erinnert, dass ich mich im Süden befinde. So geht man auf steilem, schlechtem Wege abwärts, bis man das etwa fünf Stunden von Sálona entfernte Graviá erreicht. Dieser Ort besteht nur aus wenigen Hütten und zwei Chan's, hat aber eine gewisse Bedeutung durch seine Lage am Eingange des Passes und einen Namen durch den tapferen Widerstand, den hier im Jahre 1821 Odysseus und Guras den überlegenen Schaaren des Omer Vriones und Mehemet Pascha leisteten. Das abgelegene Bergdörfchen hat vor kurzem eine Schule erhalten, wo bei meiner Anwesenheit ein junger, eifriger Lehrer die neudorische Jugend eben unterrichtete. Unter kleinen Jungen bemerkte ich einen fast erwachsenen Burschen, der sich nicht scheute, in einer Elementarschule die früher versäumten Kenntnisse nachzuholen, eine Erscheinung, die in Griechenland nicht selten ist und für die Lernbegierde des Volkes kein schlimmes Zeugniss ablegt. Der muntere Lehrer, den ich einen Augenblick störte, um unter dem natürlich glaslosen Fenster ein Gespräch anzuknüpfen, zeigte wenigstens mehr geographische Kenntnisse, als ich sonst oft fand. Denn als ich ihm auf die Frage nach meinem Vaterlande die Schweiz nannte, antwortete er mit einer gewissen Befriedigung: Ja, das kenne ich aus der Geographie.

Bei Graviá ändert sich mit einem Male die ganze Physiognomie der Gegend. Man tritt in das grosse Becken des obern Kephissos, das sich von dem Punkte, wo das ätolische Gebirge mit dem Oeta zusammenstösst, in südöstlicher Richtung bis zu dem alten Parapotamioi hinzieht. Denn hier treten von beiden Seiten die Berge ganz

---

*) Ich habe den alten Namen Korax für das ganze westlich vom Parnass gelegene Gebirge gebraucht, wie Strabo thut. L. IX. p. 417. C. vergl. L. VII. p. 329. fragm. 6. und L. IX. p. 450. Bei Steph. Byz. s. v. *Κόραξ* scheint der Name in etwas engerem Sinne verstanden, wenn es heisst: *ὄρος μεταξὺ Καλλιπόλιος καὶ Ναυπάκτου. Πολύβιος εἰκοστῷ*, wonach der Kionia ausgeschlossen wäre. Aber es kann in der Stelle des Polybius nur von dem zwischen Naupaktos und Kallipolis gelegenen Theil des Gebirges die Rede gewesen sein, ohne dass er darum den östlicher gelegenen Theil ausschliessen wollte.

nahe zusammen, nördlich das Hedylion, südlich die letzten Ausläufer des Parnasses, und schliessen das Thal so, dass der Kephissos kaum Raum findet, um sich nach der Ebene von Chäronea durchzuwinden. Bei einer sehr ansehnlichen Länge von mehr als 10 Stunden wechselt die Breite dieses obern Kephissosbeckens, je nachdem der Fuss der Gebirge vortritt, zwischen etwa einer halben und zwei Stunden. Der Nordabhang des Parnasses, der es von der einen Seite einschliesst, ist viel gewundener als die andern Seiten dieses Gebirges. Zwischen tiefen Einschnitten springen mehr oder weniger steile Anhöhen weit in die Ebene vor, am weitesten ungefähr in der Mitte bei dem grossen Dorfe Dadí, dem alten Amphikaia. Gegenüber dem Parnass erhebt sich im Norden der schönbewaldete Oeta. Die Thalfläche selbst überrascht, wenn man bei Graviá aus dem Gebirge hervortritt, durch ihr frisches Grün, das durch reichliche Quellen und Flüsse genährt wird. Zunächst Graviá fliesst längs dem Fuse des Parnasses zwischen Eichen, Platanen und dichtem Gebüsche der Kajenitza, mit dem sich etwas weiter abwärts der von Nordwesten aus dem Oeta kommende Apostoliá vereinigt, wahrscheinlich der alte Pindos, wenigstens der bedeutendste der Nebenflüsse des Kephissos und von viel längerem Laufe als dieser selbst. Denn als den eigentlichen Ursprung des Kephissos betrachtete man im Alterthume die vom Parnass bei Lilaea, in der Nähe des heutigen Dorfes Agoriani entspringenden, jetzt κεφαλοβρύσεις genannten Quellen, die nach kurzem Laufe in fast rechtem Winkel mit dem Apostoliá zusammenfliessen und dann als ansehnliches Flüsschen die Richtung des letzteren nach Südosten nehmen. Zahlreiche kleinere Bäche kommen vom Oeta und Parnass ihm zugeflossen und Bäche, die wenigstens zur Zeit meiner Anwesenheit am Ende Mai's noch wirklich Wasser hatten. Die Ebene ist darum fruchtbar und wohlbebaut, besonders in ihrem unteren Theile, wo ich an einigen Orten den Weizen mannshoch stehen sah. Zahlreiche grosse Dörfer und Flecken, deren Aussehen von Wohlhabenheit zeugt, liegen au den Abhängen der Berge, unter denen besonders Dadí und Velitza am Parnass und Drachmani am Fusse des Oeta, oder vielmehr seiner Verlängerung, zu nennen sind. Im Alterthume umfasste das Becken die dorische Tetrapolis und den besten Theil von Phokis. Jene, die Tetrapolis, lag in dem oberen, engern und rauheren Theile um das Pindosflüsschen, Kytinion, der bedeutendste der kleinen Orte (Thukydides nennt sie πολίσματα) dicht bei Graviá, am Eingang des Passes nach dem ozolischen Lokris. Gerade über Graviá zur Rechten, wenn man von Sálona herkommt, sieht man auf einem steilen, den Weg beherrschenden Felsen altes Gemäuer. Weiter aufwärts auf einem isolirt aus dem Thale aufsteigenden Hügel geben andere Ruinen vielleicht die Stätte von Erineos an, und in einem Paläokastro bei dem Dorfe Mariolates, etwas unterhalb Graviá, in einem Einschnitte des Parnasses, glaubt man Boion zu erkennen. Immer waren es kleine und unbedeutende Gebirgsorte, πόλεις μικραὶ καὶ λυπρόχωροι, wie Strabo sagt, und verhältnissmässig früh ganz in Verfall gekommen, so dass der Geograph meint, es sei zu verwundern, dass auch nur eine Spur von ihnen bis in die Römerzeit sich erhalten habe. Ihre Bedeutung war es, die Metropole der peloponnesischen Dorier zu sein, und als solche würde das



Ländchen auch jetzt beachtenswerth genug sein, selbst wenn es nicht den Reiz eines stillen, lieblichen Gebirgsthales hätte. Weit ansehnlicher waren die zahlreichen phokischen Städte im untern Theile des Beckens und seinen Nebenthälern. Keine natürliche Gränze scheidet Doris und Phokis, die mehr als irgend zwei andere griechische Landschaften nur ein geographisches Ganze bilden. Oder genauer gesprochen bildet das nördlich vom Parnass bis Parapotamioi gelegene Phokis mit Doris eine geographische Einheit und hängt mit diesem viel enger zusammen als mit den Landestheilen östlich und südlich vom Parnass, oder gar mit dem zwischen die östlichen Lokrer hineingeschobenen Daphnus am euböischen Meere. Es scheinen daher auch die Dorier in früheren Zeiten sich weiter abwärts ausgedehnt zu haben und allmählich in den obern Thalwinkel zurückgedrängt worden zu sein (vgl. Müller, Dorier. I. S. 40). Die phokischen Städte waren zumeist an den beiden Seiten der Ebene auf die felsigen Vorsprünge und Abhänge des Gebirges gebaut, wo noch jetzt mächtige Ueberreste der schönen Mauern und Thürme, oft von den Höhen bis in die Thalsohle hinabsteigend, weithin ihre einstige Blüthe bezeugen und der Gegend einen eigenthümlichen Charakter verleihen. Eine einzige Ruine, die kaum über den Boden sich erhebt, liegt mitten in der Fläche am Kephissos mit dem räthselhaften, noch einmal am Helikon sich wiederholenden Namen Alttheben, Palaeo Thivae oder Phivae. Die Mauern sind meist in der spätern, besonders seit Epaminondas üblichen Weise in mässigen, regelmässigen Quadern, mit vielen, gewöhnlich viereckigen Thürmen erbaut. Es ist das eine natürliche Folge der Zerstörung der phokischen Städte im heiligen Kriege und ihrer späteren Wiederherstellung. Nur die unansehnlichen Reste von Parapotamioi, das nicht mehr hergestellt worden zu sein scheint, und die grossartigen, auf einer hohen Bergkuppe gelegenen Trümmer von Abae, das damals nicht zerstört wurde, machen eine Ausnahme. Ich kenne keinen andern Theil Griechenlands, wo man eine solche Menge verhältnissmässig wohlerhaltener Paläokastra so nahe bei einander findet. Sie alle auch nur flüchtig zu besuchen würde mehrere Tage erfordern. Das schönste von allen ist das des heutigen Velitza, wie Inschriften beweisen, des alten Tithorea oder nach der Schreibart dieser Inschriften Tithorra, dessen Stadtmauern nebst denen von Messene und von Eleutherae am Kithäron wohl die schönsten in ganz Griechenland sind. Velitza liegt am Nordostabhange des Parnasses, dicht unter einer senkrechten Felsenwand, auf einem nach der Ebene sich stark abdachenden Plateau. Oestlich wird es durch eine Felsenschlucht begränzt, in deren Tiefe ein starker Bach, der alte Kachales, jetzt Kakorhevma, vom Parnasse herabfliesst. Der grösste Theil seines Wassers ist in einen Kanal nach dem Orte selbst geleitet, wo es Mühlen treibt und die Gärten bewässert. Ein schmaler Fusspfad führt an der Felsenwand über dem Bache zu der als Zufluchtsort in Kriegsnöthen bekannten Höhle, die nach dem Palikarenchef Odysseus benannt ist, und dann weiter auf das Gebirge. An dieser Seite bedurfte die Stadt keiner künstlichen Befestigung, aber von der Schlucht aus läuft eine schöne Mauer mit viereckigen Thürmen am Nordrand der Stadt hin und wendet sich dann nach Süden den Berghang hinauf bis

an die Felsenwand. Die Stadt war also im Süden durch diese senkrecht aufsteigende Felsenwand, im Osten durch die senkrechten Abgründe des Kachales, im Westen und Norden aber durch feste Mauern und Thürme fast uneinnehmbar geschützt. Die Mauern sind nach beiden Seiten aus regelmässigen, etwa 1½ Fuss hohen Quadern gebaut, zwischen denen unregelmässiges Füllwerk ist, die Thürme natürlich ganz aus Quadern. Besonders schön ist die Nordseite, an der der westlichste Thurm noch in zwei Stockwerken erhalten ist. Wie in Messene hat das untere Schiessscharten*), das obere kleine Fenster. In der Nähe dieses Thurmes ist auch ein Thor mit Ausnahme des Sturzes ziemlich vollständig erhalten. Reichlicher Epheu und andere Schlingpflanzen umwuchern das alte Gemäuer und erhöhen die Schönheit des Anblickes. Mehrere Inschriften und Mosaiken bezeugen die Blüthe des Ortes noch in der Kaiserzeit. Das heutige Velitza ist zum grossen Theil in den Umkreis der alten Stadt gebaut, deren oberer, nach der Felswand steil absteigender Theil aber nie Wohnungen gehabt zu haben scheint.

In Velitza wurde mir ein eigenthümlicher Anblick zu Theil. Es war ein Sonntag Morgen, als ich von Dadí her dem Orte zuritt. Von weitem erblickte ich einen langen Zug, der sich nach den an den Höhen liegenden Weinbergen bewegte, an der Spitze in vollem Ornate mit Kreuzen die Priester, hinter ihnen in den hellen Farben der Landestracht Weiber und Männer. Es war eine Procession, um Hülfe gegen die Heuschrecken zu erflehen, deren Schwärme in erschreckender Menge Felder und Weinstöcke verheerten. Bald nachher aber nahm ein anderer Anlass dieselbe Bevölkerung in Anspruch. Wiederholte Schüsse ertönten und unter Vorangang der einfachen und eintönigen Musik einer grossen Trommel und eines klarinettartigen Instrumentes (Karamunsa) kam ein Hochzeitzug, der aus der Kirche nach der Wohnung der Neuvermählten ging. Voran zog mit dem Bräutigam eine Schaar Männer, deren einer den aus künstlichen Blumen gefertigten Brautkranz in einem Korbe hoch emporhielt, hinter ihnen die Braut von zwei Brautführern unterstützt. Sie trug weisse Haube und Schleier, während der Kopfputz der Unvermählten roth zu sein pflegt, im Uebrigen die gewöhnliche Landestracht, ein weisses, langes, linnenes oder baumwollenes Unterkleid und darüber ein gleichfalls weisses, wollenes Oberkleid von geringerer Länge, und einen breiten, in Quasten herabfallenden Gürtel, wenn ich nicht

---

*) Ulrichs vermuthet im N. Rhein. Museum Jahrg. 2. S. 544 ff., weil die Schiessscharten, eine Erfindung des Archimedes, zuerst bei der Vertheidigung von Syrakus gegen Marcellus angewandt worden seien, die Befestigung Tithorea's stamme aus der Zeit des letzten Philippos (Polyb. VIII, 7. Liv. XXIV, 34.), wenn nicht vielleicht die Schiessscharten erst später an den Thürmen angebracht worden seien. Ist die Annahme richtig, so müssen auch die Scharten in die prächtigen Thürme von Messene erst später gebrochen sein, da diese selbst mit den Mauern in der Zeit des Epaminondas gebaut sind. Dagegen scheint aber ihre ganze Anlage zu sprechen. Aus jenen Stellen des Polybius und Livius scheint sich mir aber auch nicht zu ergeben, dass Archimedes überhaupt die ersten Schiessscharten angewandt, sondern nur, dass er diese in grosser Zahl in den Mauern selbst (nicht bloss den Thürmen) angebracht habe.

irre, von schwarzer Farbe. (Die Jungfrauen tragen ihn roth). Auch hatte sie Strümpfe und Pantoffeln an, Luxusartikel, die man sonst auf dem Lande bei den Frauen nicht oft findet. Dem Kopfputze fehlten zahlreiche aufgefasste Münzen nicht, die man in dieser Gegend bei fast allen Frauen, sei es als Halsband, oder über die Brust gezogen oder um den Kopf gewunden, findet. Während früher besonders viele antike Münzen so getragen worden sein sollen, sah ich hauptsächlich ganz frisch geprägte Stücke Konig Otto's, die desto seltener im Verkehr vorkommen. Die Braut machte ein sehr betrübtes Gesicht, blieb alle paar Schritte stehen und verneigte sich tief, wie man mir erklärte, zum Abschied vom jungfräulichen Stande. Den Zug schlossen Jungfrauen, hie und da ein Hochzeitlied anstimmend. Wie sich leicht denken lässt, vermisste man auch die liebe Jugend des Ortes nicht. So bewegte sich der Zug unter beständigem Knallen von Flinten langsam durch die verschiedenen Strassen. Die ganze Feierlichkeit hatte einen fast melancholischen Charakter. Den Abend sollte noch Tanz folgen, vor dessen Beginnen ich jedoch den Ort schon verliess.

So haben wir also den Parnass auf allen Seiten umwandert. Im Norden eine breite, lachende Thalfläche begränzend lässt er im Westen, dicht an den Korax sich drängend, kaum für einen beschwerlichen Gebirgspass Raum; ein etwas breiteres, aber ziemlich rauhes Thal trennt an der Ostseite ihn vom Helikon, während die Südseite zu der erhabensten Grossartigkeit in dem Felsentheater von Delphi sich erhebt. Um fast drei Seiten lagerten sich, Delphi mit inbegriffen, die Wohnsitze der Phokier, denen auch der grösste Theil des Gebirges selbst angehörte, im Südwesten und Westen wohnten ozolische Lokrer, an seinem Fusse und im Nordwesten das kleine dorische Völkchen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Höhe des Berges selbst, die über der breiten Basis der ersten Stufe sich im Nordosten zu der Spitze des Lykéri emporgipfelt. Von verschiedenen Seiten kann man sie besteigen. Ich bin von Arachova und von Delphi hinaufgegangen. Die beiden Wege treffen auf der Hochebene bei den Kalyvien der Arachoviten zusammen, ohne dass der erstere bis dahin etwas besonders bemerkenswerthes darböte. Von Delphi aber steigt ein künstlicher, in das Gestein gearbeiteter Pfad an der westlichen Felswand der Phädriaden, dem Rhodiní, im Zickzack hinauf. Etwas kürzer als der jetzige Saumpfad ist der alte Treppenweg. Wohl über tausend Stufen sind hier in den Felsen gehauen. Während meine Maulthiere, die ich sehr überflüssiger Weise mitgenommen hatte, jenen einschlugen, ging ich auf diesem. Hat man die Höhe der eigentlichen Felsenwand erreicht, so geht der Weg weniger steil zuerst in der zwischen Rhodiní und Phlempukos sich hinziehenden bewaldeten Schlucht weiter. Rechts auf der Höhe des letzteren liegt eine kleine, Elaphokastro genannte Ruine, von der ich nicht weiss, welcher Zeit sie angehört, da ich sie nur von ferne sah. Zwischen überragenden Höhen kommt man dann durch ein ziemlich enges Thal, bei den Kalyvien oder Sommerhütten der Kastriten vorbei, in eine grosse, ganz von Bergen umschlossene Hochebene, auf der die wohlbebauten Felder der Arachoviten liegen. Die von den Bergen kommenden Gewässer sammeln



sich in einem am südlichen Ende gelegenen kleinen See, der im Winter oft den grössten Theil der Ebene überschwemmen soll, im Sommer aber ganz austrocknet und nur unterirdischen Abfluss durch eine Katavothre hat, welche das Wasser unterhalb Kastrí dem Pleistos zuführt. Das Wasser des Seees hat eine ganz rothe Farbe von dem Eisengehalte des Bodens, wie man auch über die ganze Ebene viele etwas poröse Eisensteine zerstreut findet. Das dem See zufliessende Wasser ist dagegen noch ganz klar. Bäume hat die Hochebene wenige. Links erhebt sich ein rundlicher Berg, an dem die berühmte korykische Höhle sich befindet, in alten und neuen Zeiten den Umwohnern eine willkommene und schwer zu findende Zufluchtsstätte. Denn der kleine, in neuerer Zeit noch durch eine Mauer verengte Eingang liegt so hoch am Berge, dass man aus der Hochebene eine halbe Stunde gebraucht, um hinaufzuklimmen. Im Innern findet man zuerst einen geräumigen, hohen Vorplatz, der durch eine Tropfsteinmauer begränzt ist. Ueber diese steigt man mit einiger Mühe in den hinteren, höheren Theil, aus dem sich verschiedene Gänge in noch unerforschter Tiefe in den Berg ziehen, von denen die Umwohner verschiedene Sagen erzählen. Mein arachovitischer Führer behauptete, zwei derselben hätten eine Länge von drei Stunden, die er freilich nicht selbst gemessen hatte. Statt der verschwundenen antiken Inschrift, welche die Grotte als dem Pan und den Nymphen geheiligt bezeichnete, sind zahlreiche Namen neuerer Reisenden in die Wände gegraben. In dem hintersten und höchsten Winkel, den ich erreichte, und über den man wohl schwerlich weit hinaus gekommen ist, fand ich in grossen Buchstaben den Namen des Fürsten Pückler eingehauen.

Die Hütten und Scheunen der Arachoviten, ihre Kalyvien, die nur vorübergehend zur Bestellung der Felder bewohnt werden, aber ein nettes, sauberes Aussehen haben, lehnen sich am nördlichen Ende der Ebene an den Berg. An ihnen vorbei steigt man durch ein enges Waldthal weiter aufwärts. Aller Anbau hört auf, die Tannen, die einzigen Bäume, die man noch trifft, sind zwar oft gross und sehr malerisch, aber meist krumm gewachsen und bestätigen, was schon die Alten über ihre schlechte Tauglichkeit zu Bauholz berichten. Weiter aufwärts werden auch sie selten. Man findet nur noch nackte Weideplätze zwischen den Felsen mit einigen Mandras, Sennhütten, aus aufgeschichteten Steinen und Tannenzweigen gebaut, wo in kleinen Kesseln Ziegen- und Schafkäse bereitet wird. Bei der obersten liess ich die kaum gebrauchten Maulthiere zurück und auch mein Courier blieb da, um am hölzernen Spiesse ein Lamm zu braten, während ich mit dem arachovitischen Führer den letzten, ganz kahlen Theil des Berges bestieg, der weiter nach Nordosten liegt. Bis zu der Mandra hatte ich von Kastrí aus, den Weg zur korykischen Höhle nicht mitgerechnet, (ich hatte sie am Tage zuvor von Arachova aus besucht), etwa vier Stunden gebraucht. Die Griechen haben eine dem Nordländer, besonders dem an Alpentouren gewöhnten, lächerliche Scheu über Schneefelder auf dem Gebirge zu gehen, wie ich das in ganz verschiedenen Gegenden erfahren habe, und so suchte auch mein Führer, ein hübscher, rüstiger Bursche, mit grosser Sorgfalt einen Weg aus, auf dem

er ihn möglichst vermied, und führte mich auf einen hohen Kamm, den wir in anderthalb Stunden erreichten. Allein als ich oben war, sah ich, dass es nicht der Lykéri war, sondern nur die östliche Fortsetzung des Gerontovrachos, des Greisenfelses, der an Höhe jenem zunächst steht. Die Umwohner erklären den Namen daher, dass man in alten Zeiten die lebensmüden Greise von der Höhe hinabgestürzt habe, eine Sage, die wenigstens eine innere Wahrheit hat durch den Gebrauch verschiedener Völker auf früher Culturstufe die Greise zu tödten und die für Griechenland besonders eine Analogie findet in dem Vorkommen dieser Unsitte auf der Insel Keos. Nur mit Mühe konnte ich den Führer bewegen, mich nach der höchsten Spitze zu begleiten, und recht zuversichtlich wurde er erst, als wir zwei Menschen oben erblickten. Es waren Amerikaner, die ich nachher in der Mandra traf. Der Greisenfels wird vom Lykéri durch ein ziemlich tiefes Thal, die „Teufelstenne" getrennt, in das wir über Schneefelder hinabsteigen mussten, um dann die gleichfalls schneebedeckte höchste Pyramide zu erklimmen. Wir erreichten sie in anderthalb Stunden und hatten also von Kastrí aus sieben Stunden gebraucht. Der Lykéri, in dem der alte Name Lykoreia sich erhalten hat, ragt als eine isolirte Pyramide über fünf oder sechs andere Spitzen entschieden hervor. Nach den französischen Messungen erhebt er sich 2456 Mètres oder 8186 metrische Fuss (3 Mètres = 10 Fuss) über die Meeresfläche. Und um diese Höhe richtig zu würdigen, muss man bedenken, dass er nur wenige Stunden vom Meere entfernt ist, die ganze Erhebung also für das Auge sich geltend macht. Es ist etwa die Höhe des Urirothstocks über dem Vierwaldstätter See. Zugleich tritt er am weitesten nach der Nordostseite des ganzen Bergstockes über Velitza und Davlia hervor, so dass man nach jener Seite sich fast unmittelbar über der Ebene befindet. Die Aussicht, die man auf der obersten Spitze, wo eine kleine Steinpyramide *) steht, geniesst, ist eine ebenso ausgedehnte als grossartig schöne, die ich nur in ihren Hauptzügen andeuten will. Leider war der Himmel zwar wolkenlos, aber, wie es bei anhaltendem Scirocco im Süden häufig der Fall ist, etwas trübe. Ich tröstete mich mit der Betrachtung, dass ich immerhin glücklicher gewesen sei, als König Otto, dem (nach Ross in den Königsreisen) zweimal Wolken und Nebel den Blick auf sein Königreich missgönnt hatten.

Gerade unter sich hat man nach Norden und Osten die in der damaligen Jahreszeit meist noch grünen Thäler und Ebenen von Phokis und Böotien, besonders das obere und untere Kephissosthal mit dem kopaischen See, dessen von Felsen umgränztes Becken im Mai des Jahres 1853 noch ganz mit Wasser angefüllt war, dahinter die Berge der böotischen Küste, Hypaton, Messapion, Ptoon, und die nordwärts an sie stossenden der östlichen Lokrer, über welche hinaus man die blauen, waldigen Höhen Euböas sieht. Weiter rechts nach Südosten liegen zunächst die verschiedenen Rücken und Thäler des breiten Helikon, dann sieht man den Parnes und

*) Ich denke, es ist die nach Ross Königsreisen 1. S. 57 von dem königlichen Gefolge errichtete.

andere Gipfel der attischen Halbinsel, den Kithäron und die isthmischen Gebirge. Ueber die Berge weg und zwischen ihnen durch schweift der Blick auf das weite Meer, das sich in der Ferne im Dunstkreise des Horizonts verliert. Bei ganz klarem Himmel lassen sich manche Inseln erkennen. Wendet man sich weiter nach Süden, so steigt jenseits der blauen Wogen des korinthischen Meerbusens über dem schmalen Küstenstreife Achaja's die ganze, steil abfallende, schön geformte Bergkette des nördlichen Peloponneses empor, aus der der Chelmos (Aroania) und Ziria (Kyllene) ihre schneeigen Häupter am höchsten erheben. Am beschränktesten ist der Gesichtskreis nach Westen und zugleich der Blick hier am grossartigsten. Denn über den kahlen und wilden Hochthälern und Nebengipfeln des Parnasses, die man zunächst vor sich hat, ziehen sich vom korinthischen Meerbusen bis an den Oeta fast in gerader Linie die lokrisch-ätolischen Gebirge, deren höchste Gipfel, Kionia und Vardusia, selbst den Lykéri um mehr als hundert Fuss überragen und wenigstens in jener Jahreszeit vollständig das Aussehen eigentlicher Schneeberge hatten. Nördlich schliesst sich an sie der minder hohe, grossentheils bewaldete Oeta, der das obere Kephissosthal malerisch einfasst und durch seinen östlichen Zweig, den Kallidromos, mit den Bergen der epiknemidischen Lokrer zusammenhängt. Ueber den Oeta hinaus aber erreicht das Auge weiter nach Norden die thessalischen Gebirge, den Pelion, den rundlichen Ossa und in nebelhafter Ferne den alten Götterberg, den majestätischen Olymp (jetzt Elymbos), den höchsten und schönsten der griechischen Berge, neben dem sich der Ossa fast zwerghaft ausnimmt. Wer etwa den Rigi oder einen ähnlichen Berg bestiegen hat, der wird leicht begreifen, dass bei einmaligem Besuche es fast unmöglich ist, auch mit der Karte in der Hand, alle die Höhen und Thäler genau zu unterscheiden, die zwischen den Hauptmassen bunt durch einander laufen. Das kann aber den Gesammteindruck nicht schwächen. Halb Griechenland liegt vor dem Blicke ausgebreitet, aber nicht wie eine Karte, dazu sind die anderen Gebirge zu zahlreich und hoch, vielmehr wie ein bedeutungsvolles Rundgemälde. Die Phantasie bleibt bei der Aussicht beschäftigt, man muss gleichsam ahnen, was dem physischen Blicke sich entzieht. Und wahrlich, es wäre schwer, die Gedanken auch nur anzudeuten, die sich hier drängen, wenn das Auge von den arkadischen Gebirgen, wo die Wiege des Hermes war, über den Musensitz des Helikon nach den olympischen Höhen schweift und dann zurückkehrt zu dem Gipfel selbst, auf dem einst Deukalion und Pyrrha landeten, um ein neues Menschengeschlecht zu gründen und unter dessen Felsenhängen man das apollinische Heiligthum, den *ὀμφαλὸς γῆς*, weiss. Die ganze Mythologie und Religionsgeschichte der Hellenen entrollt sich vor uns. Fällt aber der Blick auf den Kallidromosrücken über den Thermopylen, auf die zu Füssen liegende Ebene von Chäroneia, oder ich weiss nicht auf wie viele andere Punkte, so macht die Geschichte ihre Rechte geltend, die Grossthaten der hellenischen Heldenzeit, die unseligen Fehden, in denen Hellas sich selbst zerfleischte, und die letzten Kämpfe, in denen es unglücklich, aber ruhmvoll die alte Freiheit zu schirmen unternahm, ziehen an unserer Seele vorüber. Der Berg ist so recht eigentlich der Mittelpunkt der griechi-

schen Lande, ja selbst, dass nach Westen der Blick durch die hohen Gebirge beschränkt ist, hat seine Bedeutung. Jene dahinterliegenden Landschaften blieben immer nur halbhellenisch. Und dass in der Mitte hellenischen Lebens das apollinische Heiligthum lag, war nicht zufällig. Das altpelasgische Dodona, wo der Gott in formloser Weise des Naturdienstes verehrt und befragt wurde, lag in den Bergen des halbbarbarischen Epirus, der Olymp, die heitere Wohnung der Götter, aber der Götter für sich, lag an der Gränze hellenischen Lebens, meist durch Gewölk dem Blicke der Sterblichen entzogen; aber der Ort, wo der jugendliche Zeussohn Apollon den Sterblichen des Vaters Willen offenbarte, wo die Gottheit in den engsten Verkehr mit den Sterblichen trat, der musste mitten in den Wohnsitzen des Volkes sein. Der Mittelpunkt des alten griechischen Landes und Lebens also war der Parnass. Für den Mittelpunkt neugriechischen, romäischen Landes sehen denn auch die Hirten des Liákura noch heute ihren Berg an, wenn sie, wie Ulrichs berichtet, von seiner Spitze selbst die Berge der Polis, das heisst Konstantinopels, zu erblicken wähnen, der Polis, die auch als seine einstige politische Hauptstadt zu betrachten, als den Sitz eines neubyzantinischen Reiches kein Grieche lassen kann. Es mag das ein Traum sein, gleich dem Wahn jener Hirten, doch sind Träume auch schon unerwartet in Erfüllung gegangen. Aber die Nordgebirge Thessaliens stehen nicht als Traumbild vor uns, sie sind die riesigen Nordwälle des Landes und bezeugen klar, dass die an ihrer Südseite gelegenen Ebenen nicht von dem übrigen Lande getrennt werden durften, welches der Blick vom Parnass aus beherrscht. Wollte man ein wahrhaft lebensfähiges Land schaffen, so musste die Gränze wenigstens vom Olymp zu den Akrokeraunien gezogen werden und darin liegt, von anderm zu schweigen, die Rechtfertigung der letzten unklugen, aber nicht unberechtigten Erhebung.

Da niemand das Wort über diesen Vortrag begehrte, die Zeit aber schon zu weit vorgerückt war, als dass die beiden noch auf der Tagesordnung stehenden Gegenstände, die Vorträge des Prof. Dr. Stark und des Prof. Dr. Petersen, hätten erledigt werden können, so schloss der Präsident, nachdem er die Versammlung noch ersucht hatte, sich zur Anhörung der Vorlesung von Prof. Dr. Gravenhorst aus Hildesheim nach der Aula des Josephinums zu begeben, die Sitzung Vormittags 11¾ Uhr.

An demselben Tage, Nachmittags halb 1 Uhr.

Nach dem Schlusse der heutigen allgemeinen Sitzung verfügte sich die Versammlung in die Aula des Josephinums, wo Prof. Gravenhorst aus Hildesheim seine neue Uebersetzung von Aeschylus' Agamemnon vorlesen wollte. Eben daselbst hatten Se. Hoheit der regierende Herzog, Ihre Hoheit die Frau Herzogin, Se. Hoheit der Prinz Moritz und Ihre Hoheit die Prinzessin Therese die hohe Gnade sich einzufinden. Auch Zuhörer aus der Stadt waren in grosser Anzahl zugegen.

Prof. Gravenhorst betrat die Rednerbühne und sprach folgende einleitende Worte:

Hoheiten!
Hochzuverehrende Damen!
Hochgeehrte Herrn!

Ich habe es gewagt, einige Meisterwerke des hellenischen Theaters in moderne Form umzugiessen; ich wage es jetzt, einen solchen Versuch der geehrten Versammlung vorzulegen und sehe nicht ohne Zagen dem Urtheilsspruch des höchsten Tribunals im Reiche meiner Wissenschaft entgegen. Wie reich auch die Mittel der modernen Dichtkunst sind, wie sehr auch unsere deutsche Sprache mit ihrer wunderbaren Fügsamkeit und Anmuth dem nachdichtenden Uebersetzer das Geschäft erleichterte: dem hellenischen Original Ebenbürtiges zu liefern musste ich mir von vornherein versagen. Werden nun die Kenner des Originals sich wohl entschliessen können, meinen farblosen Skizzen einige Aufmerksamkeit zu schenken? Werden Sie nachsichtig genug sein, mehr auf das Wenige zu sehen, was ich zu geben habe, als auf das Viele, was Sie vermissen können? Ich gestehe, dass ich mich der Hoffnung hingebe. Der hochverehrte Präsident unserer Versammlung hat in seiner Eröffnungsrede unter den Pflichten unseres Berufs ausdrücklich empfohlen, durch edle Popularisirung die reichen Schätze der antiken Kunstwelt auch dem grössern Publikum zugänglich zu machen. Dieser Pflicht habe ich mich bemüht nachzukommen, und so wird das Mass meines etwaigen Verdienstes wesentlich nach dem Eindrucke zu messen sein, den mein Versuch auf ein nicht streng philologisch gebildetes Publikum machen wird. Von diesem Theile meines hochverehrten Auditoriums glaube ich aber um so mehr eine nachsichtige Beurtheilung erwarten zu dürfen, weil der Originalgehalt der Dichtung, die ich Ihnen vorzutragen die Ehre haben werde, so vortrefflich und überaus schön und von so überwältigender Kraft ist, dass Ihre Aufmerksamkeit nothwendigerweise dahin gezogen und die Unvollkommenheit meiner Darstellung in Schatten gestellt werden wird.

Hierauf begann der Redner die Vorlesung seiner Uebersetzung, konnte jedoch wegen Kürze der Zeit dieselbe nicht zu Ende führen, sondern wurde durch das Präsidium ersucht, sie zu unterbrechen.

Schluss der Vorlesung Nachmittags 1¾ Uhr.

Vierte Sitzung.

Altenburg, den 28. September 1854.

Nachdem der Vorsitzende, Vice-Präsident Dr. Eckstein, in der heutigen, nach 9 Uhr Vorm. eröffneten Sitzung einige geschäftliche Mittheilungen gemacht hatte, forderte er den Prof. Petersen aus Hamburg auf, seinen Vortrag über das Verhältniss der älteren Vasenbilder attischen Ursprungs zum troischen Sagenkreise und Homer zu halten.

Professor Petersen: Unter den Denkmälern der alten Hellenen nehmen die bemalten irdenen Gefässe eine beachtenswerthe Stelle ein. Obgleich eine nicht geringe Zahl zu dem Besten gehört, was das Alterthum in der Zeichnung geleistet hat, so hat doch die bei weitem grösste Mehrzahl einen sehr geringen Kunstwerth. Aber der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der auf denselben befindlichen Bilder gewähren eine Anschauung von den Zuständen und Vorstellungen des Alterthums, welche die Schriftsteller vielfältig ergänzt. Die Welt der Pflanzen und Thiere, mehr aber das menschliche Leben und noch mehr die Mythologie geben den Stoff her zu diesen Bildern.

Für unsern Zweck kommen nur die Bilder der letzten Art in Betracht und von denselben wieder nur ein Theil, der ältere. Um diese Classe in ihrem Unterschiede von den übrigen zusammenzufassen, ist es nöthig, zumal für diejenigen, welche sich mit diesem Zweige der alten Kunst weniger beschäftigt haben, an die unterscheidenden Merkmale der Hauptclassen zu erinnern. Sieht man von den wenigen aber schönen Gefässen ab, welche auf weissem Grunde rothe, meist mit bunten Farben ausgefüllte Zeichnungen haben, so zerfallen die übrigen bekanntlich in zwei Hauptclassen, in solche mit schwarzen Figuren auf hellem Grunde und mit hellen Figuren auf schwarzem Grunde. Die letzteren theilen sich wieder in zwei Hauptgattungen, von denen die eine an der einfachen Composition von wenigen Figuren sich leicht von der andern mit figurenreichen Compositionen unterscheiden lässt. Diese Gattung des reichen Stils gehört Süditalien an, die andere, von manchen Uebergängen abgesehen, gilt für Attisch. Von den Vasen mit schwarzen Figuren gilt wieder eine Art für Korinthisch, diejenigen nämlich, die sich theils durch die Gegenstände, als mancherlei Thiergestalten, theils durch den ans Aegyptische oder, wie man nun richtiger sagen muss, ans Assyrische erinnernden Stil und endlich durch einen mehr braunen als schwarzen Ton unterscheiden; — doch ist auch ein grosser Theil dieser Classe ohne Zweifel Attischen Ursprungs; — die andere Art mit schwarzen Figuren gilt auch für

Attisch, und so heissen wohl mit Recht die Vasen mit Bildern, die an dem schwarzen Ton und einer lebendigeren, durch alle Nüancen von alter Strenge bis zur Nachlässigkeit durchgehenden Zeichnung sich erkennen lassen. Im Allgemeinen gelten die Vasen mit schwarzen Figuren für älter, als die mit hellen Figuren, und gewiss sind sie, seit die Gefässe mit hellen Figuren aufkamen, seltner gemacht. Seitdem man aber Panathenäische Vasen, die bekanntlich immer schwarze Figuren haben, mit dem Namen der Archonten aus den Jahren 324—315 v. C. G. gefunden hat, kann nicht mehr bezweifelt werden, dass solche Gefässe neben denen mit hellen Figuren gemacht wurden, und die grosse Zahl der wegen Roheit der Zeichnung sonst für alt gehaltenen Gefässe, die gerade in Attika selbst am häufigsten gefunden werden, mag der Vernachlässigung der spätern Zeit ihre Entstehung verdanken. Aber auch die spätesten scheinen sehr alten Vorbildern in der Hauptsache treu geblieben zu sein. Denn bei aller Freiheit der Behandlung ist der Grundtypus derselbe.

Schon immer unterschied Gerhard eine grosse Zahl in diesem alt-Attischen Stil gearbeiteter Gefässe, denen das Gepräge der Originalität fehlt, als später nachgemacht unter dem Namen der archaisirenden von den archaischen oder archaistischen d. h. denjenigen, welche wirklich aus den Zeiten stammen, in denen der naturgemässen Entwickelung nach in diesem Stil gearbeitet wurde. Gerhard wagte nicht, diese Gefässe jünger als 280 v. C. G. zu setzen. Seitdem aber Brun aus dem Gebrauch des Imperfectum (ἐποίει) auf Kunstwerken gezeigt hat, dass dieser Gebrauch nicht viel vor der Zerstörung Korinths allgemein geworden sei, so müssen auch viele Vasenmaler und Töpfer, die gewöhnlich sich des Aorists (ἐποίησεν und ἔγραψεν) bedienten, mitunter sich vergessend das Imperfectum gebrauchten, bis in diese Zeit herabgedrückt werden. Eine Vergleichung der Werke dieser Maler und Töpfer lehrt nun, dass dieselben Männer in ganz verschiedenen, einige vielleicht in allen Stilen arbeiteten, selbst, wie es scheint, in dem süditalischen, der sonst für den jüngsten gilt und der Zeit der Nachahmer gleichzeitig war. Es sind also in allen Stilen echte und nachgeahmte Vasen zu unterscheiden. Von diesen Künstlern rührt nun aber vielleicht die grösste Zahl der bei Volci gefundenen Vasen her und das ist immer eine bedeutende Zahl aller Vasen überhaupt. Es muss also, bevor wir wissenschaftliche Untersuchungen auf diese Vasen begründen, die Frage beantwortet werden: können denn überhaupt diese in Etrurien so spät nachgeahmten Gefässe und Bilder Zeugniss ablegen für Griechenlands frühere Zeit? Allerdings zeigen sie, wie im Gebrauch des Imperfects, auch in der Zeichnung Incorrectheiten, die den Nachahmer verrathen, allein im Ganzen ist sowohl im Stil als in der Orthographie, die jedesmal in Uebereinstimmung mit dem Stil gehalten ist, so grosse Consequenz beobachtet, dass sie alten Originalen nachgebildet sein müssen, deren Stelle sie nun vertreten können, wie spät geschriebene Codices alter Werke oder Zeugnisse der zweiten und dritten Hand. Wir können deshalb gewöhnlich von diesen archaisirenden Bildern denselben Gebrauch machen, wie von den archaischen.

Als ein wichtiges Ergebniss muss es anerkannt werden, dass alle Vasenbilder,

die nach der Tragödie gemacht sind oder, wie man ohne Voraussetzung sagen muss, die mit der Form des Mythos, die uns in der Tragödie vorliegt, übereinstimmen, Bilder in hellen Figuren sind, und keine Bilder in schwarzen Figuren Mythen darstellen, die den Tragödien eigen sind im Gegensatz gegen das kyklische Epos, wie aus den von Overbeck Gall. Her. Bilder p. XIX. der Vorr. zusammengestellten Beispielen hervorgeht. Setzen wir nun die ältesten Vasenbilder dieser Art dem Aeschylos gleichzeitig, wofür die in manchen unverkennbare Strenge des Stils spricht, so folgt daraus, dass die Masse der Bilder mit schwarzen Figuren namentlich in der jedes Mal ältesten Darstellung jedes Gegenstandes älter sind. Die meisten Gegenstände sind nämlich in zahlreichen Wiederholungen vorhanden, die ein älteres, meist sehr altes Original voraussetzen. Scheiden wir von den Vasen mit Bildern nach Tragödien die ohne allen Zweifel späten Süditalischen Vasen dieser Art aus, so ist die Zahl der übrig bleibenden, die Attischen Ursprungs zu sein scheinen, gering, und in den meisten sind dieselben Gegenstände, nur in veränderter Auffassung, welche auch in Bildern mit schwarzen Figuren vorliegen. Jedenfalls hat also die Tragödie den Attischen Vasenmalern wenig neue Stoffe geboten. Wir müssen die Frage wohl unbeantwortet lassen, ob es in Attika die Tragödie selbst war, welche die Künstler zu einer veränderten Auffassung veranlasste, oder die vorhergegangene Veränderung der Sage, aus der auch die Tragödie den Stoff nahm. Von den Süditalischen Vasenbildern kann es nicht bezweifelt werden, dass sie zum Theil nach Attischen Tragödien gearbeitet sind.

Wenden wir uns zu der Betrachtung der Bilder mit schwarzen Figuren, soweit sie Attischen Ursprungs, im Verhältniss zu ihren Quellen, den Mythen, mit Beschränkung auf den Troischen Kyklos, so ist seit Welcker bisher allgemein die Ansicht herrschend, dass die Vasenmaler ihren Stoff aus den alten Epikern entnommen haben. Hier muss ich nun zuerst an das in meiner Besprechung von Overbecks Gallerie hervorgehobene Ergebniss erinnern, dass von den Epen des Troischen Kreises, zu dem bekanntlich die Kyprien, die Ilias, die Aethiopis, die kleine Ilias, die Iliu Persis, die Nostén, die Odyssee und die Telegonie gehören, einige den Stoff zu sehr zahlreichen Vasenbildern mit schwarzen Figuren, andre zu verhältnissmässig wenigen, noch andre zu gar keinen gegeben haben, oder, die Sache ohne alle Voraussetzung schärfer ausgedrückt, dass die ältern Vasenmaler mythische Stoffe bearbeitet haben, die in sehr ungleichem Verhältniss stehen zu dem Inhalt der verschiedenen Epen. Die zahlreichsten in schwarzen Figuren dargestellten Mythen gehören dem Mythenkreise der Kyprien, der Aethiopis und der Iliu Persis an, eine weit geringere Zahl stellt in Ilias und Odyssee vorkommende Mythen dar, und es findet sich kein einziges Bild der Art, das dem Mythenkreise der kleinen Ilias, sofern er von Aethiopis und Iliu Persis verschieden ist, den Nosten und der Telegonie angehört.

So sehr allerdings der Zufall in Betracht zu ziehen ist, der in der Erhaltung von Kunstdenkmälern oft so wunderbar spielt, so wird doch hier Niemand denselben

allein als maassgebend anerkennen, da so viele Tausend Vasen aus den verschiedensten Ländern erhalten sind. Näher liegt es allerdings, wie Overbeck bei der Telegonie bemerkt, anzunehmen, dass die geringe Anerkennung und Verbreitung des Gedichts die Ursache gewesen sei, dass die Vasenmaler dies Gedicht unbeachtet gelassen haben. Allein hätte die grössere oder geringere Verbreitung eines Gedichts den grössern oder geringern Umfang von Vasenbildern aus dem Mythenkreise desselben veranlasst, so müsste man erwarten, dass die Vasenmaler am liebsten und gewöhnlichsten ihren Stoff aus Ilias und Odyssee genommen hätten, was aber keineswegs der Fall. Es ist freilich nicht einerlei, ob man die Bilder ohne Unterschied des Gegenstandes durchzählt, oder ob man die dargestellten Gegenstände zählt — denn viele Gegenstände sind in zahlreichen Exemplaren, andre nur in wenigen vorhanden, — und wenn man die Gegenstände zählt, ob man nur die verschiedenen Mythen, oder auch die verschiedenen Situationen desselben Mythos unterscheidet, z. B. ob man die Verbindung des Peleus und der Thetis für eins nimmt oder Verfolgung, Liebeskampf und Hochzeit jedes für sich zählt. Allein, wie man auch zählt, das Uebergewicht ist immer auf Seiten der Gedichte des Stasinos und des Arktinos im Vergleich mit den Homerischen Gedichten, und das ist um so auffallender, da der Umfang der Odyssee sowohl, als der Ilias, allein grösser ist, als der Umfang aller jener Gedichte zusammen genommen.

In der Beurtheilung von Overbecks Gallerie habe ich desshalb die Vermuthung aufgestellt, dass die Auswahl der darzustellenden Gegenstände, die, wie die Wiederholung der meisten zeigt, traditionell und wahrscheinlich typisch für gewisse Zwecke waren, zu einer Zeit getroffen sei, als eben die Kyprien, die Aethiopis und Iliu Persis neu waren und durch ihre Neuheit eine Zeit lang selbst Ilias und Odyssee in den Hintergrund drängten. Dabei wird nun immer vorausgesetzt, dass die Maler ihren Stoff aus den alten Epen entlehnt haben, von welcher Voraussetzung Welcker ausging, indem er es sogar wagte, die verlornen Epen aus Vasenbildern zu ergänzen. Von dieser Voraussetzung ist auch Overbeck ausgegangen. Die grossen Verdienste, die Welcker sich durch Beziehung der Kunstwerke auf die Litteratur erworben hat, sollen so wenig herabgesetzt, als der Nutzen verkannt werden, den Overbecks reichere Zusammenstellung für Litteratur sowohl als Mythologie hat, durch welche eben solche Betrachtungen, wie ich sie hier anstelle, erst möglich gemacht werden, wenn sich gegen diese Voraussetzung so grosse Bedenken erheben, dass sie nach meiner Ueberzeugung aufgegeben werden muss, wie mir denn auch schon bei Besprechung des Overbeckschen Werks mancherlei Zweifel aufgestiegen sind. Diese Zweifel haben sich nach und nach in Gegengründe verwandelt, die zu einer ganz anderen Erklärung drängen, welche, wenn sie Anerkennung finden sollte, zwar den Gebrauch, den man bisher von diesen Bildern zur Ergänzung der verlornen Epen gemacht hat, nicht ferner mit gleicher Sicherheit gestattet, dagegen andere, vielleicht noch fruchtbarere Anwendung gestatten wird. Diese Erklärung, welche ich Ihrer Prüfung vorzulegen mir erlaube, würde nämlich nicht nur diesen Bildern ihre Bedeutung als Quellen der Mythologie sogar



erhöhen, insofern sie dann selbständig neben der Litteratur dastehen, sondern sie würde zugleich, insoweit Attika als Vaterland dieser Art der Vasenmalerei feststeht, in bedeutendem Umfang den Antheil nachweisen, den Athen zu der ganzen Masse mythologischer Sagen geliefert hat. Und die Wichtigkeit der Vasenbilder als historischer Denkmäler wird in dem Maasse gewinnen, als es gelingt, die Zeit ihrer Entstehung zu bestimmen.

Ist es schon an sich nicht wahrscheinlich, dass die Töpfer und Vasenmaler Attikas zu den gebildeteren Classen der Bevölkerung gehörten, so kann man kaum annehmen, dass sie sich bei der Lektüre sehr betheiligten und dadurch sich die Kenntniss der kyklischen Epen erwarben. Hatten sie aber auch Gelegenheit, die Kyprien, die Aethiopis und Iliu Persis von Rhapsoden zu hören, auf diesem Wege mussten die an den Panathenäen jährlich wiederholten Gedichte Homers ihnen viel geläufiger sein; ein Grund, der freilich nur Bedeutung hat, wenn die Feststellung dieser Bilder in der Vasenmalerei jünger als die Einführung der Homerischen Gesänge in Athen ist, was gar sehr zu bezweifeln sein möchte. Sind die ältesten mythologischen Vasenbilder aber älter, was ich anderswo zu untersuchen gedenke, so fällt bei dem Festhalten überlieferter Vorbilder die Ableitung aus dem Epos von selbst weg. Wären den Vasenmalern aber, es sei aus welcher Ursache es wolle, die andern Gedichte bekannter gewesen, als Homer, und hätten sie aus ihnen ihren Stoff entlehnt, so würden sie überhaupt die den Gedichten entlehnten Götter und Helden mit den Namen und in den Sprachformen dieser Gedichte benannt haben, wie die Süditalischen Vasenmaler an Bildern, die aus Tragödien entlehnt sind, des Attischen, bei andern des Dorischen Dialekts sich bedienen. Das thun aber die Attischen Maler nie; wir finden vielmehr in allen Namen, in denen sich die Attische Form von der epischen unterscheidet, wie *Ἀϑηναία* und *Μενέλεως*, Attische Formen gebraucht, und das sind Formen, die uns aus keinem andern Dialekt bekannt sind. Zwar finden wir auch Formen, die in Attischen Schriftstellern nicht vorkommen, wie *Κατανδρα* für *Κασσάνδρα* und *Ὀλυτευς* für *Ὀδυσσεύς*, allein diese Formen sind auch aus keinem andern Dialekt nachzuweisen, müssen deshalb, da sie neben echt Attischen Formen stehen, für Attische gelten, bis das Gegentheil erwiesen ist, mögen sie einer ältern Zeit des Attischen Dialekts angehören, als uns durch die Schriftsteller bekannt ist, oder gar dem Dialekt einer einzelnen Gegend oder eines einzelnen Geschlechts. Da die Bilder, auf denen sich diese Namen finden, meist der Zeit Etruscischer Nachbildung angehören oder angehören können, so wird vielleicht Jemand in ihnen den Beweis einer aus Unkunde entstandenen Dialektmischung entdecken wollen. Allein dann müssten wenigstens diese Formen andern Dialekten geläufig sein, was bis jetzt nicht bekannt ist. Auch gibt die Consequenz, mit der sonst der Attische Dialekt bewahrt wird, keinen Grund zu solcher Annahme. Das den nachgeahmten archaisirenden Bildern selbst in der Orthographie Vertrauen zu schenken sei, beweist die Thatsache, dass in ihnen, wie an den allgemein als wirklich alt anerkannten Vasen, dieselben Entwickelungsstufen

der Attischen Orthographie wieder erkannt werden, die wir aus Inschriften kennen, und zwar bis in eine nicht mehr nach Jahreszahlen zu bestimmende Zeit zurück, indem auf mehreren sich das Koppa (ϙ) findet, das erst neuerdings auf einigen wenigen Attischen Inschriften nachgewiesen ist. Diese Entdeckung zeigt zugleich, wie leicht die Kritik irre gehen kann. Früher hätte und hat ein Koppa den aus andern Gründen anzunehmenden Attischen Ursprung eines Gefässes mehr als zweifelhaft gemacht, jetzt wird es denselben bestätigen oder wenigstens in Verbindung mit Atticismen beglaubigen, dass, falls es späterer Zeit und gar einem andern Ort angehört, ein Attisches Original demselben zu Grunde liegt.

Ist nun nicht das Epos die Quelle der Vasenmaler, so kann es nur die lebendige Sage sein. Aber der Attische Dialekt ist nicht der einzige Beweis, der mit dem Attischen Ursprung zugleich die lebendige Sage im Gegensatz gegen ein Litteraturwerk, hier gegen das alte Epos, als Quelle nachweist, aus welcher der Maler schöpfte. In manchen Bildern finden wir eine im Epos vorkommende und aus demselben bekannte Begebenheit dargestellt, aber mit abweichenden Umständen, die sich nicht immer aus einer Freiheit des Künstlers erklären lassen, wie man bisher meist gethan hat (Overbeck, Gallerie I. Vorr. S. XVIII.). Da wir wissen, dass fast jeder Mythos in verschiedenen Orten und Zeiten verschiedene Gestalten hatte, die bei weitem nicht alle in die Litteratur übergegangen sind, so können sie, wenn sie es auch sind, doch ebenso gut von einem Künstler als von einem Dichter zuerst aufgefasst und dargestellt sein. Müssen wir auch erwägen, dass wir nicht alle in der Litteratur vorkommenden Gestalten eines Mythos kennen, dass neben Homer und den Kyklikern die Dichter der Hesiodeischen Schule grossen Theils dieselben Mythen in mannichfachen Abweichungen enthalten, so ist doch an sich viel wahrscheinlicher, dass Attische Töpfer der heimischen Ueberlieferung, als wenig bekannten Dichtern folgen. Und so auffallend es ist bei der Liebe der Athener für die Poesie, so ist doch gerade in Attika und namentlich in Athen selbst die heimische Sage entweder erst spät, wie die Theseussage, oder, so viel wir wissen, gar nicht Gegenstand einer heimischen Poesie, wenigstens keines Epos geworden, wie die Sage von den Töchtern des Kekrops und Erechtheus. Denn die poetischen Atthiden sind schwerlich so alt als die ältesten Vasenbilder mit mythischen Darstellungen. Sind nun zahlreiche Darstellungen aus diesen Mythenkreisen unmittelbar aus der Sage in die Malerei übergegangen, warum sollte nicht derselbe Fall mit den Bildern des Troischen Kreises sein? Ferner ist die Verschiedenheit der Darstellung desselben Gegenstandes so gross, dass unmöglich alle der Auffassung eines und desselben Gedichtes nachgebildet sein können, während eine lebendige Sage mit mannichfaltigen Abweichungen verbreitet ist, wie sie sich in den verschiedenen Bildern von des Peleus und der Thetis Vermählung und von dem Tode des Troilos wieder erkennen lassen. Wenn der Maler bei der Tödtung des Hektor den Priamos und die Hekuba nicht auf den Mauern, sondern ausserhalb derselben erscheinen lässt, so mag dies eine Freiheit sein, die der Künstler sich erlaubte; so auch nöthigt uns die Anwesenheit eines unbekannten Konisos, der die Bedeckung der Leiche mit Staub andeuten soll, bei der

Schleifung der Leiche des Hektor eine Abweichung vom Dichter anzunehmen; wogegen die Anwesenheit und besondere Theilnahme des Odysseus ein Zusatz ist, zu dem der Dichter keine Veranlassung bietet. Weniger Gewicht wollen wir darauf legen, dass Odysseus auf den Bildern von seiner Flucht aus der Höhle des Kyklopen häufig mit Stricken an den Hammel befestigt erscheint gegen Homers Angabe. Das Erscheinen so mancher Personen, welche uns aus der Litteratur gar nicht bekannt sind, wie eines Leodokos und Echippos beim Tode des Achilleus, des Skamandrophilos bei der Misshandlung der Kassandra durch Ajas, und dass Kassandra hier häufig als Kind erscheint, lässt kaum einen andern Erklärungsgrund als in einer abweichenden Sage zu, selbst wenn manche Namen uns unter andern Namen bekannte Heroen bezeichnen sollten.

Grössere Abweichungen zeigen die Bilder in hellen Figuren, die wir aber für unsern Zweck nicht berücksichtigen wollen, so lange nicht nachgewiesen ist, dass diese Classe von Vasen ein höheres Alter haben, als bisher angenommen wird, oder dass sie als Nachbildungen älterer Bilder in schwarzen Figuren in Betracht kommen, was allerdings wahrscheinlich ist von Bildern, die Attische Inschriften haben und doch nicht nach Tragödien gemacht sein können. Die angeführten Gründe sprechen dafür, dass auch sie in der lebendigen Sage ihre Quelle haben.

Ein wichtiger Grund gegen die Annahme, dass die Maler nach dem Epos arbeiteten, bleibt immer auch die auffallende Erscheinung, dass so wenig Vasenbilder die in Ilias und Odyssee besungenen Mythen wiedergeben, zumal da diese Gedichte nicht weniger reich sind an Situationen, die für alle Verhältnisse des Lebens passen, als die kyklischen Gedichte, wie die treue Gattenliebe der Penelope, die Zärtlichkeit des Hektor, die zum Ausdruck gleicher Gesinnung sogar geeigneter erscheinen, als die Vermählung des Peleus und der Thetis, des Paris und der Helena, deren häufige Wiederholung doch kaum zweifeln lassen, dass sie zu Geschenken benutzt wurden für Liebende und Hochzeiten, wie ich in einer besondern Schrift darzuthun versuchen werde *). Doch kann dieser Grund nur für diejenigen Bedeutung haben, welche mit mir über diesen Zweck der Vasen einverstanden sind.

Dürfen wir nun wenn nicht als erwiesen, doch als wahrscheinlich annehmen, dass die Vasenmaler ihren Stoff aus der lebendigen Sage entnahmen (und wenigstens hat diese Annahme gleiche Berechtigung mit der Voraussetzung, dass sie dem Epos folgten), so haben wir an ihnen ebenso viele gleichzeitige Zeugnisse von dem Umfang der Attischen Sage, und wir lernen namentlich, welchen Beitrag zur Troischen Sage der Attisch-Ionische Volksstamm geliefert hat, wodurch wiederum sich ergibt, was dem Achäisch-Aeolischen Stamm angehört. Dadurch hätten wir ein neues Moment gewonnen für die Geschichte der epischen Poesie in der Zeit, bevor die Homerischen Gedichte ihre jetzige Gestalt erhielten.

Nun ist aber, um das Ergebniss in einigen Hauptzügen zusammenzufassen, der Inhalt der Kyprischen Gedichte in den Hauptbegebenheiten in Vasenbildern

*) Seitdem erschienen unter dem Titel: Ueber die Bedeutung mythologischer Darstellungen an Geschenken bei den Griechen. Hamburg 1855.

mit schwarzen Figuren vorhanden, d. h. die Vermählung des Peleus und der Thetis, das Urtheil des Paris, die Werbungen, Abschiede und Rüstungen zum Kriege, die Brettspieler im Lager bei Aulis, Troilos Verfolgung und Tod. Aus der Ilias dagegen finden wir nur den Waffentausch des Glaukos und Diomedes aus Ges. 6, den Kampf des Odysseus und Diomedes aus Ges. 10, den Kampf um Patroklos Leichnam Ges. 16, wie Thetis dem Achill die Waffen bringt Ges. 19, Hektors letzten Kampf und Tod Ges. 22. Aus der Aethiopis sind wieder die meisten Hauptbegebenheiten in Bildern mit schwarzen Figuren dargestellt: Achills Kampf mit Hippolyta und deren Tod, Kampf mit Memnon, dessen Tod und Klage um ihn, Achills letzter Auszug und Tod. Aus der Iliu Persis sind nachgewiesen Priamos und Astyanax Tod, Helenas Wiedergewinnung, Demophon und Akamas mit ihrer Grossmutter Aethra, Ajas Frevel an der Kassandra, Aeneas Auswanderung und Polyxenos Opferung.

Uebersehen wir diese ganze Reihe von Bildern, so ist Achilleus der Mittelpunkt der meisten, und da wir sonst unterrichtet sind, dass die Aiakiden von Alters her in Attika als heimische Heroen anerkannt und verehrt wurden, so wird dadurch die Annahme nicht wenig unterstützt, dass wir in diesen Bildern Mythen der Attischen Sage besitzen. Dazu kommt, dass auch die Amazonen so gut als Memnon den Attischen Sagen angehören, ja beide in Attika Heiligthümer und Feste hatten.

Dass nun gerade die Kyprien, die Aethiopis und Iliu Persis dem grössten Theil ihres Inhalts nach der Attischen Sage angehören, ist um so natürlicher, da Salamis auf Kypros, woher die Kyprien stammen, eine Kolonie Athens war, und Milet, die Vaterstadt des Arktinos, des Verfassers der Aethiopis und Iliu Persis, den grössten Theil seiner Bevölkerung ebenfalls aus Attika erhalten hatte. Wie aber Milet mehr fremde Bestandtheile aufgenommen als Salamis, so sind auch in die Gedichte des Arktinos mehr nicht Attische Bestandtheile aufgenommen, als in die Kyprien.

Wenn nun auch Menelaos und Agamemnon den Attischen Sagen nicht fremd gewesen sein können, so treten sie da doch eben so sehr in den Hintergrund, wie in Sparta und Argos, wo die Atridensage zu Hause gewesen sein muss, die Aiakiden. Wie die Atridensage muss die Odysseussage, obgleich sie, wie unter andern die Bilder von den Abenteuern des Odysseus beim Polyphem und bei der Kirke zeigen, den Athenern nicht fremd gewesen ist, doch mehr den Achäisch-Aeolischen Stämmen angehört haben, aber wohl weniger denen, die den Peloponnes bewohnten. Waren diese Sagen in Epirus und auf den Inseln zu Hause, so müssen wohl auch aus dieser Gegend Kolonisten nach Aeolis gekommen sein. Wenn auf der einen Seite diese Wahrnehmung für die Ansicht derer spricht, die da meinen, dass die Hauptmasse der Homerischen Gesänge von den Aeolern stamme, so bestätigt sie doch zugleich, dass die Ionier, als sie sich der Sagenmasse bemächtigt, zur Ilias auch von dem Ihrigen hinzuthaten. Das würden demnach ausser der Doloneia, die aber bekanntlich wohl erst später hinzugedichtet ist, die Patrokleia und die letzten acht Gesänge, in denen auch Lachmann eine nähere Verwandtschaft unter einander findet, sein.

Mögen diese Andeutungen bei der jetzt so lebhaften Besprechung der Homerischen Frage Berücksichtigung und nach unparteiischer Prüfung Bestätigung, oder, um die Forschung nicht zu hemmen, wenn sie es verdienen, ihre Widerlegung finden!

Der Vorsitzende, Vice-Präsident Dr. Eckstein, wünscht zwar in Anbetracht der Kürze der Zeit, dass keine Discussion angefangen werde, da jedoch der Vorredner selbst dazu aufgefordert habe, so möchte wohl sein noch hier anwesender College, Hr. Director Kramer, zu ersuchen sein, sich über die vorgetragenen Ansichten auszusprechen.

Director Kramer aus Halle: Ich will nur einige kurze Bemerkungen machen, da die Fülle der in Anregung gebrachten Fragen so gross ist, dass es unmöglich ist, darauf einzugehen. Zuerst spreche ich dem Herrn Vorredner meinen Dank dafür aus, dass er die Achillesmythen mit Attika in Verbindung gebracht hat. Ich habe schon 1837 nachzuweisen versucht, dass die sämmtlichen Vasen, welche man aufgefunden, attisch seien. Manches in dem vernommenen Vortrage scheint mir problematisch, z. B. das Herabrücken jener Classe von Vasen bis in die Zeit der Zerstörung Corinth's und das Hinaufrücken anderer in so frühe Zeiten. Die nachahmende (archaisirende) Classe von Vasen ist sehr zu beschränken; es gibt verhältnissmässig nur wenige. Dagegen finde ich den entscheidendsten Grund für die natürliche, geschichtliche Entwickelung der Stile in der Uebereinstimmung des jedesmaligen Stils mit dem in seiner Zeit üblichen Schreibegebrauch und gewissen anderen Eigenthümlichkeiten. Diese würden bei einer bewussten Nachahmung ganz unmöglich sein.

Professor Petersen wendet ein, dass ein und derselbe Verfertiger verschiedener solcher Vasen bald den Aorist ἐποίησεν, bald das Imperfectum ἐποίει brauche, dass ein anderer in demselben Worte bald κ, bald ϙ schreibe.

Director Kramer: Die bekannte Stelle Strabo's von den Nekrokorinthien spricht doch wohl gegen das Zurückführen der Fabrication der Vasen bis in eine Zeit, wo die Beziehung Roms und Griechenlands längst eine sehr lebhafte war.

Professor Petersen: Ja, aber diese Stelle lässt sich auch anders erklären.

Vice-Präsident Dr. Eckstein: Ich schlage vor diese Controverse in Hamburg wieder aufzunehmen; dort wird Herr Professor Petersen seine Beweismittel vorlegen können, und Herr Director Kramer erhält dadurch eine Veranlassung gleichfalls nach Hamburg zu kommen. Ich ersuche nun Herrn Professor Döderlein aus Erlangen die Rednerbühne zu besteigen und seine Anfragen über die im Tageblatt abgedruckte Stelle aus Horatius *) an die Versammlung zu richten.

---

*) Horat. A. P. v. 366—407 ed. Dillenb.
O maior iuvenum, quamvis et voce paterna
Fingeris ad rectum et per te sapis, hoc tibi dictum
Tolle memor: certis medium et tolerabile rebus
Recte concedi. Consultus iuris et actor

Professor Döderlein: Die letzte unter Horazens Episteln führte schon im Alterthum bekanntlich den doppelten Namen *de arte poetica* und *epistola ad Pisones* — jeden mit gleichem Rechte; jenen von ihrem Inhalte, letzteren von seinem Anlass. Die erste Hälfte des Briefs ist didactischer Natur, enthält eine Reihe mehr oder weniger geordneter Regeln für jeden, speciell für den dramatischen Dichter, abwechselnd mit historischen Notizen und Bemerkungen über die Geschichte der Poesie. Die zweite Hälfte ist dagegen rein paränetisch, hat den Zweck, seine jungen Freunde auf die Schwierigkeit des

---

Causarum mediocris abest virtute diserti
Messalae, nec scit quantum Cascellius Aulus;
Sed tamen in pretio est. Mediocribus esse poetis
Non homines, non di, non concessere columnae.
Ut gratas inter mensas symphonia discors
Et crassum unguentum et Sardo cum melle papaver
Offendunt, poterat duci qnia coena sine istis;
Sic animis natum inventumqne poema iuvandis,
Si paulum summo decessit, vergit ad imum.
Ludere qui nescit, campestribus abstinet armis,
Indoctusque pilae discive trochive quiescit,
Ne spissae risum tollant impune coronae;
Qui nescit versus tamen audet fingere. Quidni?
Liber et ingenuus, praesertim census equestrem
Summam nummorum vitioque remotns ab omni.
Tu nihil invita dices faciesve Minerva;
Id tibi iudicium est, ea mens; si quid tamen olim
Scripseris, in Maeci descendat iudicis aures
Et patris et nostras, nonumque prematur in annum
Membranis intus positis; delere licebit
Quod non edideris; nescit vox missa reverti.
Silvestres homines sacer interpresque deorum
Caedibus et victu foedo deterruit Orpheus,
Dictus ob hoc lenire tigres rabidosque leones.
Dictus et Amphion, Thebanae conditor urbis,
Saxa movere sono testudinis et prece blanda
Ducere quo vellet. Fuit haec sapientia quondam,
Publica privatis secernere, sacra profanis,
Concubitu prohibere vago, dare iura maritis,
Oppida moliri, leges incidere ligno:
Sic honor et nomen divinis vatibus atque
Carminibus venit. Post hos insignis Homerus,
Tyrtaeusque mares animos in Martia bella
Versibns exacuit; dictae per carmina sortes,
Et vitae monstrata via est, et gratia regum
Pieriis tentata modis, ludusque repertus
Et longorum operum finis: ne forte pudori
Sit tibi Musa lyrae sollers et cantor Apollo.

Dichterhandwerks aufmerksam zu machen und vor den Gefahren einer verfrühten Bekanntmachung unreifer dichterischer Erzeugnisse zu warnen.

Dieser zweite, kürzere Theil beginnt unverkennbar mit V. 366 und der Anrede: *O major juvenum*; zunächst mit Ausführung des Gedankens: Wie bei Bedürfnissen des realen Lebens Mittelmässigkeit besser ist als der gänzliche Mangel, so ist es in der idealen Welt umgekehrt: besser, es gibt gar keine Dichter, als blos mittelmässige! Trotzdem verleitet die Eitelkeit viele Menschen leichtsinnig als Dichter aufzutreten und sich durch mittelmässige Leistungen lächerlich zu machen. Dieser Gefahr lässt sich entgehen, wenn man seine Arbeit vor ihrer Veröffentlichung der Kritik unbefangener und urtheilsfähiger Freunde unterwirft und überhaupt nicht mit der Herausgabe eilt.

An diese Gedankenreihe schliesst sich nun plötzlich von V. 390 *Silvestres homines etc.*, bis 406 eine „Geschichte der Entwicklung der griechischen Poesie" an. Orpheus, Homer, Tyrtäus, die Orakelpoesie, die gnomische, die Lyrik der Hofdichter Simonides, Bacchylides und Pindar, das Drama; und die ganze historische Episode endigt V. 405 mit der Warnung:

Ne forte pudori
Sit tibi Musa lyrae sollers et cantor Apollo.

Ueber das Verhältniss dieses Schlusses der Episode zu ihrem historischen Theil habe ich mich in einem vorjährigen Schulprogramm*) folgendermassen ausgesprochen:

„In welchem Sinne schliesst der Dichter die Entwicklungsgeschichte der Poesie mit dieser Warnung ab? In anderem Sinne als Orelli lehrt: *Poesis est ars nobilissima, quocirca sine ullo pudore eam exercere poteris*, indem er *lyrae sollers* für ein bloss schmückendes Epitheton hält, während es ein unterscheidendes ist und den Nachdruck hat, und zweitens den *cantor Apollo* ganz ausser Acht lässt, der doch der Schutzherr nicht aller Poesie, sondern zunächst nur der Lyrik ist. Der Poesie überhaupt schämte sich zu Horazens Zeit kein gebildeter Römer mehr; jenes rauhe und rohe Geschlecht war abgestorben; wohl aber beschränkte sich die Achtung vor der Poesie noch auf ihre kräftigeren und derberen Gattungen, auf die heroische Poesie mit Einschluss der Tragödie, und auf die satirische Poesie mit Einschluss der Comödie und höchstens noch auf die Elegie. Dagegen galt die zärtere lyrische Poesie, wie sie Horaz anbaute, für allzuweich, empfindsam, unrömisch."

„Demnach bezweckt obige Stelle eine Empfehlung und Ehrenrettung der lyrischen Poesie. Die Schlussworte sind nicht ein Anhang, sondern das Thema, dem die vorangehende Geschichte der Poesie überhaupt zur Argumentation dienen soll. „„Die Lyrik ist die ehrwürdigste Dichtungsart, als die älteste oder Urpoesie, und ist zugleich die wohlthätigste, als die Schöpferin der Civilisation. Erst nach ihr und ihren Vertretern, wie Orpheus (*Post hos*) gelangte die epische, elegische, didactische und dramatische Poesie zu Ansehn, aber diese haben weniger für das wahre Menschenwohl geleistet als die Lyrik. Drum mag sich niemand ihrer schämen.""

---

*) Scherflein zum Verständniss des Horatius. Erlangen, 1853.

Dagegen war mir selbst damals die Berechtigung der ganzen Episode, gerade hier Platz zu nehmen, noch nicht klar, und die Ausleger, die ich gern befrage, begnügten sich mich zu belehren, „dass Horaz hier eine Geschichte der Poesie anfüge." Wollte der Dichter eine chronologische Uebersicht der griechischen Dichtungsarten geben, so gehörte eine solche durchaus in den ersten oder didactischen Theil, so gut wie das, was er dort über das Satyrdrama, über die Geschichte des Senars u. a. auseinandersetzt. Was unmittelbar auf diese Episode folgt, ist eine offenbare Fortsetzung der unterbrochenen Paränese, eine Ermahnung an den künftigen Dichter, nicht seinem Genius allein zu vertrauen und sich theils der poetischen Vorstudien, theils der mühsamen Feile, kurz des Fleisses nicht zu entheben.

Ich stelle nun die Frage an die verehrte Versammlung, ob hier wirklich eine Schwierigkeit vorhanden ist, die ein Wort der Aufklärung verdient, oder ob ich in partieller Blindheit einen sonnenklaren Zusammenhang nicht erkenne und Schwierigkeiten finde, wo niemand sie gefunden. Diese letztere Besorgniss wird mir besonders nahe gelegt durch die Erfahrung, dass ich nach den neuesten Untersuchungen eines sehr fruchtbaren Gelehrten leider zu den „Querköpfen" gehöre.*) Liegt also keine Schwierigkeit vor, so bitte ich Sie mir nach dem Beispiel der pariser Gelehrtenclubs ein lautes *connu! connu!* zuzurufen, damit ich in diesem Falle abbreche und unmittelbar zur Behandlung der weiter angekündigten Stelle aus Sallust's Catilina cap. 51 übergehe, deren Schwierigkeit notorisch ist.

Vice-Präsident Dr. Eckstein: Ich ersuche Sie fortzufahren. Keiner aus der Versammlung hat das *connu* gerufen; wir alle haben den dringenden Wunsch uns von Ihnen belehren zu lassen.

Professor Döderlein: Da nun kein *connu!* sich laut macht, so gestatten Sie mir einen Lösungsversuch. Hofman Peerlkamp ist der einzige unter den mir bekannten neuen Interpreten, der eine Bemerkung über den Zusammenhang nöthig gefunden hat. pag. 220. *Miseri homines, qui poesin ita tractant, cum praesertim ea sit res tam vetus et venerabilis.* Aber kaum kann ich glauben, dass sie dem scharfsinnigen, geistreichen Mann selbst genügt, oder dass er den Dichter darum loben würde. Es sollte mich nicht wundern, wenn Sie argwöhnten, ich wolle der Episode einen andern Platz anweisen, sie durch ein kritisches Manöver in den ersten Theil versetzen. Nein, nichts weniger. Ich bleibe in den Grenzen der Interpretation.

Nach meiner Ansicht bezweckt Horatius mit dieser Episode eine Rechtfertigung oder Entschuldigung, dass er sich selbst dem Piso als Criticus angeboten mit den Worten:

Si quid tamen olim
Scripseris, in Maeci descendat judicis aures,
Et patris et nostras.

---

*) Vergl. H. Düntzers Recens. von Döderleins Homer. Glossar, in Jahns Jahrb. 1854. Bd. LXIX. H. 4. S. 604.

Im Allgemeinen hat ein solches Erbieten immer einen Anstrich von Anmassung und Zudringlichkeit. In dem besondern Fall hätte sich Horaz allerdings gegen Piso, der ältere Mann gegen den jüngern, der bekannte Dichter gegen den Anfänger, wohl einer solchen Entschuldigung entschlagen können, aber er wollte in Sachen der Höflichkeit und Bescheidenheit lieber des Guten zu viel als zu wenig thun, wie er überhaupt den Piso in allen seinen Rathschlägen und Belehrungen mit Zartheit und nicht wie einen Jüngling, sondern als einen jungen Mann behandelt. Diese bescheidene Entschuldigung war doppelt gerechtfertigt durch den Umstand, dass Piso mit einem Epos oder Drama auftreten wollte, Horaz aber nur ein lyrischer Dichter, noch dazu, wie er selbst oft genug andeutet, der leichteren Art war. Einem solchen schien über die ernsteren und erhabneren Gattungen der Poesie ein sachkundiges Urtheil um so weniger zuzustehen, als er sich die Fähigkeit zu solchen Dichtungen selbst absprach. Der Gedankengang ist demnach folgender:

„Lass ausser Maecius und deinem Vater auch mich deine Dichtungen vor deren Herausgabe prüfen, und übereile dich nicht. Zwar bin ich nur ein lyrischer Dichter, aber du darfst dich darum nicht schämen, auch auf meine Stimme zu hören. Denn nur in Rom steht die Lyrik in geringerer Achtung, als die epische und dramatische Poesie, in der Geschichte der Menschheit dagegen behauptet sie einen hohen Rang; denn ihr Schöpfer Orpheus hat mittelst der Lyra oder Kithara die rohe Urwelt civilisirt und cultivirt; diesem Verdienst verdankt alle Poesie ihre Ehre, ihren Ruhm. Homer und alle andern Dichter und Dichtungsarten sind jünger, und im Verhältniss zu jener Lyrik von geringerem Werth."

Vice-Präsident Dr. Eckstein: Für die zu eröffnende Discussion möchte ich mir den unmassgeblichen Vorschlag erlauben, zunächst von der Entdeckung, dass es sich um eine Ehrenrettung der lyrischen Poesie handle, abzusehen und auf den Kern des Vortrages einzugehen, dass Horaz sich wegen seines Anerbietens zum Kunstrichter bei dem jungen Piso entschuldigen wolle.

Hofrath Hermann bittet um Erlaubniss dem Vorredner zu secundiren. Die schwächste Stelle seiner scharfsinnigen Argumentation liege in der Deutung der Worte *post hos insignis Homerus*, insofern dadurch Homer offenbar zu gering geschätzt werde, als ob er erst in zweiter Linie auf jene alten Dichter folgen solle. Er glaube aber dessen gar nicht zu bedürfen, sobald man nur das Komma nach Homer streiche und *Homerus Tyrtaeusque* als gemeinschaftliches Subject des folgenden *versibus exacuit* verbinde. Die kriegerischen Elegien des Kallinos und Tyrtäos seien schon im Alterthume gleichsam als verselbständigte Nachbildungen der kriegerischen Reden im Homer aufgefasst worden, und in dieser Hinsicht könne Homer selbst als Dichter heldenmässiger Begeisterung an die Spitze der Entwickelung gestellt werden, welche die lyrische Poesie als *alta sapientia* ausgebildet habe.

Vice-Präsident Dr. Eckstein bezeugt darauf, dass das Komma auf Rechnung des Separatabdruckes *), nicht Döderleins zu setzen sei.

Prof. Schneidewin von Göttingen: Er freue sich seinerseits, dem Vorredner secundiren zu können. Horaz folge in dem, was er über die Entwickelung der griechischen Poesie sage, den Forschungen alexandrinischer Grammatiker; und von diesen sage einer ausdrücklich zu der Stelle *ἀνέρες ἐστὲ φίλοι* u. s. w., diese Stelle stehe höher als die gesammte Poesie des Tyrtäos und seiner Nachfolger.

Prof. Döderlein: In Bezug auf meine Darlegung ist dies eine secundäre Frage; es sollen jene Worte die Apologie und Präconisirung der lyrischen Poesie enthalten.

Prof. Gerlach: Meine Bestrebungen gelten als etwas reactionär, also wird es mir wohl erlaubt sein, einige bescheidene Zweifel auszusprechen. Wird Homer als Lyriker oder als Dichter überhaupt erwähnt? Offenbar in ganz allgemeinen Beziehungen, um den Werth und die Wirkung der Poesie durch Beispiele zu erläutern, um die Bedeutung der Poesie nachzuweisen, welche ursprünglich überhaupt cultivirend, dann mahnend zur Tapferkeit, weiterhin religiös und die Sitten veredelnd und zuletzt erst gewinnreich und das Leben verschönernd genannt werden kann.

Prof. Döderlein erläutert noch einmal seine Ansicht: es solle nur eine Rechtfertigung vom Dichter gegen den möglichen Einwurf gemacht werden, wie der Lyriker über Gedichte urtheilen könne, welche zur Verherrlichung von Ereignissen abgefasst sind.

Prof. Gerlach: Welche Art der Lyrik wollte Horaz vertheidigen, doch wohl die leichtere, die er selbst übte? Wie kommt es da, dass er, um sich selbst als Lyriker einzuführen, nur die ältesten aufführt und nicht lieber Alcman und Pindar? Bei den Worten *longorum operum finis* ist doch an die Dramatiker zu denken, denn Horaz meint die Weinlese.

Hofrath Hermann: Nein, sie gehen auch auf die Lyriker, denn die Weinlese gab auch zu Dithyramben und anderen chorischen Gesängen Veranlassung.

Vice-Präsident Dr. Eckstein: Mir ist noch immer nicht einleuchtend, wodurch Horaz veranlasst werden konnte, einem jungen Manne, der sich zum Dichter ausbilden will, die lange Darlegung über den Werth und die Macht der Poesie zu geben. Wozu bedarf es ferner für ihn der Entschuldigung und Rechtfertigung dafür, dass er sich ihm als Kritiker seiner poetischen Erzeugnisse anbietet? Horaz war für Piso eine Respectsperson, ebenso wie der verehrte Redner für uns. Würden wir wohl von ihm verlangen, dass er durch Hinweisung auf glänzende Namen in der Geschichte der Philologie und Pädagogik seine Auctorität rechtfertigte, seine freundliche Mithülfe gar entschuldigte?

Prof. Döderlein: Ich glaube, diese Rechtfertigung ist gestattet nach dem Grundsatze: *superflua non nocent*, namentlich wenn es eine überflüssige Bescheidenheit ist, die auch dem älteren Manne gegenüber dem jüngeren wohl ansteht und keine Selbstentwürdigung ist.

---

*) Der Separatabdruck wurde nach der Dillenburger'schen Ausgabe bewirkt, welche das Komma hat.

Vice-Präsident Dr. Eckstein: Zugegeben, dass dies als begründet anerkannt werden müsste: das wird mein verehrter Gönner und Freund nicht in Abrede stellen, dass diese Rechtfertigung etwas zu spät kommt. Nach *nostras* hätte sie stehen müssen in V. 388, aber da folgt erst das bekannte *nonum prematur in annum* und andere gute Rathschläge.

Prof. Döderlein: Die beiden folgenden Gedanken *delere licebit* und *nescit vox missa reverti* sind eine Motivirung des *nonum prematur in annum.*

Director Raspe aus Güstrow: Es ist schwer, gegen eine Autorität wie die des Herrn Prof. Hermann anzugehen. Gleichwohl fühle ich mich in meinem philologischen Gewissen gedrungen es auszusprechen, dass mir die Worte *mares animos — in Martia bella exacuit* es zu verbieten scheinen, hier an den Homer als Lyriker zu denken: ich finde vielmehr das specifische Epos darin. Es ist aber auch, glaube ich, in dem Zusammenhange des Ganzen eine Nöthigung überall nicht vorhanden, hier an Homer als Lyriker zu denken. Habe ich den Herrn Prof. Döderlein richtig verstanden, so findet er den Schwerpunkt der Stelle in den Worten *ne forte — Apollo.* Dieser Gedanke muss in dem Vorhergehenden motivirt werden, und Horaz thut dies in der Weise, dass er die lyrische Poesie als die älteste und gleichsam als die Mutter der übrigen Gattungen der Dichtkunst darstellt. „Erst nachdem die Lyrik die Grundlage aller Cultur gelegt, kam das Epos und zuletzt das Drama. Schäme dich also nicht" u. s. w. Dieses *ne tibi cet.* klingt auf der einen Seite ganz bescheiden; im Grunde ist es aber eine halb und halb anmassliche Hervorhebung seiner, des Horaz, Poesie.

Dr. Hertz aus Berlin: Ich muss so ketzerisch sein, wieder auf die Cardinalfrage zurückzukommen. Könnte nicht ein engerer Zusammenhang dadurch gewonnen werden, dass man auch den paränetischen Theil wiederum in zwei Theile zerfällt: 1) „Du musst etwas Grosses leisten." 2) „Wenn Du etwas gedichtet hast, so gib es Kunstrichtern zur Beurtheilung." Daran knüpft Horaz an: „Das, was grosse Dichter geleistet haben, ist auch dauernd." Er gebraucht ja auch ehrende Beiwörter. „So wird auch Dein Ruhm dauernd sein. Strebe nach dem Höchsten; andrerseits schäme Dich auch nicht, Dich mit der Poesie zu beschäftigen."

Hofrath Hermann: In Bezug auf das Ganze können wir annehmen, Horaz will seinem jungen Freunde die lyrische Poesie anempfehlen, vielleicht um ihn von grösseren Wagnissen, die über seine Kräfte gehen würden, abzuhalten; aber gerade weil diese Art von Poesie durch die Leichtfertigkeit dilettantischer Zeitgenossen in Misscredit gerathen zu sein scheint, macht er ihn auf die ganze Wichtigkeit ihrer Bedeutung aufmerksam: wer sie nach solchen Vorbildern behandeln wolle, müsse es mit hohem Ernste und reifem ästhetischen Urtheile thun.

Prof. Gerlach: Sehr richtig hebt Horaz den Gedanken hervor, der mir als der Hauptgedanke erscheint. Die Mahnung des Dichters ist: der junge Freund soll besonnen, ruhig und langsam arbeiten und seine Arbeiten der Prüfung älterer Freunde, der Kritiker und der Zeit in ihrer Wirkung unterwerfen. Denn der Dichter hat grosse

Vorbilder. Nun kommt *Musa lyrae sollers*, was ich auf das Gebiet der Poesie überhaupt beziehe: weil so ausgezeichnete Männer in der Poesie gearbeitet haben, sollst auch Du Dich nicht schämen Dich der Beschäftigung mit der Poesie hinzugeben.

Prof. Döderlein: Ich muss daran fest halten, dass *lyrae sollers* nur die lyrische Poesie und *cantor Apollo* nur den Gott als Beschützer der chorischen Poesie bezeichnen soll. Aus dem ganzen Gedichte sehen wir, dass Piso nie daran gedacht hat, ein lyrisches Gedicht zu machen, sondern nur epische.

Vice-Präsident Dr. Eckstein: Wir müssen die Discussion wohl abbrechen, so sehr ich bedaure, meine Bedenken noch nicht erledigt zu sehen. Mit Rücksicht auf die längere Zeitdauer, welche diese uns allen gewiss höchst lehrreiche Erörterung in Anspruch genommen hat, erlaube ich mir an den Herrn Redner die Bitte zu richten, auf die Besprechung der Sallustischen Stelle zu verzichten, so viel wir auch dadurch verlieren.

Ich bitte nunmehr Herrn Professor Forchhammer aus Kiel seinen Vortrag über die Topographie von Theben zu beginnen.

Professor Forchhammer*) zeigte hierauf eine nach Vermessungen französischer Generalstabs-Officiere von ihm entworfene Karte der Höhen, auf denen die alte Stadt Theben gelegen, der nächsten Umgebung und der Abtheilungen der inneren Stadt mit Angabe der bei den Alten erwähnten Monumente. In möglichster Kürze schilderte er die Natur des grossen Gebirgkessels, den der Teumessos durchschneidet, hob die Metamorphosen dieses Gebiets während des Wechsels des Jahres hervor und wies nach, wie die Quellen des Ismenos und der Dirke im Verein mit den heftigen Regengüssen des Griechischen Winters an den beiden langen Seiten der Höhen, auf denen später die Stadt erbaut war, in dem tiefen Lehmboden des Teumessos zwei Bette von ungefähr 100 Fuss Tiefe mit steilen Wänden gleich Festungs-Wällen ausgehöhlt hätten. Diese natürliche, aus Graben und Wall bestehende Befestigung sei eben der ursprüngliche Grund der Anlage der Stadt auf dieser quellreichen Höhe. Jene Quellen und ihre Bäche, welche fast die ganze Stadt, mit Ausnahme der schmalen Seite gegen Süden, umfliessen, seien die Erbauer der Mauern Thebens. In dieser Natur des Bodens sei auch begründet, dass gegen Süden drei Thore, und gegen Norden eben so viele waren. Das siebente Thor war das Quellthor in der Mitte der westlichen Seite der Stadt, führend zu einer sehr reichen Quelle in der halben Höhe des Dirke-Bettes. Die drei Thore im Norden seien von Westen nach Osten das Neïtische, das Ogygische und das Proitische; die drei Thore im Süden seien gleichfalls von Westen nach Osten das Höchste Thor (Hypsistä), das Elektrische und das Homoloïsche Thor. Die Uebereinstimmung der fünf hauptsächlichsten Schriftsteller unter den sieben, welche die sieben Thore aufzählen, zeigt die folgende Tabelle.

*) Der Redner hat den Gegenstand seines Vortrags in der Festschrift der Kieler Universität, mit welcher zur Feier des Geburtstages Sr. Maj. des Königs Frederik's VII. eingeladen wird, behandelt unter dem Titel *Topographia Thebarum heptapylarum cum tabula geogr.* (19 S. 4.) 1854.

Vergleichende Tabelle der bei sieben Schriftstellern genannten sieben Thore.

1. Zeile: Namen der Thore. 2. Zeile: Namen der feindlichen Heerführer. 3. Zeile: Deren Schildzeichen. 4. Zeile: Namen der Thebäischen Heerführer.

Aeschylus. Sept. c. Th. 360.	Euripides. Phoeniss. 1120.	Pausanias. IX. 8. 4.	Apollodor. III, 6. 6.	Statius. Theb. VIII, 353 sqq.	Nonnus. Dionys. V, 69 sqq.	Hyginus. 69. cf. 11.
1. *Προιτίδες.* *Τυδεύς.* *πανσέληνος.* *Μελάνιππος.*	2. *Προιτίδες.* *Ἀμφιάραος.* *ἄσημα ὅπλα.*	2. *Προιτίδες.* *Τυδεύς.* *Μελάνιππος.*	3. *Προιτίδες.* *Ἀμφιάραος.* cf. III, 6, 8, 6.	4. Proetides. Hypseus.	6. *Ζηνός* (?). cf. Schol. Lycoph. 1204.	Astycratia.
2. *Ἠλέκτραι.* *Καπανεύς.* *ἄνδρα πυρφόρον.* *Πολυφόντης.*	6. *Ἠλέκτραι.* *Καπανεύς.* *γίγας γηγενής.*	1. *Ἠλέκτραι.* *Καπανεύς.*	6. *Ἠλέκτραι.* *Παρθενοπαῖος.*	5. Electrae. Dryas.	4. *Ἠλέκτραι.*	Cleodoxa.
3. *Νήϊται.* *Ἐτέοκλος.* *ἀνὴρ ὁπλίτης κλίμακ.* *Μεγαρεύς.*	1. *Νήϊται.* *Παρθενοπαῖος.* *Ἀταλάντη.*	3. *Νήϊται.* *Πολυνείκης.* (*Ἐτεοκλῆς.*)	4. *Νήϊται.* *Ἱππομέδων.*	2. Neïtae. Eteocles.	2. *Ἑρμάωνος* (?).	Astynome.
4. *Ὄγκας.* *Ἱππομέδων.* *Τυφῶνα πυρπνόον.* *Ὑπέρβιος.*	5. *Κρηναῖαι.* *Πολυνείκης.* *Ποτνιάδες πῶλοι* *Ἐτεοκλῆς.*	4. *Κρηναῖαι.* (*Ἱππομέδων*).	7. *Κρηνίδες.* *Τυδεύς* (?).	7. Culmina Dircaea. Menoeceus. Haemon. X, 651.	1. *Ὀγκαίη.* (*ἐς ἑσπέριον κλίμα πήξας.*)	Chias.
5. *Βόῤῥαιαι.* *Παρθενοπαῖος.* *Σφίγξ.* *Ἄκτωρ.*	3. *Ὠγύγιαι.* *Ἱππομέδων.* *πανοπτης.*	7. *Ὠγύγιαι.* (*Παρθενοπαῖος*)	2. *Ὠγύγιαι.* *Καπανεύς.*	1. Ogygiae. Creon. Echion X, 494.	7. *Κρόνου.*	Ogygia.
6. *Ὁμολωΐδες.* *Ἀμφιάραος.* *σῆμα δ' οὐκ ἐπῆν.* *Λασθένης.*	4. *Ὁμολωΐδες.* *Τυδεύς.* *λέοντος δέρος.* *Τιτὰν Προμηθεύς.*	6. *Ὁμολωΐδες.* *Ἀμφιάραος* (?). cf. Paus. 9, 8, 3.	1. *Ὁμολωΐδες.* *Ἄδραστος.*	3. Homoloïdes. Haemon.	3. *Ἀφροδίτης.*	Chloris.
7. *Ἑβδομαι.* *Πολυνείκης.* *Δίκη.* *Ἐτεοκλῆς.*	7. *Ἕβδομαι.* *Ἄδραστος.* *ἑκατὸν ἐχίδναι ὕδρα.*	5. *Ὕψισται.* (*Ἄδραστος.*) (*Διὸς ὑψίστου ἱερόν.*)	5. *Ὕψισται.* *Πολυνείκης.*	6. Hypsistae. Eurymedon.	5. *Ἄρεως.*	Thera. (*Νέαιρα.*)

Auf das Irrige und Ungenügende der bisherigen Topographien von Theben konnte wegen der Kürze der Zeit nicht weiter eingegangen werden. Keiner der früheren Versuche beruhte auf einer nur erträglichen Aufnahme und Vermessung des Terrains, woraus vielleicht sich erklärt, dass Ulrichs den mittleren Theil der Stadt zum südlichen Ende derselben macht, während Leake denselben Theil als das nördliche Ende seines Plans zeichnet. Das Verdienstliche der gelehrten Arbeit von Unger (*Thebana Paradoxa*) wurde besonders hervorgehoben und das baldige Erscheinen der Fortsetzung gewünscht.

Vice-Präsident Dr. Eckstein: Bei der Kürze der Zeit müssen wir auf eine Discussion der so eben vorgetragenen neuen Auffassung von den topographischen Verhältnissen Thebens verzichten. Auf der Tagesordnung steht nur noch der Vortrag des Herrn Dr. Hertzberg: Ueber die Hebung des Königthums unter Agesilaos. Mein Herr College hat sich bereitwillig finden lassen mit Rücksicht auf den Mangel an Zeit auf das Wort zu verzichten, seinen Vortrag aber den gedruckten Verhandlungen zu überlassen *).

Meine Herren! Die schönen Tage unseres Zusammenseins sind vorüber; die Trennungsstunde naht. Schon Viele sind abgereist, Andere rüsten sich zur Abreise noch im Laufe dieses Tages. Darum bei der Kürze der Zeit nur wenige Worte. Zunächst treibt mich mein Herz, Worte des ehrfurchtsvollsten Dankes gegen des regierenden Herrn Herzogs Hoheit auszusprechen, der unserem Vereine und seinen Verhandlungen auf so mannigfaltige Weise huldvolle Theilnahme bewiesen und mich ausdrücklich beauftragt hat, der Versammlung auszudrücken, welche Freude es Hochdemselben gewährt dieselbe bei sich zu empfangen und Sie alle bittet seinem Lande und seiner Residenzstadt auch in der Ferne ein freundliches Andenken zu bewahren. Auch Sr. Hoheit dem Herzog Joseph müssen wir uns zu verehrungsvollem Danke verpflichtet fühlen, da er, wie bei einer früheren, gleich festlichen Veranlassung, so auch uns sein reges Interesse an der Förderung wahrhaft wissenschaftlicher Bestrebungen in gnädiger Weise zu erkennen gegeben hat, so wie den übrigen Gliedern des erlauchten fürstlichen Hauses, an denen wir durch die That erkannt haben, dass in Thüringen nicht blos in früheren Zeiten, sondern auch jetzt noch Wissenschaft und Kunst hohe fürstliche Gönner finden. Worte des Dankes bringe ich dem herzoglichen Staatsministerium, welches unserer Sache eine so wohlwollende Förderung hat angedeihen lassen, den Behörden dieser gastlichen Stadt, und besonders den Mitgliedern des Comité, welche mit aufopfernder Bereitwilligkeit und hingebender Thätigkeit Alles bedacht und geordnet haben, allen denen, die durch ihre Kunst des Liedes wie des Gesanges und der Musik uns genussreiche Stunden bereitet haben, auch denen, die in Terpsichorens Hallen zu sinnigem Feste uns geladen; Worte des Dankes den Bewohnern dieser Stadt, welche unsere Verhandlungen mit ihrer Gegenwart beehrt und unsere geselligen Zusammen-

*) Derselbe folgt weiter unten als Beilage.



künfte verschönert haben; endlich auch (verargen Sie es einem Schulmeister nicht) der Jugend, der *spes patriae*, welche uns freundlich auf Wegen und Stegen geleitet und zu jeglicher Hülfe sich stets bereit gezeigt hat. Möge sie sich diese Pietät gegen die Alten auch in fernerem Leben bewahren; sie wird daran einen Herzensschatz haben, der leider Vielen in unsern Tagen fehlt. Und so scheiden wir mit einem freundlichen Andenken an diese freundliche, gemüthliche und gesellige Stadt.

Der Pflicht des Dankes ist genügt; schliesslich zu uns selbst, meine Herren. Da nun einmal ein Philolog ohne ein gelehrtes Citat nicht fertig werden kann, so lassen Sie mich an das erinnern, was Leibniz vor hundert und fünfzig Jahren schon geschrieben hat. *Nihil utique utilius est*, sagt der grosse Denker, *quam eruditos coire in societates. Optandum esset unam esse universalem, sed velut in collegia diversa distinctam. Tanta enim est inter se connexio diversarum eruditionis partium, ut non magis quam perpetuo consensu et conspiratione quadam iuvari possint.* Ein solches *collegium* bildet unser Verein. Den Nutzen, welchen er schafft, wie könnte ich ihn treffender bezeichnen als mit den Worten eines andern Philosophen, in denen Sie nur die Futura in Präterita umzutauschen brauchen, um das Ergebniss der nun zu Ende gehenden Versammlung in lateinischer Rede zu haben. Seneca nämlich sagt *epistoll. moral. XVIII, 6. quid sapiens sapienti proderit? inpetum illi dabit, occasiones actionum honestarum commonstrabit. praeter haec aliquas suas cogitationes exprimet. docebit quae invenerit.* Und etwas später *gaudium illi adferet, fiduciam confirmabit, ex conspectu mutuae tranquillitatis crescet utriusque laetitia. praeterea quarundam illi rerum scientiam tradet. non enim omnia sapiens scit.* Sind wir auch nicht Weise, wie sie als Ideale dem römischen Stoiker vorschwebten, so fühlen wir uns doch Alle durch das, was hier aus reichen Wissensschätzen uns gespendet ist, wissenschaftlich gefördert, zu ernstem Weiterstreben aufgemuntert und jeder zu seinen Berufsgeschäften aufgefrischt und wahrhaft verjüngt. *Fiduciam confirmavit:* hier, wo uns die milde, erwärmende Gestalt Spalatins entgegentritt, lassen Sie uns Muth schöpfen, dass alle Angriffe der Gegner unserer Jugend die Schätze Griechenlands und Roms nicht entziehen werden, und uns in der festen Ueberzeugung kräftigen, dass ein Streit zwischen classischen Studien und christlicher Bildung nicht besteht, auch nicht bestehen kann. Wenn aber unser Verein, wie jener Riese der alten Fabelwelt, nur dann seine volle Kraft hat, sobald er die Mutter Erde berührt, so müssen wir wohl, da wir jetzt dem Boden entrückt werden, unsere Augen richten auf die altberühmte Hansestadt an dem Elbstrome, die zu unserem nächsten Versammlungsorte bestimmt ist. Lassen Sie uns mit Gottes Hülfe auch dort recht zahlreich zusammentreten und durch die schöne Erinnerung an die Tage in Altenburg den festen Vorsatz hervorrufen, dort das hier nach kurzer Unterbrechung wieder begonnene Werk im gemeinsamen Streben fortzusetzen und dadurch zu erhalten.

Hofrath Hermann: Die hergebrachte Ordnung unserer Versammlungen legt mir die angenehme Pflicht auf, die Schlussworte des Präsidiums im Namen der Anwesenden mit wenigen, aber aufrichtigen Worten zu erwidern. Ich kann freilich nur

wiederholen, was ich schon neulich mit voller Ueberzeugung ausgesprochen habe, dass die Altenburger Versammlung sich um die Zukunft unseres Vereins ein grosses Verdienst erworben habe, und begründe dieses jetzt nur noch durch den dankbaren Rückblick auf die auszeichnende Anerkennung, die demselben hier von höchsten Kreisen aus geworden ist. „Es soll der Dichter mit dem König gehen, denn beide stehen auf der Menschheit Höhen" — diesen Spruch darf eine Versammlung, die selbst vielleicht noch mehr als einen Dichter, wenigstens keine geringe Anzahl von geschmackvollen Kennern und Auslegern der grössten Dichter in ihrer Mitte zählt, wohl auch auf sich anzuwenden wagen; und wenn man mit Recht sagt, dass die menschlichen Nerven des belebenden Einflusses der Sonnenwärme nicht entbehren können, so werden auch wir, die wir gleichsam den Nervengeist in der menschlichen Gesellschaft vorstellen, auch für die Strahlen der irdischen Sonnen nicht unempfänglich sein, welche die Vorsehung an die Spitze dieser Gesellschaft gesetzt hat. Freudig vereinigen wir uns daher mit dem von dem Präsidium bereits ausgesprochenen ehrfurchtsvollen Danke gegen Se. Hoheit den Herzog und das ganze Herzogliche Haus, dessen grossartige Gastfreundschaft den hiesigen Aufenthalt zu einem Lichtpuncte in der Erinnerung eines jeden von uns machen wird; wir wiederholen den gleichen Dank gegen das Herzogliche Staatsministerium, gegen die verehrlichen Behörden dieser Stadt und gegen das Comité, die ihre Bemühungen vereinigt haben, um diese Erinnerung zu einer bleibenden zu erheben; wir verbinden aber damit ganz besonders auch den Ausdruck unserer lebhaftesten Erkenntlichkeit für die erfolgreichen Anstrengungen des Präsidiums und Secretariats, nicht bloss für die Einleitungen, die sie zu dem nämlichen Zwecke getroffen, sondern namentlich auch für die Art, wie sie unsere Zusammenkünfte und Berathungen geleitet und zu einem Ende geführt haben, das uns mit Beruhigung und Freudigkeit darauf zurückblicken lässt. Und nun nur noch einen Blick vorwärts auf den Ort unserer nächsten Zusammenkunft, dessen Name allein schon hinreicht, um derselben mit eben so dankbarem Vertrauen entgegen zu sehen: auch über Hamburg leuchtet eine Sonne, dieselbe, die einst über Hellas und Latiums schönsten Zeiten geleuchtet hat, die Sonne ächter gesetzlicher Bürgerfreiheit; und wie uns bereits vor sieben Jahren unter einer ähnlichen wohl und warm geworden ist, so wollen wir Gleiches mit Gottes Hülfe auch für nächstes Jahr hoffen. Darum auf fröhliches Wiedersehen in Hamburg! Hamburg und Altenburg, Altenburg und Hamburg leben hoch!

Vice-Präsident Dr. Eckstein: So schliesse ich denn die vierzehnte Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner kraft des mir übertragenen Amtes mit dem Wunsche eines fröhlichen Wiedersehens.

V.

Protokolle der Sitzungen der pädagogischen Section.

Erste, constituirende Sitzung.

Altenburg, den 25. September 1854.

Der Präsident der allgemeinen Versammlung, Schulrath Dr. Foss, eröffnet die Sitzung in der Aula des Josephinums gegen 12 Uhr Mittags und fordert nach Begrüssung der Anwesenden die Versammlung auf, sich zu constituiren und Präsidenten und Secretäre zu wählen. Auf allseitige Aufforderung erklären sich die Präsidenten der allgemeinen Sitzungen, Schulrath Dr. Foss und Director Dr. Eckstein, bereit, den Versammlungen der pädagogischen Section alternirend zu präsidiren.

Hierauf werden auf den Vorschlag des Präsidenten Foss zu Secretären erwählt:

1) als auswärtiges Mitglied

Dr. Rudolph Dietsch, Professor aus Grimma;

2) als einheimisches Mitglied

Dr. Gustav Schmidt, Lehrer an der Matthiä'schen Erziehungsanstalt in Altenburg.

Als Gegenstand der Berathung theilt der Präsident folgende Thesen mit, welche auf seine Bitte Professor Mützell aus Berlin gestellt hat:

„Die Ueberladung der Gymnasien mit Unterrichtsgegenständen.

1) Philosophie, deutsche Litteraturgeschichte, Naturgeschichte, Naturlehre sind beizubehalten, aber in Ansehung des Lehrstoffes zu beschränken.
2) Hebräisch und Französisch können facultativ sein.
3) Mathematik und Geschichte dürfen in Hinsicht des Lehrstoffes beschränkt werden.
4) In Folge der gründlicheren Bearbeitung der einzelnen Wissenschaften ist auch der Unterricht, sowohl der sprachliche als der in den meisten andern Objecten, dem Stoffe nach häufig zu reichlich ausgestattet worden.
5) Die ausführliche systematische Behandlung einzelner Lehrfächer, namentlich der Hermeneutik, Stilistik, Mathematik, Geographie, hat der Methode häufig eine zu grosse Breite gegeben.

6) Die Last des Stoffes und das Gedehnte der Methode trifft besonders die unteren und mittleren Classen und hemmt auch für die oberen den Wissenstrieb.
7) Zu diesen Uebelständen tritt hinzu:
   a) dass einzelne Gegenstände zu lange durch die Classen hindurch gezogen werden;
   b) dass ein und derselbe Gegenstand in dem Gymnasium unter zu viel Lehrer vertheilt wird;
   c) dass diejenigen Bestimmungen der Schulordnung, welche auf einheitliches Zusammenwirken der Lehrer hinzielen, nicht immer zu lebendiger Ausführung kommen.
8) Endlich sind es die Translocationsexamina und das Abiturientenexamen, durch deren Einrichtung für die Schüler theils eine temporäre Ueberladung, theils eine fortwährende Zersplitterung eintritt."

Director Dr. Eckstein schlägt zur Berathung vor: „Der lateinische freie Aufsatz hat seine volle Berechtigung in dem Lehrplane des Gymnasiums und bei der Maturitätsprüfung."

Geh. Reg.-Rath Wiese aus Berlin schlägt vor, zu sprechen über „die Benutzung von Vocabularien zum selbständigen Vocabellernen." Eine Fassung in eine bestimmte These will er nicht geben, da es nur darauf ankomme, den Gegenstand zu besprechen und Erfahrungen darüber zu hören.

Eckstein wünscht, dass in vertraulicher Weise über den Besuch der Wirthshäuser durch Gymnasiasten gesprochen und dass Mittheilungen darüber gemacht werden möchten, wie dem zu begegnen sei. Doch will er diesen Gegenstand nicht auf die Tagesordnung der öffentlichen Sitzungen gesetzt wissen.

Professor Dietsch schlägt vor, die Punkte der Mützell'schen Thesen, welche von der Naturgeschichte und Naturlehre u. s. w. handeln, zunächst nicht zu besprechen, damit nicht über diese Gegenstände abgeurtheilt werde, ohne ihre Vertreter zu hören, vielmehr die beiden auf den lateinischen Unterricht bezüglichen Anträge zunächst und dann die damit in Mützell's Sätzen zusammenhängenden Punkte in Berathung zu ziehen. Werde herausgestellt, was im sprachlichen Unterrichte geleistet werden müsse, so folge daraus auch, wozu Zeit zu beschaffen sei, und es werde demnach auch dadurch der Ueberladung der Gymnasien entgegengewirkt.

Der Präsident schlägt folgende Reihenfolge vor, welche auch von der Versammlung angenommen wird:

a) Antrag von Eckstein über den lateinischen Aufsatz;
b) Antrag von Wiese: „Die Benutzung von Vocabularien";
c) Thesen Mützell's, betreffend die Ueberladung der Gymnasien mit Unterrichtsgegenständen.

Schluss der Sitzung gegen 1 Uhr.



Zweite Sitzung.

Altenburg, den 26. September 1854.

Präsident: Schulrath Dr. Foss.

Gegenstand der Berathung: Der Antrag Eckstein's: „Der freie lateinische Aufsatz hat seine volle Berechtigung in dem Lehrplane des Gymnasiums und bei der Maturitätsprüfung."

Präsident ertheilt zunächst dem Antragsteller das Wort.

Eckstein erinnert an den Beschluss bei der Philologen-Versammlung zu Jena, durch welchen diese Frage für eine Frage der Zeit erklärt worden sei. Damals hatte Köchly seinen Feldzug gegen Lateinschreiben und Lateinsprechen eröffnet; jetzt sei man aber älter und verständiger geworden. Er trennt seine Proposition für die Berathung in zwei Theile: 1) über die Berechtigung des lateinischen freien Aufsatzes in der Schule, und 2) über die Berechtigung desselben bei der Maturitätsprüfung. — Die Gegner des lateinischen Aufsatzes pflegten einzuwenden, dass er nicht nur nutzlos, sondern auch schädlich sei, weil er den Stil verderbe. Indessen wie wir Exercitia zur Befestigung in der Grammatik geben, so müssen wir dem Schüler auch Gelegenheit bieten, das, was er bei der Lectüre an Phraseologie u. s. w. gewonnen hat, praktisch anzuwenden; wir müssen ihm eine freiere Bewegung gestatten, welche bei dem Exercitium fehlt. Das Bewusstsein: du kannst selbst etwas mit dem machen, was du mit Aufmerksamkeit gelesen hast, das Gefühl der Selbständigkeit und Sicherheit des Erworbenen erweckt grössere Theilnahme bei der Lectüre, weil der Schüler nun auf das zu Gewinnende achtet. Deshalb ist der lateinische freie Aufsatz auf der obersten Stufe des Gymnasialunterrichts beizubehalten.

Lic. Dr. **Heinichen**, Prorector in Zwickau, erklärt sich mit Eckstein im Allgemeinen ganz einverstanden, und will nur noch auf einen Gesichtspunkt aufmerksam machen. Die Pensa sollen den Schüler bekannt machen mit den Darstellungsmitteln der lateinischen Sprache (der Redner erinnert an die Vorrede von Nägelsbach in seiner Stilistik); die freien Arbeiten sollen ergänzend hinzutreten, damit sich der Schüler freier bewegen lerne und anwende, was er in der Lectüre gewonnen habe; dadurch entstehe Freudigkeit des Schaffens. Eine andere Frage sei die nach Gewinnung von Zeit, um diese Uebungen bei der herrschenden Polymathie wahrhaft nutzbar zu machen. Es verhalte sich damit ebenso wie mit dem Privatstudium, wenn dieses so, wie es Seyffert dargestellt habe, getrieben werden solle; es scheine allerdings an Zeit für die freien lateinischen Arbeiten zu fehlen. Damit hingen die Thesen Mützell's zusammen, wie der Ueberladung vorzubeugen sei.

Dr. Ameis, Professor aus Mühlhausen: Es sei dies die Cardinalfrage unserer Gymnasien. Man wende ein, die lateinischen Aufsätze seien nutzlos und schädlich; das könne wohl der Fall sein, wenn die Sache getrieben werde, wie sie eben getrieben werde. Solcher Tadel treffe nur die Methode. Die lateinischen Aufsätze müssten sich gründen auf tüchtige Lectüre. Systematische Grammatik und freier Aufsatz seien scharfe Opposita, von denen eines fallen müsse. Der wesentliche Unterschied zwischen Exercitium und Aufsatz bestehe darin, dass das Exercitium etwas Vages sei, dass man dabei keinen rechten Massstab habe für die allgemeine Beurtheilung des Ganzen; ob der Schüler einen *color latinus* habe, das zeige der Aufsatz viel besser als das Exercitium. Ohne Grammatik und ohne Lexikon solle der Schüler seinen Gedanken eine lateinische Form geben, er solle Raschheit des Uebertragens in die lateinische Form erlangen.

Eckstein erklärt sich gegen einige Behauptungen von Ameis. Das Exercitium gebe allerdings einen Massstab ab; dieses sei schwerer als der Aufsatz; der Schüler müsse auch in jenem geübt sein. Die Lehrer würden doch wissen, was schwerer oder leichter sei? Oder haben sie etwa einen verschiedenen Massstab? Auf die Verschiedenheit localer Verhältnisse sei doch bei dieser Frage keine Rücksicht zu nehmen, es bleibe das Allgemeine: Wir erkennen die Fähigkeit des Schülers aus der Art und Weise, wie er den deutschen Text überträgt. — Er bittet, sich doch ja frei und unverhohlen über den Gegenstand auszusprechen.

Ameis: Er habe nicht sagen wollen, dass das Exercitium keinen Massstab abgebe, sondern dass es ein vager und kein sicherer Massstab objectiv sei; subjectiv könne der Lehrer ihn wohl herausfinden.

Professor Dr. Mützell aus Berlin: Die Schwierigkeit der Frage liege nicht in der Theorie, da seien wohl Alle einig, sondern in der Praxis. Es würden den Lehrern Vorwürfe gemacht, dass die Schüler zu sehr mit Arbeiten belastet würden, und man bringe diese Vorwürfe besonders mit den freien lateinischen Arbeiten in Verbindung. Man wende ferner ein, dass die Schüler bei der Arbeit eine falsche Methode anwenden. Es gebe Anstalten, in welchen viele kleine Arbeiten, andere, in welchen eine oder doch nur wenige grössere verlangt würden, die mehr Privatstudium voraussetzten. Durch die grössere Zahl — sage man — werde die Zeit und Kraft des Schülers zu sehr in Anspruch genommen, er werde erschöpft und erschlaffe. Auch sei die Frage aufzuwerfen, ob nicht die gewöhnliche Art der Benutzung des deutsch-lateinischen Lexikons Schaden bringe? Es sei wünschenswerth, darüber Erfahrungen zu hören.

Dr. Raspe, Gymnasial-Director aus Güstrow: Vorausgesetzt müsse werden, dass die Schüler sich ein gewisses Mass von Gewandtheit im Lateinisch-Denken errungen hätten. Sei es aber nun bei unserer jetzigen Einrichtung der Gymnasien möglich, dass die Schüler ein solches Mass von Gewandtheit im Latein-Denken sich erwerben können? Geben uns die Schüler wirklich Aufsätze oder Uebersetzungen eines schlechten, für die Uebertragung zurechtgemachten Deutsch? Seine



Erfahrung sei dagegen; die Schüler könnten nicht so viel erreichen; er glaube nicht, dass die Schüler sich so in den Geist der lateinischen Sprache versenken könnten. Aber lateinische Stilübungen müssten vorgenommen werden; daher werde die Frage diese sein: Welches ist die beste Weise, lateinische Stilübungen vorzunehmen, Uebertragungen aus dem Deutschen, etwa aus Laokoon, oder freie Aufsätze?

Eckstein erinnert gegen Mützell: Unsere Schüler haben viel zu wenig zu thun; selbst die Primaner sind mit 2—3stündiger Arbeit des Tages vollkommen fertig, gute Köpfe brauchen nicht einmal so viel; sie behalten Zeit genug zu unnützer Lectüre und andern Dingen, wie Wirthshausbesuch u. dergl. Geben wir den Schülern auch 3—4 Wochen Zeit zu einem Aufsatze, so machen sie ihn doch erst in den letzten Tagen, und dann kann es allerdings vorkommen, dass sie bis in die Nacht hinein arbeiten und erschöpft werden; sie vertheilen Zeit und Arbeit nicht. Eine Erschöpfung der Schüler läugnet er sowohl im Allgemeinen als auch in diesem Punkte. — Was nun die Methode der Schüler anlangt, so will sich jetzt die Jugend immer so viel als möglich von dem Selbstarbeiten dispensiren; die Schüler lassen sich die Arbeiten fertigen, und zahlen dafür 10 Sgr. bis 1 Thlr. je nach der Güte und Wichtigkeit des Aufsatzes; namentlich geschieht das in Universitätsstädten; doch auch in andern Städten finden sich fähigere Schüler und manche verkommene Subjecte dazu bereit; die Schüler sind jetzt weniger geneigt, selbst zu arbeiten. Was nun vollends die Annalen, die Arbeiten älterer Schüler, anlangt, so wird aus diesen zusammengelesen und gestoppelt, was nur irgend geht. Das sind Missbräuche. — Das deutsch-lateinische Lexikon darf nicht gebraucht werden. Deutsch machen die Primaner ihren Aufsatz wohl nicht erst. Raspe geht in dieser Hinsicht zu weit; auch die deutschen Arbeiten gedeihen erst nach und nach, so müssen auch die lateinischen Aufsätze anfangs stümperhaft sein; aber sie führen zum Lateinisch-Denken. Das Versenken in den Geist der Sprache ist für uns noch schwer, vom Schüler gar nicht zu verlangen.

Mützell bittet, Act zu nehmen von Eckstein's Erfahrung, dass die Zeit des Schülers nicht zu sehr in Anspruch genommen sei. Der Vorwurf werde dadurch von einem Orte her widerlegt. Die Schüler könnten wohl mit 2—3stündiger Arbeit des Tages fertig sein, aber das sei nicht die rechte tüchtige Thätigkeit, wie der Lehrer sie wünschen müsse. Unberührt lasse er die unerlaubten Hülfsmittel, deren sich die Schüler bedienen; dergleichen würden immer vorhanden sein und benutzt werden. Deshalb bleibe doch die Frage, wie die Schüler arbeiteten, in vollster Berechtigung. Wichtig sei namentlich die Art der Benutzung des deutsch-lateinischen Lexikons und das Zusammensuchen der Phrasen. Wie ist diesen Missbräuchen zu begegnen? — Gegen Raspe bemerkt er, dass beides, Exercitia und freie Aufsätze, Stilübungen sind, jene gebundene, diese freie.

Gravenhorst, Professor aus Hildesheim, verlangt, es solle erst der Begriff von Aufsatz festgestellt werden. Verstehe man unter lateinischem Aufsatz das, was unter deutschem, so müsse man Raspe beistimmen; ein solches Product, wie man beim Deutschen verlange, könne der Schüler lateinisch nicht liefern. Im Gegensatz

zu der ängstlichen Schreibweise beim Exercitium seien die freieren Arbeiten freie lateinische Stilübungen zu nennen; aber es dürften nicht eigentliche Aufsätze im strengen Sinne verlangt werden, in welchen Ideenkreise, die der Gegenwart angehören, darzustellen seien.

Der Präsident erinnert an den Beschluss in Jena über den Stoff der lateinischen Arbeiten. Eckstein hatte damals beantragt, und es war — wiewohl man zweifelhaft darüber sein kann, ob mit Recht — als Majoritätsbeschluss angesehen worden, dass der lateinische Aufsatz wesentlich Reproduction sein solle. Es wäre daher wünschenswerth, zu hören, welche Erfahrungen seitdem in dieser Hinsicht gemacht worden sind. Ist nur eine bestimmte Art von freien Aufsätzen berechtigt?

Director Dr. Palm aus Plauen: Gravenhorst habe ihm seine Bemerkung vorweggenommen. Seine Erfahrung sei, dass es mit dem Deutsch-Denken der Schüler auch nur so so bestellt sei. Der Ideenkreis und der Wortvorrath, die sie in den Familien erlangten, sei oft ein sehr beschränkter; frage man aber darnach, woher es komme, dass sie doch nach einiger Zeit in den deutschen Aufsätzen einen reicheren Ideenkreis und Wortvorrath besitzen, so müsse man antworten: sie gewinnen es aus der Schule und der Lectüre. Das Gleiche finde auch in Bezug auf die lateinischen Aufsätze statt. Er sei für Reproductionen, aber auch dieser Begriff sei noch zu weitschichtig; praktisch müsse man sich nach den Kräften der Schüler richten.

Dr. Lieberkühn, Professor aus Weimar, will die Erfahrungen aus seiner Schulzeit mittheilen; ihm wären gerade die lateinischen Aufsätze als das Bildendste unter allem erschienen, was sie in Prima gehabt hätten; die Freiheit des Denkens habe sich mehr und mehr entwickelt; Gernhard und Weber hätten vortreffliche Anleitung gegeben; daher hätten sich die Weimaraner wie auch die Altenburger im philologischen Seminar zu Jena immer ausgezeichnet. Exercitia mit allen Finessen zu fertigen sei sehr schwer und beenge den Kreis; man müsse auf den Aufsatz zurückkommen. Unsere Zeit wolle Alles philosophisch bestimmen, allein Eckstein habe schon bemerkt, man müsse ins Wasser gehen, wenn man schwimmen lernen wolle.

Raspe berichtet, er habe sich einmal einen Arbeitsetat einreichen lassen, und habe daraus ersehen, dass die Schüler viel zu thun hätten. Das Versenken in die Gegenstände des Unterrichts sei nicht so gewesen, wie es zu wünschen wäre. Und wenn wirklich ein Schüler, wie vorhin angeführt worden sei, so wenig im Deutsch-Denken leiste, so sei dies nur ein Argument mehr gegen den lateinischen Aufsatz. Das Lateinisch-Denken solle ein Analogon des Deutsch-Denkens sein. Der lateinische Aufsatz solle nicht durch das Medium des Deutsch-Denkens hindurchgehen. Wie aber sei das Gegentheil möglich? Der Nutzen des lateinischen Aufsatzes könne nicht bestritten werden, wohl aber die Möglichkeit. Er komme auf die Frage zurück: Ist er bei unserer jetzigen Gymnasialeinrichtung (er hat Preussen im Sinne) möglich? Ist Uebersetzen oder freies Componiren besser? oder ist beides zu verbinden? Die Uebersetzung halte er für fruchtbarer, doch habe er auch freie Aufsätze fertigen lassen, als eine Erholung für die Schüler.

Schulrath Dr. Cramer aus Cöthen: Hauptsächlich sei Zweck des lateinischen Aufsatzes die Ausbildung der Form, nicht die Erweiterung des Ideenkreises; dieses sei Aufgabe des deutschen Aufsatzes. Habe der Schüler noch mit dem Gedanken zu kämpfen, so werde die Form nicht entsprechend sein. Er habe gefunden, dass Manche die Sache erst deutsch machen; das habe er geradezu verboten; Andere dächten sich einen deutschen Satz aus, suchten die fehlenden Vocabeln und Wendungen auf und schrieben ihn dann nieder; dadurch würden oft Wendungen, die im Lexikon ganz richtig ständen, ganz verkehrt angebracht, und es komme kein Latein heraus. Er pflege aus der Geschichte oder sonst ein Thema zu nehmen, welches rücksichtlich der Gedanken nicht besonders zu schaffen mache; mit bessern Schülern gehe er auch weiter, und habe dabei gute Erfahrungen gemacht. Römische und griechische Geschichte, Alterthümer, Tragiker müssten verarbeitet werden. Der Lehrer habe da auch einen vollständigen Massstab für die Beurtheilung des Schülers; hauptsächlich aber sei die Form zu beachten.

Dr. Kraner, Professor aus Meissen: Wäre es nicht möglich, den Betrug der Schüler und den Gebrauch des Lexikons zu beseitigen, dem Vorwurfe, die Zeit reiche nicht aus, vorzubeugen und zugleich das Können der Schüler zu fördern, wenn diese Arbeiten etwa alle Monate in der Schule unter der Aufsicht der Lehrer gemacht würden? Die Aufsätze dürften nicht lang sein, sondern wie Abiturientenarbeiten.

Dr. Lothholz, Professor aus Weimar, bestätigt, was sein College Lieberkühn gesagt hat. Nur müsse er bemerken, dass damals die Vorbedingungen andere gewesen wären; sie (die Schüler) seien damals nicht mit andern Dingen so viel beschäftigt gewesen, wie jetzt, z. B. mit Mathematik, Geschichte, Naturwissenschaften; sie hätten mehr Zeit für das Privatstudium gehabt und seien in den untern Klassen für die freien Aufsätze mehr eingeschult worden, und so müsse man auch jetzt wieder mehr Zeit dafür zu gewinnen suchen. Wie in andern Dingen, so müsse man auch hier reactionär sein. Während der Stunde müsse man durch Lateinsprechen in das Idiom der Sprache einführen. Mathematik, Geschichte, Naturwissenschaften seien zu beschränken, und man müsse sich mehr auf Lateinisch und Griechisch concentriren. Jetzt könne man keinen guten Aufsatz verlangen.

Dr. Rüdiger, Oberlehrer aus Zwickau: Trennung der Frage sollte nicht stattfinden; denn behielten wir den Aufsatz in der Schule bei, so müssten wir ihn auch bei der Maturitätsprüfung festhalten, und umgekehrt. Die Berechtigung sei eine vollkommene; die Lectüre gewinne; die Exercitien seien nur Mittel, zu dem Aufsatze zu gelangen. Er möchte die Frage auch auf das Lateinsprechen ausgedehnt wissen, für dessen Berechtigung, weil es zur Fertigkeit im Verstehen des Lateinischen führe, er sich ausspricht.

Ameis: Ueberladung, von der man so viel spreche, sei nur ein Popanz; die Jugend sei blasirt wie das ganze Geschlecht. Sie könne etwas leisten, wenn man sie recht fasse. Das deutsch-lateinische Lexikon und die Annalen würden wegfallen,

wenn es der Lehrer dahin brächte, dass der Schüler können; denn dadurch werde er dahin gelangen, dass er auch gern arbeite. Neue Gedanken könne die Jugend nicht schaffen, daher müsse der Aufsatz Reproduction sein. Mit Kraner's Vorschlag sei er vollkommen einverstanden und wolle ein Beispiel dazu geben: Ein Lehrer hat eben das 1. Buch des Thukydides vollendet; es wird vorausgesetzt, dass derselbe Lehrer 2 Stunden hinter einander habe; da kann er die Aufgabe stellen, über die Ursachen des peloponnesischen Krieges nach Thukydides zu schreiben, und lässt die Arbeit sogleich machen. Form und Inhalt lassen sich übrigens nicht trennen; die Gedankenbildung gehe mit der Formenbildung Hand in Hand.

Oberlehrer Helbig aus Dresden: Nach seiner Erfahrung seien die Schüler nicht überbürdet; die Klage komme mit daher, dass die Lehrer nicht genug besprächen, was sie verlangen wollten; vor allen Dingen aber trage die schlechte häusliche Zucht die Schuld. Was die Beschränkungen, die Lothholz verlangt habe, betreffe, so könne sich ein erfahrener Geschichtslehrer mit 1 Stunde häuslicher Arbeit in der Woche für die Geschichte begnügen.

Director Dr. Schmid aus Halberstadt: Das Vielerlei könne zwar nicht entfernt werden, doch könne viel geschehen zur Erleichterung der Schüler. Der Satz: *Variatio delectat*, sei hier ganz schädlich; die Lectionen seien zu zerstreut, und man treibe an vielen Gymnasien 6 Gegenstände an einem Tage; sie müssten zusammengestellt werden; in der ersten Hälfte der Woche sollte Latein, in der andern Griechisch getrieben werden; so geschehe es an seiner Anstalt; in jedem Vierteljahre sei nur ein Schriftsteller zu lesen. So könne sich der Schüler mehr in den Stoff versenken.

Eckstein fordert die Collegen aus Baiern, namentlich Prof. Heerwagen aus Baireuth, auf, ihre Erfahrungen mitzutheilen; er habe früher in der dritten Klasse des dortigen Gymnasiums Aufsätze gefunden, die ihm komisch vorgekommen, womit er dem übrigens verdienten, längst ausgeschiedenen Lehrer nichts Uebles nachgesagt wissen wolle. Er frage, ob Heerwagen, jenes Nachfolger, es noch ebenso mache. Die bairischen Lehrer seien insofern glücklicher, als in ihren Schulen die Gegenstände beschränkter, und deshalb die Stundenzahl geringer sei.

Professor Dr. Heerwagen aus Baireuth: Bekanntlich seien die Verhältnisse der bairischen Gymnasien andere als die der Norddeutschen; bei der Maturitätsprüfung werde ein freier lateinischer Aufsatz durch das Rescript nicht verlangt; in der Schule würden die Stilübungen an Uebersetzungsbüchern vorgenommen. Seine und seiner Collegen Ansicht sei aber allerdings, dass ein Gymnasium, welches seine Schüler dahin bringe lesbare lateinische Aufsätze zu liefern, sehr glücklich zu schätzen sei, und wenn sie in den Schulnachrichten der lateinischen Hauptschule zu Halle die Themata der gefertigten Aufsätze gelesen, habe dies sie oft erröthen gemacht. Was die specielle Frage Eckstein's anlange, so seien die persönlichen Verhältnisse geändert. Der frühere Lehrer habe lat. Aufsätze über philosophische Gegenstände verlangt und es sei möglich, dass selbst diese hin und wieder Gutes getragen hätten, indem die menschliche Natur zu ihrem Glücke sich nicht so leicht verwüsten lasse. Er möchte

wissen, ob die norddeutschen Collegen die Erfahrung gemacht haben, dass die Hälfte solcher Arbeiten regelmässig befriedige, oder nur 3—4 tüchtige dabei seien? In Bayreuth habe man keine glänzenden Resultate in dieser Hinsicht erzielt, aber freilich habe die dortige Jugend mit dem Ausdrucke, bisweilen selbst mit dem deutschen, ausserordentlich zu ringen.

Eckstein: Nach seiner Erfahrung sei die Mehrzahl der Schüler im Stande, Befriedigendes zu leisten, über 3—5 habe man in der Regel eine rechte Freude. Er lasse freilich in stufenweisem Fortschreiten in 5 Klassen hinter einander Aufsätze machen, die allemal auf die Lectüre basirt seien, also Reproductionen gäben.

Ameis erkennt die freien Aufsätze für vollkommen berechtigt an, da aber auf die Gründe dafür und die dabei anzuwendende Methode Alles ankomme, so bittet er Eckstein um einen bestimmt formulirten Antrag: Die lateinischen freien Aufsätze sind berechtigt, 1) weil u. s. w., 2) wenn sie so und so beschaffen sind, und fordert schliesslich Döderlein auf, er solle nicht *tacitus* dabei sitzen, sondern mit helfen.

Präsident: Wenn der Antrag von Ameis angenommen wird, können wir schliessen.

Eckstein fordert, da er seine Gründe angegeben habe, Ameis auf selbst den Antrag zu formuliren.

Mützell unterstützt Ameis' Antrag, indem er erinnert, dass er schon gestern bestimmt formulirte Thesen verlangt habe.

Ameis erwidert, dass erst noch von der Methode zu sprechen sei, ehe ein Antrag formulirt werden könne.

Präsident schliesst wegen vorgerückter Zeit die Sitzung 8¾ Uhr.

Dritte Sitzung.

Altenburg, den 27. September 1854.

Anfang der Sitzung: 8 Uhr.
Gegenstand: Fortsetzung der Berathung über Eckstein's Antrag, betreffend den lateinischen Aufsatz.
Präsident: Director Dr. Eckstein.

Präsident: Herr Prof. Dietsch habe die Güte gehabt, den Antrag zu formuliren und zu motiviren; er bittet denselben, ihn vorzulesen.

Professor Dietsch:

„Die lateinischen Aufsätze haben ihre volle Berechtigung,

1) weil sie zur Erlangung derjenigen Fertigkeit, ohne welche die Beschäftigung mit dem römischen Alterthume nicht zu einem genügenden Resultate gelangt angesehen werden kann, erforderlich sind und die Lust zum Studium wecken;
2) weil sie eine so vielseitige Uebung der Geisteskraft bieten, dass sie durch kein anderes Mittel ersetzt werden können;
3) weil sie die beste Gelegenheit zu dem selbständigen Arbeiten bieten, zu welchem der Schüler fähig und anzuhalten ist.

Sie müssen aber

1) durch die sprachlichen Uebungen von Anfang des Unterrichts an vorbereitet werden;
2) der Stoff darf nur Kreisen angehören, mit denen der Schüler durch öffentliche oder Privatlectüre eine gewisse Vertrautheit erworben hat;
3) die erforderlichen Darstellungsmittel müssen dem Schüler durch die Lectüre in ausreichender Weise zum Eigenthum geworden sein."

Präsident: Die allgemeine Discussion sei als geschlossen zu betrachten, und er bitte, auf die einzelnen Punkte einzugehen. Für die Worte im 1. Motiv: „mit dem römischen Alterthume" schlägt er vor: „mit der lateinischen Litteratur."

Dietsch erklärt sich damit vollständig einverstanden, und erwidert auf die Frage Mützell's, welcher Begriff mit „Fertigkeit" zu verbinden sei, die lateinischen Aufsätze setzten eine Fertigkeit voraus, führten aber auch zu grösserer Fertigkeit, die römischen Schriftsteller zu verstehen. Je mehr der Schüler geübt werde, lateinisch zu denken und sich auszudrücken, desto rascher und sicherer werde seine Auffsung jedes lateinischen Textes sein; dies aber sei das auf dem Gymnasium zu erreichende Ziel, durch dessen Erreichung man namentlich auch das erlangen werde,

über dessen Mangel man jetzt klage, Liebe und Beschäftigung mit den klassischen Schriftstellern auch über die Schule hinaus.

Die vorgeschlagene Aenderung wird angenommen, ebenso No. 2 u. 3.

Präsident liest den zweiten, die Methode betreffenden Theil vor.

Dietsch fügt zur Erläuterung hinzu, wenn der Unterricht in der lateinischen Sprache ein solcher sei, dass er eine gewisse Sicherheit in der raschen Anwendung der Formen und Regeln der Syntax verleihe, so werde die Klage verschwinden, dass der Aufsatz in den obern Klassen zu schwer sei.

Präsident: „Durch sprachliche Uebungen" — dahin rechne ich Memorirübungen u. dergl., die ein reiches phraseologisches Material gewähren.

Dietsch erklärt, auch Uebungen im Lateinsprechen mit gemeint zu haben.

Auch dieser Theil wird ohne weitere Debatte angenommen, nur mit der Aenderung, dass No. 2 No. 3 werden soll, und No. 3 No. 2.

Präsident: Wir gelangen nun zum zweiten Theil des Antrags, betreffend die Berechtigung des lateinischen freien Aufsatzes bei der Maturitätsprüfung.

Rüdiger erinnert an das, was er schon gesagt habe; wenn man den lateinischen Aufsatz in der Schule beibehalte, so müsse man ihn auch bei der Maturitätsprüfung beibehalten.

Präsident: Die Sache habe noch eine andere Seite. Man gründe Bedenken gegen die Beibehaltung in der Maturitätsprüfung auf die Betrügereien, die dabei nicht immer verhütet werden könnten, und meine, man könne ja ohne die besondere Arbeit bei der Prüfung die im Laufe des Halbjahrs gefertigten Aufsätze zum Massstabe der Beurtheilung nehmen. Wenn diese aber einen Massstab für die Beurtheilung abgeben sollten, dann werde man freilich erst recht betrogen werden.

Director Kramer aus Halle: Der Sinn der Schüler sei allerdings zu berücksichtigen. Betrug könne bei allen Clausurarbeiten stattfinden; daher müsse die Frage allgemein gefasst werden: Wie könne auf den Sinn der Schüler eingewirkt werden; wie könne man es dahin bringen, dass der Schüler nicht mehr betrügen wolle?

Mützell: Nachdem der erste Theil mit den ihn motivirenden Sätzen angenommen sei, scheine die Annahme des zweiten Theiles sich von selbst zu verstehen. Denn falle beim Examen der Aufsatz weg, so würden auch die Aufsätze in der Schule darunter leiden. So habe die Aufhebung des griechischen Exercitiums bei der Maturitätsprüfung dem Fleisse und den Leistungen im Griechischen wesentlich geschadet: die Sicherheit des grammatischen Wissens habe abgenommen, und in Folge davon habe auch das Verständniss der Schriftsteller gelitten. Aehnliche Nachtheile habe bereits die Aufhebung des freien lateinischen Aufsatzes bei der Maturitätsprüfung in einem norddeutschen Staate zu Wege gebracht, wie wohl noch in dieser Versammlung werde bezeugt werden.

Geh. Reg.-Rath Dr. Wiese aus Berlin: Es seien manche Gebiete berührt worden, welche einer weitern Erörterung bedürften, namentlich die Ueberbürdung der Schüler. Man solle aus persönlicher Erfahrung nicht generalisiren; das geschehe aber,

wenn Einer sage: Die Schüler sind nicht überbürdet. Nehme man 3 Schüler oder 3 Lehrer, so werde, was das Quantum und das „Wie“ der Arbeiten betreffe, die Aussage eines jeden eine verschiedene sein. Die Individualitäten böten bei dem Arbeitenlernen eine so grosse Verschiedenheit dar, dass kein allgemeines Urtheil gefällt werden und fördern könne. Wenn 6—7 Lehrer unterrichteten und jeder sein Fach recht fördern wolle, gehe es oft mit Unbarmherzigkeit her. Er könne aus vielfacher Erfahrung sagen, dass die Schüler vielfach überbürdet würden. Die eigentliche Frage anlangend, so sei der Werth des lateinischen Aufsatzes für die Gymnasialstudien unschätzbar, aber eine andere Frage, ob er deshalb bei der Maturitätsprüfung beizubehalten sei. Man habe vom Latein-Sprechen nnd -Schreiben und Versificiren viel zu viel fallen gelassen und müsse mehr zu dem Alten zurückkehren, wobei freilich zu beklagen sei, dass die Schulen von der Universität nicht genug unterstützt würden. — Was nun den lateinischen Aufsatz bei der Prüfung anlange, so setzten die Reglements der meisten deutschen Staaten 5 Vormittagsstunden zu dessen Anfertigung an; davon brauchten die Schüler 2 Stunden zum Abschreiben, denn der Anfsatz solle gut geschrieben sein; also sollten die Schüler in 3 Stunden einen Stoff, der ihnen nur im günstigsten Falle bekannt sei, in eine entsprechende Form bringen. Der beste Stoff sei der geschichtliche, aber der Lehrer der Geschichte und der des Lateinischen sei gewöhnlich nicht derselbe; so entständen viele Schwierigkeiten für den Schüler. Die Aufgabe scheine im Verhältniss zu der Kürze der Zeit zu viel zu verlangen. Es gebe allerdings noch Anstalten mit besonderer Verfassung, z. B. geschlossene mit einer alten Tradition oder mit einem besonders günstig gestalteten Lehrercollegium, in denen es noch möglich sei eine solche Forderung zu stellen; aber was hie und da möglich sei, könne man nicht zum allgemeinen Gesetz machen, und man dürfe gar nicht leugnen, dass der Geist der Zeit in einer Weise auf die Schulen einwirke, dass die Folgen nicht ignorirt werden könnten. Die Resultate liegen vor Augen. Aus seiner Erfahrung (und er habe eine ziemlich grosse Erfahrung) müsse er sagen, dass die Aufsätze der Mehrzahl nach sehr unbedeutend, meist Centonen von Phrasen und historischen Notizen seien. Von den masslosen Betrügereien, die dabei vorkämen, habe man gar keinen Begriff. Der *conatus* dazu sei bei keiner Arbeit so gross wie bei dem lateinischen Aufsatze; die Schüler brächten ganze Taschen voll mit; sie schrieben einzelne Sätze, die nur irgend passten, *ad vocem* ab; man lasse sich die Prüfungs-Aufsätze sogar von Andern fertigen und zahle nicht selten 1 Louisd'or dafür. Und das thäten oft Schüler, die es nicht nöthig hätten. Manche hätten ihre Arbeiten besser machen können, aber das böse Gewissen und der Gedanke, Unerlaubtes bei sich zu haben, habe sie nicht ruhig arbeiten lassen. Die Jugend wolle aber nicht von Haus aus betrügen; das Factum sei daher nur aus dem Missverhältnisse der Kraft und Zeit zu den Forderungen zn erklären. Wozu man in der Schule 3—4 Wochen Zeit, Hülfsmittel, Invention durch Lectüre u. s. w. gebe, das sollten die Schüler jetzt, in Zeit und Raum eingeschränkt, ohne Hülfsmittel leisten. Baiern, Hannover, Mecklenburg hätten den lateinischen Aufsatz

bei der Maturitätsprüfung abgeschafft, nnd da sei die Erfahrung gegen Mützell's Behauptung, dass die Weglassung nachtheilig auf die Schule zurückwirke. Er habe selbst Jünglinge, die ohne Aufsatz bei der Maturitätsprüfung zur Universität abgegangen seien, ungefähr 3 Wochen danach zu sich kommen und lateinische Aufsätze anfertigen lassen, und diese hätten noch volle Fertigkeit bewiesen; Kohlrausch und Ahrens hätten ihm die Erfahrung mitgetheilt, dass die Entfernung des Prüfungs-Aufsatzes nicht schädlich gewirkt habe. Das Unterbleiben des griechischen Exercitiums habe allerdings geschadet, aber mit dem lateinischen Aufsatz sei es anders, da ja noch das Specimen bestehe. Seine Ansicht sei, dass der Aufsatz in der Schule beibehalten und noch viel eifriger betrieben werden solle, als bisher, doch in Bezug auf die Prüfung wünsche er denselben mehr diesseits gelegt. Das Examen diene für die Lehrer höchstens zu nochmaliger Orientirung, meistentheils hätten sie über die Reife des Schülers schon vorher ein sicheres Urtheil. Für die Schüler sei es nothwendig zum solennen Abschluss ihrer Schullaufbahn. Die Hauptsache aber sei seine Nothwendigkeit für die Behörden, und diese könnten, namentlich in grossen Staaten, nur eine gleiche Forderung an alle Anstalten stellen. Man möge den lateinischen Aufsatz in das letzte Vierteljahr legen; da könne der Lehrer sehen, ob der Schüler die nöthige Fertigkeit im lateinischen Gedankenausdrucke habe. In Pforta hätten die Schüler lateinische Valedictionen, Reden, Gedichte u. s. w. geliefert; das sei ganz gut. Die Aufsätze des Biennium von Prima müssten beim Examen vorgelegt werden. So geschehe der Fertigkeit im Lateinischen kein Abbruch.

Präsident schlägt vor, die Berechtigung der Maturitätsprüfung überhaupt und die Ueberbürdung der Schüler aus der Debatte wegzulassen; die weitere Erörterung dieser Fragen bringe hier keinen Gewinn.

Mützell: Die Anwesenden müssten zwar dankbar sein für die Mittheilung der Erfahrungen des Herrn Geh. Rath Wiese. Allein die auseinandergesetzten Gründe deckten nur die Missbräuche auf, deren Quelle zum Theil in den Institutionen und Instructionen lägen; sie sprächen aber noch nicht gegen den Aufsatz selbst. Der Lehrer sei oft in misslicher Lage, weil er an Instructionen gebunden sei, während das Publikum freie Bewegung von ihm verlange. Was das Missverhältniss der Zeit betreffe, so seien 5 Stunden allerdings wenig, eben daher aber habe man nicht lange Aufsätze gefordert. Nichts hindere indess, eine Stunde zuzulegen. Die Kenntniss des Stoffes anlangend, sei es allerdings schlimm, wenn der philologische Lehrer von dem Standpunkt der historischen Kenntnisse der Schüler nicht unterrichtet sei, oder die übrigen Fachlehrer gar nicht berücksichtige; das sei dann aber Schuld des Directors und des Lehrercollegiums. Die Arbeiten könnten bei der Prüfung natürlich nicht so ausfallen, wie die in der Schulzeit; aber erstens verlange man beim Examen auch nicht so viel, und zweitens könne man in der Klasse selbst unter Aufsicht Aufsätze machen lassen, damit auch die promptere Weise des Arbeitens ausgebildet und so der Prüfungs-Aufsatz vorbereitet werde; man könne noch mehr Zeit



darauf verwenden. Diesen Theil des Examens in den Cursus hineinzulegen, sei ihm erfreulich vorschlagen zu hören; er habe selbst vor mehreren Jahren einen ähnlichen Vorschlag gemacht. Es sei sehr wünschenswerth, dass eine grössere Leistung der Schüler bei der Prüfung vorgelegt werde.

Palm: Die (in Sachsen seit 7 — 8 Jahren auf 6 Stunden beschränkte) Zeit habe allerdings recht schwache Arbeiten gebracht, schwach besonders im Inhalt; das habe aber sehr in der Wahl der Themata gelegen; man solle sich an die Lectüre der letzten Zeit anschliessen; die Arbeiten würden dann zwar noch nicht ganz ausreichend gut sein, aber doch wenigstens für die erworbene Fertigkeit zeugen. Man entziehe dem Schüler etwas, wenn man ihn nicht auch im lateinischen Aufsatz abschliessen lasse, und man werde sich deshalb doch für die kleineren Aufsätze entscheiden müssen. Gebe man Exercitia ohne Lexika, so verlange man, was nicht jeder leisten könne; der Aufsatz aber zeige, wie weit der Schüler gediehen sei sich lateinisch auszudrücken, während das Pensum nur die Festigkeit in der Grammatik beweise. Die Zeit sei freilich kurz zugemessen, und die Schwachen documentirten meist, wie sie schrieben, nicht wie sie lateinisch schrieben. Das Lexikon müsse man wohl dabei gestatten, weil ja das Gedächtniss dem Schüler leicht untreu werde. Ob ein Pensum noch daneben zu fertigen sei, darüber habe er viel nachgedacht und selbst mit den Männern, in deren Händen die Leitung der Sächsischen Gymnasien liege, verkehrt; aber immer seien ihm noch manche Gedanken geblieben, und er sei über ein „*Non liquet*" nicht hinausgekommen.

Lieberkühn: Früher hätten in Weimar die Schüler einige Wochen vor dem Abiturientenexamen die Arbeiten zu Hause gemacht, da sei es recht gut gegangen; dann hätte mau sich in Weimar aber auch nach dem schönen Institute der Clausur gesehnt; diese sei aber sehr schädlich und habe ihn stets geärgert, obwohl sie nicht gerade über Betrügereien zu klagen hätten; dergleichen seien aber auch früher nicht vorgekommen.

Dr. Kühner aus Hannover: Die Aufhebung des Prüfungs-Aufsatzes habe nachtheilig auf die Schule zurückgewirkt; die Schularbeiten seien schlechter geworden; so habe er die Erfahrung gemacht, und dasselbe habe ihm Professor Hermann aus Göttingen, der die Arbeiten von allen Gymnasien vorgelegt erhalte, erst gestern noch hier mitgetheilt.

Wiese fragt, ob diese Klage eine allgemeine sei, oder nur rücksichtlich des lateinischen Aufsatzes?

Kühner: Das könne er nicht sagen; er habe früher mit Lust und Freude die lateinischen Aufsätze geleitet, seit Aufhebung des Prüfungs-Aufsatzes sei aber an die Stelle erfreulicher Leistungen nur das Mittelmässigste und Trivialste getreten, und jene Stunden seien ihm zu einer wahren Qual geworden.

Professor Dr. Döderlein aus Erlangen beginnt in Bezug auf die gestern an



ihn gerichtete Aufforderung mit den bekannten Versen: Was ihr auch thut, lasst mich aus eurem Rath u. s. w. Palm habe einen Gedanken ihm ganz aus der Seele gesprochen. Man solle sich nicht in Extremen bewegen. Zwischen der Stellung solcher Themata, über die man ganze Bücher schreiben könne, wie z. B. über den Werth der griechischen Colonien, und dem gänzlichen Wegfall des Aufsatzes liege viel, und er wolle ein Mittelding, einen sogenannten ausführlichen Aphorismus. Der Aufsatz solle einen Beweis liefern von der Fertigkeit im Lateinschreiben; werde nun ein Thema gegeben, über das der Schüler ein Recht habe zu schwatzen, so werde der Zweck erreicht. Er nenne als Beispiel Alexander, Sejanus. Wer diese Männer gewesen, müssten doch die Schüler wissen. Wenn sie nun z. B. vom Sejan auch nicht viele specielle Thatsachen wüssten, so könnten sie Digressionen machen über höfisches Wesen, Schmeichelei u. s. w. Der Aufsatz dürfe nicht über 2 Seiten (6—8 Perioden) ausgedehnt werden. So werde eine Vermittelung erreicht.

Director Dr. Schmid: Richtig sei bemerkt worden, dass die Zeit von 5 Stunden zu kurz sei, nachdem man in der Schule 3—4 Wochen Zeit gegeben habe. Aber zur Vermittelung des Missverhältnisses zur vorausgegangenen Praxis diene folgende Einrichtung. Man sollte monatliche Arbeitstage haben, in unteren Klassen, um zu zeigen, wie die Schüler arbeiten sollen, in oberen Klassen, um Aufsätze (in 4 Vormittagstunden) machen zu lassen. Die in der Schule gearbeiteten Aufsätze würden dann in ein Heft eingetragen und bei dem Examen mit vorgelegt; die Schüler seien dann daran gewöhnt, in kurzer Zeit einen Aufsatz zu machen.

Kramer stimmt Palm bei. Der Aufsatz bei der Prüfung gebe einen Massstab für die Beurtheilung, den das Pensum nicht liefere. Wo ein tüchtiger Unterricht gegeben werde, habe das Examen auf die Betreibung der Schüler keinen Einfluss. Es würde schlimm stehen, wenn Griechisch und Lateinisch nur durch Zwang aufrecht erhalten werden könnten. Jedoch er fürchte die menschliche Natur, eine Vernachlässigung von Seiten der Schüler. Was man am griechischen Scriptum erfahren habe, könne auch beim Aufsatz eintreten. An den Betrügereien, welche vorkämen, sei die allgemeine Zucht der Gymnasien schuld. Man müsse den sittlichen Geist der Schüler mit allen Kräften zu heben streben, darnach trachten, dass die Jugend den Betrug verachte.

Präsident theilt mit, dass, als er auf der Schule gewesen, von den Primanern jede Woche ein lateinischer Aufsatz gemacht worden sei; dieses sei freilich oft während der Nacht in 6—8 Stunden geschehen. Die Arbeiten wären in der Regel 8—9 Seiten lang gewesen. Beim Examen habe Clausur stattgefunden, aber so, dass die Schüler von 12—2 Uhr herausgehen konnten, so dass also Betrug möglich gewesen wäre. Aber selbst die schwächsten Schüler hätten es für eine Ehrensache gehalten, ihren lateinischen Aufsatz selbst zu fertigen, und hätten es gekonnt, weil sie viel Uebung darin gehabt hätten.

Professor Gravenhorst bemerkt zu dem, was Kühner gesagt, seine Er-

fahrung sei nicht die gleiche. So lange die Prüfungsarbeit bestanden, hätten die Lehrer in Hannover die Pflicht gehabt, den Schüler durch jede sachliche Nachweisung in den Stand zu setzen, den Aufsatz zu fertigen. Wenn man über Sejan aufgegeben habe, habe man förmlich vorher Geschichtsstunde halten müssen. Die gleiche Verpflichtung bestehe noch jetzt in Bezug auf den deutschen Aufsatz.

Ameis: Es sei für ihn ein eigenthümliches Gefühl, wenn man in die Luft des Gesetzes komme. Er wolle jetzt einen Hauptgeneralismus bringen: Der Aufsatz, den wir durch das Abiturientenexamen aufrecht erhalten wollen, ist schon vorher gerichtet. Höher als das Gesetz steht die Liebe. Was das Gesetz nicht vorschreibe, könne das Lehrercollegium als Product freier Liebe erhalten. Kein Prüfungs-Reglement verlange griechische oder lateinische Verse, und doch zeige die Erfahrung, dass ohne griechische und lateinische Verse ein wahres Dichterverständniss nicht zu erzielen sei, und dass die Schüler sie mit Lust und Liebe machten. Mit kalten Gesetzen kommen wir nicht durch.

Raspe: Döderlein habe gesagt, man solle aus den Aufsätzen Diminutiva machen; da solle man doch gleich einen Schritt weiter gehen und auch diese noch weglassen. Dass Alle die Ueberzeugung hätten, der Aufsatz stehe nicht mehr im rechten Verhältnisse zu der Zeit und der Kraft der Schüler und zu den Einrichtungen der Gymnasien, gehe daraus hervor, dass man sich so viel Mühe gebe, die Sache so leicht wie möglich zu machen und Hindernisse hinwegzuräumen. Wir legten aus Liebe zur Philologie unverhältnissmässigen Werth auf den lateinischen Aufsatz. Es könne ein Schüler mündlich, z. B. in der Grammatik, sehr gut sein, aber schriftlich schlecht arbeiten. Was sei denn das pädagogische Ziel der Aufsätze? Sie hätten keinen praktischen Werth und Bedeutung, nur für den künftigen Philologen —

Präsident unterbricht den Redner, weil diese Frage abgethan, und jetzt nur noch von der Berechtigung des Aufsatzes beim Examen zu handeln sei.

Raspe: Auch da sei er zu beseitigen; das Urtheil über die Reife sei abhängig zu machen von Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische.

Heinichen: Seiner Erfahrung nach sei allerdings in Sachsen die Zeit etwas zu kurz zugemessen, von Betrug aber habe er wenig oder nichts wahrgenommen.

Indem Präsident zum Resumé übergehen will, erklärt Wiese: er wolle es dem Präses einer Schulbehörde, in Preussen dem Provinzialschulrathe, durchaus offen gehalten wissen, auf der Stelle ein Specimen zu fordern, z. B. über den Tod des Archimedes, auf einer Quartseite. Er habe das vorhin nur vergessen.

Präsident: Für die Beibehaltung des Aufsatzes in der Abiturientenprüfung seien die nachtheiligen Wirkungen, welche man nach anderwärts gemachten Erfahrungen von der Aufhebung vorauszusehen habe, geltend gemacht. Dagegen seien besonders sittliche Bedenken geäussert worden, und diese könnten ihn allerdings zum

Fallenlassen bestimmen, wenn sie nicht durch die Lehrer und die Zucht beseitigt werden könnten. Die ebenfalls dagegen geltend gemachte Mittelmässigkeit der Arbeiten werde mehr und mehr durch fortschreitende Uebung darin von Tertia oder Secunda an verschwinden. Er stelle die Frage: „Ist der freie lateinische Aufsatz bei der Maturitätsprüfung als Clausurarbeit beizubehalten?"

Die Abstimmung durch Händeaufheben ergiebt 37 Stimmen dafür, 13 dagegen.

Präsident: Uebersetzung deutscher Pensa als das Schwierigere sei natürlich noch daneben beizubehalten; er sei ein grosser Freund von diesen Uebungen, weil sie weniger Zeit brauchten und sehr bildend seien.

Raspe: Das Resultat aus den Exercitien sei viel sicherer als das aus den Arbeiten.

Da die Zeit nicht mehr erlaubt, noch einen neuen Gegenstand der Berathung zu unterziehen, wird die Sitzung 9¾ Uhr geschlossen.

Vierte Sitzung.

Altenburg, den 28. September 1854.

Präsident: Schulrath Dr. Foss.

Gegenstand: Benutzung von Vocabularien zum selbständigen Vocabellernen.

Geh. Reg.-Rath Wiese als Antragsteller: Er habe gewünscht, dass dieser Gegenstand hier zur Sprache kommen möchte, um Erfahrungen darüber zu hören. Es seien ihm als derartige Bücher bekannt geworden das von Wiggert, das eben in dritter Auflage erschienene von Döderlein und ein neu erschienenes von Hauser in Karlsruhe. Ihr Dasein scheine zu beweisen, dass man die Methode, bei der Lectüre eine sichere Vocabelkenntniss zu bewirken, nicht für ausreichend halte; indess schienen doch auch Bedenken dem Gebrauche entgegenzustehen, welche sich namentlich auf die sofortige Verwendbarkeit des zu erwerbenden Materials gründeten.

Döderlein: Er habe bei seinem Buche zwei Absichten gehabt: 1) Material zu geben, 2) das Vocabellernen zu Denkübungen zu benutzen; das Letztere sei ohne die etymologische Anordnung nicht möglich, welche die Sprachbildung zur Anschauung bringe. Er habe die Worte in Gruppen gebracht, die sich an ein einfaches Wort anschliessen. Bei den Worten, wo der Schüler die Bedeutung selbst finden könne, Compositis und Derivatis, habe er keine Uebersetzung beigefügt, wohl aber da, wo jenes nicht der Fall sei. Natürlich solle die Bedeutung der Wortendungen, z. B. *bilis* und *osus*, nicht gleich in der ersten Zeit vollständig angegeben werden, aber Einiges biete der Unterricht doch. Zum Beispiel wähle er die Gruppe *lux*. *Lucidus* und *lucifugus* seien unübersetzt gelassen, weil der Schüler ihre Bedeutung errathen könne und müsse; dagegen habe er zu *luculentus* (was wahrscheinlich von *lucem olens* herkomme) die Uebersetzung hinzugefügt. So geht der Redner die ganze Gruppe durch.

Wiese: *Lucescere* sei nicht übersetzt, wahrscheinlich weil die Schüler die Inchoativa kennen sollten; aber das könne man von Sextanern nicht verlangen; und doch müsse das Vocabellernen wohl ganz früh angefangen werden.

Döderlein: Sein Buch solle gleich im Anfange der Hauptklassen gebraucht werden; denn es gebe gewisse Worte, die wegen eines gewissen instinctartigen Interesses ganz früh gelernt werden müssten, wie z. B. *bos*, *bonus*. Natürlich aber sollten nicht gleich ganze Familien gelernt werden. Für das erste Jahr habe er daher die gesperrt gedruckten Worte bestimmt: die übrigen seien dann nachzuholen. Er habe sich absichtlich bemüht, dem Schüler die Sache nicht zu leicht zu machen, und aus diesem Grunde die Genitivi und Perfecta nicht beigefügt. Wenn ein Knabe wisse, dass *ira* der Zorn, *tempus* die Zeit heisse, freue er sich; wenn er aber höre



tempus, *temporis*, so habe er noch keine Freude daran; denn dies bewahre ihn nur vor einem Fehler; Niemand freue sich aber, der vor einem Fehler bewahrt werde.

Eckstein: Bei ihm sei das Wiggert'sche Vocabularium seit 20 Jahren in den zwei untersten Klassen gebraucht, aber es habe nicht viel Nutzen gebracht, obwohl eine erste, zweite, dritte Stufe unterschieden seien. Der Grund davon sei, weil grade das vernachlässigt worden, was Döderlein beachtet habe. Er habe nun Döderlein studirt und namentlich die Bemerkungen. Mit denen könne der Lehrer etwas anfangen. Es sei schon eine wesentliche Verbesserung, dass in der dritten Auflage auch das Genus hinzugefügt sei. Der Hauptnutzen bestehe in der Hinweisung auf die Etymologie, und man müsse dabei besonders die grosse Resignation Döderlein's anerkennen, mit der er sich seiner Lieblingsetymologieen entschlagen und nur das Positive, Gewisse gegeben habe. Da das Lexicalische, also die Vocabel, so gut seine Erlernung und Uebung verlange wie das Grammatische, dabei aber das etymologische Element vorherrschen müsse, so könne auch nur ein darauf begründetes Vocabelbuch mit Nutzen gebraucht werden. Dieser aber werde in den höheren Klassen erst recht hervortreten bei der Composition und bei der Uebersetzung. Seine Collegen seien sehr für Döederlein.

Wiese: Hauser's Buch stimme im Wesentlichen mit dem Döderlein's überein, gebe aber bei jedem Worte eine kurze Phraseologie, wie z. B. *bellum*, *bellum gerere*. Dies scheine ihm ein Vortheil, da das Material sofort zur Verwendung gebracht werden könne. Freilich komme dabei Alles auf die Geschicklichkeit des Lehrers an.

Döderlein erinnert an den Ausspruch von Montesquieu: Die grössten Unternehmen scheiterten oft dadurch, dass man im Vorbeigehen noch ein kleineres mit abmachen wolle.

Kramer: Er fürchte die Gefahr, dass die auf solche Weise gelernten Vocabeln todtes Gut blieben. Vocabeln müssten gelernt, aber auch tüchtig angewendet werden. Anwendung sei die Hauptsache. Er erinnere an den Orbis pictus von Comenius. Die Ordnung nach Gegenständen und Kategorien biete mehr Gelegenheit zur Verwendung. In den neuern Sprachen habe sich diese Methode ebenfalls bewährt, und nach ihr sei das treffliche Vocabulaire von Plötz gearbeitet, damit die Vocabeln nicht blos abgefragt, sondern auch die sofortige Verwendung eingeprägt würde. Das werde auch für das Lateinische nützlich sein. Für die etymologische Anordnung hätten die Sextaner und Quintaner keinen Sinn, und es sei nicht gut, diesen Sinn zu wecken; denn er liege auf dem Gebiete der Reflexion, die durchaus, namentlich beim Erlernen des Lateinischen und Griechischen, gemieden werden müsse. Nach Gegenständen geordnet würden die Vocabeln leichter in das Gefühl übergehen.

Amcis: Die Erinnerung an den Orbis pictus sei ihm weggenommen worden. Es fehle der reale Boden; Sextaner und Quintaner würden ermüdet, wenn sie sich so in den Worten bewegten. Neben dem formellen müsse der reale Boden geschaffen werden. Er möchte von Wiese hören, wie man es in England mache?

Wiese: Es sei hier kein Raum dazu, Mittheilung darüber zu machen; er erwähne nur, dass die Engländer Vocabeln aus besondern Büchern und mit Phraseologie lernen. Er müsse gestehen, dass ihm nach Gegenständen geordnete Lexika sehr erwünscht sein würden.

Döderlein: Er habe Kramer's Bemerkung in ihrer vollen Berechtigung in den Bemerkungen anerkannt; allein er sehe nicht ein, wie das Vocabellernen dadurch erleichtert werden sollte? Der Schüler müsse ja bei jedem Worte von vorn anfangen, z. B. *corpus*; dazu gehöre *membra*, *caput* u. s. w.; das Allgemeine sei ja immer etwas Abstractes; hingegen die etymologische Anordnung gewähre entschieden Erleichterung. Auch dass die Vocabeln in das Gefühl übergehen müssten, wie Kramer bemerkt, habe er anerkannt. Allein es sei besser, in einem Dinge relativer Meister zu sein, als von Vielem Etwas zn verstehen. Die Realisten fragten oft, ob wir es dahin brächten, dass die Schüler Herrschaft über die lateinische Sprache erlangten, und allerdings sollten acht Jahre den Schüler dahin bringen, dass es ihm einerlei sei, ob er lateinisch oder deutsch spreche. Ein cordiales Verhältniss zum Lateinischen sei von vorn herein nöthig, allein wir müssten einen anderen Weg einschlagen, als die Sprachmeister thäten. Die humoristische Weise sei die beste, um schon im ersten Vierteljahre das Lateinischsprechen anzufangen. Ein Schüler komme in die Klasse und sage: Guten Morgen; da spreche der Lehrer: Jetzt sind wir Lateiner; da musst du *salve* sagen. So beim Weggehen *vale*. Ein Schüler komme: Herr Doctor, ich bitte, mich einmal hinausgehen zu lassen. Als Lateiner musst du *Veniam peto exeundi* sagen. Einen andern lasse man *Exire me sinas*, einen dritten *Permitte ut exeam* sagen und so wechseln. Dadurch werde die Sache dem Gefühle der Schüler näher gebracht, wie es Kramer wolle.

Kramer: Jedenfalls werde das aber durch eine reale Anordnung noch erleichtert. Der jüngere Schüler reflectire nicht, sondern lerne mit dem Gedächtniss.

Döderlein: In seinem Buche ständen zusammen: *equus*, *eques*, *equitare*.

Kramer: Das geschehe nach der Anordnung, die er verlange, auch.

Wiese: Aber die Sporen?

Kramer: Man darf ein Princip nicht zu Tode reiten, es lasse sich beides vereinen.

Döderlein: Rücksichtlich des Umfanges sei er davon ausgegangen, kein Wort aufzunehmen, was nicht zu wissen für einen Knaben von 14 Jahren keine Schande wäre.

Von Eckstein aufgefordert, die über diese Frage aufgestellten Sätze vorzulegen, erwiedert Dietsch: Er halte dies nicht für nöthig. Ueber das Allgemeine, die Nothwendigkeit, von vorn herein sichere und umfangreiche Wortkenntniss zu erzielen, sei man einig, und rücksichtlich der Methode habe man den Zweck erreicht, Mittheilungen zu hören. Indess wolle er noch einige Bemerkungen machen: Er lerne selbst noch viel aus Döderlein's Buch und glaube, dass jeder Schüler daraus nur profitiren könne. Bei den Worten nach der Ableitung zu fragen, gehe dadurch

ins Blut und ins Gefühl über. Eine schädliche Reflexion könne er darin nicht sehen, wenn der Schüler an 6 — 7 Beispielen endlich inne werde, welche Bedeutung eine Endung habe. Er habe ferner folgende Erfahrung gemacht. Oft habe er sich gewundert, wie die Schüler z. B. im Homer, aber auch im Lateinischen so viel das Lexikon wälzen müssten und Worte, z. B. Composita, deren Simplicia ihnen bekannt seien, und deren Bedeutung sie doch selbst finden können sollten, aufschlügen. Er glaube, dem werde vorgebeugt, wenn man von vorn herein die Schüler gewöhne, auf die Ableitung zu sehen. In allen Grammatiken stehe ein Capitel: Wortbildungslehre, ein Beweis, dass man sie im Sprachunterricht für nothwendig halte. Er habe mit diesem Capitel nie etwas anzufangen gewusst und dasselbe rein überschlagen. Hier erhalte man aber eine praktische Wortbildungslehre. Schliesslich wolle er seine Herren Collegen auf das Programm über den lateinischen Sprachunterricht vom Director Dr. Herm. Schmidt und auf dessen eben in zweiter Auflage erschienenes Elementarbuch aufmerksam machen (Neustrelitz 1854). Es basire sich dasselbe ebenfalls auf Vocabellernen, schlage aber weder den etymologischen, noch den realen, sondern den grammatischen Weg ein. Gewiss werde man auch von diesem mit Nutzen Gebrauch machen können.

Kramer führt, um die Erleichterung durch etymologische Ordnung zu bestreiten, *facilis* von *facere* an; der Begriff „leicht" liege dem Schüler nach *facere* zu fern.

Döderlein: Aber der Schüler freue sich gewiss, wenn er auf „machbar" komme. Frage man ihn nach seinen Erfahrungen, so könne er nur anführen, dass die Lehrer an seiner lateinischen Schule mit dem Erfolge der Benutzung zufrieden seien, und dass ihm ein Freund geschrieben habe, wie er das Buch alle Abende mit seinem Sohne mit grossem Nutzen treibe.

Eckstein bittet Döderlein, sein Buch etwas zu verkürzen; er habe Worte darin gefunden, die er noch nicht gekannt, z. B. *quasillum.*

Döderlein: Aber doch *qualum.* Uebrigens müsse er an Montaigne's Spruch erinnern: Es giebt einen einzigen Fehler, in welchem alle Menschen consequent sind, die Inconsequenz.

Präsident: Abstimmung sei nicht nöthig, da der Zweck der Verhandlung nur Mittheilung von Erfahrungen gewesen sei, der folgende Gegenstand aber zu umfassend, um ihn noch besprechen zu können, denn er umfasse die ganze Organisation der Gymnasien. Er bedaure sehr, dass dieser wichtige Gegenstand nicht mehr berathen werden könne, und spreche Herrn Prof. Mützell für die Ausarbeitung der Thesen seinen und der Versammlung Dank aus.

Dietsch: Vorbereitung auf die Verhandlungen der pädagogischen Section würde gut sein; daher schlage er vor, die Mützell'schen Thesen als Gegenstand für die nächste Versammlung zu wählen.

Mützell: Die Thesen habe er unter schwierigen und trüben Verhältnissen aufgesetzt, weil sie eine Zeitfrage enthielten. Eine Uebertragung auf die nächste Versammlung scheine ihm unthunlich; doch werde er vielleicht in Hamburg einen ähnlichen Antrag stellen.

Präsident bemerkt, dass der Vorschlag von Dietsch eben so zweckmässig an sich, als in Uebereinstimmung mit §. 3 der Statuten sei, wonach in den Versammlungen auch über ausgewählte Fragen und Aufgaben Besprechungen stattfinden sollten, welche einige Monate vorher durch das Präsidium bekannt gemacht würden. Ein völliger Beschluss darüber könne seiner Ansicht nach jetzt zwar nicht gefasst werden, da die gegenwärtige Versammlung der nächstjährigen über ihre Berathungsgegenstände keine Vorschriften machen könne, doch würden die Mützell'schen Thesen in den Verhandlungen der pädagogischen Section mit abgedruckt und kämen dadurch zur allgemeinen Kenntniss. Somit sei für die Versammlung des nächsten Jahres immer die Füglichkeit vorhanden, sie ihren Verhandlungen zu Grunde zu legen.

Da Niemand weiter das Wort verlangt, schliesst der

Präsident die Sitzung mit folgenden Worten:

So stehen wir denn am Schlusse der heutigen Sitzung und unserer Verhandlungen überhaupt. Blicken wir auf dieselben zurück, so kann dies nicht anders als mit dem Gefühle einer gewissen Befriedigung geschehen. Die Verhandlungen sind durch keinen Missklang gestört, sondern mit derjenigen Ruhe und Würde, mit derjenigen Achtung entgegenstehender Ansichten geführt worden, die sich für Männer der Wissenschaft, die sich für Jugendbildner geziemen; sie haben einen Verlauf genommen und ein Ergebniss geliefert, welches ein für die festere Begründung der classischen Studien in den Gymnasien erfreuliches genannt werden darf. Allerdings werden sie nicht augenblicklich einen directen Erfolg haben, — wir sind keine beschliessende Versammlung mit gesetzgebender Gewalt, — allein darauf kommt es auch nicht allein an. Die moralische Wirkung, die unsere Besprechungen und Abstimmungen haben werden, wird jedenfalls sowohl nach oben als nach unten hin eine bedeutende und dauernde sein, und ich bezeichne in dieser Hinsicht es als besonders erfreulich, dass Herr Geh. Rath Wiese sich mit Entschiedenheit für die Berechtigung und Beibehaltung des lateinischen freien Aufsatzes in dem Lectionsplane des Gymnasiums ausgesprochen hat. Es wird diese moralische Wirkung um so grösser und nachhaltiger sein, je grösser die Zahl ausgezeichneter Schulmänner ist, die sich zu diesen Berathungen zu meiner Freude hier in Altenburg eingefunden haben. Das meiste Gewicht jedoch lege ich, wie bei allen ähnlichen Versammlungen, so auch bei der unsrigen, auf die Anregungen, die wir theils aus dem Verkehr mit Einzelnen, theils aus den öffentlichen Verhandlungen mit uns nach Hause nehmen. Es wird keiner unter uns sein, der nicht über das, was er hier vernommen, weiter nachdenken, der nicht Versuche machen, Erfahrungen sammeln und dann dasjenige wählen und sich aneignen wird, was er als zweckmässig erkennt und was seiner Individualität

entsprechend ist. Denn darüber werden wir alle einverstanden sein, dass in den Schulmann nichts blos äusserlich hineingetragen, dass ihm nichts aufgezwungen werden darf. Das Beste, was der Schulmann, wie jeder, der auf geistigem Gebiete thätig ist, leistet, kommt aus dem Innern heraus, geht aus der freien Ueberzeugung hervor. Daher erklärt es sich auch, dass jeder wahre Schulmann auf seinem Gebiete Selbständigkeit und Freiheit wünscht und verlangt, natürlich eine vernünftige Freiheit; denn da er nach unten hin, seinen Schülern gegenüber, eine ungezügelte und schrankenlose Freiheit nicht gestatten wird, so wird er auch für sich selbst eine solche nicht in Anspruch nehmen. Wird ihm diese Freiheit und Selbständigkeit entzogen, soll er zur Maschine gemacht werden, so kann der Erfolg seiner Wirksamkeit niemals ein bedeutender sein.

Mit dem Wunsche, dass die hier empfangenen Anregungen recht reiche Früchte bringen mögen, schliesse ich die heutige Sitzung und unsere diesmaligen Verhandlungen.

Nachdem Geh. Rath Wiese dem Präsidium den Dank der Versammlung ausgesprochen und diese sich zum Zeichen der Anerkennung von ihren Sitzen erhoben hatte, gingen die Anwesenden auseinander.

Dietsch. G. Schmidt.

VI.

Protokollarischer Bericht über die Sitzungen der Orientalisten.*)

Erste Sitzung.

Altenburg, den 25. September 1854.

Nach der vom Hrn. Director Foss als Präsidenten in der allgemeinen Versammlung gehaltenen Eröffnungsrede begaben sich die Orientalisten gegen 12 Uhr in das ihren Sitzungen eingeräumte Local in der Freimaurerloge. Nachdem der Präsident, Hr. Geheimer Rath v. d. Gabelentz, die Versammlung für eröffnet erklärt hatte, wurde zur Constituirung des Büreau's geschritten und auf den Vorschlag des Hrn. Präsidenten Hr. Geh. Kirchenrath Hoffmann aus Jena zum Vicepräsidenten, Hr. Dr. Krehl aus Dresden und Hr. Pastor Dr. Löbe aus Rasephas zu Sekretären durch Acclamation ernannt. Hierauf erstattete der Sekretär der Gesellschaft, Dr. Arnold, die Geschäftsberichte des Sekretariats und der Bibliothek über die seit der Göttinger Versammlung verflossenen zwei Jahre. Der Antrag desselben auf Eintausch der vorhandenen Doubletten gegen andere, der Bibliothek fehlende Bücher wurde abgelehnt. Es folgte sodann der Geschäftsbericht der Redaction, erstattet durch Hrn. Professor Brockhaus. Hr. Prof. Fleischer knüpfte an diese Berichte die Mittheilung, dass nach langen Verhandlungen über die Verbindung mit der Batavischen Gesellschaft der Künste und Wissenschaften im Laufe des Monats August die erste Sendung von deren Verhandlungen und Schriften angekommen sei, leider aber die ersten Jahrgänge lückenhaft. Ferner hatte Hr. Vice-Kanzler Blau in Constantinopel an ebendenselben 10 Stück Chalifenmünzen geschickt, welche dem Hrn. Hofrath Stickel übergeben wurden, um der Versammlung gefälligst weitere Mittheilung darüber zu machen. Als Mitglied der Commission für die Wahl des Ortes der nächsten Versammlung wurde Hr. Prof. Brockhaus delegirt. Nach Anmeldung der zu haltenden Vorträge und Bestimmung der Tagesordnung für den nächsten Tag wurde um 1 Uhr die Sitzung geschlossen.

---

*) S. Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft IX. S. 289—292. Der Bericht wurde der Redaction durch die Gefälligkeit des Herrn Professor Brockhaus in Leipzig mitgetheilt.

Zweite Sitzung.

Altenburg, den 26. September 1854.

Die zweite Sitzung wurde um 10¼ Uhr eröffnet, das Protokoll verlesen und genehmigt und zur Tagesordnung übergegangen. Auf dieser standen die Vorträge des Hrn. Prof. Redslob aus Hamburg über den Kurânischen D̲û'lḳarnain, des Hrn. Dr. Zenker aus Leipzig über den Plan eines von ihm herauszugebenden türkisch-deutschen Wörterbuchs, und des Hrn. Consistorialrath Käuffer aus Dresden über die Perioden der Geschichte Ostasiens, welche zugleich als Hauptperioden der allgemeinen Menschengeschichte gelten können. Die beiden ersteren wurden gehalten, der letztere wegen Kürze der Zeit auf den folgenden Tag verschoben und an dessen Stelle der Bericht des Herrn Hofrath Stickel über die von Hrn. Blau eingeschickten Münzen gesetzt. An den Vortrag des Hrn. Prof. Redslob knüpfte zunächst Hr. Prof. Graf aus Meissen einige entgegnende Bemerkungen, in welchen er zunächst die Wahrheit der Behauptung, dass die Alexandersage so späten Ursprungs sei, in Zweifel zog, da die hierfür angeführte Aeusserung des Callisthenes sich keineswegs auf ein chronologisches Datum stütze und Züge der Kurânischen D̲û'lkarnainsage schon im 4. Jahrh. in Bezug auf die Alexandersage vorkommen. Auch die biblische Ableitung des Namens D̲û'lḳarnain hielt derselbe für bedenklich, da es unwahrscheinlich sei, dass Muḥammed das Alte Testament gelesen habe und das בעל הקרנים des Daniel sich nur auf ein Thier beziehe, welches Symbol des medisch-persischen Reiches sei. Uebrigens sei ihm die Existenz einer solchen Cyrussage vollkommen unbekannt. Herr Prof. Flügel machte sodann auf die hierhin einschlagende Sagenlitteratur der Muhammedaner aufmerksam, bei denen es eine Hauptfrage sei, ob Iskander D̲û'lḳarnain ein Prophet war, oder nicht, und Hr. Prof. Fleischer wies auf die Nothwendigkeit hin, auf diesem ganzen Gebiete zunächst die Frage zu erörtern, in wie weit sich die Gestalten der griechischen und muhammedanischen Alexandersage gleichen, und in wie weit sich in der spätern jüdischen, so wie in der syrischen und parsischen Litteratur eine Gestalt finde, deren Züge mit denen des D̲û'lḳarnain übereinstimmen. Hr. Prof. Stähelin empfahl das samaritanische Buch Josua der Beachtung, da es merkwürdige Züge der Alexandersage enthalte. Schliesslich bemerkte Herr Prof. Delitzsch, dass er in der spätern jüdischen Litteratur nirgends eine Spur von einer jüdischen Cyrussage gefunden, und dass in Folge der Abneigung der Juden gegen den Hellenismus bei diesen die Alexandersage keine weitere Ausbildung erlangt habe. Zu dem Vortrage des Hrn. Dr. Zenker machten Hr. Prof. Fleischer und Flügel einige Bemerkungen. Nach Feststellung der Tagesordnung für den folgenden Tag wurde die Sitzung nach 1 Uhr geschlossen.

Dritte Sitzung.

Altenburg, den 27. September 1854.

Die Sitzung begann kurz nach 10 Uhr mit Verlesung und Genehmigung des gestrigen Protokolls. Hierauf hielt Hr. Consistorialrath Dr. Käuffer seinen Vortrag über die Perioden der Geschichte Ostasiens, welche zugleich Hauptperioden der Weltgeschichte sind; dann Dr. Weber aus Berlin: über die Bestrafung der Bösen nach dem Tode, aus dem Çatapata-Brâhmaṇa, und Prof. Flügel: Mittheilungen aus der Geschichte der Arabischen Litteratur, besonders im 11. Jahrh. d. H. Nach Beendigung dieser Vorträge theilte der Hr. Präsident ein von Hrn. Prof. Rödiger an ihn gerichtetes Schreiben mit, durch welches derselbe einige neue von Hrn. Blau erläuterte Inschriften aus Petra übersandte. Hr. Prof. Anger zeigte der Gesellschaft an, dass Hr. Missionar Krapf, damals in Tübingen, mit Bezug darauf, dass er bei seiner Rückreise in die Aequatorialgegenden einen Besuch in Abessinien zu machen gedenke, brieflich den Wunsch ausgesprochen, von Freunden der äthiopischen Litteratur auf solche Gegenstände aufmerksam gemacht zu werden, über welche sie besonderes Licht zu erhalten wünschten. Auf eine Anfrage des Dr. Arnold über den Stand der Herausgabe der arabischen Texte zu Amari's Geschichte der Araber in Sicilien eröffnete Prof. Fleischer, dass das Manuscript druckfertig sei, und der Druck in etwa zwei Jahren beendet sein könne. — In Bezug auf die hierauf vorzunehmende Wahl der neuen Vorstandsmitglieder wurde durch einstimmigen Beschluss festgesetzt, dass diesmal nur die vier in Berlin gewählten Mitglieder ausscheiden, mithin ausnahmsweise auch die übrigen sieben, wie jene, statt der gesetzlichen drei Jahre nun vier Jahre fungiren sollten. Bei der Wahl erhielten von 18 Stimmgebern die Herren: Rödiger 18 Stimmen, Stenzler 16, Holtzmann 14, Hupfeld 12, Pott 6, Stähelin 3, Flügel, Wüstenfeld und Krehl je 1 Stimme, und es treten mithin die vier ersteren (die nachträglich ihre Einwilligung gegeben haben) in den Gesammtvorstand ein, so dass derselbe gegenwärtig aus folgenden Mitgliedern besteht:

gewählt in Erlangen 1851.	in Göttingen 1852.	in Altenburg 1854.
Brockhaus.	Anger.	Rödiger.
v. d. Gabelentz.	Arnold.	Stenzler.
Hoffmann.	Blau*)	Holtzmann.
	Haarbrücker.	Hupfeld.

Hieran schloss sich ein von Hrn. Prof. Wüstenfeld eingebrachter Antrag, welcher dahin ging, dass die Deutsche Morgenländische Gesellschaft wegen der nach den Statuten nöthigen jährlichen Neuwahl einer Anzahl von Vorstandsmitgliedern auch jähr-

*) An dessen Stelle Prof. Tuch in Leipzig eingetreten ist.

lich ihre Versammlungen halten solle, und dass, falls durch irgend ein Hinderniss die Abhaltung der Versammlung der Philologen und Schulmänner aufgehoben würde, dann durch den geschäftsleitenden Vorstand die Generalversammlung der Gesellschaft nach Halle oder Leipzig berufen werden solle. Dieser Antrag wurde, da er keine Aenderung einer statutarischen Bestimmung, sondern nur eine Interpretation von §. 1 der Statuten enthält, sogleich diskutirt und einstimmig von der Versammlung angenommen.

In Beziehung auf die in der ersten Sitzung gemachten Vorschläge des Hrn. Prof. Brockhaus rücksichtlich der Herausgabe und Redaction der Zeitschrift beschloss die Gesellschaft:

1) Es bleibe der Redaction anheimgegeben, den Band bis zu 40 Bogen stark zu machen; zu einer weiteren Ausdehnung, deren Maximum auf 50 Bogen zu stellen ist, soll nur nach Berathung mit den Vorstandsmitgliedern in Leipzig geschritten werden.

2) Separatabdrücke soll jeder Verfasser von seinen Artikeln auch ferner machen lassen können, doch soll ihm für jedes Exemplar pro Bogen ½ Ngr., resp. für Separatabdrücke mit besonderer Paginatur 1 Ngr. angerechnet werden.

Sodann erstattete der Hr. Vicepräsident im Namen der betreffenden Commission Bericht über die Rechnungen der Gesellschaftskasse für die Jahre 1852 und 1853 und die dazu gemachten Monita, so wie über den gegenwärtigen Stand der Kasse. Die Rechnungen wurden justificirt und dem Rechnungsführer Décharge ertheilt. Nach Feststellung der Tagesordnung für morgen wurde die Sitzung um 1¼ Uhr geschlossen.

Vierte Sitzung.

Altenburg, den 28. September 1854.

Die vierte Sitzung wurde 10¼ Uhr von dem Herrn Präsidenten mit der Mittheilung eröffnet, dass als nächster Versammlungsort Hamburg bestimmt sei. Hr. Prof. Redslob aus Hamburg wurde ersucht, auf Verlangen die für die Orientalistenversammlung erforderlichen Schritte einzuleiten, wozu derselbe sich bereit zu erklären die Güte hatte. Nach Verlesung und Genehmigung des Protokolls über die dritte Sitzung hielt Hr. Prof. Delitzsch aus Erlangen seinen Vortrag: „Ein johanneisches Räthsel und dessen aramäische Lösung“. Hierauf las Dr. Arnold die vom Hrn. Vice-Kanzler Blau eingesandte Abhandlung „über einige neuerdings in Petra entdeckte Inschriften in sinaitischem Schriftcharakter“ vor, wozu Dr. Arnold bevorwortend um Entschuldigung dafür bat, dass der den Statuten zufolge abzustattende wissenschaftliche Jahresbericht für das Jahr 1853 nicht erfolge. Er habe denselben nach der Göttinger Versammlung im Verein mit den HH. Blau und Haarbrücker übernommen, da diese aber bald darauf von Halle weggegangen seien, und somit die Arbeit auf ihm allein gelegen habe, sei ihm diese bald über seine Kräfte gehend erschienen.

Er wende sich daher an die Fachgenossen mit der Bitte um geneigte Unterstützung und verspreche, den Jahresbericht im vierten Hefte der Zeitschrift schriftlich zu geben. Hierauf wurde zur Berathung einzelner Anträge geschritten. Den von Hrn. Prof. Anger in der Zeitschrift VII. S. 268 angekündigten Antrag zog derselbe zurück, weil es bedenklich erschien, öfter an statutarischen Bestimmungen zu ändern, und die bisherige Norm auch keineswegs für gefahrbringend erachtet wurde. — Hr. Geh. Kirchenrath Hoffmann beantragte hierauf: „die Gesellschaft möge bei Unterstützung wissenschaftlicher Bücher vorzugsweise darauf sehen, dass man den Druck und die Herausgabe ganzer Werke auf eigenes Risico übernehme, anstatt blosse Beiträge zu gewähren“, welchen Antrag die Versammlung einstimmig annahm. — Hr. Prof. Brockhaus sprach den Wunsch aus, dass die Gesellschaft den Redacteur autorisire, die zur Bearbeitung eines Index über die bisher erschienenen Bände der Zeitschrift nöthigen Schritte einzuleiten und gleichzeitig die Veröffentlichung eines allgemeinen Bibliotheks-Katalogs vorzubereiten. Die Versammlung ertheilte diese Autorisation mit dem ausdrücklichen Wunsche, dass man dem Redacteur zu diesem Behufe die erforderlichen Vorschüsse gewähre. Hr. Prof. Fleischer wies sodann auf die Nothwendigkeit hin, dass die Gesellschaft als solche die Beantwortung wissenschaftlicher Fragen in Anregung bringe. Derselbe theilte noch eine Stelle aus einem Briefe von Dr. Chwolsohn in St. Petersburg mit. Nach Verlesung und Genehmigung des Protokolls sprach schliesslich Hr. Prof. Flügel im Namen der Versammlung dem Präsidenten den Dank für die umsichtige Leitung der Sitzungen aus, worauf der Herr Präsident in einigen Worten erwiderte. Die Sitzung wurde um ½1 Uhr geschlossen.

VII.

Beilagen.

A. Vortrag von Professor Dr. Lothholz aus Weimar:*)

F. A. Wolf und W. v. Göthe.

Hochgeehrte Versammlung!

Als die an der Thüringer Eisenbahn zwischen Halle und Gotha wohnenden Philologen und Schulmänner, aufgefordert von dem liebenswürdigen Steinhart in Pforta, zu einer frohen Zusammenkunft vor vierzehn Tagen sich in dem anmuthigen Sulza (*Vimariensis ditionis*) versammelt hatten, forderte mich der allverehrte Herr Director Eckstein auf, doch bei Gelegenheit seiner Rechnungsablage über die für Wolf's Denkmal eingegangenen Beiträge hier einen Vortrag über Wolf und Göthe zu halten; ich habe dem Wunsche des hochgeachteten Herrn Vicepräsidenten unserer Versammlung in dieser kurzen Zeit mit meinen schwachen Kräften zu entsprechen gesucht und bitte nur die hochansehnliche Versammlung, meine geringe Leistung gütig aufnehmen zu wollen.

In einem Zeitalter, in dem, wie in dem unsrigen, die tiefsten Gegensätze des menschlichen Lebens an die Oberfläche treten, in einer Zeit, wo auf der einen Seite die Industrie, die goldene Praxis, materieller, greifbarer Nutzen als das Ziel alles Strebens hingestellt wird, um die Studien der antiken Welt für nutz- und zwecklos zu erklären, auf der andern Seite von einer gewissen Partei in der katholischen Kirche die Beschäftigung mit den Alten deshalb verworfen wird, weil sie von der Ergreifung des geistigsten Organismus, als welcher das Christenthum allerdings gelten muss, abführe und das Gemüth des Jünglings für die Aufnahme der christlichen Lehre unempfänglicher mache; in einer solchen Zeit ist es gewiss von Bedeutung, dass in einer Versammlung von Männern, die zum grossen Theil das Alterthum als Bildungsmittel für die Jugend zum Mittelpunkt ihrer Bestrebungen gemacht haben, das Andenken eines Mannes erneuert wird, der in der Betrachtungs- und Behandlungsweise

*) Dieser Vortrag, den der Hr. Verfasser der Redaction auf ihr Ersuchen zur Mittheilung in diesen Verhandlungen überliess, gehört zu dem Protokolle über die zweite allgemeine Sitzung; s. S. 66.



des Alterthums einen gewichtigen Aufschwung hervorgerufen hat. Dieser Mann ist Fr. A. Wolf. Von ihm ist eine lebensvollere, das ganze Alterthum als einen geistigen Organismus durchdringende Auffassung der Philologie ausgegangen. Während früher die einzelnen Theile dieser Wissenschaft mehr oder weniger in einem losen Zusammenhange aneinander hingen, hat Fr. A. Wolf in Theorie und Praxis der Alterthumswissenschaft das hohe Ziel vorgezeichnet (Museum I. S. 125), „die Kenntniss der alterthümlichen Menschheit, welche Kenntniss aus der durch das Studium der alten Ueberreste bedingten Beobachtung einer organisch entwickelten, bedeutungsvollen Nationalbildung hervorgeht, herbeizuführen." Durch diese Art der Behandlung seiner Wissenschaft musste dieser Mann den weitgreifendsten Einfluss ausüben. Denken wir uns nun solch eine jugendlich frische und geistreiche Kraft in die Umgebung von Schleiermacher und Steffens, die mit ihm zugleich an der Universität Halle wirkten, so lässt sich leicht begreifen, dass diese Männer gewissermassen im Gebiete der Wissenschaften das Complement bildeten zu der durch Göthe und Schiller herbeigeführten Richtung in der schönen Literatur. Es ist auch eine von allen Literarhistorikern zugegebene Thatsache, dass sich an dem Geiste des Alterthums die neue Bildung emporschlingen musste, um sich zu etwas Vollendetem zusammenzuwölben, und zwar vor allen musste diess geschehen am Geiste der Griechen. Ja, man kann mit Bestimmtheit sagen, dass durch die von Schiller und Göthe vertretene Literaturepoche ein sehr frappant hervortretender Zug nach dem griechischen Genius hingeht. Woher käme sonst die Vorliebe zur Behandlung antiker Stoffe, antiker Ideen? Es gibt in der That einen Dichter in dieser Periode, dessen Liebe zum Griechenthume, man möchte sagen, mit einer gewissen Krankhaftigkeit hervortritt, und das ist Hölderlin. Schiller's Kraniche des Ibycos und das Siegesfest tragen die Farbe des Alterthums so rein und treu an sich, als man es nur verlangen kann, in Göthe's Prometheus tritt uns das ἓν καὶ πᾶν in fast erschreckender Weise entgegen, die Braut von Corinth und die unvergleichliche Iphigenie geben ein ferneres Zeugniss von dem Congenialen des grossen Dichters mit antiker Betrachtungsweise. Aber nicht blos in den Dichtern der entschwundenen Literaturepoche zeigt sich eine Hinneigung zu dem Griechenthume, sondern auch, was noch mehr ist, in den Staatsmännern. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, dass W. v. Humboldt, dieser, wie sich A. Böckh sehr schön ausdrückt, Staatsmann von pericleischer Hoheit, uns theoretisch über das Alterthum belehrte, Wolf, Voss und andre uns praktisch in dasselbe einführten, und Schiller und Göthe in ihren unsterblichen Schöpfungen die Summe aus diesen Factoren zogen. Bei diesem allgemeinen Zuge nach der classischen Welt, der damals gewissermassen in der Luft lag, werden wir uns nicht wundern, wenn wir zwischen dem Dichter unter den Dichtern und den Philologen den lebhaftesten Verkehr wahrnehmen. So kam es, dass Göthe mit Wolf, Eichstädt, Hand, Reisig, G. Hermann, Riemer, Heinrich Voss, Göttling gern über das Alterthum sich unterhielt, um durch so vortreffliche Kenner desselben in der Auffassung der antiken Welt zu gewinnen und das zu ersetzen, was ihm bei dem Mangel eindringender Studien abging. Vor



allen Dingen hatte er sich, angezogen von dem überwältigenden Eindrucke des genialen Wolf, in ein nahes Verhältniss zu diesem gesetzt.

Dieses Verhältniss kurz zu beleuchten, dazu wolle mir die hochgeehrte Versammlung ein bereitwilliges Ohr leihen.

Fr. A. Wolf, am 15. Febr. 1759 in Hainrode bei Nordhausen geboren, hatte das Gymnasium dieser Stadt, das namentlich an Joh. Conrad Hacke auf kurze Zeit einen vortrefflichen Rector und Lehrer hatte, bis 1777 besucht, wo er in seinem 18. Jahre ausgezeichnet vorbereitet nach Göttingen ging, um hier, wo Heyne den philologischen Studien einen neuen Schwung gegeben hatte, Philologie zu studiren. Wolf besuchte die Vorlesungen wenig; er zog es vor, in seiner früheren Weise unter eigner Anleitung sich weiter zu bilden. Schon am 21. Octbr. 1779 wurde er Collaborator an dem Pädagogium zu Ilfeld, woselbst er das Platonische Gastmahl, als seine Erstlingsschrift, herausgab; im April 1782 wurde er Rector in Osterode und schon im folgenden Jahre, nachdem er das Rectorat des Gymnasiums in Hildesheim und Gera ausgeschlagen hatte, erhielt er einen Ruf als Professor der Philologie und Pädagogik, an Trapp's Stelle, nach Halle. Hier ist der Glanzpunkt seines Lebens. Die geistreiche Art der Behandlung seines Faches, das muntere Wesen und die grosse Gelehrsamkeit des jungen Mannes verfehlten nicht, auf die Jugend einen electrisirenden Einfluss auszuüben; besonders bewirkte er durch die geschickte Leitung des philologischen Seminars, dass eine zahlreiche Menge der vortrefflichsten Lehrer an Universitäten und Schulen gebildet wurde. Vor allen Dingen aber sind in der Hallischen Periode des grossen Philologen die 1795 erschienenen Prolegomena zum Homer zu erwähnen, die weithin von grosser Bedeutung waren. Göthe schreibt davon noch in seinem Alter 1821 (B. 27 S. 386): Man erinnert sich, welch' ein schmerzliches Gefühl über die Freunde der Dichtkunst und des Genusses an derselben sich verbreitete, als die Persönlichkeit des Homer, die Einheit des Urhebers jener weltberühmten Gedichte auf eine so kühne und so tüchtige Weise bestritten wurde. Die gebildete Menschheit war im tiefsten aufgeregt und wenn sie schon die Gründe des so höchst bedeutenden Gegners nicht zu entkräften vermochte, so konnte sie doch den alten Sinn und Trieb sich hier nur eine Quelle zu denken, woher so vieles Köstliche entsprungen, nicht ganz bei sich auslöschen. Dieser Kampf währte nun schon über 20 Jahre und es war eine Umwälzung der ganzen Weltgesinnung nöthig, um der alten Vorstellungsart wieder einigermassen Luft zu machen. Aus dem Zerstörten und Zerstückten wünschte die Mehrheit der classisch Gebildeten sich wieder herzustellen, aus dem Unglauben zum Glauben, aus dem Sondern zum Vereinen, aus der Kritik zum Genusse wieder zu gelangen.

Zunächst war es W. v. Humboldt gewesen, der, damals in Jena lebend, dem Dichter zum Lesen der Prolegomena den Anlass gegeben hatte; er wurde durch die eindringende Art der Untersuchung in der Weise für die neue Ansicht gewonnen dass er den Freunden geistreich scherzend zurief:

Erst die Gesundheit des Manns, der endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.

Unmittelbar nach dem Drucke (1795) der Prolegomena hatte Fr. A. Wolf seinen Freund W. v. Humboldt in Jena besucht und bei dieser Gelegenheit machte er auch in Weimar die Bekanntschaft mit Göthe, Herder und Wieland. Es ist wirklich interessant zu beobachten, wie die Wolfische Idee in jener Zeit die Geister in Bewegung setzte. Schiller liess nicht von der Einheit der homerischen Gedichte; Göthe war schwankend, bald verwarf er Wolf's Annahme, bald neigte er sich zu ihr hin. Schiller schrieb an seinen Freund, Briefwechsel IV. S. 170: Der Gedanke an eine rhapsodische Aneinanderreihung und an einen verschiedenen Ursprung jener Gedichte müsse dem, der sie genau kenne, barbarisch vorkommen, denn die herrliche Continuität und Reciprocität des Ganzen und seiner Theile sei eine seiner wirksamsten Schönheiten. Aus diesen Gedanken erwuchs dem für die Einheit der homerischen Gedichte begeisterten Dichter das Xenion:

Sieben Städte zankten sich drum, ihn geboren zu haben;
Nun, da der Wolf ihn zerriss, nehme sich jede ihr Stück.

Göthe gesteht denn auch in den Briefen vom 27. April, 2. und 16. Mai 1798 hie und da, mehr als jemals von der Einheit und Untheilbarkeit der Ilias überzeugt zu sein. Daher ist es erklärlich, wenn er später, als Schubarth sein bekanntes Buch über Homer geschrieben hatte, (von dem freilich Wolf zu sagen pflegte, er habe den Spiritus hinten) zu dem Ausspruche kam:

Mag unser Abfall niemand kränken:
Denn Jugend weiss uns zu entzünden,
Dass wir ihn lieber als Ganzes denken,
Als Ganzes freudig ihn empfinden.

Wie sehr der Dichter den Philologen schätzte, geht aus einem Briefe hervor vom 26. Dec. 1796; er übersandte dem Hallischen Professor der Philologie seinen Wilhelm Meister und sagt bei dieser Gelegenheit: Vielleicht sende ich Ihnen bald mit mehrerem Muthe die Ankündigung eines epischen Gedichtes, in der ich nicht verschweige, wie viel ich jener Ueberzeugung schuldig bin, die Sie mir so fest eingeprägt haben. Schon lange war ich geneigt, mich in diesem Fache zu versuchen und immer schreckte mich der hohe Begriff von Einheit und Untheilbarkeit der homerischen Schriften ab; nunmehr, da Sie die herrlichen Werke einer Familie zueignen, ist die Kühnheit geringer, sich in grössere Gesellschaft zu wagen und den Weg zu verfolgen, den uns Voss in seiner Luise so schön gezeigt hat.

Von dieser Zeit an scheint Göthe in einer fortwährend intimen Beziehung zu Wolf gestanden zu haben. Im Juni des Jahres 1802 war der Dichter in dem damals namentlich von den Weimarischen Künstlern mit grossem Beifall besuchten Bad Lauchstädt; da versäumte er nicht, wie er schreibt (B. 27. S. 115.), nach Halle zu gehen, da man uns von dort

nachbarlich um des Theaters, auch um persönlicher Verhältnisse willen, mit öfterem Zuspruche beehrte. Ich nenne Geh. Rath Wolf, mit welchem einen Tag zuzubringen ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung einträgt. Im Jahre darauf, 1803, ist er ebenfalls wieder bei Wolf in Halle, wo ihm mit vieler Freundlichkeit entgegnet wird. Diesen Besuch des dichterischen Freundes erwiderte der Philolog im Februar 1804; beinahe 14 Tage verweilte er damals in dem Weimarischen Kreise, der mächtige Philolog (B. 27. S. 149.) schien sich immer mehr in unserem Kreise zu gefallen.

In dieser Zeit hatten (B. 27. S. 166) Göthe Winkelmann's Briefe über diesen herrlichen, längst vermissten Mann zu denken veranlasst, und er ging damit um, alles, was er über ihn in so vielen Jahren im Geist und Gemüth herumgetragen hatte, ins Enge zu bringen. Auch Fr. A. Wolf hatte Beiträge hierzu versprochen und bewährte seine Theilnahme an des Dichters Plane durch Uebersendnng eines Aufsatzes, der ihm höchlich willkommen war, obwohl ihn Wolf selbst für ungenügend erklärte. In diesem Aufsatze wird Winkelmann nach seiner Stellung zur Archäologie von Wolf betrachtet.

Am 30. Mai des Jahres 1805 langt Wolf, begleitet von seiner jüngern Tochter, in Weimar an. Ueber diesen Besuch legt der Dichter seinem Freunde Zelter das Bekenntniss ab (I. S. 174): die Gegenwart dieses so höchst tüchtigen Mannes hat mich in jedem Sinne gestärkt. Ich konnte, sagt er (B. 27. S. 166), den werthen Mann gastfreundlich aufnehmen und so mit ihm höchst erfreulich belehrende Stunden zubringen. Da nun in so vertraulichem Verhältniss jeder offen von demjenigen sprach, was ihm zunächst am Herzen lag, so that sich sehr bald die Differenz entschieden hervor, die zwischen uns beiden obwaltete. Hier war sie von andrer Art, als diejenige, welche mich mit Schiller, anstatt zu entzweien, innigst vereinigte. Schiller's ideeller Tendenz konnte sich meine reelle gar wohl nähern und weil beide vereinzelt doch nicht zu ihrem Ziele gelangen, so traten beide zuletzt in einem lebendigen Sinne zusammen. — Wolf dagegen hatte sein ganzes Leben den schriftlichen Ueberlieferungen des Alterthums gewidmet, sie, insofern es möglich war, in Handschriften oder sonst in Ausgaben genau untersucht und verglichen. Sein durchdringender Geist hatte sich die Eigenheiten der verschiedenen Autoren, wie sich nach Orten und Zeiten ausspricht, dergestalt bemächtigt, sein Urtheil auf den höchsten Grad geschärft, dass er in dem Unterschied der Sprache und des Stils zugleich den Unterschied des Geistes und des Sinnes zu entdecken wusste und dies vom Buchstaben, von der Silbe hinauf bis zum rhythmischen und prosaischen Wohlklang, von der einfachen Wortfügung bis zur mannichfaltigen Verflechtung der Sätze.

War es daher ein Wunder, dass ein so grosses Talent, das mit solcher Sicherheit in diesem Elemente sich erging, mit einer fast magischen Gewandtheit Tugenden und Mängel zu erkennen und einem jedem seine Stelle nach Ländern und Jahren anzuweisen verstand und so im höchsten Grade die Vergangenheit sich vergegenwärtigen konnte! — War es also ein Wunder (führt Göthe fort), dass ein solcher Mann

dergleichen durchgreifende Bemühungen auf das höchste schätzen und die daraus entspringenden Resultate für einzig halten musste! Genug, aus seinen Unterhaltungen ging hervor: er achte das nur einzig für geschichtlich, für wahrhaft glaubwürdig, was durch geprüfte und zu prüfende Schrift aus der Vorzeit zu uns herübergekommen sei. Dagegen hatten die Weimarischen Freunde mit derselben Ueberzeugung einen andern Weg eingeschlagen; bei leidenschaftlicher Neigung für bildende Kunst mussten sie gar bald gewahr werden, dass auch hier das Geschichtliche sowohl der Grund eines jeden Urtheils als einer practischen Nacheiferung werden kann. Sie hatten daher sowohl alte als neuere Kunst auf ihrem Lebenswege immer geschichtlich zu betrachten sich gewöhnt und glaubten auch von ihrer Seite gar manches Merkmals sich bemächtigt zu haben, woran sich Zeit und Ort, Meister und Schüler, Ursprüngliches und Nachgeahmtes, Vorgänger und Nachfolger füglich unterscheiden liessen.

Wenn nun im lebhaftesten Gespräche beide Arten die Vergangenheit sich zu vergegenwärtigen zur Sprache kamen, so durften die Weimarischen Kunstfreunde sich wohl gegen den trefflichen Mann im Vortheil dünken, da sie seinen Studien und Talenten volle Gerechtigkeit wiederfahren liessen, ihren Geschmack an dem seinen schärften, mit ihrem geistigen Vermögen seinem Geiste nachzudringen suchten und sich auferbaulich bereicherten. Dagegen leugnete er hartnäckig die Zulässigkeit ihres Verfahrens, und es fand sich kein Weg ihn vom Gegentheile zu überzeugen; denn es ist schwer, ja unmöglich demjenigen, der nicht aus Liebe und Leidenschaft sich irgend einer Betrachtung gewidmet hat und dadurch nach und nach zu genauerer Kenntniss gelangt ist, auch nur eine Ahnung des zu unterscheidenden aufzuregen, weil denn doch zuletzt in solchem Falle an Glauben, an Zutrauen Anspruch gemacht werden muss. Wenn wir ihm nun sehr willig zugaben, dass einige Reden Ciceros, vor denen wir den grössten Respect hatten, weil sie zu unserem wenigen Latein uns behülflich gewesen waren, für später untergeschobenes Machwerk und keineswegs für sonderliche Redemuster zu achten seien, so wollte er uns dagegen keineswegs zugeben, dass man auch die überbliebenen Bildwerke nach einer gewissen Zeitfolge zuversichtlich ordnen könne.

Der Dichter unterlässt nicht, noch hinzuzufügen: Die Weimarischen Kunstfreunde hatten sich bei dem Aufenthalte dieses höchst werthen Mannes so viel Fremdes zugeeignet, so viel Eignes aufgeklärt und geordnet, dass sie in mehr als einem Sinne sich gefördert finden mussten, und da nun ihr Gast noch ausserdem lebenslustig als theilnehmender Gesellschafter sich erwies, so war durch ihn der ganze Kreis auf das schönste belebt und auch er kehrte mit heitrem Sinn und mit dringender Einladung zu einem baldigen Gegenbesuch in Halle wohlgemuth nach Hause zurück.

Kurze Zeit nach diesem heitern und lehrreichen Zusammensein der beiden geistreichen Männer kam Göthe in der Mitte des Juli (Z. I. 180), mehr der Einladung Wolf's folgend, als in Bemühungen für das Theater nach Lauchstädt, um bei dieser Gelegenheit Wolf in Halle zu besuchen.

Der Dichter fand (B. 27. S. 171) in dem Hause seines philologischen Freundes die



gastlichste Aufnahme. Die vor kurzem abgebrochene Unterhaltung (über Kunst) ward lebhaft fortgesetzt und nach vielen Seiten hin erweitert: denn da ich hier den unablässig arbeitenden Mann in seiner täglichen, bestimmten, manchmal aufgenöthigten Thätigkeit fand, so gab es tausend Gelegenheiten, einen neuen Gegenstand, eine verwandte Materie, irgend eine ins Leben eingreifende Handlung zum Texte geistreicher Gespräche aufzufassen, wobei denn der Tag und halbe Nächte vorübergingen, aber bedeutenden Reichthum zurückliessen.

Hatte ich nun an ihm die Gegenwart eines ungeheuern Wissens zu bewundern, so war ich doch auch neugierig zu vernehmen, wie er das Einzelne an die Jugend methodisch und eindringlich überliefere. Ich hörte daher, durch seine liebenswürdige Tochter geleitet, hinter einer Tapetenthüre seinem Vortrage mehrmals zu, wo ich denn alles, was ich von ihm erwarten konnte, in Thätigkeit fand: Eine aus der Fülle der Kenntnisse hervortretende freie Ueberlieferung, aus gründlichem Wissen mit Freiheit, Geist und Geschmack sich über die Zuhörer verbreitende Mittheilung. Was ich unter solchen Verhältnissen und Zuständen gewonnen, lässt sich nicht übersehen; wie einflussreich diese wenigen Monate auf mein Leben gewesen, wird aber der Verständige im Allgemeinen mit empfinden können.

Um dieselbe Zeit (August 1805. Z. I. 182) machte Göthe, bevor er wieder nach Lauchstädt zurückging, eine an Abenteuern reiche Reise mit Fr. A. Wolf zu dem wunderlichen (B. 27. S. 175), viele Jahre durch schon bekannten problematischen Hofrath Beireis in Helmstädt; seine Umgebung, sein merkwürdiger Besitz, sein sonderbares Betragen, so wie das Geheimniss, das über allen diesen waltete, hatte schon lange auf Göthe beunruhigend gewirkt. Wolf war in demselben Falle, und so wurde eine Fahrt nach ihm, der wie ein geheimnissvoller Greif über ausserordentlichen, kaum denkbaren Schätzen waltete, beschlossen. Göthe brachte, da er dem Hofrath Beireis nicht ohne Lust zuhörte, in Helmstädt vergnügte Tage zu, während Wolf unter all' diesem seltsamen Plunder die schauderhafteste Langeweile empfand. Bei einem Gastmahle, erzählt Göthe (B. 27. S. 179), zeigte sich auch der Unterschied zwischen mir und meinem Freunde. Am Ende einer reichlichen Abendtafel hatte man uns beiden zwei schöne, geflochtene Kränze zugedacht; ich hatte dem schönen Kinde, das mir ihn aufsetzte, mit einem lebhaft erwiederten Kusse gedankt und mich eitel genug gefreut, als ich in ihren Augen das Bekenntniss zu lesen schien, dass ich ihr so geschmückt nicht missfalle. Indessen sträubte sich mir gegenüber der eigensinnige Gast gegen seine lebensmuthige Gönnerin gar widerspenstig, und wenn auch der Kranz unter solchem Ziehen und Zerren nicht ganz entstellt wurde, so musste doch das liebe Kind sich einigermassen beschämt zurückziehen, dass sie ihn nicht losgeworden.

Das Jahr 1806 war für Wolf von der grössten Entscheidung für seine ganze folgende Lebenszeit. Napoleon hob die Universität Halle auf, und der grosse Philolog sah sich auf diese Weise einem Berufe entrissen, dem er mit Liebe und Begeisterung zugethan gewesen war; der Gedanke, nun nicht mehr lehrend wirken, nicht mehr im Kreise

geliebter Schüler dem Alterthume treue Anhänger und Pfleger gewinnen zu können, war ihm ganz unerträglich. Sein ganzes Naturell verlangte ein lebendiges Object, an dem er seine geistige Kraft erproben konnte; von jetzt an sollte er sich auf das verhasste Bücherschreiben verwiesen sehen. In solcher Stimmung schüttete er seinem Dichterfreunde das Herz aus. Göthe sucht ihn mit der zärtlichen Liebe eines Freundes über das harte Unglück zu trösten (28. Nov. 1806; Körte I. S. 350): Sie haben die Leichtigkeit sich mitzutheilen, es sei mündlich oder schriftlich. Jene erste Art hatte bisher einen grösseren Reiz für sie und mit Recht. Denn bei der Gegenwirkung des Zuhörers gelangt man eher zu einer geistreichen Stimmung, als in der Gegenwart des geduldigen Papiers. — Aber es tritt eine andere Betrachtung ein: die schriftliche Mittheilung hat das grosse Verdienst, dass sie weiter und länger wirkt und dass der Leser schon mehr Schwierigkeiten findet, das Geschriebene nach seinem Model auszubilden, als der Zuhörer das Gesagte. Der Brief übte für den Augenblick seine gute Wirkung. Fr. A. Wolf wollte nun, bis das Schicksal der Universität entschieden sei, in Halle seinen Studien obliegen, um darnach einen entscheidenden Entschluss zu fassen. Ein Brief von Joh. Müller vom 2. April 1807 räth ihm nach Berlin zu kommen, um hier ruhig das Loos, das Halle treffen würde, abzuwarten. In Folge dieser Zuschrift entschloss sich Wolf auf 14 Tage nach Berlin zu gehen. Bald nach seiner Ankunft musste er die traurige Nachricht hören, dass die Universität Halle aufgehoben und Halle dem Königreiche Westphalen einverleibt sei. Unter diesen Umständen dachte er nicht daran, wieder nach seinem geliebten Halle zurückzukehren.

Die erste Frucht von Wolf's Musse in Berlin war das Museum der Alterthumswissenschaft, zu dessen Herausgabe er sich mit Ph. Buttmann, Heindorf, Spalding und Schleiermacher verbunden hatte: freilich erkaltete sein Eifer für dieses Unternehmen sehr bald. Der erste Band dieser Zeitschrift ist Göthe gewidmet. Die Vorrede gibt klar zu erkennen, in welchem Verhältniss nach der Ansicht des grossen Philologen der Dichter zum Alterthume stand: „Göthe, der Kenner und Darsteller des griechischen Geistes, empfange wohlwollend den mit Liebe dargebrachten Anfang einer Anzahl von Schriften und Aufsätzen, die bestimmt sind hin und wieder das weite Gebäude von Kenntnissen aufzuklären, in welchen jener das Leben verschönende Geist ursprünglich wohnte. An wen unter den Deutschen könnte man bei einem Unternehmen solcher Art eher denken, als an den, in dessen Werken und Entwürfen mitten unter den abschreckenden modernen Umgebungen jener wohlthätige Geist sich eine zweite Wohnung nahm. — — Die Herausgeber (heisst es ferner) wollen bei einem so guten Anlass der bildungsfähigen Jugend des Vaterlandes sagen, mit wie inniger Empfindung derjenige zu ehren sei, der ihnen die hin und her geworfene Frage, zu welchem Ziele die Studien des Alterthums führen, schon längst genügend und schöner beantwortet hat, als die beste Erörterung je vermöchte. Denn woher liess solche Erhebung über die engen Kreise und Tummelplätze des gewöhnlichen heutigen Lebens, woher liessen solche Ansichten von Welt und Kunst und Wissen-

schaft sich gewinnen, als aus dem innern Heiligthume der alterthümlichen Musenkünste, welches sich endlich einmal wieder in einem natürlichen, verwandten Gemüthe aufschloss?"

Wie sehr sich der Dichter über die freundliche Widmung dieses vortrefflichen Werkes freute, geht aus einem Briefe an Zelter hervor vom 16. Dec. 1807: Geh. Rath Wolf hat uns mit einem trefflichen Hefte über das Studium des Alterthums beschenkt, das einen grossen Reichthum enthält und an alles erinnert, was wir wissen, und uns freundlich andeutet, was wir weiter noch wissen und wie wir das Alles behandeln sollen. An die Frau von Stein schreibt er vom 4. Dec. 1807 (III. S. 384): Geh. Rath Wolf wünscht, dass beikommendes (Museum) unserer Durchlauchtigsten Herzogin zu Füssen gelegt wird. Es ist weiter ausgeführt, was er in jener Morgenunterhaltung (4. Jun. 1805) nur skizzirte. Sehr interessant und für jeden lesbar, der mit alter Geschichte und was dem anhängig ist sich beschäftigt hat, wenn er auch nicht ins Detail ging.

Es ist wohl begreiflich, dass Wolf auf das Urtheil seines Freundes und den Beifall, den seine Werke bei ihm fanden, einen hohen Werth legte. So schreibt er in der 1812 in Berlin erschienenen Uebersetzung der Aristophanischen Acharner S. VIII: Und eine der süsseren Belohnungen ist es dem Uebersetzer, wenn er so hier, wie früher in den Wolken, seine Musse zu dieses, bei allem Urtheil allein der Kunst gedenkenden Veterans, zu Göthe's und ähnlicher Richter Zufriedenheit verwendet hat; um so mehr, da eben solche Männer es waren, unter deren begünstigenden Augen sein erster Versuch entstand und herausgegeben wurde. — Ueberhaupt nahm Wolf an allen Bestrebungen Göthe's den lebendigsten Antheil; er ist entzückt von der italienischen Reise, entzückt über Wahrheit und Dichtung. Seine Gesinnungen gegen den Dichter treten in einer unbeschreiblichen Gratie in einem kleinen Gedichte vom 1. Dec. 1822 hervor, das die Ueberschrift führt (Nicolovius S. 387):

Vor einem neuen Bildniss Göthe's, von dem Maler Frank zu Berlin aufgestellt.

Endlich schau' ich dich wieder, Götterjüngling,
Sei mir würdig gegrüsst, du Hochgeliebter,
Dess so sprechendes Bild ich stets vermisste;
Das mit Zaubergewalt um sechsunddreissig
Jahr in eigene Jugend mich zurücktäuscht,
Und des Alters verhasste Schwell' hinweghebt.
Ja, bei längerm Beschauen fühl' ich innig
Mich an Körper und Geist so ganz wie damals,
Als zuerst ich dich sah und lieben lernte.

Nie nun rücket diess Bild von meiner Seite:
Es mag hindern der weitern Trennung Sehnsucht;

Freundlich weil' es um mich mit dieser heitern
Stirn, dem sinnigen Aug', und bis zum letzten
Tage spreche sein Mund mir Lebensmuth zu.
Berlin, den 1. December 1822.

Die Besorgtheit um Göthe's Gesundheit spricht sich in einem Briefe an Riemer charakteristisch genug aus:

Wegen unseres Göthe Gesundheit habe ich auch jetzt keine Frage gethan. Im Grunde zweifelte ich nicht an der augenblicklichen Befreiung gleich nach meiner Abreise — das Gegentheil wäre mir so traurig, dass ich so spät als möglich davon hören möchte. Desto schneller wünschte ich Nachrichten von Ihnen.

In dieser Verwandtschaft der Seelen beider Männer mit dem Alterthume lag die Anziehungskraft, die beide auf einander ausübten; in dem Durchdrungensein von antiker Lebens- und Geistesauffassung lag die Bedingung ihrer Freundschaft. Auch nachdem Fr. A. Wolf dem Dichter räumlich ferner war, pflegten sie ihr gegenseitiges Freundschaftsverhältniss. In den Briefen, welche Freund Zelter an Göthe nach Weimar schrieb, findet sich fast in jedem auch eine Mittheilung über den von ihm so genannten Isegrimm, Meister Wunderlich, der wunderlichste Griesgram. Zelter war in Berlin ein treuer Freund des sonderbaren Mannes, der sich, wie er 1808 (I. 317) schreibt, in die grosse Stadt hatte einstrudeln lassen. Darüber freute sich Göthe ausserordentlich; er schreibt an Zelter (III. 319. 24. Juli 1823): Mich freut es, dass du mit Wolf näher leben kannst; im Grunde ist es ihm denn doch um Behaglichkeit zu thun, nur dass er nicht wusste, wo sie zu finden. Ich habe gute Zeiten mit ihm verlebt, nur ist in meinem Elemente das Widersprechen fremd und da konnten wir mit dem besten beiderseitigen Willen niemals lange auskommen. Dieser Widerspruchsgeist, der von Göthe oft als ein charakteristisches Merkmal der grossen Philologen hervorgehoben wurde (Z. II. 455), konnte natürlich dem in allen Verhältnissen des Lebens und der Kunst nach einer seligen Harmonie ringenden Genius des Dichters nicht zusagen; er strebte nach Einheit, der kritischeste aller Philologen suchte das als Einheit ihm überlieferte mit meisterhaftem Scharfsinn zu zerlegen. Die ruhig heitere Existenz des Dichters hatte auch einen dieser äussern Ruhe entsprechenden innern Frieden zur Folge gehabt, während Fr. A. Wolf seit seinem Weggange von Halle aus seiner ganzen, ihm so zusagenden Wirksamkeit herausgerissen war. Daher hatte Zelter Recht, wenn er nach dem Tode des Philologen an seinen Freund schreibt (III. S. 450): „Seine eigentliche Krankheit schien mir immer eine Art Unzufriedenheit mit sich selber, da ich ihn sonst als einen ganzen Mann kennen gelernt habe. Die Nachricht seines Todes hat mich weniger überrascht als erschreckt, und sein schönes eignes Verdienst, das ich nicht einmal ganz zu würdigen weiss, trat wie ein edles Bild vor mir auf. So stellt sich ein bedeutender Mann in seinen eignen Schatten, indem er sich von aussen beengt glaubt."

Zunächst sahen sich der Dichter und Philologe im Juli des Jahres 1810 in

Karlsbad wieder, wie aus dem Briefwechsel mit Zelter hervorgeht (I. S. 407). Wolf hat hier besonders die Pflicht, dem Dichter auf das eingehendste zu sagen, wie Zelter in Berlin lebt. Erst nach 4 Jahren, im Juli 1814, besuchte der grosse Philolog auf kurze Zeit Göthe in Berka an der Ilm (II. S. 252). Dann war er im August 1816 in Tennstädt in Thüringen wieder mit dem Dichter zusammen; über diesen Besuch schreibt er an seinen Freund Zelter (II. S. 306.): Wolf hat sich auf die seltsamste Weise dem Widerspruche ergeben, dass er alles, was man sagen kann, ja alles, was da steht, hartnäckig verneint und einen, ob man gleich darauf gefasst ist, zur Verzweiflung bringt. Eine solche Unart wächst von Jahr zu Jahr und macht seinen Umgang, der so belehrend und förderlich sein könnte, unnütz und unerträglich, ja man wird zuletzt von gleicher Tollheit angesteckt, dass man ein Vergnügen findet, das Umgekehrte zu sagen von dem, was man denkt. Man kann sich vorstellen, was dieser Mann als Lehrer in früherer Zeit trefflich muss gewirkt haben, da es ihm Freude macht, tüchtig positiv zu sein. — Aus dem Jahre 1820 berichtet Göthe von einer abermaligen Anwesenheit Wolf's in Weimar (B. 27 S. 382); er belebte (sagt er) die gründlichen literarischen Studien durch seinen belehrenden Widerspruchsgeist, und bei seiner Abreise traf es sich zufällig, dass er den nach Halle berufenen Dr. Reisig als Gesellschafter mit dahin nehmen konnte, welchen jungen Mann ich nicht allein um meinetwillen sehr ungern scheiden sah. Ueber diesen Besuch berichtet Göthe an Zelter (III. S. 163): Geh. Rath Wolf war diese Tage bei mir zu beider Behaglichkeit. Wenn man selbst Grund gefunden hat und Grund sucht, so ist es höchst erfreulich, mit einem auf eignen Grund und Boden gegründeten Mann hin und wieder zu sprechen, zu streiten und sich zu verständigen. — Diese Behaglichkeit im höheren Sinne, wo sie als Folge eines ruhigen, in sich sichern und seligen Bewusstseins, alle Lebens- und Bildungskreise zu beherrschen, hervortritt, ist ein fernerer Coincidenzpunkt des Dichters und Philologen, den ich hier bloss andeuten kann. Wolf's Gesundheitszustand wurde immer bedenklicher. Am 9. April 1822, so berichtet Zelter (III. S.250), kam Professor Hegel zu mir und sagte, unser Freund Isegrimm sei bedeutend krank und verlange nach mir. Da bin ich diesen Nachmittag bei ihm gewesen, habe ihn im Bette und in der That schwächlich gefunden. Er hatte seinen letzten Willen aufgeschrieben. Von mir verlangte er, nach seiner Vollendung vor Sonnenaufgang bestattet und von einer tüchtigen Blasemusik begleitet zu sein. Das habe ich versprochen und einen guten Todtenmarsch dazu, wenn er sich mit seinem Abscheiden so einrichten will, dass ich bei der Hand bin. Sezirung wird verbeten, ja verboten; rasiren, waschen, Sterbekleid desgleichen. Wer nichts weiss, soll aus ihm nichts lernen. Die Würmer würden ohne das Appetits nicht ermangeln; er sei nicht so stolz, sich auf das Präparat für unbekannte Gäste ordentlich anrichten zu lassen. Wie es scheint, hat er Lust, die Executoren seines letzten Willens zu überleben, und ich bin schon zufrieden, keiner von den Würmern zu sein, die auf seinen Leichnam hungern sollen. Er liess eben den Arzt fragen, ob er Wurst essen dürfe, Maccaroni und dergleichen. An dich hat er einen Brief angefangen zu dictiren, einen

Abschiedsbrief, den er nach völliger Wiederherstellung vielleicbt zu vollenden gedenkt. Ich glaube nicht, dass es so schlecht mit ihm steht; ich verlöre ihn ungern und lerne von ihm; so mag er leben, bis er todt ist. Wolf erholte sich wirklich von dieser Krankheit.

Zur Wiederherstellung seiner sehr angegriffenen Gesundheit reiste der grosse Philolog im Jahre 1824 nach Marseille. Auf seinem Wege dahin besuchte er seinen Freund Göthe zum letztenmale am 28. April. Er mochte damals sehr leidend sein, denn Göthe schreibt an Zelter (III. S. 429): Heute früh ist Geh. Rath Wolf abgefahren; ich schweige über den Eindruck seiner Gegenwart und begreife nicht, wie weit er kommen will. Doch das gibt sich bei einer solchen Unternehmungsreise. — Aber das Glück der Rückkehr sollte dem herrlichen Manne nicht zu theil werden. Dort in dem alten Massilia, wo am längsten griechisches Wesen sich erhalten hatte, am 6. August Abends 6 Uhr hauchte der grosse Philolog seine classische Seele aus, gleichsam als ob die Vorsehung noch dadurch dem kühnen Alterthumsforscher eine Gunst erzeigen wollte, dass sie ihn, der sein Lebelang nach der Darstellung des antiken Geistes gestrebt hatte, in einer griechischen Colonistenstadt aus der Welt gehen liess. Der Arzt, in dessen Armen der grosse Mann verschied, schrieb (Körte II. S. 167): ich schätze mich glücklich, einen Gelehrten mit solcher Würde sterben gesehen zu haben und — so möchte ich sterben.

Der Dichter hat seines Freundes noch öfter gedacht und dankbar sich seiner erinnert; IV. S. 161 schreibt er an Zelter: Ein langes Nebeneinanderleben, wie uns mit Wolf geworden, mag mehr, als wir gewahr werden und wissen, gewirkt und gefördert haben.

Obgleich sich Wolf bei seiner Congenialität mit den Griechen dem positiven Christenthume in seinem Leben ganz fremd zeigt und in dieser Beziehung bei ihm nur von einer Anempfindung die Rede sein kann, so thut er doch eben so wie sein Freund Göthe Aeusserungen, die uns beweisen, dass er auch hierfür Sinn und Organ hatte; wenn er z. B. sagt (K. cons. schol. 29): „nur eine ausserordentliche Liebe zu dem Geschäft, zu der Jugend selbst und eine von ächter innerer Religiosität ausgehende Neigung, für die nächsten Generationen zu arbeiten, kann die unsägliche Mühe, die mit dem Lehrstande verbunden ist, erträglich machen. Auf Belohnung darf der Lehrer nicht rechnen, kaum auf Anerkennung"; oder wenn er an seinem 65. Geburtstage (Körte II. S. 147) seine Selbstbiographie mit den Worten beginnt: „Hier, höchstes Wesen, was die Welt regiert und auch des unbedeutenden Einzelnen Schicksale leitet, wende ich mich an Dich mit gerührtem Danke für so viele unverkennbare Beweise Deiner Gnade, wodurch mein Leben beglückt, verschönert und gesegnet worden ist. O wie unwürdig fühle ich mich Deiner Güte!"

So mag es sich, hochgeehrte Versammlung, für uns wohl ziemen, nach unserer Kräfte Maass mit der christlichen Hingebung an unseren Beruf, die Wolf andeutet, mit derselben Frische und Begeisterung die Studien des Alterthums zu pflegen, die insbesondere durch rüstige Söhne unseres Thüringerlandes angebaut und weiter ge-

führt wurden; oder dürften wir dem gewichtigen Wolf aus Hainrode nicht hinzufügen die Namen des unermüdlichen Johann August Ernesti aus Tennstädt, des verdienstvollen David Ilgen aus Sehna bei Buttstädt, des kecken und geistreichen Karl Reisig aus Weissensee, des sinnigen Fr. Jacobs aus Gotha? Ja auch die Lebenden haben ein Recht genannt zu werden. Sind nicht C. Göttling aus Jena durch seine anregende, vielseitige Wirksamkeit, Fr. Ritschl aus Erfurt durch die vortreffliche Art der Behandlung der Alterthumsstudien und Fr. v. Thiersch aus Burgscheidungen durch seine weitgreifende Bedeutung für Wissenschaft und Leben Muster und Vorbild für Thüringens strebende Jugend?



B. Vortrag von Dr. Hertzberg aus Halle:*)

Die Hebung des spartanischen Königthums durch Agesilaus.**)

Der peloponnesische Krieg hatte fast auf allen Punkten des eigentlichen Kriegsschauplatzes mit dem entschiedensten Siege der Oligarchie geendigt. Sehen wir ab von Syrakus, wo eben damals die militärische Tyrannis des älteren Dionys sich zu festigen begann, so finden wir weit und breit oligarchische Einrichtungen, oligarchische Klubbs, oligarchische Gewalthaber vorherrschend. Sparta aber ist der mächtige Centralpunkt, wo alle Fäden des oligarchischen Netzes, welches Hellas im weitesten Umfange umspannt, zusammenlaufen. Es liegt in der Natur der Dinge, dass eine solche Entwickelung der äusseren Verhältnisse auch auf die inneren Angelegenheiten der Spartaner energisch einwirken musste: oder vielmehr, nur eine rücksichtslose Durchführung der oligarchischen Grundsätze im Inneren hatte den Spartanern eine sieghafte Entfaltung oligarchischer Kräfte nach Aussen hin erst recht möglich gemacht. Hatten sie es im übrigen Griechenland vorwiegend nur mit der Demokratie zu thun gehabt, so waren es daheim hauptsächlich die Trümmer des lykurgischen Königthums, die von den oligarchischen Gewalten allmählich zerbröckelt wurden. Die Schöpfung des Kriegsrathes der zehn Symbulen im Jahre 418, das Mitziehen von Ephoren bei Feldzügen der Könige im eigentlichen Hellas, der Generalstab von dreissig Spartiaten bei überseeischen Unternehmungen, endlich die Unabhängigkeit der zahlreichen Harmosten von den Befehlen der Könige, — dies Alles schnürte die Letzteren auch in ihrer Stellung als Heerführer immer enger ein. Die Schöpfung der Nauarchie aber, — insofern diese neue militärische Würde, den Königen unzugänglich, um mit Aristoteles zu sprechen, gleichsam zu einem neuen Königthum erwuchs, — verengerte das Gebiet, auf welchem die Könige bisher noch hatten schalten dürfen, auch materiell. Ein schlimmer Umstand ferner war die persönliche Unbedeutendheit der meisten Könige, wie man sie seit Pausanias, dem Sieger von Platää, in Sparta gesehen

---

*) Zu dem Protokolle über die vierte allgemeine Sitzung gehörig; s. S. 104.

**) Der Verfasser des nachstehenden Aufsatzes hofft, das hier Ausgesprochene in einer Monographie über Agesilaus, mit der er beschäftigt ist, noch näher zu begründen. Er hat sich deshalb enthalten, schon jetzt die betreffenden Belegstellen beizugeben und sich auf Erörterungen einzulassen, die hier zu weit geführt haben würden.

hatte. Das Königthum, ohnehin schon seit den Messenischen Kriegen eine Form, welche unbedingt der ergänzenden Kraft imposanter Persönlichkeiten bedurfte, war zum grossen Theil auch durch die Schuld seiner Träger tief gesunken. Könige, wie der wilde Krieger Kleomenes I., der heldenmüthige Leonidas, der tapfere Pausanias, hatte man in Sparta schon längst nicht mehr gesehen. An ihre Stelle waren Männer getreten, die, geistig wenig bedeutend, der gänzlich veränderten Richtung der Politik ihres Staates nur schleppend folgten, gänzlich unfähig sich zeigten, neue Bahnen bestimmend anzugeben; die endlich zum Theil der schmähliche Makel der Bestechlichkeit traf. Selbst Agis, der Sieger von Mantinea, hatte, obwohl er daheim etwas mehr galt, als seine Vorgänger und namentlich seine Amtsgenossen, sich herbe Demüthigungen mancherlei Art gefallen lassen müssen. Als Feldherr nicht ohne Geschick und Glück, als Staatsmann allenfalls von den Talenten eines einfachen Subalternofficiers, ward er überdem von seinem gewaltigen Zeitgenossen Lysander vollkommen in Schatten gestellt.

Es genügt, diesen verhängnissvollen Namen zu nennen, um ein furchtbares Hinderniss zu bezeichnen, welches, so schien es, jedem König von Sparta im Wege stand, der ja noch in dieser Zeit mit dem Gedanken sich tragen mochte, das in den Staub gesunkene Ansehen des Königthums wieder zu heben. Fügen wir endlich hinzu, dass die Ephoren, — dieses antike Vorbild der Venetianischen Zehn, — wenigstens thatsächlich schon längst lediglich Organe der streng exklusiven Homöen geworden waren und Schritt für Schritt alle Zweige der Staatsverwaltung in ihren Bereich gezogen hatten, — so erscheint in der That das spartanische Königthum am Ausgange des fünften Jahrhunderts nur noch wie eine Art alterthümlicher Zierrath der Verfassung, ohne rechte Bedeutung, nur noch durch eine gewisse Pietät und durch die Abneigung der Spartaner vor unnöthigen Bewegungen im eigenen Hause erhalten. Was denn nicht hinderte, dass man Seitens der Könige dem Ephorat mit dem ganzen Hass entgegentrat, den das verzehrende und erbitternde Bewusstsein leerer Würde und politischer Macht- und Hilflosigkeit einzuflössen pflegt. — Und eben dieses Königthum nimmt wenige Jahre nach dem Ende des peloponnesischen Krieges einen unerwarteten Aufschwung, wird mehrere Jahrzehnte hindurch der thatsächliche Mittelpunkt des spartanischen Staates und seiner Politik, führt Sparta zu scheinbar noch höherer Macht, als selbst die sieghafte Hand Lysander's, — freilich nur, um nach kurzem, glänzendem Aufleuchten tiefer denn je zu sinken und den jähen Fall der spartanischen Grossmachtsstellung wesentlich mit verschuldet zu haben.

Das Verdienst und in der Folge die Schuld dieses gewaltigen Umschwunges der lakedämonischen Verhältnisse trägt aber, — soweit Ereignisse von so hoher Bedeutung auf einen Einzelnen zurückgeführt werden können, — des Agis Bruder und Nachfolger, König Agesilaus. Ohne hier auf eine ausführliche Charakteristik dieses ausserordentlichen Mannes einzugehen, ist es doch nöthig, diejenigen Eigenthümlichkeiten hervorzuheben, die ihn in Stand setzten, seiner Würde, die er halb



durch Gunst, halb durch Beugung des Herkommens gewonnen, eine so hohe Bedeutung zu verleihen. Agesilaus vereinte (um den treffenden Ausdruck von Sievers zu gebrauchen) in seiner Persönlichkeit alle Eigenthümlichkeiten seiner zeitgenössischen Landsleute. Er hält so streng, wie Lysander, an den alten Formen in Zucht, Sitte, Lebensweise; das sicherte ihm die Sympathieen der Massen. Er bewahrt auch im Staatsleben, wie in der Religion, mit „praktischer" Hypokrisie die Formen, die ihres innern Lebens baar und ledig geworden sind, freilich nur, um, wo es nöthig scheint, sie dem sogenannten höheren Staatsinteresse zu opfern; so bleibt er völlig in den Bahnen, wie sie die glücklichsten Vertreter neu-spartanischer Politik eingeschlagen hatten. Nach der militärischen Seite aber ist er von vornherein als braver Officier und guter Kamerad beliebt; als Heerführer zeigt er sich, ohne die Genialität eines Xenophon oder gar eines Epaminondas zu entfalten, klug, gewandt, reich an List und Erfindung; dem Volke gilt er, weil geschickt genug, um seinen Ruf niemals aufs Spiel zu setzen, lange für unbesiegbar. Immer guter Laune, nach echter Sparter Weise voll treffenden Witzes, zuweilen Pedant, auch da, wo es ihn „juckt, lüstern und lose zu sein," —bezaubert er seine Kriegskameraden, wie die Behörden, durch seine überreiche Freigebigkeit. Seine Leidenschaften endlich sind denen der Mehrheit völlig verwandt; zur höchsten Popularität musste ihm das Streben verhelfen, Sparta's Macht und Ruhm immer höher und höher zu steigern, oft genug freilich unbekümmert um feineres Ehrgefühl und jedes fremde Recht. — Dabei kommt es ihm wesentlich zu Statten, dass er, ohne Hoffnung auf künftige Herrschaft, Erziehung und Gewohnheiten Jahre lang mit dem gewöhnlichsten Spartiaten getheilt hatte. So war er auf der einen Seite an strengen Gehorsam und fügsame Schmiegsamkeit gewöhnt, andrerseits hatte er aus vieljähriger praktischer Erfahrung die Stimmungen und Gefühle des Volks kennen gelernt. Und wenn ihm bei Vielen die zweideutige Art seiner Erhebung zum Throne schaden mochte, so ward ihm dafür das Glück zu Theil, dass der mächtige Lysander, sein alter Freund und Liebhaber, ihm den Weg zum Diadem selber gebahnt hatte. In dieses Mannes Schule aufgewachsen war er zum Staatsmann herangebildet, wie wenige Spartaner seiner Zeit; freilich war es nur der Hang zu krummen Wegen und die Geschicklichkeit in politischen Manövern, die er dem Lysander ablernen konnte, während er an Geist und nachhaltiger Energie weit hinter diesem seinem Lehrmeister zurückblieb. Dass dagegen Agesilaus ein viel edleres Gemüth besass, als sein Freund, darf, um gerecht zu sein, schliesslich nicht verschwiegen werden.

Als Agesilaus im Jahre 397 v. Chr. zur Regierung kam, gab es drei Wege für ihn, die er als König einschlagen konnte. Wäre er ein Mann gewesen, wie die Agesipolis, die Kleombrotus, ja selbst wie sein Bruder Agis, so mochte er immerhin den alten Schlendrian fortdauern lassen und zusehen, was sich etwa auf militärischem Gebiete beiläufig mitnehmen liess. Aber der junge Fürst war weit entfernt, einem solchen schlaffen *Laissez aller* sich hinzugeben. Eben so wenig jedoch verfiel er auf das entgegengesetzte Extrem, wozu sich damals allerdings die Möglichkeit



geboten hätte. Alle Welt weiss, wie furchtbar der spartanische Staat damals im Innern zerklüftet war, welch' tiefer Hass die Massen von der bevorrechteten Minderheit der Homöen trennte, welche schweren socialen Schäden an dem Kerne der spartanischen Kraft nagten. Einem König, der einen Hauch von dem Geiste in sich gespürt hätte, wie ihn nachmals die unglücklichen Reformer Agis IV. und Kleomenes III. entfalteten, wäre es vielleicht möglich gewesen, durch Annäherung an das niedere Volk eine Verbesserung der spartanischen Innenverhältnisse herbeizuführen, durch Beseitigung der heillosen Missstände die Grundlagen des Staates gesund herzustellen, Sparta besser denn bisher zu befähigen, seine neue Stellung als „Weltmacht" zu ertragen, seine hellenische Hegemonie zu Lande und nun auch zur See zum Segen der Hellenen zu behaupten. Im schlimmsten Falle hätte ein solcher Versuch zu einer Tyrannis mit streng militärischen Formen führen können. Indessen von solchen Plänen war der neue König weit entfernt. Von dem vulkanisch revolutionären Sinne des Lysander war Nichts auf ihn übergegangen; zerstörend nur da, wo er es im hellenischen Ausland mit demokratischen Staaten zu thun hat, hilft er daheim den gefährlichen Stoss des Kinadon pariren, nimmt er eine streng conservative Haltung an, schlägt er unerwartet einen Weg ein, der ihn die schlimmsten Schwierigkeiten, die jedem Könige entgegenstanden, durch Umgehung überwinden lässt, ihn endlich an die Spitze der zeither herrschenden Mächte in Sparta führt. Da kommt es ihm denn wesentlich zu Statten, dass er Jahre lang sich gewöhnt hat, sich zu schmiegen und zu bücken, dass ferner sein Ehrgeiz etwas von jener Art des Octavianus an sich trägt, die, mit dem Vollbesitz der Macht zufrieden, des äusseren Scheines gern entbehrt.

Das erste Objekt, dem die Operationen des Agesilaus galten, war das Ephorat. Da wird denn mit feinem Takte der alte Kampf mit Einem Male eingestellt. Zu ihrem Staunen sehen die Ephoren, sehen die alten, trotzigen Gutsherrn auf den Sesseln der Geronten, wie dieser junge König so ganz ihrem Willen sich unterordnet, wie er eine bisher unerhörte Demuth entfaltet und nur der treue Diener eines oligarchischen Senats sein will. Freimüthiges Lob, dem eine gewisse militärische Offenheit und Derbheit, mit kraftvoller Kürze und schlagendem Witz verbunden, den Schein berechneter Schmeichelei nimmt, berauscht das Ohr der alten Oligarchen. Geschenke, bei passender Gelegenheit und in passender Form geboten, werden von Letzteren gern angenommen. Es dauert nicht lange, so hat der neue König Alle bezaubert; das allgemeine Wohlwollen der herrschenden Kreise wird ihm zu Theil; die nur durch ein trauriges Herkommen begründete Spannung zwischen den Söhnen des Heraklidenhauses und den oligarchischen Behörden weicht, — und langsam aber sicher beginnt mit dem persönlichen Ansehen dieses Agesilaus auch der verblichene Glanz der königlichen Würde sich zu erneuen.

Das war indessen nur erst ein negativer Erfolg. Sollte der neue Regent jemals zu wahrer Macht gelangen, jemals eine bestimmende Stellung in dem verschlungenen Treiben spartanischer Politik einnehmen, so musste vor Allem der trotz aller alten Freundschaft

höchst unbequeme, bevormundende Lysander beseitigt werden, bedurfte es ferner des für einen spartanischen Staatsmann unerlässlichen Zaubers militärischer Berühmtheit. Zu Beidem bot der Persische Krieg, dessen Leitung Agesilaus, noch immer von Lysander gefördert, im Jahre 396 übernahm, die schönste Gelegenheit. Da wird denn zunächst Lysander durch schmählichen Hohn gedemüthigt, dann ganz bei Seite geschoben. Das war ein gefährliches Wagestück. In Asien freilich, wo man mit dunklem Grauen auf den blutigen Henker der Milesischen Demokraten blickte, verbarg man wohl kaum die Schadenfreude über seine Schmach, und drängte man sich nach den Strahlen der neuen Sonne; in Sparta dagegen hatte Lysander noch immer eine starke Partei, und Agesilaus mochte seinen Göttern für den haliartischen Hopliten danken, der ihn und das spartanische Königthum vor Lysander's geheimnissvollen Racheplänen bewahrte und den gefährlichsten Gegner im damaligen Sparta für immer beseitigte.

Dazu ward ihm dann der Krieg mit den Tissaphernes und Pharnabazus eine Quelle hohen Ruhmes. Seit langer Zeit war es der erste Kampf, den Sparta nicht mit Hellenen, sondern mit dem Erbfeinde hellenischen Namens führte. Und diesen Krieg, der bei vielen Spartanern und manchen andern Hellenen wirklich als ein Nationalkampf, des grossen Kimon würdig, galt, der angeblich zur Befreiung der asiatischen Griechen unternommen ward, leitete Agesilaus. Aller Ruhm, den der königliche Feldherr, glücklicher als Derkyllidas oder gar Thimbron, in reichem Maasse davontrug, fiel natürlich auf das Königthum zurück, musste dasselbe in den Augen der Spartaner immer höher heben. Dazu wurden dann die Behörden und die Vornehmen daheim durch die reiche Beute erfreut; die Menge dagegen vernahm mit Behagen, wie der kleine, lahme König durch seine altväterische Einfachheit die stolzen Perser-Satrapen mit ihrer ganzen hochmüthigen Pracht demüthigte. Solche Erfolge hatten zunächst das wichtige Resultat, dass die Ephoren, was bisher noch nie geschehen, dem König (im Jahre 395) auch den Oberbefehl über die Flotte und die Bestellung eines Nauarchen anvertrauten. Und wenn auch Agesilaus, hier wie nachmals so oft von dem schlimmsten Coterie-Geiste geleitet, durch die Ernennung seines Schwagers Pisander zum Admiral seinem eigenen und dem Interesse des Staates den grössten Schaden zufügte, so behauptete er doch fortan auch auf das spartanische Seewesen lange den entschiedensten Einfluss und vermochte noch c. 392 seinem Bruder Teleutias die Führung einer Flotte zu verschaffen. — Das Glück des Agesilans war vorläufig noch immer im Steigen; zur Rückkehr aus Asien durch den korinthischen Krieg genöthigt, ehe noch sein frischer Ruhm vor der Unmöglichkeit, mit den vorhandenen Mitteln den Persern ernstlich zu schaden, erbleichen konnte, gewinnt er im Sommer 394 den blutigen Sieg von Koronea. Ein Sieg, der seinen Ruhm erhöhte, ohne seinen Namen zu beflecken: denn er trug ja an diesem neuen Kriege zwischen Hellenen keine Schuld. Und nun trifft er daheim auch seinen alten Collegen Pausanias nicht mehr an; schon seit 395 ist dieser verbannt. Von dem jungen Agesipolis, der geraume Zeit hindurch sich den Kreisen des Agesilaus nicht entzogen zu haben scheint, hat der Letztere vor der Hand die

gewöhnliche Eifersucht des Collegen-Königs nicht zu befürchten. — So hat Agesilaus zu Ende des Jahres 394 eine wahrhaft imposante Stellung errungen. Ruhmbedeckt aus Asien heimgekehrt, in Hellas gefürchtet, von der Menge bewundert, von den Ephoren und der Oligarchie als freigebiger Feldherr, als aufopfernder Freund gern gesehen, ein brauchbares Werkzeug auch gegen innere Unruhen, damals noch ohne heimische Gegenpartei, — so erscheint Agesilaus jetzt als der wahre Monarch von Sparta: es ist der Silberblick seines Lebens, der Moment, wo das Königthum nach langer Erniedrigung wieder in reinem Glanze strahlt.

Diese mächtige Stellung konnte Agesilaus indessen auf die Dauer nicht ungestört behaupten. Der ruhmlose korinthische Krieg bot ihm, obwohl er niemals geschlagen ward, doch keine Gelegenheit, neue militärische oder diplomatische Lorbeeren zu gewinnen. Und allmählig sehen wir in seinem Staate eine Partei entstehen, die aus politischen und persönlichen Gründen dem Agesilaus feindlich gegenübertritt. So weit sich nach den Angaben, die wir bei Xenophon, Diodor und Plutarch zerstreut finden, schliessen lässt, sind es namentlich der andere König Agesipolis und der bekannte Antalkidas, die an der Spitze dieser Partei stehen. Diesen Staatsmännern ist namentlich der Krieg mit Persien zuwider; vielleicht darf man annehmen, dass neben persönlichen Antipathieen gegen Agesilaus ihnen der Wunsch vorschwebte, Sparta möge sich, mit dem Besitz der Hegemonie in Griechenland zufrieden, in analoger Art auf sich selbst zurückziehen, wie etwa im vergangenen Jahrhundert nach den traurigen Vorfällen mit Pausanias, — natürlich mit der nöthigen Rücksicht auf die durch den Fall der athenischen Macht gänzlich veränderte Lage der Dinge in Europa. Man darf wohl annehmen, dass diese Männer meinten, durch Abschluss des Antalkidasfriedens (387) dem Ansehen des Agesilaus, welches vorzugsweise auf dem persischen Kriege beruhte, einen harten Schlag zuzufügen. Diese Erwartung aber wird völlig getäuscht. Agesilaus macht unerwartet eine Schwenkung; er bemächtigt sich, so zu sagen, dieses Friedens, er weiss die zweideutigen Artikel des Vertrags geschickt zu benutzen, um das, was er für Sparta in Asien nicht mehr gewinnen konnte, nun in Griechenland mit List und Gewalt zu erreichen. Wir stehen hier an dem verhängnissvollen Wendepunkt seines Lebens. Agesilaus opfert die politischen und moralischen Grundsätze, die er bisher öffentlich bekannt hat, seinem Ehrgeiz und dem auf, was er „den Nutzen und Vortheil Sparta's" nennt. Er folgt den wilden Leidenschaften der Mehrheit seiner Zeitgenossen und wird dadurch binnen Kurzem in den Stand gesetzt, die ganze Politik seines Staates fast widerstandslos zu bestimmen. In der That das bewegende Element des Staates, — dürfen die zahlreichen Unternehmungen wohl alle auf ihn, als ihren moralischen Urheber, zurückgeführt werden, welche den spartanischen Staat im Laufe der Jahre 387 bis 379 zu einer in Griechenland bis dahin unerhörten Macht fördern. Freilich sind es fast durchgängig wahre „Staatsstreiche", und mit jedem Schritt führt die Politik des Agesilaus die Spartaner weiter in ein Labyrinth von Rechtsverletzungen und frevelhaften Gewaltthaten. Aber mit der Demüthigung von Olynth (380) ist Sparta auch zu einer wahrhaft welthisto-

rischen Stellung erhoben; Grösseres noch stand in Aussicht, und das Alles durfte der Spartaner seinem gepriesenen Agesilaus danken. Und ohne die hergebrachten Formen entfernt zu verletzen, herrscht dieser im Innern beinahe unbeschränkt; Agesipolis, sein College, wird wider Willen ein Werkzeug seiner Politik; selbst das Recht muss sich vor dem mächtigen Herrscher beugen, — mit einem Wort, niemals noch war in Sparta ein einzelner Mann gewaltiger gewesen, und dieser Mann war jetzt der König.

Weil aber die Grundlagen dieses stolzen Baues spartanischer Macht und königlicher Grösse innerlich hohl waren und auf Unrecht beruhten, weil ferner Agesilaus nur ein Staatsmann zweiten Ranges war, der seine Siege nicht zu benutzen, nirgends etwas Organisches zu schaffen verstand, die neue Machtstellung aus dem Bereiche kahler Gewaltherrschaft nicht herauszubringen vermochte, so war die letztere denn auch nur von kurzer Dauer. In demselben Jahre 379 v. Chr., wo mit Bezwingung der Phliasier der letzte Versuch freiheitsliebender Hellenen, gegen die spartanische Uebermacht sich zu halten, gebrochen ward, erhob sich in Theben ein Feind, der Schritt für Schritt die Weltstellung der Spartaner zertrümmerte, dann ihre hellenische Hegemonie auflöste, ihren uralten Waffenruhm beinahe vernichtete und damit denn auch dem Ansehen des Königthums unheilbare Wunden schlug. Betrachten wir noch in der Kürze den Verfall des königlichen Ansehens in den zwei Jahrzehnten nach Thebens Befreiung. Bis zum Jahre 371 hielt sich Agesilaus noch immer in äusserlich ungebrochener Macht. Sein College Kleombrotus, obwohl ein Gegner seiner Politik, muss doch stets sich dazu hergeben, in Agesilaus' Sinne zu handeln. Der Letztere aber hütet sich wohl, seinen militärischen Ruhm ernstlich zu gefährden; ein dunkles Gefühl der Gefahr, die in dieser Zeit von Norden her nun auch durch den Thessalischen Jason den Hellenen drohte, mag wohl mit dazu beigetragen haben, die Spartaner fest an diesem Monarchen halten zu lassen, dem einzigen Manne, den sie jetzt den zahlreich sich von allen Seiten erhebenden Feinden entgegenstellen konnten. Das Alles ward durch die Schlacht von Leuktra geändert. Die erste entscheidende Landschlacht, welche Spartanische Hopliten seit Menschengedenken verloren hatten, war von einem Könige geleitet gewesen. Zwar hatte nur der relativ unbedeutende Kleombrotus hier gefochten; doch blieb der Makel auf dem Königthum haften. Und als nun die schrecklichen Folgen jener Niederlage immer deutlicher sich zeigten, als die ganze Herrlichkeit der Spartaner nach und nach in Trümmer zerfiel, als zum ersten Male seit Jahrhunderten feindliche Truppen das Eurotas-Thal verheerten, und — in bitterer Umkehr des Missbrauches, den Sparta mit dem Antalkidasfrieden getrieben hatte, — die Autonomie des so lange geknechteten Messeniens verkündet wurde, da verblich auch der Ruhm des Agesilaus. Nun erkannte man, dass seine gewaltthätige Politik, seine Hegung des Unrechtes, der Schutz, den er den Phöbidas und Sphodrias gewährt hatte, sein Coteriegeist und vor Allem seine leidenschaftliche Feindschaft gegen Theben das Elend der Gegenwart verschuldeten. Nun beklagte man, dass man einst den Leotychides von

der Thronfolge ausgeschlossen hatte; jetzt sah man in Agesilaus nur noch einen „lahmen König." Ein Oedipus war er wahrlich nicht gewesen; alle die Fragen, um die es sich, gleich Räthseln der Sphinx, beim Antritt seiner Regierung gehandelt, waren ungelöst, die Verwirrung ärger denn zuvor. Den Agesilaus hielt jetzt nur noch seine relative Unentbehrlichkeit, das Verdienst, das er sich im bedenklichsten Moment um die Rettung seiner Stadt erwarb — und endlich auch seine Stellung als König. Er hatte in seiner Blüthezeit soviel zur Hebung dieser Würde gethan, dass jetzt im Unglück die lange Gewöhnung der Zeitgenossen, nach dem Throne hinaufzublicken, ihm wieder zu Gute kam. Als er aber nach der Schlacht von Mantinea erkannte, wie sein langes Leben mit dem gänzlichen Bankerott seiner hochfliegenden Pläne geendet, als er nun Griechenland todtmüde, Sparta im Grunde zerrüttet, seine Lorbeeren vom Paktolus und Koronea verwelkt sah, da scheint ihn die Verzweiflung gepackt zu haben. Denn ein Akt der Verzweiflung ist es, wenn der ruhelose Greis sein Sparta, wo man nun bitter fühlte, wie theuer man den neuen Glanz des Königthums hatte bezahlen müssen, verlässt und sich dazu hergiebt, als abenteuernder Bandenführer den ägyptischen Insurgenten zu Hülfe zu ziehen. Wie seine ersten Feldzüge gegen die Perser die königliche Würde hoch erhoben hatten, so drückte dieser letzte Zug gegen Persien auch dem Königthum einen schmählichen Makel auf. Und so verhängnisvoll war auch nach dieser Seite hin sein Beispiel, dass seine Nachfolger, die Archidamus und Kleonymus, sich nicht scheuten, der erstaunten Welt das unwürdige Schauspiel „Reislaufender" Könige zu geben.



C. Berechnung der Einnahmen und Ausgaben zur Beschaffung einer Marmorbüste Fr. A. Wolf's.

I. Einnahmen:

A. Preussen:

1) Provinz Brandenburg:

	ℛ	sgr	₰
Gymnasium zu Königsberg in der Neumark durch Dir. Nauck	6	—	—
Gymn. zu Guben d. Dir. Graser	2	—	—
Prorector Dr. Sause zu Guben	1	—	—
Gym. zu Neu-Ruppin d. Dir. Starke	9	—	—
Gymn. zu Potsdam d. Dir. Riegler	5	25	—
Friedrichs-Werdersches Gymnas. in Berlin	5	15	—
Französisches Gymnasium	4	15	—
Joachimsthal'sches Gymnasium	7	—	—
Graues Kloster	8	—	—
Geheimer Ober-Reg. Rath Joh. Schulze	5	20	—
Geheimer Reg. Rath Dr. Böckh	4	—	—
Dr. M. Hertz	1	—	—
Consistorial- und Schul-Rath Dr. Kiessling	1	—	—
Gymnasium zu Cottbus durch Conr. Dr. Bolze	5	—	—
Pädagogium zu Züllichau	5	—	—
2) Provinz Pommern:			
Dir. Dr. Hasselbach in Stettin	10	—	—
Schulrath Dr. Wendt	1	—	—
Gymnasium zu Cöslin (durch Schulrath Kiessling)	1	15	—
Pädagogium zu Putbus durch Dir. Gottschick	6	10	—
Dr. Zober in Stralsund	1	—	—
Gymnasium in Greiffenberg durch Schulrath Wendt	4	—	—
Gymn. zu Neu-Stettin durch dens.	11	—	—
Gymnasium zu Greifswald durch Dir. Hiecke	7	—	—
Summa:	112	10	—

	ℛ	sgr	₰
Transport:	112	10	—
3) Provinz Sachsen:			
Pastor Garcke in Deersheim	1	—	—
Gymn. in Halberstadt durch Dir. Schmid	7	—	—
Studirende der Philologie in Halle	8	—	—
Prof. Dr. Blanc in Halle	2	—	—
Königl. Pädagogium in Halle durch Prof. Daniel	4	10	—
Lateinische Hauptschule in Halle	9	—	—
Kloster U. L. Fr. in Magdeburg durch Dir. Müller	6	20	—
Domgymn. in Magdeburg durch Dr. Wiggert	5	—	—
Consistorialrath Dr. Funk in Magdeburg	2	—	—
Gymnasium in Mühlhausen durch Dir. Haun	3	—	—
Gymnasium in Naumburg durch Dir. Förtsch	3	10	—
Gymnasium in Nordhausen durch Dir. Schirlitz	8	—	—
Klosterschule in Rossleben durch Prof. Anton	4	5	—
Gymnasium in Salzwedel durch Dir. Jordan	3	—	—
Gymnasium in Schleusingen durch Dir. Hartung	1	—	—
Gymn. in Torgau d. Dir. Sauppe	3	—	—
Gymnasium in Wittenberg durch Dir. Schmidt	7	15	—
Dir. Dr. Haacke in Stendal	5	—	—
Gymn. in Zeitz durch Dr. Peter	1	15	—
4) Provinz Schlesien:			
Rittergutsbs. Oelsner in Trebnitz	10	—	—
Summa:	206	25	—

	Thlr	Sgr	Pf
Transport:	206	25	—
Gymn. in Oels durch Dir. Heiland	4	—	—
Gymn. in Liegnitz d. Dir. Sauppe	1	10	—
Magdalenäum in Breslau durch Dir. Schönborn	3	—	—
Gymn. in Brieg d. Dir. Matthison	2	—	—
5) Provinz Preussen:			
Prof. Lehrs in Königsberg	2	—	—
Geh. Rath Lobeck	2	—	—
Geh. Rath Drumann	2	—	—
Geh. Rath Schubert	1	—	—
Director Dr. Gotthold	5	—	—
Director Dr. Skrzeczka	1	—	—
Director Dr. Fabian in Tilsit	1	—	—
6) Provinz Westphalen:			
Gymnasium in Minden durch Dir. Wilms	3	10	—
B. Königreich Baiern.			
Sammlung in München durch Rector Halm	6	10	—
Sammlung in Bayreuth durch Rector Held	5	—	—
Sammlung in Erlangen 8 fl. „ in Augsburg durch Rector Mezger 20 fl. Rector Dr. Gutenaecker in Bamberg 3 fl. 31 fl. =	17	4	—
C. Königreich Hannover:			
Hofrath Hermann in Göttingen	10	—	—
Pädagogium in Ilfeld durch Dir. Schirlitz in Nordhausen	4	—	—
Summa:	276	29	—

	Thlr	Sgr	Pf
Transport:	276	29	—
D. Königreich Sachsen:			
Blochmann'sches Institut in Dresden durch Prof. Fleckeisen	7	—	—
Kreuzschule in Dresden durch Dr. Helbig	5	10	—
Prof. Dr. Nitzsch in Leipzig	3	—	—
E. Grossherzogthum Sachsen-Weimar:			
Sammlung in Weimar durch Prof. Lothholz	8	5	—
F. Grossherzogthümer Mecklenburg:			
Director Dr. Wex in Schwerin	5	—	—
Gymn. in Friedland d. Dir. Unger	5	22	6
Gymn. in Schwerin durch Dir. Wex	3	—	—
Schulr. Dr. Eggert in Neu-Strelitz	1	—	—
G. Herzogthum Nassau:			
Regierungsrath Dr. Seebode in Wiesbaden	4	—	—
Gymnasium in Wiesbaden durch Prof. Firnhaber	4	—	—
H. Freie Städte:			
Rect. Dr. Vömel in Frankfurt a. M.	18	9	6
Sammlung in Hamburg durch Prof. Petersen	10	—	—
I. Einzelne Gaben:			
Dir. Dr. Krüger in Braunschweig	1	—	—
Prof. Dr. Osann in Giessen	1	—	—
Gh. Rth. Föhlisch in Wertheim 9 fl.	5	10	—
Summa:	358	26	—

II. Ausgaben:

	Thlr	Sgr	Pf
Druck des Circulares	2	15	—
Dem Bildhauer Heidel in Berlin	275	—	—
Fracht für die Büste	6	20	—
Für das Auspacken derselben	—	15	—
Summa:	284	20	—

	Thlr	Sgr	Pf
Transport:	284	20	—
Das Postament dazu	4	—	—
Ausfall durch schlechte Münzen	1	10	—
Porto-Auslagen	12	25	—
Summa:	302	25	—

Bestand: 56 Thlr. 1 Sgr. — Pf.

D. Alphabetisches Verzeichniss der auswärtigen Mitglieder.*)

Ameis aus Mühlhausen 109.
Anger aus Leipzig 139.
Arndt aus Torgau 82.
Arnold aus Halle 90.
Back aus Lohma 116.
Back aus Lucka 278.
Baumbach aus Jena 117.
Bernhardy aus Halle 104.
Bonde aus Leipzig 251.
Bosse aus Cöthen 217.
Bretschneider aus Gera 222.
Brockhaus aus Leipzig 69.
Caesar aus Marburg 75.
Corssen aus Schulpforta 260.
Cramer aus Cöthen 216.
Danz aus Halle 291.
Delitzsch aus Erlangen 110.
Deuschle aus Hanau 7.
Dietsch aus Grimma 68.
Dietzel aus Leipzig 234.
Döderlein aus Erlangen 72.
Döhner aus Meissen 135.
Döhner aus Zwickau 223.
Döllen aus Berlin 198.
Eckstein aus Halle 2.
Feldhügel aus Zeitz 149.
Findeisen aus Berlin 255.
Finsterbusch aus Halle 169.
Fleischer aus Leipzig 85.
Flügel aus Meissen 209.
Forbiger aus Leipzig 241.
Forchhammer aus Kiel 271.
Francke aus Torgau 196.
Franke aus Oberlödla 153.
Freytag aus Meissen 210.
Fritzsche aus Rostock 94.
v. d. Gabelentz aus Poschwitz 3.
Gebhardt aus Hof 290.
Geier aus Halle 259.
Gerhard aus Berlin 120.
Gerlach aus Basel 111.
Gersdorf aus Leipzig 212.
Geyer aus Leipzig 127.
Geyer aus Treben 128.
Giesel aus Torgau 141.
Gleissner aus Rositz 181.
Göttling aus Jena 73.
Götze aus Hirschfeld 284.
Graf aus Meissen 136.
Graf aus Rüdersdorf 248.
Graul aus Leipzig 233.
Gravenhorst aus Hildesheim 48.
Grotefend aus Hannover 93.
Haberland aus Eisenberg 230.
Hammer aus Zerbst 118.
Handrick aus Torgau 197.
Hannss aus Leipzig 257.
Haussdörffer aus Eutin 81.
Heerwagen aus Bayreuth 121.
Heinichen aus Zwickau 66.
Helbig aus Dresden 47.
Hempel aus Schmölln 280.
Heraeus aus Cassel 122.
Hercher aus Rudolstadt 131.
Hermann aus Göttingen 205.
Herold aus Nürnberg 183.

*) Die beigesetzten Zahlen verweisen auf das Hauptverzeichniss S. 9—14.

*) Mitglied der Orientalisten-Versammlung, im Album jedoch nicht verzeichnet.

E. Verzeichniss der auswärtigen Mitglieder nach ihren Wohnorten.

Basel: Gerlach, Merian, Stähelin, Vischer (129. 130).
Bayreuth: Heerwagen, Lechner.
Berlin: Döllen, Findeisen, Gerhard, Hertz, Kertscher, Mützell, Vater, Weber, Wiese.
Braunschweig: Koch.
Breitingen: Otto.
Breslau: Löwe.
Calbe a. S.: Senff.
Cassel: Heraeus, Preime.
Cosma: Schmöller, Weise.
Cöthen: Bosse, Cramer.
Crefeld: Rein.
Danzig: v. Schultzendorff.
Dessau: Jahn, Ritter.
Dresden: Helbig, Käuffer, Krehl.
Eisenach: Rein, Weissenborn.
Eisenberg: Haberland.
Erfurt: Weissenborn.
Erlangen: Delitzsch, Döderlein.
Eschefeld: Otto.
Eutin: Hausdörffer.
Frankfurt a. O.: Reinhardt.
Gera: Bretschneider, Herzog, Mayer, Saupe.
Gotha: Wüstemann.
Göttingen: Hermann, Schneidewin, Wüstenfeld.
Griechenland: Petris.
Grimma: Dietsch, Schaefer.
Gross-Görschen: Osswald.
Grossröda: Tanner.
Güstrow: Raspe.
Halberstadt: Schmid.
Halle: Arnold, Bernhardy, Danz, Eckstein, Finsterbusch, Geier, Hertzberg, Keil, Kramer, Oehler, Voigt, Weiske.
Hamburg: Petersen, Redslob.
Hanau: Deuschle.
Hannover: Grotefend, Kühner.
Heidelberg: Holtzmann.
Herford: Knoche.
Hildesheim: Gravenhorst.
Hirschfeld: Götze.
Hof: Gebhardt, Riedel.
Jena: Baumbach, Goettling, Hoffmann, Höpfner, Nipperdey, Stark, Stickel, Stoltze, Werner.
Kiel: Forchhammer.
Langenscheibe: Wolf (261. 262).
Leipzig: Anger, Bonde, Brockhaus, Dietzel, Fleischer, Forbiger, Gersdorf, Geyer, Graul, Hanns, Kreussler, Möbius, Naumann, Nitzsch, Nobbe, Otto, Overbeck, Sachse, Scherber, Teubner, Tischendorf, Tittmann, Tuch, Vogel, Wachsmuth, Westermann, Wohlrab, Wuttke, Zenker.
Liegnitz: Sauppe.

F. Verzeichniss der Mitglieder der pädagogischen Section.

1. Prof. Dr. Ameis aus Mühlhausen.
2. Prof. Dr. Arndt aus Torgau.
3. Conrector Bosse aus Cöthen.
4. Schulrath Cramer aus Cöthen.
5. Dr. Deuschle aus Hanau.
6. Prof. Dr. Dietsch aus Grimma.
7. Prof. Dr. Döderlein aus Erlangen.
8. Director Dr. Eckstein aus Halle.
9. Oberlehrer Dr. Feldhügel aus Zeitz.
10. Schulrath Dr. Foss aus Altenburg.
11. Oberlehrer Dr. Francke aus Torgau.
12. Prof. Gebhardt aus Hof.
13. Dr. Geier aus Halle.
14. Gymnasiallehrer Giesel aus Torgau.
15. Prof. Dr. Gravenhorst aus Hildesheim.
16. Conrector Haberland aus Eisenberg.
17. Oberlehrer Dr. Handrick aus Torgau.
18. Conrector Hausdörffer aus Eutin.
19. Prof. Dr. Heerwagen aus Bayreuth.
20. Prorector Lic. Dr. Heinichen aus Zwickau.
21. Oberlehrer Helbig aus Dresden.
22. Prof. Hercher aus Rudolstadt.
23. Prof. Herold aus Nürnberg.
24. Dr. Keil aus Halle.
25. Gymnasiallehrer Kleinschmidt aus Torgau.
26. Director Dr. Kramer aus Halle.
27. Prof. Dr. Kraner aus Meissen.
28. Dr. Kühner aus Hannover.
29. Dr. Langguth aus Zeitz.
30. Prof. Dr. Lieberkühn aus Weimar.
31. Prof. Dr. Lothholz aus Weimar.
32. Oberlehrer Dr. Matthiae aus Quedlinburg.
33. Gymnasiallehrer Michael aus Torgau.
34. Director Dr. Müller aus Rudolstadt.
35. Adjunct Müller aus Schulpforta.
36. Prof. Dr. Mützell aus Berlin.
37. Director Dr. Palm aus Plauen.
38. Gymnasiallehrer Preime aus Hessen-Cassel.
39. Gymnasiallehrer Dr. Puls aus Torgau.
40. Director Dr. Raspe aus Güstrow.
41. Rector Dr. Rein aus Crefeld.
42. Prof. Dr. Rein aus Eisenach.
43. Studienlehrer Riedel aus Hof.
44. Prof. Rothmann aus Torgau.
45. Oberlehrer Dr. Rüdiger aus Zwickau.
46. Director Dr. Sauppe aus Liegnitz.
47. Prof. Dr. Schaefer aus Grimma.
48. Prof. Dr. Scheibe aus Neustrelitz.
49. Director Dr. Schmid aus Halberstadt.
50. Dr. Schmidt aus Altenburg.
51. Dr. Sehrwald aus Altenburg.
52. Director Dr. Sintenis aus Zerbst.
53. Gymnasiallehrer Stier aus Wittenberg.
54. Prof. Dr. Tomaschek aus Wien.
55. Prof. Dr. Weber aus Weimar.
56. Collaborator Weiske aus Halle.
57. Prof. Weissenborn aus Eisenach.
58. Geh. Rath. Dr. Wiese aus Berlin.

G. Verzeichniss der Orientalisten.

1. Prof. Dr. Anger aus Leipzig.
2. Prof. Dr. Apetz aus Altenburg.
3. Dr. Arnold aus Halle.
4. Prof. Dr. Brockhaus aus Leipzig.
5. Prof. Dr. Delitzsch aus Erlangen.
6. Prof. Dr. Fleischer aus Leipzig.
7. Prof. Dr. Flügel aus Meissen.
8. Geh. Rath Dr. v. d. Gabelentz aus Poschwitz.
9. Prof. Dr. Graf aus Meissen.
10. K. Graul aus Leipzig.
11. Dr. Grotefend aus Hannover.
12. Geh. Kirchenrath Dr. Hoffmann aus Jena.
13. Prof. Dr. Holtzmann aus Heidelberg.
14. Consistorialrath Dr. Käuffer aus Dresden.
15. Dr. Krehl aus Dresden.
16. Dr. Löbe aus Rasephas.
17. Prof. Dr. Müller aus Oxford.
18. Prof. Dr. Redslob aus Hamburg.
19. Prof. Dr. Stähelin aus Basel.
20. Prof. Dr. Stickel aus Jena.
21. Gymnasiallehrer Stier aus Wittenberg.
22. Prof. Dr. Tischendorf aus Leipzig.
23. Prof. Dr. Tuch aus Leipzig.
24. Dr. Weber aus Berlin.
25. Prof. Dr. Wüstenfeld aus Göttingen.
26. Prof. Dr. Wuttke aus Leipzig.
27. Dr. Zenker aus Leipzig.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)

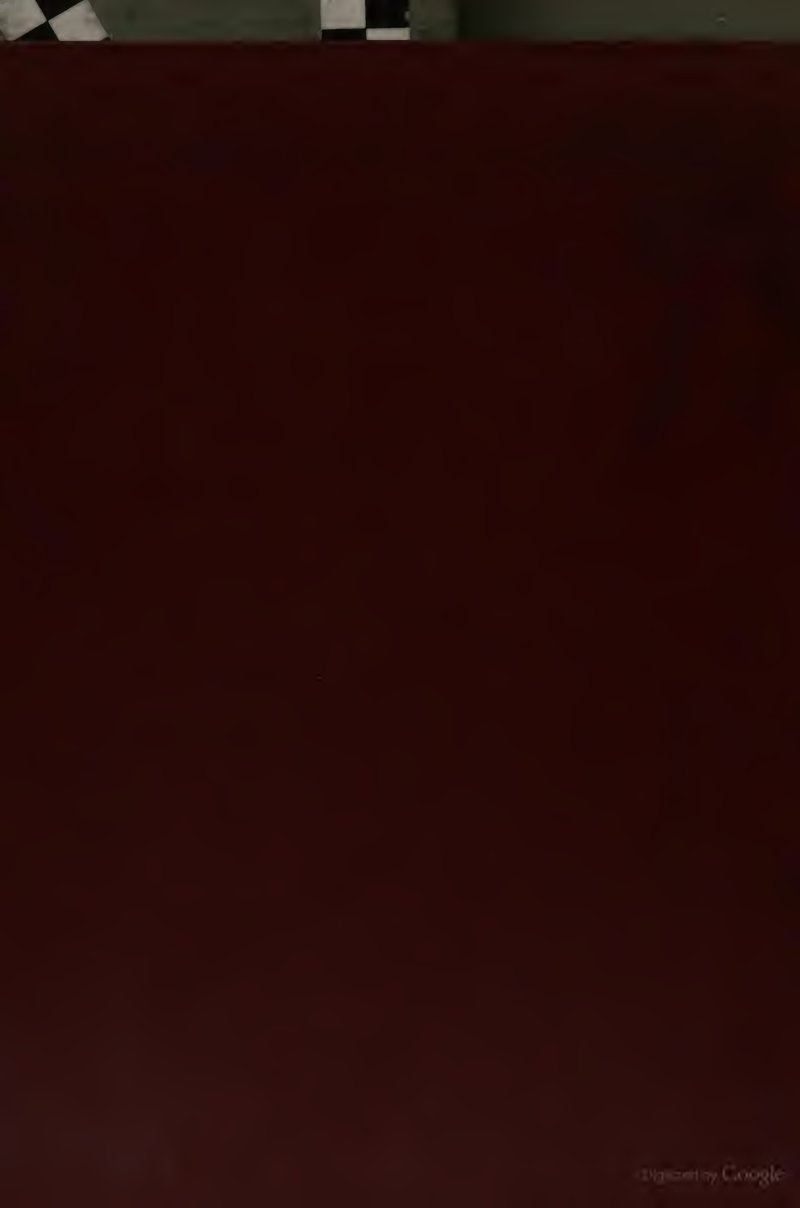









UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03092


Digitized by Google